Mnemosyne.

Beiblatt

zur

Neuen Würzburger Zeitung.

Jahrgang 1867.

Würzburg.
Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 1. Mittwoch den 2. Januar. 1867.

Eine Weihnachtsbetrachtung. *)

Von Karl Frenzel.

Weihnacht! Eine Welt des Friedens liegt in diesem Wort, eine Idylle, wie sie kein Dichter schöner gedichtet hat. Liegt? Es mag eine Zeit gegeben haben, wo gläubige Augen und Seelen die Engel leibhaftig in den kalten Winterwolken ziehen sahen, welche einst über Bethlehem erschienen und die wir nur noch in der „heiligen Nacht“ Corregio's erblicken, aber wohin sind diese Tage? Ein Materialist wird sich leicht entscheiden: da es keinen ordentlichen deutschen Winter mehr gibt, wo soll da eine rechte Weihnacht herkommen? Bereifte Tannen, verschneite Wege, blitzende Sterne am dunklen Himmel, widerhallende Gassen: wenn das Geschick uns diese rechte Zubehör eines Weihnachtsfestes nicht bescheert, wie sollen wir in die rechte Stimmung gerathen? Ich kann es nicht, Berlin nicht, das ganze deutsche Volk nicht. Während unser deutscher Christ- und Tannenbaum in der weiten Welt alljährlich neue Anhänger und Freunde findet, jenseits des Rheins in Paris sowohl, wie jenseits des Oceans in New-York, Chicago und St. Louis, wird bei uns selbst das Weihnachtsfest immer mehr zur Mythe, nicht für den Einzelnen zwar, aber doch für das Volk als Ganzes. Den armen Kindern werden jetzt mehr Christbäume angesteckt, als je, dafür leuchtet der große Christbaum für Alle nicht mehr. Dieser allgemeine freie Christbaum, welcher nichts kostete, war bei uns der sogenannte Weihnachtsmarkt, er glich in etwas einem Paradiese. Alles, was die kindliche Phantasie sich träumt und wünscht, lag in seinen Buden aufgeschichtet: Puppen und Pfefferkuchen, Soldaten und Trommeln, Land und Städte, Menschen und Thiere. Den Engeln des Paradieses ließen sich die Jungen mit Knarren und Waldteufeln, mit Schäfchen und Schornsteinfegern vergleichen, sie versuchten sich in der Musik wie die Cherubim und Seraphim. Das war ein Lärm, ein Jauchzen, eine Helle, eine himmlische Freude, strahlend aus tausend Kinderaugen und sich widerspiegelnd in den Lampen der Buden, von dem großen Candelaber auf dem Schloßplatze wogte sie die Breite Straße bis zum Kölnischen Rathhaus hinab: vor der Stechbahn standen, still und grün, in dichten Massen die Tannenbäume. Der Markt ist geblieben, seine Buden sind reicher ausgestattet, als früher; statt mit Oellampen werden die schönsten und größten mit Gaslicht erhellt und dennoch tummelt sich hier nicht mehr die alte Kinderlust. Die Stechbahn ist der „Verschönerungs“- und „Verbreiterungssucht“ des Zeitgeistes gefallen, die prächtigen Schaufenster der Läden haben den hölzernen Buden das Leben ausgeblasen.

Nicht besser ist es den einst berühmten Weihnachtsausstellungen ergangen. Die Kleinen wie die Großen erfreuten sich vor zwanzig Jahren an Dioramen und Panoramen; über die bunten Märchenfiguren lachten die Kinder und die Väter schmunzelten still vor sich hin — über den politischen Witz, der hinter dem Märchen steckte oder doch stecken konnte. Grausamer Kladderadatsch, warum hast du diesen Schleier zerrissen! „Einen unter Allen zu bereichern, mußte diese Götterwelt vergehen!“ Dieser Eine warst du. Unangetastet von seiner Hand ist nur die Ausstellung geblieben, welche die Berliner Künstlerschaft in diesen Weihnachtstagen in der Akademie veranstaltet hat. Es ist eine altgewohnte Sitte. Den unvergeßlichen Eindruck, den eine Bilderbibel stets auf ein empfängliches, reines Kindergemüth ausüben wird, macht, natürlich in schwächerem Maße, diese Ausstellung auf den sinnigen Zuschauer. Sie vereinigt künstlerische und religiöse Weihe und erfüllt uns mit einem gewissen ahnungsvollen, süßen Schauer. Wir treten in einen langen, verhältnißmäßig schmalen, nur matt erhellten Saal. Pfeiler, die hier und dort aus den Wänden vorspringen und von einem Rundbogen überwölbt sind, geben ihm eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Mittelschiff einer Kirche. Im Hintergrund befindet sich ein dunkler Vorhang; plötzlich erlöschen die Lampen, ein feierlich ernster Gesang, von den Mitgliedern des Domchors ausgeführt, hebt an: deutsche Weihnachtslieder, italienische und lateinische Hymnen; langsam geht der Vorhang auseinander und ein magisch beleuchtetes Transparentbild erscheint in bunten, glänzenden Farben vor uns: Darstellungen aus den Evangelien. Man hat die Vereinigung beider Künste, der Musik und Malerei, getadelt und behauptet, der Genuß der einen schlösse den der andern aus; um das Bild recht zu genießen, dürfe man nicht auf den Gesang hören, und man müsse die Augen schließen, sich dieses Gesanges zu erfreuen. Die Theilung unserer Aufmerksamkeit wird Niemand in diesem Falle bestreiten, aber unsere Empfindung ist nicht getheilt, wir empfangen einen reinen, schönen Genuß und werden uns erst durch Nachdenken bewußt, daß er aus zwei Faktoren besteht. Diese Faktoren sind harmonisch verbunden; bei aller Klarheit und Schönheit haben die Stimmen der Sänger, die uns hinter dem Vorhang verborgen bleiben, etwas Verschleiertes, die Töne kommen zu uns wie aus einer unsichtbaren Welt. Die Farben des Bildes leuchten wohl, aber doch von einem andern als dem irdischen Lichte.

*) Indem diese Betrachtung sich auf die vorchristliche Festzeit der Wintersonnenwende erstreckt, kann sie zugleich als eine deutsche Neujahrsphantasie im weiteren Sinne gelten.

Anm. d. Red.

Ist nun das Gemälde selbst dieser in dem Zuschauer erregten Stimmung entsprechend, so wird die Wirkung zauberhaft. Denn trotz Renan und Strauß webt und wallet noch immer ein Geheimnißvolles um jene Krippe von Bethlehem. Das Dogma, das die Theologie daraus schöpfte, hat mit dem Zauber des Ereignisses an sich, mit der Rührung, die seine Schilderung in dem schlichtesten Buch aller Bücher, im Evangelium des Matthäus auf jedes empfindende Herz ausgeübt und ausübt, nichts zu schaffen. Wenn diese Geschichte längst im Glauben Aller zur Legende geworden, wird sie noch ihre Poesie bewahren und für die schönste Verklärung des Kindes und der Mutter gelten. Drei Könige kamen aus dem Morgenland und knieten zu den Füßen eines armen, eben geborenen Kindes. Ueber dem Hause stand ein Stern und „Friede auf Erden!“ sangen die Engel. Auch in diesem Sinne barg die Krippe von Bethlehem ein Unsterbliches — unsterblich vor Allem im deutschen Gemüth, im deutschen Nebel und in der deutschen Winternacht.

Das Leben und Denken unseres Volkes war lange, ehe die ersten Christenbekehrer in unsere nordischen Wälder kamen und dem Natürlichen eine symbolische Bedeutung gaben, an die Scholle des Bodens, den Wechsel der Jahreszeiten gebannt. Die Zeit gegen den Ausgang des Jahres, um die Wintersonnenwende, galt auch den Vorfahren als heilig. Die Götter wandelten dann auf Erden: die riesigen Dämonen des Sturmes und der Kälte, aber auch die segnende, glänzende Frau. Mächtiger und dichter wogte und braute damals über weiten Seen und ungelichteten Halden der Nebel. Auch wir hatten und haben eine Fata Morgana. In der Sahara bildet die glühende Sonne und die dünne, durchsichtig klare Luft das Phänomen, bei uns der Nebel und der Mangel an Sonne. Unsere alten Götter gingen nur im Regenmantel spazieren, auf Sturmwolken ritten die Walkyren und der höchste der Asen, Odin, war einäugig. Gibt es ein besseres Symbol für die Deutschen. „Unter den Blinden ist der Einäugige König.“ Aber der Nebel! Der Londoner Nebel riecht übel, beklemmt die Brust und begünstigt die Taschendiebe. Er ist, allegorisch gefaßt, die Wolke, in der Lucifer aus der Hölle emporsteigt. Das ist die Erfindung der Mönche, welche die Heidengötter zu Dämonen umprägten; ursprünglich kommt der deutsche Nebel geradewegs aus Walhalla. Wenn die Tarnkappe Siegfried's auch keine deutsche Erfindung ist, da sie schon der ältere Bruder unseres Stammhelden, Prinz Perseus, der Sohn jener lieblichen goldliebenden Danae, die Van Dyk gemalt, und die jetzt im Dresdener Museum dicht über der Himmelskönigin hängt, bei seinen Ritterthaten trug, so ist sie doch von uns vervollkommnet worden.

Nun braucht man kein Alterthumsforscher zu sein, um die Aehnlichkeit des Nebels und der Tarnkappe zu entdecken. Die Tarnkappe ist nur der in eine Form gebrachte Nebel. Welche Rolle sie beide in Geschichten und Gedichten bei uns spielen, weiß jeder Schulknabe. Was wären die Nibelungen ohne Tarnkappe? Die Schlacht im Teutoburger Walde, Hermann und Varus . . . ja, ohne den Nebel und den klassischen Morast, wo wäre da die deutsche Nation? Von dem Nebel fortgetrieben, zogen Gothen, Franken, Vandalen und Longobarden nach helleren Ländern. Kann ein Verständiger glauben, daß die Kaiser ohne den Nebel fort und fort über die Alpen nach Italien gezogen wären? Riesige Don Quixote's mit einem Gefolge von ehrlichen Sancho Pansa's, die statt auf Eseln auf Schlachtrossen ritten, dafür aber auch nicht wie der ehrliche Bauer der Mancha mit allen Sterbsakramenten versehen als gute katholische Christen, sondern unter dem Bannfluch am römischen Fieber, an italienischen Weinen und Weibern starben. Noch heute gefallen sich die Franzosen darin, Deutschland das Land des Nebels zu nennen. Sie sagen es halb spöttisch, halb mit einem Gefühl des Bedauerns über sich selbst, daß sie nicht so viel Nebel, nicht solche holde Poesie, eine so tiefsinnige Philosophie und seit dieses Sommers Mitte nicht einmal so viel Nebel-Sphäre besitzen, wie wir.

Wo wohnen die Elfen und Macbeth's Hexen, wo Undine und Loreley? Im Nebel. Wo haust Frau Venus, wo jagt das wilde Heer und zieht ihm der getreue Warner Eckart voran? Im Nebel. Der Allerseelentag ist ein Nebeltag. Wenn du auf der Insel Rügen durch den Buchenwald der Stubnitz nach Stubbenkammer und dem Herthasee hinauffährst, wer begegnet dir in der Dämmerung, im Mondnebel des Abends? Der gespenstische Hans Heu, der Reiter ohne Kopf. Es lebe der Nebel und seine Gestalten! Grau ist die deutsche See, grau liegt der Himmel über Deutschlands Gauen; aus den Teichen dampft es, aus den Wäldern; farblos, gestaltlos sind unsere Götter, sie zerfließen wie unsere Hoffnungen, und aus all dem Grauen und Brauen entwickelt sich nichts als eine Empfindung, die theuerste, nie erlöschende in uns: die Sehnsucht. Das ist das echte Kind des Nebels, der Grundton unserer Dichtkunst und unserer Geschichte. Sie trieb uns in die Weite, hinab in die Hölle und hinauf in den Himmel. Kein anderes Volk, als die Germanen, kennt die Sehnsucht in ihrem tiefsten Sinne. Das Wolkenkukuksheim des Aristophanes ist ein Schilda und Krähwinkel gegen die Städte und Staaten, die unsere Sehnsucht ins Nebelnichts gebaut. Wir bauten Walhalla mit seinem immer frisch gebratenen Eber und den immer gefüllten Methkannen für die Helden, die bei den Griechen als jämmerliche Schatten auf der Asphodeloswiese umherschwankten und lieber Ackerknechte auf Erden als Diener am Thron der Persephone sein wollten.

Wir bauten den Venusberg mit Nymphen und Musik für die Sänger, die, wiederum bei den Griechen, wie das Beispiel des Orpheus beweist, aus der Unterwelt nichts mit sich führen durften, als ihre Gattinnen: ein Geschenk, dessen Werth doch bedenklich ist. Nicht zufrieden mit Walhalla und dem Venusberg, begannen wir die Gründung der Republiken — immer im Nebel. In der realen Welt ging es Karl Moor und seinen Freunden, als sie in die böhmischen Wälder eilten, um die Republik der Jugend und der Zukunft zu stiften, nicht nach Wunsch; aber zur selben Zeit lebte hoch oben im Norden, in Königsberg in Preußen der große Wolkenzimmermann Immanuel Kant, und baute in aller Stille das Reich der deutschen Philosophie. Eine der merkwürdigsten Schöpfungen, die den Deutschen immer besser gefallen hat, als ihr irdisches Vaterland. Jacob Böhme und Leibnitz waren schon in den Nebelocean hinaufgefahren und hatten manche Insel darin entdeckt; aber Kant erst war es beschieden, das Festland zu finden: ein Etwas, so unermeßlich groß, daß die Sonne und alle Planeten, der Vega-Stern und das Kreuz des Südens, die ganze Milchstraße darin eingepackt werden können, wie Nürnberger Spielzeug in eine Schachtel. Hier herrscht die reine Demokratie, eine Freiheit ohnegleichen. In Athen durfte man die Götter wohl verspotten, aber nicht verleugnen; in unserer Nebel-Republik wird dem Höchsten, Zeus, schon von halbwüchsigen Mädchen das Dasein abgestritten. Daß die Welt gar nicht vorhanden ist, wenn ich sie mir nicht vorstellen will, weiß hier jeder Schuhflicker. In der Wirklichkeit muß sich der ehrliche Deutsche von dem Kammerdiener Serenis-

sind tief verbeugen, hier oben geht er an den Göttern vorüber, ohne sie zu grüßen. Dinge, die ihm unten viel Beschwerden machen, Raum und Zeit, dienen oben nur als Fidibus, seine Gedanken-Cigarre anzuzünden. Wenn hier selbst nur ein Mann von mäßiger Statur, wie Schelling war, sich mit den Gottheiten aller Völker in ein Gespräch einläßt, lächeln sie vergnügt und danken für die Ehre. Lacht nicht, „nur aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt euch eure Unendlichkeit!“ Eine Provinz dieses unendlichen Reichs, das aus Abstraktionen, Definitionen, Kategorien, Harmonien im Nebel errichtet wurde, heißt die politische. Sie ist erst in jüngster Zeit erobert worden, nicht ohne schwere Kämpfe und Opfer. Der Angriff war leicht, die Vertheidigung des gewonnenen Landes um so schwieriger. An einem schönen Tage, in den Ruinen der Wartburg, von deren Höhe der Blick entzückt über das liebliche, waldstille Thüringerland hinschweift, wurde sie durch einige junge Leute erobert; sie hatten blonde Locken, weiße Hemdkragen, Schnürröcke und Schläger.

An ihren Mützen tragen sie schwarz-roth-goldene Bänder und der Bierkrug fehlte nie in ihrer Hand. Es war die Verbindung der Burschenschafter und wie die alten Normanen zogen sie aus ihrer Heimath, der Romantik, auf Seeräuberzüge und Eroberungen aus. Im ersten Ansturm ward das Land überwältigt und wenn sie der Berserkerrausch ergriff, hing sich Follen den Purpurmantel um, setzte sich eine Krone von Flittergold auf und spielte den Kaiser Rothbart, zu dem seine jungen Genossen ihn erwählt. Leider blieb das deutsche Unglück auch in diesem Falle nicht aus. Deutsches Unglück ist der Versuch, die irdische, schwerfällige Gegenständlichkeit nach den Gesetzen einzurichten, die im Reiche des Nebels gelten. Luther setzte den Papst ab, um nachher selbst ein Papst zu werden, Kant stürzte in der „reinen Vernunft“ alle Götter und mußte sie in „die praktische“ sämmtlich wieder einführen. Oben ging Hegel nur mit Ideen und Kategorien, im reinen Sein und reinem Nichts um, hier auf Erden erfuhr er das klägliche Geschick, preußischer Philosophie-Professor zu werden und Alles, was in Preußen „von obrigkeitswegen“ geschah, für vernünftig erklären zu müssen. In dies Unglück fielen, wie bekannt, auch die Burschenschafter. In der Stille des Gefängnisses verschaffte man ihnen die nöthige Muße, über die Verfassung des „deutschen Reiches“ — wohlverstanden des Nebelreiches — nachzudenken. Auf Erden sind wir immer noch bei dem berühmten „Staat Friedrich's des Großen“ stehen geblieben. In drei Theile gespalten, ist das reale Deutschland uneiniger wie je und wenn einige große Politiker behaupten, die Einheit sei auch ein Stück Freiheit, so sucht der Narr zunächst die Einheit nicht minder vergeblich wie die Freiheit.

Das Herrlichste, was es einst in dem heiligen römischen Reich deutscher Nation gegeben, haben wir in diese „politische“ Provinz des Nebellandes geflüchtet. Dort weht die schwarz-roth-goldene Fahne, dort ist der Ring, den Kaiser Karl der Große trug, und der ihm in den Quell bei Aachen entfiel, die Krone, die Barbarossa's Haupt schmückte, und das Schwert, das Hermann wider Varus schwang. Dort segeln die Schiffe der Hanseaten, die längst verfault sind, lustig umher. Zuweilen kommen von rechts her, aus Walhalla, die alten Recken auf der Brücke des Regenbogens herübergeritten, Siegfried und Hagen im traulichen Verein, Thor mit dem Hammer und die Schildjungfrauen, und von links her naht der Zug der Sänger mit Harfen und Geigen, Volker, der Spielmann, voran, Herr Walther und Friedrich Schiller gehen Hand in Hand, der alte Uhland tanzt mit dem jungen Dornröschen, Göthe's Locken leuchten wie Sonnenstrahlen; alle holden Geschöpfe deutscher Dichtung sind da, der wackere Schiller greift in die Riesenharfe, und zuletzt singen alle das schöne Lied, das ursprünglich für diese Nebelwelt gedichtet war und sich nur durch ein Mißverständniß in die irdischen Cotta'schen Ausgaben des „Wallenstein“ verirrt hat:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!“

Und während unten vielleicht zum erneuten Bruderkrieg die Trommeln rasseln und die deutsche Geschichte in Blut und Thränen bis zum Zündnadelgewehr und dem norddeutschen Parlament vorgerückt ist, reichen sich oben Alle die Hände: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern“, in der schönsten und freiesten aller Republiken!

Und hier springt die Phantastik doch wieder in die Wirklichkeit um. Unzerrissen und unzerreißbar ist das Band unserer Sprache, unserer Kunst; alle besten Erinnerungen, alle tiefsten Empfindungen sind den deutschen Stämmen gemeinsam. Drei Dinge nimmt der Deutsche überall mit, wohin er auch geht, ans Kap der guten Hoffnung oder in den Westen Amerika's, in das Fremdenviertel von London oder in die Künstlerkneipen Roms: seine Geduld, seine Nebelbilder und sein Weihnachtsfest.

Erinnerungen an Friedrich Hebbel.*)

Hebbel und Schopenhauer.

Der berühmte Mathematiker Jakobi wurde einst in Gesellschaft gefragt: „Nicht wahr, Sie sind der Bruder des Physikers Jakobi in Petersburg?“ — „Nein,“ antwortete er, „der Physiker Jakobi in Petersburg ist ein Bruder von mir.“

In ganz ähnlicher Weise antwortete einmal Friedrich Hebbel.

„Sie haben eine große Verwandtschaft mit Arthur Schopenhauer, Herr Doktor!“ bemerkte ihm Jemand.

Der Dichter, der den Philosophen Arthur Schopenhauer gar nicht kannte, nie ein Wort von ihm, noch über ihn gelesen hatte, dachte sich unter diesem einen jungen Mann, der etwa erst anfange, als Schriftsteller aufzutauchen. Hebbel meinte, aus seinen Dramen heraus habe sich derselbe ein paar Gedanken zurecht gelegt, und daraus ein philosophisches System konstruirt; deshalb antwortete er auf jene Bemerkung etwas verletzt: „Sie irren, mein Herr, Sie meinen wohl, daß dieser Schopenhauer Verwandtschaft mit mir habe.“

„Es mußte seltsam zugegangen sein,“ sagte hierauf der Andere, „daß Schopenhauer Ihre Gedanken im voraus sollte errathen haben.“

„Wieso?“ fragte Hebbel aufmerksam.

„Denn so viel ich weiß,“ setzte der Andere fort, „ist Schopenhauer's Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, bereits im Jahre 1818 erschienen.

„Da war ich allerdings erst fünf Jahre alt“ — sagte Hebbel verwundert, und seine Begierde, den Philosophen Schopenhauer kennen zu lernen, war in hohem Grade angefacht.

Nicht lange nach diesem kleinen Vorfalle befanden sich sämmtliche Schriften Schopenhauer's auf Hebbel's Tische.

*) Aus der „Presse“.

Dies war im Jahre 1857. Das Erste, was er nun las, war eine Vorrede Schopenhauer's. Eine Stelle erregte seine Aufmerksamkeit ganz besonders; sie lautet: — „denn ich bedenke, daß die Zeit, da ich nichts mehr werde ementiren können, nicht mehr ferne sein kann, mit ihr aber erst die Periode meiner eigentlichen Wirksamkeit eintritt, von der ich mich getröste, daß sie eine lange sein wird, im festen Vertrauen auf die Verheißung des Seneca: etiamsi omnibus tecum viventibus silentium livor indixerit; venient, qui sine offensa, sine gratia judicent."

Nachdem er diese Stelle gelesen hatte, blickte er auf den Nagel des Daumenfingers. Wer Hebbel's Gedichte gelesen hat, weiß, was damit gemeint war. Es gibt aber auch deren, die sie noch nicht gelesen haben, und diesen muß ich erklären, daß nach Hebbel's Maßstab die Namen der Unsterblichen Platz finden auf dem „Nagel des Daums."

Ein starkes Selbstgefühl — sagte sich Hebbel — der Mensch ist entweder verrückt oder sehr bedeutend.

Vorläufig schien ihm Ersteres das Wahrscheinlichere; demungeachtet machte er sich ohne Vorurtheil an die Lektüre. Aber schon am Abende desselben Tages, nachdem er einige Stunden ununterbrochen in Schopenhauer gelesen hatte, fand er die angeführte Behauptung in der genannten Vorrede vollkommen berechtigt und sagte sich, daß er dem Geiste dieses Mannes sich wirklich verwandt fühle.

Hebbel, der sich sonst von den abstracten Darstellungen der Philosophen mehr angezogen als abgestoßen fühlte, fand hier eine Quelle innigen Genusses. Bekannt ist, wie er sich von Hegel's Logik mit Unmuth weggewendet, und wie wenig er in die Denk- und Schreibweise dieses lange Zeit für das größte philosophische Genie gehaltenen Mannes einzudringen vermochte. Um Etwas besser ging es ihm mit Kant. Vor diesem hatte er auch großen Respekt. Die beiden Philosophen nebeneinanderstellend, sagte er einmal: „Sie sind beide finster; der Unterschied aber ein großer. Die Finsterniß bei Kant ist die einer egyptischen Pyramide; weilt man einige Zeit darin, so wird es nach und nach Licht; bei Hegel aber — da ist „absolute" egyptische Finsterniß."

Indessen thut man Hebbel kein Unrecht, wenn man behauptet, er habe sich mit dem Hauptwerke Kant's, der „Kritik der reinen Vernunft" keineswegs in einer Weise beschäftigt, die ihm in dem „Ding an sich" des Letzteren mehr hätte offenbaren können, als in dem „Absoluten" Hegel's. Man thut Hebbel nicht Unrecht, wenn man behauptet, daß er überhaupt kein Freund des abstrakten Denkens und Wissens und kein Freund der Träger desselben war. Wie machte er sich über einen Philosophen lustig (ich will den Namen verschweigen), der bei ihm durch Professor Robert Zimmermann eingeführt worden war. Auf einem Spaziergange entwickelte ihm Hebbel in einer ungefähr zweistündigen Unterhaltung seine Ansichten über Kunst. Nachdem Hebbel mit der Darlegung seiner Prinzipien fertig war, sagte jener Philosoph: „Herr Doktor! Sie haben mir heute ein ganz neues Gebiet erschlossen, in das ich jetzt erst hineinzublicken anfange." — Dies war doch sicherlich sehr höflich und bescheiden, freilich mag es auch wahr gewesen sein. Hebbel aber, als er mir dies erzählte, fügte lächelnd hinzu: „Ich bin überzeugt, daß dem guten Mann das ganze Leben so verschlossen ist, wie ihm nach seinem eigenen Geständnisse die Kunst war."

Mit Schopenhauer aber verhielt sich das ganz anders. Mit ihm befaßte er sich längere Zeit und sehr gerne. Hebbel sah in ihm keinen „Philosophen vom Fach", auf die er nicht eben gut zu sprechen war, sondern einen ausgezeichneten, tiefen, gedankenreichen und fruchtbaren Schriftsteller. Woher diese räthselhafte Ausnahme? Wir brauchen unsere Zuflucht nicht zu Vermuthungen zu nehmen; glücklicherweise habe ich hiefür einige Anhaltspunkte aus des Dichters eigenem Munde. Das Schlagwort, welches die ganze Frage löst, lautet: Buddhaismus.

In den Schriften Schopenhauer's fand Hebbel jene weite, umfassende Liebe (?), welche weit über das Menschengeschlecht hinausreichend, sich auf die Thier- und Pflanzenwelt, ja sogar auf die sogenannte „unbelebte" Natur erstreckt; in ihm fand er aber auch jene düstere Weltansicht — Pessimismus genannt — die, vom Leben sich abwendend, das Dasein selbst schon für eine Schuld erklärt.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist bekannt, wie Hebbel die Thiere liebte. In Bezug auf die Thiere bin ich ganz Inder — waren seine eigenen Worte. Er, der von seinem Eichkätzchen sagte, es habe ihm das Welträthsel offenbart, fand seine eigenste Empfindungsweise in den Schriften des Philosophen wieder, und es ist kein Wunder, wenn er sich da hingezogen fühlte, wo er sich selbst wie in einem Spiegel erblickte.

Als Schopenhauer starb und der Bestimmung wegen, die er im Testamente in Bezug auf seinen Hund machte, von Vielen vornehm belächelt wurde, sagte Hebbel: „Ja, wie hätte er für das arme Thier anders und besser sorgen sollen? Wenn der Pfleger des Thieres weiß, daß mit dem Momente, wo das Thier stirbt, jährlich dreihundert und wie viel Thaler entfallen, dann kann man überzeugt sein, daß er seine Sache gut machen wird. Ich — würde ebenso handeln."

Wichtiger noch ist der zweite Punkt: der Pessimismus. Hier aber ist es nothwendig, die Strecke zu verfolgen, wie weit der Dichter und der Philosoph Arm in Arm mit einander gehen, und die Grenze genau im Auge zu behalten, wo sich ihre Wege vollständig trennen. Hebbel bezeichnete mir diesen Punkt folgenderweise: Allerdings kann man aus einem Charakter wie Holofernes, aus Erzählungen wie „die Kuh", „Anna", ebenso aus manchem der Gedichte dieselbe Wahrheit herauslesen, welche Schopenhauer ausspricht, wenn er sagt, es wäre schön, in diese Welt hineinzusehen, wenn man nur selber nicht mit drin stecken würde; aber geben Sie Acht auf den Unterschied: Schopenhauer macht aus dem Pessimismus ein System und geht darin auf. Bei mir findet er sich als ein Element; mir rundet sich die Welt immer mehr und mehr, und mir ist sie nie so rund wie jetzt erschienen. (Dies war im Jahre 1862.)

Darin liegt der Fingerzeig für die Beurtheilung dieser Frage. Hebbel mußte nothwendig von der Schopenhauer'schen Philosophie um so tiefer ergriffen werden, je mehr er darin sein eigenes Selbst erkannte; er mußte sich aber auch um so entschiedener von ihr abwenden, sobald er zu einem Punkte gelangt war, zu dem der Schritt aus jener Philosophie heraus gar nicht gethan werden konnte; das heißt, sobald an den Dichter Probleme herantraten, die auf etwas anderes abzielen, als auf die Forderung, blos das Elendigliche des Erdenlebens darzustellen.

In Bezug auf den Schopenhauer'schen Pessimismus sei mir hier nebenbei eine kleine Anmerkung erlaubt. Gegen seine pessimistische Anschauung werde ich nicht kämpfen; jedoch bedient sich unser Philosoph des Ausdruckes, daß der Schmerz das Positive, die Freude hingegen etwas blos Negatives sei. Diese Ausdrucksweise beruht auf einer falschen Auffassung des Begriffes der entgegengesetzten Größen. Hätte Schopenhauer sich an die Abhandlung über die negativen Größen von Kant, den er doch so hoch verehrt, erinnert, gewiß, er würde

sich anders ausgedrückt haben. Die Freude und die Lust ist ebenso gut real, wie der Schmerz. Schmerz und Lust sind aber einander entgegengesetzt. Es hängt ganz von meinem Belieben ab, den Schmerz als Positives zu bezeichnen, dann ist allerdings die Lust negativ; ich darf aber mit demselben Rechte die Freude als Positives bezeichnen, dann ist nothwendigerweise der Schmerz negativ; und doch hört darum der Schmerz nicht auf, real zu sein; denn positiv und negativ ist nichts Absolutes, sondern bezeichnet nur das Relative des Gegensatzes. Fünfhundert Gulden Schulden sind ebenso wirklich, wie fünfhundert Gulden Vermögen, nur für den, der sie hat, nicht von derselben, sondern von entgegengesetzter Wirkung.

Wenn Schopenhauer — was er freilich nicht beabsichtigt — damit nichts Anderes sagen will, als daß die Summe von Schmerz in der ganzen Welt jene der Freude überwiegt, so ist dagegen füglich nichts einzuwenden; allein den Schmerz als das Positive und die Freude als das Negative zu bezeichnen, und zwar in dem Sinne, als ob nur der erstere Realität hätte, die letztere aber nicht, ist falsch und muß bei einem Philosophen von der Verstandesklarheit Schopenhauer's Wunder nehmen.

In Wahrheit sprach Hebbel in den letzten Jahren auch mit weniger Begeisterung von dem Philosophen, mit dem er seine Verwandtschaft in früheren Jahren gerne zugestand, und selbst bis in die Details suchte er die Grenze, die ihn von Schopenhauer scheidet, zu bestimmen.

Hebbel hatte Schopenhauer auch persönlich kennen gelernt; aber er sprach von dieser Begegnung — scheint es — nicht gerne. Wenigstens erzählte er mir einen Fall, aus dem ich es schließe.

Eine Dame, welche Schopenhauer ganz außerordentlich verehrt, befand sich mit Hebbel in Gesellschaft, und da sie erfahren hatte, daß Hebbel den Philosophen gesprochen habe, so ersuchte sie die freundliche Wirthin, sie während des Essens neben Hebbel zu placiren. Dies geschah. Kaum hatte man sich zu Tische gesetzt, als Hebbel's Nachbarin auch gleich anfing: „Sie kennen Schopenhauer persönlich, Herr Doktor?“

Hebbel, dem nichts unerträglicher war, als mit bloßen Fragen der Neugier belästigt zu werden, gab ihr statt aller Antwort die Gegenfrage: „Was interessirt Sie daran, es zu wissen? Wie kommt Schopenhauer da hieher?“

Daß die Dame nun nichts weiter zu sagen hatte, ist selbstverständlich. Freilich bleibt hiebei noch immer unentschieden, ob Hebbel überhaupt der Fragerin, oder speziell einem Gespräche über Schopenhauer aus dem Wege gehen wollte.

Eduard Kulke.

Brasilianische Sklaverei.

Der auch als Schriftsteller rühmlichst bekannte Reisende J. J. von Tschudi gibt in seinen Reisen durch Südamerika, deren zweiter Theil soeben erschienen ist, belehrende und interessante Mittheilungen über das Institut der Sklaverei, wie es sich in Brasilien gestaltet hat. Tschudi sagt darüber: „Sklaverei ist ein Fluch für jedes Land, in dem sie noch besteht. Abgesehen von all ihren schrecklichen Rückwirkungen auf Moral und ihrem traurigen Einflusse auf die organische Entwickelung der Nation bedingt sie einen ununterbrochenen Racenkampf, indem bald der Sklave, bald sein Herr aggressiv vorgeht; bald der eine, bald der andere unterliegt. Mit großartigen Erfolgen für die Sklaven hat er nur einmal: in St. Domingo, geendet. Partielle Aufstände, sowohl in den Südstaaten Nordamerikas und in Westindien als auch in Brasilien, sind jedesmal zum Nachtheil und mit großen Verlusten an Menschenleben für die schwarze Race ausgefallen. Als traurige Folge solcher Befreiungsversuche ist immer eine härtere Behandlung der Sklaven eingetreten, die weit mehr Opfer forderte, als der offene Aufstand. Am häufigsten nimmt der Vernichtungskrieg den Charakter des Einzelkampfes an. Es ist nicht die ganze Sklavenbevölkerung eines Staates, es sind nicht die sämmtlichen Neger eines Distriktes oder einer Plantage, die auf den Kampfplatz treten, es ist der einzelne Sklave gegen seinen Herrn. Gift oder eine Kugel aus dem Hinterhalte geschossen sind seine Waffen. Gegen diese Angriffe ist der harte Sklavenhalter nie gesichert, sein Mißtrauen macht ihn aber immer härter. — Der Rachetrieb des Sklaven bleibt aber selten in der enggezogenen Grenze des Hasses gegen den Unterdrücker, er erstreckt sich weiter auf unschuldige Opfer und wird erst dann zum wahren Racenkampfe. Ich führe folgendes Beispiel von vielen anderen an, weil ich die betreffende Familie genauer kannte. Herr S., ein Deutscher in Rio de Janeiro, hatte eine etwa 16jährige Negerin als Köchin gemiethet und sie, vortrefflich gehalten, erst einige Wochen in seinem Hause, als eines Tages eines seiner Kinder, ein Mädchen von wenigen Jahren, an Erbrechen heftig erkrankte, man glaubte in Folge einer Indigestion. Am folgenden Tage überraschte die Frau des Hauses die Negerin in dem Augenblicke, als sie eine Hand voll Grünspan in die zum Mittagessen bestimmten schwarzen Bohnen warf. Sie wurde sogleich verhaftet und gestand auch unverhohlen, sie sei zwar in dem Hause zufrieden und gut gehalten, aber ihre alte Muhme habe ihr gesagt, alle Weißen müßten sterben; sie solle die Familie vergiften; sie habe Tags zuvor an dem „kleinen weißen Schnabel“ versucht, ob das Gift wirke. — Es ist bekannt, daß die Zahl der durch Neger vergifteten Weißen alljährlich eine sehr hohe ist; aber noch ungleich viel höher beläuft sich die Zahl der von ihren Herren getödteten Sklaven. Der Vernichtungskampf nimmt endlich noch einen höchst eigenthümlichen Charakter an, indem häufig die Sklaven durch ihren eigenen freiwilligen Untergang ihren Herrn pekuniär zu Grunde zu richten suchen. Der Sklave weiß, daß er einen sehr hohen Geldwerth repräsentirt, daß ohne seine Arbeit der Fazendeiro nicht bestehen kann und durch den Verlust der Arbeitskräfte ruinirt ist. Es fassen daher zuweilen die Sklaven einer Fazenda den Entschluß, sich selbst zu vergiften und führen ihn mit dem größten Stoizismus aus. Sie benutzen dazu die Abkochung oder das Pulver der Wurzel einer Liane, Timbo arvore oder T. boticario. Man hat behauptet, daß diese Pflanze von den Negern aus Afrika mitgebracht und in die brasilianischen Wälder versetzt worden sei, und daß dieser Timbo immer nur in der Nähe der Plantagen, nicht in den entfernteren Urwäldern gefunden werde, doch kann ich die Wahrheit dieser Angaben nicht verbürgen. Selten wählen die Neger den Tod durch Erhängen oder Ertränken; von Selbstentleibung durch Schießgewehr sind mir keine Beispiele bekannt geworden. Im Juni 1861 erfuhr ich folgende Nachrichten von einem Fazendeiro in der Provinz San Paulo, den ich im Jahre zuvor auf seiner schönen Besitzung besucht hatte. Der arme Mann war wahnsinnig geworden, und zwar in Folge nachstehender Thatsache. Mehrere Tage nacheinander kam während der Messe vor die Kirche der Pfarre, zu der die Fazenda gehörte, ein mit Ochsen bespannter, von einigen Sklaven

begleiteten Wagen, auf dem drei bis vier Negerleichen lagen, die beerdigt werden sollten. Der Geistliche erschrocken über die stets wachsende Zahl der Todten, erkundigte sich bei den Negern, ob auf der Fazenda eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei?

O nein, Herr, erwiderte einer der Sklaven, wir sind alle gesund, aber, fügte er mit einem verschmitzten Lächeln bei, heute bringen wir die da (auf die Todten zeigend), morgen werden andere uns bringen. Und so geschah es. Am nächstfolgenden Tage war der Ochsenkarren mit den Leichen der Sklaven beladen, die ihre todten Kameraden hergebracht hatten, und so ging es fort, bis fast alle Neger der Fazenda, über 80, neben einander auf dem Gottesacker ruhten. Sie hatten sich selbst vergiftet. Noch ehe die letzten auf den verhängnißvollen Wagen geworfen wurden, war ihr Herr, der sein Verderben immer näher rücken sah, dem Wahnsinn verfallen. Er hatte seine Sklaven durchaus milde behandelt. Man erklärt solche dunkle Thaten auf zweierlei Weisen. Entweder durch Ueberredung von Seiten eines unter den Sklaven befindlichen Zauberers oder Priesters (Quimombo), welche einen großen Einfluß auf die Neger ausüben, oder in Folge des Ablebens eines Sklaven aus königlichem Geblüt, worauf alle demselben Stamme angehörigen Neger ihm im Tode nachzufolgen sich verpflichtet halten."

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 27. Dezember. Die Wagner'sche Oper „Rienzi" hat nun bereits die dritte Aufführung innerhalb eines Zeitraumes von kaum zwei Wochen erlebt und übt immer noch dieselbe Anziehungskraft wie bei der ersten Vorstellung. Da wir der hervorragendsten Leistungen erst kürzlich gedacht haben und sich etwas wesentlich Neues in dieser Beziehung bei der gestrigen Aufführung nicht ergeben hat, so scheint es uns geeignet, bezüglich der Oper selbst noch einige aufklärende Notizen als Nachtrag zu unserer neulichen Besprechung zu geben. Wir behielten uns damals vor, des glücklich gewählten Stoffes noch besonderer Erwähnung zu thun und wollen deshalb zunächst hierauf etwas näher eingehen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Wahl des Stoffes für den Komponisten von sehr großer Bedeutung ist und für den Erfolg seiner Oper in demselben Verhältniß wichtig, ja geradezu entscheidend werden kann, als dessen musikalische Begabung reichhaltig oder geringe ist. Ohne Zweifel wird derjenige Componist sich in musikalischer Hinsicht am leichtesten thun, welcher sich sein Libretto selbst erfindet und ausarbeitet. Richard Wagner ist nun nicht nur Musiker, er ist auch Dichter und hat sich bekanntlich seine Operntexte alle selbst geschrieben. Während seinen meisten Opern Stoffe aus dem Mythus und der Sagenwelt zu Grunde liegen, wie im „Tannhäuser", „Lohengrin", „Fliegenden Holländer", hat er sich den Stoff zum „Rienzi" aus der Historie genommen und einen Abschnitt römischer Geschichte zur Zeit der Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon um das Jahr 1305 mit ziemlich kundiger Hand für die Bühne bearbeitet.

Während der langjährigen Abwesenheit des päpstlichen Stuhles von Rom hatten sich dortselbst Parteihäupter der verschiedensten Richtungen erhoben, die ewige Stadt zum Schauplatz erbitterter Kämpfe gemacht und dadurch die Autorität des Papstes gänzlich lahm gelegt.

Die gesetzliche Gewalt vermochte dem brutalen Gebahren, dem trotzigen Uebermuthe des zahlreichen sich gegenseitig befehdenden Adels nicht mehr zu steuern, und es war ein trostloser Zustand, eine Art Faustrecht eingetreten. In diesen traurigen Verhältnissen erhob sich ein Mann aus niederer Abkunft und faßte, geleitet von warmem Patriotismus, den erhabenen Gedanken, die Größe des römischen Volkes in ihrer alten Herrlichkeit wiederherzustellen und dem immer mehr um sich greifenden Unfuge zu steuern.

Nikolo Rienzi, ein Mann von edlem hochherzigen Charakter, reich an Geist und Gemüth, erlangte durch seine ungekünstelte Beredtsamkeit, in der sich warme Liebe zur Vaterstadt, frei von jeder Selbstsucht und Leidenschaft, aussprach, bei seinen Mitbürgern nach und nach großen Einfluß und wußte bald unter dem an die altrömische Herrlichkeit gemahnenden Titel **Tribun** die Zügel der Regierung in seiner kräftigen Hand zu vereinigen. Sein Ansehen stieg immer mehr, so daß ihn sogar der Papst von Avignon aus in dieser einflußreichen Stellung anerkannte. Die Parteihäupter unterwarfen sich mit verbissenem Grolle der Macht des plebeischen Emporkömmlings; die Zeit des Terrorismus war vorüber und Ruhe und Ordnung kehrten unter dem Schutze gewissenhaft gehandhabter Gesetze zurück. Der Tribun Rienzi gründete eine Art Republik, welcher sich die Völker Italiens anzuschließen begannen und selbst auswärtige Staaten ihre — auch in der Wagner'schen Oper vertretenen — Gesandten schickten. Diese glorreichen Zeiten sollten aber nicht lange dauern; denn in seinem Uebermuthe gezüchtigten Adel war die Macht Rienzi's schon längst ein Dorn im Auge; er wurde ein Bundesgenosse des Papstes, welcher einzusehen anfing, daß Rienzi sich auf eigene Füße stellte und darauf bedacht war, sich des nunmehr unnützen Werkzeuges zu entledigen; dazu kam der allen großen patriotischen Unternehmungen hinderlich entgegentretende Wankelmuth des Volkes, welchem Rienzi's Stellung verdächtig zu werden begann und so kam es, daß derselbe, nachdem er sich durch sein Glück verblenden ließ und über sein ursprüngliches Ziel hinausgriff, gestürzt wurde und geächtet entfliehen mußte. Nach wechselnden Schicksalen kehrte Rienzi als Statthalter des Papstes zurück, konnte sich aber das Zutrauen des Volkes nicht mehr in dem Grade wie früher erwerben und mußte endlich in einem von den unversöhnten adeligen Parteihäuptern angezettelten Aufstand des Volkes sein Leben lassen.

Diesen reichen geschichtlichen Stoff wählte sich Richard Wagner für seine Composition und wußte denselben — mitunter freilich mit Ueberschreitung des richtigen Maßes — ziemlich effektvoll für die Bühne einzurichten, worüber wir bei nächster Gelegenheit uns des Näheren auszusprechen gedenken, da uns für dieses Mal Raum und Zeit zu weiterer Ausführung gebricht.

—δ—

Zum neuen Jahre.

Nur in der Fülle der Zeiten erfüllt sich des Menschen Bestimmung.
Glücklich, wer die Wahrheit als Ziel seiner Bestimmung erstrebt.

C. K.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. G. Kurser.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 2. Sonntag den 6. Januar. 1867.

Eine gefährliche Hand.

Warst du, lieber Leser, je in der Schweiz? Nein? Nun, dann geh' nach Thun, einem der freundlichsten anziehendsten Städtchen der Welt. Es hat — im Thale der Aar — eine reizende Lage und die Häuser und Straßen haben sich mit den Bergen, dem nahen See, den Wolken und Wäldern verschworen, den Reisenden aufzuhalten, damit er noch etwas von seiner Baarschaft zurücklassen möchte. Jedes Gäßchen und jeder Winkel ist ein Prachtstück, das den Zeichner auffordert, es zu copiren; jede Lichtung gibt ein Bild; jede offene Aussicht ist ein Panorama. Die Stadt selbst, das kleine und doch vielgestaltige, das altmodische und doch hübsche Thun, ist eine der originellsten unter den menschlichen Wohnstätten. Die Balkone, die vorspringenden Dächer, die zugespitzten Thürmchen wetteifern coquett miteinander um den Preis unwiderstehlicher Anziehungskraft.

In Thun war es auch, wo ich S i e zuerst erblickte. Glücklicherweise habe ich jetzt ein Recht zu sagen: S i e. Man sieht zuweilen auf der Bühne eine reizende Fee, die plötzlich aus den Coulissen hervorschwebt und das ganze Auditorium im Alter von vierzehn bis zu nicht mehr genannt sein wollenden Jahren zum Sterben bezaubert. Nun war an diesem Morgen der städtische Trockenplatz, etwas unterhalb des Marktes, übervoll mit Leintüchern behängt, zwanzig Mal mehr, als ein Theater mittleren Ranges an Coulissenapparaten nöthig haben würde. Hinter diesen Leintüchern hörte ich eine silberne Stimme, welche sagte:

„Dieser Weg, Papa! Ich weiß ganz gewiß, dies ist der Weg nach dem Freienhof."

Und dann schlüpfte hinter den weißen Behängen eine Erscheinung hervor, welche mich alles andere sofort vergessen ließ. Natürlich hatte ich schon früher hübsche Mädchen gesehen, allein niemals m e i n hübsches Mädchen. Es war nicht die klare reine Gesichtsfarbe, noch das goldblonde Haar, noch der kleine rosige Mund, welche Cupido's Pfeil auf mich abschossen, — sondern das heitere, warme Auge, welches dem meinen begegnete; die Raschheit des Austausches unserer Blicke, das leichte Erröthen und Senken der Augenlider und das unwillkürliche momentane Stillstehen, als ob das Eine etwas Wichtiges zu sagen hätte und das Andere etwas Wichtiges zu hören erwartete, — richteten das Unheil an, wenn Unheil es genannt werden konnte. Was den „Papa" betrifft, so denke ich, daß ich ihn wohl d a m a l s gar nicht sah. Man hört zuweilen von Liebe beim ersten Anblick, und gerade dies war es, was ich erlebte.

Papa und S i e schritten weiter über den Miniaturmarktplatz in die Straße, und mir kam es vor, als ob sie langsamer ging und sich sehnte, irgendwo zum Ausruhen sich niedersetzen zu können. Ich meinerseits fühlte mich wie auf dem Fleck, auf dem ich stand, angenagelt und sah ihr nach, soweit ich noch Etwas von ihr erblicken konnte. Ueber das Eine nur war ich ganz im Klaren; ich war meiner Frau begegnet, wenn ich überhaupt einmal eine Frau haben sollte. Das Antlitz, die Gestalt, die Stimme hatten den Schleier der Zukunft gelüftet und ich gewahrte eine lange Perspektive unaussprechlichen Erdenglückes. Alle Magie, welche Leichtgläubige anlockt und bethört, ist Charlatanswerk; die einzig wahre Prophetengabe ist da zu suchen, wo ein sympathetischer Blick seine Macht ausübt.

Der Weg nach dem Freienhof! Es war dasselbe Hotel, in dem ich auch logirte. Aber der Weg, den die Fremden eingeschlagen, führte n i c h t dahin. Gingen sie nur auf's Gerathewohl hin und her, um hübsche Aussichten zu finden, oder hatten sie sich allen Ernstes verirrt? Die Zeit würde es lehren. Das Sprichwort sagt: „Alles kommt zu dem, welcher warten kann." Ich verstand zu warten und wartete, wo ich war. Während ich mich in Gedanken der angenehmsten Art versenkte und Bild um Bild, eines lieblicher als das andere, vor meinem Geiste aufstieg, wurde mir die Aussicht plötzlich durch ein Individuum versperrt, das mit unschlüssigen Schritten näher kam. Es war ein noch junger Mann in modischem, wenn auch einigermaßen schäbigem Anzuge, aber das letztere kann Einem auf der Reise passiren. Sein schwarzes Haar war vielleicht ein wenig zu lockig, sein Schnurrbart vielleicht etwas zu sehr gedrechselt und sein Hut von einer mehr geckenhaften als malerischen Facon. Man mußte in Zweifel gerathen, ob man ein Mitglied der besten Gesellschaft oder ein Mitglied gar keiner Gesellschaft vor sich hatte. Das Gesicht schien eher müde im Ausdruck und abgelebt, trug jedoch ein gewissermaßen zur Gewohnheit gewordenes Lächeln, welches wohlerzogene Leute, die für liebenswürdig gelten wollen, der Welt schuldig zu sein glauben, emsig zur Schau.

„Ich bitte um Vergebung, mein Herr," sagte er, mich gewahrend, „ich bitte wirklich tausendmal um Vergebung, — aber würden Sie wohl die Güte haben, mir den Weg nach dem Freienhof zu bezeichnen? Mein Freund, Graf Hallig, welcher mich in seiner Equipage nach Thun brachte, wollte mich überreden, im Hotel Bellevue einzukehren. Schönes Haus, vortrefflicher Tisch, herrliche Aussicht, gute Gesellschaft! Mit einem Wort ganz so, wie ich es liebe. Aber obgleich der Freienhof nur ein Gasthaus zweiten Ranges ist, so versprach

ich doch hinzugehen. Ich versprach, verstehen Sie, mein Herr, und wenn eine Dame im Spiel ist —". Er sagte dies alles mit süßlicher Stimme und affektirtem Accent.

„Hol' der Teufel den Menschen mit seinem albernen Geschwätz," brummte ich bei mir. „Wie konnte er mich nur in meinen angenehmen Phantasieen auf solche Weise unterbrechen." Ich lüftete den Hut und erwiderte kühl: „Sie haben nur geradeaus zu gehen; bei der ersten Querstraße schlagen Sie links ein. Dann kommen Sie an den Freienhof."

„Sehr verbunden, wirklich sehr verbunden," versetzte er in derselben honigsüßen Art. „Einem gänzlich Fremden solche Güte zu erweisen! Bitte, erzeigen Sie mir die Ehre, meine Karte anzunehmen. Sie wohnen doch gewiß im Hotel Bellevue? Sie gehen nicht nach dem Freienhof?"

„Nein, mein Herr," entgegnete ich kurz und, wie ich fürchte, unhöflich, während ich innerlich hinzusetzte: „erst wenn es mir belieben wird."

„Ich danke Ihnen unendlich. Also diesen Weg?" Und mit dem artigsten Gruße von der Welt entfernte er sich.

„Herr Percy Howard," las ich auf der Karte, welche ich wohl oder übel hatte annehmen müssen. Ein stolzer Name, aber in diesem Falle steckt wohl nichts dahinter. Ich kann den Burschen nicht ausstehen. Was mag doch aus den Andern geworden sein?"

Kaum hatte ich die Frage gedacht, so erhielt ich auch die Antwort. Vater und Tochter hatten gefunden, daß sie den falschen Weg genommen und kamen, wie ich gehofft, zurück. Sie schien gar nicht verwundert, mich noch an demselben Platze zu finden, er ebenfalls nicht, denn er hatte mich gar nicht beachtet. Jetzt oder niemals war der Augenblick zur Hand, etwas zu wagen.

„Bitte, entschuldigen Sie mich, mein Herr", begann ich mit einiger Unruhe und Verlegenheit, „aber ich glaube gehört zu haben, daß sie nach dem Hotel zum Freienhof gehen wollten. Ich logire daselbst und dies hier ist der Weg dahin. Sie können in einer Minute dort sein. Es ist jedoch noch zwei Stunden bis zum Mittagessen, und wenn Sie nicht zu müde sind, so könnten sie vorher eine wundervolle Aussicht genießen, welche Sie für die Mühe des Bergsteigens reichlich entschädigen wird."

„Wirklich! Was sagst du, Maria? Denkst du, du könntest noch ein wenig Bergsteigen vertragen?"

„O gewiß; ich habe immer gewünscht, jenen glänzenden weißen Berg besser sehen zu können. Ich denke, es ist die Blümlisalp. Ohne Klettern kann das aber nicht zu Stande gebracht werden und müde bin ich gar nicht."

„Nun", sagte Papa, „so wollen wir in's Hotel gehen und einen Führer nehmen, um an die von diesem gütigen Herrn bezeichnete Stelle zu gelangen."

„Ganz unnöthig", fiel ich ein. „Ich war gerade auf dem Wege dahin, als Sie vorbeigingen und wenn Sie es erlauben wollten, so könnte ich Ihr Führer sein."

„Ist es weit?" fragte der alte Herr, „und steil?"

„Weder das eine noch das andere. Um den Aussichtspunkt zu erreichen, brauchen wir nur jene Reihe niedriger Stufen, die für ein Kind bequem wären, hinanzusteigen. Wenn das Fräulein nicht schon müde ist?"

„Nicht im geringsten. Aber wenn es auch wäre, so ist ja hier ein Platz zum Ausruhen." Sie sagte dies, während wir schon aufwärts stiegen. „Wie seltsam!" fügte sie hinzu, „wir sind inmitten fünf verschiedener Pfade, von denen einige aufwärts und andere abwärts führen."

„Dies hier ist der unsere. Wir wollen ihm folgen. So, jetzt haben wir den Kirchhof erreicht und brauchen nicht mehr zu steigen. Nur noch wenige Schritte auf ebenem Boden. Hier ist der Platz. Bitte, sehen Sie dorthin!"

„Wie entzückend!" rief sie nach einer kleinen Weile aus; „es scheint mir, ich hatte bis jetzt keinen Begriff, wie schön es auf Erden sei. Niemals, niemals werde ich diesen Tag vergessen."

Sie schenkte mir einen Blick des Dankes, der alle Complimente der Welt aufwog. Die Freude an einem Bilde der großartigsten Naturschönheit, welche wir in Gemeinschaft genossen, brachte unsere Bekanntschaft rasch zur Reife. Wir fühlten, daß wir schon intime Freunde waren, wenn nicht mehr.

„Es ist in der That ein herrlicher Anblick," sagte Marias Vater. „Herr Howard würde es in seinem blumenreichsten Styl beschreiben."

„Ja," bemerkte das junge Mädchen, „das würde er, denn er scheut sich nicht, über alles zu sprechen, auch wenn er von Diesem und Jenem nichts versteht. Er verwechselt Römer mit Griechen, und wenn man ihn auf seinen Irrthum aufmerksam macht, so zieht er sich aus der Verlegenheit, indem er beide Völker die „Alten" nennt."

„Du bist gegen ihn eingenommen, mein Kind," unterbrach sie der Vater; „Du solltest aber doch deine Abneigung zu besiegen suchen. Apropos — ich möchte wissen, ob er schon in Thun angekommen ist.

Schweizer Reisen haben eine Eigenthümlichkeit, welche je nach Umständen angenehm oder unangenehm sein kann. Wenn man irgend eine soziale Spekulation im Auge hat, z. B. Töchter verheirathen, Freunde unerwartet antreffen oder nützliche Bekanntschaften machen will, zu denen sich zu Hause nicht so leicht Gelegenheit findet, so gibt es keinen besseren oder erfolgreicheren Landstrich auf Erden; wenn aber der Zweck nur von der Freude an Naturschönheiten bedingt ist, so wird man diesen in der Schweiz schwerlich ungestört erreichen können. Denn Jedermann, ausgenommen die Ersteiger der höchsten Berge, wählt sich die herkömmlichen, vielbetretenen Routen, und wenn du, lieber Leser, auf denselben einer Person einmal begegnet bist, so kannst du sicher sein, ihr immer zu begegnen. Auf dem Dampfboot, im Eilwagen, am Fuße der Gletscher, beim Wasserfall findest du Physiognomien, welche dich von Anfang der Reise an begleitet haben. Gehst du auf die Wengeralp, so thun sie es auch; siehst du den Gießbach illuminirt, so erblickst du dieselben Gesichter wieder, auf denen sich in deinem Beisein schon in Luzern, Bern oder Interlaken das Tageslicht abspiegelte. Wenn dir die Gesichter gefallen, so ist's schon recht; wenn nicht, so wird es lästig, sie beständig an den Fersen zu haben. Das einzige Mittel, solche Gefährten los zu werden, ist, irgendwo für eine Woche Halt zu machen und die Fluth vorbeirauschen zu lassen. Die Sommerströmung bringt sicherlich ein neues Contingent von Reisezugvögeln, unter denen sich vielleicht umgänglichere Genossen befinden. In solcher Weise waren Maria's Vater und Herr Howard miteinander bekannt geworden, und der Letztere ließ es sich angelegen sein, die neue willkommene Reiseacquisition gewissenhaft zu kultiviren. Daher kam es auch, daß ein abermaliges Zusammentreffen in Thun für den alten Herrn zu den erwarteten Dingen gehörte. Etwas wie Verdruß über ihres Vaters Vorliebe für den frischgewonnenen Bekannten überflog Maria's hübsche Züge, dann richtete sie den Blick abermals auf die Landschaft. Sich zu mir wendend fragte sie:

„Wie heißt jener Berg, der gerade vor uns liegt, die dunkelgrüne Pyramide, deren Fuß mit dichten Nadelwaldungen bedeckt ist?"

„Das ist mein Berg, mein geliebter Niesen. Jedermann bevorzugt ihn. Der Name an sich ist so populär, daß man auch Lokomotiven so tauft. Lang lebe der herrliche Niesen! Neulich stand ich auf seiner Spitze."

„Wirklich! Ist es möglich?" rief Maria aus, mich in ihrer Unschuld wie einen Alpenhelden betrachtend.

„Es ist nicht allein möglich, sondern so leicht, daß Sie selbst den Berg ersteigen könnten, wenn Sie Lust hätten."

Nach einigem Hin- und Herreden fand sich der alte Herr geneigt, die Partie zu unternehmen. Der Niesen sollte gemeinschaftlich bestiegen werden. Dann kam der Austausch der Namen.

„Ich bin Wilhelm Grünwald, von der Firma Grünwald und Wohlfarth in M."

„Und ich Heinrich Bergemann, Sohn des verstorbenen Kaufmanns Edmund Bergemann, früher ebenfalls in M., später in L."

„Wirklich! Ich erinnere mich, Ihr Vater hatte Unglück im Geschäft, bezahlte aber 50 Prozent."

„Und fünf Jahre später tilgte er den Rest seiner Schuld und noch dazu mit Zinsen."

„Ja, das that er wie ein echter Ehrenmann, der er war. Wie seltsam, daß ich des armen Bergemann Sohn so unerwartet auf der Reise antreffe. Er ließ Sie, wie ich denke, in ganz behaglichen Verhältnissen zurück?"

„Ich bin reich, indem ich immer etwas weniger ausgebe, als ich einnehme."

„Und jetzt sehen Sie sich ein Bischen um in der Welt ohne eigentlichen Zweck, wie ich es auch mache?"

„Ich könnte kaum widersprechen. Meine Hauptbeschäftigung ist nichts anderes, als alle nur immer erreichbaren Höhen zu erklettern und die Schönheit der verschiedenen Aussichten mit einander zu vergleichen. Dann mache ich kleine Notizen über meine Entdeckungen zu meinem wie zu Anderer Nutz und Frommen.

„Das Buch unter Ihrem Arm ist gewiß ein Reisehandbuch. Es gibt deren so viele, daß Einem die Wahl schwer wird."

„Nein, sein Inhalt ist kein so gewöhnlicher; es ist eine Lektüre für einen Regentag oder eine irgendwie langweilige Stunde. Der Titel lautet: „Die Mysterien der *Hand*" von Desbarrolles. Die Kunst, aus den Linien der Hand wahrzusagen, ist darin gründlich und erschöpfend erläutert."

„Die alte Thorheit neu aufgefrischt! Aber wenn die Leute durchaus die Zukunft erforschen wollen, so ist ein Charlatanismus so viel werth wie der andere. Sie können uns später mehr davon erzählen; jetzt ist es Zeit, an die Table d'hôte zu denken."

Bei Tisch war ich so glücklich, mir den Platz neben ihr zu erobern. Unser Gegenüber war Herr Perry Howard, dem man es ansah, daß er nichts weniger als erbaut über die Gunst war, die mir zu Theil geworden. Marie fand nicht mehr Gefallen an ihm als ich und nahm seine Höflichkeiten mit unzweideutiger Kälte auf. Ich bemerkte auch, daß der Kellner dem distinguirt sein wollenden Tischgaste eine eigenthümliche Aufmerksamkeit schenkte, besonders als derselbe in seiner Musterung der Politur des Silbergeräthes in seiner Nähe nicht nachließ. Wir besprachen nochmals unser Projekt der Besteigung des Niesen und Herr Howard spitzte mehr denn je die Ohren. Wir kamen überein, daß ich voraus nach Wimmis, dem Dorfe am Fuße des Berges, gehen sollte, um Pferde zu miethen und mich der Schlafzimmer im kleinen Wirthshause auf der Spitze des Niesen zu versichern; Herr Grünwald und seine Tochter würden dann früh am anderen Morgen hinüberfahren und wir die Ersteigung sogleich beginnen. Demgemäß verabschiedete ich mich am folgenden Tage von meinen lieben neuen Freunden und begab mich nach Wimmis, woselbst die nöthigen Anordnungen bald getroffen waren. Im Laufe des Nachmittags wurde ich viel über die sich in Thun aufhaltenden Fremden befragt. Dies erregte allerdings bei mir einige Aufmerksamkeit, doch verschwand sie bald, da meine Gedanken sich hauptsächlich mit der für den nächsten Morgen erwarteten Ankunft der reizenden Maria beschäftigten. Der Morgen kam und die Ankunft erfolgte, doch waren Maria und ihr Vater nicht allein. Herr Howard hatte sich ihnen angeschlossen, sowie ein anderer schmucker junger Mann, den ich schon an der Table d'hôte bemerkt hatte, ein Bekannter des vortreffichen Perry. Wir machten uns sofort auf den Weg, ich allein zu Fuß, die Uebrigen zu Pferde.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 3. Januar. In der gestrigen Aufführung der Oper „Don Juan" trat Hr. Otto, ein früheres Mitglied der hiesigen Bühne, in der Titelrolle als Gast auf und debütirte mit vielem Beifalle; ein gewandter routinirter Spieler verstand er ein ziemlich korrektes Bild von dem frevelhaften Uebermuthe und der kecken Libertinage zu liefern, welche den Helden der obigen Oper durch seine romantischen Liebesaffairen und abenteuerlichen Irrfahrten begleiten und den Culminationspunkt in der Schlußscene des letzten Aktes beim Nachtmahle mit dem Gouverneur erreichen. Obgleich wir im Ganzen mit der Auffassung und Durchführung Don Juan's durch Herrn Otto einverstanden sind, hätten wir doch gerade in der oben berührten Schlußscene eine lebhaftere Mimik gewünscht und von dessen sonstigen Routine erwartet, daß die mächtig erwachende Stimme des Gewissens des gegen alle früheren Warnungen gefeiteten und ihrer spottenden Helden in ihrer äußeren Wirkung besser hätte accentuirt werden sollen; sein Spiel kam uns viel zu monoton und matt vor und machte nicht den richtigen Effekt. Was den Gesang anlangt, so hat Hr. Otto seine Aufgabe befriedigend gelöst und von seiner kräftigen Stimme nichts eingebüßt. Da wir ohnehin schon seit Beginn der Saison eines allen Anforderungen Genüge leistenden Barytones entbehren, so erscheint es wünschenswerth, das Gastspiel des Hrn. Otto möglichst zu verlängern, damit einige jener Opern zur Aufführung gebracht werden können, in welchen dem Baryton die Hauptrollen zugetheilt sind.

Frau Hain-Schnaidtinger hat in der Rolle der Donna Anna namentlich durch den effektvollen Vortrag der Rache-Arie und der großen Arie im letzten Akte entzückt und den Ensembles eine anziehende Klangfarbe verliehen. Fräulein Hausen ließ sich über zwei merklichen Verstößen in der Rolle der Zerline überraschen; in dem bekannten Duette „Reich mir die Hand mein Leben" sowie in der lieblichen Arie an Masetto sang Fräul. Hausen nicht mit dem sonst an ihr gewohnten

Gefühle der Sicherheit, machte aber diese Fehler durch ihre sonstige gelungene Darstellung wieder gut.

Die schwierige Partie des Don Ottavio war in den Händen des Hrn. Abler, eines strebsamen Anfängers, der sich aber nach unserer Ansicht zu weit hinauf gewagt hat und darum sehr wohl gethan hat, daß er die bekannten zwei Arien Ottavio's weggelassen hat. Es ist uns zwar nicht entgangen, daß Herr Abler seiner Aufgabe den möglichsten Fleiß zugewendet hat, und wir geben auch gerne zu, daß er die erste Hälfte seiner Rolle ziemlich befriedigend durchgeführt hat, desto geringer und befangener aber war er in der zweiten Hälfte, besonders beim letzten Auftreten im Duette mit Donna Anna. Wir rathen Hrn. Abler, sich zunächst in Rollen zu bewegen, welche seinen Kräften angemessener sind und durch fleißiges Studium die noch bestehenden Lücken auszufüllen.

Der Leporello des Hrn. Görlich hätte etwas beweglicher und lebendiger sein dürfen, er war besonders in der bekannten Bildniß-Arie an Elvira auffallend phlegmatisch und nicht entfernt der immer agile, witzige, pikante Diener Don Juan's, welcher der trostlosen Elvira seine Trostgründe noch mit einem reichen Anfluge von Ironie versetzt.

Ueberhaupt herrschte unter den Spielern kein rechtes Leben und die Statisten kümmerten sich gleich gar nichts um die Handlung; wir erinnern in dieser Beziehung nur an die Scene beim Tode des Gouverneurs, wo dessen Tochter händeringend um Hilfe fleht, während die umstehenden Diener ohne jegliche Theilnahme herumstehen und sich auch dann kaum rühren, nachdem sie von dem Ottavio zur Herbeischaffung einer Stärkung für die der Ohnmacht verfallene Donna Anna auffordert. Dieses eine statt vieler anderen erzählten Beispiele zeigt, wie nothwendig eine geeignete Instruktion des Statisten-Personals ist.

—δ—

Miscellen.

Das Neujahrsfest in China wird von einem Korrespondenten des Pariser „Moniteur", wie folgt, beschrieben: „Drei Tage vor Eintritt des Festes läuft Alles auf die Felder, um sich Cypressenzweige zu schneiden, welche am Neujahrstag im Familienkreise verbrannt werden; alle Häuser werden mit bunten Papierstücken beklebt, welche die Worte Ta — Ki, Ta — Li (Glück und Freude!) enthalten, während über der Thür in den bekannten grotesken Zügen ein chinesischer Genius prangt. Am Sylvesterabend, wenn wir ihn so nennen dürfen, ist alle Welt mit Putz und Ankleiden beschäftigt, das bei flimmerndem Kerzenscheine geschieht und einen ähnlichen Eindruck wie bei uns der Christabend hervorbringt. Der Neujahrstag selbst wird höchst feierlich begangen. Um drei Uhr früh ist die ganze Familie in ihrem Festschmuck beisammen; ein auf dem Tische niedergelegter Cypressenzweig wird in feierlicher Prozession auf den Hof getragen und dort mit den übrigen verbrannt. Gleichzeitig erhebt sich im Hofraum eine Art Altar, auf welchem ein junges Schwein und ein Huhn der Opferung harren; neben ihnen ein Topf mit Erde angefüllt. Sobald die Cypressenzweige knisternd und Funken sprühend dem Erlöschen nahe sind, werden drei noch glimmende Späne in den Topf gesteckt und das Familienhaupt gibt durch Niederknieen das Zeichen zum Gebete. Es ist dies der feierlichste Moment des Festes; sind die Gebete mit ihren keineswegs sehr harmonischen Tönen verklungen, so wird das Schwein und das Huhn geschlachtet, rasch gebraten und verzehrt, und die ganze Gesellschaft zieht in die Nachbarschaft, um hier mit chinesischer Grandezza, das Haupt fast bis zur Erde gebeugt, ihre Gratulation anzubringen. Darauf zieht man sich wieder in die häuslichen Pfähle zurück, um sich gegenseitig mit bereitgehaltenen Früchten und Leckerbissen zu beschenken, wobei die Kinder am Besten wegkommen. Später findet dann vor der Pagode die gemeinsame kirchliche Feier statt, die sich drei Tage lang im strengen Ritus wiederholt, bis die Dinge wieder ihre gewohnte Alltagsfärbung annehmen."

*

Die Deutschen in London sind zur Betheiligung an der Geldsammlung für die Familien der durch die jüngsten Explosionen verunglückten Grubenarbeiter, von **F. Freiligrath** durch folgendes schöne Gedicht eingeladen worden:

Für's Schwarze Land.

Wir sitzen gedrängt um den trauten Kamin;
Es knattern die Brände, die Kohlen glüh'n.

Mit der Festzeit Laub ist das Haus bekränzt;
Die Tanne duftet, die Stechpalm glänzt.

Und vom Balkenknauf, weißbeerig sie,
Lauscht die Mistel nieder, die Schelmin, die!

Und das Bier, es schäumt im zinnernen Krug;
Wir leeren ihn fröhlich auf Einen Zug!

Und verschränken die Hand, und vergessen das Leid,
Sind glücklich, sind Brüder, — 's ist Weihnachtszeit!

Nun die Schaufel her! häuft die Gluth im Kamin!
Laßt knattern die Brände, die Kohlen sprüh'n!

Die Kohlen — O Grau'n! mit jähem Schritt
In die leuchtende Weihnacht ein Schatten tritt!

Ein Schatten schwarz und riesengroß:
Die Kunde vom Brand in der Mine Schooß!

Daß die Kohle bricht, die zum Fest uns glüht,
Die auf Lust und Jubel ihr Licht versprüht.

Daß sie mühvoll bricht in Stollen und Schacht —
Das Heer der Arbeit verlor eine Schlacht!

Tagein, tagaus der alte Kampf
Mit der alten Urkraft, mit Gluth und Dampf!

Sie fuhren hinab gesund und roth —
Sie wurden geschlagen, sie liegen todt!

Hundert und Hunderte, todt, todt, todt!
Durch das Schwarze Land gellt der Schrei der Noth!

Und die Wittwe weint, und die Waise klagt,
Und über dem Sohne die Mutter zagt!

Und die Braut starrt stumm, ein Erschlag'ner ist,
Der unter der Mistel sie einst geküßt!

Heuer kein Jul für das Schwarze Land!
Sein Weihnachtsfeuer ist Minenbrand!

O du tapf're Schaar, die das Fest uns erhellt,
Wie hat uns dein Sterben das Fest vergällt!

Es trauert die Stadt, es trauert das Land —
Wir trauern, die Deutschen auf Britenstrand!

Wir schüren die Kohlen, wir öffnen die Hand
Für die Wittwen, die Waisen im Schwarzen Land!

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

11

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 3. Mittwoch den 9. Januar. 1867.

Eine gefährliche Hand.

(Fortsetzung.)

Das Besteigen des Riesen war herrlich. Maria, deren Seite ich nicht verließ, war außer sich vor Entzücken über die Harmonie der Scenerie und der Töne, das Geläute der Heerdenglocken, das Schimmern und Brausen der unten rauschenden Wasser. Jede Biegung des Weges enthüllte ein neues Panorama. Je höher wir kamen, desto stiller wurde es um uns her; sanftere Farben, verschmelzende Nuancen von Grün und Braun, trafen unsere begeisterten Blicke. Die Luft war klar und balsamisch; von der Erhabenheit des Schauspiels getragen, vergaßen wir die Welt tief unten zu unseren Füßen, den Lärm der Städte, das wirre Treiben der Menschen. Wir begegneten Schlitten, die mit Käse beladen waren und sanft über die glatte Grasfläche abwärts rutschten; wir überholten Männer, welche Wein und Lebensmittel zum Verbrauch auf der Höhe bergan schleppten. Wir erklommen, eine nach der anderen, die drei gesonderten Massen, aus denen der Riesen besteht. Nahe beim Gipfel stieg ich einen Felsen hinab und war einen Moment den Blicken meiner Reisegefährten entzogen. Maria stieß einen kleinen Angstschrei aus, der meiner Selbstliebe höchst schmeichelhaft war. Als ich wieder zu ihr kam, hatte ich das Vergnügen, ihr eine Hand voll Schnee zu präsentiren.

Endlich erreichten wir die höchste Spitze. Ich will keine Beschreibung des Panorama's versuchen. Wir verschlangen mit unsern Blicken die schneeigen Gipfel, die Spiegelflächen der Gebirgsseen, die Schlangenwindungen der Ströme. Dann aber, da es doch gesagt werden muß, gemahnte uns der durch die Alpenluft geschärfte Appetit, daß wir doch nur Menschen wären und eine kurze Strecke unterhalb uns das kleine Hotel seine gastliche Thür uns öffnen würde, sobald wir Einlaß begehrten. Während wir dinirten, wurde der Berg von einer Wolke umhüllt. Der Sonnenglanz erstarb. Wir konnten an keinen weiteren Ausflug denken und mußten uns im Zimmer so gut als möglich zu amüsiren suchen. Herr Grünwald kam auf meine Studien des Wahrsagens aus den Linien der Hand zu sprechen. Natürlich ließen der moderne Herr Howard und sein eleganter Freund es nicht an Spöttereien über die veraltete Kunst fehlen.

„Wollen Sie versuchsweise einen Blick in meine Hand werfen?" fragte Howard's junger Freund mit einer Mischung von Neugierde und verächtlicher Herausforderung. „Sagen Sie uns, wenn Sie können, was sie anzeigt."

„Ich brauche sie nicht anzusehen, es genügt, daß ich sie fasse," entgegnete ich, indem ich die Hand in die meine nahm, „Ihr Charakter enthüllt sich bei bloser Berührung. Der Lebenszweck und die Beschäftigungen ihres Besitzers lassen sich mit einem einzigen Wort bezeichnen: Vergnügen."

Der junge Mann wandte sich verdrießlich ab.

„Noch einen Augenblick," fuhr ich fort, „es sind auch Anlagen vorhanden, welche nur der Uebung und Entwickelung bedürfen, um gute Früchte zu tragen. Es fehlt nicht an geistigen Gaben, verbunden mit Pflichtgefühl und Sinn für Rechtschaffenheit, welche nicht über Eitelkeit und Genußsucht den Sieg erlangen mögen."

Der junge Mann gab keine Antwort, sondern nahm nachdenklich und betroffen seinen Platz wieder ein.

„Und was lesen Sie hier?" fragte Maria, mir leicht erröthend die Hand hinreichend.

„Sehr viel," entgegnete ich nach genauer Besichtigung beider Hände. „Sie lieben Ihre Angehörigen von ganzem Herzen, und wenn Sie heirathen, so werden Sie Ihrem Gatten ebenfalls eine treue, innige Zärtlichkeit widmen. Aber ich gewahre auch eine Anlage zum Eigenwillen, welche Ihrem Glücke hinderlich sein könnte. Sie würden sich großen Gefahren aussetzen, wenn Sie in allen Stücken Ihren eigenen Ansichten folgten. Hier ist jedoch auch eine Linie, welche mir sagt, daß Sie, wenn Sie auch gern herrschen möchten, doch dem verständigen Rath nicht unzugänglich sind. Was Sie als vernünftig anerkennen, werden Sie befolgen, auch wenn es gerade nicht zu Ihren Wünschen stimmt."

Herr Grünwald hatte mit wachsender Aufmerksamkeit zugehört.

„Sie haben Maria's Charakter ziemlich gut geschildert," sagte er. „Wir wollen jetzt sehen, was Sie aus mir machen."

Dabei streckte er mir seine Hand hin, indem er den Rockärmel zurückschlug, um das Handgelenk ebenfalls sichtbar zu machen. Es war eine ehrliche treuherzige Hand, welche beim ersten Blick für sich einnahm und welche nur einem Biedermanne angehören konnte.

„Solcher Hände giebt es nicht viele," versetzte ich. „Sie sind ein glücklicher Mann, Herr Grünwald. Auch wenn Sie nicht schon unter einem guten Stern geboren wären, so hätte Fortuna sich Ihnen doch hold gezeigt. Mißgeschick wagt sich nicht an Sie; wenn es zuweilen aus der Ferne droht, so schlägt es bald einen andern Weg ein. Sogar Ihre Verluste erwiesen sich schließlich als Gewinn. Ihr Leben wird lang und Ihre Gesundheit gut sein, wie sie es immer war. Sie haben Ihre

Frau zärtlich geliebt und Sie haben sich zu keiner zweiten Heirath entschlossen, weil Sie Ihre Tochter mit gleicher Innigkeit lieben."

„Jedermann kann in diesem Styl prophezeien, auch ohne in die Geheimnisse der Natur eingeweiht zu sein," sagte Percy Howard ungeduldig. „Man riskirt kaum, falsch zu urtheilen, wenn man voraussetzt, daß ein reicher und gesunder junger Mann dem Vergnügen ergeben ist; daß ein schönes Mädchen ihren Gatten lieben wird, von dem sie wieder geliebt ist; daß eine einzige mutterlose Tochter gern ihrem eigenen Willen folgt, was ich auch ganz angemessen finde; daß ein vermögender Mann Glück hat, was gerade so viel heißt, als daß reiche Leute Geld haben. In dieser Weise kann Jeder wahrsagen, und die erste beste Kartenschlägerin würde mehr vorzubringen wissen. Was langes Leben, dauernde Gesundheit und unerschütterlichen Wohlstand betrifft, so sind das alles zu angenehme Dinge, als daß man sie nicht Denen verheißen sollte, bei denen man sich in Gunst zu setzen wünscht."

„Wenn ich in diesen Händen das Gegentheil gelesen hätte", gab ich zur Antwort, „so würde ich nicht gezögert haben, es auszusprechen. Demnoch ist Ihre Kritik nicht ohne scheinbare Berechtigung. Es könnte allerdings den Anschein haben, als wäre meine ganze Kunst ein zufälliges Errathen. Doch ist dem nicht so, und ich kann es beweisen. Hier ist das Buch, nach dessen Regeln ich meine Schlüsse bilde."

„Nichts als Charlatanerie; Sie werden mich nie überzeugen, daß etwas Wahres daran ist."

„Ich bin selbst nicht davon überzeugt. Desbarrolles, der Verfasser, hat die Verantwortlichkeit zu tragen. Er sagt mir, daß es eine ganz besonders genußsüchtige Hand giebt, welche gern erntet, ohne zu säen, und ihrer Trägheit nur um des Jagens nach weltlichen Vergnügungen willen entsagt. Es ist eine runde, fast geschwollene Hand, mit glatten, an ihrer Wurzel dicken Fingern, welche ohne jede Unebenheit auffallend spitz auslaufen. Die Haut ist weiß und glänzend und sieht aus, als ob sie weder Schmutz, noch Sonnenbrand, noch Frost annehmen könnte. Die Hand hat Grübchen: die innere Fläche ist fleischig und die Daumenwurzel stark entwickelt. Sie gilt im Allgemeinen für eine schöne Hand. Diejenige Ihres Freundes scheint mir der Beschreibung zu entsprechen."

„Fast jede gepflegte Hand würde es; bei Personen der guten Gesellschaft werden Sie überall eine solche finden."

„Nun, Herr Howard," fiel Maria's Vater ein, „lassen Sie uns auch Ihr Horoskop hören."

„Nein, ich finde die Sache zu kindisch," eiferte Percy, „ich will mich nicht zu solchen Thorheiten hergeben."

„Aber nur zum Zeitvertreib," bat Maria.

„Ja, Sie müssen, die Reihe ist an Ihnen," versetzte der andere junge Mann.

„Nun denn, weil Alle es wollen," sagte Howard und reichte einigermaßen ungnädig seine Hand hin.

Ich betrachtete sie aufmerksam, nahm auch die andere und untersuchte sie; dann ließ ich beide fallen, ohne ein Wort zu sagen.

„Sie halten mit Ihrer Meinung zurück," bemerkte Herr Grünwald.

„Ich habe meine Gründe."

„Gerade was ich erwartete," lachte Howard. „Sie sind mit Ihrem Latein zu Ende und wissen überhaupt nichts mehr zu sagen."

„Ich will keinen unnützen Verdruß erregen," entgegnete ich, „denn in diesen Händen sehe ich nichts, was gut aufgenommen werden möchte."

„Heraus damit!" rief Howards Freund, „die ganze Sache ist ja nur ein Scherz."

„Nun denn, so wird mein Ausspruch nicht beleidigen. Die Linie des Herzens ist kaum bemerkbar; dies deutet auf Treulosigkeit und überhaupt böse Neigungen. Die Saturns-Linie läuft gerade und ungebrochen vom Mittelfinger bis ans Handgelenk: — Gefahr der Gefangenschaft und andere schwere Geschicke. Der Mercursberg stark entwickelt: Geschicklichkeit, nicht immer durch Gewissenhaftigkeit im Zaum gehalten, z. B. Kunstfertigkeit in Schönschreiben. Ich begreife jetzt, was Sie bewog, aus den Fremdenbüchern verschiedener Hotels die Namenseinzeichnungen zu copiren."

„Ja, gewiß, ich completire eines Freundes Autographensammlung."

„Dies Talent, in Verbindung mit der krummen und verzweigten Linie des Kopfes, bringt zuweilen Menschen, denen es an Geld fehlt, in Versuchung, sich durch Fälschung welches zu verschaffen."

„Mein Herr, dies geht über die Grenzen eines Scherzes —"

„Ich spreche ja nicht, sondern das Buch; Sie können Alles darin finden."

(Schluß folgt.)

Der große Darbar in Agra.

Agra ist das eigentliche Centrum der großen einheimischen Mächte von Indien und Kaiser Akbar bewährte nur seinen Alexanderhaften Geist, als er es vor zwei Jahrhunderten zur Hauptstadt seines weiten und wohlregierten Reichs machte. So hätte denn auch zu einer kaiserlichen Machtentfaltung vor den Augen ganz Indiens der englische Generalstatthalter Sir John Lawrence keinen geeigneteren Ort wählen können. Am rechten Ufer der Dschamna gelegen, ist es mittels der Eisenbahn nur wenige Stunden entfernt von Delhi auf der einen, von Lakhno, Allahabad und Benares auf der anderen Seite. Westwärts, zwischen dem eigentlichen Hindustan und Bombay, erstrecken sich die großen Radschputana-Staaten, im Besitz von Familien, die ihren Stammbaum weiter hinaufführen können als irgendein Fürstenhaus in der Welt. Südwärts, nur 70 englische Meilen fern, sitzen jene mächtigen Maharattenhäuptlinge, die, im Vergleich mit den Radschputen, erst von gestern sind — Sindia und Holkar, und südlich liegen die mediatisirten Staaten der räuberischen Bundelas, die an Zahl, Organisation und sogar in ihrer Geschichte eine genaue Parallele bilden zu dem unlängst zerstörten deutschen Bund. Zu diesen geographischen Vortheilen kommen historische Erinnerungen, die kaum ihres gleichen haben, ausgenommen vielleicht in Delhi, und architektonische Schönheiten, vor denen alle europäischen Gebäude alter oder neuer Zeit erbleichen müssen.

Auf einer Heerstraße, glänzender als es die Via Appia war, erreicht man 24 engl. Meilen weg Fattehpur-Sikri, wo man noch trefflich erhalten die Ruinen jenes von Akbar erbauten Windsor sieht, das an Schönheit, Umfang und Interesse alle Sehenswürdigkeiten des Morgenlands übertrifft. Nahe dabei erinnern die Mauern von Bhartpur an Lord Lake's Fehlschlag und Lord Combermere's erfolgreiche Belagerung, während

uns ein kleiner Umweg an die ausgezeichneten Ruinen von Dig führt — die nur zurückstehen gegen den Tadsch, Muttra (Mathurâ) und Bindrabun, den Geburtsort des wollüstigen in Dschajadêwa's Gîtagovinda (Hirtenlied) besungenen Gottes Krishna, der mit den Hirtinnen nicht eben platonisch scherzte, und zu dessen Ehren sich nur allzu viele Tempel mit vergoldetem Schnitzwerk erheben. Kaum 6 engl. Meilen von Agra sieht der auf der Straße von Muttra zurückkehrende Reisende das riesenhafte und noch graziöse, wiewohl theilweise durch Hindu-Haß zerstörte Grabmal Akbars, während an der anderen Seite der Straße die einfachere Ruhestätte jener christlichen oder jüdischen Königin Miriam von den anglikanischen Missionären in ein Asyl verwandelt ist für 400 Waisen der letzten großen Hungersnoth dieser Provinzen im Jahre 1860/61. Und was sollen wir sagen von Agra selbst? — seinem Schloß, dessen Moti Medschi, d. h. Perlen-Moschee, von weißem Marmor einige sogar dem Tadsch vorziehen wollen; — mit dem jetzt in ein Arsenal verwandelten Audienzsaal Akbars, wo die angeblichen Sandelholz-Thore von Somnath liegen, die Lord Ellenborough im Afghanenkrieg von Ghasna zurückbringen ließ; den Zimmern und Bädern, ganz mit Spiegeln überdeckt, in denen sich die vielen Schönheiten seines Hofs beschauten; den zierlich vergitterten Haremsfenstern, aus denen sie, selbst ungesehen, auf die Fluthen der Dschamna hinabschauten? Und dann das Grabmal, das Akbars Sohn, Schah Dschehan, erbauen ließ über den theuern Ueberresten seiner Mamtaz-i-Mahal, was der Volksmund in Tadsch verderbt hat, läßt alle Kritik verstummen. Von all diesen glänzenden Bauwerken hat der Vizekönig von Indien guten Gebrauch gemacht.

Am 10. November hielt Se. Excellenz seinen Triumpheinzug über die Dschamna-Schiffbrücke, da bis jetzt die Eisenbahnbrücke noch fehlt und wurde diesseits von allen hohen Staatsbeamten und von zahlreichen Fürsten und Vornehmen begrüßt. Akbar mag von Fattehpur-Sikri nach Agra mit mehr barbarischem Pomp gezogen sein, aber auch dieser größte der Moguln hätte kein solches militärisches Schauspiel vermocht. Man denke sich 8000 Mann und darüber, zur Hälfte Engländer, zur Hälfte Sipahis, von allen Waffengattungen, an Burgen, Moscheen und Bazars vorüberziehend, die Waffen in der Abendsonne flimmernd, die malerischen Uniformen der eingebornen Reiterei und der Leibgarde, vier rasselnde Batterien, Musikcorps auf Musikcorps, und mitten im Zug Ihrer Maj. Vicekönig, gefolgt vom Oberbefehlshaber, drei Vice-Statthaltern, dem Oberrichter und einer Schaar Großwürdenträger zu Pferd. Die Straße bis zum Lager war dicht mit Zuschauern besetzt, in der Stadt drängten sie sich auf den Dächern der Häuser und jedem hervorragenden Punkt. Ein indischer Volkshaufe gewährt einen besonders malerischen Anblick — wenigstens außerhalb Bengalens, denn da geht alles in einfachem Weiß. Ganges-aufwärts aber, je näher man dem eigentlichen altklassischen Indien kommt, werden die Trachten bunt phantastisch und schimmernd von Geschmeide. Und aus der Masse der Fußgänger ragen die zahlreichen Reiter auf reichgeschirrten Elephanten und Kamelen.

Am Montag begann die ernste Arbeit vor den eigentlichen Darbars, d. h. Gala-Aufwartungen. Nicht weniger als 84 Fürsten, Häuptlinge und Vornehme waren geladen worden, der Königin Victoria in der Person ihres Repräsentanten zu huldigen, den vorgeschriebenen Tribut darzubringen und ihrerseits Ehrengaben entgegenzunehmen. Von diesen 84 haben 21 das Vorrecht, in einer Privat-Darbar unter Kanonensalven und mancherlei Ceremonien empfangen zu werden, und einen Gegenbesuch des Vicekönigs zu erhalten. Die Sache ist nicht mehr oder minder lästig oder lächerlich als ähnliche Hofetikette in Europa einem kühlen Beobachter erscheinen. Bezüglich der vier Fürsten ersten Rangs, des Maharadschah Sindia, der Maharadschahs (d. h. Großfürsten) von Dscheypur und Dschodpur und der Begum (Fürstin) von Bhopal, sendet der Vicekönig eine Deputation von Civilbeamten und Adjutanten, um sich nach dem Befinden Ihrer Hoheiten zu erkundigen. Die Deputationen gehen mit Sonnenaufgang nach den verschiedenen Lagern ab und werden halbwegs von den obersten Serdaren Ihrer Hoheiten, dann von den Fürsten selbst an der Zeltthüre begrüßt, feierlich nach ihren Sitzen geleitet, und erhalten nach einem förmlichen Anstandsgespräch Atter und Pân, d. h. Rosenöl und Betelnuß, dargereicht. Nachmittags wird jeder dieser Vornehmen privatim vom Vicekönig empfangen, der bis an den Rand des reichgestickten Teppichs vorschreitet, auf welchem sein Thron steht. Und auf jedes Titelchen solcher „Izzuts," oder Ehren, sind diese indischen Großen ganz so eifersüchtig wie die europäischen. Die Begum von Bhopal stattete auch der Lady Lawrence einen Besuch ab. Die dabei vorkommenden formalen Fragen sind keine minder schwierige Aufgabe als für europäische Souveräne.

(Fortsetzung folgt.)

New-York vor 200 Jahren.

New-York besaß nach der letzten Zählung im Jahr 1860 805,651 Einwohner, und wenn die Stadt seitdem so rasch gewachsen ist, als in der Zeit von 1850—60, dann hat ihre Kopfzahl gegenwärtig die Million bereits überschritten. Vor zwei Jahrhunderten führte New-York noch nicht seinen heutigen Namen, sondern hieß Neu-Amsterdam. Auch der Strom, an dem es lag und den wir nach dem Entdecker James Hudson jetzt benennen, wurde von den ersten Ansiedlern de groote Rivier oder Mauritiusfluß geheißen. Hudson stand übrigens damals (1609) im Dienste einer niederländischen Gesellschaft, und das Ziel seiner Reise war die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt, für deren Ausmündung er anfangs den Hudson noch halten durfte. Nach 1609 begannen die Niederländer die Küste der heutigen Neu-Englandstaaten zu besuchen. Ihre erste Fahrt dorthin fällt sicherlich vor das Jahr 1614, und Tauschhandel mit den Rothhäuten gegen Pelze näherte zuerst den Verkehr. Das älteste befestigte Magazin oder Fort, welches die Holländer 1614 oder 1615 gründeten, lag auf Castle Island bei Albany. Erst nach Begründung der westindischen Handelsgesellschaft 1621—23 machten die Ansiedelungen größere Fortschritte und es entstand „Fort Amsterdam" auf der Manhattan-Insel 1625—1626. Der holländische Theil von New-York ist noch jetzt kenntlich an seiner unregelmäßigen Bauart. Die holländischen Familien in den Vereinigten Staaten, deren Namen, Van Buren, Vanderbilt, Rennselaer u. s. w., wir so oft begegnen, gehören zu den ältesten Angesessenen und bilden eine Art Patricierthum. Zahlreich sind sie noch in Philadelphia, welches ebenfalls von ihnen im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts erbaut wurde.

Wer sich in die Zustände jener ersten Besiedelungen zurückversetzen will, der mag die Verscheyden Voyagiens von David Pieterßze (Petersohn), de Vries (Hoorn, 1655) nachlesen, ein äußerst selten gewordenes Druckwerk, wovon aber eine eng-

lische Uebersetzung von Henry C. Murphy in New-York 1853 erschienen ist. De Vries unternahm verschiedene Fahrten nach den „Neuen Niederlanden“ in der Zeit von 1632—1644. Die Ansiedelungen der Niederländer erstreckten sich damals nur auf Kanonenschußweite von dem Fort Amsterdam auf der Manhattan-Insel; denn es war nicht geheuer, weiter binnenwärts sich einsam anzubauen wegen der Gefahr vor den Rothhäuten. Long-Island, damals noch 't Lange Eylant genannt, schwärmte von Indianern, und die Bewohner einer kleinen Ansiedelung, die de Vries dort gegründet hatte, wurden von ihnen ermordet, wie denn Indianerüberfälle von Häusern und von Schiffen, die den Hudson befuhren, sehr häufig in seinen Schilderungen wiederkehren.

Könnte man einen dieser alten Holländer, die nun 200 Jahre unter der Erde von Manhattan ruhen, auf ein paar Stunden wieder zum Leben aufrütteln, die Wirklichkeit der Gegenwart würde ihm wie ein toller Traum erscheinen. Er würde nicht nur sein Fort Amsterdam zu einer Stadt aufgewachsen sehen, die zwar nicht der Regierungssitz der amerikanischen Union, ja nicht einmal die Hauptstadt des Staates New-York, dennoch aber die erste und größte Stadt der neuen Welt und das Haupt unter allen Städten der Union ist. Er würde auch verwundert schauen, daß der nordamerikanische Welttheil, dessen atlantische Gestade zwar vollständig, dessen pacifische Ufer aber damals nur bis lat. 40° N. und von dessen Innern nicht viel mehr bekannt war, als soweit die Ebbe und Fluth im Hudson und im Lorenzo reichten, gegenwärtig, einige schmale Reviere ausgenommen, von weißen Ansiedlern bevölkert ist, während die damals gefürchteten Rothhäute entweder wie Gespenster in den oasenartigen Wildnissen zwischen den besiedelten Räumen ihr nahes Aussterben erwarten oder ihre noch unabhängigen Jagdgründe, von Telegraphen und Postlinien durchzogen, jährlich zusammenschrumpfen sehen. Weniger verwundert möchten die beschworenen Geister der alten Holländer darüber sein, daß ihre Sprache ebenso verschwunden ist, wie die Rothhaut. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts rückten ihnen die englischen Colonieen von Norden wie von Süden immer näher, und Jamestown in Virginien (jetzt in Ruinen) war damals ein bedeutenderer Platz als Fort Amsterdam. Auch fehlte es nicht an Reibungen, da die Engländer Anspruch auch auf die Neuen Niederlande erhoben. Ihre Schiffe gingen selbst den Hudson hinauf, indem sie behaupteten, nach dem Recht der Entdeckung müsse der Strom ihnen gehören, weil James Hudson ein Engländer gewesen wäre. Der wackere de Vries war nicht wenig ergrimmt über solche Anmaßungen und er rieth dem Commandanten von Fort Amsterdam, daß er einen britischen Kauffahrer, der unter diesem Vorwand die „Groote Rivier“ hinaufgegangen war, „mit Bohnen aus den Achtpfündern“ bewirthen solle. (Pf. Z.)

Miscellen.

In Betreff der Beschaffenheit der 67er Jahrgänge früherer Jahrhunderte, schreibt der „Schw. Merk.“, wird von starken Erdbeben in den Jahren 867 und 1167 berichtet. 1467 war der Sommer heiß und trocken, und es gab viel und gute Frucht, auch einen trefflichen Wein; Rüben, Kohl und andere Feldgewächse aber gediehen wegen der zu großen Dürre nicht. Im Jahre 1567 gab es sehr viele Maikäfer, welche das Laub von den Bäumen abfraßen, im heißen trockenen Sommer aber dorrten die Wiesen aus, man bekam daher wenig Heu und gar kein Oehmd, der Frucht- und Wein-Ertrag aber war reichlich und gut. Auf eine starke Kälte im Januar folgte 1667 im Frühling vom 21. April bis zum 2. Mai eine noch stärkere, so daß die Flüsse zum zweiten Male überfroren, die Ernte fiel daher nur mittelmäßig aus, auch die Reben litten sehr durch die Kälte, erholten sich jedoch im warmen Sommer wieder, so daß man zwar wenig, aber doch ziemlich guten Wein erhielt. Im Jahre 1767 fiel noch am 29. April ein tiefer Schnee, welcher drei Tage lang liegen blieb und den Reben sehr schadete; auch im Sommer war die Witterung nicht günstig, daher fiel die Ernte mittelmäßig aus, und weil die Trauben kaum zur Hälfte zeitig wurden, erhielt man nur wenig sauren Wein.

Vogel-Naturell. (Aus dem Tagebuch eines Gefangenen.) Einst hatte ich während des Spazierganges eine Grasmücke gefangen. Das arme Thierchen war leidend und hatte sich verkrochen, wohl um ruhig und still zu sterben. Ich pflegte es und es wurde nach einigen Tagen wieder munter. Dies war die Veranlassung zu einer großartigen Vogelzucht, die mir viele frohe Stunden verschaffte. Ich ließ mir ein Paar Canarienvögel kaufen und hatte bald den Spaß, Junge von denselben zu bekommen. Diese zeugten wieder Junge und meine Zucht gedieh so, daß ich manchmal 20 — 30 Stück beisammen hatte. Ich schenkte davon meinen Mitgefangenen, welche solche haben wollten. Die Vogelhäuser machte ich selbst aus starkem Pappdeckel und Draht; durch farbige Papiere und Goldborten verzierte ich sie. Ich erlangte allmälig darin eine Fertigkeit, daß man meine Käfige, deren ich einige Befreundeten in der Stadt zuschickte, allgemein bewunderte. Jeder Vogel hatte seinen Namen: Seppel, Kaspar, der Bub, 's Mensch u. s. w. Letzteres war das gekaufte Weibchen; es brütete ein ganzes Heer von Jungen aus, einmal zwanzig Stück in einem Sommer, daher sein Name Mensch! Ich gab mir viele Mühe mit der Erziehung dieser Geschöpfe und machte dabei die interessante Erfahrung, daß die Fähigkeiten derselben sehr verschieden sind, gerade wie beim Menschen. Manche Thierchen waren sehr leicht abzurichten, andere blieben trotz aller Mühe roh und ungezogen. Einige waren milde und friedliebend, andere rauh und streitsüchtig. Der interessanteste dieser Vögel war Kaspar, ein Bastard zwischen einem Canarienvogel und einem Zeisig. Er hatte eine gewaltige Stimme, überschrie ein Dutzend seiner Genossen, herrschte unter ihnen wie ein Despot, dabei war er von großem Geiste, begriff alles sehr leicht. Aber er war auch sehr streitsüchtig und neckisch; ich mußte ihn oft (mit einem Federkiele) züchtigen, weil er seinen Kameraden zu übel mitspielte. Ich ließ ihn meistens frei in der Stube herumfliegen, wenn auch Fenster und Thür offen waren, er flog nicht fort. Wenn man ihn neckte, fuhr er wüthend auf einen los, hackte mit dem Schnabel und schlug mit den Flügeln. Den Wündler (ein Mitgefangener) konnte er nicht leiden und band stets mit demselben an. Oft, wenn ich schreiben wollte, setzte er sich auf meinen Arm und zupfte so lange an der Feder, bis ich aufhörte und mit ihm spielte. Manchmal trotzte er, setzte sich in eine Ecke und war einen ganzen halben Tag lang zu nichts zu bringen. Als ich auf die Festung kam, schenkte ich die Vögel der Familie Stirner. Diese hingen die Käfige fleißig vor die Fenster in die Sonne, und siehe da, alle Thierchen wurden bald augenkrank, viele blind, die meisten starben. Sie waren an Gefängnißluft und Gefängnißlicht gewöhnt und konnten Gottes freies Himmelslicht nicht ertragen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 4. Sonntag den 13. Januar. 1867.

Montreux.

Original-Novelle von Wilhelm v. Schlierbach.

1. Kapitel.

„O wonnigliche Reiselust,
An dich gedenk' ich früh und spat.
Der Sommer naht, der Sommer naht.
Mai, Juni, Juli und August . . . ."

buchstabirte ich die Verse Platen's meiner schönen Reisegefährtin vor, die, im Deutschen noch nicht ganz fest, an mir einen eifrigen Lehrmeister gefunden hatte.

Durch wechselvolle Gegend rollten wir im schnellsten Tempo der Hauptstadt des Waadtlandes, Lausanne zu, dem langersehnten Ziele weiter Wanderungen, mit welchem wir das hochgepriesene Paradies des Genfer See's kennen lernen sollten.

Einsam die Welt durcheilend hatte ich bei meiner frühen Abfahrt von Bern im Coupé, das ich rasch bestieg, mit dem bei solchen Gelegenheiten mir eignen Glücke eine reizende Reisegesellschaft gefunden. Es war ein älterer Herr mit Gattin und Tochter, wie mir Anfangs schien Franzosen, wie ich jedoch später erfuhr, ein belgischer Offizier mit seiner Familie. Mit der Schnelligkeit, wie sie auf Reisen üblich ist, ward Bekanntschaft angeknüpft, und nachdem ich eine schickliche Zeit den Eltern gewidmet hatte, wendete sich mein jugendliches Blut mit magnetischer Anziehungskraft der reizenden Auguste de N***, der Tochter, zu, mit der ich mich bald auf den besten Fuß zu setzen wußte.

Ein eigenthümlicheres und dabei anziehenderes Wesen war mir noch selten begegnet: übermüthigste Keckheit, abwechselnd mit tiefem und schwärmerischem Gefühl aus hellen blauen Augen blitzend, dazu anmuthige Beweglichkeit und Lebendigkeit, die ihre ganze Gestalt zu durchdringen schien, indem der schelmische Lockenkopf in gleichem Tempo mit den schwellenden Lippen bald zum rechten, bald zum linken Wagenfenster hinausfuhr trotz Mama's ängstlicher Sorge. Dabei setzte sie das Gespräch mit mir unermüdlich fort, Französisch und Deutsch bunt durcheinander mischend.

„Ah, c'est charmant, Sie gehen also auch nach Montreux?" rief sie und zeigte im Lächeln ihre glänzenden Zähne. „Oh, papa, n'est-ce-pas, Monsieur ira avec nous? — Sie sind allein, Sie müssen mit uns gehen. Ah, c'est si ennuyant d'être seule!"

Es hätte den Blick nicht gebraucht, den sie mir dabei zuwarf, um meine freudigste Zustimmung hervorzurufen, und so ging das Gespräch als von einer abgemachten Sache auf Anderes über.

Zu meiner, des Poeten wenn auch zugleich Kriegsmanns, freudigster Ueberraschung bemerkte ich, daß meine schöne Freundin ungewöhnlich in der modernen Literatur bewandert, besonders aber vertraut war mit all den Geistern, die über die Gegend, der wir nun mehr und mehr nahten, das zauberhafte Licht ihrer Poesie verbreitet haben. Sie, die Uebermüthige, konnte von Rousseau's Heloïse mit einem Feuer und einer Wärme sprechen, die ihr allerliebst stand.

„Doch wissen Sie," rief sie plötzlich, „wen ich am meisten liebe?"

Ich blickte sie fragend an.

„C'est Byron!" sagte sie mit einem Ausdrucke von Enthusiasmus, der mich staunen machte.

„Wie, Byron? Sie scherzen wohl! Die Lebenslust selbst kann doch am Dichter der Melancholie und des Weltschmerzes keinen sonderlichen Gefallen finden!"

„Und doch ist's so. Les extrêmes se touchent. — Doch sehen Sie da!" Sie deutete zum Fenster hinaus, fuhr aber eben so plötzlich mit dem Kopfe zurück. Ein schriller Pfiff der Locomotive, und mit einem Male umgab uns nächtliche Dunkelheit. Es war der große Tunnel. — Die liebliche Gestalt an meiner Seite schmiegte sich mit doch ein klein wenig Furcht an mich an, ich fühlte ihre Hand auf meine Schulter lehnen und konnte mich des Wunsches nicht enthalten, daß diese Finsterniß noch recht lange dauern möchte.

Allein da wurde es schon wieder heller und heller, während sie, ihre Selbstvergessenheit jetzt erst gewahrend, einigermaßen erschrocken sich zurückzog; wir fuhren heraus und der Anblick, der nun sich bot, verdiente wohl den bewundernden Ausruf, den er uns Allen entlockte.

Tief zu unsern Füßen, in majestätischer Ruhe, von grünen weinbewachsenen Ufern, halbversteckten Ortschaften und gewaltigen Bergen eingerahmt lag der azurblaue Wasserspiegel des Leman, kaum leicht die Wogen kräuselnd, drüben Savoyen mit seinen Dents d'Oche, Evian zu Füßen, und über das Ganze strömte ein zauberischer Lichtglanz, der die satten Farben des See's und der Ufer in lieblichster Verklärung erscheinen ließ.

Nie zeigte sich mir der herrliche See schöner als in diesem ersten Augenblicke, wo er in überwältigender Größe vor den Blicken sich ausbreitend gleichsam eine neue Welt dem Auge eröffnete.

Unablässig beschäftigt mit diesem stets sich hinter Hügeln versteckenden und stets neu wieder erscheinenden Schauspiele, merkten wir es kaum, als wir endlich in unserm heutigen Ruhepunkt Lausanne anlangten.

Der Tag verfloß rasch, und als ich Abends, allein auf meinem Zimmer sitzend, über die dunkelnde Seefläche hinblickte, stellten mancherlei Gedanken in wechselnder Fluth sich dar, eine Fülle von süßer Lust und süßem Leid, ein unbestimmt sehnendes Gefühl. Mir war, als ob die Zukunft etwas in sich verberge, ob Freude oder Leid, ich wußt' es nicht. Als ob Byron's träumender Geist über mich gekommen sei, so schien es mir und umgaukelt von allerlei Luftgestalten sank ich endlich ermattet dem Schlaf in die Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefährliche Hand.

(Schluß.)

In diesem Augenblick trat die Kellnerin des Hotels ein und reichte Herrn Howard einen Brief von geschäftsmäßigem Aussehen.

„Wie ärgerlich!“ rief er aus, „wie sehr zur Unzeit! Ich bin gezwungen, Ihre liebenswürdige Gesellschaft zu verlassen.“

„Doch nicht auf der Stelle?“

„Ja, sogleich, ich kann es nicht ändern. Mein Freund, Lord Castlemaine, schreibt mir, daß er plötzlich erkrankt sei und wünsche, ich möchte so schnell als möglich zu ihm nach Brienz kommen. Das Schlimmste ist, daß ich nicht allein mich von hier losreißen muß, sondern daß ich auch alles Geld, das ich nicht für diese kleine Excursion nöthig hatte, bei meinem Gepäck in Thun ließ.“

„Das soll Sie nicht beunruhigen,“ sagte Herr Grünwald. „Ich kann Ihnen Geld leihen, bis wir uns wieder treffen. Wie viel dürften Sie brauchen?“

„Sie sind außerordentlich gütig. Wir wollen sagen zweihundert Franken —“

„Das ist zu wenig. Sie können nicht wissen, wann Sie nach Thun zurückkehren. Nehmen Sie dreihundert oder mehr. Ich mache niemals einen Ausflug, und wäre er noch so klein, ohne vollauf Baarschaft bei mir zu haben. Man kann nicht wissen, wie man in Verlegenheit kommen kann. Hier sind fünf Napoleons, in meiner Brieftasche habe ich noch Papiergeld, mehr als wir Alle nöthig haben. Wollen Sie preußische Thalerscheine oder — aber, wo ist denn meine Brieftasche?“ unterbrach sich Herr Grünwald, indem er in seinem Paletot, der an der Wand hing, herumsuchte, „ich weiß doch gewiß, daß sie in dem Rocke war, ich fühlte noch darnach, als ich ihn hier an den Nagel hing!“

„Vielleicht,“ bemerkte ich, „ist eine Verwechselung mit den Taschen vorgegangen und sie ist in Herrn Howard's Rock gerathen. Im Dämmerlicht —“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief Herr Grünwald, „wie könnte das möglich sein? Also hier ist zuvörderst der Inhalt meiner Börse,“ fuhr er zu Howard gewendet fort, indem er ihm die fünf Goldstücke einhändigte, „die Brieftasche wird sich jetzt finden.“

„Sehr verbunden,“ sagte der Empfänger. „Aber Sie, mein Herr, wollen Sie mich beleidigen?“

„Durchaus nicht, ich verlange jetzt nur von Ihnen, was ich selbst zu thun willig bin. Suchen Sie in Ihren Taschen nach der fehlenden Brieftasche, ich werde in den meinen suchen. Der Gegenstand ist abhanden gekommen, nachdem wir hierher gelangten, folglich muß er sich hier wiederfinden. Der Zufall spielt uns oft sonderbare Streiche. Drehen wir alle unsere Taschen um. Sie haben keine Ursache, so aufzubrausen. Die hundert Franken, welche Herr Grünwald Ihnen gegeben, wird er Ihnen auch sicherlich lassen; aber bemerkten Sie heute Morgen meinen Führer, den Mann, der meinen Nachtsack trug? Es war ein schweizer Polizeiagent. Der Mann, welcher Fräulein Grünwald's Pferd führte und uns später voraus ging, war ein anderer. Sie spüren nach weiteren Schuldbeweisen gegen eine Person, die bereits höchst verdächtig geworden. Beide sind hier im Hause. Soll ich sie herbeirufen? Soll ich sie bitten, uns die verschwundene Brieftasche wiederfinden zu helfen?“

„Du lieber Himmel, wie sonderbar!“ rief plötzlich Herr Howard mit gut gespieltem Erstaunen; „hier ist sie! Daß ich es nicht schon früher entdeckte! Die Brieftasche muß auf irgend eine Art aus einem Rock in den anderen gerutscht sein. Wahrscheinlich beim Ausziehen und Aufhängen. Dieser Herr hatte wirklich Recht. Wie leid thut es mir, daß eine solche Kleinigkeit uns einen Augenblick beunruhigt hat. Ich bin ganz entzückt, daß die Brieftasche nicht verloren ist.“

„Ich ebenfalls,“ versetzte ich trocken. „Doch erlauben Sie mir die Bemerkung, daß, wie sehr wir auch Ihre Gesellschaft vermissen werden, das Klima der Schweiz Ihnen ferner nicht zusagen dürfte und Sie wohl thun würden, eine weniger scharfe Luft aufzusuchen. Es würde uns Allen zu leid thun, wenn Sie Arrest — Stubenarrest — erdulden müßten.“

„Ich glaube, Sie haben abermals Recht,“ erwiderte er mit unerschütterlicher Keckheit, „und ich werde wahrscheinlich Ihren freundlichen Rath befolgen. Die Alpenluft behagt mir wirklich nicht. Es ist ein wunderschöner Abend, beim Mondenschein kann ich ganz behaglich den Niesen hinunterschlendern. Ich kann den Weg unmöglich verfehlen. Ich werde mein Pferd hier lassen, um die Leute in Wimmis nicht aufzuwecken. Sie können es morgen statt meiner benützen. Ich brauche keinen Führer. Die beiden Männer, von denen Sie sagten, —“ setzte er zögernd hinzu.

„Ich denke, Sie kümmern sich am besten gar nicht mehr um sie. Sie sind wahrscheinlich beim Nachtessen in der Küche und Sie können das Haus durch die vordere Thüre verlassen. Die Schweizer Behörden sind gerade nicht auf Maßregeln, welche Aufsehen erregen und Fremde abhalten möchten, versessen. Darum begeben Sie sich nur so schnell als möglich zu — Ihrem kranken Freunde. Es ist für alle Theile das Beste.“

„Ihre Fürsorge macht mich zu Ihrem ewigen Schuldner. Tausendfältigen Dank Ihnen Allen. Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen eine vergnügte Weiterreise.“

Percy Howard verließ das Zimmer mit einer zierlichen Verbeugung, ohne die geringste Verlegenheit oder Aengstlichkeit verrathen zu haben. Fort war er. Wir sahen uns eine Weile schweigend an.

„Nun, das muß ich sagen!“ ließ sich endlich Herr Grünwald vernehmen.

„Es scheint, ich bin mit genauer Noth den Fallstricken eines Schwindlers entronnen“, bemerkte der junge Mann mit den weißen runden Händen.

„Aber sagen Sie mir“, hub Herr Grünwald wieder an, „auf welche Weise kamen Sie zu der genauen Kenntniß von Herrn Howard's eigentlichem Charakter? Sie werden mich doch nicht glauben machen wollen, daß Sie alles in seiner Hand lasen?“

„Nun, die Sache ist die. Ich hatte schon allerlei Gerüchte in Thun vernommen. An dem Sonntage Abend, den ich in Wimmis, Ihre Ankunft erwartend, zubrachte, blieb ich in meinem Zimmer. Es regnete und ich war allein. Meine Gedanken weilten sicherlich nicht bei Herrn Percy Howard. Als der Regen nachließ, öffnete ich das Fenster und erfreute mich der erfrischenden Luft, die von den Bergen wehte. Da hörte ich auf einmal Stimmen dicht unter meinem Fenster. Es schien, die Notabilitäten des Dorfes hielten über eine ernste Angelegenheit hohen Rath. Der Gastwirth war unter ihnen. Die Leute besprachen die Maßregeln, welche gegen einen des vielfältigen Betrugs verdächtigen Fremden zu nehmen wären. Die Beschreibung, die sie von dem letzteren machten, paßte genau auf unseren entwichenen Freund. Der Wirth rieth, wegen der Sache kein Aufsehen zu machen, da es andere Reisende verscheuchen und die Gegend in Verruf bringen könnte. Die Mehrzahl der Uebrigen dagegen verlangte energisches Einschreiten gegen Alle und Alles, was die Sicherheit anständiger Fremden gefährdete. Je mehr ich vernahm, desto mehr befestigte sich mein schon von früher datirender Argwohn. Ich habe einige Praxis im Erkennen solcher Vögel. Sie haben gesehen, wie ich den Nagel auf den Kopf traf."

„Und unsere beiden Führer waren verkleidete Polizisten?"

„Ganz und gar nicht. Sie waren nichts mehr und nichts weniger als einfache, ehrliche Landleute. Es war nur ein plötzlicher Einfall von mir, vermittelst dessen ich Herrn Percy Howard sicherer zu entlarven hoffte, was mir auch geglückt ist."

„Jetzt aber, offen gesprochen, lieber Bergemann", fuhr Herr Grünwald in seinen Fragen fort: „glauben Sie allen Ernstes an die Grundsätze des Desbarolles'schen Buches?"

„Ich habe sie zu wenig geprüft, um diese Frage mit Ja beantworten zu können. Das Buch diente mir, wie schon gesagt, zum Zeitvertreib. Man kann sich über Personen, mit denen man zufällig in Berührung kommt, ein ziemlich richtiges Urtheil bilden, auch ohne ihre Hände anzusehen. Die vermeintliche Wissenschaft hat indeß diesmal dazu gedient, uns in gelinder Manier von einem gefährlichen Individuum zu befreien. Was mich speziell betrifft, so ist die einzige Hand, die für mich von Bedeutung ist und welche ich für's ganze Leben zu meinem Studium machen möchte, die Hand derjenigen, die ich liebe."

Herr Grünwald riß die Augen auf, sagte aber nichts, was das Gescheidteste war, das er thun konnte. Errieth er meinen Wunsch und war sein Schweigen Zustimmung?

Wir Alle schliefen einen guten Schlaf in dem einsamen hölzernen Hause auf dem Gipfel des Riesen. Wir sahen die Sonne aufgehen, frühstückten zusammen und machten uns dann auf den Heimweg. Wir waren wo möglich noch froher und glücklicher als Tags zuvor. Natürlich; denn als Maria vom Pferde stieg, sagte sie zu ihrem Vater:

„Liebster Papa, du mußt mir dies eine Mal noch meinen Willen lassen. Heinrich Bergemann und ich sind übereingekommen, uns zu heirathen und wir bitten dich um deinen Segen. Du darfst nicht Nein sagen! Ich verspreche dir auch, dich künftighin immer erst um Rath zu fragen."

Anstatt ein gewaltig erstauntes Gesicht zu machen, küßte Herr Grünwald seine Tochter und schüttelte mir herzlich die Hand. Der gute ehrliche Mann! Ich wünsche allen Freiern einen solchen Schwiegervater. (Pfälz. K.)

Der große Darbar in Agra.

(Fortsetzung.)

Der erste Darbar zur Belehnung mit dem hohen Orden des „Sterns von Indien" ward am 16. Nov. vom Vizekönig als Großmeister abgehalten. Der zweite, oder allgemeine, Darbar am 20. war von rein orientalischem Gepräge. Das große Empfangszelt mit Zubehör bedeckt einen gewaltigen Flächenraum, und erhebt sich in Front der vizeköniglichen Privatzelte. Vor demselben dient ein reichgeschmückter Leinwand-Baldachin, „Schamiana," als Eingangshalle und Standpunkt für die Ehrenwache, davor die königl. Standarte von England, und davon auslaufend Straßenreihen weißer Zeltpaläste. Englische Reiterei ist aufmarschirt, und von dem zwei engl. Meilen entlegenen Fort schallen unausgesetzt Salutschüsse. Inmitten des Darbargezeltes erhebt sich auf reicher Golddecke der Thron, und rechts und links von demselben sitzen reihenweise die vornehmen Hindus und Muselmanen in Juwelenschmuck und kostbaren Stoffen, wie sie der Adel keines andern Landes aufzuweisen hat. Wir fühlen, daß dies die Heimath des Koh-i-nur ist, das Heimathland der Diamanten und Perlen, Punnah und Golconda. Die europäischen Höfe haben nichts ähnliches aufzuzeigen; auch ist diese Pracht nicht so „barbarisch", als sie Milton in der bekannten Stelle bezeichnet. Mit Ausnahme der eigenthümlichen, crinolinartigen Unterröcke, in denen von Alters her die Radschputenfürsten ihre Beine verbergen, tritt in den Kostümen offenbar viel Kunst und Geschmack hervor, wie das einem Volke ziemt, dessen Architektur in ihren schönsten Mustern die der Christenheit in Schatten stellt. Wenn etwas den hiesigen Costümen fehlt, so ist es die Draperie; das Kleid liegt Männern und Frauen zu eng auf dem Leibe; so namentlich der Begum von Bhopal, die sonst eine würdige alte Dame ist. Bei den Männern freilich wird dieser Mangel einigermaßen ersetzt durch das phantastisch Kriegerische des Anzugs, wie bei den Häuptlingen von Bandelkand und aus dem Pendschâb, und durch den niederwallenden Bart manches stahlfesten alten Wessirs. Die Fürsten tragen antikgeformte Schwerter mit juwelenverzierten Griffen, einige sogar zwei Schwerter, und die Bundela-Häuptlinge auch Schilde mit Silberbuckeln, und manchmal massive Kolben oder Streitäxte. Hinter dem Halbkreis der Vornehmen sitzen die Herren ihres Gefolges, und unter ihnen die an den Höfen unserer Vasallen residirenden englischen Agenten, oder „Politikals." Auf einer Galerie im Hintergrund bemerkt man — ein seltener Anblick bei einem asiatischen Darbar oder Divan — mehrere englische Damen. Links saßen die Ordensritter und die es werden sollten; da aber die rechte Seite auch in Indien die Ehrenseite ist, so war der Sindia anfangs beleidigt, daß er links sitzen sollte. Nun schmettern die Trompeten u. s. w., und der Ordensgroßmeister tritt ein in seiner langen Robe, die k. Ordensdiplome werden englisch und in Hindustani verlesen, und es erfolgt die feierliche Decorirung von 11 Rittern-Commandeurs und 25 Compagnons, worauf der Vizekönig, ein tüchtiger Kenner verschiedener indischer Landessprachen, die ganze Versammlung in Hindustani anredet.

Bevor dieselbe aufbricht, wollen wir einige der einheimischen Großen etwas näher betrachten. Jene vierschrötige Gestalt auf dem Ehrenplatz, mit mürrischem Gesichte, ist Alidschah Dschipani Rao Sindia, der Lehensherr von Landgebieten, die ihm 930,9?0 Pfd. St. jährlich eintragen und der Grundherr von $2^1/_2$ Millionen Pächtern. Er ist allein anwesend von den vier Großfürsten, die während der anarchischen Maharattenherr

schaft und unter den entarteten Abkömmlingen Sivadschi's zur Macht emporgestiegen. Sindia's Familie ist von sehr jungem Ursprung. Er kann seinen Stammbaum nicht weiter zurückführen als bis auf jenen „Pantoffelträger" Ranadschi, dessen treue Ergebenheit das Augenmerk des Peischwa Baladschi Rao auf sich zog. Beim Sturze des Maharattenreichs wußte dieses schlaue Geschlecht sich mit England zu vertragen, und der jetzige Sindia bewährte, in kluger Berechnung, sich auch treu gegen England während der großen Rebellion. Die dem Sindia zunächst sitzende kleine Figur, deren Füße kaum bis auf den Boden reichen und deren gescheidtes Gesicht besonders die Blicke unserer englischen Damen auf sich zieht, ist die Sekender Begum von Bhopal. Sie beabsichtigt einen Besuch bei der Königin Victoria und verdient einen ehrenvolleren Empfang als alle indischen Großen, die bisher England besucht haben. Die Familie Bhopal stammt von einem afghanischen Glücksritter, Namens Dost Mohammed, der dem Kaiser Aurangseb diente und nach dessen Tod ein Fürstenthum für sich herausschlug. Fast mit gleicher Achtung wie von dieser Fürstin können wir von dem neben ihr sitzenden Maharadscha von Dscheypur sprechen. Mit seinem Eifer, in seinem Lande die Volkserziehung zu fördern und Straßen zu bauen, ist er ein würdiger Abkömmling jenes Dsch.y. Singh II, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts regierte, und dessen Leistungen in Mathematik und Astronomie den Orientalisten bekannt sind.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 11. Jan. Die Wiederholung des „Titus" am vorigen Montage hatte unter dem Einflusse der unbeständigen feuchten Witterung erheblich zu leiden; die Stimmen unserer ersten Solisten, welche sich bisher immer tapfer hielten und vom Wetter wenig oder gar nicht berührt waren, mußten diesmal ihren Tribut bringen. Hr. **Bernard** war am meisten affizirt und deßhalb nicht im Stande, den Titus zu singen, spielte ihn aber, um die Aufführung der Oper nicht zu vereiteln, und beschränkte sich im Gesange auf das Nöthigste; es fielen dabei freilich mehrere größere Arien weg, es gab aber doch keine eklatante Störung; ultra posse nemo tenetur! Auch die übrigen Hauptstimmen zeigten sich nicht so disponirt wie gewöhnlich, sogar Frau **Hain-Schnaidtinger**, deren Stimme unverwüstlich schien, hatte im Anfange mit einem Anfluge von Indisposition zu kämpfen, bewältigte aber alsbald mit der ihr eigenthümlichen Energie die klimatischen Einflüsse und trug die großen Arien der Vitellia mit großer Bravour vor, so daß sie durch wiederholten Hervorruf ausgezeichnet wurde, gleiche Ehre wurde auch Frl. **Hausen** zu Theil, welche die von Mozart musikalisch besonders bevorzugte Partie des Sextus, namentlich dessen bekannte Concert-Arie ganz brillant gesungen hat. Die Rolle des Annius, ad libitum für Bariton oder Alt bestimmt, sollte nach unserer Ansicht nur bei Aufführung einzelner Piecen im Concert oder Privatcirkeln von einer Altistin, bei Aufführung der Oper auf der Bühne niemals anders als von einem Barytonisten gesungen werden; dort mag es gehen, wenn von 4 Solostimmen drei von Damen vorgetragen werden, auf der Bühne wird dadurch dem Effekte sehr geschadet; es eignen sich überhaupt nur gewisse männliche Rollen zur Darstellung durch Damen, z. B. die Pagen; im Uebrigen hat sich der jetzige Geschmack von der Ende des vorigen Jahrhunderts beliebten Gewohnheit, Männerrollen durch Damen singen zu lassen, abgewendet und liebt es namentlich nicht, Männercharaktere, wie jenen des Annius, von einer Dame aufgeführt zu sehen. Es vermochte deßhalb auch Frln. **Meißner**, welche vermuthlich aushülfsweise diese Rolle übernommen hatte, keinen rechten Anklang zu finden und in den Ensembles die Aufgabe dieser Stimme nicht zu lösen.

In der Rolle der Servilia versuchte sich und zwar nicht ohne Geschick, Frau **Weißheimer**; ihre Stimme ist rein, ihr Vortrag correkt und sicher, doch fehlt letzterem noch Leben und Ausdruck und dem Spiele Ungenirtheit und Natürlichkeit; bei dem sichtlichen Fleiße, welchen Frau W. ihrer Partie zugewendet hat, wird es ihr mit Hülfe der erprobten Leitung, deren sie sich erfreut, nicht schwer werden, ihre Wirksamkeit auf einen weiteren Spielraum auszudehnen.

Dem „Titus" folgte am Donnerstag als Benefize der Frau **Hain-Schnaidtinger** die mit der genannten Mozart'schen Oper in musikalischer Hinsicht in scharfem Contraste stehende Oper „Dinorah" von Meyerbeer. Welcher gewaltige Unterschied tritt in diesen beiden Tonwerken zweier gleich berühmter Meister hervor! „Titus" mit seiner rein klassischen Musik einfach und natürlich, ausgezeichnet durch edlen Styl und melodische Fülle, und „Dinorah" zwar mit dem deutlichen Zeichen der Meisterhand, welche sie geschaffen, im Uebrigen überwuchert von den auffallendsten musikalischen Bizarrerien und Schnörkeleien, verunstaltet durch abstoßendes Effekthaschen und nur selten belebt von Originalität und ansprechenden Melodien. Die Musik des „Titus" geht tief zu Herzen, jene der „Dinorah" beschäftiget nur das Ohr und ist nur für oberflächliche Eindrücke berechnet; in ihrer Anlage und ihrem ganzen Bau, in Harmonik und Instrumentation ist übrigens das Talent Meyerbeer's nicht zu verkennen; zwar gab er nicht mehr mit vollen Händen wie in seinen an den glänzendsten Melodien so reichen Opern „Prophet" und „Robert", denn „Dinorah" zählt unter die letzten seiner Werke, und der Meister hatte den großen Schatz seiner Talente bereits erschöpft, doch Art und Wesen, das er ihr verliehen, verräth hohe Abstammung und trägt im Ganzen gleiches Gepräge mit seinen früheren Tonschöpfungen. — Frau H.-Sch. hat sich diese Oper zum Benefize gewählt, wohl vorzugsweise in der Absicht, um in der äußerst schwierigen Titelrolle ihre glänzenden Mittel in musikalischer und dramatischer Beziehung dem Publikum gegenüber zu erproben. Hiezu ist überreiche Gelegenheit gegeben. Denn diese Rolle verlangt in Gesang und Spiel das Unerhörte und hat schon mancher Sängerin zu entschiedenem Fiasko verholfen. Frau H.-Sch. hat diese Schwierigkeiten mit Virtuosität überwunden, in den abgerissenen Gesangsfiguren mit Clarinettbegleitung im 1. Akte, einem Labyrinth formloser, wilder Phantasien, eine hohe Meisterschaft bewiesen und sich in dem reizend schönen Vortrage des Schlummerliedes, sowie durch ihre Darstellung bei dem allmäligen Erwachen aus der Nacht des Wahnsinnes im letzten Akte die Sympathien der Zuhörer in vollem Maße erworben. Bei ihrem Erscheinen mit lebhaftem Beifall und Blumenspenden empfangen, wurden ihr auch im Verlaufe der Vorstellung vielfache Beweise der Zufriedenheit zu Theil, welche sie sich in ihrem bisherigen Wirken errungen hat. Unter den übrigen Mitspielern heben wir schließlich noch Hrn. **Otto** hervor, welcher den Hoel gelungen durchgeführt hat und durch seine bühnengerechte Erscheinung zu imponiren wußte. —δ—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 5. Mittwoch den 16. Januar. 1867

Montreux.

Original-Novelle von Wilhelm v. Schütterbach.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

An einem wunderschönen Julinachmittage saßen wir auf der Gartenterrasse eines Hauses zu Montreux, das herrlichste Stück Erde unmittelbar zu Füßen, blau über uns der Himmel, blau unter uns der See, blau die fernen Gebirge, und alle diese drei wetteifernd in jugendlich strahlender Schönheit.

Wie wir hierher gekommen? Fast wußte ich's selbst nicht. Es war, als ob wir durch Zauberkraft dem gewöhnlichen Alltagstreiben der Welt entrückt worden, und in der That hatte Auguste das richtige getroffen, als sie eben ausrief:

„Ah, nous voilà au paradis.“

Wir waren erst seit acht Tagen hier, in einer Pension, die wir gemeinsam erwählt hatten und, wie wir zu unserer großen Freude gewahrten, bis jetzt noch die einzigen Bewohner.

Nun hielten wir eben behagliche Siesta. Der alte Colonel las mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt in dieser lieben lichten Gottesnatur seinen belgischen „Moniteur“, eine Riesenpfeife dazu schmauchend; die Mutter, die stets etwas leidend war und derenthalben die Familie diesen Aufenthalt erwählt hatte, saß still vor sich hinblickend da, mehr schlafend als wachend, und so hatte die Jugend freies Spiel für sich.

Wir hatten unsere Stühle enge zusammen an die Terrassenbrüstung gerückt, auf der vor uns ein Buch und ein Heft lagen, und ich theilte meine bewundernden Blicke zwischen der Gegend und der reizenden Freundin. Sie hatte mir aus Childe Harold die Schilderung des See's vorgelesen, an dessen Gestade wir eben weilten, und zwar mit einer seltenen Richtigkeit der Aussprache und wahrhaft hinreißendem Feuer, so daß es mir fast wie Musik klang, als von ihren Lippen die Verse floßen:

> Clear, placid Leman! thy contrasted lake
> With the wild world J dwelt in is a thing,
> Which warns me, with its stillness, to forsake
> Earth's troubled waters for a purer spring *)

Nachdem sie geschlossen hatte, saßen wir Beide in stiller Bewegung eine Zeit lang, ohne ein Wort zu sprechen; dann, mit einer plötzlichen Kopfbewegung ihre Locken um sich schüttelnd und mit einem Lächeln um den Mund, so sonnig wie die Gegend vor uns, griff sie nach dem vor uns liegenden Heftchen, nach welchem ich abwehrend die Hand ausgestreckt hatte, und riß es an sich, rufend:

„Nichts da! Ich gebe nimmer her, was ich mit Mühe mir erbettelt habe. Nur still gehalten, Herr Autor!“

Meine Verse waren es, die sie mir, als sie meine dichterischen Eigenschaften erfahren hatte, abzuschwätzen gesucht, was ihr denn heute glücklich gelungen war — denn hätte ich ihr auf die Dauer widerstehen können?

Und nun saß sie da, in ihre Lektüre vertieft. Ich beobachtete ihr holdes Gesicht unterdessen genau und konnte zufrieden sein mit dem Ausdrucke, den ich darauf las. Mais voilà ce qui est beau! unterbrach sie sich bisweilen, mir in's Gesicht blickend, doch schnell wieder die Augen senkend, als sie meinen auf sie gehefteten Blicken begegnete.

Endlich war sie auf die letzte Seite meines poetischen Tagebuches gekommen, und darauf hatte ich gewartet. Ein plötzliches Roth übergoß ihre Wangen, sie schlug das Heft zusammen und wandte den Kopf etwas zur Seite.

„Aber ich bitte, warum lesen Sie doch nicht weiter? Sind meine Verse so schlecht geworden? O, ich versichere Sie, mein letztes Gedicht hat den schönsten Gegenstand unter Allen, das müssen Sie lesen.“

„Mechant!“ rief sie, abermals und noch tiefer erröthend.

„Ah, Sie wollen nicht? Nun, dann muß ich's selbst Ihnen vorlesen; ich bin zwar kein so guter Deklamator wie Sie, aber doch, mein Sujet wird mir das Feuer leihen, das mir sonst zu fehlen pflegt.“

Ich nahm das Heft zur Hand und begann zu lesen:

„An Auguste de R*** . . .“

„Ach so lassen Sie doch!“

Allein unerbittlich fuhr ich fort:

> Dir ziemt zur Huldigung nur eine Blüthe,
> So frisch und frei wie Du, so zart und rein;
> Als Schwester magst Du neben dieser sein,
> Ihr ähnlich so an Körper wie Gemüthe.
>
> Du bist ein Veilchen engelmilder Güte,
> Keck wie ein Blümlein auf dem grünen Rain,
> Vergißmeinnicht mag Deine Seele sein,
> Das still am trauten Bachgemurmel blühte.
>
> Dein Herz erschließt, wie sich dem Sonnengolde
> Entfaltet froh die hohe Sonnenblume,
> Dem Großen sich, dem Edlen und dem Schönen;

---

*) Stillklarer See, dein Spiegel widerspricht
Der wilden Welt, der ich entrann, so hell;
Vertauschen lehrt die Ruh', die dich umflicht,
Der Erde trübe Fluth mit reinem Quell!

So ziemt denn nur das Holde für die Holde,
Der sanfte Duft dem stillbescheidnen Ruhme,
Der sich an eitlen Prunk nicht mag gewöhnen.

Ich betrachtete sie immer unverwandt, während ich las. Allmälig gewann sie ihre Fassung wieder und horchte aufmerksam. Als ich geendet, reichte sie mir schweigend die Hand und als ich diese an die Lippen geführt hatte, sprach sie langsam mit einem träumenden Blicke auf den See hinaus:

„Ich danke Ihnen!"

Die freudige Bewegung, die mich bei diesen Worten erfaßte, läßt sich leichter denken als beschreiben. Still blickte auch ich auf das zauberhafte Bild vor uns. Ueber die azurne Fluth zog die Sonne eine lange leuchtende Straße von dem fernen Meillerie, jener durch Rousseau geheiligten Stätte, herüber zu uns, und langsam bewegte sich ein weiß besegeltes Boot durch den Lichtglanz, um dann wieder in die Schatten sich zu tauchen. — Während wir beide so versunken dastanden, erscholl plötzlich von einem mit Büschen umschatteten Rasenplatze unter uns eine starke und doch liebliche Stimme, ein Liedchen singend.

Wir blickten hinunter. Der Sänger, ein junger Mann anscheinend von etwa 25 Jahren, mit langem blonden Haare, wie ich aus der Ferne sehen konnte, hatte sich dort im Grase ausgestreckt. Wohl eben erst herbeigewandert, wie sein Anzug zeigte, hatte er sich zum Ausruhen niedergelassen und machte nun seinen Gefühlen im Gesange Luft. Bald konnten wir unterscheiden, daß es Italienisch war und als er die Worte wiederholte und lauter und lauter die Stimme erhob, scholl es deutlich zu uns herauf:

„Giojosa e dogliosa,
Smarrita in pensar,
Languente e gemente in
Un mesto sognar;
Fin al ciel innalzata,
Svenuta da angor,
Sol l'alma è beata,
Ch'è vinta da amor!"

Der Eindruck dieses einfachen Liedes in dem harmonischen Einklang dessen, was wir sahen und was wir fühlten, war überwältigend.

Sol l'alma è beata,
Ch'è vinta da amor!

murmelte ich nach, auf meine Gefährtin blickend, indeß allmälig das Lied des sich wieder entfernenden Italieners verklang, bis endlich der letzte Ton erstarb und Ch'è vinta da amor! das Echo melodisch nachlispelte. . . .

„Mais à la promenade, mes enfants! je pense!" rief die rauhe Stimme des Obersten hier in unser Sinnen hinein, indeß dieser geräuschvoll seine Zeitung zusammenfaltete und die Pfeife, seine treue Gefährtin durch's Leben, ausklopfte.

Wäre plötzlich ein Pistolenschuß zwischen uns abgefeuert worden, die Wirkung möchte ungefähr die gleiche gewesen sein. Doch schnell gefaßt eilte Jedes in's Haus, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, was bald geschehen war und dann machte unsere kleine Gesellschaft, das ältere Paar und das jüngere — ses enfants, wie uns der harmlose Oberst hieß unter dem Erröthen Augustens — sich auf den Weg, der Hochburg der Poesie, dem wellenumspülten Chillon zu.

3. Kapitel.

Ich widerstehe für dieses Mal der Versuchung, unsern Besuch auf Chillon umständlicher zu schildern, und die Empfindungen und Gedanken, die jedem nur etwas ideal fühlenden Geiste aus diesen laubumrankten Burgmauern entgegenwehen müssen. Ich begnüge mich mit der Bemerkung, daß ich wohl selten so angenehm einen Sommernachmittag zugebracht habe.

Als wir mit Einbruch des Abends in unsere Behausung zurückkehrten, erwartete uns beim Eintritte die sehr unerfreulich klingende Nachricht von der Ankunft eines neuen Pensionärs. Daß derselbe unser trauliches Familienleben, wie ich es wohl nennen durfte, stören würde, war die Bemerkung, die sich Allen aufdrängte. Doch was half es? Und so denn das Unvermeidliche mit Würde tragend, traten wir in den Gesellschaftssalon, erfüllt von wenig freundschaftlichen Gefühlen für den neuen Ankömmling. Allein wer beschreibt mein und Augustens Erstaunen, als wir die eben nachlässig im Sopha lehnende Gestalt erblickten und an der hochgewachsenen Figur und dem blonden Lockenhaare den italienischen Sänger von Nachmittags erkannten! Seine Züge waren edel, doch mehr deutsch als italienisch, nur die Augen funkelten im ganzen Feuer des Südens.

Er hatte indeß unser Eintreten bemerkt und mit bestem Anstande sich erhebend und auf uns zutretend, begrüßte er uns auf Französisch.

„Da wir doch auf längere Zeit bestimmt sein werden, unter Einem Dache miteinander zu leben, was mir meinerseits zu vielem Vergnügen gereichen soll" — damit verbeugte er sich verbindlich gegen die Damen — „so werden Sie mir erlauben, mich persönlich bei Ihnen einzuführen — Conte Uberto Belli da Firenze. — Ich hatte bereits Gelegenheit, Ihre werthen Namen aus dem Fremdenbuche zu ersehen und war als Offizier erfreut, in Ihnen, meine Herren, Kameraden zu treffen."

Inzwischen war zum Souper gerufen worden. Wir ließen uns alsbald nieder und das Gespräch nahm seinen lebendigen Fortgang.

„Wir hatten heute bereits das Vergnügen," warf Auguste im Lauf des Gesprächs ein, „Ihre Bekanntschaft zu machen, Signor Conte, freilich ohne daß Sie es ahnten."

„In der That," erwiderte jener überrascht, dabei einen feurig-italienischen Blick seiner schwarzen Augen auf die liebliche Sprecherin werfend, der, ich muß es bekennen, mir höchlich mißfiel, „in der That? Aber wie denn doch? Ich kam zwar allerdings schon heute an diesem Hause vorbei, allein —"

„Giojosa e dogliosa, Smarrita in pensar," fiel Auguste schelmisch lächelnd ein.

„Ach, Sie haben meinen Gesang belauscht! Hätte ich gewußt, welches Publikum ich damals gefunden, ich würde Ihre Ohren nicht beleidigt haben."

„O, bitte, Signor Conte, sogar Dank sind wir Ihnen schuldig für den Genuß, den Sie uns bereiteten. Es war ein Wort am rechten Ort, wie hervorgewachsen aus der Seele dieser Gegend. — N'est-ce-pas, papa?"

Papa blickte so unschuldig wie ein neu gebornes Kind, hatte er doch jene ganze Zeit seinem Nargileh gewidmet. Doch „Eh bien, oui," sagte er höflich und wandte sich dann wieder seinen Gedanken zu.

„Sie sind zu nachsichtig gegen mich, meine Herrschaften," sagte der Italiener, und fuhr dann fort: „Ich hatte ursprünglich vor, eine andere Pension zu wählen, die mir empfohlen war, fand aber dieselbe schon ganz besetzt. Man wies mich hieher. Ich war Anfangs sehr ärgerlich über das vermeintliche Unglück; nun habe ich gelernt, eine bessere Meinung von meinem Schicksal zu hegen; denn es hat mir mehr Glück ge-

schenkt, als ich zu hoffen gewagt, und als ich in der That verdiene."

Diese letzten gegen Auguste gerichteten Worte riefen ein tiefes Erröthen bei dieser und einen nicht minder tiefen Aerger bei mir hervor, der sich wenigstens für's erste gänzlich in dem bisher mit so viel Lust behaupteten Terrain geschlagen sah, und wäre der Italiener nicht so entsetzlich liebenswürdig gewesen, ich war in bester Laune, mit ihm Händel zu suchen. — Ganz verdächtige Symptome werden Sie denken. „In der That, Sie haben recht, sehr verdächtig!

„Aber à propos," unterbrach sich der Conte, in dem bisher italienisch geführten Gespräch auf Deutsch, „da Sie mein Lied von heute Nachmittag gehört: Sie scheinen es nicht gekannt zu haben?"

„Ich," sagte Auguste, „nein, wirklich nicht."

„Und auch Sie nicht, der Sie doch ein Deutscher sind; das ist verwunderlich!"

„Wie so denn, das Lied ist ja, denk ich, italienisch!"

„Das wohl; allein denken Sie doch nach. Sollen Sie, der Deutsche, Ihren Göthe nicht besser kennen?"

„Meinen Göthe?"

„Nun ja. Sie haben doch Egmont gelesen? So erinnern Sie sich wohl des Liedes:

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein u. s. w." *)

„Nun, vergleichen Sie: Giojosa e dogliosa, Smarrite in pensar....."

„Teufel! wie ungeschickt," platzte ich in aller Gewalt urwüchsigen Germanenthums heraus, so daß Niemand sich eines Lächelns enthalten konnte; „das hätte ich merken können. Aber die Uebersetzung ist in Wahrheit ausgezeichnet, Signore; ich hätte es für ein italienisches Volkslied gehalten."

„Nun," sagte jener lächelnd, „ich muß bekennen, sie ist von mir."

„Von Ihnen? Dann können Sie wirklich besser Deutsch, als je ein Italiener, den ich noch gefunden habe."

„Das ist wohl kein Wunder, da meine Mutter eine Deutsche war."

„Das freut mich von Herzen zu hören; denn so ist doch meine Besorgniß vor politischen Debatten gehoben, die sich etwa zwischen uns hätten entspinnen können. Und wir Alle, bis auf Einen," hier deutete ich auf den Colonel, „haben wenigstens an diesem Orte herzlichen Abscheu davor. Also Trêve de Dieu, Sieur Chevalier! schlagen Sie ein!"

Lachend willfahrte er.

„Mes amies," sagte da der alte Herr v. R***, sich erhebend zu den Damen, „es wird nun Zeit sein, uns zurückzuziehen. Was die beiden Herrn betrifft, so scheinen diese allerdings mit ihrer Flasche Tavel noch nicht das letzte Wort gesprochen zu haben."

Man verabschiedete sich gegenseitig und wir beide blieben, wie der Oberst prophezeit hatte, noch beim feurigen Rebensaft sitzen.

Das folgende immer wärmer werdende Gespräch verscheuchte jedes Vorurtheil und jedes mißmuthige Gefühl in mir, das der Conte mir immer nach der einen oder andern Seite erregt hatte, und ich fand an ihm nicht nur eine edelherzige und offene, sondern auch eine für das Schöne und Ideale aufrichtig begeisterte Natur. Ein leichter Anflug von Melancholie, der sich sogar über alle seine Heiterkeit ausbreitete, gab seiner Persönlichkeit noch ein eigenthümliches Gepräge und erregte mein lebhaftes Interesse.

Erst spät schieden wir von einander, ich mit dem festen Entschlusse, diesen Mann wo möglich an mich zu ziehen und näher mir zu befreunden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hangen und Bangen
In schwebender Pein;
Himmel hoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt. (Egmont Akt III.)

Der große Darbar in Agra.

(Schluß.)

Es war immer die Politik der erobernden Herrscher in Delhi, sich durch Heirath mit den alten Radschputenhäusern zu verbinden, aber Dscheypur und Dschodpur betrachteten das als eine Unehre, und der noch mächtigere Radschputenstaat Udeypur gab darin niemals nach. Der jetzige Maharadschah führt seinen Stamm auf Rama von Ajodhja zurück, den Helden des großen Hindu-Epos. Jener wildaussehende Mann mit einem Bart wie ein Pardel ist der einzige Muselman unter den 18 Radschputenfürsten — der Nawab von Tonk. Sein Vater war der berüchtigte Räuberchef Emir Chan, der mit Dscheswant Rao Holkar so lange die Befriedung Malwa's verhinderte; aber der Sohn hat England 1857/58 treue Dienste geleistet.

Das anziehendste Schauspiel bei dem allgemeinen Darbar war die Ankunft der eingebornen Großen auf Elephanten und ihre Entgegennahme jener reichen Khilluts, d. h. Ehrenkleider Juwelen, die vom Vizekönig nach einem festgesetzten Maßstab verliehen werden. Der Maharadschah von Sindia z. B. empfing ein Khillut im Werth von 5000 Pf. St. Diese Gaben werden feierlich hereingetragen von langen Reihen Eingeborner aus der Toschkana, d. h. dem Behältniß der Staatsgeschenke. Hier ist eben alles orientalisch, wie auf den Gemälden alter Meister, welche Joseph an Pharaohs Hof oder den Besuch der Königin von Saba bei Salomo darstellen. Der Tribut, welchen umgekehrt die Beschenkten darbringen, der aber an Werth geringer ist, als was sie empfangen, wird von Zeit zu Zeit öffentlich versteigert. Ein neuer Zug des allgemeinen Darbar war, daß neun eingeborne Gentlemen dabei Staatsbelohnungen erhielten für Dienste, die sie dem Gemeinwesen in Volkserziehung, Literatur u. s. w. geleistet; darunter Babu Schewapersad, der berühmte Gelehrte in Benares, der so viele Werke geschrieben hat, um seinen Landsleuten die Ergebnisse der europäischen Wissenschaft zu vermitteln. Unter den europäischen Beamten die mit dem „Stern von Indien" dekorirt wurden, kam auffallender Weise zuerst Sir Cecil Beadon, der Vize-Statthalter von Bengalen — derselbe Beamte, welchem die Hungersnoth in Orissa, die Zehntausende von Menschenleben gekostet hat, hauptsächlich zur Last fällt, indem er, obgleich mehrfach gemahnt, die rechtzeitige Absendung von Getreide versäumt hat. Und dieser Mann empfing aus der Hand des Vizekönigs den großen Ordensstern! (Wie man sieht, kommt es also auch in Indien, resp. England vor, daß Orden an unfähige Leute verschwendet werden, denen das allgemeine Volksurtheil ganz andere Denkzettel zuerkannt.) Anders verhält es sich mit Sir Donald Macleod, dem gewissenhaften und verdientermaßen populären Vice-Statthalter des Pendschab. Sir John Lawrence's lange Rede bestand theils

Danksagungen für bewiesene Treue der Fürsten, theils aus Ermahnungen, auf diesem Wege zu beharren und sich allseitig um Förderung des Wohls ihrer Unterthanen, namentlich durch Hebung des Volksunterrichts, zu bemühen."

Auf die Darbars folgte dann eine lange Reihe von Festlichkeiten, unter denen besonders zwei Feste in den Tadschgärten Erwähnung verdienen. Die ovale Kuppel des Tadsch war tageshell mit Magnesium-Draht beleuchtet, wodurch alle die herrlichen Verhältnisse und Ornamente dieses Wunderbaues sichtbar wurden. Noch schöner war aber die Illumination der Dschamna, ausgeführt mit einer Meisterschaft wie nur Hindus einen Fluß zu beleuchten verstehen. Meilenweit glänzten seine trägen Fluthen im Schein von tausend und aber tausend Lichtern wie ein Strom geschmolzenen Goldes, in welchem zugleich der Tadsch wiederstrahlte — nicht unwürdig, wie sich ein Blatt von Agra ausdrückte, jenes Gesichtes des vom Himmel niedersteigenden neuen Jerusalems in St. Johannis Offenbarung. Gleichzeitig ward an den jenseitigen sandigen Ufern der Dschamna, da wo noch der Grundbau des von Schah Dschehan für sich selbst beabsichtigten Grabmals zu sehen ist, ein Feuerwerk abgebrannt, wie es eben auch die Pyrotechniker Europa's nicht zu liefern vermögen. Dieses Fest schloß mit einem Champagner Souper in einer Moschee, wozu der Maharadschah von Sindia mehr als 80 Europäer eingeladen hatte, darunter den berühmten Mitreisenden Major Grant. Der Vizekönig und Sindia aber lustwandelten im Garten Hand in Hand.

Miscellen.

Eine statistische Uebersicht, welche die „Wiener Zeitung" veröffentlicht, zählt die 104 Kotzebue'schen Stücke auf, welche im Burgtheater aufgeführt wurden. Dieselben erlebten in 77 Jahren 3650 Aufführungen. Die populären wurden mehr denn 100mal gegeben, so „die deutschen Kleinstädter" 130mal, „Menschenhaß und Reue" 123mal, „die beiden Klingsberg" 129mal. Das letztgenannte Lustspiel und die „Pagenstreiche" sind noch heute Repertoirstücke. Die Thatsache, daß nicht allein „Menschenhaß und Reue" noch 1855, „Die Indianer in England" — noch 1844 gegeben wurden, sondern selbst die sog. historischen Dramen, wie „Bayard", „Octavia", „Johanna von Montfaucon", „Die Hussiten vor Naumburg" u. dgl. m., in den Zwanziger-, Dreißiger- und Vierziger-Jahren noch zahlreiche Wiederholungen erfahren konnten, trägt Einiges zur Charakteristik der „guten alten Zeit" bei.

Die Nachfrage nach weiblichen Dienstboten in Neuseeland nimmt noch fortwährend zu und obgleich ein ungemein hoher Lohn geboten wird, so sind doch fast keine Dienstboten aufzutreiben. Viehmägde besonders sind gesucht und erhalten einen Lohn von 40—50 L. jährlich. Der Arbeitsmarkt ist, was männliche Arbeiter anbetrifft, weit besser versehen. Die durch Miß Rye nach den australischen Kolonien hinüberbeförderten Frauen und Mädchen werden auf diese Weise ihre Dienste sehr lucrativ verwerthen und zu gleicher Zeit einem dringenden Bedürfniß abhelfen. Die Anmeldungen für diese weibliche Auswanderung sind so zahlreich, daß Miß Rye in den Zeitungen veröffentlicht, das nächste Schiff habe bereits seine Passagierzahl und weitere Applikantinnen müssen bis Ende Februar oder Anfang März warten.

(Amerikanische Schlittschuhparke.) Aus Chicago schreibt man dem „Schw. Merk.": „Ein Frost, der hier selten länger als 8—14 Tage anhält, hat unsere Schlittschuhparke belebt und den zahlreichen Musikkorps Blasbeschäftigung gebracht. Diese Schlittschuhparke und „rinks" (bedeckte Schlittschuhparke) sind eine vortreffliche amerik. Neuerung, die „rinks" eine speziell Chicagoische. Im Dezember 1865 wurde der erste angelegt; über ein Grundstück, das mittelst Hydranten jeden Abend neu zu überfluthen, und das zu einem Bassin und Schlittschuhfelde vorbereitet, wurde eine große Halle von Holz aufgeführt, mit gewärmten Vorzimmern, Balkons, Musikpavillon, Erfrischungsständen, kurz Alles gethan, um der verzärteltsten Dame das Glück des Eislaufens möglich zu machen. Das Eis in diesen „rinks" hält sich länger als im Freien, ist schneefrei und windfrei, Umstände, welche der Ausbildung des Schlittschuhlaufens, namentlich Phantasiemanövres betreffend, eine neue Aera eröffnet haben. Ein diesen Sommer für 5000 Pfd. St. angelegter „rink" hält 23,000 Q.-Fuß Eisfläche. Die offenen Schlittschuhparke sind in weit kolossalerem Maßstabe, in der That die größten der Welt. Chicago steckt bereits in der Beziehung das hinter dem Zeitalter zurückbleibende New-York in die Tasche, welches nur drei Eisteiche im Centralpark hat, und einige kleine Eisschuppen für die Vornehmen der fünften Avenue, aber nicht für die „Million". Mit den Schlittschuhen wird bereits gehöriger Luxus getrieben. Ein Paar mit Silber ausgelegte von Rosenholz für 50 Dollar. Es gibt hier nicht weniger als 3 Eisparks und 2 „rinks", die jeden Abend jetzt von mindestens 10,000 Personen besucht werden."

(Werthvolle Beifallsbezeugungen.) San Francisco besitzt, wie andere Weltstädte, seine italienische Oper. Bei meinem ersten Besuche, so erzählt Eduard Hildebrandt in seiner „Reise um die Erde", wurde „Ernani", von Verdi, aufgeführt. Die kontinentale Karriere aller Sänger war beendet, doch schien die artistische Nachlese noch immer der Mühe zu verlohnen. Der Besuch der Oper entsprach der Einwohnerzahl der Stadt und der Beifall ihrer Wohlhabenheit. Ich sage absichtlich nicht „ihrem Kunstgeschmack". In diesem reich mit Gold gesegneten Lande begnügt sich der Zuhörer, wenn der Sänger, Tänzer oder Schauspieler seinen Beifall erwirbt, nicht mit werthlosem Beifallsklatschen, Hervorruf oder Blumenspenden, er gibt solidere Beweise seiner Zufriedenheit und wirft Dollarstücke auf die Bühne. Wer Glück und Talent besitzt, kann sein Spielhonorar somit erheblich erhöhen. Eine beliebte Tänzerin wurde zweimal hervorgerufen und jedesmal mit Dollars überhäuft. Schließlich artete der Beifall in einen wahren Silberregen aus. Die Kalifornier wissen die Geldstücke sehr geschickt, wie die von Knaben über eine Wasserfläche geschleuderten Kiesel, flach zu werfen, und jede Verletzung zu verhüten. Unsere Künstler hätten wohl nichts einzuwenden, wenn sich diese Art des Beifalls auch hier einbürgern würde.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 6. Sonntag den 20. Januar. 1867.

Montreux.

Original-Novelle von Wilhelm v. Schlierbach.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

Wieder war es Abend geworden, ein herrlicher farbenprächtiger Abend, wie er nur dort am Lemaner See sich findet. Sonnig war uns der Tag vorübergegangen wie schon so mancher, unser traulicher Kreis hatte empfunden, daß er durch seinen Zuwachs nichts eingebüßt, sondern gewonnen hatte und Graf Uberto hatte Alles glänzend bewährt, was ich mir nach dem ersten Abend unserer Bekanntschaft von ihm erwartete.

Eben stand ich mit ihm im Gespräche unter der Veranda unseres Landhauses, als der alte Oberst mit etwas mürrischer Miene, ein Zeitungsblatt in der Hand, zu uns trat; hinter ihm kamen Mutter und Tochter.

„Hat mir da Auguste so eine dumme Bettelei vorgebracht,“ brummte er.

„Fi donc, papa!“

„Sei still — so etwas von schönem Abend, Mondenschein und Seefahren, sie muß heute wohl wieder in diesem Mr. Göthe gelesen haben — verstehe nichts von dergleichen Dingen. Nehmen Sie sie denn in Gottes Namen mit und meine Frau auch. Und nun Gott befohlen; gehe nicht mit, zwei Weiber und zwei Poeten, das ist zu viel für einen alten Mann; excusez-moi, je vous prie! — Habe eben da meinen „Moniteur“ bekommen, ärgerliche Geschichte. Die Klerikalen haben einen Sieg in der Kammer erfochten. Sacré-bleu! sehr ärgerlich!“ — Und damit schritt er davon.

„Ah, laissez ça,“ rief Auguste in die Hände klatschend, „mögen sie thun, was sie wollen, ces plaisants gens là. Keine Politik, nicht wahr, und nun allons, an Bord.“

„Einen Augenblick,“ sagte der Graf Uberto und sprang die Treppe hinauf, um bald wieder mit einem Ding unter dem Arm zurückzukehren, das sich bei genauerer Betrachtung als eine Mandoline herausstellte.

Auguste zeigte eine kindische Freude. „Ach, das wird herrlich, prächtig,“ rief sie ein um das andere Mal und sprang munter voran. Mit ein paar Schritten war das Ufer erreicht, der Kahn wurde losgemacht und als wir Alle Platz genommen hatten, ergriff ich das Ruder, der Conte das Steuer und so fuhren wir hinaus in die blaue Fluth.

Der Abend war köstlich. Es mochte 8 Uhr vorbei sein, und allmälig sanken immer dunklere Schatten herab, indeß in den umliegenden Uferorten, in Clarens, Vernex, Montreux, bis zum fernen Vevey hinaus Licht um Licht sich entzündete und über die Wasser abspiegelnd hinzitterte. Nach Chillon zu lenkten wir unsere Fahrt, gerade vor uns das sich dunkel öffnende Rhonethal. Als nun plötzlich der hinter Wolken versteckte Mond in klarem Silberglanze hervortrat, sein Licht auf die Zinnen und Thürme der Inselveste werfend, so daß blendende Helle und tiefdunkler Schatten über die alten epheubekleideten Mauern hinzog, als die fernen Schneefelder in mattem Scheine mitschimmerten und das weiche Spielen der Wogen an den langsam sich bewegenden Schiffsspriet schlug, indeß von den eingetauchten Rudern glänzende Silberfäden allmälig in's Wasser tropften, — da war dies ganze überwältigende Bild wie ein Gedanke von Oben, wie ein stiller, sehnender Ruf aus dem Jenseits: der Geist Gottes schwebte über den Wassern.

Uberto hatte leise das Steuer zur Seite gelegt und sein Instrument ergriffen; sanft fuhr er zum Vorspiele durch die Saiten und dann mit weicher, schmelzender Stimme sang er das folgende Lied in die Sternennacht hinaus, in den rührenden Tönen seiner Muttersprache, die ich hier in unsere rauheren Laute zu übertragen gesucht habe:

Uberto's Lied.

Wog' auf Woge kömmt gezogen
Auf dem See im Mondenschein
Und dies leise Spiel der Wogen
Lullt den Kahn in Schlummer ein.

Und die Ruder laß' ich sinken
Und ich blicke himmelan,
Wo die kleinen Sternlein blinken,
Stille wandelnd ihre Bahn

Und mir ist, als ob entsiegelt
Was am Tag verschlossen liegt,
Jene Pforte scheint entriegelt,
Die sonst nur der Tod besiegt. —

Wog' auf Woge kömmt gezogen
Auf dem See im Mondenschein
Und dies leise Spiel der Wogen
Lullt den Kahn in Schlummer ein.

Sieh mir deucht es, daß nun wehte
Mir herab des Himmels Huld,
Schenkend was ich längst erflehte,
Die Vergebung einer Schuld.

Liebe fühl' ich endlich wieder,
D'ran ich nimmermehr geglaubt,
In die Fülle meiner Lieder
Strömt der Trost, der längst geraubt.

Und ich sing' mit voller Kehle,
Was mein Glauben ein mir gibt,

Singe: Glücklich ist die Seele
Nur allein, die hofft und liebt.

Wog' auf Woge kommt gezogen
Auf dem See im Mondenschein
Und dies leise Spiel der Wogen
Lullt den Kahn in Schlummer ein!

Er hatte die letzte Strophe mit immer mehr ersterbender Stimme gesungen, noch ein paar leise Arpeggio's dann, und Alles schwieg.

Es war ein Eindruck, wie ich ihn noch selten in meinem Leben gehabt, so tief ergreifend und rührend. Er hatte seine Wirkung auch auf die Frauen nicht verfehlt; denn beide schluchzten leise, besonders Auguste, während ich still bewegt nach dem Sänger mich umwandte. Er saß lautlos da, das Gesicht mit den Händen verhüllt.

„Uberto!“ rief ich leise.

Er blickte auf. Ich reichte ihm meine Hand hinüber. „Uberto,“ flüsterte ich, „schlage ein. Wir müssen Freunde sein; noch hab' ich keinen; du bist dazu bestimmt, ich fühl' es.“

Und Uberto schlug ein. So hatte ich denn gefunden, was ich ersehnt; dieses herrliche Gestade schien jedes Glückes für mich voll zu sein; es hatte mir auch einen neuen Freund geschenkt.

Ich konnte an jenem Abend nicht viel mehr reden, noch von uns irgend Jemand. Eine Weile noch fuhren wir hinaus, und die Schatten der Mauern Chillons entlang; dann kehrten wir heimwärts. Ein geflüstertes Gute Nacht! als wir uns trennten —; Uberto umarmte mich schweigend. . .

5. Kapitel.

Als ich am andern Morgen spät erwachte, klopfte es leise an meiner Zimmerthür, der Garçon streckte schüchtern seinen Kopf herein und hinterbrachte mir eine Aufforderung Uberto's, zu ihm hinunter in den Garten zu kommen.

Neugierig, was er wolle, kleidete ich mich rasch an und eilte dann hinunter, wo ich Uberto bereits auf einer Bank sitzend fand, unbeweglich nach dem savoyischen Ufer hinüberstarrend. Er sah ungewöhnlich ernst aus und bemerkte mein Nahen nicht. Ich legte meine Hand auf seine Schulter; da fuhr er auf und als er sah, daß ich es war, begrüßte er mich herzlich und zog mich an seine Seite auf den Sitz.

„Für das neue Vertrauen, mein Lieber, das zwischen uns sich anzuknüpfen begonnen hat,“ so sprach er, „ziemt es sich auch, daß ich nichts mehr vor dir geheim habe. Noch weißt du wenig mehr von mir als meinen Namen und was du sonst etwa im täglichen Verkehr dir als Urtheil gebildet haben magst. Allein ich hab' es mir geschworen, daß mein Leben offen vor dir daliegen soll, so schwer es mir auch ankommen mag; denn manche Schuld lastet noch auf diesem Herzen, die es oft nicht zur Ruhe kommen läßt.

„Also höre. Ich bin Florentiner, wie du weißt. Mein Vater war Kammerherr des Großherzogs, meine Mutter eine Deutsche, eine Oesterreicherin. Schon mit 16 Jahren trat ich als Lieutenant in die Armee, viel zu früh für ein Naturell wie meines, das statt dieser plötzlichen Selbständigkeit eines erfahrenen Führers noch wohl bedurft hätte. Geld hatte ich immer genug, an schlechten Cameraden fehlte es auch nicht und so brachte ich es bald zu dem Rufe, einer der größten Ausschweiflinge der toskanischen Hauptstadt zu sein, ein Ruf, den ich, wie ich leider gestehen muß, nur zu wohl verdiente. Mein Vater that, als er es zu spät erfuhr, alles mögliche, um mich zurückzuhalten, doch es half nichts. Da kam, für mich zur ungelegenen Zeit, jene unreife Freiheitsbewegung durch mein unglückliches Vaterland, in allen jugendlichen Köpfen spuckten Ideen von einigem Italien, wohl gar von Republik, die wenigstens damals verfrüht waren. Ich vergaß meines geschworenen Fahneneides und schon jetzt halb rasend und innerlich zerrissen von dem quälenden Bewußtsein einer vergeudeten und verschwelgten Jugend, suchte ich Ablenkung in jenem aufregenden Treiben von damals. Ich ward Mitglied einer geheimen Gesellschaft, die sich mit andern zum Sturze der Regierung verbunden hatte, und noch einige Cameraden vom Regimente, bei dem ich stand, schlossen sich an. Es wurde gewühlt und intriguirt, schon fiel mancher Verdacht auf den und jenen, nie auf mich. Da ward einer der Offiziere, der sich von je als meinen besten Freund gestellt hatte, zum Verräther an uns Allen; als wir eines Nachts beisammen saßen, wurden wir von Sbirren und Gensdarmen, denen jener den Weg zeigte, aufgehoben. Einer von uns jedoch, der den Verräther erkannt, zog noch zuvor sein Pistol und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf; das war der Lohn seiner Treulosigkeit.

„Wir kamen Alle vor ein Kriegsgericht, unser Urtheil war der Tod, wie wir es nicht anders erwartet hatten.

„Was bei dem Allen mein Vater fühlte, magst du dir denken. Der Gram warf ihn auf's Krankenlager; bald zeigte es sich, daß sein Leben verloren sei. Auf dem Todtenbette noch schrieb er an den Großherzog um meine Begnadigung; sie wurde gewährt und er starb wenige Tage darauf. Mich hatte er nimmer sehen wollen, obwohl man es erlaubt hatte.

„Ich erhielt zugleich die Nachricht von meiner Begnadigung und von des Vaters Tod. So war mein Leben eine Gabe, der ich mich wenig freute. Alle meine Genossen fielen durch Pulver und Blei, mich schaffte man auf einem Schiff hinüber nach Marseille; und dort stand ich einsam und allein, fern dem Vaterhause und der Mutter, meinen Gewissensqualen überlassen. Ich hatte geloben müssen, zehn Jahre lang Italien zu meiden; was ich in dieser Zeit litt, will ich jetzt zu beschreiben unterlassen. Als meine Frist um war, es war vor zwei Jahren, brach der italienische Krieg aus. Der Sache des Vaterlandes, der ich schon früher, ob auch mit unwürdigen Händen, gedient, war ich immer treu geblieben und durfte es nun bleiben; denn kein Eid band mich mehr. Doch war es mir schwer, gegen die Landsleute meiner Mutter zu fechten, und ich wandte mich daher zu jenen Schaaren, die nach dem Süden zogen, Neapel und Sizilien vom verhaßten Joche zu befreien. Dort habe ich Gefahren, habe ich den Tod gesucht: ich fand die erstern, den letztern nicht. Nicht einmal verwundet ward ich. Wie schon einmal, nahm ich gleichgiltig das Geschenk meines Lebens vom Schicksal an.

„Als der Feldzug zu Ende war, trat ich in die neue italienische Armee mit dem Range, den ich mir im Kriege erfochten hatte, als Major. Jetzt habe ich Urlaub auf ein Jahr genommen, um meine immerhin erschütterte Gesundheit herzustellen, und gedenke auch meinen Dienst wieder anzutreten, obgleich mein Vermögen sehr der Beaufsichtigung bedürfte; doch vielleicht, noch weiß ich es nicht, können Umstände eintreten, die mich den Waffen entsagen machen.

„Und nun, mein theurer neuer Freund, hier hast du die Geschichte eines jungen, aber vielbewegten Lebens. Ich weiß, du wirst mich als den zu erfassen wissen, der ich bin. Mit eurem Göthe sage ich: Ich bin nun, wie ich bin, so nimm mich denn hin.“

„Und jetzt laß' uns zu unserer Gesellschaft zurückkehren, man wird uns erwarten. Du brauchst kein Wort mehr zu verlieren; ich weiß Alles, was du sagen könntest, ja mehr, ich weiß, was du fühlst."

Und mit diesen Worten stiegen wir langsam die Treppe der Terrasse hinan, von der unsre Hausgenossen schon längst nach uns ausgeblickt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Seltsame Launen berühmter Männer.

Schriftsteller und Componisten haben im Momente des Schaffens sonderbare Manieren. Voltaire z. B., als er an seiner Tragödie „Catilina" arbeitete, hüllte sich, um sich recht zu begeistern, in einen Schleier ein und spazierte in diesem Aufzuge in den Alleen seines Landsitzes Ferney umher, und deklamirte unter gewaltigen Gesticulationen seine Verse. Sein Gärtner konnte sich, als er ihn einst so herumspazieren und agiren sah, nicht enthalten, laut aufzulachen; dafür wurde er auf der Stelle fortgejagt und selbst die dringendsten Fürbitten vermochten nicht Voltaire zu bewegen, ihn wieder in seine Dienste zu nehmen.

Frau von Staël konnte nie eine Idee finden, wenn sie nicht ein Brodkügelchen zwischen den Fingern rollte, oder mit einem kleinen Baumreis spielte. Der Geometer Laplace spielte, so oft er arbeitete, mit einem Zwirnknäuel. Fehlte ihm dieser, so war's mit seinem Scharfsinn aus; deswegen ließ ihm auch sein Diener, der um den Ruhm seines Herrn sehr besorgt war, alle Morgen den Knäuel zwischen die Finger gleiten. Wenn Diderot arbeitete, agirte er mit Händen und Füßen, keuchte, rannte im Zimmer auf und ab, warf seine Perrücke in die Luft, fing sie auf, setzte sie auf den Kopf, schleuderte sie wieder in die Höhe und stieß dabei unterdrückte Schreie aus, oder gerieth in Zuckungen. Einer seiner Collegen fand ihn eines Tages in Thränen schwimmend. „Mein Gott," sagte dieser, „Sie erschrecken mich, — was fehlt Ihnen?" „Ich weine über eine Erzählung, die ich mir ausdenke," antwortete Diderot schluchzend.

Der Dichter Brault konnte keinen Vers machen, wenn er nicht eine bestimmte, eigens hierzu verfertigte Kleidung trug; der Lustspieldichter Picard dagegen schrieb seine Comödien im Bette. Noch weiter trieb die Bizarrerie der Freund des letzteren, der Dramadichter Etienne. Wenn er die Begeisterung fühlte, eilte er nach Hause, schickte Frau, Kinder, Diener fort, schloß Thüren, Fenster, Läden zu, und herrschte nun das tiefste Schweigen und das tiefste Dunkel rings um ihn, so legte er sich ins Bett und machte Verse.

Die Gedankenfülle Lesage's, des Verfassers des trefflichen „Gil-Blas", hing von der Sonne ab. War's dunkel, so schlummerte sein Geist, er erwachte, wenn die Sonne erschien, und je höher sie stieg und je heller sie leuchtete, desto feurigere Funken sprühte er aus. Sank die Sonne, so nahmen auch seine Geistesfähigkeiten an Kraft ab. Ein Gegenstück zu Lesage war der Historiograph Mezeray. Dieser konnte nicht bei Tageslicht arbeiten, sondern schrieb immer, selbst am Tage, bei Kerzenlicht. In seinen Gemächern herrschte fortwährend das tiefste Dunkel, und wenn Freunde ihn besuchten, so hatte er die Gewohnheit, ihnen selbst am hellen Mittag mit der Lampe bis zur Thüre zu leuchten.

Ihm ähnlich war Girodet, ein guter Maler und Dichter zugleich. Seine Begeisterung erwachte des Nachts, er sprang dann plötzlich auf, ließ die Hängelampen in seinem Atelier anzünden, setzte einen breiten Hut auf und malte nun seine trefflichen Gemälde. Jouy dichtete viele seiner Tragödien in einer Allee, an deren beiden Enden sich eine Bank und auf jeder Bank Papier und Bleistift befanden. Dieser Dichter, der fast alle französischen Poeten auswendig konnte, hatte für seine eigenen Gedichte so wenig Gedächtniß, daß er oft, wenn man ihm eines derselben vordeklamirte, es gar nicht erkannte. Petrarca hatte einen ledernen Ueberwurf, auf den er beim Spazierergehen Gedichte schrieb, wenn ihm Papier fehlte. Dieses Kleidungsstück wurde (1527) von dem Cardinal Sadoslub als eine kostbare Reliquie aufbewahrt.

Cimarosa komponirte am leichtesten, wenn er ein Dutzend Freunde um sich versammelt hatte, mit denen er fortwährend über die verschiedensten Gegenstände schwatzte. Sarti dagegen vermochte nur in einem dunkeln, unmöblirten, von einem Hängelämpchen matt erleuchteten Zimmer zu schreiben. Ebenso hatte Spontini das Bedürfniß, in einem dunklen Gemache zu komponiren. Sacchini verlor den Faden seiner musikalischen Gedanken, wenn nicht seine Katzen auf seinem Schreibtische herumkrabbelten. Paer begeisterte sich damit, daß er mit seinen Kindern zankte und seine Dienerschaft schalt; Gluck dagegen durch Champagner; hellen Sonnenschein liebte er ausnehmend und ebenso das Gestikuliren. Salieri, um seine Phantasie zu wecken, mußte außer Haus gehen, die lebhaftesten Straßen durchlaufen und Bonbons naschen. Ebenso concipirte Beethoven meistens während seiner Spaziergänge.

Haydn dagegen pflanzte sich in einen bequemen Armstuhl, die Augen gegen den Plafond gerichtet, wenn er Gedanken herbeirufen wollte. Mehul liebte die Blumen bis zur Anbetung; sein Schreibtisch war nie leer davon und ein Spaziergang in einen Garten war für ihn die Quelle höchster Begeisterung. Paesiello, faul bis zum Excreß, componirte stets im Bette, das er vor Mittag nie verließ. Mozart regte sich häufig durch die Lectüre Homer's, Dante's oder Petrarca's zum Schaffen an. Meyerbeer schrieb die meisten seiner Werke in Hotels; Auber dagegen im Gehölz. Donizetti und Adam hegten eine gründliche Geringschätzung gegen Naturschönheiten. Wagner braucht fürstlich eingerichtete Gemächer, um zu componiren. Schubert componirte überall, an allen Orten, selbst den unnennbarsten und zu allen Tageszeiten. Schumann, wenn er sich zum Schaffen angeregt fühlte, sprach tagelang kein Wort. Verdi inspirirt sich, wie man behauptet, durch Lektüre Shakespeare's Schiller's, Goethe's und Ossian's; der Geist seiner Musik läßt indessen wenig von dieser Stimulanz verspüren.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 18. Jan. In der ersten Wiederholung der Oper „Dinorah" am vorigen Montage waren es wieder die ausgezeichneten Leistungen der Frau Hain-Schnaidtinger, welche den Glanzpunkt des Abends bildeten; wir haben neulich der glücklichen Lösung ihrer Aufgabe in dem äußerst schwierigen gesanglichen Theile der Titelrolle gedacht und wollen heute die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die reichen drama-

tischen Effekte lenken, welche sie durch die ebenso anmuthige als lebensfrische Darstellung des raschen kindischen Wesens der Verrückten entfaltete. Wir haben diese Rolle noch niemals mit so lebhaften Farben ausstaffirt gesehen, als es Frau H.-Sch. gethan und glauben, daß dieselbe zu ihren besten Leistungen gehört. Mit keckem Uebermuthe zog sie in genialer Weise die Contouren zu der neckigen ruhelosen Erscheinung der Dinorah im ersten Akte und wußte in dem bekannten Schattentanze einen eigenthümlichen Reiz durch die Naivetät ihres Wesens und die Leichtigkeit ihrer phantastischen Bewegungen zu erzielen; nicht minder schön und tief ergreifend markirte sie das Durchbrechen der Schwermuth und des Seelenschmerzes aus dem wirren Getriebe des Waldfräuleins und das Erwachen aus der Nacht des Irrsinns, sowie die allmälige Wiederkehr der Vernunft. Von höchster dramatischer Wirkung war aber die letzterwähnte Scene, welche noch besonderen Effekt durch das entsprechende Accompagnement des Hrn. Otto als Hoël erhielt; derselbe ging auf die Intentionen der Composition vollkommen ein und trug das schöne ergreifende Lied vor der todtgeglaubten Braut mit tiefsinnigem Gefühle und sympathischer Weichheit vor, auch sein Spiel fesselte durch schöne Bewegungen und richtige Mimik.

Lobende Erwähnung verdient auch Herr Ewald als Corentin; wenn auch die Farben, mit denen er den furchtsamen und schätzegierigen Sackpfeifer ausmalte, mitunter etwas grell waren, so paßte seine Darstellung im Ganzen doch in den Rahmen der Oper und trug viel zur Erheiterung der Zuhörer bei. Frl. Meißner und Frl. Hausen sangen die Partie der Hirtenknaben mit anerkennenswerthem Fleiße, während Hr. Görlich in der Arie des Jägers seiner ungehobelten Stimme — ein Epitheton, welches man unter den Zuhörern oft hören kann — auffallend wenig Zwang angethan und sich dadurch nichts weniger als Beifall erworben hat.

Am Donnerstag war sein Benefize; er hatte Mozart's „Hochzeit des Figaro" gewählt und durch diese Wahl ein gewisses Anrecht auf Anerkennung acquirirt, welche sich in Hinblick auf dieses reizende Tonwerk, das klassische Vorbild der komischen Oper, durch einen zahlreicheren Besuch hätte manifestiren dürfen, als es leider der Fall war; wenn wir an das spärlich besuchte Haus des Benefize-Abends denken, so möchte es fast scheinen, als ob die sonstige Vorliebe des Theaterpublikums für klassische Musik erkaltet sei; doch wir wollen die geringe Theilnahme der Zeit und sonstigen Verhältnissen zur Schuld rechnen und an der Geschmacksrichtung des Letzteren nicht verzweifeln.

Herr Görlich, obgleich durch diese Ungunst des Schicksals sichtlich ergriffen und unangenehm berührt, bot Alles auf, um den Preis des Abends zu erringen; es wollte ihm aber nach unserer Ansicht doch nicht ganz gelingen, sich in die Rolle des intriguanten, geschmeidigen, beweglichen Barbiers, jenes Universalgenie's in allen Liebeshändeln und Verlegenheiten vollständig zu finden. Hr. Otto gab den Grafen und Frln. Hausen die Gräfin befriedigend, während Frln. Meißner in der Rolle der Susanna bei allem Fleiße sich etwas steif und schülerhaft benahm.

Im Allgemeinen vermißte man in der Durchführung jenen feinen elastischen Grundton, welcher dieser herrlichen Tonschöpfung eigen ist, und wurde durch die Darstellung, mitunter auch durch die Leistungen des Orchesters oft lebhaft daran erinnert, daß nicht Jeder zum richtigen Verständnisse und zur Mitwirkung bei einem Kunstwerke, wie die obige Oper, berufen ist, wenn gleich ihm sein Beruf eine Stelle unter dem Opernpersonale angewiesen hat.

—8—

Gedicht

an

Friedrich Freiherrn von Zu-Rhein,

dem allverehrten Regierungspräsidenten von Unterfranken und Aschaffenburg.

Dem Lande Heil, wo edle Fürsten sich bestreben,
Der Völker Glück zu gründen stets mit hohem Sinn.
Heil Bayern dir! dir war ein solcher Fürst gegeben,
Der treu geblieben, was noch jetzt sein Hauptgewinn,
Dem Königswort: „Ich will mit meinem Volke Frieden!"
Ihm ward des Volkes Lieb' — die läßt sich nicht gebieten.

Geschlossen ist das Grab, der Marmorsarg bestattet
In dunkler Fürstengruft; doch lebt sein hohes Wort,
Ist gleich die Hand, die mild das Scepter führt', ermattet,
Als schönstes Monument in aller Herzen fort.
Im Land, wo Fürstentreu' und Volkesliebe wohnet,
Gewiß des Himmels Lieblingskind —, der Friede thronet.

Heil, schönes Franken! dir. In deiner Gauen Mitte
Ein Retter und ein Hort für Recht und Wahrheit lebt.
Ein Mann von echtem, deutschem Kern und deutscher Sitte,
Der schon seit mehr als 25 Jahren strebt,
Dem Vaterlande sich zu opfern und das Seine,
Daß seinem Frankenkreis der Wohlfahrt Sonne scheine.

Wer ist der Edle, der es werth, daß er besungen?
Wer ist, sag an mein Sang, der biedern Franken Hort?
Er ist's, der sich der Franken Herzen längst errungen,
Als er vor Kurzem sprach das allbegeisternd Wort:
Ich werd' es halten stets mit meinem lieben Franken,
In guter, wie in schlimmer Zeit und werd' nicht wanken.

Als jüngstens Frankens Metropole arg von Heeren,
— Von Deutschen — feindlich heimgesucht und schwer bedroht,
Als Wirzo's alte Burg das Feuer sollt' verheeren,
Als sie geängstigt ward von Sturm und Feuersnoth
Um ihre Uebergabe endlich zu erzwingen,
Da galt es Muth, ein Werk der Rettung zu vollbringen.

Und hat der Franken Freund, was er versprach, gelöset?
Wer war's, als uns're Mainesstadt so hart bedrängt,
Durch kräftig Wirken Hoffnung ihr noch eingeflößet?
Und keine Ruhe seinem Geist und Leib geschenkt,
Die größere Gefahr von uns noch abzuwenden
Und durch Vermittlungswort den Jammer zu beenden?

Soll Lorbeer solch Verdienst um Volkes Rettung lohnen?
Ein schön'rer Kranz werd' ihm, dem edlen Frankenhort!
Mög' Gottesfriede stets in seinem Herzen wohnen,
Die Allmacht selbst ihn schmücken hier und dort,
Die Spätesten der Enkel werden ihm noch danken,
Daß er's in schweren Tagen hielt mit seinem Franken.

G. F. R.....

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 7. Mittwoch den 23. Januar. 1867.

Montreux.

Original-Novelle von Wilhelm v. Schlierbach.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Wieder waren schöne und heitere Wochen verflossen, an meine Anfangs beabsichtigte Weiterreise dachte ich gar nicht mehr. Ich hatte in dieser Zeit meinen Freund Uberto immer besser kennen und schätzen gelernt und ganz in's Herz geschlossen. Doch noch Anderes bewegte und regte sich in meiner Brust, andere Gefühle, die mir noch manche unruhige Stunden zu machen bestimmt waren.

Ich habe Auguste schon länger nicht mehr in meiner Erzählung erwähnt; desto mehr weilte sie inzwischen in meinen Gedanken. Hatte schon Anfangs dieses herzliche, heitere und doch so gefühlvolle Wesen im höchsten Grade mich angezogen, so konnte ich mir jetzt nicht verhehlen, daß aus diesem anfänglichen Wohlwollen ein wärmeres Gefühl sich zu entwickeln begann, und:

Sol l'alma è beata,
Ch'è vinta da amor!

sang Uberto unten im Garten, als ich eben diesen Gedanken am Fenster sitzend, nachhing.

Ich konnte es mir zwar nicht verbergen, wie sonderbar und ungewöhnlich es sich ausnehmen mußte, wenigstens in den Augen Fremder, wenn sich aus einer einfachen Reisebekanntschaft plötzlich ein solches Verhältniß entwickelte, aber anderseits machte mir die beinahe väterliche Vertraulichkeit, mit der mir der Oberst, ein so polternder alter Herr er sonst war, entgegenkam, wieder Muth. Doch die Hauptsache! Wie stand ich bei Auguste? Daß ich ihr nicht gleichgiltig war, glaubte meine Eigenliebe sich schmeicheln zu dürfen; doch war ich ihr auch so viel mehr? Konnte ich das wissen? Nein. — Nun, so frage sie denn, sie wird dir's schon sagen, sprach mir mein Schutzgeist Muth ein. — Wäre schon recht, aber die Courage fehlt! — Was Courage! es geht schon. — Und so disputirte ich mit mir selber herum.

Mancher mag sich vielleicht wundern über die verzweifelte Trockenheit dieser Reflexionen, die so ganz einem Dichtergeiste unangemessen erscheinen dürften. Das mag wohl sein; aber ich habe es noch immer erprobt, daß ich mich nie prosaischer ausgenommen habe, als wenn ich um Gottes und der Welt willen poetisch hätte sein sollen; und so auch hier.

Ich ging hinunter in den Garten; dort sah ich Auguste mit einem Buche auf der Bank sitzen; ich erkannte es am Einband als den so sehr geliebten Byron. Neben ihr stand mein guter Signor Conte, etwas gelangweilt aussehend, was sehr natürlich war; denn er verstand vom Englischen nicht eine Sylbe.

Farewell if ever fondest prayer

intonirte sie eben pathetisch meinem armen Freunde, als ich hinzutrat, da sie wohl sicher war, nicht verstanden zu werden.

For other's weal avail'd on high

fuhr ich fort, und sie blickte erschrocken um.

„O, Verräther, Sie haben mich erschreckt; doch zur Strafe mögen Sie den Rest unserm Signor Conte hier deklamiren."

„Sie verzeihen, Fräulein Auguste, aber ich habe Ihnen, glaube ich, schon einmal bemerkt, daß ich nicht englisch verstehe."

„Nun, dem kann ich abhelfen," sagte ich; „ich habe das Gedicht einmal in meine Muttersprache übersetzt und erinnere mich dessen noch; also hören Sie denn beide:

Lebwohl! wenn jemals zärtlich Fleh'n
Für Andrer Heil dort oben klang,
Wird mein's nicht ganz in Luft verweh'n,
Dein Name dann zum Himmel drang.

Was frommt da Red' und Seufzer bang?
O, mehr als blut'ger Thränenzoll,
Der sich dem Aug' der Schuld entrang,
Sagt dieses Wort: Lebwohl, Lebwohl!

Dies Aug' bleibt trocken, stumm der Mund,
Doch mir im Hirn bis tief in's Herz
Wird ruhlos Ein Gedanke kund
Und jener nie vergeh'nde Schmerz.

Nicht klagen mag, noch wagt's mein Herz,
Von Gram und Leidenschaften voll.
Ich weiß nur: unsre Lieb' ward Scherz
Und fühle nur: Lebwohl, Lebwohl!

Als ich den Schluß mit steigender Empfindung gesprochen, da sich so manche meiner Gefühle hineinmischten, bemerkte ich plötzlich, wie Uberto, ganz blaß geworden, zu seinem Hute griff, und ohne ein Wort zu sprechen, davon eilte. Ich rief ihm nach, doch vergeblich; ohne umzusehen, schritt er fort und verschwand bald hinter den Weinbergen.

„Was der sonderbare Mensch doch wieder haben mag?" sagte Auguste, ganz verwundert über dieses Benehmen. „Er kam mir überhaupt in letzter Zeit so melancholisch, so gänzlich verändert vor."

„Ich kann es mir auch nicht denken," sagte ich in möglichst ruhigem Tone, während bei mir innerlich ein Gedanke auftauchte, der im ersten Momente mich wirklich erstarren machte. Wie, dachte ich, sollte Uberto mein Nebenbuhler sein — denn

wie anders läßt sich seine auffallende Bewegung bei jenen Versen erklären? — Sollte, was erst jüngst in meiner Brust zu klarem Bewußtsein sich gestaltet hatte, schon längst in ihm aufgetaucht sein? Der Gedanke war mir zu schmerzlich; ich suchte ihn abzuschütteln, doch vergeblich. Was war nun zu erwarten? — Wie es auch kommen mochte, ich sah nur einen trüben Ausgang. Mochten wir nun Beide uns täuschen, oder der eine Freund dem andern das Höchste, was er ersehnt, rauben — es war in jedem Falle gleich peinlich. Allein konnte ich denn wirklich mich nicht getäuscht haben? — Ich suchte es zu hoffen.

Ueberwältigt von diesen Betrachtungen entfernte ich mich unter irgend einem Vorwande von Auguste, einen einsamen Spaziergang antretend, in der Hoffnung, vielleicht Uberto zu treffen und offen und ehrlich, wie es Freunden geziemt, ihn zu befragen, ihm Alles darzulegen, ihn aufzufordern, unser Schicksal ihr anheim zu geben, die allein darüber zu entscheiden hatte.

Doch ich traf ihn nicht, und da ich immer weiter und weiter, in Gedanken fortgehend, mich verlor, war es erst spät am Nachmittage, als ich an Umkehr dachte, und schon Nacht, als ich mit hastigen Schritten an dem unheimlich vom Monde beleuchteten Chillon vorbei der Heimath zueilte.

Als ich dem Hause nahe war, klang eine bekannte süße Stimme halblaut durch die stille Nacht; es war Auguste, die Uberto's Lieblingslied sang, und wunderbar wehmüthig scholl es hinaus, als sie schloß:

Sol l'alma è beata,
Ch'è vinta da amor!

Ich war in lautloser Bewunderung stehen geblieben und als jene weichen Töne, als die holde Stimme dieses mir so theuren Wesens mein Ohr erreichte, und tief in die Brust sich senkte, da wogte es mächtig in mir empor. „Dir soll ich entsagen, dich lassen? Nimmermehr, ich kann es nicht, ich darf es nicht, es hieße mir selber das Leben nehmen!“ und mit raschen Schritten den Gartenweg hinaneilend, war ich entschlossen, — und jetzt fühlte ich den Muth dazu — meinen Schicksalsspruch zu fordern und entgegenzunehmen, wie er auch ausfallen möge.

Hastig schritt ich durch die dunkeln Büsche, als plötzlich eine leidenschaftliche, doch unterdrückte Stimme an mein Ohr drang. Ich konnte die Worte nicht verstehen, doch es war italienisch; ja ohne Zweifel, es war Uberto's Stimme. Vorsichtig bog ich die Zweige ein wenig bei Seite; in der That, dort an der Brüstung der Terrassenmauer stand Augustens schlanke Gestalt, in weißem Kleide, vom Mondlichte beschienen; das Gesicht hatte sie halb zur Seite gewandt. Vor ihr stand Uberto, heftig gestikulirend und redend. Ich hielt den Athem zurück vor Spannung, Niemand bemerkte mich. Mir war klar, was der Auftritt zu bedeuten habe und ich harrte meines Schicksals. Da sah ich Uberto vor ihr zu Füßen sinken, ihre Hand, die nicht zu widerstreben schien, an seine Lippen ziehen, sie mit heißen Küssen bedecken: ich hatte genug. Verloren, verloren auf immer! schrie es in mir und murmelten die zusammengepreßten Lippen; ich stürzte auf mein Zimmer, verriegelte die Thür, warf mich, wie ich war, auf's Bett und ließ hier meiner Verzweiflung, meinen Thränen vollen Lauf. An das Glück meines Freundes, das ich mit meinem bezahlte, dachte ich nicht; ich dachte blos, was ich verloren, für immer und unwiederbringlich verloren:

I only think, we loved in vain,
I only feel farewell, farewell!

Die ganze Nacht that ich kein Auge zu, es war die schrecklichste, die ich je erlebte.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben König Leopold's I. von Belgien.*)

I.

König Leopold war immer und überall ein glücklicher Mann. Im Privat- wie im Staatsleben schien Fortuna an ihn gefesselt zu sein und ihre Gaben fielen ihm gleichsam in den Schoß. Zweimal wurde ihm ein Thron angeboten; den einen, den griechischen, schlug er zu seinem Glücke aus und den zweiten, den belgischen, nahm er an, um sich und ein treffliches Volk zu beglücken. Er war zweimal vermählt: mit einer englischen und einer französischen Königstochter und beide Male glücklich. Sei es, daß er sein Geld in Papieren anlegte, oder für seine Kinder in Oesterreich Bräute und Bräutigame holte — er traf immer eine gute Wahl und auch der blinde Zufall begünstigte ihn, denn er holte sich im Jahre 1853 in Wien außer einer schönen liebenswürdigen Schwiegertochter auch einen Haupttreffer in österreichischen Loosen, von denen er eine Menge aufgestapelt hatte. Er nahm die Kunde, daß er 200,000 Gulden gewonnen habe, mit großem Vergnügen entgegen, denn er liebte das Geld.

Wenn ihm auch Staatssorgen namentlich in der ersten Zeit seiner Regierung manchen trüben Augenblick bereiteten, so sollte doch nur ein voller Wermuthstropfen in sein reiches Leben fallen. Das war, als ihm seine heißgeliebte erste Gemahlin, die Tochter des Prinzregenten von England, schon nach anderthalbjähriger Ehe durch den Tod entrissen wurde. Charlotte, die durch treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichnete Tochter eines wüsten und ehrlosen Vaters, sollte den Prinzen von Oranien heirathen, den sie verabscheute, so daß sie ihrer Mutter, der unglücklichen Caroline von Braunschweig, erklärte, sie wolle je eher je lieber heirathen, um ihre Freiheit zu erlangen, aber nur nicht den Prinzen von Oranien. Dieser zeichnete sich durch seltene Häßlichkeit aus, so daß Charlotte nur mit abgewendetem Gesichte mit ihm sprach oder sich krank stellte, wenn sie mit ihm zusammentreffen sollte. Als der Vater immer mehr drängte, griff sie zu einem letzten Mittel, einer Unterredung unter vier Augen. Was sie da dem holländischen Bräutigam sagte, hat nie Jemand erfahren — aber obwohl die Brautkleider bereits bestellt und zur Hochzeit eingeladen war, der Oranier trat nach dieser Unterredung zurück.

Da sollte der Kaiser von Rußland interveniren und diesem sagte Charlotte offen, daß sie den schönen Offizier aus seinem Gefolge liebe, der sich Herzog Leopold von Coburg nenne. Und als sie der Vater nun in strengen Gewahrsam bringen und dennoch zwingen wollte, da erklärte sie, daß sie an das Volk appelliren würde. Der Prinz-Regent gab nach und am 2. Mai 1816 wurde die Trauung beider, die bereits seit einigen Jahren im Briefwechsel mit einander standen, vollzogen. Eine Wittwerrente von 50,000 Pfund, welche das Parlament dem

*) Erinnerungen an Leopold I., König der Belgier, von Lucian Herbert (Leipzig, Grunow.)

Prince-Consort aussetzte, erschien fast als eine lächerliche Formalität, denn Prinzessin Charlotte war erst zwanzig Jahre alt und strotzte von Leben. Sie hatte die letzte Anwartschaft auf den britischen Thron und Leopold schien an ihrer Seite einer großartigen Zukunft entgegenzugehen, ähnlich der, wie sie später sein Neffe, der Gemahl Victoria's, einnahm. Selten waren die beiden Ehegatten von einander getrennt. Sie ritten miteinander in die Umgebungen von Claremont, das ihnen vom Parlament geschenkt worden war, traten oft in die Hütten der Landleute und dachten in ihrem idyllischen Stillleben nicht daran, nach London zu gehen, außer wenn es zu großen Festen nöthig war. Nachmittags studirte Leopold die englische Sprache, während seine Gefährtin Landschaften zeichnete.

Im November des folgenden Jahres wurde Charlotte im Beisein der Mitglieder des geheimen Rathes zu Claremont von einem todten Knaben entbunden. Sie nahm die Schreckensnachricht mit Fassung entgegen und that eine Aeußerung, welche beweist, wie sehr sich Leopold die Liebe seiner Gemahlin zu erwerben gewußt hatte. „Dieses Unglück, sagte sie, geht mir sehr zu Herzen, weniger meiner als des Prinzen wegen; man theile ihm diese kummervolle Nachricht mit der möglichsten Schonung mit; vor allem sage man ihm, daß ich die glücklichste Gattin in England bin." Der Prinz eilte an das Lager der Wöchnerin, deren Zustand, anfangs befriedigend, sich bald verschlimmerte. Kein Auge verwandte sie von ihm und reichte ihm oft die Hand, selbst während sie von Convulsionen befallen war. Sie behielt bis zum letzten Augenblicke ihr volles Bewußtsein und noch fünf Minuten vor ihrem Tode, der am 6. November 1817 eintrat, fragte sie die Aerzte: „Ist Gefahr vorhanden?" Nach einer beruhigenden Antwort holte sie noch einmal Athem und war nicht mehr.

Leopold war außer sich über die entsetzliche Katastrophe. Er wollte eine Stunde lang die Anzeige der Aerzte, daß seine Gemahlin gestorben sei, nicht glauben, und verharrte sprachlos bei der Dahingeschiedenen. Noch lange Zeit blieb er in der tiefsten Melancholie versunken und seine einzige Erleichterung waren Spaziergänge in die dunkelsten Theile des Parkes von Claremont. Mit dem Prinz-Regenten, seinem Schwiegervater, welcher die Nachricht von dem Tode Charlottens ziemlich gleichgiltig aufgenommen hatte, traf er zum ersten Male zwischen den beiden offenen Särgen, die gleichsam Leopolds Gegenwart und Zukunft bargen, zusammen. Es herrschte tiefe Stille und ein sprachloses Gefühl. Der Vater ging bald wieder seinem wüsten Treiben nach; der Gemahl, mit dem die ganze Nation trauerte, versank in eine schwere Krankheit und genas nur allmälig.

Glücklich, wie seine erste, war auch Leopolds zweite Ehe, welche achtzehn Jahre andauerte. Der neuerwählte König der Belgier war in Paris bei Ludwig Philipp zu Besuch, der auch erst seit Kurzem auf dem französischen Thron saß. Der schlaue Herrscher wollte seine Töchter gerne an den Mann bringen und verfuhr dabei recht bürgerlich. „Sehen Sie sich, sagte er zu Leopold, meine drei Mädchen an; Louise ist eine sanfte Blondine, Marie ist eine feurige Brunette, Clementine dürfte Ihnen zu jung sein. Aber sehen Sie sich die Trias nur an, und es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn Ihnen nicht eine davon gefallen sollte." Leopold wählte die älteste, die sanfte Blondine Louise.

Am alten Rathhause zu Brüssel stand dann neben zwei bürgerlichen Brautpaaren das Aufgebot des Königs Leopold und der Prinzessin Louise angeschlagen. Die Trauung selbst fand am 9. August 1832 in der Schloßkapelle zu Compiègne statt. Denn wenn auch Leopold als Protestant die Einwilligung gegeben hatte, seine Kinder katholisch erziehen zu lassen, und die päpstliche Dispensation da war, so widersetzte sich der Erzbischof von Paris doch der Trauung in der Kathedrale und erklärte, daß bei gemischten Ehen nicht anders als an der Kirchenthür oder auf einem öffentlichen Platze getraut werden dürfe. Da man jedoch den Parisern dieses Schauspiel nicht geben wollte, so vollzog der Bischof von Meaux die Trauung in der Schloßkapelle zu Compiègne nach katholischem, der Pfarrer Göpp im Schloßsaale nach protestantischem Ritus. Das Brautkleid der Prinzessin war ein Werk belgischer Manufakturen. Die Spitzen dazu waren erst Tages zuvor angekommen und Pariser Kleidermacherinnen mußten ihre ganze Kunstfertigkeit zusammennehmen, um es rechtzeitig fertig zu bringen.

Aus der Ehe Leopold's mit Louisen entstammt der jetzige König der Belgier, der, nachdem er den klerikalen Einfluß abgeschüttelt, in seines Vaters Fußstapfen tritt; der Graf von Flandern, welcher in stiller Zurückgezogenheit sich der Landwirthschaft widmet, und die unglückliche Kaiserin von Mexico. In einem kleinen Hause einer engen abgelegenen Straße Ostende's verbrachte das königliche Paar seine glücklichsten Stunden. Leopold hatte es lieb, dieses Haus, und schien sich von demselben auch am späten Lebensabend nicht trennen zu können. Erinnerte ihn doch jedes Zimmer darin an seine verstorbene zweite Gemahlin, die sich in Ostende so wohl gefiel und der an einem Herbsttage des Jahres 1850 er hier die Augen zudrückte. Sie ist gestorben wie eine Heilige, als welche sie gelebt, hatte Leopold damals von ihr ausgerufen. Sein Schmerz war in jenen Tagen ein so tiefer, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, abzudanken.

Und noch von einer dritten Ehe, die aber keine Königstochter betrifft, munkelt die Fama. In seinen spätern Lebensjahren sah man den König eine ausgesprochene Vorliebe für sein düsteres Jagdschloß in den Ardennen zur Schau tragen. Er behielt diese Vorliebe bis zu seinem Ende, denn noch in einem der letzten Jahre ruhte er von den unaussprechlichen Schmerzen, die ihm eine fortgesetzte Reihe von Operationen verursacht, in dem Ardennenschlosse aus. War es blos die Vorliebe für die durch Shakespeare's Muse geheiligten Forste, in welchen das Lustspiel: „Wie es Euch gefällt" spielt, welche den König nach den Ardennen zog, oder hatte diese Hinneigung tiefere Gründe? Sollte es wahr sein, daß sich ein interessanter Liebesroman an das Schloß knüpft? Thatsache ist, daß es einen jungen Grafen der Ardennen gibt; Thatsache ferner, daß eines Tages auf einem Balle in Brüssel die Aufmerksamkeit des Königs auf ein schönes Mädchen, die Tochter eines belgischen Obersten gelenkt wurde. Einige Zeit nachher hieß es, das Mädchen habe einen Herrn Mayer geheirathet und Herr Mayer sei unmittelbar nach der Trauung verschwunden. Kein Mensch weiß zu sagen, wohin er gegangen. Aber auch Frau Mayer sah man nicht mehr in Brüssel. Sie übersiedelte zuerst nach Laeken, später nach dem einsamen Ardennenschlosse und lebte an beiden Orten in größter Zurückgezogenheit. Der König kaufte ihr später ein Gut bei Düsseldorf und sie schrieb sich von diesem Gute fortan Mayer von Eppinghoven. Ob sie der König geheirathet hat, weiß man nicht. Viele wollten eine seiner letzten Reisen nach England mit dieser formalen Sicherung ihrer Zukunft in Zusammenhang bringen.

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 21. Jan. Gestern kam zum ersten Male während dieser Saison Shakespeare mit „Viel Lärm um Nichts" zur Aufführung. Von all den Personen, die unter dem gastlichen Dache des Gouverneurs von Messina verkehren, sind es vor allen Dingen die Gestalten des Benedict und der Beatrice, diese strahlenhellen Träger Shakespeare'schen Humors, welche die Aufmerksamkeit und das Interesse wecken und festhalten. Herr und Frau Hahn verstanden es vortrefflich, diese eigengearteten, stets einander befehdenden und doch völlig aus demselben Teige gebackenen Charaktere mit all ihrer Liebenswürdigkeit, satyrisirenden Bosheit und Eitelkeit, welch letzterer endlich beide zum Opfer fallen, zu individualisiren und mit vollem Humor und liebenswürdiger Leichtfertigkeit durchzuführen, mit Leichtfertigkeit, die aber nur bis zu einem bestimmten Punkte den Spaß versteht. Weniger glücklich war die Darstellung des zweiten Paares der Comödie, des verwöhnten, wankelmüthigen Claudio (Hr. Bethge) und der taubensanften Hero (Frl. Steinburg). Namentlich im 2. Akte erschien das Zusammenspiel bei der erschütternden Beschuldigungsscene ziemlich matt und farblos, wozu eine nicht zu verkennende Unsicherheit des Hrn. Bethge das ihrige beigetragen haben mag. Hr. Baatz als Prinz von Arragon brachte den sorglosen leichtgläubigen Cavalier zu befriedigender Geltung und Hr. Heinemann zeichnete mit lobenswerthem Maß und sicherer Schraffirung als Don Juan die schwarzen Striche in das leichtlebige Familienbild. Was die derbkomischen Vertreter des Lustspiels, die Gerichtsleute anbetrifft, so gelang es Hrn. Feuchter für diesmal nicht, den spießbürgerlichen Charakter des Ambrosius in seiner ganzen Gestaltung zu repräsentiren; er kam aus einem breitspurigen Phlegma gar nicht heraus, und war von entschieden einseitiger Komik. Gar nicht in den Rahmen Shakespeare'scher Figuren passend und durchaus unzureichend war der Cyprian des Hrn. Hamm und (wie wir nachträglich bemerken wollen) der auf ein Minimum reduzirte Antonio des Hrn. Klein. Die Uebrigen wußten ihren Rollen Genüge zu leisten und fügten sich meist recht geschmeidig in den Rahmen des Ganzen. — Die angefügte Wiederholung vom „Versprechen hinter'm Herd", durch welche die Dauer der Vorstellung bis halb 11 Uhr ausgedehnt wurde, bot wiederum der Frau Hain-Schnaidtinger Gelegenheit, alle Zuhörer als Nandl durch gleich vollendete Repräsentation auf dem Gebiete des Dialekts und der Darstellung zu entzücken, während Hr. Feuchter als Baron Strizow nicht denselben Humor wie bei der ersten Aufführung bekundete und — entschieden indisponirt — seine Aufgabe stellenweise kürzte.

Miscellen.

Die berühmte Gemäldegallerie von Pommersfelden sollte bekanntlich schon im vorigen Jahre zum Verkaufe gebracht werden, es unterblieb aber, der ungünstigen Verhältnisse wegen. Jetzt ist beschlossen, sie im Mai zu Paris zu versteigern, und man verspricht sich bei dieser Gelegenheit, wo die Reichen aller Länder in Paris zusammenströmen werden, einen großen pekuniären Erfolg von dieser Versteigerung. Der Sammelmanie, welche augenblicklich die reiche und vornehme Welt beherrscht, liegt nicht bloße Kunstliebe zu Grunde, man kann nicht verkennen, daß ein guter Theil Handelsgeist mit dazu wirkt; berühmte Kunstwerke sind Gegenstand der Spekulation und eines Handels, dessen sich die höchsten Personen nicht schämen, immer unter der Decke von schönen Phrasen über Kunstliebe und Kunstförderung. Die Käufe und Verkäufe in den Versteigerungen zu Paris, wo der Hauptmarkt ist, geben Zeugniß dafür. Indessen ist die Versteigerung dieser Sammlung doch ein ungewöhnliches Ereigniß; weil sie, seit mehr als hundert Jahren bestehend, unzweifelhafte Meisterstücke ersten Ranges und vollkommener Erhaltung enthält, ganz etwas Anderes, als was von neu aufgefundenen, hergestellten, ihrem richtigen Autor wieder revindicirten und oft künstlich berühmt gemachten Werken gewöhnlich unter den Hammer des Auktionators kommt. Die Sammlung von Pommersfelden enthält Werke ersten Ranges, von Rubens, van Dyck, Snyders, Jordaens, Teniers, Fyt, Gonzales Coques, Rembrandt, Dow, Potter, Metsu, Terburg, van de Velde, Wouverman, Mieris, von Berghem, Cuyp, van der Neer, van Huysum, Mignon, Houdekoeter, Weenix und de Heem, dann von Dürer, Holbein, Cranach und den älteren Deutschen und Niederländern. Man rechnet in Paris darauf, daß eine Charitas von Rubens 150,000 Fr. bringen wird, andere Bilder von Rubens 30- bis 40,000 Fr., einen Wouverman schätzt man auf 100,000 Fr. (?) und Dutzende von anderen Bildern zu 50,000 Fr. jedes. Wenn diese Vermuthungen eintreffen, so wird die Versteigerung Millionen aufbringen.

*

In einer der letzten Sitzungen der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien legte Dr. Eduard Weiß eine genaue Berechnung der beiden Sonnenfinsternisse des Jahres 1867 vor. Von den Resultaten seiner Berechnungen hebt Dr. Ed. Weiß das Folgende als von allgemeinerem Interesse heraus. Die erste der beiden Sonnenfinsternisse des Jahres 1867 fällt auf den 6. März und ist eine ringförmige. Bei derselben ist Madeira das erste bewohnte Land, welches in der Zone der Ringförmigkeit liegt. Diese Zone durchschneidet sodann das nordwestliche Afrika, Süditalien, Dalmatien (wo Ragusa und Cattaro in derselben liegen), Bosnien und den Südosten Siebenbürgens; dann läuft sie über Jassy zwischen Moskau und Kazan hindurch nach Sibirien bis zu den Ufern des Jenisei, wo sie hart an der Gränze des nördlichen Polarkreises ihr Ende erreicht. Diese Finsterniß ist für ganz Mitteleuropa eine so bedeutende, daß ihr, was die Größe derselben betrifft, in diesem Jahrhunderte nur noch die beiden Finsternisse vom 22. Dezember 1870 und 19. August 1887 als ebenbürtig an die Seite gestellt werden können. Die zweite Sonnenfinsterniß am 29. August 1867 ist eine totale; indeß durchschneidet bei derselben der Kernschatten in Südamerika nur Chile und einige Länder der argentinischen Conföderation und verliert sich dann in den atlantischen Ocean und das antarktische Meer. Von leichter zugänglichen Orten werden daher nur Montevideo und Buenos Ayres die Sonne und zwar durch 2¼ Minuten total verfinstert sehen.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 8. Sonntag den 27. Januar. 1867.

Montreux.

Original-Novelle von Wilhelm v. Schlierbach.

(Schluß.)

7. Kapitel.

Mit dem frühesten Morgen des anderen Tages erhob ich mich — ich erwachte, kann ich nicht sagen, denn ich hatte nicht geschlafen — und trat in's Freie hinaus, mein brennendes Gesicht zu kühlen und die Spuren nächtlicher Thränen zu verwischen.

„**Une lettre pour vous, Monsieur,**" sagte da der Portier, auf mich zukommend. Gleichgiltig nahm ich ihn zur Hand. Von irgend einem lustigen Bruder in der Residenz, ich hab' ja der schaalen Freunde so viele, dachte ich und betrachtete die Adresse. Doch nein, da war ja kein Postzeichen, ich kannte ja die Schrift nur zu gut, der Brief mußte von Uberto sein.

„Vom Herrn Grafen, Monsieur, er mußte heute Morgen schnell nach Italien abreisen, da er wichtige Nachrichten erhalten hatte," fuhr der Portier fort, meine Wahrnehmung bestätigend.

Ich staunte. Was soll das bedeuten? dachte ich und öffnete hastig das Schreiben, das nur ein paar eilig hingeworfene Zeilen enthielt. Es lautete so:

„Theurer Freund! Ich mußte fort. Der Grund, warum meines Bleibens nicht länger mehr war, wird dir bald klar werden, ich konnte nicht anders, wie schwer ich mich auch so schnell von dir trennte. Doch denke an mein Lied: **Sol l'alma è beata, ch'è vinta da amor!** Ich habe das Gegentheil erfahren. Lebwohl, du sollst bald von mir hören, vielleicht auch mich sehen. Mein Trost ist nur, daß dein Glück auf meinem Unglück sich aufbaut. Gedenke meiner! Dein Uberto."

Was sollte ich dazu sagen? — Doch es war nicht mißzuverstehen, das Unglaubliche war wahr, ein unseliger Irrthum hatte mich befangen gehalten, ich hatte, was ich gestern gesehen, falsch ausgelegt, Auguste war noch frei, ja wenn ich den Zeilen Uberto's Glauben schenken durfte, war mein. Soll ich es zu meiner Beschämung gestehen? — Das Vollgefühl meines jetzigen Glücks machte mich fast blind für die Leiden meines armen Freundes. **L'absent a toujours tort!** — Und doch, was konnte ich für den Augenblick thun, als meinen Weg verfolgen, mein Ziel erreichen, wenn es möglich?

In diesem Momente knarrte die Gartenthüre, ein leichter Schritt ließ sich auf dem Kieswege vernehmen und bald sah ich Augustens zarte, liebliche Gestalt den Laubgang herabschweben. Sie schien etwas blaß, ihre Augen waren roth: Spuren der Bewegung von gestern Abend.

Still trat ich auf sie zu und ihr die Hand reichend, bot ich ihr leise einen guten Morgen. Mit offenbarer Befangenheit waren wir eine Weile neben einander hergegangen, da nahm ich mich endlich gewaltsam zusammen. Der Knoten mußte zerhauen werden, jetzt oder nie.

„Auguste," sprach ich zu der Gefährtin, „ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden und bitte um Ihre Aufmerksamkeit; es handelt sich um das Wohl und Wehe eines Menschen."

Sie bebte leicht.

„Lesen Sie das!" und damit gab ich ihr Uberto's Brief.

Sie las ihn, indeß ich fest in die blassen, engelmilden Züge blickte und als sie geendet, ließ sie matt das Papier fallen und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen.

„Auguste, Sie sehen, ich weiß Alles, was vorgefallen. Darf ich, darf ich der Hoffnung trauen, die dieses Schreiben mir gibt, darf ich Ihnen sagen, was Sie vielleicht schon bemerkt, daß ich Sie innig liebe und mehr als alles Andere auf dieser Welt — o dann machen Sie an dem einen Freund gut, was Sie dem andern zu Leide gethan, nehmen Sie mein Herz, das Ihnen ganz und voll geboten wird, mit allen Tugenden und Gebrechen, die ihm anheften mögen!"

Ich griff nach ihrer Hand, ich zog sie an mich. Widerstandslos ruhte die herrliche Gestalt in meinen Armen, ich wagte es, einen leisen Kuß auf die schwellenden Lippen zu drücken. Da öffneten sich jene schönen blauen Augen, die sich wie träumend geschlossen hatten, ein voller warmer Liebesblick traf den meinen und

Sol l'alma è beata,
Ch'è vinta da amor!

flüsterte sie halblaut.

In unendlicher Wonne bedeckte ich das Antlitz des theuern Mädchens mit glühenden Küssen und Mein! Mein! jauchzte es in mir, als sollte die ganze Welt Zeugin meiner Seligkeit sein . . . . .

„**Mais, Monsieur, mais, Mademoiselle!**" rief eine bekannte polternde Stimme hinter uns in komischer Entrüstung, „**que diantre est-ce ça?**"

Erschrocken blickten wir um: da stand der alte Oberst mit seiner Gattin, seine Morgenpfeife im Mund, und suchte ein zorniges Gesicht zu machen.

„Nun, nun," lachte er, „mache meine gehorsamste Gratulation, denn weiter habe ich doch nichts dabei zu sagen."

Ich faßte Auguste bei der Hand und führte sie den Eltern zu:

„Geben Sie Ihren Kindern Ihren Segen; denn ich weiß, Sie werden unser Glück nicht trennen wollen."

Ohne ein Wort zu sprechen, packte der biedere Alte mich an der Hand und zog mich mit Rührung an seine Brust, indeß Auguste am Busen der Mutter, die freudestrahlend dem, was sie wohl längst vorhergeahnt, zugesehen hatte, ihr erröthendes Antlitz verbarg. . . . .

„Mais voilà ce qui est assez!" rief wiederum der Oberst, der zuerst sich von seiner Rührung zu erholen wußte, „au déjeuner s'il vous plait!" Und so mußten wir uns wohl bequemen, zu folgen.

Was nun unmittelbar eintrat, läßt sich leicht erzählen. Nach dem Frühstück nahm mich Herr v. R***, mein Vater, wie ich nun sagen durfte, auf das Zimmer, um die Sache, wie er meinte, von der praktischen Seite zu betrachten. Unsere Hochzeit wurde auf das kommende Frühjahr festgesetzt; zu Brüssel sollte sie stattfinden. Ich hatte mich erboten, meinen Dienst zu quittiren, da mein Vermögen hinreichend sei, um zu den Eltern zu ziehen. Doch der Oberst rief: „Laissez ça! Sie sind ein junger Mann und haben Aussichten, die sollen Ihnen nicht geraubt sein wegen uns alten Leuten; dienen Sie immerhin fort. Ihre Hochzeitsreise machen Sie wieder hieher, was Ihnen nicht zuwider sein wird; wenn Sie zurückkehren, reisen wir Ihnen entgegen, falls es nicht genirt, und damit Basta!"

Als wir Alle fröhlich beim Mittagstische saßen, ich an der Seite meiner lieben Braut, wurde mir eine Depesche überbracht, die soeben angelangt sei. Sie war von Vevey und Uberto der Absender. Er bat mich, den Nachmittag zu ihm hinüberzukommen, wenn möglich und ihm Antwort zurückzuschicken. Sie war natürlich bejahend, und ich mußte vor mir erröthen, daß ich wieder so wenig an ihn gedacht, der so viel durch mich verloren hatte, durch mich, der sich seinen Freund nannte!

Ich theilte den Uebrigen mit, was geschehen, ohne den Zusammenhang zu verschweigen, was Augusten's größte Verlegenheit hervorrief.

„Pauvre garçon!" murmelte der Alte ein um's andere Mal, „mais — c'est la guerre!"

So eilte ich denn Nachmittags hinüber. Uberto empfing mich auf dem Zimmer seines Gasthofs. Er sah blaß und angegriffen aus. Seine erste Frage war: „Ist sie dein?" — Ich nickte stumm. Nun wollte er mir Glück wünschen, doch ich verschloß ihm den Mund. Dann erzählte er Alles, was ihm begegnet, wie Auguste ihm auf sein Andringen gestanden, daß sie einen Andern, daß sie mich liebe, und wie er geflohen sei.

„Ich bin im Unglück und in der Entsagung geschult, mein theurer Freund," schloß er; „ich werde es besser tragen, sie verloren zu haben, als du vielleicht gethan hättest; kann sein, daß ich es sogar verschmerze; aber bleiben kann ich hier nimmer, das siehst du ein. Ich reise zurück in mein schönes, mein freies Italien; dort besuche du mich nächstes Jahr mit Aug — mit deiner Gattin," verbesserte er sich und ein Seufzer schwebte auf seinen Lippen.

Noch am selben Abend reiste er ab. Ich nahm herzlichen Abschied von dem treuen, von dem edlen Mann und eilte dann selbst zu den Meinigen zurück.

Nur wenig bleibt mir noch zu berichten. Als mein Urlaub abgelaufen war, kehrte ich in meine Garnison zurück, wo die Nachricht meiner Verlobung die zahlreichen Glückwünsche meiner Freunde und Waffenbrüder hervorrief.

Das kommende Frühjahr, das ich mit heißer Sehnsucht erwartete, führte mir in Brüssel meine theuere Gattin zu. Nicht ungetrübt wäre dieses Glück gewesen, ohne einen Brief Uberto's, der aus Florenz eintraf. Er schrieb mir seine herzlichsten Segenswünsche und meldete zugleich, wie er im Begriffe stehe, mit einer schönen, wenn auch armen, entfernten Verwandten sich zu vermählen, die mit ihm im Hause zusammen erzogen worden war und die er von je gleich einer Schwester geliebt hatte, die ihm aber nun als liebevolle Trösterin in seinen Leiden sich noch viel theurer zu machen gewußt hatte. Den Militärdienst habe er verlassen. Schließlich bat er uns, unsere Hochzeitreise zu einer Reise zu seiner Hochzeit zu machen, die er eben deshalb etwas verschoben habe. Er wünsche sehnlich, seinen theuersten Freunden seine Giulia entgegenzuführen zu dürfen. „Und so habe ich denn doch recht behalten," schrieb er schließlich,

Sol l'alma è beata,
Ch'è vinta da amor!

Aus dem Leben König Leopold's I. von Belgien.

II.

Wenn es gilt, den König Leopold zu charakterisiren, so muß man auch jene Charakterzüge in Rechnung bringen, die das Gesammtbild nicht verschönern. Hieher gehörte neben der Geldliebe ein gewisser Eigensinn, mit Rücksichtslosigkeit gepaart. Leopold war ein vorzüglicher Rechenmeister und kalkulirte in der Politik so richtig wie auf der Börse und beides wußte er in einen geschickten Zusammenhang zu bringen. So war Leopold der erste Monarch, der nach dem Staatsstreiche in Frankreich der Logik der Thatsachen Rechnung trug. Gegenüber den allfälligen Urtheilen, welche damals einstimmig in Europa über Louis Napoleon laut wurden, schüttelte er den Kopf und sagte: „Der Prinz war ein fertiger Kaiser, da er Frankreichs Boden betrat, er wird an der Spitze Frankreichs bleiben, so lange er lebt." Man lächelte über diesen Orakelspruch und erstaunte noch mehr, als der sparsame König die Wechsel des Präsidenten der Republik, welche gegen zwanzig und noch mehr Prozente Nachlaß abgegeben wurden, um den vollen Nennwerth von seinen Agenten aufkaufen ließ. Als dies bekannt wurde und der sehr in die Enge getriebene Präsident durch diesen günstigen Markt seiner Wechsel immer thätiger im Acceptiren ward, spottete Thiers hierüber, indem er meinte: „Die Welt wird das Schauspiel erleben, einen Thronprätendenten im Schuldgefängnisse von Clichy zu sehen und ich fürchte, König Leopold wird die Gerichtskosten bezahlen müssen." König Leopold, als er dies erfuhr, lächelte und sprach: „Der Prinz wird trotz des Protestes der Nationalversammlung sich eine Civilliste geben, groß genug, um an einem Tage mit allen seinen Gläubigern fertig zu werden." Diese Prophezeiung ging in Erfüllung.

Napoleon bezahlte die fünfzehn Millionen schon wenige Wochen nach dem Staatsstreiche. Kaiser Nikolaus, als er diese Geschichte erfuhr, meinte: „Mein Bruder Leopold von Belgien eskomptirte den Frieden, noch lange ehe der Krieg geboren war." Die in die Geschichte jener Tage Eingeweihten wollen wissen, daß Leopold durch seine kluge Haltung Napoleon entwaffnet und bestimmt habe, die bereits auf dessen Schreib-

tische ausgefertigt liegenden Dekrete über die Einverleibung Belgiens zu zerreißen. So sind dem Könige seine Operationen nie zum Schaden ausgeschlagen, und er hat ein Vermögen von etwa hundert Millionen Francs hinterlassen, ohne jedoch die englische Leibrente fortzubeziehen, die er in großmüthiger Weise aufgab und wodurch er dem englischen Staate anderthalb Millionen Pfund sparte.

Mit dem rücksichtslosen Eigensinn des Königs hängt sein Verhalten gegen die Stadt Antwerpen zusammen. Dort hatte er in der ersten Zeit seiner Regierung oft und gern geweilt, er streifte dort alles höfische Wesen und Ceremoniell ab, und spazierte in den Straßen umher wie ein biederer flämischer Bürger aus dem Mittelstande. Später trat dann eine Spannung zwischen ihm und den Antwerpnern ein; sie datirte von dem Tage, wo er seine fixe Idee: „ich brauche drei Monate Zeit", etwas zu schroff hervorzukehren anfing. Er war nämlich der Ansicht, daß er sich und seiner Familie ein Asyl bauen müsse, in welchem er sich drei Monate zu halten im Stande wäre. Er war überzeugt, daß diese Zeit genügen würde, eine Reihe mächtiger Freunde für ihn zu bewaffnen, daß ihm vor allem England zu Hilfe kommen würde. Antwerpen sollte dieses Asyl sein. Die Befestigungen kosteten dem Staate enorme Summen und er ließ sich durch keine Protestationen der Bürger, durch keine Deputationen irre machen. Seit er die letzteren ungnädig angefahren und entlassen, hatte er es mit den Antwerpnern gründlich verdorben.

Das Behäbige, Schlichte, welches Leopold in seinen guten Tagen auszeichnete und seinem ganzen Wesen den Stempel des Bürgerkönigthums aufdrückte, erwarb ihm dagegen wieder andererseits Freunde genug, nicht nur in Belgien, sondern auch in England und Frankreich. Er war dabei nicht ohne einen gewissen Humor, wenn er sich beliebt machen wollte. In Paris schlenderte er eines Tages die Boulevards entlang und trat endlich vom Gehen ermüdet in ein Café ein. Der Wirth, welcher ihn nicht kannte, trat zu ihm heran und begann ein Gespräch. Ein Wort gab das andere, Leopold erkundigte sich nach den Details des Geschäftes und der Cafétier sagte: „Es würde viel besser gehen, wenn ich mein Café in ein Café chantant umwandeln könnte. Ich bin schon wiederholt um die Concession eingekommen, aber immer abgewiesen worden. Ich muß jemanden auf dem Stadthause haben, der mir nicht wohl will."

„Vielleicht ließe sich die Sache doch erreichen. Lassen Sie mich nachdenken, ob ich Ihnen nicht behilflich sein kann — ich habe Bekannte auf dem Stadthause." „Wenn Sie mir die Concession verschafften, mein Herr, käme es mir nicht darauf an, Ihnen einen Antheil an dem Geschäfte zu geben!" „Ich danke Ihnen!" entgegnete Leopold lächelnd. „Meine Berufsgeschäfte erlauben mir nicht, mich an Ihrem Geschäfte zu betheiligen."

Leopold erhob sich bald darauf, zahlte und verließ das Lokal. Nach zwei Stunden erschien ein Bureaubeamter des Stadthauses in dem Café und gratulirte dem Besitzer, da er soeben die Concession zu einem Café chantant erhalten habe. Und als nun der Beamte dem erstaunten Wirthe auseinandersetzte, wie er in dem Bureau des Herrn Haußmann einen alten Herrn getroffen habe, den dieser mit Eure Majestät anredete, und daß beide die Eingabe des Cafétiers über Errichtung eines Café chantant durchgesehen hätten, da stürzte der Wirth quer über die Straße in einen Kunstladen, um sich eine Photographie des Königs von Belgien anzusehen, denn er wußte, daß dieser gerade in Paris weilte. Richtig, die Züge stimmten! Sein Protektor war König Leopold. Da dieser bereits abgereist war, so eilte ihm der erfreute Wirth nach Brüssel nach, um sich dort zu bedanken. Leopold empfing ihn mit den Worten: „Ich sagte es Ihnen ja — meine Geschäfte erlauben es mir nicht, Ihr Compagnon zu werden!"

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 22. Januar. Die gestrige Aufführung der „Norma" war von glänzendem Erfolge begleitet; die Hauptrollen waren mit den besten Kräften besetzt und wurden bis ins kleinste Detail herab mit Fleiß und Hingebung durchgeführt; die Palme des Abends errang sich Frau Hain-Schnaidtinger in der Titelrolle; unter den hervorragenden Leistungen, wodurch diese talentvolle und begabte Künstlerin seit Beginn der Saison in einer Reihe der schwierigsten Rollen die allgemeine Zufriedenheit erworben hat, steht ihre „Norma" oben an und zählt zu dem Besten, was wir von ihr gesehen haben. Mit ergreifender Wahrheit wußte sie die hochtragischen Momente dieser schwierigen Partie zu markiren und die verschiedenen großartigen Leidenschaften mit dramatischer Sicherheit zum Ausdruck zu bringen und ihre Aufgabe auch psychologisch richtig zu lösen. Inspirirt von der Erhabenheit ihrer Rolle hatte ihr Spiel jede Spur von Berechnung und Zwang abgestreift und war unwillkürliche Verkörperung der mächtigen Ideen, welche den Grundcharakter der heroischen Norma bilden und von der genialen Hand Bellini's zu einem Meisterwerke zusammengestellt sind. Auch ihr Gesang war getragen von der Gewalt der Composition, bewältigend und hinreißend, ein Meisterstück von vollendeter Schönheit. Es werden übrigens nach unserem Dafürhalten zu große Ansprüche an die Stimme der Frau H.-Sch. gemacht, indem sie fast in jeder Oper aufzutreten hat und dadurch ihren Stimmfond über Gebühr anstrengt. Bis jetzt haben sich allerdings nur hin und wieder Anzeichen von Ermüdung der Stimme gezeigt und die Mittel, über welche Frau H.-Sch. gebietet, sind solid und mögen etwas aushalten, doch kann selbst die gewaltigste Stimme den Folgen übermäßiger Anstrengung nicht auf die Dauer Widerstand entgegensetzen und deßhalb rathen wir zur Schonung; arcus semper tensus u. s. w.

Von den übrigen Leistungen heben wir noch jene der Frl. Meißner hervor; sie hat die Adalgisa mit sichtlichem Fleiße gesungen und in ihrer ganzen Darstellung und Haltung der edlen und reinen Erscheinung dieser dem heimischen Altare untreu gewordenen Priesterin Irmensuls die richtige Gestaltung zu verleihen verstanden. Zum ersten Mal hat Frl. Meißner mit voller Berechtigung die goldene Frucht ihres Fleißes und ihrer Mühen in dem verdienten Beifalle des Publikums geerntet; wenn ihrer Adalgisa auch die volle Reife dramatischer Routine gefehlt hat, so konnte sie doch vermöge der Sicherheit im Auftreten und der Gewandtheit im Gesang und Spiel zu den gelungenen Leistungen des Abends gerechnet werden. Wir constatiren deßhalb mit Vergnügen diesen Erfolg auf der bis jetzt noch kurzen Bühnenlaufbahn der Frl. M. und hoffen, daß dieselbe in dieser Aufmunterung zugleich einen Sporn zur emsigen Verfolgung des von ihr betretenen Weges finden wird!

—δ—

△ Würzburg, 25. Jan. Wenn der alte Spruch: variatio delectat einer unbestreitbaren Wahrheit den Ausdruck gibt, müssen die Besucher unseres Theaters sich in der

letzten Zeit königlich amüsirt haben. Thalia hatte ihr Scepter abgegeben und trat nur als bescheidene Trabantin bald der rauhen Kraft der „Kinder der Sahara", bald der etwas flügellahmen „Zauberei des Südens" dienstbar zur Seite. Gestern Araber, heute Zauberer, morgen Zwerge, es schien eine „neue Aera" angebrochen zu sein und verwundert schüttelten die Anhänger der altmodischen Ansicht, daß das Theater auch einen bildenden Einfluß aufs Publikum haben solle, die Köpfe, bis sie plötzlich die zu all' dem fahrenden Vaganten- und Schnurrantenthum in grellem Kontrast stehende Aufführung von Shakespeare's „Othello" in hellen Haufen ins Theater trieb. „Othello", diese alte, ewig junge Tragödie, die, weil sie von keinen äußeren Verhältnissen abhängig, nur aus dem Herzen der Menschen heraus sich selbst entwickelt, auf Jedermann, welches Standes und Bildungsgrades er auch sei, einen gleich verständlichen und erschütternden Eindruck macht und in gigantischen Zügen die gewaltigste aller menschlichen Leidenschaften, die Eifersucht, von ihrem ersten Entstehen aus Nichts an durch alle Phasen ihrer Entwickelung bis zum riesengroßen Emporlodern der verderblichen Flamme, die endlich ihre eigenen Urheber verzehrt, mit meisterhafter kundiger Hand vorführt, war von Hrn. Heinemann zu seiner Benefizevorstellung gewählt worden und ging gestern unter sich stets steigernder Theilnahme aller Anwesenden in Scene. — Hr. Heinemann spielte — wie wir vernehmen, zum ersten Male — die Titelrolle und es war ihm gelungen, dieselbe in ihrer totalen Einheit aufzufassen, und als Ganzes mit richtigem Verständniß zu überwältigen. Was die einzelne Ausführung anbetrifft, fehlte ihr noch jene Gleichmäßigkeit, die nicht bloß vom Gedanken getragen, auch den äußeren Umständen Rechnung trägt, nicht nur der inneren, sondern auch der äußeren Gestaltung den letzten Schliff gibt und bei der rechtzeitigen Schonung und Verwerthung aller persönlichen Mittel sorgsam hauszuhalten weiß. Wir sind jedoch fest überzeugt, daß es Hrn. Heinemann, dem es trotz seiner vielfachen Thätigkeit auf allen Gebieten des recitirenden Drama's gelang, einen so soliden Unterbau aufzuführen, auch nicht schwer fallen wird, die nöthige Ornamentik mit der Zeit auszubilden und so ein durch und durch einheitlich Ganzes zu liefern, vollständig wie nach Innen so auch nach Außen. — Jago, sein Fähndrich, war dem Hrn. Bethge zugefallen, dessen Fache er allerdings völlig ferne liegt. Hrn. Bethge schien es denn auch durchaus nicht um einheitliche Auffassung zu thun zu sein; er schillerte chamäleonartig in den verschiedenartigsten Auffassungen, mitunter in gar keiner herum, ohne auch nur einmal den Typus und Charakter des Jago zu treffen. Unter den verschiedenen Reminiscenzen, die ihn besonders zu belästigen schienen, stand Freiherr v. Stritzow und Consorten obenan. So wenig Hr. Bethge sich in den vorschriftsmäßigen Rahmen zu zwängen wußte, so vollständig füllte Fräul. Steinburg den ihrigen aus. Wir waren von vornherein überzeugt, daß die Darstellung der Desdemona gerade der jetzigen Verwerthungsfähigkeit ihrer reichen Mittel entspreche und sind darin in keiner Weise getäuscht worden. Desdemona von Shakespeare mit allen Reizen ächter tief innerster Weiblichkeit in einem Maße ausgestattet, die uns gleich sehr für das ideale Gebilde als für den Meister, der es in seiner himmlischen Reinheit zu schaffen vermochte, einnehmen muß, wurde von Frl. Steinburg mit einer ihrer äußeren Erscheinung entsprechenden vollständig harmonischen Naturwahrheit im vollen Lichtglanz ihres arglosen unbefangenen Wesens „klar wie Diana's Antlitz" zur Darstellung gebracht, und erreichte am Schlusse des 4. Aktes unterm lebhaftesten Beifall des Publikums den Kulminationspunkt ihrer Leistung. Die derbere Natur der Emilia, die es mit kleinen Unredlichkeiten nicht so genau nimmt, wenn es an Leib und Leben geht, aber die richtigen Worte zu finden und ihre guten Eigenschaften zu manifestiren weiß, wurde von Frau Feuchter mit richtiger scharfer Zeichnung, der Cassio des Hrn. Baaß mit Anstand und einem besonders in der Trunkenheitsscene nicht genug anzuerkennenden feinfühligen Maße durchgeführt. Die Herren Fellenberg (Brabantio), Broda (Gratiano), Abler (Lodovico), Ewald (Roderigo), Feuchter (Montano) und Seiler (Herzog von Venedig) spielten ihre mehr oder minder bedeutenden Rollen mit Eifer und Vorliebe und trugen reichlich zum wohlthuenden Gesammteindruck bei. Ueberhaupt zeigte der Abend eine gleich günstige Pietät und Vorliebe für klassische Dichtung sowohl unter den Schauspielern als auch unter den Zuschauern.]

Miscellen.

Ueber die neuesten Pariser Moden berichtet die „K. Ztg." aus Anlaß des Balles, der am 16. in den Tuilerien stattfand: Die Kleider der Damen sind etwas weniger ausgeschnitten, als es bis zum Herbste der Fall war. Dieses gilt besonders, insofern es die Damen höheren und höchsten Ranges betrifft, welche die neuesten Moden mitmachen. Dagegen sind die Schleppen sehr lang, die Kleider anliegend und crinolinlos, so daß sie die Formen erkennen lassen. Die Mode ähnelt stark der, welche unter dem ersten Kaiserreiche herrschte. Der Anblick, den das Ganze gewährt, ist weniger graziös, als eckig, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß, wo Grazie ist, sie nicht auch jetzt sich zeigen könnte.

(Feierliche Einweihung eines Gasometers.) Moskau hat nun ebenfalls seine Gasbeleuchtung, welche am 9. l. M. in der feierlichsten Weise eingeweiht wurde. Um 2 Uhr Nachmittags versammelte sich eine ungemein große Menschenmenge am Gasometer, um der Ceremonie beizuwohnen. Der Gasometer wurde eingesegnet und ein Tedeum alsdann abgesungen. Unter den Anwesenden bemerkte man den Fürsten Dolgorucki, Generalgouverneur von Moskau, die Fürstin Trubetzkoi und Scherbatow nebst vielen Notabilitäten und Municipalitäts-Mitgliedern. Nach Beendigung der orthodoxen Gebete las Herr Pesney, Prediger der anglikanischen Kirche, ein kurzes Gebet, um den Segen Gottes auf das begonnene Werk zu erflehen. Hierauf überreichte der Direktor der Gasbeleuchtungs-Gesellschaft dem Fürsten Stscherbatoff eine silberne Lampe mit der Bitte, die erste Gasflamme anzuzünden. Es folgte dann ein Dejeuner, nach dessen Beendigung sämmtliche eingeladene Gäste sich in den Kreml begaben, wo die Stadtbeleuchtung beginnen sollte. In der Nähe der ersten Flamme stand auf einer mit Teppichen bedeckten Estrade eine Musikbande, welche beim Anzünden der ersten Flamme die Nationalhymne spielte, worauf die ganze Stadt wie im Nu von 2016 Flammen beleuchtet erschien.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 9. Mittwoch den 30. Januar. 1867

Pompeji.*)

Das junge neuerstandene Italien, das mehr erwünscht und gefordert als erkämpft und sich selbst zum Theil geschenkt bekommen hat, übrigens durch die glückliche Umgebung seiner politischen Zustände fester als durch seine eigenen Kräfte steht, ist jetzt in verstärktem Grade der Sammelplatz der Reisenden geworden. "Die neuerwählte Residenz Florenz finden Sie ganz überfüllt von den schaulustigen Touristen Europas, die ihren Geldesüberfluß am liebsten an interessanter Stätte verzehren. Die bekannte Pianistin Marie Wieck, die gegenwärtig eine Saison in jener Hauptstadt zubringt und dankenswerth zur Hebung des italienischen Geschmackes für deutsche classische Musik beiträgt, berichtet, daß kein Tag hingeht, an welchem man sich nicht vier verschiedener Sprachen im Drange der Conversation bedienen muß. Die Stimmung im jungen Königreiche soll eine sehr gehobene und zuweilen überschwängliche sein, und sicherlich sieht es in der Geldbörse vieler Privatpersonen besser als in der des Staates aus."

Weniger glänzend steht es in gesellschaftlicher Beziehung in Rom und in Unteritalien, von Sizilien gar nicht zu reden. Aber auch Neapel hat sich in der Neugestaltung noch nicht zurechtgefunden, Handel und Industrie liegen zu sehr darnieder, um mit ihrer Hilfe den Verlust des Residenzprivilegiums wieder auszugleichen. Doch durch die Reize der Natur, die ewig sind, und durch die historischen Erinnerungen, die ihnen überall zur Seite stehen, bleibt Neapel für alle Freunde der frischen Lebenswonne und irdischen Liebenswürdigkeit eine bezaubernde Sirene. Es ist natürlich, daß sie unaufhörlich wieder ihren Sänger in Poesie und Prosa findet. Auch der Verfasser der vorstehenden Bilder gehört zu den Letzteren, und da er in vielen Betrachtungen auf wissenschaftlichen Boden zurückgeht, so bietet er den Lesern mehr, als sie von gewöhnlichen Touristen zu empfangen gewohnt sind. Wir wollen hier nur einiges aus seinem Verweilen bei **Pompeji** hervorheben. Diese Stadt ist gerade jetzt durch den erneuten Eifer der Ausgrabungen bei allen Gebildeten wieder in den Mittelpunkt der Theilnahme gerückt.

Pompeji, der Sage zufolge von Hercules, wahrscheinlich von ausgewanderten Chaldäern gegründet, später von Etruskern, Samniten und Römern bewohnt, wurde 8') vor Chr. von Sulla erobert, dem römischen Staate einverleibt und bereits unter Kaiser Augustus ein bedeutender Handelsplatz, welchen überdieß viele reiche Römer, seiner herrlichen und gesunden Lage wegen zum Sommeraufenthalt wählten und sich Villen erbauten. Seine Blüthe nahm auf diese Weise mehr und mehr zu, bis im Jahre 63 nach Chr. in Folge eines Erdbebens ein großer Theil beschädigt, endlich 79 nach Chr. die ganze Stadt durch die große Eruption des Vesuv verschüttet und vom Erdboden vertilgt wurde, ein Schicksal, das sie mit noch fünf andern, zum Theil reicheren Städten, nämlich Herculanum, Stabiä, Teglana, Taurania und Oplontis, theilte.

Die Geschichtsschreiber und Geographen der damaligen Zeit, welche dieser Katastrophe überhaupt Erwähnung thun, namentlich Dio Cassius und der jüngere Plinius, klären uns leider darüber nicht auf, ob die ganze beträchtliche (nach Einigen an 50,000 Seelen betragende) Bevölkerung Pompeji's, oder ein wie großer Theil von ihr zu Grunde gegangen sei. Die bisherigen Ausgrabungen haben zwar eine relativ geringe Zahl von Skeleten zu Tage gefördert, aber es bleibt auch andererseits zu erwägen, daß von der ganzen Stadt noch kaum die Hälfte blosgelegt und dieser — wie aus der Natur der ausgegrabenen Gegenstände hervorzugehen scheint — der vornehmere Stadttheil gewesen sei, dessen Bevölkerung vermuthlich nicht so eng beisammen gewohnt habe. Auch dürfte die Annahme gerechtfertigt sein, daß bei Beginn des Erdbebens, das dem Ausbruche vorhergegangen, allerdings Viele das Meer glücklich erreicht und ihr Leben gerettet haben mochten, die Mehrzahl jedoch in der Bestürzung aus der Stadt auf das freie Feld geflohen, durch Schwefeldampf erstickt oder vom Steinregen erschlagen und nachträglich durch Asche begraben sein konnte, so daß dieselben außerhalb der Stadt zu suchen wären. Wenigstens erfahren wir durch obengenannten Plinius, daß sein Oheim, der berühmte Naturforscher, welchen Menschenliebe und Wißbegier allzu nahe zu dem Schreckensorte getrieben hatten, „durch den dicken Dampf erstickt, an Körper und Kleidung unverletzt, einem Schlafenden ähnlicher als einem Todten, am Meeresufer aufgefunden worden sei."

Immerhin bleibt es unerklärlich, wie diese Stadt so viele Jahrhunderte vergessen und begraben bleiben konnte, um so mehr, als sie nicht, wie Herkulanum, von glühender Lava überfluthet, oder, wie Winkelmann meint, durch Asche und Wasserströme gleichsam eingeteigt, sondern nur von Asche und Steingerölle zugedeckt worden war und diese Decke in ihrer größten Tiefe nicht über 15 Fuß betrug. Zwar sandte, wie Dio Cassius berichtet, der menschenfreundliche Titus an die geretteten Bewohner Pompeji's bedeutende Unterstützungen, sowie Arbeiter und Colonisten zur Ausgrabung und Herstellung der Stadt, und man glaubte auch in der That Spuren solcher früheren Arbeiten zu finden, allein es scheint die schreckliche Catastrophe

*) „Bilder aus Neapel" von Gr. Lobstein. Würzburg. Stahel'8 Verlag.

damals noch in zu frischem Andenken gelebt und überhaupt jener Geist gefehlt zu haben, durch welchen die neuere Zeit sich so vortheilhaft auszeichnet.

Die Auffindung Pompeji's verdanken wir dem Zufalle. Sie geschah im Jahre 1748 durch einen Bauer während der Arbeit in seinem Weinberge, und zwar in der Nähe des Amphitheaters, mit welchem die Ausgrabungsarbeiten begonnen und seitdem mehr oder minder energisch fortgesetzt wurden. Das größte Verdienst um dieselben erwarben sich der bourbonische König Karl III. (1750 bis 1769), und die französische Okkupation unter Murat (1805 bis 1815). In der neuesten Zeit werden die Arbeiten auf Befehl der italienischen Regierung in größerem Maßstabe fortgesetzt, und von wissenschaftlichen Direktoren gleichsam militärisch beaufsichtigt und geleitet. Jeder Tag bringt Neues, Interessantes; jeder Schaufelwurf fördert die Wiedergeburt Pompeji's eben so gut, als unsere Kenntnisse vom Alterthume; und in dem Maße, als die umliegenden Schutthügel sich erhöhen und vermehren, in demselben Grade steigt die lange begrabene Stadt zum Tageslicht empor, ein ehrenvolles Denkmal für das geistige Streben und den ästhetischen Sinn unseres Jahrhunderts!

Das heutige Pompeji wird von 18 bis 20 meist geradlinigen, sich rechtwinklig schneidenden, ziemlich schmalen Straßen gebildet, welche mit großen unregelmäßigen Lavablöcken gepflastert und beiderseits von hohen, aber engen Trottoiren begrenzt sind, die an den Straßenecken durch große Abweissteine geschützt werden. Auf dem Pflaster, das die braun-graue Farbe verwitterter Lava trägt, finden sich an Kreuzstraßen, wie überhaupt am Anfange einer jeden breiteren Straße, zwei oder mehrere ovale Blöcke, von gleicher Höhe wie das Trottoir, querüber eingesenkt, wodurch einerseits den Fußgängern der Straßenübergang erleichtert, andrerseits (und vielleicht vorzugsweise darum) den durchfahrenden Wagen eine bestimmte Spurweite vorgeschrieben wurde, so daß man in dem Pflaster noch jetzt die manchmal sehr tiefen Geleise der Räder sehen kann.

Ferner befanden sich an den Ecken größerer Straßen, in Form von steinernen Särgen, sogenannte Röhrenbrunnen mit fließendem Wasser, auf deren Säulen, sei es behufs nächtlichen Wasserschöpfens oder vielleicht zur Beleuchtung der Straßen, Lampen angebracht waren in Gestalt steinerner Masken, aus deren Augen und Mund das Licht hervorleuchtete. Nicht selten trifft man hier auch kleine Straßenaltäre an.

Die Häuser, welche nach Bauart des Alterthums selten mit Fenstern auf die Straße versehen waren und nur durch eine einzige schmale Thüre vom Trottoir zugänglich sind, reihen sich ohne Unterbrechung aneinander und haben fast sämmtlich die gleiche Höhe und denselben grauen Kalkbewurf, wodurch die Straßen das Aussehen eines zwischen hohen Gartenmauern hinziehenden Weges erhalten.

Die Größe und der Umfang der Häuser sind verschieden; bei vielen ist, durch Einsturz der Scheidemauern, die ursprüngliche Grenze nicht mehr sicher zu stellen; andere werden durch Thüren und Gänge mit Nachbarhäusern verbunden und haben mit ihnen einen gemeinschaftlichen Garten (sog. Familienwohnungen), oder kommunizieren mit Tempeln und Theatern, und scheinen demnach Häuser von Priestern und Schauspielern gewesen zu sein. Im Allgemeinen jedoch müssen die Häuser als niedrige, räumlich sehr beschränkte, bezeichnet werden; ihre Mauern sind, vielleicht wegen der häufigen Erdbeben, dick und massiv, aus Tuffstein oder Lava erbaut, gegen die Straße einfach mit Kalk beworfen, im Innern jedoch von Stucco überzogen, häufig bemalt oder mit Marmor überkleidet. Die Säulen, sofern sie nicht marmorne waren, bestehen entweder aus solidem Gestein und werden aus mehreren Stücken zusammengesetzt, oder sind aus Backsteinen construirt, mit Kalk beworfen und geglättet.

Die Ursache, weshalb wir an den jetzt unbedeckten Häusern und Mauern so selten Spuren von aufgesetzten Etagen begegnen, dürfte vielleicht darin zu suchen sein, daß die Wände der Letzteren vielleicht wegen der häufigen Erdbeben minder massiv construirt und, je mehr in die Höhe, desto dünner und leichter (ähnlich unseren sog. Riegelwänden) gebaut, mithin nicht im Stande waren, dem über sie hereinbrechenden Stein- und Aschenregen denselben Widerstand entgegen zu setzen, wie die oft mehrere Fuß dicken Mauern des Erdgeschosses. Denn es läßt sich schwer annehmen, daß bei dem bekannten Luxus der damaligen Zeit wohlhabende Kaufleute und reiche Privaten, denen z. B. im nahen Bajä das Festland zu eng war, und die darum ihre Häuser und Gärten sogar in das Meer hinausbauten, daß solche, selbst bei einem nur vorübergehenden Aufenthalte, sich mit kleinen und dürftigen Parterre-Wohnungen begnügt haben sollten. Warum aber endlich auch in der weggeräumten Asche keine Spuren von bestandenen Etagen, namentlich keine Balkentrümmer, aufgefunden worden sind, läßt sich sowohl durch die Annahme eines leichteren, mörtelartigen Baumaterials, wie durch Verkohlung des Holzwerks erklären. —

In solchen Betrachtungen wird der Laie immer Manches finden, das ihm neu ist, manche seiner stillen Fragen beantwortet und viele seiner Vorstellungen ergänzt. Ohne Zweifel wird bei den jetzigen Ausgrabungen in Pompeji und bei einigen anderen Forschungen nach den Resten der übrigen in Nacht begrabenen Städte noch Manches aufgefunden werden, was uns ein neues Licht über das Culturleben des Alterthums gewinnen läßt, und ist einmal erst ganz Pompeji aufgedeckt, so wird dieses geöffnete Grab der historischen Vergangenheit eine unabweisliche Pilgerstätte für alle Freunde des Alterthums bilden.

Sehr lebendig hat der Verfasser auch den Golf von Bajä behandelt und hierbei mehrere Einzelheiten nachgetragen, die sich in der poetischen Schilderung Löher's nicht vorfinden.

(Novellen-Ztg.)

Aus dem Leben König Leopold's I. von Belgien.

III.

Am meisten ließ sich der König in Ostende gehen, dort war er eine allbeliebte populäre Gestalt. Wer den ungemein schlicht aussehenden Mann nicht kannte, hielt ihn für einen ehrsamen Bürger aus Brügge oder Gent. Er, den alle ehrfurchtsvoll grüßten, war der einfachste von allen. Der abgenützte schwarze Gehrock hatte einen veralteten Schnitt, der Hut war abgegriffen und vom Regen durchfurcht. Weniger ließ er sich in der Hauptstadt gehen. Doch pflegte er oft mit seiner Tochter Charlotte am Arme die Straßen zu durchstreifen und vor den Auslegekästen einer Modehandlung oder eines Buchladens stehen zu bleiben. Vater und Tochter pflegten sich in dieser Beziehung gegenseitige Konzessionen zu machen. Charlotten lockten die glänzenden Anlagen der Rue de la Madeleine an, wo hinter Spiegelfenstern indische Shawls und Mailänder Seidenstoffe winkten — Leopold war ein Bücherfreund, wie sich ihn der ehrgeizige Schriftsteller nicht besser wünschen kann. Vor allem aber las er deutsche Romane. Keine bedeutendere

Erscheinung auf diesem Gebiete entging ihm; er las mehr als ein leidenschaftlicher Leihbibliothekleser und es sollen jährlich fünf- bis sechshundert Bände deutscher Romane in sein Kabinet gewandert sein.

Leopold's Seelengröße war über jeden Zweifel erhaben. Sie verrieth sich bei großen Anlässen, wie 1848, wo er ruhig zu seinem Volke sagte: Wenn Ihr mich nicht wollt, so sagt es, ich bin bereit abzudanken. Freimuth und Entschlossenheit kennzeichneten ihn in seinen jungen, wie in seinen alten Tagen. Das zeigte sich, als er für seine arg gepeinigte Schwester Juliane auftrat, welche an den Großfürsten Konstantin, den rohen Bruder des Kaisers Alexander, vermählt war. Dieser hatte sich in ein Fräulein Johanna Grudzinska verliebt und quälte in Folge dessen seine Frau immer mehr. Juliane wandte sich mit ihrem Leid an ihren Bruder Leopold, der sich das Herz nahm, die Sache Alexander gegenüber in Anregung zu bringen. Der Kaiser hatte in Gesellschaft des Königs von Preußen Paris besucht und bei dieser Gelegenheit sprach Leopold über das beklagenswerthe Loos seiner Schwester und wagte das Wort Scheidung auszusprechen. Wenn man vertraulichen Aeußerungen Glauben schenken darf, so hätte diese Unterredung Alexanders mit Leopold den ersteren zunächst auf den Gedanken gebracht, die Zukunft Rußlands ernst in's Auge zu fassen und sich zu fragen, ob Konstantin der geeignete Mann sei, Rußland zu beherrschen. Eine Aeußerung Leopolds insbesondere soll Alexander einen Ausweg angedeutet haben, an den er bis dahin nicht gedacht. „Es ist besser," soll Leopold von seinem Eifer, die Interessen seiner Schwester ihrem erlauchten Schwagel gegenüber kräftig wahrzunehmen, fortgerissen, ausgerufen haben, „es ist besser, der Großfürst Konstantin heirathet das Fräulein Grudzinska, als er quält meine Schwester zu Tode."

Alexander ging ein Licht auf. Das rasche Wort Leopolds bot ihm eine Handhabe, die Successionsfrage zugleich mit der häuslichen Frage zu regeln. Juliane von Sachsen-Koburg schmachtete danach, von ihrem Gemahl erlöst zu werden, und dieser war in die Grudzinska so verliebt, daß es ihm nicht darauf ankam, das Erstgeburtsrecht für ein einfaches Linsengericht zu verkaufen. Da nun Kaiser Alexander zu dem Schlusse kam, daß sich sein jüngerer Bruder Nikolaus weit mehr zu seinem Nachfolger eignen würde, als der wilde Konstantin, der sich so vielfach kompromittirt hatte, so brauchte er nur in die Ehescheidung zu willigen und zu gestatten, daß Constantin die Grudzinska heirathe, um Alles nach seinem Sinne zu regeln.

Der Großfürst Nikolaus heirathete nun Marie Charlotte, die Tochter des Königs von Preußen, Constantin verzichtete förmlich auf die Thronfolge, willigte in die Scheidung seiner Ehe mit Juliane von Koburg und vermählte sich mit Johanna Grudzinska. Zu allen diesen folgenschweren Umänderungen waren aber die offenen und männlichen Worte Leopolds der erste Anlaß gewesen. Und wie hier in seiner Jugend sein Rathschlag schon schwer in die Wagschale fiel, so wurde er noch mächtiger und einflußreicher, als der weise Monarch, das Haupt der Koburger, auf dem Throne des kleinen Landes Belgien saß.

Zur Sittengeschichte auf Corsika.

Vor einigen Tagen stand vor dem Tribunal zu Ajaccio ein gewisser Jean Baptiste Peres unter der Anklage des Doppelmordes. Dieser Verbrecher, bereits 1856 wegen Raubversuchs zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt, fand nach verbüßter Haft bei einem ehemaligen Bekannten, Peter Ludwig Penzutti zu Peri, Aufnahme. Peres, noch unter polizeilicher Aufsicht stehend, wurde denunzirt, unbefugter Weise Waffen zu tragen. Er schwor dem Denunzianten den Tod zu. Sein Verdacht fiel anfänglich auf einen gewissen Salusca; als dieser aber die Grundlosigkeit des Verdachtes darzuthun wußte, sagte Peres zu ihm: „Wenn du der Angeber nicht bist, kann es nur Penzutti sein!" Und von jetzt ab richtete er seine Rachegedanken nur gegen seinen Gastfreund. — Am 6. Okt. v. J. lud er einige seiner Freunde und unter diesen Penzutti zu einem kleinen Gelage an einem dritten Ort ein. Man trank vergnügt, und das Benehmen Peres ließ nicht verrathen, daß er einen blutigen Anschlag im Schilde führte. Nach und nach trennte sich die Gesellschaft, und Peres befand sich gegen Abend mit Penzutti allein. Sie begaben sich zusammen auf den Heimweg. Unterwegs rief Peres plötzlich: „E tempo!" und versetzte seinem Begleiter mit einem scharfen Instrumente sieben Stiche, von denen jeder einzelne tödtlich war. Penzutti brach leblos zusammen. Wenige Schritte weiter vor sich gewahrte Peres den dreizehnjährigen Sohn des Ermordeten, der eben zufällig mit zwei jungen Mädchen harmlos dem Dorfe zuging. Peres erstach auch diesen Knaben und ergriff sodann die Flucht. Das eine der beiden Mädchen starb in Folge der Aufregung, die sie als Zeugin des blutigen Schauspiels gehabt, drei Tage später. — Der Mörder hielt sich in Erbalanga heimlich auf, wurde jedoch von einem jungen, in Peri ansässigen Manne erkannt und bei der Gensdarmerie denunzirt. Peres wurde während des Schlafes überfallen und gefesselt; man fand bei ihm geladene Pistolen und einen Dolch vor. Dies ist der Thatbestand des Verbrechens, das ihn vor die Assisen führte. Zu den Belastungszeugen gehörte die Ehefrau des ermordeten Penzutti. Dieselbe, eine Frau in den besten Jahren, erschien vor dem Richter in schwarzer Kleidung, ihr bleiches, von einer Art Mantille, der dort gebräuchlichen sogenannten Faldetta umhülltes Gesicht drückte Schmerz und Energie aus. Sie antwortete mit Leichtigkeit und einer natürlichen Beredtsamkeit und schien auf die Jury und auf die Zuhörer einen lebhaften Eindruck zu machen. Sie wendete sich gegen den Angeklagten und rief aus: „Mörder, du hast meinen Mann umgebracht! Er hatte vielleicht eine böse That zu büßen; aber was hat dir mein Kind gethan? Antworte, Mörder, gib Antwort!" Der Angeklagte ließ den Kopf sinken und schwieg. „Meine Herren Geschworenen," sprach sodann die unglückliche Frau unter Schluchzen, ich fordere Gerechtigkeit; lasset den Kopf des Mörders unter dem Beile fallen und ich werde als Gattin und Mutter getröstet sein!" Der Präsident suchte die Frau zu beruhigen; er erinnerte sie daran, daß sie einen Eid geleistet, ohne Haß und nur die Wahrheit sprechen zu wollen, und fragte, welche Beweggründe der Angeklagte gehabt haben könnte, den Mord an dem Knaben zu begehen, und ob sich derselbe, wie Peres behauptete, nicht selten Gewaltthätigkeiten erlaubt habe, die man bei seinem zarten Alter nicht erwarten dürfte. Die Mutter erwiderte: „Mein armer Sohn war ein Lamm an Gutmüthigkeit; Peres hat ihn nur hingeschlachtet, weil er fürchtete, aus dem Lamm könnte mit der Zeit ein Löwe werden. Meine Herren Geschworenen, Herr Präsident, als ich den Leichnam meines Kindes neben dem meines Mannes sah, habe ich nicht geweint, ich habe mit ihnen gesprochen, als kämen sie wieder ins Leben zurück; aber der Arzt erklärte: „Sie sind todt!" Und mir schien dies doch unmöglich; Mann und Sohn auf einmal zu

verlieren! Nein, das ist noch niemals geschehen. Meine Herren, Gerechtigkeit für eine arme Wittwe!“ Der Präsident entgegnete, daß ihr volle Gerechtigkeit werden solle, aber bemerkte gleichzeitig, daß sich auch ihr Mann eines Doppelmordes schuldig gemacht habe und vor den Assisen zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt worden sei. „Ja wohl,“ versetzte die Zeugin, „mein Mann wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt, aber nicht wegen einer entehrenden Handlung. Er besaß eine Schwester, die sich von einem verheiratheten Mann verführen und später entführen ließ. In einem Familienrathe, den die beiderseitigen Familien abhielten, wurde beschlossen, die Flüchtigen aufzusuchen. Mein Mann sollte alsdann den Verführer und der Bruder des Letzteren das junge Mädchen tödten. An dem zur Ausführung des Vorhabens bestimmten Tage schützte jedoch der Bruder des Ehrenräubers Krankheit vor und blieb zu Hause. Mein Mann aber brach allein auf, entschlossen, die Schmach der Familie zu rächen. Er erreichte die Flüchtigen während der Nacht, als sie sich an einem Wachtfeuer gelagert hatten, und am anderen Morgen fand man sie todt, jeden der Beiden von einer Kugel durchbohrt. Kein Zeuge war vorhanden, um gegen meinen Mann auszusagen; er verabscheute jedoch, daß der Verdacht einen Unschuldigen treffen könnte und legte freiwillig ein Geständniß über sein Verbrechen vor den Behörden ab. Er wurde zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Ich habe die volle Wahrheit erzählt, wie schwer es mir auch geworden ist.“ — Die übrigen Zeugenverhöre im Prozeß gegen Peres waren ohne Interesse. Der Verbrecher wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Miscellen.

Man schreibt aus Paris: Die vorige Woche wohnten der Kaiser und die Kaiserin in der Opéra comique der Vorstellung der Oper „Mignon“ bei. Wie jedesmal, wenn das kaiserliche Staatsoberhaupt ein Theater besucht, war der Saal zu zwei Dritteln von der Rue de Jerusaleme belegt worden. Aber am besagten Abend hatte man selbst verkleidete Polizisten unter die Chorsänger gemischt, welche ganz erstaunt waren, so urplötzlich neue Kameraden, welche den Mund öffneten, aber keinen Laut von sich gaben, an ihrer Seite zu erblicken.

Victor Cousin hat sein Vermögen der Tochter der Schriftstellerin Louise Callet, und seine Bibliothek (die eine Million Franks werth sein soll) der Sorbonne vermacht.

•

Das Dreikönigsfest und seine Oktave bringen in das Alltagsleben von Rom stets eine angenehme Wandlung, denn wer fände sich nicht gern beim Sprachenfeste der Propaganda ein? Welche Anziehungskraft diese Accademia poliglotta trotz manches Festfirlefanzes auf die Herzen ausübt, hatte man am 13. Januar wiederum zu sehen Gelegenheit; 42 Knaben und Jünglinge aus den an Sitte und Bildung verschiedensten Ländern der bewohnten Erde verherrlichten in der heimischen Mundart die Erscheinung des Heilandes durch Preis, Lob und Gesang. Man hörte nacheinander hebräisch, chaldäisch, syrisch, armenisch, arabisch, persisch, kurdisch, türkisch, koptisch, die Sprache der Senegambier, griechisch, lateinisch, französisch, italienisch, celtisch, irisch, holländisch, deutsch, schweizerisch, dänisch, englisch, slovenisch, bulgarisch, albanesisch und rhätisch. Bei allem Ernste des Gegenstandes fehlte es auch nicht an komischen Episoden, welche die wundersame Mimik der Asiaten und Afrikaner improvisirte.

•

Den Pariser Bettlern fehlt es nicht an Geist. Die „Patrie“ erzählt folgende Anekdote von einem Bettler: Derselbe spricht einen Vorübergehenden um 2 Uhr Morgens auf dem Concordia-Platze um ein Almosen an. Es ist wohl sehr spät zum Betteln, sagte der Vorübergehende. Und viel zu spät, um etwas abzuschlagen, erwiderte der Bettler kaltblütig. Und seine drohende Miene erzwingt das Almosen.

•

Die Juden in Central-Asien werden jetzt noch immer so behandelt, wie vor einem Jahrhundert ihre Glaubensgenossen in Europa und die 4000 Israeliten, welche einzelne Theile Central-Asiens bewohnen, müssen in abgesonderten Stadttheilen wohnen, dürfen sich außerhalb deren Ringmauern nicht festsetzen, müssen sich nach der ihnen vorgeschriebenen Form ihrer Kleidung und Kopfbedeckung richten und dürfen im Innern der Städte auf keinem Pferde oder Esel reiten, was um so drückender für sie ist, als die Straßen oft den Cloaken gleichen. Jeder Muselmann darf sie ungestraft in den Städten schlagen, und auf dem flachen Lande kommen sogar Todtschläge ungeahndet vor.

•

Unglücksfälle auf Schiffen und Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Nach Statistiken über Schiffsunfälle verloren die Vereinigten Staaten im Jahre 1866 571 Schiffe, die einen Werth von 31,058,100 Doll. darstellen. Im Jahre 1865 gingen 502 Schiffe zu Grunde und schätzt man den daraus erwachsenen Verlust auf 35,794,300 Dollars. Auch 1864 erscheint mit einer geringeren Anzahl, 495 Schiffen, taxirt zu 20,440,850 Doll. Von Eisenbahnunfällen, bei denen Menschenleben verloren gingen, zählte man im Laufe von 1866 82 und 115 Personen kamen dabei um und weitere 682 wurden verletzt. Hier ist gegen 1865 eine Besserung ersichtlich, denn wir finden dies Jahr mit 183 Eisenbahnunfällen und 335 dabei getödteten und 1427 verwundeten Passagieren vertreten.

•

(Todesurtheil.) In Hamburg wurde vorige Woche in öffentlicher Sitzung des Niedergerichts dem Malaien Paulino Torio, der vorigen Sommer ein junges Mädchen und in Flottbeck ein Ehepaar ermordet hatte, sein Urtheil vorgelesen; es lautet auf Enthauptung. Am Schlusse der Audienz grinste der Verbrecher seine Richter an, ohne die mindeste Reue zu zeigen. Bekanntlich sind auch Gerüchte im Umlauf gewesen, daß dieser Torio den Mord begangen habe, wegen dessen der Schneidergeselle Müller in London gehängt wurde.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 10. Sonntag, den 3. Februar. 1867.

Ein gefährliches Nachtlager in Hochasien.

Von Robert v. Schlagintweit.

Unter der großen Anzahl von ebenso unerwarteten als merkwürdigen Erlebnissen, die in die Zeit fielen, während welcher mein Bruder Hermann und ich selbst als die ersten Europäer von Tibet nach Turkistan eindrangen, und während welcher wir, gleich Firdusi's Issendiar, den „Weg der sieben Abenteuer" zu gehen hatten, dürfte dasjenige, welches ich jetzt im Begriffe bin, zu schildern, seiner Seltenheit sowohl als auch seiner Gefährlichkeit wegen, nicht ohne allgemeines Interesse sein.

Eines Tages, als wir im Karakaschthale eine wichtige Gebirgsformation antrafen, ließen wir Mohammad Amin, unseren Führer, welcher uns wie gewöhnlich begleitete, langsam vorangehen. Unsere Untersuchungen nahmen mehr Zeit in Anspruch, als wir geglaubt hatten. Da wir aber wußten, daß alle unsere übrigen Leute noch zurück waren und da wir überdies mit unserem Fernrohre deutlich sahen, daß Mohammad Amin längs dem Ufer des Karakaschflusses einherritt, so beunruhigten wir uns nicht. Wir folgten langsam seinen leicht zu findenden, im Sande wohl markirten Tritten bis sechs Uhr Abends. Aber jetzt gingen mit einem Male die Spuren über den Fluß, welchen es uns nicht rathsam schien, ohne Begleitung zu übersetzen, da er in viele Arme getheilt, eine Breite von mehr als einer halben Stunde einnimmt und, wenn auch selten tiefer als drei bis vier Fuß, mit reißender, ungemein ungleicher Schnelligkeit dahinbraust. Wir kehrten also wieder um und ritten langsam zurück, in der sicheren Erwartung, mit unseren Leuten zusammenzukommen. Obwohl wir sie bis gegen acht Uhr Abends mit ängstlicher Sorgfalt suchten, fanden wir sie dennoch nicht; es war jetzt nicht mehr daran zu zweifeln, daß sie an irgend einer uns unbekannten Stelle den Fluß überschritten hatten.

Unter solchen Umständen mußten wir dennoch den Uebergang wagen. Die Sonne war bereits unter, als wir die Pferde gegen den Strom lenkten. Da dem Sonnenuntergange sofort die Nacht folgt und eine Dämmerung nicht vorhanden ist, so konnten wir die Furthen und überhaupt die zum Uebergange passendsten Stellen des reißenden, äußerst trüben Stromes nicht mehr erkennen. Wir ritten auf's Gerathewohl und gut Glück zu, fanden es aber doch unserer Sicherheit halber nöthig, angekleidet, wie wir waren, von den Pferden zu steigen und diese nur am Zügel zu führen.

Wir mochten unserer Schätzung nach etwa die Hälfte des Stromes passirt haben, als plötzlich mein Pferd dicht neben mir unter dem Wasser verschwand; rasch und gewiß zu meinem Heile ließ ich den Zügel los; im nächsten Momente hatte der Strom das Thier an eine minder tiefe Stelle getrieben. Mir selbst reichte das Wasser fast bis an die Schultern, und ich bedurfte der Anstrengung aller meiner Kräfte, um nicht von den Wogen niedergerissen zu werden. Wir waren auf das Aeußerste erschreckt und hielten es unter den obwaltenden Verhältnissen doch für gerathener, statt den gewagten Flußübergang zu forciren, uns zu einer nahegelegenen Sandbank zu begeben, die etwa den Umfang eines mäßig großen Konzertsaales haben mochte, und uns dort, so gut es eben gehen wollte, für die Nacht einzurichten.

Die unterdessen aufgegangenen Gestirne verbreiteten einigermaßen Helligkeit. Vor Allem banden wir den Pferden mit den Riemen unserer Kompasse und Sextanten die Füße zusammen, um ihr Entweichen aus der gänzlich vegetationslosen Sandbank zu verhindern. Wir nahmen den Pferden die Decken und Sättel ab und setzten uns auf dieselben. Unsere Kleider trieften von Wasser und schienen uns in einer Nacht, die nicht einmal außerordentlich kalt war, obwohl wir uns in einer Höhe von nahezu 13,000 Fuß über dem Meeresspiegel befanden, fast an den Leib anfrieren zu wollen. Zu essen hatten wir nichts; mit der größten Mühe gelang es uns, nach wiederholten vergeblichen Versuchen mittelst Feuerstein und Schwamm eine Pfeife anzuzünden, aus der wir abwechselnd rauchten, um uns nur einigermaßen zu erwärmen und den Hunger zu beschwichtigen. Umsonst spähten wir nach allen Seiten nach einem lichten Punkte, welcher uns den Lagerplatz unserer Leute hätte andeuten können.

Wir mochten etwa eine Stunde da gelegen haben, als mir plötzlich der Boden feucht zu werden schien; doch bei der großen Gefühllosigkeit, die uns beide ergriffen hatte, konnte dies sehr leicht eine Täuschung oder eine Einbildung sein. Dessenungeachtet rückten wir mehr in die höher gelegene Mitte der Sandbank heraus. Nach etwa einer halben Stunde wurde aber auch diese, vorher gewiß ganz trockene Stelle naß; jetzt war es außer allem Zweifel, daß das Wasser stieg, was um so leichter sein konnte, da es die vorhergehenden Tage in den höheren Theilen des Gebirges stark geschneit hatte. Ein in aller Eile, aber mit wissenschaftlicher Genauigkeit aus unseren langen englischen Peitschenstöcken errichtetes kleines Pegel zeigte sehr bald die nicht geringe Zunahme des Wassers in höchst deutlicher Weise an. Gegen drei Uhr Morgens mußten wir das Pegel entfernen, da es sonst von den anprallenden Wogen hinweggerissen worden wäre. In Anbetracht der großen Breite des Stromes war die Ueberschwemmung eine großartige; in

hydrographischer Beziehung war sie in hohem Grade merkwürdig, für unsere Lage auf das Aeußerste gefährlich. Selbst wenn unsere Leute gewußt hätten, wo wir uns befanden, wäre es ihnen doch unmöglich gewesen, uns die geringste Hilfe zu leisten; wir waren ganz auf uns allein angewiesen.

Noch vor Aufgang der Sonne war unsere Sandbank verschwunden; um sieben Uhr standen wir über die Knöchel im Wasser; das Steigen des Flusses hielt noch ununterbrochen während einer ganzen Stunde an, die für uns kein Ende zu nehmen schien und zu den peinlichsten gehört, welche ich jemals erlebte.

Als um zehn Uhr Morgens die obersten Theile unserer Sandbank wieder sichtbar wurden, schöpften wir neue Hoffnung, die zunahm, je mehr die wieder entstehende sandige Insel, gleichsam wie durch Zauber, aus dem Wasser emporzusteigen schien. Nachdem sie gegen zwei Uhr Nachmittags wieder eine anständige Größe erreicht hatte, wagten wir den Flußübergang, der nach manchen Schwierigkeiten auch glücklich bewerkstelligt wurde. Auf das Aeußerste ermattet und erschöpft, trafen wir gegen Abend unsere Leute, die uns ängstlich überall gesucht hatten und über unser Ausbleiben nicht wenig beunruhigt waren. Seit sechsunddreißig Stunden hatten wir keinen Bissen genossen und jetzt hüteten wir uns, zu viel zu essen. Nachdem ich einige kleine Stücke alten, aufgewärmten Schaffleisches zu mir genommen und einige Tassen heißen Thee's getrunken hatte, versank ich sofort in einen tiefen, ohnmachtähnlichen Schlaf. Noch heute erscheint es mir als eine Art Wunder, daß keiner von uns in Folge dieser Schreckensnacht weder vom Fieber noch von irgend einer anderen hitzigen Krankheit befallen wurde.

Die vormalige kurpfälzische Gemäldesammlung in Düsseldorf.

Mitgetheilt von Herrmann v. Scharff-Scharffenstein.

IV.

Der Düsseldorfer „Anzeiger" brachte am 1. Dez. v. J. einen längeren Artikel, worin die in den Beilagen zu Nr. 259, 279 und 325 der „Allg. Ztg." veröffentlichten Abhandlungen über die vormalige kurpfälzische Gemäldesammlung in Düsseldorf*) in der oberflächlichsten und anmaßendsten Weise besprochen wurden. Der Verfasser des fraglichen Artikels ist so sehr aller historischen und archivalischen Studien und Kenntnisse bar, daß wir es nicht der Mühe werth halten würden, auch nur eine Zeile darauf zu erwiedern, wenn nicht daran gelegen sein dürfte, endlich einmal zu zeigen, wie mancher gänzlich Unberufene sich in Betreff der Düsseldorfer Gallerie eingemischt hat. Jener hält z. B. die Kurfürstin Maria Elisabeth, erste Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor, sowie die Herzogin Maria Anna, die hochberühmte Gattin des Herzogs Clemens von Bayern-München, für die Schwestern des Königs Maximilian I., während dieselben bekanntermaßen die Schwestern von dessen Mutter, der Pfalzgräfin Maria Francisca, also dessen Tanten waren.

Was nun die lächerliche Behauptung betrifft, daß die sogenannte Düsseldorfer Gemäldesammlung, eben deshalb, weil sie Landeseigenthum gewesen, nicht in das Inventar der Allodien des Kurfürsten Karl Philipp aufgenommen worden sei, so wissen wir genau, daß weder in dem Provinzialarchiv zu Düsseldorf noch im Privatbesitz daselbst sich irgendein beglaubigtes Inventar über die Allodien des erlauchtesten Hauses Pfalz-Neuburg vorfindet, und alle Aufforderungen des Regierungspräsidenten v. Kühlwetter zur Herbeischaffung von etwa im Privatbesitz sich befindenden Urkunden, welche darthun könnten, „daß die Gallerie aus Landesmitteln angeschafft worden sei", kein Ergebniß gehabt haben. Aus wohlbeglaubigten Dokumenten können wir hingegen beweisen, daß der Kurfürst Karl Philipp nach dem Tode seines Bruders, des Kurfürsten Johann Wilhelm, sämmtliche von demselben gesammelte Kunstschätze — mit Ausnahme der Düsseldorfer Gallerie, welche aufzustellen es an Raum gebrach — nach Neuburg und Mannheim verbringen ließ. Unter diesen befanden sich, abgesehen von den Gold-, Silber- und Schmucksachen, welche wir noch jetzt in der Silberkammer des Palastes Pitti und in dem Gemmensaale der Officien bewundern — die herrlichen Majoliken, Mosaiken, Emaillen, Elfenbeinschnitzwerke und andere Kunstsachen, welche die Kurfürstin Maria Anna Louise von Medici in die Ehe gebracht hatte. Der fleißige und im ganzen wohlunterrichtete Notar K. Strauven, aus sehr ehrenwerther Düsseldorfer Familie, die schon bei den alten Herzogen von Jülich und Berg in gutem Ansehen stand, hat i. J. 1862 ein Werkchen unter dem Titel: „Ueber künstlerisches Leben und Wirken in Düsseldorf bis zur Düsseldorfer Malerschule unter Direktor Schadow" herausgegeben. Darinnen heißt es wörtlich Seite 37: „Am 23. Mai 1717 verlegte er (Karl Philipp) jedoch seine Residenz nach Neuburg, zu welchem Zweck er bereits seines verstorbenen Bruders Kabinet und andere kostbare Möbel und Sachen von Düsseldorf hatte dorthin bringen lassen." Und weiter schreibt Herr Strauven S. 38: „Im Jahr 1731 nahm der Kurfürst von seiner neuerbauten Residenz zu Mannheim völlig Besitz und ließ nun alles, was sich noch an Kostbarkeiten und Möbeln zu Düsseldorf befand, dorthin oder nach Schwetzingen bringen, mit Ausnahme der berühmten Bildergallerie." Neben dem schon in unsern frühern Abhandlungen hinlänglich Erörterten dürfen wir einen neuen unzweifelhaften Beweis für das Eigenthumsrecht der Gemäldesammlung als Allod der erlauchtesten Bayerfürsten darin finden, daß bei der zweiten Flüchtung der Gallerie wegen Kriegsgefahr im Jahr 1794 der geheime Rath v. Daniels derselben zur Aufsicht als Regierungskommissär beigegeben worden war, und daß die Relation über diese Flucht an die kurfürstliche Hofkammer in Düsseldorf, aber keineswegs an die Landstände von Jülich und Berg oder an deren Ausschuß gerichtet worden ist. Wenn die Landstände bei der Wegbringung der Gallerie i. J. 1805 wirklich in pleno protestirten, wofür kein dokumentarischer Beweis vorliegt, so würde dies nur anzeigen, daß dieselben sich in eine Angelegenheit mischten, in der ihnen keine Berechtigung zustand.

Was die weitern Expectorationen des Verfassers des gehaltlosen Artikels im Düsseldorfer „Anzeiger" betrifft, so wollen wir ihn, bei seinen vielfachen historischen Unrichtigkeiten noch auf die eine besonders gröbliche hinweisen, daß Maria Eleonore, die Ahnfrau des edlen Hauses der Markgrafen von Brandenburg aus dem alten Hohenzollernstamm, durchaus nicht, wie er vermeint, die Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm aus Bayern-Neuburg gewesen ist. Sie war hingegen die Tochter Herzogs Wilhelm IV., des vorletzten regierenden Herrn aus dem alten Jülich-Cleve-Berg'schen Herrscherstamm. Keine einzige Prinzessin aus Bayern-Neuburg ist jemals einem Hohenzoller vermählt worden; daher denn auch für das erlauchte Haus Preußen keine Anrechte auf die Allodien des Hauses Pfalz-Neuburg, welches, wie wir dargethan haben, die Düsseldorfer Gallerie erst begründete, abgeleitet werden können. Die

*) S. Mnemosyne Nr. 77, 81, 99 v. J.

beabsichtigte Broschüre in Betreff der Reklamation der Düsseldorfer Bildergallerie, welche der Schreiber des Artikels vom Stapel laufen lassen, und „ehrerbietigst dem Herrn Regierungspräsidenten v. Kühlwetter ad acta dusseldorpiensia“ widmen will, werden wir — falls das Opus wirklich erscheinen sollte — lesen und derselben als einem Curiosum das nöthige Interesse zuwenden.

In Bezug auf die persönlichen Invektiven, welche der „Düsseldorfer Anzeiger“ gegen uns enthielt, wollen wir nur noch beifügen, daß wir in alter Familientreue, gleichwie der Archivar J. G. F. Huschberg, der Staatsminister Eduard v. Schenk, der Leibarzt König Maximilians I. F. Hartz, der Oberkriegskommissär v. Helingrath, der Cabinetssekretär Kreutzer, gleichwie die Generale Frhr. von Zandt, jo. Hagens, Oberst Graf Berghe von Trips, der Staatsrath v. Knops, die Maler Clements v. Zimmermann, Robert Langer, Joseph Bruillot, der Kanzleidirektor v Proff und viele andere ehrenwerthe Bürgerssöhne und Edelleute dem heimathlichen Herrscherhaus aus dem Herzogthum Jülich und Berg nachgewandert, und, mit dem Bewußtsein, das Gute und Edle zu wollen, für die Rechte des bayerischen Königshauses — des würdigen Erben der allerhochderlauchten Pfalz-Neuburger — stets in unsern gesammelten bayerischen Soldatenliedern (Augsburg 1852), in unsern „Denkwürdigkeiten eines Royalisten“ (Berlin 1859), sowie in vielen andern Schriften, und letztlich in unsern Abhandlungen „über die vormalige kurpfälzische Gemäldesammlung in Düsseldorf“ mit Muth in die Schranken getreten sind.

Schließlich müssen wir noch bemerken, daß es der sogenannten Düsseldorfer Gallerie, wenn ihr das Unglück zu Theil würde, ganz oder theilweise nach Düsseldorf zurückzukehren, wahrscheinlich mit der Zeit ergehen dürfte, wie den herrlichen Marmorbildwerken aus Pfalz-Neuburg'scher Zeit: „der betende Einsiedler, Maria mit dem Kinde und Joseph“ u. s. w., welche in einem alten Kellergewölbe der Akademie unter Bretterverschlägen in Staub und Schmutz vergehen und für Niemand mehr sichtbar sind, oder wie den von der alten Gallerie noch dort verbliebenen Gemälden, „Der gebändigte Simson von J. v. Winghen (Nummer 209 bei Pigage)“ und andern, welche ein halbes Jahrhundert lang verstaubt und ohne neuen Firniß geblieben sind, bei jedesmaliger Ausstellung der modernen Schöpfungen der Düsseldorfer Malerschule im alten großen Galleriesaale verhängt oder abgehängt wurden und Stöße und Risse oder sonstige Beschädigungen erhielten. Das schöne Bild „Die Anbetung der hl. drei Könige,“ ein Geschenk von Robert Langer in München, einem geborenen Düsseldorfer, hatte auch auf diese Weise zwei große Stoßrisse erhalten, die erst vor Kurzem, wohl durch die Sorgfalt des verdienstvollen Prof. Müller, welcher die Düsseldorfer Akademie-Gemäldesammlung neugeordnet hat, geflickt worden sind.

Wie wenig Pietät man in Düsseldorf gegen die erlauchtigsten Pfalz-Neuburger, welche die Stadt groß gemacht und erhoben haben, hegt, zeigt auch die Ahnengruft zu St. Andreas. Dieselbe dient längst als Kirchenrumpelkammer, und ist im verwahrlosesten Zustande. Der Sarg des Herzogs Wolfgang Wilhelm, des Protektors von Peter Paul Rubens und der polnischen Prinzessin Anna Katharina Constantia, erster Gemahlin des Kurfürsten Philipp Wilhelm, ist unverschlossen, und jeder Mesnerknabe und jeder Fremdling kann die entweihende Hand an die Reste der alten Landesfürsten legen.

Wir wiederholen mit Bezug auf alles Vorhergesagte das „Suum cuique“ und hoffen, daß durch die Energie unseres jungen geistvollen Königs und durch die Einsicht der Krone Preußen die vormalige kurpfälzische Gemäldesammlung zu Düsseldorf unserm geliebten Bayerland für immer erhalten bleiben wird.

Würzburg, Januar 1867.

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 31. Jan. Wenn ich Ihnen für heute kein eingehendes Referat über die Thätigkeit unserer Bühne auf dem Gebiete des Schauspiels in vergangener Woche bringe, liegt dieses in der Natur der Dinge begründet. Es ist die Aufgabe der Kritik, immer und immer auf eine normale Entwicklung der Bühne und ihrer Mitglieder hinzuarbeiten; in dem Gastspiel der 3 Zwerge, der HH. J. Piccolo, J. Petit und Kiß Joszi tritt aber eine anormale Erscheinung zu Tage, durch welche bei dem lebhaften Eingreifen von Individuen in Stück und Handlung, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit nicht nur vollständig den darzustellenden Rollen, sondern auch der für einen Menschendarsteller nothwendigen äußeren Totalerscheinung widersprechen, selbstverständlich, und zwar besonders in den Momenten des Zusammenspiels mit natürlich entwickelten Partnern, der ästhetische Schwerpunkt durchaus verrückt wird, um einer auf äußerliche Contraste basirten Drastik Raum zu geben, die es dem unter normalen Bedingungen zu agiren gewohnten Schauspieler unmöglich machen muß, seine Aufgabe in vorschriftsmäßiger Weise durchzuführen. Wenn wir uns aber den Leistungen der drei kleinen Herren selbst zuwenden, müssen wir eingestehen, daß ihnen die Berechtigung — immer abgesehen von der Persönlichkeit — Künstler zu sein, durchaus nicht fehlt. Routinirtes Spiel, naiver Humor und gewandte Handhabung des hier so gern gehörten österreichischen Dialekts geben dem Publikum eine gewisse Berechtigung zu der großen Vorliebe, die es für die HH. Zwerge an den Tag legt. Was das Repertoir anbetrifft, so wird uns darin Gelegenheit geboten — soweit das nicht schon früher, wie z. B. im „Verschwender“ der Fall — die Wiener Posse mit der im Anfang dieser Saison bei uns wuchernden Berliner, nicht immer zum Vortheil letzterer zu vergleichen. „Unsere Lehrbuben“, z. B., die jetzt zweimal volle Häuser machten, ist die Ahnfrau der aus voriger Saison her bekannten Posse „Krethi und Plethi“; wenn sie auch weniger pointirte Witze und scharfe Wortwendungen als ihre nordische Bearbeitung aufzuweisen hat, macht sie doch mit ihrer gemüthlichen leichtlebigen Sprachweise einen entschieden behaglicheren Eindruck als jene. Wir glauben einen großen Theil der Theilnahme, die das Publikum diesem Stücke widmete, dem Umstande zuschreiben zu dürfen, daß hier die durch Darstellung von Nichterwachsenen (Schusterbuben) einigermaßen motivirte Kleinheit der HH. Piccolo und Petit der Illusion möglichst Vorschub leistete und das Zusammenspiel weniger beeinträchtigte.

Miscellen.

Paris, 28. Jan. Wie man berichtet, werden die französischen Kron-Juwelen auf dem Marsfelde in einem eigens dazu errichteten Pavillon ausgestellt werden. Der Fußboden desselben ist beweglich und kann zur größeren Sicherhe

für den kostbaren Inhalt, jeden Abend in die Erde hineingelassen werden. — Die Abonnementskarten für die Ausstellung finden starken Absatz. Schon in den ersten Tagen wurde ein Zehntel der 5000 Karten, welche gleichzeitig Zutritt zu der Eröffnungsfeierlichkeit gewähren, genommen. Die Maßregel, daß jeder Abonnent zur leichteren Controle seine Photographie bei der Ausstellungskommission deponiren und an seiner Eintrittskarte eine gleiche Photographie befestigen muß, hat bis jetzt weder bei den Herren noch bei den Damen Anstoß erregt.

•

(Ein Kunstklub.) Die in London erscheinende „Englische Korrespondenz" schreibt: „Bei der Effekthascherei, die mehr und mehr in London unter den Künstlern playgreift, wird die Bildung eines neuen Klubs von Kunstliebhabern, Kennern und Sammlern, die sich den Genuß künstlerischer Werke und die Erleichterung desselben zum Ziele gesetzt haben, von allen Freunden der Kunst mit Freuden begrüßt. Unter der Gesellschaft, die schon gegen 1·0 Personen zählt, erscheint eine Reihe bekannter und berühmter Namen; wir nennen nur den Herzog von Aumale, den italienischen Gesandten, den Oberbibliothekar des britischen Museums, den Bibliothekar der Königin und den Direktor und Konservator der National-Gallerie. Jeder Besitzer eines wirklichen Kunstwerkes weiß, wie sehr das Vergnügen, es sein eigen zu nennen, durch die Bewunderung anderer Personen von gebildetem Kunstgeschmack und Neigung für die Werke tüchtiger Künstler erhöht wird und wie schwer es andererseits ist, bei dem engen Kreise seiner Bekanntschaft sich diese Freude oft zu verschaffen, deßhalb ist es die Absicht der neuen Ver.inigung, in dem sozialen Rahmen eines Klubs Sammler, Liebhaber und sonstige Kunstfreunde zusammenzubringen und einen Mittelpunkt zur Ausstellung und Vergleichung der von Zeit zu Zeit von ihnen gemachten künstlerischen Acquisitionen zu schaffen. Statt Errichtung eines imposanten Gebäudes mit hohen leeren Räumen und einem einsamen Porträt über dem Kamin, werden die Mitglieder des neuen Klubs ihre Säle mit werthvollen Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen aus ihren Sammlungen ausschmücken und seltenes Porzelan, Email, werthvolle Bücher und Manuskripte allenthalben zur Schau ausstellen, die in regelmäßigen Zwischenräumen durch andere ersetzt und von Zeit zu Zeit auch den Freunden der Gesellschaftsmitglieder zugänglich gemacht werden."

•

Der Maskenball im Petersburger Theater, zum Besten der kandiotischen Flüchtlinge gegeben, reiht sich wohl den glänzendsten Festen an, die jemals in der russischen Hauptstadt stattgefunden haben. Schon am Morgen des 11. Jauuar mußte man mit dem Verkaufe der Einlaßkarten einhalten, um den Gefahren zu begegnen, welche durch den Andrang der Käufer entstehen konnten. Die Einnahme dürfte sich zu einer enormen gestaltet haben, wenn man erwägt, daß ein Grieche, freilich einer der Krösusse der Hauptstadt, seine Loge mit 12,000 Franks für den Abend bezahlt hat. Gegen eilf Uhr war das tageshell beleuchtete Haus in allen seinen Räumen gefüllt. In den Hoflogen erblickte man außer dem Kaiserpaare sämmtliche Großfürsten und Großfürstinnen, sowie den Herzog von Mecklenburg-Strelitz und den Prinzen Alexander von Oldenburg. Die Diplomatie war in glänzendster Weise repräsentirt. Im Saale wie in den Logen waren alle Klassen der Bevölkerung vertreten; auch mehrere an ihren langen Bärten erkennbare Kaufleute durchwanderten in ihrem Nationalkostume den Saal und die Foyers und beeilten sich gleich den übrigen Anwesenden ihre Karten für die Tombola zu kaufen. Verhältnißmäßig gering war die Zahl der anwesenden Masken. Nicht weniger als vier Tombolas mit werthvollen Gewinnsten waren aufgestellt. Bei den Lotterierädern schaarten sich die Anwesenden um die Damen der italienischen Oper, des deutschen und französischen Theaters, des Ballets und der russischen Theater, um aus den zarten Händen die Billete entgegenzunehmen. In nicht weniger als drei Stunden waren 300,000 Billete verkauft.

•

Der „Köln. Z." wird aus Paris geschrieben: „Unter den Damen der großen Welt, welche am letzten Dinstag dem Nachtfeste auf dem See im Boulogner Gehölze beiwohnten, hat es großen Skandal erregt, daß der größte Theil ihrer Cavaliere sich von dort zu den Frères Provenceaux begeben habe, wo man der demi-monde zu Ehren ein großes Souper mit Ball veranstaltet hatte. Man wollte nämlich diese Dämchen dafür entschädigen, daß man sie von der Eisdecke fern zu halten wußte. Alle bekannten Namen der demi-monde waren dort vertreten. Es ging sehr toll zu; das Fest kostete an 7000 Fr.

•

Nach einer Beschreibung, welche das Melbourner Wochenblatt „Australasian" mittheilt, ist in dem Waldesdickicht bei Dandenong (in der südaustralischen Kolonie Victoria) ein Riesenbaum entdeckt worden, welcher eine Höhe von 392 Fuß oder mit Hinzurechnung der abgebrochenen Krone, die sich nach anderen unversehrten Exemplaren jener Wildniß auf 30 Fuß veranschlagen läßt, von 420 Fuß besitzt. Es ist eine Eucalyptus amygdalina (der Pfeffermünzbaum oder auch der hängende Gummibaum von Vandiemensland). Nur noch die californische Wellingtonia gigantea, von welcher ein Exemplar in der Höhe von 450 Fuß bekannt ist, macht dem australischen Baumriesen den Rang streitig. Um sich die Dimensionen zu versinnlichen, erinnere man sich daran, daß die Thurmspitze des Straßburger Münsters, die höchste in Europa, sich nicht mehr als 466 Fuß über die Erde erhebt.

•

Als Beweis, wie hoch gediegene Bildung in manchen Gegenden Hollands geschätzt wird, kann dienen, daß bei dem Magistrat der alten Universitätsstadt Leyden — nicht ohne Aussicht auf Erfolg — der Antrag gestellt ist, das Schulgeld der Realschulen von 60 auf 120 fl. und das des Gymnasiums von 100 auf 250 fl. zu erhöhen, während schon jetzt alle höheren Bildungs-Anstalten im Lande durch die unvernünftige Uebertheuerung fast unzugänglich sind.

•

(Eine Antwort Gavarni's.) Dieser berühmte Genremaler des Pariser Lebens, an dessen geistvollen, von tief poetischem Humor erfüllten Zeichnungen Tausende sich erheitern, war bekanntlich in seinem Privatleben von einer tiefen Melancholie beherrscht. Eines Tages fragte ihn Madame Bassanville, warum er niemals lache. „Weil es mein Beruf ist, Madame, die Anderen lachen zu machen", gab er zur Antwort.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 11. Mittwoch den 6. Februar. 1867.

Der Kuß von Weib und Kind.

Eine Episode aus dem Feldzuge des Jahres 1866.

Der preußische Husarenlieutenant v. T. war von Eisenach aus mit einer Patrouille nach dem Werrathal zur Recognoscirung gesandt. v. T. war erst kurz vor Ausbruch des Krieges in preußische Dienste getreten; vorher gehörte er dem Kontingent des Herzogs von Meiningen an. Seine ihm vor Jahresfrist angetraute junge Frau stammte aus Meiningen und befand sich jetzt während des Krieges bei ihrer dort lebenden Mutter, also im Heimathland. Der junge Krieger hatte längere Zeit keine Nachricht von ihr erhalten können, da der Verkehr mit dem Herzogthum Meiningen abgeschlossen war. Und doch war sein Herz voll Sehnsucht nach einer Kunde von ihr, denn er wußte, daß „ihre Zeit gekommen war“. Es war schon Abend geworden, als er mit seiner Patrouille von sechzehn Mann über Salzungen hinaus stand. Sechs Stunden davon lag Meiningen. Die vorübergleitenden Wogen der Werra brachten ihm Grüße von dort, aber keine Kunde über das süßeste Geheimniß seiner Ehe. In Meiningen standen bayerische Truppen; seine Pflicht verbot ihm, die ihm anvertraute Schaar in solche Gefahr zu führen, aber sein Vaterherz drängte ihn unaufhaltsam vorwärts. Seine Jugend reizte das Abenteuerliche und bestimmte seinen Entschluß. In raschem Trabe jagte er mit der willig folgenden Schaar thalaufwärts, immer dem Strome entlang, hinein in die sinkende Nacht. Kurz vor Mitternacht stand er an den Thoren von Meiningen. Zu beiden Seiten des Weges rief es ein „Werda!“ und Hähne knackten. Als aber der Vorposten die stattliche Reiterschaar sieht, duckt er sich ängstlich in den Chausseegraben und jene reitet ungehindert in die stille Stadt hinein. Durch schweigende Straßen dringt sie vor bis an ein wohlbekanntes Haus. Dort brennt noch in dem Eckgemach ein einsames Nachtlicht. „Halt“, ruft der Führer seiner Schaar zu, „wir sind am Ziele.“ Er steigt vom Pferde. Das flehende Entsetzen der edlen Matrone, welche ihm die Thüre öffnet, wandelt sich rasch zur Freude. Es ist der Gatte der Tochter, und sie darf ihm nun, was sie so gern schon gethan hätte, verkünden, daß ihm ein Sohn geboren sei. Er nimmt das Knäblein aus der Wiege, herzt und küßt es, bis daß es laut aufschreit; dann beugt er sich über das Lager der in Seligkeit lächelnden Mutter zum ersten Mutterkuß, der sich an Tiefe nur messen kann mit dem ersten Kuß der Braut. Nur ein Moment, aber mit einer Welt voll Seligkeit, dann ruft die Pflicht, denn schon wird es wach in den Straßen. „Aufsitzen, rechts um kehrt!“ und in stiebendem Galopp fliegt die Patrouille mit ihrem kühnen Führer wieder zur Stadt hinaus und ist schon weit über die Bannmeile, als die Alarmtrommel und der entsetzte Ruf: „Die Preußen sind da!“ die ganze Stadt aus ihrer Ruhe schreckt.

Vergebens pfiffen die Kugeln hinein in die Nacht ihnen nach, diesmal war er ihnen entwischt, der kühne preußische Husarenlieutenant. Aber nach ein paar Wochen nahmen die Bayern doch Revanche für die nächtliche Ruhestörung. Gleich im Anfang des Gefechtes von Wiesenthal sank der keckе Patrouillenführer von einer Kartätsche getroffen vom Pferde, aber der Kuß von Mutter und Kind hatte ihn gefeit; er war nur leicht verwundet und ist, bei liebevoller Pflege, jetzt schon wieder genesen.

Putz, Schmuck und Kleider.

Eine philosophische Betrachtung.

Der plötzliche Wechsel der Kleidermode, der den Umfang des Leibes verringert und das unten im Anhange beifügt, was im Contezt der Mitte abgenommen wurde — die Ablösung der Crinoline durch die Schleppe hat uns an eine wahrhaft geistreiche Erörterung über Putz und Schmuck erinnert, die wir einst in Lotze's Werke: „Mikrokosmos“ fanden. Die Untersuchung ist einzig in ihrer Art, nur ein Philosoph, der zugleich Naturforscher ist, konnte die kleinsten Regungen menschlichen Lebens bis in ihre tiefsten Gründe verfolgen. Es ist nur ein kleines Zwischenspiel in dem Capitel „die menschliche Sinnlichkeit“, aber so voll Verständniß der Menschennatur und ihrer tiefsinnigen Thorheit, daß Lotze mit humoristischem Ernste am Schlusse sagen kann: „Nachdem ich durch Aufstellung dieser drei Grundgesetze der exacten Lehre vom Putze den nämlichen Dienst geleistet, den Kepler der Astronomie, so überlasse ich Anderen die wissenschaftliche Ausbeutung.“ Es wird nicht ausgebeutet; die Nation der Denker verbraucht all' ihre Gedanken für die Erhaltung ihrer nationalen Existenz, für den Luxus des allgemeinen Denkens findet sie keine Zeit mehr. Und doch bringt es die deutsche Natur mit sich, daß, wenn sie auf Vulcanen tanzen muß, sie zugleich über Vulcan und Tanz Untersuchungen anzustellen geneigt ist.

Lotze stellt die Behauptung auf: der Grund des Vergnügens, welches Kleider und Schmuck der menschlichen Seele bereiten, liege nicht allein in der Befriedigung der Eitelkeit, sondern in einer Steigerung und Veredlung des Lebensgefühls, die der Geschmückte an sich selbst erfährt. Nur Farbe und Metallglanz diene der Gefallsucht nach Außen, im übrigen beruhe unser

Wohlgefallen an Putz und Kleidung auf den Empfindungen, welche Beide unserem eigenen Gemeingefühle gewähren.

Er motivirt dies mit physikalischen und psychologischen Gründen, die wir hier nicht verfolgen können, deren Resultat aber sich in dem Satze gipfelt, daß sich überall, wo wir mit der Oberfläche unseres Leibes einen fremden Körper in Verbindung setzen, das Bewußtsein unserer persönlichen Existenz bis in die Enden und Oberflächen dieses fremden Körpers hinein verlängert.

Daraus entstehen jene Gefühle, welche den erwähnten drei Gesetzen zu Grunde liegen: 1. das Gefühl einer Vergrößerung unseres eigenen Ich; 2. das Gefühl einer erhöhten Bewegung, die unseren natürlichen Organen fremd ist; 3. das Gefühl einer ungewöhnlichen Spannung, Festigkeit oder Sicherheit unserer Gattung.

Das zuerst genannte Gefühl wird durch Kopfbedeckung und Fußbekleidung erzeugt, die unserer Länge wenigstens eine Elle zusetzen. „Der Werth der Kopfbedeckung steigt mit ihrer Höhe und zum Theil mit ihrer Form. Rückt diese den Schwerpunkt nach Oben, „so entsteht die freundliche Täuschung, als reichten wir selbst, unser eigenes Leben und unsere Kraft bis in jene Spitze hinauf, und bei jedem Schritt, der diese erschüttert, bei jedem Windhauch, der sie in Bewegung setzt, scheint für unser Gefühl ganz deutlich da oben ein Theil unseres eigenen Wesens feierlich hin- und herzuschwanken. Man fühlt sich daher offenbar ganz anders in einem cylindrischen Hute, der diese Emotionen begünstigt, als in einer Mütze, deren aufgerichteter Zipfel nur sehr unvollkommen dieselben Dienste leisten würde; und ganz begreiflich wird uns die schon früh und auf niederen Culturstufen auftretende, auf höheren vervollkommnete Neigung, durch hohe und steile Helme, durch Bärenmützen, durch thurmartige Frisuren nicht blos die Fürchterlichkeit oder Ehrwürdigkeit der Figur für den Anblick Anderer zu steigern, sondern, was mehr ist, auch das Gemüth des Trägers selbst mit dem Gefühle einer majestätisch nach oben verlängerten Existenz zu kräftigen".

Lotze bemerkt zwar, daß breite und niedrige Hutformen natürlich andere specifische Gefühle entwickeln, die offenbar den Hochmuth nicht begünstigen. Allein wir schlagen die Wirkung nach Außen höher an. Nicht ohne Grund hat der Hut von jeher eine politische Bedeutung, die durch alle Phasen der Geschichte geht — von der Jacobinermütze bis zum deutschen Hut, von der Kappe bis zum Cylinder — die aufsteigende Röhre zeigt stets das Zeichen aristokratischer Stimmung, Mütze und niedriger Hut das Symbol der allgemeinen Gleichheit.

Was der Hut nach oben, das leisten die Absätze der Fußbekleidung nach unten, einen fühlbare Erhebung über den Erdboden, eine Verlängerung unserer Persönlichkeit. Ja Lotze behauptet sogar, daß jeder Stock, den wir nicht als Stütze, sondern als Spielwerk in der Hand tragen, dasselbe vergrößernde Bewußtsein bis in seine Spitze hinein erweckt; daher die Amtsstäbe stets Insignien der Macht waren.

Die zweite Form jener Gefühle liegt in allem hängenden und flatternden Schmucke, „dessen abwechselnde Bewegung uns selbst als in den peripherischen Bahnen der frei schwingenden Enden gegenwärtig empfinden lassen". Diese Form des Selbstgefühles stellt Lotze als die Grundlage und Ideal der Toilettenkunst auf. Es war von jeher eine Aufgabe der Phantasie, das Haupt, den Sitz der Gedanken, den schon die Natur mit flatterndem Haare geschmückt, „mit einer eigenthümlich geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle zu umgeben". Und es läßt sich füglich von der Form des Kopfputzes einzelner Völker ein Rückschluß machen auf die Färbung ihrer Phantasie, auf die Schlichtheit und Strenge oder den genialen Schwung ihres Charakters. „Die Muscheln, die Glaskorallen, die Steine und Knochenstücke, welche die Indianerin hangend und schwankend um ihre Handknöchel reiht, die Ohrringe, die flatternd herabhängenden Bänder und Gürtelenden unserer Mädchen, die leichtschwebenden Fangschnuren, die schweren Trodbeln und Quasten der Uniformen, gewichtig pendulirende Ketten und Kreuze, Federbüsche, Uhrgehänge, wehende Schleier und Mäntel: alle diese Mittel wendet die scharfsinnige Phantasie an, um nach allen Seiten hin nicht nur unser Dasein auszudehnen, sondern sich auch die anmuthige Täuschung zu bereiten, als sei es die eigene Existenz, die in allen diesen Anhängen mitschwebt und wogt und schwankt und in rhythmischen melodiösen Abwechselungen sich hebt und senkt. Und wo in der That eine wirkliche Empfindung nicht mehr stattfindet, ergänzt sie sogar diesen Mangel und glaubt in dem zarten Gewebe herabhangender Spitzen selbst mit zu hangen, in ihren Bewegungen sich mit zu bewegen."

Die dritte der erwähnten Formen nehmen unsere Gefühle unter dem Eindruck der eigentlichen Kleider an. Größere oder geringere Spannung und Festigkeit, welche der Stoff oder Zuschnitt der Gewänder bedingt, „trägt sich auf uns wie ein Verdienst unserer eigenen Haltung über." So wirkt das Corset. Bei jeder Berührung dieser steifen Umhüllung wird die Spannung und Festigkeit ihres Gefüges durchaus so empfunden, als gehörten beide Eigenschaften unserem eigenen Körper an; wir erhalten das Gefühl einer gekräftigten, elastischen Existenz.

„Jeder fest anliegende Gürtel, jedes Armband wiederholt einen Theil dieses Gefühls; bei dem Knaben steigert sich dies bis zur Sehnsucht nach der eisernen Rüstung, die ihm das Gefühl unüberwindlich aufrechter Starrheit verspricht. Das Mädchen mischt zu dieser Empfindung der Festigkeit, die es nicht ganz verschmäht, das Gefühl einer zarteren, leichtbeweglichen Umhüllung, denn in der That sind die duftigen Wellen leichter schleierartiger Stoffe, mit denen sich seine Gestalt umgibt, nicht blos anmuthig für das Auge Anderer. Die Trägerin selbst ist vielmehr mit ihrem Gefühl unmittelbar gegenwärtig in allen den zarten Bogen, die nur wenige Punkte der Haut als leichte Lasten berühren, und doch durch diese Punkte die Weite, die Leichtigkeit und Weichheit ihres Schwunges zur deutlichsten sinnlichen Empfindung bringen. Ja selbst das Vergnügen, das uns ein solcher Anblick gewährt, beruht weit weniger auf der Gefälligkeit der Gewandformen, welche wir sehen, als vielmehr darauf, daß wir uns in das phantastische, liebliche oder zierliche Lebensgefühl hineindenken können, welches die tausendfältigen kleinen Eindrücke der Umhüllung dieser verborgenen Gestalt einflößen müssen."

Hiezu bemerken wir noch, daß diese drei Gefühle isomorphe Substanzen sind, die sich gegenseitig substituiren. Seit die Damenhüte aus der ersten Kategorie der Erhöhung des Ich getreten sind, hat sogleich das andere Gefühl des flatternden Anhanges die Stelle eingenommen. Der äußerliche Mensch ist sich einmal zu wenig, er will über sich hinaus. Ob oben oder unten, ob vorne oder hinten — er muß sich etwas ansetzen, um die Befriedigung zu erlangen, die Lotze als berechtigtes Selbstgefühl bezeichnet, während wir sie als Symptom der menschlichen Kindheit betrachten.

Wir haben dem Autor gern selbst das Wort gelassen, zum Theil, um dem Leser das Bild eines zu wenig bekannten, ganz eigenthümlichen Styls zu geben, der in zarter, feinfühlender, scharfsinniger Weise die leisesten Schattirungen

des Gegenstandes bezeichnet. Dieser Styl stürzt uns nicht wie ein wild heranbrausender Waldstrom entgegen, er ist ein sanft murmelnder Bach, der sich durch alle Windungen der Gegend zieht, die Ränder der Wiesen benetzt und ihre Blumen küßt.

Dieser Styl bezeichnet seine Weltanschauung. Sie ist so optimistisch, daß ihr der Sinn fehlt für die gerechte Opposition. Sie geht sanft und freundlich über Alles, selbst über das Schlechte und Unfertige der Menschennatur hinaus; das System jener drei Grundgefühle ist an sich richtig, aber nicht vollständig. Sein „Register hat ein Loch", es hat die Machtentwicklung in die Breite ausgelassen. Und doch legt die Herrschaft des Reifrockes und der Schleppe diesem Kleidungs-Apparate eine dominirende Wichtigkeit bei. Deßhalb gehören die Kleider nur zum Theile in die erste Kategorie der Haltungs- und Spannungsmittel, weit mehr in die erste der Vergrößerung des eigenen Ich. Ja wenn jene Erhöhungsmittel an Kopf und Füßen in ihrer selbstgenügsamen Zufriedenheit wirklich nur das eigene erhöhte Empfinden beabsichtigen sollten, so sind diese Ausdehnungsmittel entschieden sozialer Natur, und *wollen* nebst der eigenen Würde auch den Respekt der Mitmenschen erzwingen, mitunter in ganz rücksichtsloser Weise. Die Erhöhungen der Kopf- und Fußbekleidung sind ein harmloser Gewinn für den Erhöhten. Er beschädigt Niemanden, denn in der Luft ist Platz genug; die Vergrößerung des Ich in die Breite hingegen ist ein egoistischer, despotischer Akt, der das gleiche Recht der Andern verachtet und den gemeinsamen Raum für sich allein in Anspruch nimmt. Der Reifrock war nicht nur deßhalb da, um den schönen Trägerinnen ein erweitertes Selbstgefühl zu verschaffen; nein, auch die Mitmenschen sollten es fühlen, daß man Jemand ist, der Platz braucht und verlangt. Hätte die männliche Partei, statt mit Hut und Stiefeln in die Luft zu streben, sich in gleicher Weise nach allen Dimensionen ausgebreitet, so wäre jene ganze Usurpation ad absurdum geführt worden. Denn kein Wagen, kein Sitz, kein Zimmer, kein Ballsaal hätte ausgereicht, um den gleichberechtigten Ansprüchen Raum zu geben; die beiden Hälften des menschlichen Reiches hätten sich vernichten oder vergleichen müssen. Der den Männern angeborne Kultus des Weiblichen hat sich unter jene fast unerträgliche Anmaßung der Krinoline theils schweigend, theils bescheiden murrend gebeugt — Sklaven, die knirschend ihre Ketten tragen.

Nun sollte die Stunde der Befreiung schlagen. Die Usurpation fand sich selbst ermüdet, denn eine stets angewendete Herrschaft über den spärlichen Raum wird selbst denen lästig, die sie so mühselig genießen. Aber es ist stets dafür gesorgt, daß auch die befreiten Unterthanen nicht übermüthig werden. Die Crinoline ist todt, die Schleppe tritt die Regierung an. Das Ausdehnungsstreben des weiblichen Ich bleibt dasselbe, es zieht sich nur in eine andere Stellung zurück — die respektvolle Entfernung bleibt dieselbe, sie wechselt nur den Ort. Doch selbst dieß ist schon Gewinn. Die Schleppe ist ganz exclusiver Natur — sie kann nicht alle Verhältnisse des Lebens beherrschen, das Bürgerhaus, in das der Reifrock eingedrungen, bleibt ihr verschlossen; ihr Leben ist von kurzer Dauer, was dann, das wissen die Götter.

Nur wo das Volk sich vergnügt, da ist der Mensch noch er selbst. Da kommen die Leute nicht zusammen, um ihr Ich zu vergrößern, ihr kleines Ich will frisch und fröhlich das Leben genießen. Dort rauscht nichts herum und schleppt nichts nach, Respekt einflößen ist nicht ihre Sache, sie suchen und finden sich um ihrer selbst willen. Sie genießen nämlich das Glück, nicht von der Mode beherrscht zu sein.

Wohl ist die Mode naturgesetzlich begründet, wie wir so eben nach Lotze bewiesen, aber sie wurzelt doch in dem kindlichen Stadium der Menschheit, das ja auch ein naturgesetzliches ist. Der Wilde ist der erste Erfinder des Putzes. Diese Erfindung drückt ganze Generationen mit eisernem Scepter nieder, und erzwingt Gehorsam ohne Ueberzeugung. Die Mode ist das Produkt der allgemeinen Thorheit, der vernünftigen Minorität als Gesetz oktroyirt. Auch in diesem Gebiete darf man denken, was man will, aber thun darf man nur das, was uns der allgemeine Verstand zu thun erlaubt.

Wir finden hier einen neuen Beleg für den Werth des philosophischen Denkens. Bis in die dunkelsten Winkel des menschlichen Lebens und Empfindens vermag das Licht der Forschung zu dringen und sie hell zu erleuchten. Es ist die einzige wahre Freude, welche uns mit der Noth des Daseins ringenden Menschen von der Bosheit des Schicksals gegönnt wird.

Wir wissen wenigstens, warum wir die Thorheiten begehen müssen, die oft uns selbst und Andern zur Qual werden. Jene Untersuchung gibt uns doch den Trost, daß wir nicht der Willkür der Schneider und Modistinnen gehorchen, sondern dem Zuge der Natur, welche die Menschen dem kindischen Gebote der Massen so lang unterwirft, bis die Reife des Geistes, jetzt noch das Privilegium Einzelner, das Gemeingut Aller geworden ist. —tz.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 5. Februar. Frln. Hausen, welche mit guten Stimmmitteln, aber unvollendeter Ausbildung Anfangs der Saison auf hiesiger Bühne erschienen ist, hat sich verhältnißmäßig so vervollkommnet, daß sie dermalen schon zu den unentbehrlichen Stützpunkten der Oper gerechnet werden kann und bei energischem Fortschreiten auf dem betretenen Wege zu den besten Hoffnungen berechtigt. Ein Liebling eines großen Theils des Publikums, hat ihr Benefice, wozu sie die bekannte, immer gern gesehene Lortzing'sche Oper „Undine" gewählt hat, ein volles Haus herbeigezogen und ihr Ovationen und Blumenspenden in reicher Fülle beschert. Möge sie darin nebst der Anerkennung zugleich auch eine Aufmunterung in ihrem künstlerischen Streben erblicken, denn noch sind ihre Talente nach mancher Seite hin ausbildungsfähig.

Ihre Undine war mit vielen Reizen geschmückt und kann zu den besten Leistungen in den bisherigen zwei Aufführungen dieser Oper gerechnet werden; doch vermißte man in den Details die Leichtigkeit und Routine im Spiel, dann im Höhepunkt der Oper in dem prächtigen Finale des 3. Aktes den Ausdruck des tiefinnigen Seelenschmerzes, welcher die verstoßene Undine erfüllt und sich unter dem tröstenden Zuspruche Kühlebornʼs in stille Resignation umwandelt; es liegt ein reicher Schatz von Gefühl, eine weiche elegische Stimmung in dieser Scene, deren richtiges Verständniß und kunstgerechter Ausdruck einen wunderbaren Zauber bei dem Zuhörer hervorbringt. Für solche effektvolle Stellen ist das emsige Studium dramatischer Vorbilder und ein unbedingtes Eingehen auf die Rolle, welche dem Gefühle die Oberherrschaft einräumt und es bei dem Darsteller zum unwillkürlichen und deßhalb ungekünstelten Ausdruck kommen läßt, zu empfehlen; nur wer sich gänzlich in die

Sphäre der Undine hineindenkt und namentlich der Fouqué'schen Behandlung dieses Stoffes einige Aufmerksamkeit zuwendet, vermag die feinen Fäden dieser sagenhaften Erscheinung aufzufinden und zu einem entsprechenden Ganzen zu verweben.

Die Rolle der Bertholda, von Frau Hain-Schnaidtinger bei der ersten Aufführung mit gewohnter Bravour durchgeführt, wurde, wenn wir recht berichtet sind, in Folge einer Caprice oder Intrigue von derselben gestern nicht gesungen und mußte deshalb Frln. Meißner übertragen werden, welche genöthigt war, diese ihren Kräften durchaus nicht zusagende Partie innerhalb zweier Tage einzustudiren; wir enthalten uns deshalb einer näheren Besprechung ihrer Leistungen, da sie unter den angeführten Umständen nicht anders als ungenügend ausfallen konnten.

Herr Bernard hat als Ritter Hugo nur in der großen Arie des letzten Aktes mit sonstigem Glücke gesungen, in seinem sonstigen Parte erschien er nicht disponirt. Hr. Otto hatte in der Rolle des Kühleborn, ebenso Hr. Broda im Kellermeister bessere Vorgänger in der Person der Herren Haimer und Schifbenker, welche noch immer im besten Andenken stehen und bis jetzt hier nicht erreicht worden sind. Hr. Ewald hat als Knappe im Recitativ nicht gefallen, dagegen in dem schönen Lied des 3. Aktes Beifall gefunden und im Spiele seinen Platz passend ausgefüllt.

Soviel im Einzelnen; was den Totaleindruck anlangt, so war er kein günstiger; wir vermißten im Ensemble und im Orchester Genauigkeit und Aufmerksamkeit und es drängte sich uns die Ansicht auf, daß sich eine gewisse Lässigkeit einschleicht, welche in ihrem Gefolge den handwerksmäßigen Schlendrian hat und den Respekt vor den künstlerischen Bestrebungen in der Oper gerade nicht erhöht. —δ—

△ Würzburg, 4. Febr. „Zehn Mädchen und kein Mann!" Wir können uns vollständig die Lage eines Vaters denken, dem sich bei dem oben ausgesprochenen Satze alle Haare empor sträuben, wenn sie nicht schon bei der Sorge über die Erziehung seiner Töchter allmählig ausgegangen sind. Wie viel schwerer muß nun nicht diese betrübende Thatsache auf einem Vater lasten, der sich bewußt, ist eine ganz nagelneue Erziehungs- und Anziehungsmethode erfunden zu haben, ähnlich den so viel belobten internationalen Bildungsinstituten der Neuzeit. Und immer kein Resultat. — Tiefsinnige Commentatoren späterer Jahrhunderte würden, entschieden falls Hr. v. Suppé in den Tempel der Unsterblichkeit eintreten sollte — wir wissen ja, die großen Geister werden meist nach dem Tode erst anerkannt — mit unendlichem Scharfsinne nachweisen, daß Hr. v. Suppé, einer der größten Moralisten seiner Zeit, in dieser trefflichen, der Nachwelt überkommenen Operette mit dem ganzen Ernst sittlicher Satyre die verkehrte Erziehungsmethode junger Mädchen habe geißeln wollen, indem er nachwies, daß nicht die übliche und vielleicht noch üblich werdende Ausbildung geselliger Talente, sondern das Walten emsiger Häuslichkeit (hier durch Stiefelputzen und — Trommeln vertreten) auf normal entwickelte und gebildete junge Männer von Einfluß sei, und daß nur der verdorbene Sinn der Mitwelt dieses verkenne, und sich an dem positiv Gebotenen ohne Berücksichtigung seines negirenden Inhalts erfreuen könne. Doch das bleibe späteren Zeiten vorbehalten, wir sind für heute noch nicht entwickelt genug, den sittlichen Ernst aus kurzgeschürzten Kleidern und Tricots mit oder ohne Watte herausklauben zu können. — Zehn Mädchen und kein Mann — seitdem wir gelesen, daß Gott zu Anfang Himmel und Erde geschaffen, seitdem wir schüchternen Blicks den Erfindungen der Vergangenheit und Gegenwart gefolgt, hätten wir entschieden nicht daran gedacht, daß noch so viel Großes und Schönes zu Tage gefördert würde, als es Herrn v. Suppe gelungen ist. Sämmtliche Nationalitäten in einer Familie, allgemeine Wehrpflicht, Heimathsklänge aus aller Herren Länder, Deklamation, Recitation, Tanz und — Holz- und Strohinstrumente. Mein Liebchen, was willst du noch mehr. Und dazu noch die zu reichen Einlagen und Extempore's berechtigende und anregende Rolle des Herrn v. Schönhan, welch' himmlische dramatische Effekte lassen sich dort nicht anbringen? Wenn z. B. Hr. Feuchter sich bei Inspizirung seiner Truppen eines Federwisches mit längerem Stiel bediente, um auf demselben regelrecht zu traversiren, vielleicht gar spanischen Tritt, würde das wohl auf ein kunstsinniges Publikum seines Eindrucks verfehlen? Oder, wenn mit Hilfe von Raffs Naturgeschichte statt der schon allbekannten Epitheta „Ochs, Esel, Rhinoceros" neue eingelegt werden könnten, verdiente das nicht alle Achtung? — Hut ab vor den renommirten Dichtern früherer Perioden, aber so viel in einem Akte vermochte noch keiner zu leisten. Schon Shakespeare, der lose Schelm, wußte zwar recht gut, wie viel ein Frauenzimmer in Mannskleidern auf der Bühne werth sei, aber zehn nebeneinander, dahin hat sich sein vorurtheilsvoller Sinn noch nie verstiegen. Wahrhaftig, unsere modernen Bühnenschriftsteller haben „schon so viel für uns gethan, daß ihnen zu thun fast nichts mehr übrig bleibt." — Vivat sequens! — Was soll ich Ihnen von den Leistungen Einzelner sagen, als daß Herr Feuchter den angemessenen Humor mitbrachte und Frl. v. Muckenthal ihre Verse allerliebst vortrug; was Musik und Gesang anbetrifft, getraue ich mir nicht, bei dem dahier noch herrschenden Zuchtzwang Ihrem verehrlichen Hrn. δ-Korespondenten ins Handwerk zu pfuschen.

In grellem Contraste zu den „Zehn Mädchen" stand die vorangegangene Aufführung des Scribe'schen „Frauenkampfs". Wir bewegen uns hier ganz in den graziösen Formen der feinen französischen Comödie mit all' ihren integrirenden Theilen. Eine schöne geistreiche Frau mit sämmtlichen Reizen, die diesen Repräsentantinnen der höheren französischen Gesellschaft zu Gebote stehen, ausgestattet, fand in Frau Hahn eine treffliche Repräsentantin und wurde genügend von dem eben flügge gewordenen Pensionsvöglein des Frln. v. Muckenthal unterstützt, während die Herren das ihre zur gelungenen Durchführung des Ensembles beitrugen. Herr Heinemann wußte in glücklicher Weise als „Montrichard" den Bureaukraten mit dem Cavalier zu verbinden, und Herr Bethge zeichnete als H. v. Grignon seine Rolle mit ebenso ergötzlichen als naturgetreuen Zügen. Nur Herr Baatz verstand es nicht, unter seiner Livree die ganze liebenswürdige Leichtlebigkeit, die dem Hrn. v. Flarigneul eigen, zu Tage treten zu lassen, es macht überhaupt auf uns den Eindruck, als ob bei ihm das Costüm oft mehr als billig zur Individualisirung der Rolle mit beitragen müsse.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 12. Sonntag den 10. Februar. 1867.

Hoch droben am Thurm!

Von F. Brunold.

Die allgemeine Gewerbe- und Industrie-Ausstellung war sehr zahlreich besucht, besonders der Platz, auf dem, die landwirthschaftlichen Maschinen standen und in Betrieb waren, wurde von Schau- und Kauflustigen nicht leer. Die Ernte rückte heran und obschon sie keinen vorzüglich ergiebigen Ertrag versprach, der mehr und mehr fühlbar werdende Mangel an Arbeitern machte doch den Ankauf von Dresch- und anderweitigen landwirthschaftlichen Maschinen wünschenswerth. Demnach war es erklärlich, daß die Herren Gutsbesitzer und Ackerbaubeflissenen diesem Theile der Ausstellung zumeist ihre Aufmerksamkeit widmeten. Bei dieser Besichtigung fehlten die Frauen und Töchter genannter Herren nicht; es gab ja auch für sie so Mannichfaches zu schauen und zu betrachten, daß schon deshalb eine Reise hieher ihren Anreiz hatte, abgesehen davon, daß man zugleich Bekannte und Freunde traf, die wiederzusehen angenehm war.

Banquier Mangold, der die Ausstellung flüchtig durchwandert hatte, und nun die Säle verlassen wollte, traf am Haupteingange zusammen mit dem Gutsbesitzer Wanfried, der mit seiner Tochter Laura soeben eintrat. Das Begegniß war gegenseitig erfreulich; sie kannten sich seit längerer Zeit, und die Männer standen in geschäftlichen Beziehungen zu einander. Die Tochter sah der Banquier heute zum ersten Male — und der Eindruck ihrer Schönheit war augenblicklich zündend. Mangold, dem Gutsbesitzer die Hand zum Gruße reichend, sagte lachend:

„Ha, willkommen! hat meine Hoffnung, Sie zu treffen, mich doch nicht betrogen. Sie werden Viel und Mannigfaches finden, was Sie interessirt. Die Ausstellung ist gut.“

„Und doch wollen Sie schon fort, wie ich sehe!“ entgegnete Wanfried, wobei ein leichter Zug des Spottes um seine Lippen spielte. „Aber allerdings finden Sie hier nichts, das auf Ihren Courszettel von Einfluß sein könnte, und —“.

„O, sagen Sie das nicht!“ fiel der Banquier mehr als erregt ein. „Was hier unseren Augen sichtlich ist, hat einen gar großen Einfluß auf das Fallen oder Steigen der Papiere, schon aus diesem Grunde darf ich nicht verabsäumen, einen Blick hieher zu werfen. Mich ärgert nur, wenn Sie doch den Grund meiner Mißstimmung wissen wollen, die Ruhe, Sicherheit und Festigkeit, mit der diese Maschinisten, diese Arbeiter bei ihren Werken stehen. Sie treten mit einer Nonchalance auf, als wären sie im Stande, die Welt aus ihren Angeln zu heben. Freilich, freilich, wie kann dieß anders sein: diese Leute stehen immer auf ihren eigenen Füßen. Wovon ist nicht unser Eins abhängig? — und nun erst ein Beamter — welche Anforderung von Rücksichten! Nein, nein! die Unabhängigsten auf dieser schönen Erde sind und bleiben doch immer die Herren Gutsbesitzer — und diese Inhaber der Fabriken!“

Wanfried erwiderte neckend: „Da nimmt es mich Wunder, daß ich Sie nicht schon längst zum Gutsnachbar habe, zumal jetzt in meiner Nähe mehrere Güter zu Kauf stehen. Wollen Sie sich einmal verändern, werden Sie doch wahrscheinlich nicht zu Hammer und Feile greifen.“

„Ha! ha! ha!“ rief in lachender Laune der Banquier aus, „Sie sind ein beharrlicher Spötter. Aber zur Strafe Ihres Scherzes, werde ich mir erlauben, wenn Sie es gestatten“ — und jetzt schaute sein Auge besonders auf die Tochter — „binnen wenigen Wochen Sie mit meiner uninteressanten Gegenwart zu behelligen. Darf ich kommen?“

Wanfried verbeugte sich und entgegnete ernst höflich: „Das bedarf wohl meinerseits keines Wortes. Sie wissen, wie lieb Ihr Kommen mir stets sein wird. Ich bitte nur, dießmal mehr und besser an Ihrem Versprechen zu halten, als es seither geschah.“

„O, dießmal sollen Sie zu solchem Vorwurf keinen Anlaß haben! Aber, wie steht es mit Ihnen, Fräulein, darf ich es wagen?“

Bei diesen Worten wendete Mangold sich der Tochter zu. Laura lächelte und antwortete, sanft erröthend, während sie zugleich mit dem Vater zum Abgehen sich anschickte:

„Des Vaters gern gesehener Gast wird auch mir ein willkommener sein. Also auf Wiedersehen!“ und den lieblichen Kopf noch einmal rückwärts dem Scheidenden anmuthig zeigend, schritt sie langsam den aufgestellten Maschinen zu.

Der Banquier schaute einen Augenblick der reizvollen Erscheinung nach, und sagte sich gedankenvoll die Stirn streichend: „Eine Prachtgestalt! — und dazu das einzige Kind! — Ich will jedenfalls nicht lange mit meinem Besuche zögern!“

Weiterhin standen hier und dort bei ihren Maschinen die ernsten und markigen Gestalten der Maschinisten, der einsichtsvollen Ingenieure mit einzelnen Arbeitern und Werkleuten: es blitzte ein eigenthümliches Feuer in den Augen dieser Leute. Mit welchem ernst prüfenden Blick schauten sie auf die Erzeugnisse ihrer Mitbewerber und Nacheiferer; wie klar, wie entschieden erkannten sie das Bessere in dem Fabrikat des Gegners an, während ein verächtliches Lächeln in den gebräunten Zügen bemerklich wurde, wenn sich Veraltetes, Fehlerhaftes zeigte, wobei treffende Stichelreden nicht fehlten. Man sah es, diese

Leute waren hier, um zu lernen, indeß eigene Arbeiten, die von ihrem Geiste erfunden, oder von ihrer Hand ausgeführt, sich hier vorfanden, ihnen ein Selbstbewußtsein gab, das ihrem Gebahren etwas Festes beimischte, dem zuweilen bei Einzelnen ein Stolz nicht fehlte.

Wanfried, durch die Worte des Banquiers aufmerksam gemacht, empfand dies sogleich. Er wußte im ersten Augenblicke nicht, sollte er sich durch diese Wahrnehmung mehr abgestoßen, als hingezogen fühlen, doch eigene Theilnahme an der Sache ließ ihn über die Leute hinwegsehen, und seine Gedanken für die Maschinen sammeln.

Dort aber, dort, nicht fern von jener einfachen Wolfenbütteler Weizenschäl-Maschine, mit der Landauer Buttermaschine zur Seite, die der Tochter eine kurze Betrachtung abnöthigte, ist ein Locomobil in Thätigkeit, dessen Riemscheibe eine auffallende Dreschmaschine in Bewegung setzt. Ein junger Mann lehnte, die Arme verschränkt auf der Brust am Maschinenkasten, und ob der Gutsbesitzer auch von den Menschen abzusehen sich vorgenommen, er mußte hier immer wieder nach Dem hinschauen, der ruhig, ernst an seiner Maschine lehnte, und doch den Blick so leuchtend über seine Umgebung hinschweifen ließ. Sein Werk schien bei Zierlichkeit sehr gediegen gebaut; der Gang der Maschine war gleichmäßig sicher, und Wanfried fühlte sich von dem Werk ebenso wie von dem Dabeistehenden überrascht. Eben wollte er näher treten, da zumal die Firma, die das Werk ausgestellt, eine ihm wohlbekannte war, als er von der Seite her einen Engländer bemerkte, der in seinem gebrochenen Deutsch dem jungen Manne schon von Weitem zurief: „Mir reindreschen! Meine Maschine besser! Wetten! Hier — leg' zwanzig Pfund. Wetten? — He! — Mal dreschen! Mir schlägt mein Maschin!“

(Fortsetzung folgt.)

Rudolph Genée's Shakespeare-Vorlesungen.

ß Die Grundlagen der altenglischen Bühnentechnik, welchen zufolge gar keine Dekorationen vorhanden waren, und der Inhalt der Scenerie einfach dem Publikum mitgetheilt wurde, boten Shakespeare willkommene Gelegenheit zu einem so häufigen Scenenwechsel, daß die meisten seiner Dramen, um sie unseren heutigen Theaterverhältnissen zugänglich zu machen, in eine ganz andere Form gebracht und zur scenischen Wiedergabe derselben förmlich eingerichtet werden mußten. Da nun zwar die Recitation einen Scenenwechsel an und für sich nicht zu scheuen, wohl aber das fortwährende Springen von einer Personengruppe zur andern fast noch mehr als die Bühne zu vermeiden hat, galt es auch hier einen Weg zu finden, auf welchem die Werke des Dichters, völlig unbeschadet ihrer individuellen Schönheit, in harmonisch geschlossener, die Hauptmomente scharf prononcirender Fassung dem Publikum vorgeführt werden könnten. Daß Hr. R. Genée in seinen Shakespearevorlesungen diesen gefunden und in vollendeter Weise betreten hat, dafür liefern die Vorlesungen, welche derselbe im Verlaufe dieser Woche in unserer Stadt hielt, einen mustergültigen Beweis. Hr. Genée versteht es meisterhaft, nach einer kurzen Einleitung, die nur die Resultate, nicht aber den ganzen Ballast des kritischen Apparates selbst gibt, die Handlung des betreffenden Dramas zu exponiren, um dann die bedeutenderen Scenen desselben, verbunden durch scharfsinnige, von eben so feinem Verständniß als gründlichem Studium Zeugniß ablegende Betrachtungen und übersichtliche Referate, gleich einer köstlichen Perlenschnur in lebhaftem dramatischen Vortrag vor uns aufzurollen. Auf dem Wendepunkte der Handlung, der Peripetie, angelangt, läßt Hr. Genée meist einen etwas längeren Vortrag eintreten, der, auf die vorhergegangene Exposition zurückweisend, ihr Verhältniß zur gleich darauf sich abrollenden Katastrophe betont, und erreicht auf diese Weise eine von vornherein geweckte Theilnahme des Publikums, die ihm auch bis zum Schlusse ausnahmslos erhalten bleibt. — Was die Auswahl der vorgelesenen Dramen „Macbeth“, „der Kaufmann von Venedig“ und „Was ihr wollt“ betrifft, so scheint sich Hr. Genée von der doppelten Absicht haben leiten zu lassen, einerseits Shakespeare in seiner Thätigkeit auf verschiedenen dramatischen Gebieten uns vorzuführen, andererseits aber auch seine eigene Befähigung für die Reproduktion derselben auf recitirendem Wege trotz ihrer Verschiedenheit darzulegen, und beides ist ihm in wirksamer Weise gelungen. Im „Macbeth“ hob der Redner vor allem die großartige selbstständige Auffassung Shakespeares der antiken Schicksalstragödie gegenüber hervor, und zeichnete mit kräftiger, energischer Hand die ganze Zeit und die ursprünglich gut angelegte, sich theilweise noch im Stadium eines naiven Heldenthums bewegende Figur des Macbeth, des vollkommenen Mannes, der nur durch das Mißverhältniß, daß er, erregbaren Gemüths und zum Aberglauben hingeneigt, dem regierenden Geiste seines Weibes nicht gewachsen ist, auf die Bahn des Bösen gestoßen wird und nun mit derselben energischen Manneskraft, die er früher zum Guten verwendet, an seinem Untergange rastlos fortarbeitet. In diesem Sinne formte Hr. Genée auch bei der Recitation die Gestalten und entrollte von der Ermordung Dunkans an das tragische Gemälde in erschütterndster Weise bis zum Schlusse, wo, nachdem auch das letzte Zutrauen Macbeth's zu den Sprüchen der Hexen verschwinden, er auf den Spott Macduffs hin, in seiner ganzen ursprünglichen Kraft angeborenen Heroenthums zu Grabe fährt und uns trotz seiner grauenhaften Thaten noch immer eine Achtung abgewinnt, die uns fast die Größe seiner Schuld aufwiegt und mindestens für den Augenblick vergessen macht.

Dieselbe kernige Kraft und gedrungene Gestaltungsgabe, welche Hr. Genée bei seinem Vortrag des „Macbeth“ bekundete, entfaltete er auch bei Vorlesung des „Kaufmann von Venedig“ in der Individualisirung und Durchführung des Shylok, dessen Scenen er vollständig las. In seiner Einleitung betonte der Redner vor Allem den Charakter des Stückes als Lustspiel, führte die Gründe aus, weßwegen, und hielt diesen Ton während des ganzen Vortrags in entsprechender Weise fest. Demgemäß wies er auch bei der Charakteristik Shylok's auf die mannigfaltigen Deuteleien hin, welche die Shakespearekommentatoren sich erlaubt hätten, um Shylok zum Märtyrer seiner Nationalität und seines Glaubens zu machen, während namhafte Schauspieler ihn als tragischen Charakter darstellten. Der Vortragende machte zugleich auf den Bau des Stückes aufmerksam, daß, wenn wirklich eine so heroische Intention in der Absicht des Dichters gelegen hätte, unmöglich im „heiteren Spiel des 5. Aktes, das sich „um den Bau des Ganzen wie bunte Blumen rankt“, hätte ausklingen können. So entwickelte denn Hr. Genée die Gestalt des Shylok einerseits als Jude im christlichen Mittelalter, d. h. als Paria der menschlichen Gesellschaft, zugleich aber auch andererseits als bösartiges Individuum sowohl im Vortrag als in der Recitation zu einem festen Gesammtbilde, und wir müssen ihm vollständig beipflichten. Als glänzendes Lichtbild diesem dunkeln Charakter gegenüber steht die hohe sittliche Idee, welche in der Figur der

Portia vertreten ist, vom Vortragenden mit all' der Schönheit des Körpers, Herzens und Geistes, die der Dichter ihr zu eigen gibt, zum Schluß uns nochmals vorgeführt. Nachdem sie die Lösung des tragischen Knotens, der sich um Antonio geschlungen, weder durch ihren Reichthum noch durch ihr Herz, das selbst Shylok zu einer höheren sittlichen Anschauung zu erheben sucht, vermitteln konnte, gelingt es ihrem klaren Geist, denselben zu durchschneiden.

In seiner dritten und letzten Vorlesung „Was ihr wollt" machte Hr. Genée zuerst auf die heitere Lebensanschauung aufmerksam, welche wie in keinem anderen Stücke Shakespeare's ohne streng ernst gehaltene Momente und Charaktere in der Anmuth der poetischen Fabel und der darum gruppirten derbkomischen Gestalten so recht den vollständigen Charakter eines Lustspiels, einer Comödie der Comödien, darbietet. Nachdem Hr. Genée den verwickelten Stoff auf breiter klarer Grundlage exponirt, brachte er mit glücklichstem Humor und gelungener komischer Individualisirung die besonders charakteristischen Stellen der Dichtung zum Vortrag und bemerkte zum Schlusse ohngefähr: in diesem Stücke züchtigt der Dichter die Laster der Trunkenheit und Schlemmerei, die jämmerliche Feigheit und in Malvolio die bornirte Selbstüberhebung, Frömmelei und Unduldsamkeit; diese Laster geißelt der Dichter schonungslos. Wo er aber über verzeihliche Schwächen der Menschen einen freundlichen Stern leuchten läßt, in dem graziösen Balanciren auf der Linie zwischen Ernst und Posse dieses Lebens, erquickt er uns mit Sonnenblicken vollendetsten Humors. — Vielfacher Aufforderung entsprechend, wird Herr Genée noch zwei Vorlesungen halten, und hat hierzu den „Sommernachtstraum" und die Tragödie „Othello" gewählt.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 8. Februar. Wer kennt nicht den „Barbier von Sevilla", jenes Meisterwerk im Gebiete der komischen Oper, welches in der „Hochzeit des Figaro" das einzige ebenbürtige Gegenstück hat und mit dieser als unerreichtes Vorbild im komischen Genre dasteht? Der Barbier hat auf allen Bühnen der Welt seine Rundreise gemacht und ist jetzt noch ein willkommener Gast; man hätte deßhalb nicht glauben sollen, daß es nothwendig war, dieser Oper einen Schlepper vorzuspannen, um ihre Zugkraft für das Publikum zu vermehren, und dennoch war es nothwendig, denn der Besuch war ein ziemlich mäßiger, obgleich das gefällige Lustspiel „Die Helden" den Remorqueurdienst mit Glück verrichtete! Jedenfalls ein eigenthümliches Zeichen der Zeit, daß ein dramatischer Scherz eine Musteroper ersten Ranges in's Tau nehmen muß! Helfe übrigens, was helfen mag, wird Hr. Broda, welcher den Barbier zum Benefize bekommen hat, gedacht haben; post nummos virtus! Wir wollen in Hinblick auf die schlechten Zeit- und Gagenverhältnisse und wohl auch auf das gegenwärtige Interregnum der Zwerge nicht untersuchen, in wie weit diese Ansicht ihre Berechtigung hat; es mag aber billig erscheinen, daß auch das Schauspiel sein Scherflein zu dem Benefize beigetragen hat, da Herr Broda bekanntlich in Oper und Schauspiel gleichmäßige Verwendung findet und deßhalb ein Anrecht auf Subsidien aus diesen beiden Departements hat. Wenn derselbe auch nicht zu den hervorragendsten Mitgliedern der hiesigen Bühne zu zählen ist, so wußte er sich doch in den kleineren Rollen, welche vorzugsweise zu seinem Wirkungskreise gehören, durch seinen Fleiß und seine Strebsamkeit Anerkennung zu verschaffen und hat gerechten Anspruch auf das Zeugniß, daß er seinen Platz auszufüllen versteht. Im „Barbier" hatte Hr. Broda die Rolle des Doktor Bartolo, des vorzugsweisen Repräsentanten des komischen Elementes, übernommen, konnte sich aber, einige gelungene Situationen im 2. Akte ausgenommen, nicht recht in die Charakterzüge dieser Partie finden. Seine Komik, statt mit breiten Zügen aufgetragen zu werden, war eckig und steif; sein Bartolo hatte zu wenig von der traditionellen Naturwüchsigkeit des dummstolzen dupirten Vormundes, der in den alten komischen Opern eine stehende Figur geworden; er hat zu scharf gezeichnet und seine Conturen mit zu spitzigem Griffel gegeben, wodurch die Spezialität des Charakters verwischt wurde. Nur bei einzelnen Scenen des 2. Aktes gelang es ihm, dem Urbilde des alten gefoppten und geprellten Doktors nahe zu kommen und dadurch die Herrschaft über die Lachmuskeln der Zuhörer zu gewinnen.

Der zweite Repräsentant des komischen Elementes, Herr Görlich, wurde mit seiner Aufgabe noch weniger fertig; sein Basilio war eine steife Figur, welche uns durchweg verzeichnet und unklar vorkam. Die weitaus beste Leistung war die Rosine der Frau Hain-Schnaidtinger; ihre große Arie im ersten Akte war ein Meisterstück und entzückte das Publikum nicht minder, wie der brillante Vortrag des Konzertwalzers Il bacio von Arditi, welchen sie auf die lebhaften Beifallsbezeugungen und Dacapo-Rufe hin mit einer Leichtigkeit wiederholte, als ob ihr die schwierigen Passagen dieses Bravourstückes gar keine Mühe verursachten. Hoffentlich wird uns bald wieder Gelegenheit gegeben sein, Frau Hain-Schnaidtinger in dieser Rolle wieder zu hören und werden wir dann ihrer glänzenden Leistungen des Näheren und auch der Herren Bernard und Otto gedenken, welche als Almaviva und Barbier, ersterer im Gesange und letzterer im Spiele sich vortheilhaft hervorthaten.

—g—

Bezüglich einer von unserem Herrn —δ— Referenten in Nr. 11 der „Mnemosyne" gebrachten Angabe, es sei bei der jüngsten Aufführung der Oper „Undine" die Rolle der Berthalda von Frau Hain-Schnaidtinger „in Folge einer Caprice oder Intrigue" nicht gesungen worden, geht uns von glaubwürdiger Seite die Mittheilung zu, daß jene Angabe eine gänzlich unbegründete sei, indem Frau Hain-Schnaidtinger nur auf Veranlassung der Direktion die genannte Partie nicht gesungen habe. Die Redaktion.

△ Würzburg, 8. Februar. Seitdem der „daumlange Hansl" und Consorten auf unserem Theater ihr kleines Genre im Großen treiben und allmälig ein förmliches Kinderrepertoir zusammengebracht haben, sehen Sie Ihren armen Referenten so auf's Trockene gesetzt, daß er wie ein Fisch auf dem Sande nach jedem Tropfen, wohl oder übel, schnappen muß. Das einzige Tröpfchen, welches im Verlauf dieser Woche eine lechzende Recensentenzunge zu kühlen bestimmt war, ist: „Die Helden" von Marsano. Diese Helden sind zwei junge heirathslustige Wittwen, von denen die eine einen Grenadier-, die andere einen Husarenoffizier am Gängelband zu haben glaubt, welche sich nun gegenseitig über die Zärtlichkeit und die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Amoroso's etwas vorrenommiren. Da es zur Probe kommt, sind beide gleichzeitig von ihren Verehrern im Stiche gelassen, und jede beschließt, da sie „zufällig" die betreffende Uniform in der Garderobe hat, sich der andern wenigstens für einen Augenblick als der gegnerischerseits Auserkorene zu präsentiren. In der Ausführung dieser löblichen Absicht begriffen, treffen die beiden Pseudosöhne des Mars

auseinander, erkennen sich in ihrer gegenseitigen Furcht nicht und reizen einander so weit, bis in einem beiderseits mit schwerem Herzen provocirten Duell die weibliche Furcht die Oberhand gewinnt und eine Erkennungsscene und Versöhnung auf Grund des solamen miseris socios habuisse malorum erfolgt. Wie viel natürliche Berechtigung der Verlauf der Handlung in sich trägt, kann ich wohl Ihrem eigenen Bemessen überlassen. Bei der gestrigen Aufführung des Stückes sind mehrere Punkte zu berücksichtigen. Was erstens die Recitation der Verse anbetrifft, so können sich beide Darstellerinnen glücklich preisen, daß die Periode des Alexandinertrabes für unsere Zeit so ziemlich vorbei ist. Die Pietät, welche die Damen Steinburg und Krey für Rythmus und Läsur in auffallender Weise zur Schau trugen, wurde nur durch die Unbarmherzigkeit letztern Fräuleins unterbrochen, welche schonungslos mitunter einem Verse einen Fuß abschnitt, um ihn einem anderen aufzubürden. Die Darstellung beider Rollen selbst war eine, trotz ihrer großen Ungleichheit, doch ziemlich gleiche. Fräulein Steinburg begnügte sich damit, ihren Part nur zu nuanciren, ohne ihn jemals mit vollem Leben durchbrechen zu lassen, und Fräulein Krey, der allerdings mit bloßen Nuancen nie geholfen ist, trieb, um diese Scylla zu vermeiden, mit vollen Segeln in den Strudel der Charybdis. Dieselbe naturwüchsige Rauheit, die sie bei Behandlung des Verses bekundet, setzte sich auch in Sprache und Spiel fort und nahm mitunter Töne an, die (ich bin nicht der erste Referent in Ihrem Blatte, der seine Beispiele für vokale Leistungen auf dem Gebiete des Schreinerhandwerks sucht) — sit venia verbo — dem Ausfeilen einer Säge nicht ganz entfernt glichen. Daß sie im Herzen vieler Zuschauer Sympathien wach zu rufen schienen, ist eine Thatsache, die uns in unserm Urtheile nicht beeinflußen kann.

—g—

Miscellen.

Die „Italia" von Neapel erzählt folgende Räubergeschichte: Giacoma Parra, von der Bande des Cerino versprengt, hatte sich in der Neujahrsnacht mit seiner Geliebten in den Wald von Voltnrara zurückgezogen. Dieses Weib des Parra hieß Maria Guiseppa Gizzi aus Colliano und war in der ganzen Heimathsgegend wegen seiner Wildheit und Grausamkeit berüchtigt. Von kühner und männlicher Haltung, mit niedriger Stirn, welche mit krausen schwarzen Haaren, fast ganz bedeckt war, die ihr auf den Rücken und auf die Brust herabhingen, erschien sie wie eine märchenhafte Schreckensgestalt. Die Gizzi war so mordsüchtig, daß die Opfer des Parra fast immer durch ihre Hand ermordet wurden, und Parra freute sich dieser Tapferkeit seines Weibes. Man erzählt gräßliche Geschichten von der Gizzi; so soll sie einmal drei Gefangene der Bande mit eigener Hand erstochen, dann Blut von diesen Schlachtopfern in ein Gefäß gesammelt und es dem Parra über den Kopf geschüttet haben, eine Art von mörderischer Bluttaufe. Parra und die Gizzi, von allen Seiten verfolgt, hatten sich nach einem Platze, die Petrosa genannt, zurückgezogen; hier fanden sie den Hirten Pasquale Lisanti und forderten von ihm unter Todesdrohungen zu essen. Der Hirte brachte ihnen, was er hatte, und der Räuber und sein Weib, beide bis an die Zähne bewaffnet, setzten sich in aller Ruhe zum Frühstück. Der Hirte Lisanti aber erblickte zufällig ein Beil, kurz entschlossen, ergreift er es und gibt dem Parra damit einen solchen Schlag auf den Kopf und der Gizzi einen zweiten vor die Stirn, daß beide sofort todt liegen bleiben. Darauf lief der Hirte nach dem nahen Orte Ricigliano und zeigte seine That an. Die Nationalgarde der Gemeinde, welche die That nicht glauben wollte — denn der Parra und die Gizzi waren der Schrecken der ganzen Gegend —, folgte dem Lisanti nach der Petrosa, wo sie die Leichen der Räuber fanden. Es wurde diesen der Kopf abgeschnitten und mit den beiden Häuptern der Räuber und dem tapferen Erleger derselben ein Triumphzug durch die ganze Gemeinde gehalten.

Die „Altonaer Nachrichten" schreiben von da unterm 21. Januar: Man hat in jüngster Zeit auf die Verbesserung der Schneepflüge besondere Sorgfalt verwandt, bisher aber noch keine so vorzügliche Gelegenheit als bei den Schneestürmen der letzten Tage gehabt, die Wirksamkeit der neuesten Construktion zu erproben. Das auf der Eisenbahn bei Flensburg gewonnene Resultat hat alle Erwartungen weit übertroffen und der Schneepflug sich glänzend bewährt. Mit drei Lokomotiven hinter sich, arbeitete sich derselbe, bei einer Geschwindigkeit von vier deutschen Meilen per Stunde, durch die höchsten Schneemassen hindurch, den Schnee gleich einer Fontäne 20 — 25 Fuß hoch zu beiden Seiten emporwerfend, was bei dem schönen Wetter ein wundervolles Schauspiel gewährte.

(Geographisches Curiosum.) Kürzlich erschien zu Konstantinopel unter dem Titel „Ussuli Dschagrafia", d. h. Grundsätze der Geographie, ein von dem Unterrichtsminister Kemal Effendi empfohlenes Werk, das angeblich eine Uebersetzung aus dem französischen Werke von Cortambert durch Ahmed Hamdi Effendi ist, wahrscheinlich aber aus dem Neugriechischen stammt. Es genüge, den Abschnitt über Deutschland wörtlich zu übersetzen, um daraus zu sehen, welche Ungeheuerlichkeiten dem türkischen Publikum geboten werden.

„Deutschland (Alamania) liegt mitten in Europa zwischen der Nordsee, Ostsee und dem adriatischen Meer, und war ehemals ein großes Reich, das aus 35 verschiedenen Staaten bestand, von denen aber gegenwärtig viele Theile zwischen Oesterreich, Preußen, Dänemark und Holland vertheilt sind; Oesterreich erhielt außer den schon oben erwähnten Herzogthümern Böhmen, Mähren und Oesterreich noch Asinaria (verdruckt, statt Istiria, Steiermark) und Illyrien; Preußen erhielt die Staaten Brandiburg, Pomerania, Silesia und die Provinzen Saxonia, Westfalia und Rina; Dänemark die Staaten Holisten und Luanienburg; Holland die Großherzogthümer Lexemberg und Limburg. Die übrigen 31 Herzogthümer stehen unter der Oberherrschaft des Staats Deutschland; von diesen liegt das Herzogthum Hannover im Norden; seine Hauptstadt ist Hannover; außerdem sind dort die Herzogthümer Mecklenburg und Brunsvik, und die freien Staaten Hamburg und Lumbik, und in der Mitte am Main die Republik Frankfort, der Staat Hes und das Herzogthum Sax, dessen Hauptstadt Dresden ist, und das Königreich Nassau, dessen Hauptstadt Leipzig ist. Im Süden ist das Großherzogthum Baden, dessen Hauptstadt Karlsruhe ist, und das Königreich Württemberg, dessen Hauptstadt Stutgart ist, und der Staat Bayern, dessen Hauptstadt Munich ist; außerdem sind dort die berühmten Städte Nuremberg und Augsburg. Alle diese deutschen Staaten bilden eine Republik unter dem Namen „Deutscher Bund," dessen Hauptstadt die am Main liegende Stadt Frankfort ist."

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 13. Mittwoch den 13. Februar. 1867

Hoch droben am Thurm!

Von F. Brunold.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann kam nicht im Geringsten außer Fassung, über sein Gesicht zuckte es wie Freude und Stolz, sein Benehmen hielt sich aber besonnen. Er kehrte sich hin zu seinem Untergebenen, der am Kohlenbecken stand, und sagte freundlich, doch zugleich fest und bestimmt: „Feuern!“ Nun erst dem Engländer zugewendet, der näher getreten war, rief er, zugleich beschäftigt mit seiner Maschine, die rascher zu arbeiten begann: „Angenommen! Eine Stunde Gang: wer am meisten und am reinsten drischt. — Gilt's?“

Nach diesen Worten war er droben auf seiner Maschine, stand dort so fest, so siegesgewiß, als gälte es den ernstesten Kampf. Viele der Umstehenden, die das Anerbieten des Engländers vernommen, waren herangetreten, begierig auf den Ausgang der Wette; auch Wanfried und seine Tochter fühlten sich unwillkürlich an den Kampfplatz gebannt.

Der Engländer, durch die rasche, sichere Annahme seines Erbietens stutzig gemacht, trat heran, griff mit der Hand in den Sack, der das gereinigte Getreide aufgenommen; eine Handvoll herausnehmend und genau betrachtend, schien er Korn für Korn zählen zu wollen, indeß sein Ohr doch zugleich voll Spannung und mit sichtbarem Erstaunen dem Gange der Maschine lauschte. — Immer rascher, immer gewaltiger wurde die Bewegung der Maschine, ohne daß dadurch der gleichförmige, sichere Gang ein anderer geworden wäre. — Und droben auf seinem Kunstgetriebe stand der junge Mann, die Garben einlegend, zuweilen jedoch auf den Engländer erwartungsvoll hinschauend. — „Nun, gilt's?“ rief er nochmals, wobei er zugleich für seinen Feuermann mit einem bedeutungsvollen Wink die weitere zweckmäßige Kraftverstärkung anordnete.

Der Engländer, den Gang der Maschine und das gereinigte Korn beobachtend, schien mit der Antwort zu zögern, endlich rief er: „Maschine gut! Zwanzig Pfund!“

Jetzt rief der junge Mann ungeduldig: „Ich frage: gilt's? — Pfund! Zwanzig! — Eine Stunde! — An gefangen! — hier die Uhr!“

Der Kreis der Umstehenden, mehr und mehr vergrößert, jubelte. „Hurrah! es gilt!“ riefen Viele; „Deutschland hoch!“ dann Andere. Die Ernsteren und Ruhigeren beobachteten erwartungsvoll den Ausfechter, der noch immer mit seiner letzten, entscheidenden Antwort zögerte. Plötzlich jedoch, als Einzelne der Arbeiter Garbe auf Garbe herzutragen, der junge Mann droben unablässig zu arbeiten begann, streifte der Engländer sich rasch mit der Hand über sein Gesicht, drückte den Hut tief in's Genick, nahm die zwanzig Pfund zurück, durchbrach rasch die sich drängende Menge und schrie, seiner Maschine zueilend: „No! No! Nix! Muß sein über acht Tag mit meiner Maschin!“ —

Mehr vernahm man nicht, denn sein Gang war immer hastiger geworden: ihn jagte das laute, wilde, spottende Gelächter ringsum, gemischt von dem verstärkten Jubelrufe: „Deutschland hoch!“

Der junge Mann hatte das Feuern seiner Maschine lassen. Langsam stieg er herab, seinen Freunden und Bekannten die Hand reichend, die von jedem jubelnd genommen wurde. Wanfried, durch dies Ereigniß sehr angeregt, fühlte sich überzeugt, daß, wenn er eine Maschine der Art zu kaufen gedächte, keine bessere als die vor ihm stehende zu finden wäre, und er äußerte nun die Absicht, das Werk zu kaufen. — Verschwunden aus dem Gesichte des jungen Mannes war alsbald jede Spur der Aufwallung; mit bestimmter Genauigkeit setzte er die Vorzüge seiner Maschine auseinander. Nachdem jedoch der Gutsbesitzer von dem Vorgefallenen sprach, und sein Erstaunen nicht unterdrücken konnte, daß er als junger Mann, dem die Maschine doch nicht zu eigen gehöre, ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Herrn auf die Wette eingegangen sei, antwortete er lächelnd:

„Hier hatte ich nicht Zeit zu fragen, außerdem war ich meiner Sache ziemlich gewiß; ich weiß, was ich unserm Werke bieten darf. Auch stand unsere Ehre auf dem Spiel — und da wagt man schon Etwas!“

„Wie aber, wenn an der Maschine etwas gebrochen wäre? Sie konnten verunglücken, Schaden nehmen!“ — so mischte sich Laura mit dem Tone theilnehmender Empfindung in das Gespräch.

Der Angeredete schaute auf, — und wohl jetzt erst die Schönheit der Sprechenden bemerkend, zuckte er flüchtig, wie erstaunt, in sich hinein und sagte, anfangs befangen, aber dann mehr und mehr sein Auge erhebend:

„Wir dürfen und können an Gefahr nicht denken, und wer stände nicht in Gefahr? Eine feste Hand, ein sicherer Blick läßt Vieles überwinden, was im Beginn unmöglich erscheint. Hier, denke ich, hat der Engländer heute eine kleine Lehre erhalten: das Prahlen wird ihm vergangen sein. Was daraus erfolgen mochte, wagen mußt' ich den Kampf, — England durfte nicht siegen!“

„Sie haben Recht!“ fiel der Gutsbesitzer ein, „und ich denke, von dieser Seite betrachtet, wird auch Ihr Herr den Kampf billigen.“

Laura hatte voll sichtbarer Verwunderung dem jungen Manne zugehört; da er jedoch bei den letzten Worten des Vaters fast beleidigt schien, als hätte er es nicht gern, daß man immer von den Befehlen und den Ansichten der Herren spreche, gab sie dem Gespräche rasch eine andere Wendung und sagte, sich dem Vater zuneigend:

„Du wolltest ja an deiner Brennerei einige Veränderungen vornehmen lassen; vielleicht könnte die Angelegenheit gleich hier besprochen und in Ordnung gebracht werden!"

„Sieh! sieh!" rief Wanfried erfreut, „da bringst du mich wirklich auf einen guten Gedanken!" — und sich abermals zu dem jungen Manne wendend, fragte er, zugleich den Kauf der Maschine endgiltig abschließend: „Ich weiß noch immer nicht, wie ich Sie nennen soll; darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Schott! — Wilhelm Schott, Zeichner und Monteur bei Bauhub u. Compagnie," sagte der junge Mann, dann bittend um nähere Auskunft in Bezug der neuen Bestellungen und Veränderungen an der Brennerei.

Der Gutsherr entwickelte seine Ansichten und Schott wußte die Vorzüge und Mängel an Brennereien so deutlich und übersichtlich darzulegen, daß bald eine gegenseitige Eintracht und Zufriedenheit hergestellt war. Rasch und sicher hatte der junge Mann an dem Tische, welcher neben der Maschine stand, Papier und Stift zur Hand genommen und die nöthigen Zeichnungen mit flüchtigen Umrissen entworfen. In Wanfried, welcher entzückt war von der Umsicht, mit welcher seine Ideen erfaßt und ausgeführt wurden, steigerte sich die Hochachtung vor dem jungen Mann und auch Laura erkannte und empfand es, daß in dem Arbeiter noch mehr innerer Gehalt verborgen lag, als schon sein gewinnendes Aeußere erwarten und ahnen ließ. Sie mußte es daher natürlich finden, es erfreute sie sogar, daß der Vater die ganze Angelegenheit in Ausführung gebracht wissen wollte, und den Monteur mit den nöthigen schriftlichen Vollmachten versah, zugleich dabei den Wunsch aussprechend und die Erfüllung desselben erwartend: daß Schott selber nicht nur die heute gekaufte Maschine überbringen, sondern auch die nöthigen Einrichtungen zur Brennerei auf dem Gute persönlich leiten und ausführen werde.

Schott versprach es, wenn seine Herren nicht anderweitig bereits über ihn und seine Zeit verfügt hätten und nach dem jetzigen Scheiden erwartete man gegenseitig ein baldiges Wiedersehen.

Der Gutsherr konnte es nicht unterlassen, sich noch weiter lobend über den jungen Mann zur Tochter auszusprechen, aber es waren ihm auch solche Aeußerungen, wie er sie vorhin von dem Banquier vernommen, sehr erklärlich. Er sagte: „Die Ruhe, das sich selbstvertrauende Benehmen dieser einsichtsfähigen und geschickten Fabrikherren und Fabrikarbeiter hat etwas Gewinnendes, obwohl man freilich bei Einzelnen mitunter Stolz und Rauhheit sich soll gefallen lassen!"

Die Tochter schwieg nachdenklich, es verdroß sie fast, daß sie im Herzen dem Vater Recht gab; ihr Unwille lehnte sich auf gegen den Gedanken, gegen ein nicht abzuweisendes Gefühl: der junge Mann, dieser Fabrikarbeiter, sei ihr so geltend geworden, daß sie sich ordentlich darauf freue, ihn wiederzusehen, wobei unwillkürlich ein Vergleich mit dem Banquier und dem Arbeiter mehr zu dessen Gunsten sich ausbilden wollte. Zuletzt ward es für Laura lächerlich: der reiche Banquier, jung, unverheirathet — und der Arbeiter, nächstens in unsauberer Blouse mit rußigen Händen: es war zum Lachen — und dennoch! —

Der junge Mann, der Gegenstand dieser Betrachtungen, lehnte noch eine Weile an seiner Maschine, den Dahinschreitenden nachschauend, wobei er die Hand so bewegte, als müsse er aufsteigende Bilder und Träume wegwischen; — dann schritt er zu seinem Tische und begann die für Wanfried flüchtig entworfenen Zeichnungen genauer auszuführen. — Bald jedoch kamen Bekannte und nähere Freunde, ihn jubelnd und lachend vom Arbeitstische zu entführen. Sein Kampf mit dem Engländer hatte Alle höchlich erfreut: er hatte ja gleichsam ihrer Aller Ehre gerettet und so mußte ein Glas auf sein Wohl, auf die Fabrik, auf das deutsche Maschinenwesen getrunken werden: Dem konnte und durfte sich Schott nicht entziehen. War er bei der Maschine ein ernster, umsichtiger junger Mann, im Kreise der Freunde und Genossen ward er ein heiterer lebenslustiger Gesell, der mit Maß zu trinken wußte, und dem ein heiteres Lied aus der Seele drang.

Wenige Wochen später, als die Ausstellung längst geschlossen, seine Maschine den ersten und besten Preis davon getragen hatte, fuhr Schott dem Gute Wanfried's zu, um die ihm übertragenen Arbeiten dort in Ausführung zu bringen. In seiner Brust begann es unwillkürlich rascher zu schlagen, wenn er des Wiedersehens gedachte. Mehr und mehr tauchte in ihm das Bild der anmuthig schönen Laura, das er bisher mit seinen Gedanken wohl zurückdrängte, aber doch nicht verbannen konnte. Indem er sie nun wiedersah, ihre Hand zum Gruße sich ihm entgegenstreckte, war sie noch reizender, lieblicher, als sein geistiges Auge sie sich gedacht und die Erinnerung sie ihm vorgestellt hatte. Es lag ein süßer Wohllaut in ihrem Wort, mit dem sie ihm entgegenkam: alle Bedenken wurden überwältigt. Er wollte es nicht glauben, und mußte es sich dennoch gestehen, Liebe zu der Tochter des reichen Gutsbesitzers erfülle sein Herz. Unbesonnenheit war es, Thorheit, er sagte sich dies täglich, stündlich seit seiner Anwesenheit auf dem Gute, aber:

Was fragt die Liebe nach Gütern und Geld,
Was fragt sie nach dem Gerede der Welt,
Die Lieb' ist eben die Liebe;
Und thürmten sich Berge und Wasser zu Hauf,
Die Liebe sucht Wege und findet sie auf —
Denn die Lieb' ist eben die Liebe.

Er arbeitete rasch, arbeitete viel; er wollte durch Arbeit sein Herz zum Schweigen bringen — aber wenn er die ihm Gefährliche sah, wenn ihres Kleides Saum ihn streifte, dann waren alle Vorsätze dahin. Seine Worte hielt er im Zügel, seinen Blicken konnte er jedoch nicht immer gebieten. Und Laura? O, sie wollte es sich verschweigen, daß der junge Mann selbst in der Blouse, den Hammer, die Feile in der Hand, einen bessern Eindruck mache, als sie erwartet und gedacht habe: es ließ sich aber innen nicht verschweigen. Wie männlich fest, wie bestimmt war er in und bei seinen Arbeiten! — und wenn er Abends mit ihr und dem Vater durch den Garten und die Felder schritt, wie beredt war sein Mund, wie freudig leuchtete sein Auge! Er hatte viel gesehen, sprach gut, selbst über Sachen, wo sie es nicht erwartete; er bezeugte tiefe, gediegene Kenntnisse, selbst unsere besseren und besten Dichter und Schriftsteller waren ihm nicht fremd: mit Verständniß hatte er sie gelesen. War es nicht ein natürlicher Erfolg, daß Laura seiner Rede gern lauschte?

Und die Träume, Wünsche des jungen Mannes, die in seiner Brust, trotz Bekämpfung, herrschender wurden, waren es denn wirklich nur Phantasien und Hirngespinnste, die aller Aussicht auf Verwirklichung entbehrten? Waren nicht viele,

die meisten jetzt angesehenen Fabrikherren ehedem Arbeiter gewesen gleich ihm? Konnte nicht auch ihn das Glück begünstigen? — Die Liebe hat stets reiches Hoffen und Erwarten! —

Seit ein paar Wochen ist er bereits auf dem Gut, seine Beschäftigung schreitet rüstig vorwärts. — Es ist Abend geworden, er wandert allein durch das Feld; Laura ist mit dem Vater zum nächsten Gutsnachbar gefahren: sie besprachen, Abends wieder heim zu sein. Voll Sehnsucht geht er ihnen entgegen; droben am Berge, von wo ab man die Aussicht über den See und die dort anliegenden Dörfer hat, steht der Pfarrer des Orts, gedankenschwer über die Gegend hinstarrend: ein Mann erst den Fünfzigern nahe, sein Haupt trug aber schon ergrautes Haar.

Schott kannte ihn, hatte einigemal mit ihm gesprochen, er wendete sich auch jetzt zu ihm. Der Pfarrer jedoch hatte sein Nahen nicht bemerkt, er schien tief im Sinnen gewesen, denn sichtbarlich erschrack er bei dem Gruß des Herangekommenen, und schaute ihn an wie geistesabwesend. Endlich sagte er, tief aufseufzend und seine Gedanken mit Gewalt sammelnd: „Ach, Sie sind es!" Leiser setzte er hinzu: „Ich hatte Ihren Schritt auf dem Moos des Bodens nicht vernommen, und doch so eben noch Ihrer gedacht. Sie blicken mich fragend, erstaunt an; — ja, ich gedachte Ihrer — und meine eigenen Jugendjahre. Wie viel Städte, selbst Länder haben Sie bereits gesehen! — mir wurde meine Sehnsucht nach der Ferne nie befriedigt. Die Nothwendigkeit, so rasch als möglich ein Amt zu erhalten, ließ mir keine Wahl; ich nahm die erste, die nächste Pfarre, in Hoffnung, die Zeit wird eine bessere bringen. — Mein Haar ist vor der Zeit erbleicht, und wie Moses einst nach Canaan schauete, so schaue ich noch täglich hinaus nach dem Lande meiner Sehnsucht, nach den Zauberbildern meiner Jugend. In jedem Herbst, wenn die Blätter fielen, empfand ich's, daß auch von meinem Lebensbaume wieder viele verwelkt herabgesunken waren. Wie anders ist es mit Ihnen! Sie stehen freier in eigener Kraft und Macht, die unausgesetzte Macht stählt Sie, läßt trübe Gedanken nicht aufkommen. Ihr Geschäft regt durch das immer Neue immer wieder auch den Geist an: Sie sehen Erfolge, ich nicht! — Geist und Hand sind mir oft gebunden, und ich muß in Unthätigkeit verharren, wo ich regsam thätig sein möchte. Das lähmt Geist, Herz und Hand!"

Schott, überrascht von den Klagen des Pfarrers, fand sich veranlaßt zu dem Einspruch: Sie unterschätzen wohl Ihre Erfolge, und Ihre Wirksamkeit, Herr Pfarrer! Liegt nicht schon in dem Namen Seelsorger ein Unendliches ausgedrückt?"

„Ja! ja!" erwiederte der Pfarrer, der sich seiner jetzigen Muthlosigkeit dem jungen Manne gegenüber zu schämen begann, einer besseren Stimmung aber noch nicht mächtig werden konnte: „Ich weiß, was Sie sagen wollen, und im Ganzen mögen Sie Recht haben. In meiner Stellung und Lage blieben jedoch der Schatten zu viele, um so mehr, wenn man nicht selten mit seiner Herzens- und Geistesansicht uneins ist bei Dem, was man amtlich thun und sich dann sagen muß, man habe ein verfehltes Leben hinter sich und vor sich. Stolz meiner Eltern hieß mich studiren und ihre Armuth zwang mich, Theologie als Brodstudium zu wählen: so nur konnte ich auf Unterstützungen rechnen. Meiner Neigung nach wäre ich am liebsten Baumeister geworden, und demnach werden Sie sich auch die Vorliebe für Ihr Fach erklären. — Wenn doch die Eltern mehr die Neigungen und Anlagen ihrer Kinder beachten wollten: es gäbe weniger Klagen und verfehlte Leben! — Und nun heute" — rief er ärgerlich lachend — „heut hab' ich besondere Ursache, mißmuthig meiner Liebe zum Bauwesen zu gedenken. Sie haben gesehen und gehört, mit welchem Eifer und welcher Ausdauer ich unseren neuen Kirchenbau betrieb. Jetzt steht nach jahrelangen Mühen das Gotteshaus fertig im Rohbau da, die eiserne Thurmspitze sollte morgen aufgesetzt werden, das Kreuz, die Zierde der höchsten Spitze, ist angekommen — und nun erklärt mir der Schmied oder Schlosser, was er ist: er sei nicht im Stande, das Kreuz aufzurichten, er leide am Schwindel. Meine morgende Freude ist mir also wieder verdorben! Wär' ich nicht Pfarrer, ich glaube, selber griff ich zu und richtete das Kreuz auf. Schwindel! — in unsern Tagen ist Alles Schwindel!" Und dabei trat der alte zürnende Herr ordentlich mannhaft derb auf.

Schott mußte lachen, indem er äußerte: „Daher also Ihr Aergerniß? Nun, nun! wenn die Erfüllung dieses Wunsches Sie glücklich macht, so will ich dieses Kreuz auf mich nehmen — ich werd' es morgen aufrichten!"

Der Pfarrer starrte den Sprecher einen Augenblick groß an, bald aber ergriff er dessen Hand und sagte sichtbarlich erfreut und zufrieden gestellt: „Das wollen Sie? — Ei, daran konnt' ich auch früher denken! Weiß ich doch, daß Sie sich vor keiner Arbeit scheuen — und den kleinsten Theil zur Ausschmückung eines Gotteshauses beigetragen zu haben, kann dem eigenen Herzen nur zur Freude gereichen. Ich nehme Ihr Erbieten mit bestem Dank an, überzeugt, nun wird das Werk gut und dauerhaft vollbracht. — Sie haben meinen Kummer, meine Mißstimmung in Freude verwandelt. Nochmals Dank!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Zug nach Westen. *)

Unsere Geschichte geht mit dem Laufe der Sonne von Osten nach Westen. Auch im Bau der Städte läßt sich merkwürdiger Weise der Zug nach Westen beobachten. Es ist dieser Gegenstand schon vor Jahren einmal in einer Sitzung der französischen Akademie zur Sprache gekommen und namentlich von Elie de Beaumont erörtert worden. Das Wesentliche von Dem, was schon damals den betreffenden Verhandlungen entnommen, mag hier Platz finden, da man auch Bezüge für andere Städte wird entdecken können.

Faßt man in den großen Städten die Vertheilung ihrer Bewohner ins Auge, so wird man fast ohne Ausnahme die Beobachtung machen, daß die wohlhabende Classe sich vorzüglich gegen Westen wendet und die entgegengesetzten Seiten den verschiedenen Industrieen überläßt, als hätte sie durch eine Art von Instinkt die günstigeren Lokalitätsbedingungen geahnt, die auch bei großen Epidemieen mehr Sicherheit gewähren können. So hat sich in Paris die reiche Classe beständig nach Westen gewendet. Ein Gleiches hat in London und überhaupt in allen Städten Englands stattgefunden. In Wien, Berlin, Petersburg, in allen Hauptstädten Europa's wiederholt sich die nämliche Thatsache, die Bewegung der Bevölkerung nach Westen. Da findet man die Paläste der Könige und die Wohnungen Aller, welche bei deren Wahl nur von der Annehmlichkeit und den Verhältnissen größerer Gesundheit geleitet werden. In London ist es zum Sprüchwort geworden, daß die Reichgewordenen alle ins „Westend" ziehen. Paris hatte eine Zeit, in der es von dieser Regel abzuweichen schien: zur Zeit des Baues

*) Aus der „Didaskalia".

der Bastille, des Thürmchenpalastes und des Paulhotels erweiterte es sich in nordöstlicher Richtung; aber dies hatte einen sehr bestimmten, zwingenden Grund: diese Erweiterung geschah unter dem Einfluß der Furcht vor den Einfällen der Normannen, die mit ihren Schiffen die Seine hinauf bis nach Paris kamen und erst am Pont-au-change aufgehalten waren. Seit dem Bau des Louvre und seit der Regierung Heinrichs IV. ist die Ausdehnung von Paris wieder normal geworden und westlich gegangen.

Diese Eigenthümlichkeit der westlichen Erweiterung steigt ins höchste Alterthum hinauf: Junod, der französische Berichterstatter, konnte dies bei seinem Besuche Pompeji's und anderer alter Städte constatiren. Auch im Alterthum schon lagen die Kirchhöfe und das Elend im Osten der Städte. Wo sich einige Ausnahmen von dieser Regel finden, ist es nicht immer leicht nachzuweisen, daß die westliche Entwicklung durch steile Hügel oder durch andere unübersteigliche Hindernisse und strategische Verhältnisse gehemmt wurde.

Forscht man nach dem Grunde einer so allgemeinen Thatsache, so wird man allerdings den Zufall ausgeschlossen denken müssen, obwohl die Möglichkeit vorhanden ist, daß die Bauenden selbst sich nicht immer Rechenschaft von ihrem Verfahren geben konnten und auch ohne deutliches Wissen dem zwingenden physikalischen Momente folgten. Der Grund knüpft sich an den atmosphärischen Druck. Sobald sich die Barometersäule erhebt, verschwinden der Rauch und die schädlichen Ausdünstungen rasch in der Luft. Im entgegengesetzten Falle bleiben Rauch und Dünste näher am Boden, in den Zimmern u. s. w. Alle Welt weiß, daß der Wind, welcher die Quecksilbersäule im Barometer am meisten steigen macht, der Ostwind ist, und der sie am meisten fallen macht, der Westwind. Weht letzterer, so hat er das Unangenehme, alle schädlichen Gase, die er in seinem Wege über den im Westen gelegenen Quartieren der Städte angetroffen, mit sich über die im Osten gelegenen Quartiere zu nehmen. Daraus folgt, daß die Bewohner des Osttheils einer Stadt nicht allein ihren eigenen Rauch und ihre schädlichen Ausdünstungen haben, sondern auch die ihnen vom Westwinde zugeführten des westlichen Theils. Sobald umgekehrt der Ostwind weht, reinigt er die Luft, indem er die Dünste sofort in die Höhe jagt und also den Westen nicht belästigt. Mithin sind die Bewohner der Westseite bei jedem Winde im Vortheil und erhalten eine reine Luft. Dazu kommt, daß die Westwinde von allen am öftesten regieren.

Aus diesen Thatsachen folgen interessante und beachtenswerthe Forderungen der allgemeinen Diätetik oder Gesundheitslehre, die je nach Umständen ein Jeder gelegentlich mehr oder weniger beobachten zu können in den Fall kommen kann. Personen, welchen die Wahl ihrer Wohnung freisteht oder die eine zarte Gesundheit haben, ist anzurathen, sich im Westen der Städte niederzulassen. Alle Fabrikationen, welche schädliche Ausdünstungen mit sich bringen, sind ostwärts anzulegen. Dieselben Gründe müssen beim Erbauen von Wohnungen in der Stadt und selbst auf dem Lande bei der Lokalisirung der Küche und aller Räume, aus denen sich schädliche Ausflüsse in die Zimmer verbreiten können, leitend sein.

Mit Recht scheint übrigens Elie de Beaumont noch aufmerksam gemacht zu haben, daß man unter den Ursachen der hier berührten Erscheinung bezüglich der städtischen Bauweise auch der Temperatur und dem hygrometrischen Verhalten der Luft Rechnung tragen müsse, die überhaupt während der West- und Südwestwinde wärmer und feuchter seien, als während der Ost- und Nordostwinde.

Eine Zeit, welche, und zwar mit Recht, ihren Comfort so scharf ins Auge faßt, wird auch in der gesundheitspolizeilichen Anwendung des Schibolets unserer Tage: „Wohlauf nach Westen!" die einzig sichere Anleitung von den Fortschritten der Naturwissenschaften zu erwarten haben.

Miscellen.

(Das Priemchen des Admirals.) Ein englischer Admiral besuchte einen amerikanischen Kollegen an Bord seines Schiffes. Der Engländer nimmt in der Vorkajüte sein „Priemchen" (Kautabak) aus dem Munde und legt es auf den Tisch, neben dem ein Wachtposten steht. Nach einer Stunde kehrt der Admiral zurück, nimmt das Priemchen von Neuem in den Mund, schüttelt den Kopf und sagt zu dem das Gewehr anziehenden Seesoldaten: „Ihr seid mir auch keine rechten Seesoldaten! bei uns zu Lande würde kein Mann das Priemchen eines Admirals liegen lassen!" „Halten zu Gnaden, Excellenz", murmelte der Soldat und präsentirte: „ich hab's die ganze Zeit über gekäut."

•

Die letzte Nummer des „Figaro" bringt folgende Sprüche: Irren ist menschlich, aber tausendmal experimentiren, ohne etwas zu erzielen, ist österreichisch. — Unsere Uhr nach der Zeit zu stellen, ist leicht, aber das Bravourstück unserer modernen Staatsmänner, die Zeit ganz nach ihrer Uhr zu stellen, ist schwer sich zu erklären. — Es ist unmöglich, daß aus Nichts eine Konstitution werde, daß aber aus einer Konstitution Nichts werde, ist möglich.

•

In Australien, 200 Meilen von Sidney, bei den Wedbingebirgen, ist ein neues Goldlager entdeckt worden, was nach amtlichen Berichten für 3 bis 4 Jahre zahlreichen Goldgräbern Ausbeute geben wird. Schon haben sich gegen 8000 Menschen dort eingefunden. Die Goldlager Australiens waren in diesem Jahre nicht so ergiebig, wie in den vorhergehenden; 1865 zeigt 230,934 Unzen, während 1866 die Summe von 194,937 Unzen aufweist.

•

Die neue schwedische Nachtigall Frl. Nilsson ist für die nächste Saison im Her-Majesty-Theater in London engagirt; sie bezieht eine Gage von beiläufig 50,000 Frcs. per Monat.

•

Eine naturhistorische Kuriosität, welche dieser Tage in Liverpool anlangte, ist ein kaum drei Fuß hoher Elephant — ein Elephanten-Ponny — aus Rangun (Pegu). Er ist ein sehr gelehriges Geschöpf; auf dem Wege vom Schiffe zu seinem künftigen Herrn trat er in ein offenes Wirthshaus ein, steckte da seinen Rüssel in einen im Vorplatze stehenden Bierkrug und soff ihn aus.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 14. Sonntag den 17. Februar. 1867.

Hoch droben am Thurm!

Von J. Brunold.

(Fortsetzung.)

Sich zum Heimgehen wendend, schweifte nun ein Blick auf den See und den Weg daneben; den ankommenden Wagen des Gutsherrn bemerkend, sagte er noch rasch vorwärts schreitend:

„Dort kommt Herr Wanfried mit seiner Tochter nach Hause; lassen Sie uns ihnen entgegen gehen! — sie sollen durch mich Ihren Entschluß zu der Hülfsthat für die Kirche erfahren!"

Ohne eine Antwort oder Gegenrede abzuwarten, eilte der Pfarrer dem Wege zu, um seine Freude dem Gutsherrn schon von Weitem zu verkündigen. Wanfried, der mit Laura vom Wagen stieg, wurde durch die Nachricht offenbar erfreut; dem jungen Manne die Hand schüttelnd, rief er herzlich aus: „Das ist brav!" Die Tochter jedoch hob unwillkürlich ihr Gesicht nach dem neu erbauten Thurm; bangend dessen Höhe ermessend, rief sie, bleich werdend: „Um Gott, Sie werden doch nicht?" — und schwieg dann bestürzt, wie in der Ahnung, ihr Gefühl habe sie zu weit getrieben, so daß nun eine verrätherische Röthe ihre Wangen überflog. — Schott glaubte dies zu bemerken und sagte mit äußerlich unterdrückter Freude: „Es ist nicht so gefährlich, als es scheint; eine feste Hand und ein ruhiger Blick vermögen viel. Auch meine ich, ein solches Unternehmen gehöre noch in mein Fach; wie könnte ich mich also ihm entziehen, besonders wenn ein anderer Arbeiter sich davor fürchtet."

„Aber ich dächte doch, Sie hätten es diesmal nicht nöthig, sich in Gefahr zu begeben?" fiel Laura ein, wie in einem Ton des Zürnens, und der junge Mann antwortete: „Wir stehen überall in Gottes Hand! Lassen Sie mich dem Herrn Pfarrer diese Freude bereiten; daß er ihrer wenig habe, entdeckte mir obenein vorhin seine Klage."

Der Pfarrer wurde verlegen und wollte Etwas entgegnen zu seiner Entschuldigung, doch der Gutsherr half ihm darüber hinweg, indem er zu der Tochter sagte: „Kind, ich verstehe dich nicht, zumal du doch schon Gelegenheit hattest, zu bemerken, daß Herr Schott, was er unternimmt, auch auszuführen vermag. Jedenfalls wird es aber gut sein, wenn du dich morgen fern hältst von dem Orte seiner Thätigkeit; denn sonst könnte deine Besorgniß und Unruhe unserem jungen Freunde schädlich werden."

Am andern Morgen ging die Sonne hell und klar auf. Schott und der Gesell, der bisher bei seinen Arbeiten ihm zur Hand gegangen, waren früh beschäftigt. Sie hatten alle Vorkehrungen zum Vollbringen des Werks beendet, und in der neunten Stunde des Tages begann Schott den gefährlichen schweren Gang zur Kirchthurmspitze. Den Pfarrer ließ die Unruhe nicht daheim, auch Herr Wanfried und viele Einwohner des Orts hatten sich eingefunden. Innerlich tief bewegt ergriff der Pfarrer beide Hände des jungen Mannes und sprach nur, wie segnend: „Gott schütze Sie!"

Schott stieg ernst den Thurm hinan. Bald war er droben, bald stand er draußen in schwindelnder Höhe, auf schwankendem Gerüst und schwang den Hammer, wie zu einem freudigen Gruße.

Und drüben im Herrenhause weilte Laura am bogigen Fenster, schwer beklommen zum Kirchthurm hinüberschauend. Auf dem Platze dort konnte und mochte sie nicht sein, hier aber ließ die Angst sie nicht ruhen; sie wollte nicht, konnte es jedoch nicht unterlassen, am Fenster zu lehnen, wie zum Gebet die Hände zu falten, und voll Herzklopfen die Augen nach dem Thurm zu lenken. Sie hatte es in schlafloser Nacht tief erkannt, daß der junge Mann ihr mehr war, als er ihr hätte sein sollen, und ob sie bei wägendem Verstande sich für thöricht erklären wollte, die geschäftige Phantasie, die Alles besiegende, jede Bahn ebnende Liebe machte sämmtliche Schranken, sämmtliche Hemmnisse hinfällig. — Konnte nicht auch Schott, wie schon andere Arbeiter nach wenigen Jahren Herr und Eigenthümer einer Fabrik sein? Würde er bei seinen Kenntnissen, bei seiner Umsicht nicht bald hoch empor kommen, zumal wenn der Vater, hoffentlich dieser Liebe und Verbindung nicht abgeneigt, ihn zu Anfang mit einigen Kapitalien unterstützte? — O, gewiß, diese Liebe, so siegreich in ihrer Brust, war nicht so aussichtslos, als sie, den Verhältnissen nach, anfangs zu sein schien: die Erfüllung ihrer Wünsche lag nicht im Reiche der Unmöglichkeit. — So hatte Laura selbst sich überredet, jetzt aber dachte sie der Zukunft nicht, — die Gegenwart nahm all ihre Sinne gefangen. Sie lehnte am Fenster und bangte um den Geliebten.

Der zeigte sich droben auf schwankendem Brett so fest und sicher, wie auf ebener Erde: kein Gedanke an Gefahr kam in seine Brust, ihn bewegt vielmehr ein frohes Gefühl: der Muth erkräftigte seinen Arm und schärfte sein Auge. Mit wuchtiger Macht fiel der Hammer auf das Eisen; der Fuß des Kreuzes wurde in die dazu vorhandene Oeffnung eingelassen, die Schrauben wurden angezogen — und endlich, endlich nach angestrengter mehrstündiger Arbeit war das Werk vollendet: das Kreuz stand fest dem Winde, dem Sturme trotzend, auf der Spitze des Thurmes. — Es war geschehen! — Der

junge Mann, an das Kreuz gelehnt, blickte nun, nach vollendeter Arbeit, auf den Platz hinab, dann weit umschauend in die Lande hinaus. Wie schön, wie reich entzückend lag da Gottes Welt vor seinen Blicken ausgebreitet! — hier war er wie erhaben und enthoben über des Erdenlebens Drang und Leid. Der sonnig beleuchtete Spiegel des Sees, die Waldgipfel drüben, die näher oder ferner liegenden Dörfer und Flecken — es war eine köstliche Umschau. Die Menschen drunten auf dem Platze erschienen so klein, so unbedeutend, wie all ihr Treiben von hier aus erscheinen mochte. Wolken zogen, als ob ihm näher gebracht, vom Winde getrieben segelnden Booten ähnlich durch die Lüfte; Schwalben umkreisten ihn, wandernde Strichvögel schwebten über ihn hin. Er sah Alles, empfand innigst heilige Andacht, fühlte sich gleichsam seinem Gott näher. — Und jetzt, jetzt traf sein Blick auf das Herrenhaus — er täuschte sich nicht: am Fenster stand eine Frauengestalt, sein Herz sagte ihm, daß es Laura sei. Geöffnet war das Fenster, eine Hand winkte mit dem Tuche grüßend herüber. Er schwenkte den Hammer rings um sein Haupt, zum Zeichen eines freudigen Gegengrußes, — und stieg dann rasch vom Gerüste nieder, in den Thurm. Es war die rechte Zeit, dies zu thun, denn nun erst drohte ihm Gefahr; nicht die Höhe machte ihn schwindeln, aber sein Herz voll Liebe, die unaufhaltsam übermächtig in seiner Brust erwacht war.

Stürmisch durchbebt stieg er hinab, und als ihn drunten der Pfarrer feierlich anredete, der Gutsherr sich lebhaft dankend genaht hatte, entwich Schott allem Empfang, entwehrte sich der Menge und eilte nach dem Herrenhause. — Laura sah ihn sich nahen mit beflügeltem Schritte, zum Hause hinein; dann hörte sie diese Schritte von dem Gange her, dem Zimmer zu, in welchem er sie gesehen; die Thür wurde geöffnet und sie, von ihrer Aufwallung getrieben, einzig die Liebe walten lassend, flog ihm entgegen, umarmte und küßte ihn. — Es war geschehen: der Augenblick hatte Beide überwältigt. Hoch erglühend lag sie an seiner Brust, von seinen Armen umfangen; dann aber, dann, nach einer seligen Minute, die ein ganzes Leben in sich schloß, riß sie sich los, und flüchtete zurück in das Zimmer.

Es war ein Rausch, ein wunderhafter Rausch; Schott wußte nicht, war er auf Erden oder im Himmel. Langsam, in sich versunken und nicht begreifend, ging er, einem Träumenden gleich, zu seiner Arbeit. —

Wenige Stunden nachher fuhr eine Extrapost in den Hof. Banquier Mangold kam, seinem Versprechen gemäß längst erwartet, heute aber unerwartet; dennoch wurde er überaus freundlich und zuvorkommend empfangen. — Man wollte eben zu Tisch gehen, als der Wagen vorfuhr; Laura erschien etwas später, und nahm an der Seite des Banquiers ihren Platz ein. — Schott fühlte sich sehr beklommen; zum ersten Male seit seinem Hiersein wurde ihm die Kluft bemerkbar, die ihn von dem Gutsherrn trennte. Wie so ganz anders war das Benehmen in Bezug auf den Banquier, — welche siegende Macht hat das Geld! — Und Laura? — Warum kamen denn plötzlich dem jungen Manne die Worte des Dichters Max Waldau in den Sinn:

> Dieselbe, die eben vorüber gegangen,
> Und die mich nicht zu sehen scheint,
> Sie hat an meinem Halse gehangen,
> Und hat an meinem Herzen geweint.

Er wußte und ahnte nicht, was seit wenigen Stunden in der Brust des jungen Mädchens geschehen war; der Stolz hatte sich empört und drückte mit Gewalt die Liebe nieder. Sie zürnte mit sich selbst, daß sie zu solchem Uebermaß sich hinreißen ließ; gewiß, sie hätte es vermeiden sollen. Jetzt mußte die Uebereilung ausgeglichen werden — und die Gelegenheit zur Ausgleichung griff ein.

Die Gründe, welche den Banquier zur Reise hieher bestimmten, entwickelten sich bald so deutlich, daß Schott darüber nicht im Zweifel sein konnte. Banquier Mangold war unverheirathet und reich, Manfried galt dafür, Laura war also „eine passende Partie".

Wir wissen ja, wie es heut zu Tage im Leben geht: Geld macht Alles möglich. Laura, mit ihrem Herzen im Zwiespalt, dem Stolz und der Meinung des Vaters nachgebend, unterdrückte ihr Empfinden und warf sich, in der Hoffnung, ihre für sie irrige Liebe mit der Wurzel auszurotten, um so hastiger in ein anderes Verhältniß, das des Glanzes und der Freuden dieser Welt so viel zu bieten schien. Banquier Mangold kam, bat um ihre Hand — und erhielt ihr Jawort. Die Verlobung ward gefeiert: was kümmert sich die Braut um den Schmerz, den sie bereitet hat. Schott verläßt in wenig Tagen das Gut, seine Arbeiten sind beendet — dann ist Alles vorüber und vergessen. — Wie glücklich gedenkt sie zu sein, und noch mehr zu werden! —

(Schluß folgt.)

Die beiden Schwestern von Köln.

Eine Sensations-Novellette von Charles Dickens.

Vor mehr als vierzig Jahren durchwanderte ich als armer Kunstjünger mit dem Ränzchen auf dem Rücken Europa, um möglichst alle der Erforschung würdige Gemäldesammlungen kennen zu lernen. Ich besaß nur einige Schillinge, aber auch Farben und Pinsel, gesunde Glieder und ein entschlossenes Herz. Ich erbot mich gewöhnlich beim Besuche einer Stadt, für mehrtägige Kost und Wohnung ein Porträt zu malen; wenn ich jedoch Niemand fand, dessen Eitelkeit sich dadurch geschmeichelt fühlte, so stellte ich meine Porträts in den besuchtesten Kaufläden aus und es fehlte mir alsdann niemals an Arbeit. Ich erreichte in dieser Weise mein Ziel, während meine anderen Kunstgenossen ihr Pflanzenleben dort fortführten, wo ich sie verlassen hatte, ohne jemals mit der übrigen Welt und ihrer Kunst in Berührung zu kommen. Wiewohl ich nur mit schwerem Herzen die heimathliche Stätte meiner Lebenshoffnungen verlassen und ich während meiner zweijährigen Wanderung durch Europa mit mancher Bekümmerniß und Entbehrung zu kämpfen hatte, beneidete ich doch niemals die ruhmlose Ruhe meiner minder strebsamen Freunde. Ich mußte gar oft dem Mittagsbrode entsagen, wenn in meiner Börse durch mein zufälliges Unwohlsein oder durch völligen Kunststumpfsinn in einer Stadt Ebbe eingetreten war; aber ich verlor deßhalb doch selten den Muth und die Hoffnung auf die Zukunft.

In einer solchen Lage traf ich an einem Septembertage in vorgerückter Abendstunde in Köln ein. Ich lag einige Tage lang in Düsseldorf an einem Fieber danieder, und der Leibgürtel, in dem ich meine Thaler zu bergen pflegte, war gar leicht geworden. Von der Krankheit geschwächt, wankte ich müden Fußes durch die Stadt. Die Dämmerung war bereits über die vielen Thürme hereingebrochen, als ich die Schiffbrücke erreichte und im Widerscheine der sich hier und dort bewegenden Lichter blinkten gleichsam goldene Punkte aus dem Spiegel des ruhigen Stromes hervor. Zu ermattet, um nach

meiner Gewohnheit um eine Schlafstätte zu feilschen, setzte ich mich auf einen Stein vor dem Dome und zog aus meinem Schnappsacke eine Brodkruste und eine Weintraube hervor. Die Vesper hatte begonnen; einige fromme Weiber stiegen die Stufen hinan und verschwanden durch die schwere Flügelthüre, um in der Kirche ihre Andacht zu verrichten. Nicht in gleicher Absicht war ich ihnen gefolgt. Dort mag es wohl angenehmer sein, dachte ich, als hier. Die lieblichen Töne der Musik, der Weihrauchduft, der bequeme Sitz auf einem gepolsterten Sessel lockten mich gar sehr an; allein der Himmel strafte mich dafür, so daß ich niemals an den Kölner Dom ohne Schaudern zu denken vermag.

Im weiten Raume waren einige Personen anwesend. Sie standen in einer Seitenkapelle, die nur matt mit sechs Kerzen auf einem Altare beleuchtet war, vor welchem ein Priester den Gottesdienst verrichtete. Nur hie und da blickte durch die hohen Pfeiler das schwache Licht einer Lampe oder einer Weihkerze vor einem Madonnenbilde oder in der Blende eines Heiligen. Die Stühle waren bis auf wenige geschlossen; ich warf mich daher in einen Beichtstuhl an der Mauer, wohin kein Lichtstrahl drang, stützte den Kopf auf mein Ränzchen, lauschte dem Gesange des Priesters, den Tönen des Glöckchens, dem leise verhallenden Klange der Orgel und schlief ein.

Träumte mir, was jetzt folgte? Ich selbst vermochte hierüber sehr lange keine völlige Gewißheit zu erlangen und sicherlich wird das Seltsame meines Erlebnisses keineswegs verringert, sondern vielmehr doppelt gesteigert, wenn man wähnen könnte, daß der heftige und peinliche Eindruck auf meine Sinne während meines Schlafes erfolgt sei.

Ich wachte, so dünkte es mir, als der Gottesdienst zu Ende war. In einer Weile wird der Dom einsam, verlassen und geschlossen werden.

Warum sollte ich hier nicht die Nacht verbringen statt anderswo eine Schlafstätte aufzusuchen und zu zahlen? Die Beine versagen mir beinahe ihren Dienst und ich werde in der Morgendämmerung, wenn die Thüren geöffnet werden, gestärkt aufstehen und Arbeit suchen können. Allein während ich also dachte, bewegte sich ein Licht durch den Gang und kam näher und näher. Vergebens lehnte ich mich tiefer in den Winkel des Beichtstuhles zurück, um nicht entdeckt zu werden; das wachsame Auge des Küsters, der die Runde durch den Dom machte, hatte mich bereits erspäht. Er berührte mit der Hand meine Schulter und schüttelte mich. Ich erhob mich seufzend und gewahrte jetzt hinter dem Meßner zwei junge Mädchen, welche ihre Augen aufmerksam auf mich richteten. Sie hatten ohne Zweifel ebenfalls den Dom verlassen wollen, und waren bei dem Anblicke eines jungen Mannes im Beichtstuhle stehen geblieben. Man konnte in ihnen die Schwestern nicht verkennen, obgleich die eine kleiner und minder wohlgestaltet war als die andere. Beide hatten graue durchdringende Augen, eine schöne Gesichtsfarbe und blondes, beinahe weißes Haar, das sie in eigenthümlicher schneckenartig gewundener Weise theils über die Schultern herabwallend, theils unter einer schwarzen Haube trugen. Ihre Augen hefteten sich fest auf mich, und ich gestehe, daß ich nicht minder von ihrem Anblicke mich gefesselt fühlte. Als ich mich müde erhob, sprach die ältere: „Haben Sie, junger Mann, kein Geld für eine Herberge?“

„Ich habe genug, Fräulein,“ erwiderte ich erröthend, „allein ich bin zu müde, um ausgehen und ein Gasthaus aufsuchen zu können; ich war krank und bin heute einige Meilen weit gewandert.“

Die Schwestern wechselten Blicke miteinander.

„In diesem Falle wollen wir Ihnen Abendbrod und Nachtlager anbieten, denn wir haben gelobt, jedem armen Wanderer zu helfen. Begleiten Sie uns, junger Mann.“

Ein gewisses unerklärliches Gefühl warnte mich, ihnen zu folgen, doch welcher zwanzigjährige Mann vermöchte die ihm von zwei jungen Mädchen angebotene Gastfreundschaft zurückzuweisen, zumal wenn er nur wenige Schillinge in seiner Börse hat, wenn er müde und hungrig ist? Dennoch zögerte ich. „Wollen Sie folgen oder nicht?“ fragte die bisherige Sprecherin etwas ungeduldig. „Wir können hier nicht länger weilen.“ Wir hatten eben das Thor erreicht, als sie diese Worte sprach.

„Ich will morgen Ihre Portraits malen als Entgelt für Ihre Gastlichkeit,“ erwiderte ich.

Ich war damals etwas eitel, hatte schöne Zähne und zeigte sie gern. Die jüngere Schwester wendete kein Auge von mir ab und ich glaubte in ihren Mienen ein Wohlwollen für mich zu erkennen. Ich richtete deshalb vorzugsweise an sie meine Worte. Beide wechselten dabei wiederholt ihre Blicke.

Eine Miethkutsche wartete vor dem Eingange des Domes. Sie stiegen ohne ein Wort zu sprechen ein und ich folgte ihnen. Wir fuhren rasch von dannen und der Wagen rasselte so sehr auf dem Pflaster, daß ich meine eigenen Worte nicht hören konnte. Die Schwestern saßen in beiden Ecken rückwärts gelehnt, schweigend mir gegenüber und ich beobachtete prüfend ihre Gesichter, wenn die Lampen, die quer über die Straßen hingen, von Zeit zu Zeit ihren düstern Schein auf die beiden Mädchen warfen, die in ihrer schwarzen zugespitzten Haube Masken nicht unähnlich waren; noch waren keine zwanzig Minuten verstrichen, als wir, wie ich aus den hohen Gartenmauern schloß, in eine Vorstadt einlenkten. Hier erinnerte ich mich, daß ich mein Ränzchen im Beichtstuhle zurückgelassen hatte, und ich gab meinen Aerger darüber durch einen unwillkürlichen Ausruf zu erkennen.

„Was gibt's,“ fragte die jüngere Schwester sich vorwärts beugend, und als ich meinen Verlust erwähnte, fragte die ältere, ob das Ränzchen werthvollen Inhaltes war.

„Keineswegs“, erwiderte ich, „allein es enthielt meine Wäsche, meine Farben, Pinsel und einige Bücher.“

„Der Dom ist jetzt geschlossen, wir würden daher umsonst dahin zurückkehren. Erst morgen Früh um sechs Uhr wird er geöffnet und Sie werden dann sicher Ihr Ränzchen dort unberührt wiederfinden. Wir sind jetzt schon zu Hause. Gretchen“, sprach sie dann zur Schwester, „öffne die Thüre.“

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 15. Februar. In der in Bezug auf Sujet und musikalische Behandlung gleich trivialen Travestie der berühmten Gluck'schen Oper „Orpheus“ von Offenbach, aus dessen musikalischer Fabrik, wenn wir es so nennen sollen, bekanntlich eine Menge werthloser Machwerke hervorgegangen ist, haben die vielgenannten Zwerge, welche fast 14 Tage lang die Bühne ziemlich ausschließend beherrschten, Abschied genommen. So sehr wir der allgemeinen Stimme beipflichten, welche ihnen hohe künstlerische Begabung und Ausbildung und seltene Meisterschaft in Mimik und Darstellungsgabe einräumt, so wenig sind wir damit einverstanden, daß sie Rollen wie den Jupiter in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen, welche durch

die Travestie schon ihres ursprünglichen Nimbus entkleidet, durch eine weitere Uebersetzung in's Liliputanische der eigentlichen vis comica beraubt und statt drollig geradezu unangenehm machen. Das quousque tandem fiel uns unwillkürlich ein und wir hätten gerne des Orpheus, nach dem wir ohnehin keine Sehnsucht haben, entbehrt, um das Andenken an die in ihrem Genre unübertrefflichen kleinen Künstler ungeschwächt zu erhalten. Bezüglich des am vorigen Montage wiederholten „Barbiers“ müssen wir noch einige Worte über die Hauptrollen nachholen, deren wir in unserem letzten Referate nur kurz erwähnen konnten. Die 4 hervorragendsten Rollen sind jene der Rosine und des Grafen Almaviva, des Barbiers und des Doktors Bartolo; während die beiden letzten vorzugsweise sogenannte Spielrollen sind, liegt bei den ersten der Schwerpunkt im Gesange. Die Aufgabe der Rosine und des Almaviva, so leicht sie wegen der Gefälligkeit ihrer Melodien auf den ersten Blick scheinen, erweist sich bei näherer Prüfung als eine Preisaufgabe, deren vollgültige Lösung nur einer durch und durch gebildeten systematisch geschulten Stimme gelingt. Das Ständchen im ersten Akte, ein Meisterstück echt italienischer Musik im reichen Schmucke der glänzenden Zierrathen dieser Schule hört sich, gut gesungen, so leicht an, als ob gar keine Schwierigkeiten dahinter verborgen wären und dennoch macht dieses Ständchen mit seinen vielfältigen Rouladen und Coloraturen außergewöhnliche Ansprüche an die Kehlfertigkeit des Sängers und verlangt eine Accuratesse in den Details, welche bei den Sängern der Neuzeit gerade nicht mehr häufig zu treffen ist. In dieser Manier ist auch der übrige Part des Almaviva und die Rolle der Rosine gehalten, Schwierigkeiten ohne Ende, im Falle des Gelingens aber auch Beifall im reichlichsten Maße.

Frau Hain-Schnaidtinger wußte, wie schon neulich berührt, über diese Klippen mit Leichtigkeit hinwegzugleiten und die gefälligen leichtgeschürzten Arien ihrer Rolle in charakteristischer Weise mit südlicher Lebendigkeit, in Wahrheit con vuoo zu singen und entzückte nicht minder durch den anmuthigen Vortrag des eingelegten Kußwalzers von Arditi. In der Deklamation war sie weniger glücklich; ihre Aussprache war nicht accentuirt und rein genug und scheint auch, obwohl mit Unrecht, als Nebensache behandelt worden zu sein, denn die Illusion wird durch nachlässige Deklamation gestört und beeinträchtigt auch den Erfolg im Gesange.

Herr Bernard, dessen Gesang uns in der ersten Aufführung gedrückt und gezwungen verkam, war bei der zweiten weit gefälliger und sicherer; auch sein Spiel sprach mehr an, obgleich in dieser Beziehung noch Manches zu wünschen übrig bleibt; warum er sich bei dem Musikunterricht, wo er unter der Maske eines Schülers des Basilio erscheint, als Italiener einführt und gebrochen deutsch spricht, ist nicht abzusehen; ein Motiv dafür liegt wenigstens nicht im Buche der Oper. Die stattliche Erscheinung des Herrn Otto und sein sicheres Auftreten in der Rolle des Barbiers hat in Verbindung mit seinem feinen, eleganten Spiele einen günstigen Eindruck hervorgebracht, welcher sich noch gesteigert haben würde, wenn er in den Parlandostellen größere Deutlichkeit und Schärfe und in den Fortis mehr Kraft und Ausdauer gezeigt hätte. Der Bartolo des Hrn. Broda war diesmal mit etwas glücklicherem Humor ausgestattet, als jüngst, und der Basilio des Herrn Görlich etwas ungezwungener.

Gestern begann Herr Carl Formes in den „Hugenotten“ als Marcel sein Gastspiel; trotz der erhöhten Preise hatte sich ein ziemlich zahlreiches Publikum eingefunden, um den großen Bassisten zu hören.

Herr Formes besticht schon durch sein Aeußeres; eine hohe, kräftige, breitschulterige Gestalt mit wohlgeformtem Kopfe und schönen männlichen Zügen tritt uns entgegen, ganz geschaffen für eine starke gut fundirte Stimme, gewandt und sicher in Haltung und Bewegung und wohlunterrichtet in den Bühnenverhältnissen. Mit dieser bühnengerechten Erscheinung vereinigt Herr Formes ein routinirtes, scharf markirtes Spiel, welches wesentlich zu seinem Erfolge beiträgt und ein um so wichtigerer Bundesgenosse ist, als seine Stimme während seiner vieljährigen Theaterlaufbahn doch etwas gelitten hat und ihre früher ganz eminenten überreichen Mittel einigermaßen gelichtet sind. Doch müssen wir vor ihrem dermaligen Fonde immerhin noch allen Respekt haben und demselben unsere aufrichtige Hochachtung aussprechen.

Hr. Formes steigt mit seiner Stimme mit Glück noch bis in die untersten Register des Basses hinunter; seine tiefen Töne verdanken ihre Existenz nicht jenem Drücken und Pressen, wozu ausgesungene und unzulängliche Stimmen ihre Zuflucht nehmen müssen; sie stehen vielmehr im richtigen Verhältnisse zu den kräftigen ausgiebigen Mittellagen, welche sich durch eine respektable Fülle und Urkraft auszeichnen und die Hauptforce der kolossalen Stimme des Hrn. Formes bilden. Nicht mit Unrecht ist sein Name in der musikalischen Welt als der eines Künstlers ersten Ranges bekannt und trotz der Zeiten Stürme, die über seine Stimme gegangen, vermochte ihr die Gegenwart keinen siegreichen Rivalen zu stellen.

Sein Marcel war eine anziehende effektvolle Leistung, ein alter Haudegen voll Derbheit und soldatischem Freimuthe, aber auch voll Anhänglichkeit an seinen Herrn und durchdrungen von den ernsten nüchternen Lehren der Hugenotten, in der That ein ungeschliffener Diamant, wie Raoul ihn nennt. Den günstigsten Eindruck erzielte er in der großen Scene des 3. Aktes mit Valentine, welche als ein dramatisches Meisterwerk bezeichnet werden kann; dieses gilt in gleicher Weise auch von den Leistungen der Frau Hain-Schnaidtinger, die ihre ganze Kraft daran setzte, um mit dem Gaste gleichen Schritt zu halten. Hr. Bernard war sehr gut bei Stimme und excellirte als Raoul im Duette mit Valentine im 4. Akte. Ungenügend war Frl. Hausen; sie ließ sich im Pagen öftere Zerstreuung zu Schulden kommen und setzte öfter falsch ein; vom Finale des 1. Aktes her klingen uns jetzt noch ihre unrichtigen Töne im Ohre nach. Spuren von ähnlicher Unachtsamkeit fanden sich auch in den Ensembles, besonders im Sextett mit Chor, dann im Quartett des 2. Aktes und im Orchester vor; es scheint, daß man es bei der Probe nicht so genau genommen und es dem Gaste überlassen hat, die Ehre der Oper allein zu retten; möge es der bis jetzt immer erfolgreichen Energie der musikalischen Leitung der Oper gelingen, auch mit Glück gegen den Schlendrian anzukämpfen, welcher sich einzuschleichen droht.

—§—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 15. Mittwoch den 20. Februar. 1867.

Hoch droben am Thurm!

Von F. Brunold.

(Schluß.)

Die wenigen Tage sind vergangen; der Abschied war gegenseitig kalt, förmlich, rasch vorübergehend. Schott hat das Herrenhaus verlassen, ohne ein Wort der Klage; Niemand schien seinen Schmerz zu ahnen, — und sie, die ihn kannte, wollte ihn nicht kennen.

Sein Weg führte ihn am Pfarrhause vorüber, dort war er erwartet und der ältliche Mann, der den jungen Mann so lieb gewonnen, die Schmerzen in dessen Brust längst geahnt und mitgefühlt hatte, nimmt Schott's Hand, sieht ihm voll und warm in das Angesicht, und spricht väterlich, gütig, liebevoll: „Sie nannten mich einen Seelsorger, lassen Sie mich zugleich ein Herzenskundiger sein. Muth, junger Freund, Muth! Ich weiß, was in Ihnen lebt und wogt, ich habe Sie beobachtet, und so sage ich nochmals: Muth, junger Freund! Wären Sie wie ich, an die Scholle gebunden, müßten Sie halb unthätig Ihrem Schmerze nachhängen, ohne Macht, eine Aenderung erwirken zu können — Sie würden einst auch über ein verfehltes Leben klagen. Wie es aber mit Ihnen ist, — gewiß, der jetzt gebeugte Stamm erstarkt wieder in der Arbeit, treibt neue Knospen und Blüthen!"

Der junge Mann entgegnete wehmüthig: „Es mag vielleicht oder wirklich so gut sein! Aber wird eine Zerrissenheit des Vertrauens auf Menschenwerth auch wieder geknüpft, es ist doch nicht recht mehr das Ganze. Eine verlorene Liebe raubt uns den schönsten Inhalt des Lebens, und eine verrathene Liebe wirft in der Brust des Mannes einen düstern Schatten über alle weiblichen Wesen. Verschwunden ist nun der Reiz, die Macht des Glaubens, während eine siegreiche Liebe das Schwerste leicht vollbringen läßt. Ich werde arbeiten, jedoch stets die überirdischen Schwingen vermissen, werde niemals erreichen, was ich erreicht hätte! Leben Sie wohl! — Unsterblich ist immer wahre Liebe! — in meiner Brust wird die heutige nie erkalten, meine Kräfte aber nicht erhöhen!" — Ohne weitere Worte umarmte Schott den Pfarrer und entfernte sich rasch.

Drüben im Gutsgarten ging unterdeß Laura an der Seite des Bräutigams. Schott's Gesell, am Zaun vorüber seine Heimreise antretend, sang:

Geh' Du nur hin, halt's für Gewinn,
Daß ich nicht mehr Dein Liebster bin,
Daß Du mein Herz zerrissen;
Laß ein, zwei Jahr in's Land nur seh'n,
Wird Dir das Wort vom Munde geh'n,
Weinst Nachts Du naß die Kissen:

„Wie gerne wollt' ich Alles thun,
Könnt' ich an seiner Brust nur ruh'n,
Ihm einen Wunsch erfüllen.
Wohl sind die Truhen alle schwer,
Mein Herz, mein Haus ist liebeleer,
Wer kann den Jammer stillen?

Ich hatte nicht der Liebe Acht,
Nun hat die Lieb' mich krank gemacht,
Die Lieb', die ich vernichtet.
Wein' ich auch ohne Unterlaß,
Wein' ich auch Nachts mein Kissen naß —
Ich bin hier doch gerichtet!"

Der Banquier, der bei dem Gesange unwillkürlich seine Schritte gehemmt hatte, so daß Laura die Worte des Liedes vernehmen mußte, sagte jetzt lachend: „Was solch ein Volk für Sachen singt! Ein altes garstiges Lied!" — Die Braut erwiederte Nichts, aber ihr Auge war unbewußt feucht geworden; — in trüber Ahnung preßte ihre Hand das wogende Herz.

* * *

Jahre sind vergangen. Der Dampfer „Mathilde", von Bremerhafen kommend und nach Buenos-Ayres steuernd, wiegte sich auf den Fluthen des Oceans. Er war seinem Ziele nahe, die Reisenden und armen Auswanderer auf und in ihm zählten bereits die Stunden, nach welchen sie das Land zu erreichen hofften. Der noch immer junge, aber über seine Jahre weit hinaus ernste Schott lehnte am Radkasten und starrte nach Westen, wo die Sonne bereits sich zum Untergange neigte. Er war jetzt als erster Ingenieur einer der bedeutendsten Fabriken des deutschen Vaterlandes auf der Reise nach Amerika, um dort im Auftrage große Fabrikanlagen zu fördern. Sinnend blickte er auf das Meer hinaus; dabei doch einzelnen lauten Stimmen von der Kajüte her lauschend.

Dort saßen Banquier Mangold und seine Frau; das Schicksal hatte sie mit Wilhelm Schott zusammengeführt; der Banquier eilte auch nach Amerika. In seinem Geschäft war nicht Alles, wie es sein sollte: Er hatte verwegen spekulirt, das Glück blieb ihm aber nicht immer zur Seite. Der Schwiegervater war vor Jahren gestorben, das hinterlassene Vermögen nicht so ansehnlich, als man sich eingebildet hatte, und das Gut mußte verkauft werden. Jetzt, um einem schimpflichen Bankerott zu entgehen, mußte der Banquier in Hast diese Fahrt

unternehmen, die mehr einer Flucht, als einer Reise glich. Schott hatte Alles erfahren, und Laura, die junge Frau, war ihm bleich, gedrückt erschienen: sie sah nicht aus, wie eine Glückliche.

Der Dampfer strebte dem Hafen zu, die Bay von Varragan konnte nicht fern, die Reise bald beendet sein. Untergegangen war die Sonne, die Nacht brach ein; da plötzlich, überraschend — noch stand Schott an derselben Stelle — wurde es viel beruhigter unter dem Schiffsvolk: ein seltsames rasches Laufen und Rennen machte sich auffallend, ein ungewöhnlicher Geruch zog vorüber, den der Ingenieur erkannte, und nun auch wußte, was geschehen war. Mit gewaltigem Sprunge war er in dem Maschinenraum; seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht; das Schiff hatte Feuer gefangen, doch hoffte man, der Flamme Herr zu werden.

Schott trat mit Unerschrockenheit und Umsicht dem verheerenden Element entgegen; selbst der Kapitän rühmte seine Kenntniß, seine Besonnenheit und Willenskraft: Alle folgten seinen Befehlen. Die Macht des Feuers war jedoch schon zu weit gediehen, man mußte auf Rettung des Lebens Bedacht nehmen. Welch' eine Wirrniß entstand! — dennoch bewährte sich auch hier die anordnende Ruhe des jungen Ingenieurs in Unerschütterlichkeit: kurz und bestimmt ertheilte er seine Befehle. Die Boote wurden hinabgelassen; — das Feuer schlug indeß mehr und mehr aus dem untern Raume auf, machte die Passagiere und Auswanderer fassungs- und fessellos. Alles drängte und eilte den Booten zu, sie mit unnöthigem Ballast beschwerend, da Jeder noch zu retten gedachte, was sich ergreifen ließ. —

Auch Mangold, von rasender Angst und Furcht erfüllt, trieb in ungemessenen Ausdrücken zur Hast. Laura jedoch trat zu dem Ingenieur — zum ersten Male seit ihrer gemeinsamen Reise ihm näher — und sagte entschieden, bei Frieden und milder Ergebung in ihrem Gesicht: „Hier will ich bleiben, so lange Herr Schott das Schiff nicht verläßt; an seiner Seite ist die wenigste Gefahr."

Ihr Gatte schrie und wüthete; die Rohheit seines Wesens brach immer derber hervor; er nahm das aus seinem Bankerott gerettete Geld, sprang in das Boot hinab, nur auf seine Rettung bedacht, und es fuhr ab, trotz aller Abmahnung, in Bezug darauf, daß es sehr überladen war. — Eine überfluthende Woge kam, wieder eine, und es ward zum Grunde gerissen: ein entsetzlicher Jammer der Versinkenden drang durch die düstere Nacht. — Der Wind war stärker und stärker geworden; höher und höher schlugen die Flammen aus allen Theilen des Schiffes hervor: wenige Minuten noch, und es mußte zusammenbrechen, um Alles zu verschlingen, was auf ihm war und lebte.

Zum Glück trieb der Wind das brennende Schiff dem Lande zu; — Schott stand noch immer auf seinem Platz, wich nur Schritt für Schritt dem Feuer. Laura, die bleiche, junge Frau, hielt sich an seiner Seite; er hatte den Arm um sie geschlungen, zum Zeichen, daß er sie nicht verlassen, daß er mit ihr leben oder sterben wolle. Sie lag nun an seiner Brust; fester umfaßte er sie, blickte starr auf das Meer: seine Augen schienen das nahe Land herbei rufen zu wollen. Höher, höher loderte die Flamme, unerträglicher wurde der Rauch, die Hitze. Da — da — erbebte das Schiff, es ächzte, stöhnte, und „jetzt, jetzt!" rief Schott, erfaßte Laura mit seinen Armen, „jetzt sei uns der Himmel gnädig!" — und ohne Verzug sprang er mit seiner Last in das Meer hinab. Er war ein geübter Schwimmer, den auch in der größten Noth sein Muth nicht verließ; er erfaßte für Laura eine Planke — und steuerte so, ihr zur Seite schwimmend, dem Strande zu. Wind und Wetter waren günstig; sie trieben nach dem Ufer. Riesige Wogen hoben sie, warfen sie wieder in die Tiefe hinab. Jetzt — die Brandung schlug an ihr Ohr — die Kräfte der jungen Frau erlagen, eine Ohnmacht umfing sie, ihre Hände konnten die Planke nicht mehr halten: Schott sah es — er umfing die Sinkende, die Versinkende. Mit dem Aufbieten seiner letzten Kraft stürzte er in die Brandung hinein, theilte den Schaum der brodelnden Wogen — und fühlte endlich, endlich Land, Land unter den Füßen: eine mildthätige Woge hatte ihn auf den Strand geschleudert, er ruht mit seiner süßen Last, gerettet, geborgen auf festem Boden.

Das Frühroth dämmerte auf im fernen Osten: einsam öde war es am Strande. Die junge Frau öffnete ihre Augen, die Ohnmacht war gewichen, aber es war die letzte Kraft, die das Leben ihr noch gegönnt. Mit sich verklärendem Blick sah sie auf den jungen Mann, an dessen Brust sie ruhte und als er sie mit dem innigsten Wohllaut seiner Stimme rief, als er bat und flehte: „Laura, Laura, geh' nicht von mir!" — da schlug sie noch einmal das Auge voll und warm auf, und vielleicht noch im Geiste des Liedes gedenkend, das der scheidende Gesell gesungen, hauchte sie leise: „Mein Stolz hat mich elend gemacht! — wie süß, wie süß ist der Tod!"

Ein Windhauch zog vorüber; zwei Schwäne stiegen vom Strande auf — flogen dem Meere zu. Schott sah sie fliegen und steigend fliegen, der Sonne zu — bis sie dem Blicke verschwanden, wie in Sonnenlicht vergehend.

Die Todte ruhte an seiner Brust! — Wie glücklich hätte sie und er sein können, wenn Herzenstreue und Genügsamkeit nicht von Laura's Flattersinn und Lust am Scheinleben mißachtet wurden!

Wilhelm Schott blieb in dem Welttheil, wo er doch das Grab der Geliebten sein nennen darf!

Die beiden Schwestern von Köln.

Eine Sensations-Novellette von Charles Dickens.

(Fortsetzung.)

Wir befanden uns vor einem kleinen, eigenthümlich verzierten, von einer Mauer umgebenen Hause. In der Nähe war kein anderes Gebäude zu sehen. Der Wagen fuhr von dannen; Gretchen öffnete die Thüre und ich folgte den Schwestern über einen schmalen Gang. Rechts lag die Küche, links war die Treppe, rückwärts eine über einige Stufen in den Garten führende Thüre.

„Folgen sie mir, junger Mann", sagte Gretchen, „Lori wird mittlerweile das Abendessen bereiten." Die ältere Schwester wendete sich jetzt der Küche zu, Gretchen schritt mir voran die Treppe hinauf. „Wir haben nur zwei Zimmer," sprach sie, „Lori wird nach dem Abendessen Ihr Bett im Speisezimmer ordnen. Wollen Sie Ihre Hände waschen?"

Sie zündete eine Kerze an, öffnete oben eine Thüre zur Linken der Treppe, und wir befanden uns nun im Schlafgemache der Schwestern. Zwei Betten und einige Kasten bildeten die Möbel. Im Hintergrunde stand ein schwarzes Crucifix.

„Leben Sie Beide hier allein, ohne Dienstboten und werden Sie nicht zuweilen von Furcht befallen?" fragte ich.

„Wir hegen keine Furcht; Lori fürchtet nicht einmal Gespenster. Glauben Sie an Gespenster?"

Ich lachte.

„Lachen Sie nicht; ich fürchte die Gespenster, die ich zuweilen hier im Garten zu sehen glaube."

Sie erbebte sichtbar bei diesen Worten. „Sehen Sie, welchen schönen Garten wir besitzen; nicht wahr, er ist sehr geräumig?" — Sie goß Wasser aus einem irdenen Kruge in ein Becken, setzte das Gefäß vor mir nieder und trat an das Fenster, durch welches der hinter einer Sycomore hervortretende Mond in das Zimmer schien. Ein viereckiger von hohen Mauern umschlossener Raum, wo das Gras üppig wucherte, und ein bemooster Gang, an dessen äußerstem Ende eine kleine Thüre sich befand, bildete diesen von ihr gepriesenen Garten.

„Veilchen wachsen hier im Frühling freilich selten," sprach sie, schalkhaft lächelnd, als ob sie meine Gedanken errathen hätte.

Ich wusch meine Hände und Gretchen führte mich dann in das nächste Zimmer, in dessen Mitte der Tisch schon gedeckt stand. An einer Ecke war ein großer irdener Ofen; verschiedene Holzschnitte verzierten die Wände; in der Mitte stand ein Tisch mit drei Gedecken, und an eine andere Seite des Gemaches gränzte ein Closet. Das Abendessen bestand aus einer Pastete, rohem Schinken, schwarzem Brode und Trauben. Neben einem bauchigen Kruge mit bayerischem Bier befand sich eine Flasche Wasser. Lori regte sich geschäftig, Gretchen zündete eine zweite Kerze an und stellte beide Leuchter auf das Ofengesims hinter dem Tische. Meine Blicke fielen nun auf den Fußboden, auf welchem Grillen, wahrscheinlich durch das Licht verscheucht, schaarenweise durch das Zimmer liefen; ich hatte von jeher vor diesen Insekten einen Abscheu, den ich nicht zu verbergen vermochte. — „Wir können diese garstigen Thiere nicht los werden," sagte Gretchen, „sie kriegen in Menge aus den Ritzen der Diele in der Nähe des Ofens hervor, werden jedoch stets vom Scheine des Lichtes verscheucht."

Wir setzten uns; ich ließ mir die Speisen gut munden; Lori leistete mir Gesellschaft. Sie saß mir gegenüber, Gretchen mir zur Rechten, und da der Tisch sehr klein war, so kamen unsere Hände oft in Berührung. Sie aß sehr wenig, krümelte spielend ein Stück Brod und ihr stechender Blick ruhte fast ununterbrochen auf meinem Gesichte. Lori sprach und lachte viel; Gretchen hingegen war schweigsam und schien mehr und mehr in ihre Gedanken vertieft zu sein. Einmal gewahrte ich, daß ihre rechte Hand, während sie die meinige berührte, zitterte. Sie füllte den Becher mit Wasser und trank; Lori reichte mir das Bier hin. „Schenken Sie sich selbst ein," sprach sie. — Ich füllte das Glas aus dem Kruge und begann zu trinken, als Gretchen plötzlich einen schrillen Schrei ausstieß und stieren Auges auf mich blickte. Sie bewegte heftig den Tisch, ihr Ellbogen kam mit meinem Glase in Berührung und der Inhalt strömte auf den Boden nieder.

„Die abscheuliche Grille!" rief sie, „ich glaube gar, daß sie in meinen Rücken geschlüpft ist." Sie erbleichte bei diesen Worten und verließ eilends das Zimmer.

„Die Thörin," murmelte Lori. „Schade um das treffliche Bier; wir haben kein anderes im Hause und sie soll zur Strafe einen anderen Schoppen holen."

„Ich bitte Sie, sich meinetwegen nicht weiter zu bemühen, ich trinke Wasser weit lieber, als Ihr bayerisches Bier, das mir zuweilen gar nicht behagt."

Sie blickte mir scharf in's Gesicht. „Wie kann ein Mann nur Wasser trinken?" fragte sie.

„Ich gönne mir selten ein anderes Getränk," erwiderte ich.

Das Bier bildete auf dem Fußboden einen langen, schräge gegen den Ofen zu laufenden Kanal, der meine Aufmerksamkeit erregte. Zwei oder drei Grillen, die bekanntlich von gegohrenen Getränken angezogen werden, krochen langsam und schwach aus der betäubenden Fluth. Lori's durchdringendem Auge war meine Beobachtung nicht entgangen.

„Die garstigen Geschöpfe werden gleich benebelt," sprach sie, indem sie Genist herbeiholte und den Fußboden sorgfältig trocknete.

Gretchen kehrte in's Zimmer zurück und half der Schwester den Tisch abräumen. Ich konnte nicht umhin, ihrer Beweglichkeit und den schönen Formen ihrer Gestalt meine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie glich einer in ein menschliches Wesen verwandelten weißen Katze in ihrer Geschmeidigkeit und mit ihren eigenthümlich blitzenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sturm auf dem Ocean.

(Auszug aus einem Briefe von Carl Formes.)

Samstag, den 8. Dez., Nachmittags 3 (New-Yorker Uhr), war es, als ich meine zweite Heimath verließ und meine Person und Habe dem Hamburger Schraubendampfer „Germania", Hoboken, anvertraute. Ein feiner, aber desto dichterer Regen rieselte (ein böses Omen, würde ein Abergläubigerer als ich sagen) hernieder, und so gelangte ich, von einigen Freunden geleitet, von innen genetzt, von außen durchnäßt an Bord. Der Sonntag begrüßte uns mit einem wonnigen und sonnigen Morgen. Der Himmel war so klar und heiter — wie die Augen einer Primadonna, die an einem Abende Xmale gerufen wurde. Nach eingenommenem Frühstück erschienen fast sämmtliche Passagiere auf Deck — hier und da trafen sich alte Bekannte, neue Bekanntschaften wurden durch — die grausige Ceremonie des Vorstellens — angeknüpft, und noch war es nicht Mittag, als die Heiterkeit allgemein war. In buntem Gemisch wurde erzählt, musizirt, Lieder gesungen und die Zeit schwand uns bis zum 13. Dezember in ungetrübter Heiterkeit, wo der Wind nach Osten umsprang. Das Barometer fiel merklich und mit ihm unsere Fröhlichkeit. Gegen Mitternacht erhob sich eine recht frische Briese, die sich von Minute zu Minute steigerte. Unser wackerer Capitän E. stand mir schweigend gegenüber, von Zeit zu Zeit Blicke nach dem verhängnißvollen Glase werfend. Endlich sprach E. zu mir die geflügelten Worte: „Morgen wird's was setzen — wir werden tüchtig tanzen müssen." Wir trennten uns; er, um seinem Berufe obzuliegen, ich, um Kajüte und Coye zu suchen. Aber Gott Morpheus schien nicht geneigt, mir in meiner Wiege Mohnkörner in die Augen zu streuen, und so fand mich der Morgen des vierzehnten noch wachend, der sich mit einer starken Kühlte introducirte. Mit Sonnenaufgang begann der Tanz. Die Kühlte steigerte sich zum Sturm, dieser zu einem wüthenden Orkan. Etwa um 4 Uhr Nachmittags stand ich auf der Treppe, die zur zweiten Kajüte führt, und starrte staunend über das Joch, das den Ein- und Ausgang deckt, gelehnt, in die sich peitschenden Wogen.

Der Ocean schien bis zum Grunde aufgewühlt, das waren keine Wellenberge mehr, sondern wahre Chimborasso's. Der

Dampfer wurde mit fürchterlichster Vehemenz von der Höhe in die Tiefe und herumgeschleudert. Da bemerkte ich von meinem bis jetzt noch ziemlich, wie mir däuchte, sicheren Standpunkt aus, einen Wasser-Giganten, der sich über alle seine höchst respektablen Gefährten erhob, und der seinen Weg gerade auf uns zu nahm. Der Dampfer lag in diesem Augenblicke in der Tiefe, so daß der Koloß, wie es mir schien, mit der Spitze des hinteren Mastes sich in gleicher Richtung befand — ich hatte mich nicht getäuscht, er schlug aufs hintere Deck, seine Fluthen über das Vorderdeck ergießend. Mit einem Sprunge war ich die Stiege hinab, mich rechts der Rauchkajüte zuwendend. Es war die höchste Zeit, sonst würde ich in diesem Augenblicke mich nicht mit Ihnen unterhalten. So breit die Oeffnung der Treppe es nur zuließ, so breit wälzte sich die Wassermasse in den Raum, schlug einige Thüren entzwei und riß in der 2. Kajüte Menschen und Möbel zu Boden. Kaum war die erste Bestürzung vorüber, als ich auf meinen früher innegehabten Posten zurückeilte, und von diesem aus es endlich wagte, das Deck zu beschreiten.

Der Anblick war gräßlich: das Tauboot — der Raum, wo die Steuerleute sich befanden — waren verschwunden — sämmtliche Mannschaft zu Boden geschleudert. Ein Mann über Bord — der Unter-Bootsmann hatte ein Bein gebrochen, von den Mannschaften einer den Arm, zwei die Kniescheibe, der vierte Offizier anscheinend den Rückgrat, die übrigen mehr oder minder leicht verletzt. Das große Rad am Helm war ganz zertrümmert, das kleinere bis auf drei Speichen — das Skylight der ersten Kajüte und von dieser nach der zweiten zerschlagen. In diesem Augenblicke war das Schiff ohne alle Ruderführung, denken Sie sich an unsere Stelle. Der Hintertheil des Schiffes lag nach Norden, und so kamen wir in die kritische Lage, daß der Orkan uns von der Seite angreife, und wäre sodann alles auf Deck befindliche mit weggewaschen worden. Der dritte Offizier — Ehre dem Braven — der die Gefahr, in der wir uns befanden, genügend würdigte, versuchte, trotzdem auch er schwer verletzt war, das Steuer zu gewinnen, zweimal wurde der Held bei diesem Versuche zu Boden geworfen, endlich beim dritten gelang es ihm, sein Vorhaben auszuführen. Der Retter in höchster Noth hatte den Helm gewonnen, eine von den drei noch vorhandenen Speichen an die Schulter gestemmt und sich mit beiden Händen an die Trümmer des Rades geklammert, und so gelang es ihm nach ungeheuren Anstrengungen, das Schiff wieder in die gehörige Richtung zu bringen und, was noch mehr sagen will, zu behaupten. Und wie sah unser Retter aus? Eine klaffende Wunde zog sich von der Stirn über dem rechten Auge quer über's Gesicht, von strömendem Blute überfluthet! Kapitän E. rief ihm Muth zu! „Keine Furcht, Kapitän," entgegnete der wackere Hamburger, „ich halte aus." Und Gott stärkte ihn, er hielt aus! Der Orkan wüthete volle sechzehn Stunden und während dieser Zeit verließen weder der Kapitän, noch der Erhalter hunderter von Menschenleben das Deck.

Der Morgen des Fünfzehnten brachte heiteres Wetter und einen Sonnenaufgang, den nur der recht zu würdigen versteht, der wenig Stunden vorher noch nicht daran dachte, das heitere Licht der Strahlenspenderin je wieder zu erblicken. Da die Gefahr vorüber war, kehrten auch Heiterkeit und Frohsinn auf's Neue bei den Passagieren ein. Man vergißt ja nichts leichter, als überstandene Gefahr, und die Menschen bleiben sich darin alle gleich, sei es in New-York, Berlin oder auf dem Ocean. Die leichtfertigsten von allen sind Krieger und Seereisende. Nach eingenommenem Frühstück, der Appetit hatte sich bemerklich gemacht, wurden hie und da Händedrücke gewechselt, für bewiesene Aufmerksamkeiten gedankt, aber vor allem der nicht vergessen, dem wir die freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens verdankten. In corpore wurde beschlossen, nach eingenommenem Mittagsmahl, um dem Verwundeten einige Ruhe zu gönnen, ihm so wie den übrigen Leidenden, einen Besuch abzustatten, und unseren Dank auszusprechen. Die Schlacht am Mittagstisch war geschlagen, und wir brachen zu unserem Vorhaben auf. Der Held des Tages saß in seiner Kajüte, das Gesicht mit Pflastern, Binden und Bandagen bedeckt. Bei unserm Eintritt begrüßte er uns mit einem leichten Kopfneigen, aber sein freundliches Auge sprach desto beredter. Nach einer leichten Pause, in welcher sich wohl verschiedene Gefühle in den Anwesenden geregt haben mochten, ergriff Mrs. St....., eine junge, reizende Amerikanerin seine Hand, ungefähr folgende Worte an ihn richtend: „My friend — we are in gratitude to you we came to thank you — my heart tels me youer bravery saved us from a great ny dissaster — take this as a remembrance from a young Lady."*) Hierbei überreichte sie ihm einen sehr werthvollen Brillantring, den sie von ihrer schönen Hand zog. Der junge stattliche Offizier beugte sich über die Hand der reizenden schönen Spenderin, drückte einen Kuß auf dieselbe und erwiderte ihr: „Madame allow me to say — I ded only my duty — but this ring — will once be buryed with me upon de sand of de Ocean, or — in the grave on a Churchyard."**) Glauben Sie mir lieber Freund, ich bin keine Wasserschraube und die Thränendrüsen eines alten Trappers, wie ich, öffnen sich nicht leicht, aber hier war auch nicht einer der Anwesenden, dessen Augen nicht perlten. Um den Patienten zu schonen, verließen wir mit herzlichem Händedruck sein Zimmer. In der Thür der Kajüte drehte sich die Dame noch einmal um, sah den Leidenden fest und lange an, wobei eine Perle ihrem sanften Auge entquoll, Ein leiser Seufzer entfuhr der Brust des jungen Offiziers! Was Beide dachten, fühlten in diesem Augenblick? — Ich bin kein zweiter Daniel und so wird es für mich wohl ein mene thekel bleiben — wenn es die Zeit nicht enthüllt. Weiteres in meinem nächsten Brief. Herzlichen Gruß von Ihrem Carl Formes***).

*) Lieber Freund, wir sind Ihnen hoch verpflichtet und sind gekommen, Ihnen zu danken. Mein Herz sagt mir, daß nur durch Ihre Bravheit die große Gefahr, in welcher wir uns befanden, abgewendet wurde. Tragen Sie dies als Dank und Erinnerung an eine junge Dame.

**) Madame, erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich nur meine Schuldigkeit that, doch dieser Ring soll einstens sein Grab mit mir finden, sei es auf dem Sande des Ozeans oder auf einem Kirchhofe.

***) Mit Nächstem beabsichtigt der geniale Sänger seine merkwürdige Biographie zu veröffentlichen, die sich fast über alle Theile der Erde zu Wasser und zu Lande erstreckt. Wir machen im Voraus auf diese interessante Schrift aufmerksam.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 16. Sonntag den 24. Februar. 1867.

Die beiden Schwestern von Köln.

Eine Sensations-Novellette von Charles Dickens.

(Fortsetzung.)

In der älteren Schwester schien sich mir die Katze zu einer Tigerin zu steigern; ihre scharfen dichten Zähne, ihre stark hervortretende Kinnlade und die verstohlen hinstierenden Augen erfüllten mich immer mehr mit einem unerklärlichen Widerwillen. Ich war froh, als sie mir sagte, daß sie mein Bett bereiten wolle, und Gretchen mir einstweilen Gesellschaft leisten werde. Ich setzte mich in die Nähe des Fensters. Gretchen stand neben mir.

„Sie sind allen anderen Menschen, die ich kennen gelernt habe, völlig unähnlich," sagte sie, indem sie mich in eigenthümlicher Weise einige Minuten lang ansah. „Gleichen alle Engländer Ihnen?"

„Zu ihrem Glücke," erwiderte ich, „sehr wenige."

„Aber die Engländer sind bieder," versetzte sie lebhaft, „sie täuschen und hintergehen Niemanden, wie ich in einem Buche gelesen habe; könnten Sie einer Frau treu sein?"

„Ich hoffe es!" rief ich mit der ganzen Innigkeit der Jugend, „welchen Werth hätte auch sonst die Liebe eines Mannes?"

Sie streckte ihre weißen Hände nach mir aus und legte sie auf meine Schultern.

„Könnten Sie mich lieben, junger Mann?" flüsterte sie mit leiser, bebender Stimme; „ich kann Ihnen Reichthümer bieten. Sie brauchten sich nicht mehr länger zu plagen; ich kann Sie einer großen Gefahr entziehen. Ihr Angesicht gefällt mir."

Ich erhob mich erröthend. Das Geständniß hatte mich überrascht, allein ich erwiderte, ohne mich lange zu bedenken:

„Wenn ich, Fräulein, Ihnen sagte, daß ich Sie zu lieben vermöchte, würde ich Sie täuschen. Ich habe in England ein Wesen zurückgelassen, das ich schon längst liebte, und dem ich mein Wort verpfändete."

„So hören Sie denn," versetzte sie in heftiger Bewegung, aber mit flüsternder Stimme, die zu drohend klang, als daß ich sie überhören konnte. „Ich vermag mehr, als Sie vielleicht wähnen; die Zurückweisung meiner Liebe könnte für Sie von den unseligsten Folgen begleitet sein. Ich will Sie retten, junger Mann."

Ich glaubte, daß sie auf meine Armuth und ihren Reichthum hindeuten wollte und erwiderte daher mit einem Anfluge von Artigkeit: „Wenn meine Liebe für ein anderes Mädchen mich von Ihren Reizen nicht besiegen läßt, so kann ich noch weniger gegenüber Ihrem Reichthum in Versuchung gerathen. Ich bin mit der Armuth vertraut, habe ihre Gefahren und Mühen erprobt und kennen gelernt und sie kann mich nicht entmuthigen."

„Es gibt aber auch Gefahren, die Sie nicht kennen", versetzte sie; „ein schöner junger Mann kann zuweilen Gefahren entgegengehen, an die er niemals denken konnte."

Eine wilde Gluth drang aus ihren Augen, als sie dies sprach und ihre Worte erfüllten mich mit der größten Unbehaglichkeit. In diesem Augenblicke betrat Lori mit dem Bettzeug das Zimmer. Das weitere Gespräch war daher unterbrochen. Gretchen half selbst ihrer Schwester das Bett ordnen, über welches dann eine gesteppte Decke gebreitet wurde, deren Zeichnung mir noch jetzt vorschwebt, und ich habe allerdings Ursache, mich ihrer zu erinnern. Lori stand mit gekreuzten Armen vor mir. „Sie werden sicherlich sehr schläfrig sein," sprach sie. „Wir stehen früh auf, denn wir gehen zeitlich aus. Sie werden Ihren Kaffee und einige Brodschnitten um 5 Uhr vorfinden. Keinen Dank. Wir haben es uns gelobt."

Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, hätte ich sagen müssen, daß ich niemals wacher war, als damals; nur eine gewisse Abspannung hatte sich meiner bemächtigt. Gretchen schien noch einmal mit mir sprechen zu wollen, als Lori schwieg. Ihre Finger bewegten sich krampfhaft an der schwarzen Schürze. Sie schwieg auf den verstohlenen Seitenblick, den Lori's stechendes Auge ihr zuwarf. Sie folgte mit einer Miene, in welcher Wuth, Schrecken und Angst im Kampfe zu sein schienen, ihrer Schwester, ohne mir selbst die übliche gute Nacht zu wünschen.

Ich begann nun über Alles nachzudenken, was ich seit meiner Ankunft in diesem Hause gesehen und gehört hatte, und ein eigenthümliches, peinliches, gewissermaßen unaussprechliches Gefühl bemächtigte sich dabei meiner, indem ich mir selbst das Mißtrauen nicht erklären konnte, welches die Schwestern in mir erregt hatten. Der älteren gegenüber konnte ich es freilich ihrem schroffen und auch abstoßenden physischen Wesen beimessen, bei dessen Anblick mir das Blut in den Adern gerann; aber die jüngere war von anmuthiger Gestalt; sie hatte mir ihre Neigung zu erkennen gegeben, und dennoch konnte ich mich nicht eines mit der Angst verwandten Gefühles erwehren, wenn ich an sie dachte. Auf welche Gefahr hatte sie hingedeutet? Aus ihren Augen sprühte zuweilen eine wilde Gluth, und wie seltsam war ihr Antrag! War sie wahnsinnig? Ich dachte an ihr sonderbares Benehmen während des Abendessens, an den herrischen, gleichsam drohenden Blick, welchen die Schwester ihr zugeworfen hatte, und

glaubte nun in ihm die wahrscheinliche Lösung des Räthsels zu finden: sie war geisteskrank; allein, wie konnte Lori, die Gretchen's fieberhafte Anfälle kannte, einem Fremdling Gastfreundschaft gewähren? Auch der Unsittlichkeit konnte man sie nicht zeihen; ihr ganzes Benehmen ließ auch nicht im Geringsten dem Argwohne Raum, daß sie es vielleicht auf eine Verlockung abgesehen hatten; der Gedanke an Raub konnte noch weniger in mir aufkommen; meine fadenscheinige Blouse trug völlig das Gepräge der Armuth, welche mich genügend schützte, ich besaß nicht einmal, wie sie wußten, mein Ränzchen; ich war jung und kräftig und konnte einem gewaltsamen Angriffe, wenn sie ihn beabsichtigten, nicht so leicht zum Opfer fallen.

Ich marterte meine Sinne, eine Lösung des Räthsels zu finden, versuchte zu schlafen, vergebens. Mein Kopf glühte, ich wurde stets aufgeregter, und jeder Ton, welcher an mein Ohr drang, versetzte mich in fieberhafte Bewegung. Das einzige Licht, welches sie mir gelassen hatten, brannte trübe, das Gemach schien sich mir mit allerlei grimmigen, verzerrten Gestalten und Schatten zu füllen. Nach einer Weile, als die tiefste Stille im kleinen Hause herrschte, erhob ich mich unruhig von meinem Lager, ergriff die Kerze, ging durch das Zimmer, prüfte jeden Winkel, jeden Gegenstand in demselben. Zuerst fesselten die kolorirten Kupferstiche an den Wänden meine Augen; der eine stellte, wie ich mich noch recht gut erinnere, die Loreley dar; die übrigen enthielten Scenen aus Schiller's „Räubern", und mein Blick erstarrte, als ich sie genauer ansah. In einer Ecke stand ein Schänktisch, ich öffnete ihn und fand in ihm einige Teller und ein altes Messer. Ich setzte mich wieder auf das Bett, und betrachtete meine wollene Decke, sie war aus mehreren eingewirkten bunten Stücken sinnreich zusammengefügt; an einer Stelle fielen mir rothe Flecken auf, die gleichsam in Zungenform mich anfletschten; ich brachte das Licht näher und bebte zurück.

Was ich für scharlachfarbiges Tuch gehalten hatte, waren Ueberreste geronnenen Blutes. Ein Schauer überfiel mich; vielleicht, sprach ich, hat sich Jemand in den Finger geschnitten, allein ich traute meinen eigenen Worten nicht. Ich wollte über mich selbst lachen, glaubte von Hirngespinnsten geäfft zu werden; meine Augen irrten unstät umher. Die Räuber und Loreley tanzten Koboldeu gleich vor mir an der Wand, das Mondlicht zwischen den Zweigen der Sycomore warf schauerliche Schatten auf eine Stelle des Fußbodens, ich kniete nieder, glitt mit Knie und Händen über die Diele, prüfte sie genau. Da war keine Blutspur, aber der Geruch des Bieres hatte ein Heer der garstigen Grillen angelockt, welche beim Scheine des Lichtes gegen den Ofen davonschwirrten. Ich verfolgte sie mit einer plötzlich in mir erwachten Vernichtungswuth, sie verschwanden zwischen den Ritzen der Dielen; ich trat auf die Bretter, welche hinter dem Ofen nur lose zusammengefügt zu sein schienen; ich wollte sie verschieben, steckte meine Nägel in die Ritzen, um sie zu lüften; vergebens, meine Finger wurden durch Splitter verletzt. Ich erinnerte mich nun des alten Messers im Schänktische, ergriff es und erhob mit seiner Hilfe das Ende einer Diele; eine viereckige Büchse lag unter derselben; sie war unverschlossen und trotz meiner Aufregung erbebten meine Hände, als sie den Deckel berührten; ich schwankte eine Weile, bevor ich ihn öffnete. Beging ich eine unredliche Handlung? Mein Gewissen sprach mich frei. Die Büchse lag nun offen vor mir und das Licht entsank beinahe meinen Händen als ich die Augen auf den Inhalt warf.

Oben lagen Büschel schwarzer, daneben eben solche blonder lockiger Haare wie die eines Kindes, dann ein anderes Bündel sehr langen, seidenartigen, braunen Haupthaares, das augenscheinlich einer Frau angehört hatte; unter denselben befanden sich verschiedene Gebisse großer, breiter, feiner, weißer Zähne, ein oder zwei Reife, eine silberne Uhrkette und eine Tuchmütze. — Die schrecklichste Wahrheit stand jetzt klar vor meinen Augen; ich ward hierher gelockt, nicht um meiner armseligen Kleider oder der geringen Baarschaft willen, die ich bei mir hatte, sondern um gleich Anderen meines Lebens beraubt zu werden, und um in den Besitz der Theile meines Kopfes zu gelangen, die unabhängig von Armuth oder Reichthum sind. Ich erinnerte mich, von einem ähnlichen Ereigniß in meiner Heimath gehört zu haben; ich dachte an Lori's Blick auf ihre Schwester, als ich in meiner thörichten Eitelkeit gelächelt und meine Zähne gezeigt hatte. Ich wußte nun, auf welche Gefahr Gretchen in einer plötzlichen Anwandlung von Reue hingedeutet hatte. Alles, was ich sah und hörte, stand nun klar vor meinen Augen. Das Bier beim Abendbrode war mit stark betäubenden Bestandtheilen versetzt und Gretchen hatte mich retten wollen, als sie das Glas meinen Händen entzog. Der Angstschweiß troff über meine Stirn, wenn ich an die Gefahr dachte, die mein Leben bedrohte. Die Wirkung des Trankes war zwar geschwächt, doch schon die geringe Menge, die ich gekostet, hatte mich in so große Aufregung versetzt, daß ich besorgte, früher oder später in den Schlaf zu fallen; dann aber war ich wehrlos und mein Verderben unvermeidlich; ich durfte also nicht ruhig bleiben, eilte mit hastigen Schritten durch das Zimmer und wollte die Thüre verriegeln; allein sie war von Außen geschlossen. Nun waltete kein Zweifel mehr über die Absichten der Schwestern ob.

(Schluß folgt.)

Deutsche Zechkunst.*)

Die Nässe und Feuchtigkeit der deutschen Wälder und Sümpfe durch andere Feuchtigkeiten unschädlich zu machen, war die erste Anwendung, die zwei Jahrtausende vor Hahnemann von homöopathischen Grundsätzen gemacht wurde. Doch waren die Gaben im höchsten Grade allopathisch. Zu dem altehrwürdigen Biertrinken gesellte sich das Weintrinken. Im vierzehnten Jahrhundert nahm der einheimische Rebensaft eine ebenbürtige Stellung neben dem Gerstensafte ein und ward sogar im fünfzehnten das Hauptgetränk der Deutschen, welches zumal in den Weingegenden seinen älteren Rivalen um ein Beträchtliches verdrängte. Bei keinem Mahl, keiner feierlichen Gelegenheit durfte ein gutes Glas Wein fehlen, durch welches selbst der gemeine Mann seine Feste zu verschönern pflegte. Jeder geringe Edelmann, jedes Kloster trachtete darnach, sich irgend einen Weinberg zum eigenen Bedarf anzulegen. Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert war der Wein so allgemein verbreitet und geschätzt, daß man fast keinen Handel abschloß, ohne eine außerordentliche Gratifikation für den Verkäufer zu gewähren. Die Advokaten wurden von ihren Clienten, die Aerzte von ihren Patienten, die Magistratspersonen von denen, die das Bürgerrecht empfangen hatten, die Prediger für ihre Reden bei Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen

*) Aus der kürzlich erschienenen „Geschichte des Weins und der Trinkgelage, von Rudolf Schultze." (Berlin, Effert u. Lindtner.)

mit Wein bezahlt; selbst der Geliebten machte man vor der Hochzeit Geschenke in Wein. Das sechzehnte Jahrhundert ist in der deutschen Geschichte das wahre Zechjahrhundert, in welchem die nationale Untugend ihren höchsten Gipfel erreichte; man theilte sogar zu Anfang desselben unser Vaterland in die Bierländer und Weinländer. Zu jenen gehörten Sachsen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg und andere niederdeutsche Gegenden, zu diesen dagegen Schwaben, Franken, Bayern und die obern Rheingegenden; und da die Gewohnheit des Viel- und Zutrinkens besonders in den ersteren herrschte, so erhielten diese auch den Beinamen der großen oder neuen Trinkländer, während die eigentlichen Weinländer die kleinen oder alten Trinkländer hießen.

In guten Weinjahren war der Wein oft ungemein wohlfeil. In Württemberg kostete 1426 ein Eimer alter Wein dreizehn Kreuzer, und 1484 konnte man eine Maß für ein Ei kaufen. Zuweilen war man gezwungen, wenn man kein leeres Faß für ein volles erhalten konnte, den Wein theils in Bütten und Zubern aufzubewahren, theils auf den Boden laufen zu lassen.

Tausend fünfhundert dreißig und neun
Galten die Faß mehr als der Wein.

Im genannten Jahre kam ein Edelmann, anstatt seinen alten Wein wegzugießen, auf den Gedanken, ihn von seinen Bauern in der Frohne austrinken zu lassen. Sie mußten einen Tag zusammenkommen; ungemessen strömte der Wein in die durstigen Kehlen der Bauern und erhitzte ihre Köpfe. Händel und Verwundungen gab es dann genug, und die Strafen trugen dem Edelmanne als Gerichtsherrn mehr ein, als wenn er den Wein verkauft hätte. 1287 soll in Heilbronn das Fuder Wein nur zweiunddreißig Kreuzer gekostet haben. Von 1420 bis 1429, welche Jahre sich durch ihre Fruchtbarkeit auszeichneten, mußte man mehrere Male in ein Wirthshaus gehen, um nur eine Zeche machen zu können; ja, um für einen Heller zu trinken, mußte man zweimal kommen. In Urach ließ einmal ein Wirth ausrufen, man könne bei ihm für einen halben Batzen vom Morgen bis zum Abend trinken. Die glücklichen Zeiten, wo solches geschehen konnte, sind leider für immer dahin. Als in Ulm der Münster gebaut ward, von 1377 bis 1494, war der Wein in manchen Jahren so billig, daß die Bürger nur in großer Gesellschaft das Wirthshaus besuchten, so daß auf diese Weise der Eine heute, der Andere morgen und sofort die Zeche bezahlen konnte.

Mit dem Wachsthume der Trinklust im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert stieg auch die Menge der verschiedenen Getränke. Besonders brauten die Niederdeutschen außerordentlich viele und starke Biere, unter denen das Hamburger, Eimbecker, Zerbster, Naumburger, Duckisteiner, die Braunschweiger Mumme berühmt waren. Hamburger Bräuhahn aufzutischen, galt im fünfzehnten Jahrhundert für eine köstliche Bewirthung; fast war er so berauschend wie südländische Weine. Die Bevölkerung ächter Weingegenden war oft sehr erbittert gegen die Bierbrauerei. Im südwestlichen Deutschland wurden wiederholt Edikte erlassen, die das Bierbrauen auf gewisse Orte beschränkten; der Rath in Reutlingen beschloß gar 1697: „Die Sudelei des Bierbrauens in alleweg abzuthun.“

Wie der Wein, Tabak, Kaffee, Mais, ist auch das Bier, dessen Zubereitung im Laufe der Zeit manche Verbesserung erfuhr, ein gewaltiger Eroberer geworden. Bock aus Bayern drang schon bis Batavia und Canton vor und steht hier neben californischem Lagerbier aus San Francisco auf derselben Tafel. Während unser Lagerbier als gesundes, leicht anregendes Getränk heißen Erdgegenden willkommen ist, hat es längst auch in kalten Ländern Eingang gefunden. Es mundet dem Moskoviten und dem Skandinavier, und der Engländer fängt an, es seinem schweren Porter und Ale vorzuziehen. In Flandern und Brabant gewinnt es Gunst neben dem altberühmten Genever und dem Brüsseler Faro. Deutsche Bierbrauereien gibt es jetzt nicht nur in Valenciennes, Antwerpen, Madrid, Lissabon, Konstantinopel 2c., sondern auch zu Sidney in Australien und zu Valdivia in Chile. Der Kaufmann Otto Esche, der das erste mit Waaren beladene Schiff von San Francisco quer über das stille Meer in die Mündung des Amur führte und den Handel zwischen Nordwestamerika und Ostsibirien eröffnete, berichtet, daß dort Mandschuren und Sinesen, uralische Kosaken und Mongolen sich dem deutschen Gerstensaft, der in Californien vortrefflich hergestellt wird, mit Vorliebe zuwenden; und Bremische Seefahrer erzählen, daß der König der Sandwichinseln, Kamehameha IV., Lagerbier keineswegs verschmäht.

Schenken oder Reifwirthschaften entstanden in den ältesten Zeiten der Feudalherrschaft. Damals gehörte der Weinschank in Deutschland der Herrschaft, wie noch jetzt der Branntweinschank in Rußland. Als aber die Städte größer und mächtiger wurden und ihre Einwohner wegen Gemeinsamkeit der von außen kommenden Gefahr und der inneren Interessen sich mehr und mehr zu einem festen Organismus vereinigten, als mithin zu dem adeligen und geistlichen Stande das Bürgerthum als ein dritter Stand hinzutrat, da wurde auch der Weinschank zu einem bürgerlichen Gewerbe gemacht und der sogenannte Weinbann aufgehoben. Die ehrenwerthesten Bürger der Stadt saßen im Wirthshaus und überlegten bei einer Maß Wein ernst und reiflich „der gemeinen Stadt Nutzen und Geschäfte“, rathschlagten auch über das Wohl und Wehe der Familien, der Gewerbe, der Gemeinde oder gar des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Die Patrizier schickten selbst ihre Söhne in die Trinkstuben, um sie von andern Lastern abzuhalten. Im Lauf der Zeit wurden die Wirthshäuser unter die Aufsicht der Polizei gestellt, welche den Preis der Speisen und Getränke festsetzte und die sogenannte Polizeistunde einführte, eine Stunde, die den alten Deutschen niemals geschlagen hatte; sie lief dem Charakter der Nation schnurstracks zuwider und wurde auch nur geschaffen, um nicht beobachtet zu werden.

In den Reichsstädten hatte jede Zunft ihr eigenes Tanzlokal und Zunfthaus, in welchem die Handwerker fast täglich zusammenkamen und Gevatter Schneider und Handschuhmacher einen Klatsch über ihre Nachbarn machten, dessen sich eine Versammlung von alten Weibern und Kaffeeschwestern nicht zu schämen gebraucht hätte. Durch Gewohnheit bildete sich in diesen Häusern allmälig ein förmliches Trinkrecht aus, ursprünglich aus der harmlosen Sitte entstanden, einen Gast durch Darreichung eines Bechers zu ehren. Trinklieder, Trinksprüche, Trinkwitze, Alles hatte seine Gesetze, auf die mit Strenge gehalten ward. Dazu gesellte sich das Zu- und Vortrinken, das Gesundheit- und Wetttrinken, welches zu allen Zeiten und bei allen Völkern naturgemäß in Saufgelage ausartete; denn die Grenze zwischen Wetttrinken und Saufen ist sehr schwach, jenes geht unmerklich in dieses über. Das Zechen ward zu einer Kunst, in der es zahllose und furchtbare Virtuosen gab. Ist es doch kaum glaublich, daß z. B. in Zürich, bei dem althergebrachten Frühlingsfest, genannt das Sechse-Läuten, auf den Trinkstuben der Zünfte für jeden Mann sechzehn Maß Wein

gerechnet wurden. In manchen Städten war das ganze niedere Volk sehr dem Trunk ergeben und verpraßte am Sonntag, was es die Woche über verdient hatte. In Wien hielten sogar eine Menge Bürger im fünfzehnten Jahrhundert Weinhäuser und Tavernen, in welche sie Zechgesellen und „lichte Frölein", wie damals die deutschen Hetären genannt wurden, hineinriefen. So war es gerade der städtische Wohlstand im Mittelalter, welcher, wie erfreulich er auch einerseits erscheinen muß, andererseits leider zu einem Lebensgenuß reizte, der nicht selten in die gröbste Schlemmerei und Trunksucht ausartete.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 21. Februar. Das fortgesetzte Gastspiel des Hrn. Formes hat den traditionellen Respekt vor diesem gewichtigen Namen in den Annalen der Gesangskunst abgemindert; die glänzendste Epoche dieser hervorragenden Baßstimme gehört der Vergangenheit an und diese ist in der That eine schöne, reich an Triumphen und gesegnet durch die lange Dauer ihrer Blüthezeit. Da es aber bekanntermaßen für den Stimmstock keine Assekuranzen gibt und Alles mit der Zeit vergeht, so hat auch diese mächtige Stimme den Culminationspunkt ihres Glanzes weit hinter sich und zahlt der Zeit bereits ihren Tribut. Wie der Stahl sich aus dem oft geglühten Eisen verflüchtigt, so das Metall aus einer abgesungenen Stimme. Die Stimmmittel des Hrn. Formes sind zwar nach jahrelanger Anstrengung immerhin noch ganz bedeutende, sie besitzen aber natürlich den Magnet der früheren Zeit nicht mehr; das hätte man berücksichtigen und eine Preiserhöhung umgehen sollen, denn was waren die Folgen der erhöhten Preise? schlechte Geschäfte, deren nachtheiliger Einfluß auf Herrn Formes in der Aufführung der „Martha" deutlich genug hervortrat. Derselbe war durch den sehr mäßigen Besuch offenbar verstimmt und gab sich nicht nur keine Mühe, diese Verstimmung dem Publikum zu verbergen, sondern deutete durch sein heftiges, mitunter in hohem Grade legeres Auftreten recht deutlich an, welchen Werth er auf das Urtheil der Zuhörer lege. Allen Respekt vor seiner Spielroutine, allein seine Bewegungen waren übertrieben und überschritten theilweise die herkömmlichen Grenzen der Bühnenfreiheit; wir erinnern nur an die Flucht Plumketts vor den Jägerinnen, wobei H. F. in wenig ästhetischer Weise mit einem Fuße über den Souffleurkasten gesprungen ist, und an den Abgang desselben mit Nancy im 4. Akte, wobei ziemlich bedenkliche Gesten gemacht wurden. Er beherrschte wie ein Tyrann die Bühne und flößte seinen Collegen ein in der That gerechtfertigtes Bedenken ein, sich in den Bereich seiner Gewaltsphäre zu begeben.

Was seine Gesangsleistungen anlangt, so scheint die Gewohnheit, in großen Räumlichkeiten vor starkem Orchester zu singen, bei H. F. zur anderen Natur geworden zu sein, er sang sowohl den Bertram am Sonntag als den Plumkett in der Martha mit solch mächtiger Stimme, daß das Gleichgewicht zwischen ihm und den übrigen Sängern sowie den Orchester gänzlich aufgehoben war, und keine Schattirung mehr in seinem Vortrage sich herausfühlen ließ; es ist dieses namentlich in seinem Plumkett aufgefallen; sein Gesang war hier durchgängig hart und schroff und konnte nur schwer eine gewisse Gereiztheit wegen des mangelhaften Besuches verbergen; vielleicht mag diesem Umstande auch die oft willkürliche, zumeist zu rasche Beherrschung des Taktes zuzuschreiben sein, das häufige Detoniren aber wird wohl seinen Grund in einer Affektion der Stimmbänder haben und wäre durch geeignete Modifizirung der Stimme zu vermeiden gewesen. Was die übrigen Darsteller anlangt, so hat Hr. Bernard die zarten weichen Gemüthsseiten des Lyonel nicht getroffen und diese Rolle nicht in dem ihr eigenthümlichen lyrischen Ton gehalten.

Frau Hain-Schnaidtinger hat die Martha in schönen Farben gezeichnet und abgesehen von einigen zu grellen Forcirungen, wozu sie wohl durch das Kraftaufgebot des Gastes verleitet worden sein mochte, recht brav gesungen. Fräulein Hausen hat die Nancy gut gespielt, im Gesange aber nicht vollständig befriedigt; ihre Altlagen sind noch ziemlicher Ausbildung bedürftig.

Schließlich noch die Bemerkung, daß das Weglassen der 5. und 7. Scene im zweiten und dritten Akt das Verständniß für den nicht sachkundigen Zuhörer sehr wesentlich beeinträchtigt hat. —8—.

Miscellen.

Eine merkwürdige Autographensammlung, berichtet die „Indép. Belge", wird nächstens in Paris im Saale Sylvestre zum Verkaufe kommen, nämlich eine Sammlung orthographischer Fehler. Ein gewisser M. C., seit dreißig Jahren Corrector in einer Druckerei, hat dieselbe hinterlassen. So oft er in der Handschrift irgend einer bekannten Literaturgröße grammatische Regelwidrigkeiten entdeckte, bewahrte er die Seite sorgfältig auf, setzte eine Zahl und eine Aufschrift darauf und fügte sie seinem sorgfältig gehegten Schatze hinzu.

Der Tod des Sängers.

War einst ein Sänger alt und matt,
Verlangend ew'gen Frieden,
Der hat, des ird'schen Daseins satt,
Den Tod zu sich beschieden;

Dann hat zu seinem letzten Sang
Die Harfe er genommen,
Und wie sein göttlich Lied verklang,
Da ist der Tod gekommen.

Nicht wie dem Bösen er sich zeigt —
Ein grinsendes Gerippe,
Das klappernd aus der Tiefe steigt,
In seiner Hand die Hippe.

Nein, wie ein Knab' im Jugendglanz
Mit stillen, ernsten Mienen,
In seiner Hand den Lorbeerkranz:
So ist er ihm erschienen.

Und leisen Schrittes trat er hin,
Schloß ihm die Augenlider,
Dann trug er zu den Sternen ihn
Und seine gold'nen Lieder.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 17. Mittwoch den 27. Februar. 1867.

Die beiden Schwestern von Köln.

Eine Sensations-Novellette von Charles Dickens.

(Schluß.)

Die verschiedenen Kirchenglocken der Stadt schlugen zwei Uhr; ich lauschte, ob im Hause sich etwas regte; plötzlich dünkte mir, vor meiner Thüre athmen zu hören, doch ich hatte mich getäuscht, kein Laut war vernehmbar; ich schleppte das Bett, den Tisch und die Stühle vor die Thüre, um dieselbe zu verrammeln. Diese Arbeit nahm einige Zeit in Anspruch und so still sie auch vor sich ging, hinderte sie mich dennoch, irgend etwas in meiner Nähe zu vernehmen. Erst als mein Werk vollendet war, gewahrte ich, daß im Garten, gerade unter meinem Fenster, eine Bewegung sich äußerte. Ein dumpfer Ton, als wenn die Erde in regelmäßigen Zwischenräumen von einem harten Gegenstande aufgewühlt würde, traf mein Ohr; ich schlich an das Fenster und blickte in den Garten. Das Mondlicht war beinahe verschwunden, der Gartenraum lag mehr als zur Hälfte im schwarzen Schatten, und dennoch unterschied ich dort zwei Gestalten. Ich erkannte sogleich die beiden Schwestern, sie höhlten ein Grab, die ältere mit männlicher Kraft, die jüngere bewegte, wie mir schien, lässig und langsam in öfteren Pausen den Spaten. Einmal blickte sie aufwärts und das Mondlicht fiel auf ihr bleiches, hageres Gesicht. Sie strich ihr langes, silberlichtes Haar aus ihrer Stirn und lehnte sich auf ihren Spaten. Dann drang es gleich dem Zischen einer Schlange an ihr Ohr, um sie an ihr Werk zu mahnen. Wenn ich nun einschlief war ich verloren. Die Furcht bemächtigte sich meiner mit aller Kraft, meine Glieder drohten zu erstarren, es war, als ob ein Gewicht auf meinen Augen lastete; ich rang verzweiflungsvoll mit dem Schlafe und flehte den Himmel um Erbarmen.

Plötzlich hob Lori den Kopf und lauschte. Ich vernahm ein kaum hörbares wiederholtes Pochen. Sie schlich leise durch den Garten, erhob die Klinke an dem Hinterpförtchen, welches wahrscheinlich von Innen geöffnet werden mußte. Ein aufgedunsener, untersetzter Mann trat ein, die Thüre wurde wieder geschlossen und alle Drei standen eine Weile sich berathend nebeneinander. Lori und der Mann blickten auf mein Fenster, Gretchen wendete den Kopf weg und rang ihre Hände. Dann lenkten alle Drei ihre Schritte geräuschlos gegen das Haus. Nun aber nimmer war der Augenblick geeignet zur Flucht. Mir blieb keine andere Wahl; sie hatten die Thür offen gelassen und wenn es mir gelang, sie zu erreichen, dann war ich geborgen, allein wenn ich nur einige Minuten säumte, konnte das, wenn auch nur in geringer Dosis genossene Bier seine Wirkung vollenden und ich war verloren.

Ich öffnete behutsam das Fenster und blickte hinaus; der Garten lag etwa zwanzig Fuß unter mir, einige Fuß tiefer als die Küche. Wenn ich hinuntersprang, mußte das Geräusch Aufmerksamkeit erregen und ich konnte überdies meine Beine verrenken oder gar brechen. Hier half jedoch kein Zaudern; ich ergriff die etwa sechzehn Fuß messende Planke des Fußbodens, die ich früher erhoben hatte, beugte mich so weit aus dem Fenster, daß ich das Ende derselben auf dem Boden des Gartens anbringen konnte, um ohne Gefahr mich an ihr hinabgleiten zu lassen.

Diese Arbeit war kaum vollbracht, als ich außerhalb meiner Thüre Schritte vernahm, ein Riegel weggeschoben und die Klinke ergriffen wurde. Meine Barrikade konnte einige Minuten lang das Eindringen in's Zimmer verhindern und ich hatte eben nur noch soviel Zeit, mich über das Fenstergesimse hinauszuschwingen, beide Füße auf die Planke zu stellen und an derselben hinab auf den Gartengrund zu gleiten. Mit Windeseile flog ich dann bis zum Hinterpförtchen, ergriff dort ebenso rasch die Klinke, als das Geräusch fallender Tische und Stühle an mein Ohr drang. Ich rannte, ohne selbst zu wissen in welcher Richtung, Straße auf, Straße ab, immer weiter und weiter, bis ich erschöpft und athemlos am Flußufer vor einem Wachhause anlangte. Ich sah die Schildwache am Thore, sah das röthliche Licht eines Laternenpfahles vor derselben. Kein Hafen konnte jemals einem schiffbrüchigen Seemann willkommener gewesen sein. Ich sank vor der Schwelle hin; der Unteroffizier und einige Soldaten kamen herbei, starrten mich an, fragten mich, was mir fehle, und da ich anfangs nicht zu sprechen vermochte, erklärten sie, daß ich berauscht sein müsse, und als ich ihnen endlich in unzusammenhängenden Sätzen meine seltsame Geschichte erzählte, änderten sie ihre Ansichten und erklärten mich für wahnsinnig; allein da ich ihnen von harmloser Natur und nicht gefährlich erschien, meine Erzählung ihnen überdies zur Verkürzung ihrer müßigen Stunden beitrug, richteten sie immer und ewig dieselben Fragen an mich, lachten, schäkerten und drängten sich um mich bis zur Morgendämmerung. Dann wiesen sie mir den Weg nach dem Dom, dessen Thüre eben geöffnet wurde, als ich dort anlangte.

Mein Ränzchen lag noch unberührt im Winkel des Beichtstuhles; ich warf mich erschöpft in denselben und verfiel in einen Schlaf, und die Sonne stand schon hoch am Firmament, als ich erwachte. Die Andächtigen sammelten sich zum Gebete, ich nahm mein Ränzchen auf die Schulter und verließ den Dom. Mein Kopf brannte, meine Beine waren starr und

steif. Hatte ich geträumt? hatten nur Hirngebilde einen so tiefen und mächtigen Eindruck in mir zurückgelassen? Ich traf einen Küster des Domes, fragte ihn, ob er die blondhaarigen Schwestern kenne, die am Vorabende der Vesper beigewohnt hatten; ich schilderte sie ihm genau, allein er starrte mich an und schüttelte das Haupt. Wie konnte er auch unter der Menge, die täglich in den Dom kam, wissen, wen ich meinte? Er ließ mich stehen und ich begab mich in ein nahes kleines Gasthaus, um ein Frühstück einzunehmen, zog auch dort Erkundigungen ein, erzählte meine Erlebnisse, allein wer mich anhörte, hielt mich gleich den Soldaten für geisteskrank; Jemand rieth mir in spöttischem Tone, meine Angelegenheit lieber der Polizei mitzutheilen; konnte ich jedoch hoffen, dort Glauben zu finden, da ich auch nicht durch den mindesten Beweis meine Aussage zu bekräftigen vermochte? Ich durchwanderte einige Stunden lang die Stadt, hoffte, vielleicht das Haus zu finden, dessen Aeußeres zu lebhaft meinem Gedächtnisse vorschwebte, als daß ich es nicht wieder erkennen sollte; ich fand nirgends von ihm eine Spur, glaubte endlich selbst, einem Alpdrucke anheimgefallen zu sein und verließ noch an demselben Tage Köln. Wochen vergingen alsdann, ehe ich mich von der Furcht befreit sah, wieder in ähnliche schreckliche Träume zu versinken. Die Zeit übte endlich ihre Gewalt, aber ich konnte nicht umhin, die Bildnisse der beiden Schwestern in meinem Skizzenbuche zu zeichnen und eine getreue Schilderung meiner Erlebnisse beizufügen.

* * *

Ein Jahr später traf ich an einem Winterabende auf meiner Heimreise wieder in Köln ein. Ich war nun wohlhabender als je; ich hatte die obern Staffeln der Leiter erreicht, die ich zu erklimmen strebte; meine Gemälde hatten Anerkennung gefunden und wurden reichlich belohnt; ich brauchte nicht mehr meine geringe Habe auf dem Rücken zu tragen und kümmerlich zu leben, und begab mich gleich anderen Passagieren vom Dampfboot in ein stattliches Hotel in der Nähe des Rheins. Der Abend war kalt; dennoch standen allüberall längs dem Kai die Leute gruppenweise im eifrigsten lebhaften Gespräche. Ihr Interesse mußte von einem außerordentlichen Ereigniß in Anspruch genommen werden; einige Aeußerungen, die mein Ohr trafen, erregten meine Neugierde. Ich fragte den Kellner, der mir mein Zimmer anwies, welcher Gegenstand so sehr die allgemeine Theilnahme hervorrufe.

„Eine Hinrichtung," erwiderte er, „ist hier ein zu seltenes Ereigniß, als daß man nicht von ihr sprechen sollte; das ungewöhnliche Interesse wird jedoch dadurch erhöht, daß die Mörderinnen, deren Verbrechen jahrelang unentdeckt blieben, Schwestern sind."

Ich mußte mich bei diesen Worten in auffallender Weise entfärbt haben, denn der Mann blickte mich verwundert an.

„Sahen Sie jemals diese Weiber?" stotterte ich endlich sichtbar ergriffen.

„Nein, mein Herr, ich konnte das Hotel nicht verlassen, um der Hinrichtung beizuwohnen, aber im Speisesaal ist ein Offizier, der Ihnen alles haarklein erzählen kann, denn er sah die Verbrecherinnen im Gefängnisse und befehligte heute die Truppen während der Hinrichtung."

Ich begab mich einige Minuten später mit meinem Skizzenbuch in das Speisezimmer, in welchem ein preußischer Offizier von schon vorgerücktem Alter an einem kleinen runden Tische sein Abendbrod verzehrte.

„Sie werden hoffentlich," redete ich ihn an, „einem Fremden eine Frage zugute halten; ich bin ein Engländer, traf soeben in Köln ein und vernahm, daß sie heute amtlich einer Hinrichtung beiwohnten. Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir gefälligst in dieser Beziehung eine Auskunft ertheilen wollten. Ich werde, wie Sie erfahren sollen, zu meiner Bitte um diese Gunst nicht durch eine gewöhnliche Neugierde veranlaßt."

„Nehmen Sie Platz," sprach der Offizier höflich, indem er auf einen Stuhl neben ihm deutete. „Ich will Ihnen Alles mittheilen, was mir über die Schwestern Strauß bekannt ist. Sie wissen doch, welcher Verbrechen sie überwiesen worden sind? Sie hatten zuletzt einen jungen Tröbler Namens Hausmann nicht um seines Geldes willen, denn er war arm, sondern wegen seiner Haare und Zähne ermordet. Dies war keineswegs ihr erstes Verbrechen. Aus der Untersuchung erhellt, daß sie ihr Unwesen schon seit zwei oder drei Jahren getrieben und vermuthlich mehr als zwanzig Menschen, Männer, Frauen und Kinder, ermordet haben, von denen einige in der räthselhaftesten Weise verschwunden und von den Schwestern beseitigt worden sind. Ihre Opfer waren Fremdlinge, denen sie ihre Gastfreundschaft angeboten hatten und die nicht so leicht vermißt werden konnten; nur wenige derselben dürften viel Geld besessen haben; dennoch fand man auch Uhren und ansehnliche Geldbeträge im Hause verborgen."

„Neben dem Hause lag ein mauerumringter Garten mit einem Pförtchen am äußersten Ende und im Hause selbst waren drei Zimmer?" sprach ich.

„Jawohl, Jedermann wallfahrtete während der letzten Tage dorthin; im Garten wurden viele Gerippe gefunden, und die Entrüstung des Volkes war so groß, daß man den wildesten Zornesausbruch befürchten mußte, dem die Schwestern auf ihrem Wege zum Blutgerüste ohne das zahlreiche Schutzgeleite sicher zum Opfer gefallen sein würden. Der Pöbel äußerte gleichsam seine Freude, als die Mörderinnen auf das Rad geflochten wurden."

„Auf das Rad geflochten? Guter Himmel, das Urtheil ist doch nicht schon vollzogen?"

„Ja, und die Frauen blickten unbeweglich auf das grause Schauspiel, während ich das Auge abwenden mußte, als die Arme der älteren Schwester gebrochen wurden, obgleich ich Zeuge mancher blutigen Schlacht im letzten Kriege war. Ihr Jammer drang in's Herz. Der Kopf ward, mit einem Seile am Halse umwunden, von zwei Männern abwärts gehalten, und die Glieder wurden nacheinander durch ein schweres Rad gebrochen, worauf man endlich den Kopf durch ein Schwert vom Rumpfe trennte. Der verlängerte Todeskampf der älteren Schwester dauerte bis zum letzten Athemzuge. Mit der jüngern Schwester gingen die Scharfrichter barmherziger um, indem sie sie erdrosselten, so daß sie lange vor ihrer Enthauptung keinen Laut mehr vernehmen ließ."

Einige Minuten vergingen, bevor ich wieder sprechen konnte; ich zog mein Skizzenbuch hervor.

„Würden Sie, mein Herr, in diesen Zeichnungen die Köpfe der Mörderinnen erkennen?"

„Sie sind ihnen vollkommen ähnlich," erwiderte er.

Ich erzählte ihm alsdann mein Abenteuer und brauche kaum zu erwähnen, wie erstaunt er war, daß ich so wunderbar von der Gefahr errettet worden bin, der nur Wenige entgangen waren. Noch jetzt, wenn ich Erzählungen von prophetischen Träumen oder warnenden Visionen höre oder lese, kann ich mich nicht der Frage erwehren, ob mein Zusammentreffen mit

den Schwestern von Köln nur ein Traum gewesen sei; allein es war, nach Allem, was ich hier mitgetheilt habe, sicherlich kein Traum.

Erzherzog Stephan, der letzte Palatin von Ungarn.

In Mentone, einem einen Büchsenschuß weit von Nizza gelegenen Städtchen, starb am 19. Februar Erzherzog Stephan im 50. Lebensjahre. Erzherzog Stephan (geb. am 14. Sept. 1817), Sohn des Erzherzog-Palatins Joseph, aus dessen zweiter Ehe mit Hermine, Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, war ein Zwillingskind; seine Zwillingsschwester, Erzherzogin Hermine, ist in der Blüthe der Jugend am 17. Febr. 1842 gestorben. Der Erzherzog erhielt eine sehr sorgfältige und verständige Erziehung. Seine Muttersprache, die ungarische, die er mit seltener Gewandtheit sprach, ungerechnet, waren ihm fünf oder sechs Sprachen sehr geläufig. — Der Redekunst vollkommen mächtig, eignete sich der junge, wissensdurstige Prinz gründliche Kenntnisse in der Literatur, in der Staatswissenschaft, in der Volkswirthschaft an und entwickelte gleichzeitig in den Leibesübungen, welche bei einem kriegerischen Volke, wie die Ungarn sind, nie außer Acht gelassen werden, sorgfältig seine physischen Kräfte. Es gehört in Ungarn zu den Gesetzen der Erziehung, im vollkommenen Einklange mit den Fortschritten des Geistes den Körper auszubilden, und wie es damit gehalten wird, haben ein Szechenyi, Wesselenyi, der einmal seinen von der Höhe eines Tisches herab perorirenden Gegner mit sammt dem Tische in die Höhe hob und unter homerischem Gelächter der Versammlung hinaustrug, deutlich bewiesen. — Erst fünfzehn Jahre alt, ritt der Prinz auf den weiten Pußten schon jedes Pferd, und theilte seine Zeit zwischen Studien und kriegerischen Uebungen auf der Jagd oder Reitbahn.

Mit 22 Jahren war der Prinz bereits in den Geschäften erfahren, für die er unter den Augen seines Vaters vorbereitet wurde. Er bereiste 1841 bis 1843 einige Provinzen und mehrere Gegenden des Auslandes und wurde 1844 zum General-Statthalter in Böhmen ernannt. Es war — schreibt Wurzbach in seinem biographischen Lexikon — ein eigenthümlicher Gegensatz, diese Uebernahme der Regierung über eine in absoluter Gewalt beherrschte Provinz von Seite eines Prinzen, der unter den freien Verhältnissen eines verfassungsmäßig regierten Königreichs groß geworden, dort seinen Geist geschärft wie sein politisches Bewußtsein geregelt hatte. In väterlicher Weise handhabte der Prinz sein Regiment; sein aufgeklärter, ruhig die Verhältnisse durchschauender Geist erkannte bald die Position, die er in staatsmännischer Weise benützte, um zwischen Regierern und Regierten zum Frommen Beider zu vermitteln.

Als die Fabrikunruhen in Prag ausbrachen, gelang es dem Erzherzoge, ohne Blutvergießen die Streitigkeiten zu schlichten und die Widerspenstigen zur Ordnung zu bringen. Ein Jahr später waren es Theuerung und Mißwachs, die bekämpft sein wollten, und auch hier sorgte der Landeschef für das Riesen- und Erzgebirge durch Straßenbauten, für die Hauptstadt Prag und ihre ärmeren Bewohnerklassen aber durch wohlfeiles Holz, billiges Brod und Arbeitgeben. Diese Erfolge der Regierung des Erzherzogs in Böhmen bezeichneten ihn nach seines Vaters Tode (13. Januar 1847) als Nachfolger in Ungarn. Der Erzherzog stand damals in seinem dreißigsten Jahre. Der Jubel, mit welchem der Erzherzog empfangen wurde, war ungeheuer. Man begrüßte in ihm nicht nur den Prinzen, der bereits in schwierigen Verhältnissen sich bewährt und eine allgemeine Beliebtheit erworben hatte, sondern auch den Sohn des Vaters, dessen Andenken die Nation als das eines seiner größten und edelsten Männer mit Begeisterung bewahrt. Am 16. Oktober 1847 wurde der Erzherzog durch seinen jugendlichen Vetter Franz Joseph, den gegenwärtigen Kaiser, als Obergespan der Pesther Gespanschaft feierlich eingeführt. Am 11. November 1847 wurde der ungarische Reichstag zu Preßburg durch den Kaiser in Person eröffnet. Die erste That des Reichstages war die Palatinswahl. Einstimmig fiel dieselbe auf den Erzherzog Stephan. Die freiheitlichen Bestrebungen des Reichstages fördernd, wollte er in demselben auch dann noch nichts Bedenkliches erblicken, als ersterer nach den Pariser Februar-Ereignissen gegen die Regierung Front zu machen schien.

Als jedoch Kossuth nicht mehr reformirend, sondern umstürzend zu Werk zu gehen begann und seine Partei die Lostrennung Ungarns aus dem Gesammtverbande der Monarchie kaum mehr verhüllte, da wendete der Erzherzog alle Macht seines Einflusses an, um die Parteien zu vermitteln und zu einem gesetzlichen Ausgleiche zu bringen. Mitte März begab sich eine Deputation nach Wien, um in einer feierlichen Audienz die Gewährung wichtiger Forderungen, und zwar Vertretung der unteren Stände auf dem Reichstage, Volksbewaffnung, Gleichheit vor dem Gesetze in bürgerlicher und religiöser Hinsicht, Beeidigung des Heeres auf die Verfassung, Entfernung fremder Truppen aus dem Lande mit der Erklärung, daß die ungarischen Regimenter nicht außerhalb der Grenzen Ungarns verwendet werden dürften, zu erbitten. Diese Bitten wurden jedoch nur mit Vorbehalt einer nähern Erwägung gewährt und Erzherzog Stephan zum außerordentlichen kaiserlichen Bevollmächtigten ernannt, um im Einvernehmen mit dem neuen Ministerium alle weiteren Einleitungen zu treffen. Da rief ein kaiserliches, die Theilung der Staatsschuld betreffendes Handschreiben eine Aufregung im Lande hervor, welche durch die ziemlich gleichzeitige Erklärung der Kroaten, sich von Ungarn völlig lostrennen zu wollen, den Ausbruch des Bürgerkrieges zur Folge hatte. Der neue Ban von Kroatien, Frhr. v. Jellacic, nahm eine feindliche Stellung gegen Ungarn ein. Ein Schreiben des Erzherzogs, welches den Ban von weiteren aggressiven Schritten abmahnte, blieb erfolglos. Auch die Serben hatten angefangen sich zu regen. Die Unruhen wuchsen mit jedem Tage und unter solchen Verhältnissen wurde am 5. Juli der neue Reichstag durch den Erzherzog-Palatin in Pesth eröffnet. Gleichzeitig tagte die Landesversammlung in Kroatien. Solche Konflikte zu lösen, war selbst die einflußreiche Macht des Palatin nicht im Stande. Noch ein Vermittlungsversuch wurde gemacht, mit dem der Kaiser den Erzherzog betraut hatte. Die Verhandlungen, welche aus diesem Anlasse am 25. und 29. Juli zwischen dem Erzherzog-Palatin, dem Grafen Batthyany und dem Ban Jellacic zu Wien gepflogen wurden, waren resultatlos.

Das Wiener Kabinet war zur Einsetzung eines selbstständigen verantwortlichen Ministeriums unter Batthyany nicht zu bewegen, Stephans Bemühungen in dieser Beziehung waren am Wiener Hofe vergebens. Des Palatin Streben war, jene konstitutionelle Vereinigung Ungarns mit der Monarchie herzustellen, wie sie nun heute, leider so spät, geschaffen werden soll. Da eilten Deak, Madarasz und Pulszky nach Wien, um den Erzherzog zu stützen und namentlich Aufklärung über die feindliche Bewegung des kroatischen Banus Jellacic zu

erlangen. Vergebens, man sagte sich offen, daß Jellacic im geheimen Einverständniß mit dem Wiener Hofe handle. Am 11. September überschritt der Banus an der Spitze eines Heeres die Drau und begann so den Bürgerkrieg mit der Invasion Ungarns. Die nun in Ungarn beginnende Revolution durchbrach bald wie ein nahender Bergstrom alle Dämme. Zwar weigerte der Palatin sich dann nicht, der Aufforderung des Reichstages gemäß an die Spitze der ungarischen Armee zu treten. Ausgerüstet mit Vollmachten zu einem ehrenvollen Friedensschlusse, welche die Stände ihm auf Kossuths Antrag mitgegeben, fuhr der Erzherzog am 21. September von Füred quer über den Plattensee nach Szemes, wo Jellacic sein Hauptquartier hatte. Der Banus hatte versprochen, sich an Bord des Dampfers zu einer Zusammenkunft einzufinden; allein der Palatin mußte umkehren, ohne ihn gesehen zu haben, weil Jellacic, wie er lachend zu seinen Offizieren sagte, „fürchtete, die Maschine könne stärker sein als das Ehrenwort des Erzherzogs und ihn zu dessen Verzweiflung seiner Armee entführen." Da erkannte der Prinz, daß die Krisis nicht mehr zu bewältigen war. Heimlich verließ er das Lager, nur wenige Stunden hielt er sich in Ofen auf, von wo er mit Hilfe des Schloßpfarrers, eines Geistlichen aus dem böhmischen Kreuzherren-Orden, unerkannt über die Grenze entkam und am 24. September in Wien sein Amt niederlegte. Der Unwille des Wiener Hofes gegen Stephan war nachhaltig, obwohl gerade des ersteren Verblendung an dem Gange der Ereignisse die Schuld trug und den Palatin geopfert hatte.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 26. Febr. Im Verlaufe des Gastspiels des Hrn. Formes bekamen wir gestern Mozarts „Entführung aus dem Serail" zu hören, eine Oper, deren häufigere Aufführung gewöhnlich an der Rolle des Osmin scheitert. Diese Baßpartie bewegt sich nämlich in den tiefsten Registern und bietet für eine nicht auf den breitesten Grundlagen fundirte Stimme unübersteigbare Hindernisse. Hr. Formes hat diese Rolle übernommen und glücklich durchgeführt; wenn seine Stimme auch nicht mehr mit sonstiger Sicherheit in die Tiefen des Basses hinuntersteigen will, so ist sie doch immerhin noch sehr ausgiebig, hat eine ungewöhnliche Stärke in den Mittellagen und zeichnet sich durch große Routine aus. Da Hr. F. diesesmal seine Stimme moderirte und dadurch den hiesigen Bühnenverhältnissen accommodirte, so erzielte er einen entschieden günstigeren Erfolg als neulich in der Martha; er hat einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen in seiner bühnengerechten Erscheinung und seinem trefflichen Spiele und weiß diese Kräfte glücklich auszubeuten. Es scheint insbesondere das Gebiet der Komik zu sein, auf welchem er sich mit Vorliebe bewegt; sein Osmin war ein ganz trefflich durchgeführter Charakter, welcher die Lachmuskeln der Zuhörer fortwährend in Bewegung setzte und in dem gefälligen Duette mit Pedrillo durch die in der That äußerst gelungene Darstellung des lüsternen, der Verführung zugänglichen, vom Weine besiegten Moslems drastische Wirkungen erzielt.

Mit dem Gaste wetteiferte das übrige Personal und so können wir von sämmtlichen Mitwirkenden im Allgemeinen nur Gutes constatiren; alle Anerkennung verdient Hr. Bernard für die Aufmerksamkeit und den Fleiß, mit welchem er die Parthie des Belmont gesungen; in seiner ersten Arie wie in jener des 3. Aktes war er ganz vorzüglich und erwarb sich durch seinen schönen eleganten Vortrag und seinen ausdrucksvollen Gesang lebhaften Beifall; eben so günstig wurden die Leistungen des Fräulein Meißner in der Rolle der Constanze aufgenommen; obgleich sie der vielfachen Schwierigkeiten dieser Parthie, welche zu ihren Kräften nicht im Verhältnisse steht, nicht Meister wurde, so leistete sie doch mehr, als man erwarten konnte und berechtigt zu den besten Hoffnungen; wenn einmal ihre Stimme die nöthige Reife erlangt hat, dann wird sich auch im Ausdrucke noch einstellen, was bis jetzt noch vermißt wird und ihrem Vortrage eine gewisse Monotonie und Mattheit gibt, dann werden ihre Stimmregister gleichartiger und die höheren Lagen abgerundeter und voller und überhaupt ihr ganzes Auftreten unter dem Vortheile der Routine gewinnen.

So gut die Einzelnleistungen, so wenig waren wir durch die Ensembles befriedigt; das Terzett im Finale des ersten und das Quartett in jenem des zweiten Aktes hatten keinen Fluß und keinen Zusammenhang und waren der im Uebrigen gelungenen Aufführung geradezu unwürdig. —ß—

Miscellen.

(Der Schutzengel des Kindes.) Kein leerer Schall ist es, schreibt ein Berliner Blatt, wenn es heißt: Jedem Kinde steht ein schützender Engel zur Seite! Dies hat sich in wunderbarer Weise in einem Hause der Oranienburger-Straße wieder bewahrheitet. Auf einem Treppenflur des dritten Stockwerks spielten mehrere Kinder, von denen das Eine, ein dreizehnjähriges Mädchen, ein anderthalbjähriges Knäbchen auf dem Arme trug. Ein von der Parterre-Etage heraufkommender Knabe ruft den oben spielenden Kindern zu; diese, und unter ihnen das Mädchen mit dem Kinde, beugen sich, um hinabzublicken, über das Geländer der Treppe; das auf dem Arme getragene Knäblein macht eine heftige Bewegung und stürzt vom Arme des Mädchens hinab aus der dritten Etage. Ein durchdringender Schrei ertönt und lockt die Bewohner des Hauses zusammen; und siehe da, an dem an der Treppe zum ersten Stockwerk angebrachten Gasarme hängt mit seinem Röckchen unversehrt das hinabgestürzte Kind und zappelt, lachend und fröhlich, mit Händchen und Füßchen.

(Ein Kapitalist.) Der junge Lord Belgrave, Enkel des Marquis von Westminster, wird der reichste Mann der Welt werden, wenn er so lange lebt, um sein in Aussicht stehendes Erbe anzutreten. Zu der Zeit, als derjenige Theil Londons, der jetzt als der fashionabelste Stadttheil unter dem Namen Belgravia bekannt ist, nur ein Landgut war, verpachtete der erste Marquis Belgrave dasselbe auf neunzig Jahre. In etwa 10 Jahren, wo der Erbe dieses Gutes großjährig geworden sein wird, hört dies Pachtverhältniß auf. Die Revenuen vermehren sich alsdann bis zu einer fast unberechenbaren Höhe. Gegenwärtig belaufen sich die Einkünfte dem Vernehmen nach auf 1000 Pfd. St. per Tag; in zehn Jahren werden sie auf das Zehn- bis Zwanzigfache gestiegen sein. Der jetzige Marquis von Westminster ist ungefähr 72, sein ältester Sohn, Graf Grosvenor 47 und der älteste Sohn desselben, der junge Lord Belgrave 13 Jahre alt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 18. Sonntag den 3. März 1867.

Der Letzte des Stammes.

Fairleigh Hall war ein umfangreiches, mit zahlreichen von Steinschnörkeln umrahmten Fenstern versehenes Gebäude. Den Familienüberlieferungen zufolge datirte es aus der Anfangsperiode der Regierung der jungfräulichen Elisabeth. Wie dem auch sein mochte, es war das beau-idéal des Stammsitzes eines englischen Landedelmannes. Obgleich die Fairleighs als adelige Race ihren Namen nicht bis zu der erwähnten Epoche zurückführen konnten, so waren sie doch von respektabler Abkunft. Der erste Sir Walter war von George I. zum Baronet erhoben worden, und er war es, welchem durch seine Heirath mit einer Tochter des Lord Minsterleigh das genannte Besitzthum zufiel. Er hatte künstlerische Neigungen und galt für einen ausgezeichneten Kunstkenner; und somit widmete er seine unbeschränkte Muße, nebst einem beträchtlichen Theile seines Vermögens, dem Aufsuchen und Ankauf von seltenen Kunstgegenständen. Was anfänglich nur Liebhaberei war, erstarkte mit der Zeit zur Leidenschaft. Er baute einen neuen geräumigen Flügel eigens zur Aufnahme seiner Schätze und hinterließ seinem Nachfolger eine der vorzüglichsten Sammlungen des Königreichs. In dem zweiten Baronet waren seines Vaters Neigungen fortgepflanzt, und von da ab bis zum Erlöschen des Titels bildete die Liebe zur Kunst den Erbruhm des Geschlechtes. Aber der obschon an sich ansehnliche Reichthum der Familie stand doch in keinem Verhältniß zu den Anforderungen jener kostspieligen Passion, und mit jeder Generation häuften sich die einen gänzlichen Ruin anbahnenden Schulden. Ein Stück Land um das andere wurde verpfändet oder verkauft, und als der sechste Baronet die Erbschaft antrat, fand er nichts mehr als die drückenden Verbindlichkeiten seiner Vorfahren. Die Kunstschätze, welche solch ungeheuere Summen verschlungen hatten, waren wohl noch vorhanden, allein nur wenige Auserwählte verstanden sie zu würdigen, und den gegenwärtigen Sir Walter Fairleigh vermochten sie nicht vor Verarmung zu schützen. Fünfzigtausend Pfund war die Summe, die ihn retten konnte, aber er wußte ganz gut, daß alle diese Gemälde, geschnittenen Steine, Medaillen, etrurischen Alterthümer und dergl. bei einem Zwangsverkauf nur ein Spottgeld bringen würden; und überdies fühlte er, daß der Schmerz über das Aufgeben einer Kollektion, welche so lang der Stolz der Familie gewesen, ihm noch unerträglicher sein würde, als ein Dasein der härtesten Entbehrungen und Demüthigungen, wie der Verarmte es zu gewärtigen hat.

Als der neue Baronet sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, segnete eine Tante seines Vaters, welche während ihres langen Lebens eine Menge kleiner Erbschaften und Legate zu einem artigen Vermögen zusammengescharrt, das Zeitliche und hinterließ ein Testament. Die alte Dame hatte, so viel irgend eine Menschenseele wußte, niemals ihre Hand zu einer Gutthat aufgethan, allein Sir Walter konnte sich rühmen, daß, wenn er zuweilen bei ihr auf Besuch gewesen, sie ihn mit etwas weniger launenhafter Härte behandelt hatte, als ihre gewöhnliche Umgebung sie von ihr erdulden mußte. Eine der Dulderinnen war Mrs. Needleham's Gesellschafterin, Lucy Travers, welche für ein Salair von jährlich fünfzig Pfund alle Obliegenheiten zu erfüllen verbunden war, welche eine derartige vielumfassende Stellung bei einer von Natur bösartigen, tyrannischen Gebieterin mit sich zu bringen pflegt.

Lucy Travers war ein schlankes, zierliches, dunkelhaariges Mädchen, mit blitzenden Schelmenaugen und einer frischen bezaubernden Art des Benehmens, welche auf Walther bereits bei ihrer ersten Begegnung einen tieferen Eindruck hervorbrachte. Sie war eine Waise, die Tochter eines Geistlichen, der sie ohne einen Heller Vermögen in der Welt zurückgelassen hatte. So kam sie als gutes, pflichtgetreues Mädchen zu Mrs. Needleham und war entschlossen, das Brod, welches sie aß, redlich zu verdienen und das Leben von der heitersten Seite anzusehen. Mrs. Needleham hätte sich zu ihrer Acquisition Glück wünschen können, aber weil sie selbst nicht gut war, so haßte sie Alle, welche ihr nicht glichen, und jede löbliche Eigenschaft ihrer jungen Untergebenen war ihr ein Dorn im Auge und Gemüth. Deshalb und vielleicht auch, weil Walter seine Neigung zu deutlich blicken ließ, wurde die arme Lucy eines schönen Tages mit bitteren Worten und der geringen Summe, welche vom letzten Quartal bis zum Entlassungstage ihr noch zu Gute kam, fortgeschickt und konnte nun zusehen, wo sich ihr plötzlich ein anderes Obdach bieten würde. Mrs. Needleham's Vorsicht, wenn solche im Spiel war, erwies sich jedoch nichtig. Walter verlor das junge Mädchen nicht aus den Augen; er fand sie als Gouvernante in einer Londoner Erziehungsanstalt wieder, und das erste Wohlgefallen reifte rasch zu gegenseitiger herzlicher Liebe.

Wie vorhin gesagt, starb Mrs. Needleham und hinterließ ein Testament. Der boshafte Sinn, der die irdische Hülle im Leben regiert, hatte sich noch einmal in dieser vorbereitenden Handlung des Todes nachdrücklich kundgethan. Walter wurde durch das Testament der Besitzer von hunderttausend Pfund, doch unter der einen und unumgänglichen Bedingung, daß er sich

nie verheirathen solle; „und ich bestimme dabei," so lautete die Verfügung ferner, „daß die genannte Summe von einhunderttausend Pfund sogleich meinem besagten Großneffen Walter Basil Fairleigh gegen seine gerichtliche Versicherung und Haftbarkeit ausgeliefert werden solle, dieselbe an die hierin bestimmten Testamentsvollstrecker wieder zurückzuerstatten, im Falle er, mein besagter Großneffe Walter Basil Fairleigh, später eine Heirath eingehen sollte."

So hatte eine weibliche Natter noch mit dem letzten Athemzug ihr schärfstes Gift verspritzt. Mrs. Needleham wußte ganz gut, daß nur ihr Geld Walter vor völligem Ruin bewahren konnte, und sie hegte auch dieselbe feste Ueberzeugung, daß das reizendste liebenswürdigste Mädchen in ganz England nicht im Stande sein würde, den jungen Mann vergessen zu machen, was er der Ehre seines Vaters und seinem Namen schuldig war. „Und wenn Lucy ihn wirklich so liebt, als manche Thörinnen einen Mann zu lieben pflegen," hatte die alte Frau bei sich gesprochen, „so weiß ich, was kommen wird. Ich kenne mein Geschlecht! Und ich werde noch im Grabe meine Freude an ihrem Untergange haben." Mrs. Needleham sah dem leibhaftigen Gottseibeiuns zum Verwechseln ähnlich, als sie dieses Selbstgespräch hielt, aber sie hatte keine Ahnung davon, daß sie keine gute Christin sei; und mit den üblichen Gebetformeln auf den Lippen starb sie eines leichten Todes und im Vollgenuß der öffentlichen Achtung, die sich selten einem Vermögen von hunderttausend Pfund versagt.

Ein halbes Jahr war verflossen. Fairleigh Hall war nicht länger mit Hypotheken belastet und der junge Gutsherr schuldete keiner Seele mehr einen Heller. Er war reich und konnte vor jedem Menschen das Haupt erheben. Lucy Travers wußte nichts von der verhängnißvollen Klausel im Testamente ihrer einstigen Herrin. Walter, der sich ihrer Liebe vor dem ihn betroffenen Glücksfall versichert, hatte nicht den Muth, ihr die inhaltschwere Nachricht mitzutheilen. Er konnte den Gedanken an ihren Verlust nicht ertragen, und absichtlich die Augen der Zukunft verschließend, ließ er sein Herz immer fester in unauflösliche Bande schlagen. Lucy lebte nur für ihre Liebe, sie war ihr eigentliches Dasein geworden, sie hatte ihre Seele veredelt und gehoben, und Walter fühlte ganz gut, daß er in der Hingebung dieser edelen Weiblichkeit einen Schatz besaß, der unendlich mehr werth war als hunderttausend Pfund, um derentwillen er seine persönliche Freiheit aufgeopfert hatte. Es kam endlich die Zeit, da er die traurige Thatsache nicht länger verheimlichen konnte. Natürlich war während der ersten Monate, die dem Tode der Großtante folgten, zwischen den Liebenden ihrer einstigen Verbindung keine Erwähnung geschehen; aber Lucy mochte wohl nicht anders in die Zukunft geblickt haben als mit der beseligenden Gewißheit, dem über alles Geliebten nun bald für's ganze Leben anzugehören. Walter sagte sich dieses selbst und er war auch überzeugt, daß das Mädchen, dem er das Recht gegeben, sich seine Braut zu glauben, ihn nur um seiner selbst willen liebte und sein Reichthum sie nur insoferne freute, als er demüthigende Verbindlichkeiten von ihm genommen. Oftmals wenn der junge Baronet mit sich zu Rathe ging, fluchte er seiner eigenen thörichten Schwäche nicht minder als der herzlosen Frau, welche unter dem Deckmantel einer scheinbaren Wohlthat die raffinirteste Grausamkeit an ihm verübt hatte.

Lucy Travers war um diese Zeit Gesellschafterin bei der ehrenwerthen Mrs. Inglis, der Wittwe eines reichen schottischen Laird und Tochter eines englischen Peer. Sir Walter war entfernt mit ihr verwandt und seiner geheimen Vermittelung verdankte das junge Mädchen diese neue Stellung, in welcher der Druck der Abhängigkeit ihr nicht im mindesten fühlbar wurde. Mrs. Inglis behandelte sie ganz als ebenbürtige Freundin und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihr das herzlichste Wohlwollen zu bezeigen. Die reiche Wittwe machte ein geselliges Haus und die von ihr veranstalteten Assembleen brachten das im Geheimen verlobte Paar gewöhnlich zusammen. Bei einem solchen Anlasse geschah es, daß die Testamentsclausel zu Lucys Kenntniß kam. Als das unglückliche Mädchen aus Walter's eigenem Munde das Urtheil vernahm, welches ihre theuersten Hoffnungen vernichtete und welchem er sich rücksichtslos auf ihre Liebe und ihr Glück unterworfen, ohne sie nur vorher seines Vertrauens gewürdigt zu haben, empfand sie in den ersten Augenblicken weder Unwillen noch Beschämung. Eine dumpfe, empfindungslose Apathie bemächtigte sich ihrer; sie ließ regungslos ihre Hände in denen Walter's ruhen und sah ihn mit weitgeöffneten starren Augen an, als ob sie sich wundere, nicht sogleich dem unerwarteten Schlage erlegen zu sein. Allmählich kehrte ihr klares Bewußtsein wieder, Thränen schlichen sich langsam über ihre Wange und sie flüsterte schmerzlich: „Armer Walter!" Ihr erster Gedanke war Mitleid mit ihm, Bedauern über den schweren Kampf, den er hatte bestehen müssen, als sich ihm die grausame Alternative geboten; als ächtes Weib dachte sie nur an ihn und nicht an die bittere Täuschung, die ihr selbst dabei zugefallen. Doch den reinen Gefühlen bloßer Liebe und Ergebenheit folgte die Ueberlegung und Lucy erkannte den Weg, den Pflicht, Gewissen und vor Allem das Urtheil der Welt ihr vorzeichneten. Langsam entzog sie ihre Hand dem Druck der Hand des jungen Mannes, dessen Verlobte sie nicht länger sein durfte, und sie machte eine Bewegung, den bindenden Ring, den er ihr einst gegeben, vom Finger zu streifen. Walter aber fiel vor ihr auf die Kniee nieder und hielt sie in ihrem Beginnen zurück. Sie waren in einem kleinen, sich nach dem Gewächshaus öffnenden Nebenzimmer, sie waren dort allein. Was konnte Walter thun? Was würde irgend ein leidenschaftlich Liebender in ähnlicher Lage gethan und gesagt haben? Der junge Baronet ergoß sich in glühenden Betheuerungen; er wendete alle zärtliche Ueberredungskunst an, deren er fähig war; er berief sich auf seine maßlose Liebe zu ihr, auf die Unmöglichkeit ihr zu entsagen, auf die gebieterische Nothwendigkeit andererseits, das Vermächtniß anzunehmen.

„Du hast Recht!" rief Lucy endlich; „du hattest Recht und konntest nicht anders handeln. Aber es muß jetzt enden Walter, es muß!"

„Was muß enden, Lucy," entgegnete er mit heiserer Stimme, „unsere Liebe?"

„Ach nein, die kann nicht enden!" Sie erhob sich stolz von ihrem Platze. Ein Lächeln war auf ihrem Angesicht, obschon das Herz blutete. „Ich danke Gott für meine Liebe," fuhr sie fort, „und Gott segne dich, Walter, für die deine; aber du mußt mich jetzt und für immer verlassen."

„Lucy! Lucy!" rief er entsetzt aufspringend, „welcher Wahnsinn, welch entsetzlicher Entschluß ist das? dich sollte ich verlassen? So möge der Himmel mein vergessen, wenn ich deiner Liebe entsage!"

„O schweig! Es kann nicht — kann nicht sein! Es wäre dir ja unmöglich, das Legat zurückzuerstatten, auch wenn du wolltest."

„Du bist grausam, mich an meinen Verrath zu erinnern. O Lucy, einzig Geliebte, Engel meines Lebens, habe Mitleid!"

„Welches Mitleid verlangst du? Walter — Walter — habe du Mitleid mit mir! Um Gotteswillen, flehe ich dich um Erbarmen an. Laß uns scheiden, so lange ich noch die Kraft dazu habe!“

(Fortsetzung folgt.)

Erzherzog Stephan, der letzte Palatin von Ungarn.

(Schluß.)

Noch im Herbste desselben Jahres zog sich der Erzherzog auf sein Stammgut mütterlicherseits, Schaumburg am Rhein, zurück, wo er in der Jugend einige Jahre bei seiner Großmutter zugebracht hatte. Mit diesem selbstgewählten Asyl, wo er, zurückgezogen von dem politischen Wirrwarr des nächsten Jahrzehnts, sich, der Natur und humanistischen Zwecken lebte, beginnt eine neue Periode seines Lebens. Das Schloß, mitten in einer waldigen Bergwelt an der Lahn gelegen, wurde nun nach den Angaben des fürstlichen Besitzers durch den Baurath Boos aus Wiesbaden theils renovirt, theils vergrößert. Es ist der Sitz der Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes, es befinden sich darin eine Bibliothek, an 20,000 Bände stark, ein Anfang zu einer Münzen- und Medaillen-Sammlung, ferner eine werthvolle Mineralien-Sammlung, darunter die des berühmten Mineralogen Herrn Christ. Gottfried v. Struve. Dann sind da ein Treibhaus, der spitzen Felsenkuppe abgewonnen, ein Wintergarten, ein Palmenhaus, in welchem sich die Palmen des Gewächshauses zu Lüttich befinden. Da die belgische Regierung die Summen zurj Erhaltung dieses Palmenhains, der die verschiedensten Gattungen dieses königl. Baumes enthält, nicht ferner bewilligen wollte, wurde dasselbe vom Erzherzog Stephan erworben und diese Töchter der Tropen in riesig langen Kästen den Rhein und die Lahn hinaufgeführt und dann in dem eigens gebauten Palmenhause des Schaumburger Schlosses aufgestellt. Aber neben diesen Sammlungen, welche nur den Geschmack, Kunstsinn und die Liebe zur Natur seines Besitzers beurkunden, beherbergt das Schloß Schaumburg auch Anstalten, welche von dem humanen Streben desselben, in dauernder Weise zum Frommen der nächsten Bewohner seines Schlosses zu wirken, ein laut redendes Zeugniß geben. In der Schloßschule wurden von zwei reichbesoldeten Lehrern an vierzig Kinder unterrichtet und der Unterricht von dem erlauchten Schloßherrn nicht nur überwacht, sondern geleitet und mit den reichen Mitteln, die zu Gebote stehen, unterstützt. Eine um viele tausend Gulden hergestellte Schwimmschule nebst kalten Bädern, in einem tiefen, einsam gelegenen Bergkessel errichtet, dessen Benützung den Schloßbewohnern und der nächsten Umgebung freigegeben ist, verbreitet nach anderer Seite ihrer segensvollen Wirkungen. Seit Jahren berichten die deutschen Journale von den Weihnachtsbäumen in Schaumburg, wie von denselben die sinnigsten und reichsten Geschenke für die Kinder der Schloßbewohner und der Umgebung herunterhangen und der Prinz mitten im Kreise der Jugend sich mit derselben freut und diese Feste durch seine Gegenwart verherrlicht. Der Erzherzog war unvermählt; schon im Jahre 1846 verlautete es von einem Projekte, dem zufolge die anmuthige Großfürstin Olga von Rußland den Glanz ihrer Jugend und den Einfluß ihrer Geburt dem ebenbürtigen Erzherzoge darbringen sollte, jedoch wurde dasselbe nicht verwirklicht und die Großfürstin die Gemahlin des Kronprinzen Karl von Württemberg. Seit dem Jahre 1848 besuchte der Erzherzog nur einmal die österreichischen Staaten, und zwar anläßlich der Geburt des Kronprinzen Rudolph Franz im Jahre 1858, aber nur auf wenige Tage und nie wieder.

Chicago, die neue Welthandels-Stadt.

Unter der Zauber-Metamorphose aus Tausend und Einer Nacht ist der Aladin-Palast auch in unserer Literatur als Metapher und Bild zum Vergleichen am populärsten geworden. Wenn wir aber nach Amerika gehen, finden wir solche Paläste hundertweise und ganz reell aus der Erde hervorgezaubert und auch ziemlich dauerhaft. Die Städte, welche aus Wildnissen und Prairien gleichsam über Nacht wie Pilze hervorwuchsen, lassen sich nach Hunderten zählen; keine aber ist so schnell entstanden und zu einem Welthandelsplatz aufgeschwollen, als Chicago am Michigan-See und am Rande der großen Prairie von Illinois. Vor dreißig Jahren stand dort nur ein militärisches Haus zur Bewachung der Indianer; daneben hatte sich ein Dutzend Weiße in hölzernen Shantiers niedergelassen und trieben einen sehr unbedeutenden Handel mit Fellen und Häuten. Jetzt breitet sich dort eine der schönsten und interessantesten Städte Amerika's aus, deren beinahe dreimalhunderttausend Einwohner sich selbst unter den Amerikanern durch Wunderdinge von Unternehmungsgeist auszeichnen.

Die Eisenbahnstraße nach Chicago führt durch eine sehr ebene und einförmige lange Prairiestrecke, deren Gras durch große Heerden von Rindern und Schweinen abgeweidet und niedergetreten ist, zunächst zwischen verstreuten hölzernen Hütten hin, die allmälig zu weiten, breiten Straßen mit steinernen Gebäuden und hohen, rauchenden Schloten zusammenrücken. Ueber sie hinweg ragen die Masten von Schiffen auf dem See und glänzende Privatgebäude, große brillante Läden mit Spiegelscheiben und Hotels, und lachende Plätze und von Baumreihen durchgrünte Straßen erzählen uns in prächtiger Lapidarschrift von wirklichen Aladin-Palästen und Wunderlampen, von der amerikanischen Zauberstadt, welche sich vom See herauf durch Wunderwerke der Mechanik in aller ihrer Massivität selbst aus ihrem ursprünglichen Grund und Boden von vier bis zwölf Fuß erhoben hat und jetzt die große Stadt des Nordwestens, St. Louis, im Handel und Wandel und architektonischer Pracht entschleden überstrahlt. Dieser Grund und Boden, auf welchem sie sich jetzt erhebt und ausbreitet, hatte vor zwanzig Jahren kaum den hundertsten Theil des jetzigen Werthes. Erst vor drei Jahren kaufte in der Nähe der Stadt ein Spekulant für viertausend Dollars wüstes Prairieland, für welches er neuerdings sechzigtausend Dollars als einen beleidigenden Spottpreis ausschlug. Nicht nur Häuser und Paläste, ganze Straßen scheinen über Nacht emporzuwachsen. Manche Leute, die ihre Kinder anfangs kaum kleiden können, um sie in die Schule zu schicken, sind Millionäre, ehe die Kinder erwachsen. Wenn man auf den Straßen entlang geht, zeigt man uns gern Dutzende von Palästen, in denen doppelte und dreifache Millionäre wohnen, die zuerst als zerlumpte Jungen hierher kamen. Eine wohlbekannte Firma fing 1857 ein Geschäft mit dreißigtausend Dollars an und repräsentirte 1863 nicht weniger als sechs Millionen Dollars in seinem Umsatze.

Nur zwei oder drei Städte in den Vereinigten Staaten sind so schön angelegt und ausgebaut wie Chicago. New-York hat nichts der Art aufzuweisen, wie Ch.'s zwei Avenues: Wabash und Michigan, in ihrer Länge und Breite und mit ge-

schmackvollen Baumpflanzungen, gegen die auch die Linden in Berlin ziemlich ärmlich erscheinen, und die Palastreihen auf beiden Seiten würden selbst den vornehmsten Squares im Westend zu London Ehre machen. Die Kirchen sind groß und schön, meist durchweg aus großen Steinblöcken erbaut und die öffentlichen Gebäude haben durchweg den Charakter der Pracht und der Solidität. Das große Opernhaus von Ch. ist größer und bequemer als alle Londoner Theater, mit Ausnahme von Coventgarden, und übertrifft auch das Berliner Opernhaus in Größe und Zweckmäßigkeit. Einige Straßen laufen lustig und breit in grader Linie weiter hinaus in die Prairie, als die große Friedrichsstraße in Berlin, und dehnen sich immer noch auf beiden Seiten ungehindert aus; dabei ist die eine Hauptstraße mit ihren schattigen Baumreihen in der Mitte von einem Ende zum anderen mindestens ebenso breit, wie die Linden in Berlin. Um dieses glänzende steinerne Gewächs der letzten fünfundzwanzig Jahre in ganzer Größe und Ausdehnung überschauen zu können, muß man auf das Dach des Rathhauses steigen. Auf der einen Seite dehnt sich beinahe hundert geographische Meilen weit der Michigan-See und rollt an windigen Tagen seine wandelnden Wogengebirge so mächtig, wie der große Ocean im Sturme, und westwärts streckt die Stadt ihre riesigen Straßenarme weit in die Prairie hinaus, deren blauer Schimmer an einem unbegrenzten Horizonte sich in die Unendlichkeit verliert. Und welche Geschäftigkeit in den Straßen und am See! Gigantische Elevators (Krahnen) knarren und drehen sich in langen Reihen, um ungeheure Centnerlasten von Getreide, das unaufhörlich aus den westlichen Regionen herbeiströmt, zu laden und zu löschen, und dunkle Rauchwolken steigen Tag und Nacht aus den Geschäftslokalen, wo Rind- und Schweinefleisch schiffsladungsweise für die Weltmärkte präparirt wird. Der See und die Prairie locken gemeinschaftlich in jene freie Grenzenlosigkeit hinaus und ziehen die Produkte eines Umkreises von etwa zwanzigtausend englischen Meilen, besonders von Westen her in diesen neuen Mittelpunkt des Welthandels, der noch vor etwa zwanzig Jahren von kaum fünftausend Einwohnern begründet und jetzt von mehr als zweimalhunderttausend Kaufleuten, Schiffern, Schlächtern und sonstigen Geschäftsleuten betrieben und täglich noch mehr ausgedehnt wird.

Eine Ursache dieses ungeheuren Fortschrittes ist die Energie und rastlose Spekulation der Bewohner; sie nehmen sich kaum Zeit zum Schlafen zwischen ihrer „smarten“ Geschäftigkeit. Der scharfe, gierige, intensive Blick in den amerikanischen Gesichtern ist nirgends so ausgebildet als hier, und der Unternehmungsgeist findet in diesen Prairien und dem unabsehbaren Spiegel des See's kaum eine Schranke, und was sich ihnen noch für Hindernisse entgegenstellen, diese werden um jeden Preis beseitigt oder überwunden. Alle Theile des weiten Nordwestens sind durch Eisenbahnen und Telegraphen mit Chicago verbunden. Die Engländer haben einen Tunnel unter der Themse hingezogen, der lange für ein Weltwunderwerk galt, während die Helden von Chicago einen zwei Meilen langen Tunnel unter dem Michigan-See aufweisen können, ein viel erfreulicheres Cyklopenwerk, blos um die Stadt mit reinem Wasser zu versorgen.

Die Aufschraubung fast der ganzen Stadt in großen Blöcken, die durch je vier sich durchschneidende Straßen gebildet werden, vom See aufwärts von vier bis zwölf Fuß, zu Gunsten einer guten Entwässerung, ist in verschiedenen deutschen Blättern schon wiederholt geschildert worden; aber ziemlich unbekannt wird noch sein, was sie jetzt Unglaublicheres in Angriff genommen haben. Sie beabsichtigen nichts Geringeres, als ihren trägen und übelriechenden Chicago-Fluß geradezu umzukehren, daß er gleichsam bergauf fließe und statt in den Michigan-See in den Vater der Gewässer, den Mississippi, münde, so daß Schiffe von hier aus direkt nach Liverpool, Hamburg oder Bremen absegeln oder von da hierher kommen können. Es ist ein Unternehmen, das in der Ferne allerdings geradezu wie verrückt aussehen mag; aber die Leute sagen hier einfach: wir können's und müssen's thun, Sir, und wir werden damit durchkommen, das ist sicher. Sie haben bereits damit angefangen, nämlich mit Vertiefung des Illinois- und Michigan-Kanals, so daß die ganzen Wassermassen ein umgekehrtes Gefälle bis in den Mississippi bekommen und die Schiffe von tausend Tonnen von hier aus direkt über die Meere hin mit allen Welttheilen verkehren können. Solche Wunder für Reinlichkeit, Entwässerung und Verkehr werden namentlich in Berlin mit seiner Spree, die nach Rückkehr zum Oberbaum als Schwan hereinkommt, um es am Unterbaum als Schwein zu verlassen, durchaus für unmöglich und ultrarevolutionär gehalten werden, während man in Chicago davon spricht und daran arbeitet, als wär' es eben nur ein nothwendiges und sehr nützliches Geschäft. Man ist dort aber an solche Großartigkeit, wie an etwas ganz Alltägliches gewöhnt. Der Getreide-, Holz- und Fleischhandel, dessen Haupt-Centrum Chicago geworden ist, dehnt sich mit seinen großartigen Massen über die ganze gebildete Welt aus. Chicago ist jetzt unstreitig der größte Getreide-Handelsplatz in der Welt, und mit seinen zwei Millionen Schweinen und achtmalhunderttausend Stück Rindvieh, die es im vorigen Jahre allein schlachtete, verpackte und verschiffte, hat es auch die eigentliche Porcopolis, das größtentheils deutsche Cincinnati, in den Schatten gestellt. Die Einrichtungen für diese Industrie und den Welthandel mit Schweine- und Rindfleisch, sind in ihrer Art großartig und vollkommen. Ungefähr fünf englische Meilen vor der Stadt sind ungeheure, bedeckte Schuppen, welche dreihundertfünfzig Morgen einnehmen, zur Aufnahme der Thiere angelegt worden, und die Eisenbahnen die sie bringen, gehen mitten hindurch und treiben sie hier unmittelbar aus ihren großen Behältern heraus. Für die Treiber und Händler ist ein kolossales Hotel unmittelbar daneben errichtet worden, und das Alles im Laufe des einzigen Jahres 1865. Hier kauft der Fleischhändler von Chicago gleich ganze Heerden von Schweinen oder Rindern und läßt sie dann in eines der großen Schlachthäuser treiben, welche der Stadt etwas näher liegen. Hier können an einem einzigen Tage von wahren Meistern in ihrer Kunst nicht weniger als zwölfhundert Schweine auf die wissenschaftlichste und leichteste Weise abgethan, gereinigt gepackt und gesalzen werden. Man treibt sie an einer Art von Schienenweg entlang, auf welchem die Schlächter und ihre Gehilfen in langen Reihen stehen, um die Thiere, während sie vorbeilaufen, zu überfallen und mit langen, scharfen Messern abzuthun; andere dahinterstehende Leute nehmen sie dann in Empfang, zerschneiden und reinigen sie und übergeben sie dann Anderen, welche sie verpacken, einsalzen und zur Verschiffung nach aller Welt fertig machen. Unter ähnlichen kurzen Prozessen werden die Rinderheerden aus allen möglichen Theilen des Westens und Nordwestens und frisch von den Prairien her abgethan und zur Vermehrung und Verbesserung der Fleischnahrung nach allen Richtungen der Windrose dem Welthandel übergeben.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. G. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 19. Mittwoch den 6. März. 1867

Der Letzte des Stammes.

(Fortsetzung.)

Sie hielt ihm mit solch bittender, rührender Geberde die Hand hin, daß der Rest seiner Fassung ihn vollends verließ und er mehr denn je fühlte, daß Lucis Besitz eine Bedingung seiner Existenz war. Er ergriff die ausgestreckte kleine Hand und flüsterte flehend und mit bebender Stimme ihr zu:

„Meine Braut, mein Leben, — du kannst mich nicht verlassen wollen — du darfst es nicht! Sei mein — vor Gott mein angebetetes Weib, mag auch die Welt nach ihrem Sinne richten möge!“

„Walter!“ Hastig riß sie sich von ihm los. Das Gefühl der mit bitterer Verzweiflung gepaarten Entrüstung, das sich in ihrer Geberde kundgab, traf das Herz des Liebenden wie ein Dolchstoß. Er warf sich vernichtet in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Lucy hatte sich zum Gehen gewendet, aber als sie den Schmerzensruf hörte, der sich seiner gequälten Seele entrang, zögerte sie auf der Schwelle und sah sich sanft und traurig nach ihm um. Diese an sich unbedeutende Schwäche des Weibes, dieses geringfügige Nachgeben entschied über ihr Schicksal. Es war die Krisis, die ihrem ferneren Leben die verhängnißvolle Richtung gab. Sie blickte eine Weile wie erstaunt über den gewaltigen Kummer, der sich ihr offenbarte, nach dem Geliebten hin: dann plötzlich von einem unwiderstehlichen Antriebe aufopfernder Liebe hingerissen, eilte sie an seine Seite und legte ihre glühende Wange an sein thränenfeuchtes Antlitz.

„Walter, mein Geliebter; hier bin ich, ich kann nicht von dir gehen! Verlange jeden Beweis meiner Liebe! Gebiete deiner Sklavin!“

Sie war besiegt. Ihrer ehrlichen Natur war es unmöglich, einen Widerruf zu thun. Sie wußte, daß sie nie sein angetrautes Weib sein könne und dennoch hatte sie — jetzt und für immer — gelobt, die Seine zu werden. Die Welt richtete sie hart, und die Welt hatte nicht gerade Unrecht; dennoch scheint es, daß Lucy niemals jenen Grad von Reue empfand, der in herkömmlicher Weise die natürliche Folge eines schweren Fehltrittes sein sollte. Walter war gütiger und zärtlicher als neunundneunzig Ehemänner unter hundert; sie war von Standesgenossen gemieden, aber sie war glücklich in der Vereinigung mit ihm und in seiner ausschließlichen Hingebung, und wenn es ihr bestimmt war, in bitterem Bedauern die Uebertretung göttlicher und menschlicher Gesetze zu büßen, so lebte sie nicht lange genug, um diese Wandlung an sich zu erfahren.

Aber Mrs. Needleham's böse Absicht war erreicht, — sie hatte die Saat des Verderbens ausgestreut und die Früchte erwiesen sich giftiger, als sogar sie es hatte erwarten können. Lucy wurde Mutter eines Sohnes, dem Sir Walter sein ganzes Vermögen durch gerichtliche Verschreibung sicherte. Nach Ablauf von drei verhältnißmäßig glücklichen Jahren — dem Kaufpreis, für den sie Ehre, guten Namen und die Achtung der Welt hingegeben — starb die junge Mutter. Sie starb mit einem Segenswunsch für den verwaisten Sohn und einen letzten Kuß der Treue für dessen Vater. Eine Marmortafel im Erbbegräbnißplatze der Familie überlieferte ihren Namen der folgenden Generation, das Andenken an ihre opferwillige Hingebung fand seine Stätte im Herzen des trauernden Gatten.

Eine lange Zeit war seit der Geburt von Sir Walter's Sohn verflossen. Der Vater alterte rasch an Körper und Geist und verschloß sich mehr und mehr der äußeren Welt, mit der sein inneres Glück ohnedies immer in Fehde gelegen. Er trat ganz in die Fußstapfen seiner Vorfahren und widmete seiner Kunstsammlung und dem Erwerben neuer Raritäten verschwenderisch Zeit und Geld. Er konnte Hunderte von Meilen reisen und Tausende von Guineen verausgaben, nur um einen von diesem oder jenem Kunstliebhaber begehrten Gegenstand in seinen Besitz zu bringen. Sein Museum gewann dabei allerdings, allein zum Nachtheil seiner Finanzen. Der jüngere Walter war von Kindheit an ein Thunichtgut. Sein Vater hatte niemals Gewalt über ihn, und in der That hatte es Niemand. Geld in seinen Händen glich Wasser in einem Siebe, und wenn sein Erzeuger und dessen Vorgänger in einer an sich edlen Leidenschaft ihre Habe vergeudet, so war er seinerseits nicht wählerisch, auf welche Art er sein einstiges Erbtheil verkürzte und gefährdete. So standen die Sachen, als Sir Walter bei seinen künstlerischen Wanderungen auf dem Kontinente die Spur einer besonders werthvollen und vielbegehrten Camee bis nach St. Petersburg verfolgte und dort die Bekanntschaft eines Russen Namens Rumienski machte, der ein großer Kunstkenner war oder wenigstens sich den Anschein eines solchen zu geben wußte. Mit seiner Hilfe gelangte der Baronet in den Besitz des seltenen Kleinodes, und überdies verstand es der Russe, seinem neuen Protektor in so verschiedener Weise nützlich und angenehm zu sein, daß der Letztere ihm das Anerbieten einer Anstellung als Verwalter seiner Privatsammlung in England nebst einen namhaften Gehalt zu machen für gut fand.

Auch Walter Fairleigh der Jüngere konnte sich dem Einflusse des geschmeidigen Ausländers nicht entziehen und

schloß sich bald enger an ihn an, als dem Vater im Grunde lieb war. Lucy's Sohn war zum Manne herangereift und stand nun in dem Alter, in welchem der Erste seinen Vater zuerst kennen lernte. Um diese Zeit kehrte er einmal wieder von einer längeren nutzlosen Abwesenheit nach Fairleigh Hall zurück. Wie immer steckte er tief in Schulden, dießmal tiefer denn je. Er suchte den Baronet zu überreden, Wechsel im Betrage von viertausend Pfund für ihn zu bezahlen, und als dieser ihm mit Entrüstung erklärte, daß er niemals ein so großes Capital unnütz daliegen habe, verlangte der Sohn, daß einige kostbare Gegenstände der Kunstsammlung zu seinen Gunsten verkauft werden sollten. Der Baronet aber würde eher seine rechte Hand hingegeben haben, als daß er sich von nur einem der Stücke trennte, welche er mit so vieler Mühe zusammengetragen; eines solchen Opfers war ihm das verzogene Kind einer angebeteten Mutter nicht werth und heftige Worte fielen von beiden Seiten, welche von Rumiewski und einem Theile der Dienerschaft erlauscht wurden. Ungefähr drei Wochen nach diesem Vorfalle, eines Sonntags, spät gegen Abend, wurde die Klingel in Sir Walters Arbeitscabinet heftig gezogen und der dem Rufe gehorchende Diener wurde geheißen, Rumiewski sofort herbeizuholen. Der Letztere rauchte und becherte mit dem jungen Erben, als ihn die Botschaft erreichte, und achselzuckend sagte er: „Morgens, Mittags und Abends! Immer soll man zu Befehl sein." Nach ungefähr einer Viertelstunde ertönte die Klingel von Neuem und dießmal wurde Walter zu seinem Vater beschieden. Er fand ihn außer sich vor Zorn. Verschiedene werthvolle Gegenstände, Edelsteine, Kunstwerke von kleinem Umfange, welche aber für fabelhafte Preise hätten verkauft werden können, fehlten aus der Galerie. Der Werth der auf räthselhafte Weise verschwundenen Schätze ließ sich auf fünfzigtausend Pfund berechnen. Sir Walter war auf eigenthümliche Weise zur Kenntniß seines Verlustes gekommen. Er hatte am Nachmittage von einem achtbaren Londoner Kunsthändler, mit dem er schon manches Geschäft abgeschlossen, einen Brief erhalten, durch welchen der Schreiber ihm mittheilt, daß ein reich in Juwelen gefaßtes Miniaturportrait von Anna von Cleve so eben auf indirekte Weise und unter einigermaßen verdächtigen Umständen in seine Hände gelangt sei. Der Kunsthändler fragte an, ob an Sir Walter's Sammlung nicht etwa ein Raub begangen und das besagte Kleinod auf Umwegen, wie sie geschickte Diebe wohl zu nehmen wissen, zu ihm gekommen sein könnte. Der Baronet hatte dann sofort seine Collektion einer Musterung unterworfen und während einer Stunde eine solche Menge von Lücken entdeckt, daß seine Wuth zu einem Grade von Wahnsinn gesteigert wurde und er sogleich den Verwalter zu sprechen begehrte. Der getreue Rumiewski ließ fast noch mehr Kummer und Entrüstung blicken, als sein beraubter Gebieter.

„Schätze von solchem Werth, mit so viel Ausdauer und Mühe von einem edlen Wohlthäter gesammelt und meiner wachsamen Obhut anvertraut!" rief schmerzlich der Russe. „Wie ist es möglich, daß sie verschwinden konnten, und wie konnte nur überhaupt eine Hand sich zerstörend an das Heiligthum wagen! Es ist ein Verbrechen ohne Gleichen! Die Freude meines Lebens ist zerstört — dieses Unglück bricht mir das Herz! Wäre doch lieber der unstäte Wanderer nie unter seines Vaters Dach zurückgekehrt, als daß er Unheil und Mißgeschick mit sich dahin führen mußte!"

„Wagen Sie meinen eigenen Sohn wegen eines so schmachvollen Vergehens in Verdacht zu haben?" fuhr der Baronet ihn an.

„Das sagte ich nicht — so meinte ich es nicht; Walter ist in dringender Geldverlegenheit und die Versuchung lag nahe, aber diese Plünderung des Vaters durch den Sohn wäre doch zu unnatürlich."

Darauf wurde der junge Mann in des Baronets Gegenwart beordert. Er nahm die Mittheilung von dem Verlust mit ungeheuchelter Bestürzung auf, als er aber erkannte, daß der alte Mann ihn selbst des Diebstahls beargwohnte, überließ er sich dem maßlosesten Ausbruche der Entrüstung. Das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn nahm ungeheuerliche Proportionen an und alle Bemühungen Rumiewski's, den Frieden wiederherzustellen, vermehrten nur noch die Heftigkeit des Streites. Sir Walter vergaß sich so weit, seinem Sohne einen Schlag in's Gesicht zu versetzen, und es war als ein Wunder anzusehen, daß der Letztere sich in der gewaltigen Aufregung doch noch erinnerte, w e r ihn so schimpflich mißhandelte.

„Es ist genug!" rief er; „deine blinde Ungerechtigkeit könnte nicht weiter gehen! Es bleibt mir nur Eins übrig. Noch heute Abend verlasse ich für immer dieses Haus!"

„So geh', elender zuchtloser Knabe! Begnüge dich mit dem, was du schon empfangen, und erwarte keine weitere Hilfe von mir. Ich stoße dich als Bettler in die Welt hinaus. Du sollst mich weiter um keinen Heller berauben."

Auf diese Art nahm Sir Walter Abschied von dem Sohne, der Lucy's Abgott gewesen. Es war ein letzter Abschied, — denn am folgenden Morgen fand man den Baronet, den letzten legitimen Repräsentanten des Stammes und Namens, todt im Bette mit einer tiefen klaffenden Stichwunde in der Brust.

Die Mordthat erregte natürlich großes Aufsehen, besonders als durch ein Zusammenfassen der einzelnen Umstände sich in der öffentlichen Meinung der Glaube befestigte, daß es sich um nichts Geringeres als um — Vatermord handelte. Die erste Thatsache, welche den Verdacht begründete, war Walters geheimnißvolles Verschwinden in jener verhängnißvollen Nacht. Sein Bett war unberührt geblieben und man hatte ihn noch zwei Stunden vor der Zeit, wann die grausige That verübt worden sein mußte, in seinem Zimmer hin- und hergehen gehört. Zunächst in der Kette der Beweise kam der von Rumiewski mit Widerstreben zugegebene Umstand, daß Walter wenige Tage vor dem Morde seine dringendsten Schulden getilgt hatte, wie es aus einer Quittung seines Londoner Agenten hervorging, die er am Morgen vor seinem Verschwinden empfangen und mit unbegreiflicher Unvorsichtigkeit auf seinem Schreibtische zurückgelassen hatte.

Dieses Zutreffen der Umstände allein wäre schon genügend gewesen, dem schwebenden Verdacht die stärkste Nahrung zu geben, wenn der mit der Untersuchung beauftragte Polizeikommissär nicht auch in einem geheimen Fache desselben Möbels jene Camee aufgefunden hätte, zu deren Erlangung der Russe einst dem Verstorbenen behilflich gewesen. Aber noch eine weitere Entdeckung wurde gemacht, welche mehr als alles andere den Argwohn zur unumstößlichen Gewißheit erhob. Ein Messer, das Walter gehörte und noch am Nachmittag vor der Mordthat von Rumiewski in des jungen Mannes Besitz gesehen worden war, und von welchem nach dem Gutachten des Arztes die tödtliche Wunde herrühren mußte, wurde mit Blut befleckt in einem Gebüsche des Gartens gefunden, an einer Stelle, wohin es aus keiner anderen Richtung als von Walters Fenster aus hatte geworfen werden können. Alle diese Indicien bildeten nebst den auf die heftigen Auftritte

zwischen Vater und Sohn bezüglichen Aussagen der Dienerschaft einen festen Grund und Boden für den Untersuchungsbeamten, Inspektor Sniffem. Der Letztere war denn auch, was man einen rechten Beamten nennt, und in Kurzem stand Walter Fairleigh unter der förmlichen Anklage des vorsätzlichen Mordes, mit der Aufforderung, sich bei der nächsten Assisensitzung der Grafschaft zu seiner Rechtfertigung einzufinden. Woche um Woche verging und es zeigte sich keine Spur des Flüchtigen. Inzwischen wurden die letztwilligen Verfügungen des Baronet zur Ausführung gebracht. Sein ansehnlicher Besitz — Fairleigh Hall mit den umgebenden Ländereien und den mannichfachen Kunstschätzen, dem kostspieligen Steckenpferde der Familie — kam in die gerichtliche Obhut des Vormundes eines kaum der Wiege entwachsenen Knaben, dem Sohne eines kürzlich verstorbenen Vetters, den Sir Walter kaum gekannt und dessen Wittwe ihm, soviel man wußte, ebenfalls eine Fremde gewesen. Der Testator bestimmte, daß der Knabe seinen Namen annehmen und verbunden sein solle, die vielbesagte Kunstsammlung unangetastet zu lassen, bis er das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hätte, wann er hoffentlich selbst den zu der gerechten Würdigung solcher Schätze nöthigen Bildungsgrad erreicht haben würde. Inzwischen war an Rumiewski ein Legat von jährlich dreihundert Pfund für die Dauer von zwanzig Jahren ausgeworfen, mit der Bedingung, daß er seine Stelle als Verwalter des Privatmuseums nach wie vor gewissenhaft versehen sollte, wogegen er auf die Einnahme zu verzichten hatte, wenn er aus irgend einem Grunde dem Posten nicht länger vorstehen könne oder wolle. Für die Wittwe des ungekannten Vetters und ihr Kind war dies ein ungeheurer Glückswechsel, der Uebergang von Dürftigkeit zu Reichthum; denn Fairleigh Hall brachte, abgesehen von den todten Schätzen des Museums eine Revenue von tausend Pfund und da in Walter's Abwesenheit sich Niemand fand, gegen das Testament vom neuesten Datum Einsprache zu erheben, so konnten die Betheiligten sich des neuen Besitzes bald und ungehindert erfreuen. Rumiewski richtete sich behaglich in den schönen Räumen der Familienbesitzung ein und Alles ging nach Wunsch, bis fünf Jahre verflossen waren und die Ermordung des Baronet der Vergangenheit angehörte.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.*)

I. Herzensjammer in stiller Kammer.

Zwanzigjährig, blonder Schnurrbart, ein ziemlich schmachtendes Auge, wenn mir recht ist, ein bischen zu blaß im Gesicht, die Stirn hinreichend finster, dieselbe kräftige Nase wie heute und dickes Haar.

„Dickes Haar?" rief der Advokat.

Kahlköpfe haben immer viel Haar gehabt, antwortete Moritz sich verneigend.

„Und blaß im Gesicht," fing der Advokat wieder an.

Weiß wie Hühnerfleisch, erwiderte der Erzähler; erst später haben die Reisen mein Gesicht gebräunt, als ich allen Sonnen und Winden überließ es zu färben. Uebrigens war ich so mager, daß meine fünf Fuß sieben Zoll sechs Fuß hoch schienen und mir das Aussehen gaben, als sei ich eine zu rasch emporgeschossene Pappel.

„Wie schade," unterbrach abermals der unverbesserliche Advokat, „daß es damals noch keine Photographien gab; dann könnten Sie uns doch den herrlichen jungen Mann zeigen, von dem Sie uns eben ein so verführerisches Bild entworfen haben."

Daß ich Euch erzähle, wie ich früher war, hat seinen guten Grund, antwortete Moritz; ich wollte den Mann, den ihr vor Euch seht, von dem Jüngling trennen, der ich war.

„Laß den Störenfried, Moritz", bemerkte Reymond; „erzähle uns deine Geschichte mit dem liebenswürdigen Humor, du guter Kerl, der dich auszeichnet. Ich habe mein Pläsir an der raschen Zeichnung, die du uns von deinem früheren Ich eben entworfen. Du hattest so 'nen Kopf, vor dem Damen leicht träumerisch werden, und überdies warst du kräftig wie ein Türke, was bekanntlich dem Bilde auch nicht schadet. Wer sehen kann, sieht's dir heute noch an. Aus einem schönen Jungen bist du ein hübscher Mann geworden, was freilich kein Wechsel zum Bessern ist; dafür hat die Zeit deinem guten Herzen nichts angehabt, sonst hättest du wohl diesem Muster aller Advokaten eins draufgegeben. Er mag sich bedanken, aber du — vorwärts!"

Es war der siebente eines miserabeln Monats im Winter; beinahe Mitternacht; mein Ding von Studirlampe rauchte, ich hatte kein Feuer, aber — Kummer.

Ich war Student, sollte Advokat werden, und war, glaub' ich, ordentlich. In's Kolleg ging ich bisweilen, öfter und zu oft ins Café, und ab und an ließ ich mich auf den Bällen sehen, wo die studirende Jugend Frankreichs ihre Studien zu vervollständigen und eine Anstellung zu finden pflegt für ihr — Herz. Ich schwärmte nicht gerade für diese Art Leben, aber um einen jungen Kopf schwirren so viele Fragezeichen, und in dem verhängnißvollen Alter, wo man einen Beruf ergreifen soll, weiß man so wenig, welchen Weg einzuschlagen, daß man's jungen Leuten zu gute halten muß, wenn sie auf der breiten Heerstraße bleiben.

Ich lebte von einem knappen Jahrgeld meines Großvaters und wohnte im Studentenviertel, — möglichst hoch. Bei Tage war mein Dachstübchen erträglich; es ließ sich sogar behaupten, bei offenem Fenster und mit dem Rücken gegen das Innere, mit den Augen hinaus auf die Straße, hatte es etwas Freundliches; aber Abends — das wahre Grab. Eine eiserne Bettstelle, ein angestrichener Tisch, ein alter Sekretär von Nußbaum-

*) Die „Frankf. Ztg.", der wir diese Erzählung entnehmen, bemerkt zu dem Namen Stahl folgendes: Unter diesem Pseudonym schreibt der bekannte Verleger J. Hetzel in Paris, auf dessen Schriften wir bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit unserer Leser richten. Geb. 1814, seit den 40r Jahren Buchhändler und Schriftsteller in Paris, politisch hervorragend als eines der bedeutendsten Mitglieder von der Partei des „National", 1848 Sekretär des pouvoir executif, beim Staatsstreich exilirt und in Brüssel lebend, seit der Amnestie nach Paris zurückgekehrt, gehört H. zu den wenigen Schriftstellern, die auch in der leichten Literatur ihren Republikanismus nicht verleugnen; als Schriftsteller wie als Politiker steht er hoch über dem Schmutze des Cäsarismus. Gelingen sein und seiner Genossen Bemühungen, so steht in Frankreich eine Roman-Literatur in Aussicht, die leicht ist ohne leichtfertig, frei ohne — frivol zu sein; — mit einem Worte, die wir endlich einmal wieder (wie die englische schon längst) jungen Mädchen in die Hände geben können, ohne sie vorher Seite für Seite kontrolirt zu haben. Die nachstehende Erzählung ist seinem neuesten Werke „les bonnes fortunes parisiennes" entnommen, einer Art Decameron, worin eine Gesellschaft Franzosen, die auf der Bastei eingeregnet, Geschichten aus ihrem Leben erzählen; daraus erklärt sich das gelegentliche Hineinreden der Zuhörer, zu deren Verständniß es sonst keiner Bemerkung bedarf.

holz, dessen Klappe nie zuging, zwei Strohstühle, und ein Waschtisch — das war mein gesammtes Mobiliar.

Vergebens hatte ich die Blicke von dem Tische, wo einige Papiere durcheinanderlagen, nach dem Sekretär, wo etwelche Bücher prangten, hin und her wandern lassen, vergebens auf dieser Wanderschaft eine Zerstreuung für die schwarzen Sorgen zu finden gehofft, die mich quälten, es half nichts; immer kehrten sie mir zum Trotz zu der schmerzlichen Betrachtung des Waschtisches zurück.

Nicht als, ob der Waschtisch an sich so merkwürdig gewesen wäre; es war eins von den ältesten, abgebrauchtesten, wacklichsten Dingen, was man sehen konnte. Was meine Blicke immer wieder auf ihn hinzog, das waren nicht seine persönlichen Reize, das war seine augenblickliche Stellung. Statt sich in der gewohnten Ecke zu halten, wie es einem bescheidenen Waschtisch zukommt, stand er pretentiös wie ein öffentliches Denkmal mitten im Stübchen, und — das muß ich wohl hinzusetzen — ein riesiger Busch von rothen Rosen krönte den vielschartigen Wasserkrug, in welchem der Waschtisch für gewöhnlich gipfelte. Ach, mein dickes Bouquet war da so wenig an seiner Stelle wie der ganze Waschtisch! Vorwurfsvoll blickten die Knospen mich an. „Wie kommen wir hier auf dies elende Möbel?, in diesen abgestoßenen Waschkrug? O Sonne du und ihr goldnen kleinen Sterne, was sollen wir hier in der traurigen Oede dieses kalten Zimmers?! Als man uns pflückte für Paris — „geht, hieß es, in die glänzende Stadt; in Paris ist jede Blume ein Fest. Nun sind wir in Paris, wo ist das Fest?"

Diese stummen Vorwürfe, wohl verstand ich sie, begriff sie, zu meiner Qual begriff ich sie. Wie hatten mich am Morgen die Rosen angelacht so lustig, als ich mein letztes Geld für sie ausgab! wie war ich so stolz gewesen auf das schöne Aussehen, den süßen Duft und die unbestreitbare Nützlichkeit meines Einkaufs! Und nun am Abend?! — Ja, ich muß wohl beichten.

Wie ihr denken könnt, hatte ich meine Taschen nicht geleert, um einen halbzerbrochenen Krug zu schmücken. Für den glänzendsten Stern des Studentenviertels, für ein junges, hübsches Mädchen, in die ich verliebt war, hatte ich die Rosen gekauft und noch ganz frisch durch meinen Laufjungen ihr zugeschickt. Ein zierliches Billet hatte die glänzende Sendung begleitet, und in einem sehr zärtlichen Postscriptum hatte ich mich zudem hinreißen lassen, dem Gegenstande meiner Anbetung vorzuschlagen, ich wollte sie heute Abend — sie natürlich mit sammt dem Bouquet — ins Theater führen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Politischer Carnevalshumor.) + Berlin, 28. Febr. Heute hat einmal wieder eine norddeutsche Conferenz-Sitzung stattgefunden. Aus vorzüglich guter Quelle höre ich, daß man sich noch immer nicht vertragen hat. Mecklenburg verlangte, daß statt des unnützen Indigenats die Prügelstrafe wieder in ganz Norddeutschland eingeführt werde, Oldenburg erwiderte, das sei Unsinn, worauf von mehreren Seiten der Ordnungsruf verlangt würde. Es entspann sich eine längere Debatte über die Frage, ob ein gleichberechtigter Verbündeter zur Ordnung gerufen werden könne. Waldeck meinte, Preußen könne das jederzeit und habe es bewiesen. Die Discussion über den Zwischenfall wurde vertagt. Darauf beantragte Reuß ältere Linie die Abschaffung des salischen Gesetzes und die Unterdrückung des „Kladderadatsch", was große Heiterkeit erregte, aber keine weitere Folge hatte. Sachsen war wie immer sehr höflich in der Form, aber sonst widerhaarig, machte übrigens die anderen Mitglieder durch die häufige Verwechslung des B und P etwas nervös. Um die Sache zu Ende zu führen, schlugen Bremen und Lübeck, die nicht leicht den Humor verlieren, ein gemeinsames Déjeuner dinatoire im Hotel Royal vor. Dies fand „im Prinzipe" allgemeine Zustimmung. Als es sich aber um den Speisezettel handelte, gingen die Ansichten wieder sehr auseinander. Hamburg proponirte sechs Dutzend Austern für jeden Staat, Coburg-Gotha wünschte eine Wurst, verhehlte aber nicht die Besorgniß, daß sie sich in Berlin ohne Trichinen kaum beschaffen lassen werde. Sachsen verlangte ein besonderes Couvert für sich und insinuirte, Preußen habe ihm lange genug in die Töpfe geguckt. Man kam überein, Preußen die Feststellung des Menu zu überlassen, unter prinzipieller Wahrung aller Rechte der Einzel-Souveränetäten. Der Kostenpunkt rief dann aber wieder eine sehr lebhafte Erörterung hervor. Von mehreren Seiten wurde behauptet, der Aufenthalt im Hotel Royal zu Berlin sei ohnehin über die Maßen theuer. Die norddeutschen Staaten hätten ihn ursprünglich nicht geradezu begehrt, und es sei daher unbillig, ihnen auch noch zuzumuthen, daß sie sich selbst beköstigen sollten. Es würde auch, so wurde bemerkt, der Würde der Bundes-Bevollmächtigten wenig entsprechen, wenn sie, ganz wie die künftigen Reichstagsmitglieder, ihren Aufenthalt in Berlin selbst bestreiten sollten. Von Preußens hochherziger Großmuth sei zu erwarten, daß es wie bisher auch künftig die Unkosten tragen werde. Ein kleinstaatlicher Gesandter rief aus, man solle es darauf ankommen lassen, Preußen werde Niemanden aufessen. Aber der Minister für Weimar schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: Wer weiß! Hierauf trat eine tiefe Stille ein. Man beschloß, vor Allem zu frühstücken und die Kostenfrage später zu erledigen. Schlimmsten Falls würden die kleinen Staaten Abschlagszahlungen in monatlichen Raten bewilligt erhalten. Die Bevollmächtigten begaben sich hierauf in corpore in das Hotel, wo das Déjeuner äußerem Vernehmen nach in gehobener Stimmung verlief. — Vertraulich. Den Küchenzettel habe ich leider! erst nach 3 Uhr Nachmittags in zuverlässiger Weise aus bewährter Quelle erfahren, Ihnen daher nicht mehr telegraphiren können. Es ist um so mehr schade, als wir dadurch das Vergnügen der zahlreichen Glossen in den Zeitungen einbüßen, welche unsere Mittheilung hervorgerufen haben würde. Aber das wird bald wieder einzuholen sein. Bei der nächsten interessanten Privatnachricht, die wir zuerst bringen und bei welcher sich nicht irgend ein Komma bemängeln läßt, werden wieder pünktlich nach bekanntem literarischem Usus die gewöhnlichen Ausfälle erfolgen. Wenn es nicht geschieht, ist es pure Vergeßlichkeit. Wo die Leute nur die Zeit dazu hernehmen! Indessen — trahit sua quemque voluptas, und die heutige Versäumniß hat daher nicht viel auf sich. (Köln. Z.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 20. Sonntag den 10. März. 1867.

Der Letzte des Stammes.

(Fortsetzung.)

Es geschah an einem Morgen im Februar 18—, daß der ganze Flecken Fairleigh in einen Zustand äußerster Bestürzung versetzt wurde. Fairleigh Hall stand in Flammen. Das Feuer mußte an allen Enden gleichzeitig ausgebrochen sein. Die Bewohner des Ortes erwachten nach Mitternacht bei dem Schein einer Gluth, wie die ältesten unter ihnen sich einer gleichen nicht erinnern konnten. Die erschreckten Dienstboten kamen kaum mit dem nackten Leben davon. Hilfe war jedoch sogleich bei der Hand, einschließlich der Wirksamkeit der ländlichen Feuerspritzen.

Unter denjenigen, welche bei den Hilfeleistungen die meiste Energie entfalteten, waren zwei Männer, denen besondere Aufmerksamkeit gebührt. Der Eine, muthvoll, überall gegenwärtig, aufmunternd und anfeuernd, war Inspektor Sniffen in eigener Person, er befand sich durch einen besondern Zufall anwesend. Eine Woche zuvor war er eiligst zu Rumiewski beschieden worden, um einen mit unerhörter Frechheit verübten Einbruch zu untersuchen, der wiederum in Fairleigh Hall stattgefunden hatte. Silbergeräth, Schmucksachen und werthvolle Raritäten waren entwendet worden, wahrscheinlich von einer Diebesbande, welche geschickt in das Museum einzudringen gewußt hatte. Sniffen war ohne Zögern erschienen, er glaubte der Sache auf der Spur zu sein, doch müsse man langsam und vorsichtig zu Werke gehen. Inzwischen blieb er abwartend in Fairleigh Hall, während Rumiewski seine Kataloge durchging und eine genauere Beschreibung der entwendeten Objekte zu Papier brachte. Noch ehe die Beiden mit den vorbereitenden Arbeiten zu Ende waren, brach die erwähnte Feuersbrunst aus.

Aber noch thätiger und energischer als der Inspektor zeigte sich ein großer ernster Mann mit sonngebräuntem Antlitz, welcher unversehens auf dem Schauplatz der Verwüstung erschienen und schweigend aber mit allen Kräften seines starken Armes bemüht war, der Zerstörung, so viel an ihm lag, Einhalt zu thun. Da die Aufmerksamkeit Aller nur auf die Flammen gerichtet war, so blieb er eine Zeitlang unbeachtet, was sonst bei seiner gebietenden Erscheinung wohl schwerlich der Fall gewesen; und erst als das alte Gebäude dem gierigen Elemente erlegen war und die vergeblichen Rettungsversuche einigermaßen erlahmten, faßte der Polizeikommissär den Unbekannten schärfer in's Auge. Er stutzte und glaubte anfänglich, das Opfer einer Sinnestäuschung zu sein, dann aber zur vollen Erkenntniß der bedeutungsvollen Thatsache gelangend, trat er vor und sagte:

„Im Namen der Königin verhafte ich Sie, Walter Fairleigh, wegen des an Sir Walter Fairleigh begangenen Mordes!“

Der Fremde fuhr mit Schmerz und Erstaunen im Antlitz zurück. „Gott helfe mir!“ rief er endlich, „bis zu diesem Augenblick wußte ich nicht, daß ich keinen Vater mehr habe.“

„Ich muß Sie bitten, Sir,“ versetzte der Inspektor höflich und in überredendem Tone, als ob er zu einem Kinde oder einem Blödsinnigen spräche, „sich jeder weiteren Bemerkung zu enthalten; Alles, was Sie sagen, ist von Gewicht für Sie, könnte gegen Sie gebraucht werden.“

„Das möge sein, wie es wolle,“ entgegnete Walter; „ich erkläre hiermit feierlich, daß Derjenige, welcher mich des Mordes meines Vaters bezichtigt, ein gemeiner Lügner ist.“

Sobald Rumiewski seinen einstigen Freund erkannte, wurde er todtenblaß, und ein sonderbares Beben machte sich in seinen Gliedern bemerklich, aber bald gewann er seine gewöhnliche Geistesgegenwart wieder und blickte dem verstoßenen Sohn keck in's Angesicht.

„Schlange!“ begann er, „Verräther, den der edelste der Männer mit so viel Liebe und Sorgfalt umgeben, und der ihm mit dem schwärzesten Undank lohnte! Teufel, dem der Raub nicht genügte, der nur im Morde Sättigung fand! Warum kann ich ein solches Ungeheuer nicht auf der Stelle mit meinen eigenen Händen zerreißen!“

So groß war des Verwalters leidenschaftliche Erregung, daß der Polizeiinspektor seinen Gefangenen vor augenblicklicher Mißhandlung schützen mußte. Walter erwiderte kein Wort, sondern folgte willig und ohne weitere Frage dem Repräsentanten der öffentlichen Gerechtigkeit. Aus den Ruinen flammte es noch immer auf, hie und da stürzte ein Mauerrest zusammen und Alles, was mehrere Generationen der Familie an Kunstraritäten aufgehäuft, ward in einer Nacht zu Asche. Es schien, als ob die irdische Wohnstätte eines achtbaren Geschlechtes mit dem Erlöschen desselben ebenfalls dem Untergange geweiht gewesen. Walter's erstes Bemühen, nachdem er seine Gefangenschaft angetreten, war, sich den Beistand eines geschickten Advokaten zu sichern, welcher auch, nachdem er sich mit seinem Clienten besprochen, der ihm anvertrauten Sache seinen ganzen Eifer zuwandte. Es blieb noch ein Monat Zeit bis zum Beginn der Verhandlungen und diese wurde zur Einsammlung des Materials für die Vertheidigung gewissenhaft benützt. Das ehemalige Interesse, welches die Tragödie umgeben, erwachte von Neuem und stärker denn je. Allerdings glaubten nur Wenige an die Unschuld des Gefangenen und an die Möglichkeit

seiner Freisprechung, aber Walter's Vertheidiger, Masham, bestärkte diese Wenigen in ihrer Voraussetzung eines glücklichen Ausganges. Der Gerichtssaal war am Tage der Verhandlung zum Erdrücken gefüllt. Der Kronanwalt selbst führte die Anklage und alle Zeugen, welche bereits zur Zeit, als der Mord sich zugetragen, ihre Aussagen gemacht hatten, waren abermals vorgeladen. Viele Mitglieder der ältesten Familien der Grafschaft waren erschienen, doch wenn sie auch für den verstorbenen Baronet Gefühle der Achtung und Freundschaft gehegt hatten, so empfanden sie doch weder Liebe noch Mitleiden für den illegitimen Sohn. Masham wollte seiner Vertheidigung auch nicht eine so schwache Grundlage geben, wie sie die individuelle Ansicht ebenbürtiger Freunde des Ermordeten bieten konnte, selbst wenn diese Ansicht sich seinem Clienten günstig erweisen sollte; er wußte ja, daß das Zeugniß Ruziewski's und der Dienerschaft von Fairleigh Hall, welche sämmtlich den bitteren Groll zwischen Vater und Sohn und die heftigen dem Morde vorangegangenen Scenen als Thatsachen erhärten konnten, jeden durch entlastende Aussagen hervorgebrachten günstigen Eindruck wieder verwischen würde.

Sir Coke Smith, der Kronanwalt, dessen Pflicht, vom theoretischen Gesichtspunkte betrachtet, darin bestand, die Wahrheit an den Tag zu bringen, dessen praktische Obliegenheit es aber war, den Gefangenen als schuldig darzustellen, begründete in einer langen Rede seine Ueberzeugung in letzterem Sinne, schilderte in nachdrücklicher Weise den ungeheuerlichen Vorfall, recapitulirte alle denselben begleitenden Umstände und berief sich dann auf die Weisheit und das Gerechtigkeitsgefühl der Geschworenen, welchen die Schuld des Angeklagten längst über allen Zweifel klar geworden sein mußte.

„Die Zeugen," fuhr Sir Coke Smith fort, „werden in ihren eigenen Worten einen Bericht des Vorganges geben. Inzwischen erlauben Sie mir, meine Herren, nochmals die hauptsächlichsten Punkte hervorzuheben, auf die sich meine Anklage stützt. Wir haben zuvörderst die häufigen erbitterten Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn, die ungeregelte Lebensweise und zügellosen Gewohnheiten des letzteren, die dringende Geldverlegenheit, in der er sich befand, das Verschwinden der Pretiosen und die gleichzeitige Tilgung der Schulden des Gefangenen, wodurch die Verübung des Diebstahls auf ihn zurückgeführt wurde und woraus sich zugleich ein weiteres Motiv des Mordes ableiten läßt, die Flucht des Angeklagten unmittelbar nach dem Vollzug der gräßlichen That, die Auffindung des ihm zugehörigen, mit Blut befleckten Messers unter seinem Fenster, endlich sein sorgfältiges Verbergen während der Dauer von fünf Jahren. Dies, meine Herren, ist die Kette der Beweise, welche die Vertheidigung meines geehrten Kollegen schwerlich zu widerlegen im Stande sein möchte, und die Sie wohl zu dem Schluß nöthigen werden, daß der Gefangene wirklich des ihm zur Last gelegten schweren Verbrechens schuldig ist."

(Schluß folgt.)

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.

I. Herzensjammer in stiller Kammer.

(Fortsetzung.)

Zur Ausführung gehörte Kapital, bedeutendes Kapital! Droschke, Mittagessen, Handschuh, vielleicht noch Apfelsinen, vielleicht noch gar Eis! — und von alldem war weder in natura noch in Geld das allergeringste in den leeren Fächern meines Sekretärs!

Nachdem ich mir ein halb Dutzend-Mal die Stirne gerieben, kam ein Gedanke zum Vorschein. Meine Uhr, alt aber von Gold, von Gold aber alt, eine schändliche Uhr, die jedes Jahr ihre sechs Monate nachging — was war sie mir nütz? Nichts, rein gar nichts. Der Augenblick war gekommen, das todte Kapital in Fluß zu bringen. Das theure Kleinod vom Haken nehmen, in großen Sätzen meine sechs Treppen hinunter zum Uhrmacher fliegen, war das Werk eines Augenblicks. Die Feder sei zerbrochen, sagte ich. Der alte freundliche Mann verstand mich sofort und händigte mir vierzig Francs ein. Vierzig Francs! Dafür konnte ich in unserm Theater vierzig Plätze haben und ich brauchte nur zwei. Ich fühlte mich reicher als ein König. Schnell nach Haus zurück, wo die Antwort schon auf mich warten mußte.

O Träume und Schäume! Als ich in's Zimmer trat, fiel mein erster Blick auf das Bouquet; dumm und dick stand es wieder auf der alten Stelle, in dem alten Waschkrug. Ob es nicht hübsch genug gewesen für meine Jeannette, wollte ich schon fragen, trotz der zehn Francs, die es gekostet, — indeß, diese Heimkehr meiner Rosen weissagte offenbar Unheil. Wer hatte sie gebracht? Jeannette selbst oder der Laufjunge? Ich klingelte heftig. Der Junge stürzt herauf, ganz außer Athem.

„Nun, Baptist?" fragte ich.

„Nun, Herr," antwortete er ganz de- und wehmüthig, „meine Schuld ist's nicht; sie hat's nicht gewollt. Die Antwort steckt im Bouquet. Da — und dabei zog er ein kleines Billet zwischen den Blumen hervor — „da, das ist alles, das soll ich Ihnen geben."

„Gut, gut, du kannst gehen," — und da er zu neugierig war, um sich rasch zu drücken, drückte ich ihn zur Thür hinaus. Nun las ich, und was ich las, war — bis auf die Fehler, denn eine Töchterschule hatte Jeannette nie besucht, Folgendes:

„Deine Rosen schicke ich dir zurück aus — Zartgefühl. Ich habe kein Recht mehr darauf. Seit gestern Abend ist zwischen uns beiden alles aus. Ich habe bei Leopoldine die Bekanntschaft eines Rentier gemacht, der mir wohl will. Du kannst meinetwegen in Schulden, wenn ich dir also sage „scheiden wir", so ist's zu unsrer beider Vortheil.

„Du wirst darum deiner kleinen Jeannette nicht böse sein, die dir bis zum letzten Augenblick treu gewesen ist. Verzeihe mir also, Moritz, und überlege mal genau, wie's steht. Heute haben wir den siebten, und gestern hattest du von deinem Monatsgeld blos noch ganze zehn Francs. Sag' mal ernsthaft: halten da unsere jungen Zähne noch für 23 Tage zu beißen? Gewiß nicht. Du siehst also, ich habe wohl Recht, dir zu sagen: Adieu und den Kopf nicht hängen lassen! Erwiedre mir nicht, dieser Abschied sei zu schroff. Glaube mir, die ich mich darauf verstehen muß: der schroffste Abschied ist immer noch der beste. Ich hätte beinahe geweint, daß dein Bouquet so übel ankam. Aber ich hab' mich gehalten. Und weinten wir uns vierzehn Tage die Aeuglein roth, scheiden müßten wir doch einmal. Deine gewesene Jeannette."

Zuerst war's hart. Zwar hatte ich kaum daran gedacht, Jeannette zu heirathen, aber dies plötzliche Ende einer noch Tags zuvor so lebhaften Leidenschaft machte mich völlig kopflos. Es war die erste Wunde, die ich durch ein Mädchen erhielt, und obendrein brachte sie mir die schmerzhafte Ueberraschung, welche jedes junge Gemüth bei der Entdeckung empfindet, daß die

Frauen weder unbedingt noch ausnahmslos Engel sind. Ganz besonders aber empörte mich die philosophische Kaltblütigkeit, mit der mir dieser Laufpaß gegeben wurde, und wenig fehlte, so hätte ich die mehr als vertrauliche Form für eine Beleidigung angesehen.

So vergingen die ersten Stunden in Schmerz und Unmuth; dann kam ich wieder zu Verstand und hatte Gemüthsruhe genug, den ernsten Entschluß zu fassen, ich wollte es niemals machen wie so manche Verliebte, die hinterher verdammen und verwerfen, was sie geliebt haben. So verzieh ich denn der grausamen Ungetreuen allmälig, mein Zorn verflog, der Kummer blieb.

Und der Kummer war schwerer, als man hätte denken *sollen*. Die Jugend braucht nur Vorwände zur Liebe.

Der Anblick meiner dummen Rosen, die in dem alten Waschkrug so jämmerlich verkümmerten, statt in den runden Händchen meiner Jeannette zu blühen, schnitt mir in die Seele. Sie war so lustig, meine Jeannette, — ein Lachen, ein Gesang, ein Vögelchen — mit Flügeln, leider! „Und nun soll ich ihre frische Stimme nicht wieder hören, nie wieder!" Dabei umwandelte ich wie auf tragischem Kothurn meinen Waschkrug mit dem Bouquet, gerade wie die Invaliden sich am Napoleonstage die Vendome-Säule von allen Seiten besehen, — „aber (philosophirte ich weiter) diese Jeannette denkt auch allzusehr an die Zukunft; der Handel mit den gemachten Blumen *hat sie verdorben*, die stete Betrachtung der gemalten Rose hat *bei ihr* die Natur erstickt."

So schleppte der Tag sich hin. Ich blieb zu Hause, speiste trübselig zu Mittag mit einem Milchbrödchen und etwas Milchreis, den mir Baptist aus der Nachbarschaft holte, und zwei- oder dreimal, namentlich am Abend, hatte ich Gedanken so schwarz wie ein ungeheizter Ofen. Das Billet der nur zu verständigen Jeannette lesen und wiederlesen, mit finsterem Blick auf dem Bouquet verweilen — eine schöne Existenz! Schon war's 11 Uhr Abends, die Aussicht auf eine schlaflose Nacht, allein mit dieser Oede in meiner Brust, hatte was Entsetzliches. Schon war ich nahe daran, mich so weit zu erniedrigen, noch einmal zu Jeannetten zu schicken mit einem Briefchen, worin nichts weiter stehen sollte, als die beißenden Worte: „ich habe noch vierzig Francs; trennen wir uns erst übermorgen", — als mir plötzlich ein herrlicher Einfall kam.

„Wahrhaftig," sagte ich mir, „auch nicht übel, in diesem Loche zu frieren, einsam mit meinem unglücklichen Bouquet, wo es draußen in der Welt Orte gibt, behaglich warm, belebt von Menschen, bei denen ich meine Rosen besser anbringen und meinen Kummer verjubeln kann. In einer Stunde, mein Junge, drehst du dich wie ein Derwisch auf dem Opernballe. Das Pierrot-Costum von Freund Paul (meinem Stubennachbar) ist frisch aus der Wäsche gekommen, Paul selbst ist verreist — das macht sich prächtig! Fortan fängst du kein Feuer; der reine Fels! Und sollte jemals dein übergroßes Herz wieder schlagen wollen, so sei's nur für Damen von reinster Tugend und von dito Orthographie! Für heute Abend — Polka, Musik von Müsard und keine Sentimentalität, das ist deine Diät."

Diese Ansprache an mich selber hatte mich neu belebt. Eine Stunde später und — das Gesicht weiß gepudert bis über die Ohren, den Kopf kunstgerecht in Binde und weißem Klapphut, gekleidet in ein wunderbares Pierrot-Costum, an welchem Atlas, seidener Besatz und Kattun sich bestens vertrugen, — so stieg ich die prächtige Treppe zum Saal des Opernhauses hinan, um für meinen Schmerz Vergessenheit zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Barilli, ein ausgezeichneter Primo Buffo, auf den Napoleon sehr viel hielt, hatte von dem Kaiser einen Urlaub von drei Monaten erhalten, um einige Familienangelegenheiten in Italien zu ordnen. Er kehrte auf seinen Posten jetzt zurück. Es war kalt und er hatte zu der Reise über den Mont Cenis eine große rothe Mütze bis tief über die Ohren gezogen. So kam er in Lyon an und stieg in dem Hotel de l'Europe ab, um einige Tage da zu bleiben und von den Strapatzen der Reise auszuruhen. Er fragte, zu welcher Stunde gespeiset würde.

„Gnädiger Herr", antwortete die Frau vom Hause, „wir haben keine andere Stunde als die, welche Ihnen gefällig ist. Befehlen Sie und es wird in Ihrem Zimmer servirt werden."

„Ich habe nicht die Mittel, einen so großen Aufwand zu machen. Ich werde wie andere Leute an der Table d'Hote essen."

„Wir wissen, daß ein Mann, der gezwungen wird, sein Vaterland zu verlassen, genirt sein kann. Aber denken Sie nicht daran, wir schätzen uns glücklich, daß Sie unser Haus mit Ihrem Besuche beehrten. Der Himmel selbst hat Sie uns gesendet. — Man führe den gnädigen Herrn in das Zimmer der Gesandten!"

Barilli ließ sich führen. Man trug ihm ein ausgesuchtes Souper und vortrefflichen Wein auf. Die klassischen Macaroni, die Hühnchen mit Trüffeln, die ravioli, nichts war vergessen. — Barilli, an die Mißverständnisse gewöhnt, welche der Gegenstand so vieler komischer Opern sind, sah ein, daß auch hier ein Mißverständniß obwalten müsse, und da er nicht der Mann war, der die Wohlthaten unbekümmert empfängt, welche für einen Andern bestimmt sind, so suchte er nach einer Erklärung.

„Ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten, sondern ein ehrlicher Sänger von Paris."

„Wir wissen Alles. Wer verkannt, geächtet ist, nimmt natürlich seine Zuflucht zu mancher unschuldigen List. Sie können sich übrigens auf unser Schweigen verlassen."

„Ich sehe, daß ich mich fügen muß," sagte Barilli.

Er blieb noch mehrere Tage in Lyon und lebte wie ein Fürst. Der Tag seiner Abreise kam indeß heran und er sah sich genöthigt, von seinen liebenswürdigen Wirthen Abschied zu nehmen. Er trat mit der Börse in der Hand aus seinem Zimmer und fand in dem anstoßenden den Herrn und die Frau vom Hause, die Verwandten, Freunde, Diener — auf den Knieen, ihn um seinen Segen bittend. Diesen dramatischen Effekt hatte er nicht erwartet. — „Sie wollen mein Geld nicht, nun so nehmen Sie denn meinen Segen; es wäre undankbar, Ihnen denselben vorzuenthalten." Er streckte die Hand aus und sprach die Worte.

„Amen," antworteten alle Anwesenden und Barilli stieg in den Wagen.

Der Papst befand sich damals in Savonne. Viele in das südliche Frankreich verbannte Cardinäle waren durch Lyon gereist. Barilli war wegen seiner rothen Mütze, seiner italienischen Aussprache rc. für eine Eminenz gehalten worden. — Napoleon lachte viel über dieses Abenteuer seines Buffo.

(Goldsaucischen.) In der diplomatischen Welt ist viel die Rede von einem auffälligen, wenn auch noch nicht ganz klar liegenden Prozeß, in welchem der Prinz von Oranien, der älteste Sohn des Königs der Niederlande, figurirt und ein Herr Vandendale, in der gastronomischen Welt bekannt unter dem Namen Vandendale mit dem goldenen Saucischen. Er hatte nämlich in Paris ein Etablissement, in welchem jedem Gast zum Frühstück ein Saucischen aufgetragen wurde. In einem dieser Saucischen befand sich ein Goldstück von fünf Francs, das dem glücklichen Sterblichen zufiel, dem das Goldsaucischen servirt wurde. Die Polizei legte indeß gegen diese Manier, Gäste heranzuziehen, ihr Veto ein, weil sie darin eine Art Umgehung der Lotteriegesetze sah.

Berlin. Die für die Geschäftswelt und den Verkehr so nützliche Einrichtung der Stadttelegraphie, welche allseitig freudig begrüßt wurde, wird, zumal die einfache Depesche nur 2½ Sgr. kostet, zu manchem Witze ausgebeutet. So erhielt kürzlich ein hiesiger Musikdirektor während des Dirigirens in seinem Orchester eine Depesche überbracht; er öffnet dieselbe in großer Aufregung, die Mittheilung irgend eines Unglücksfalles vermuthend, und liest die einfache Anzeige eines Freundes, daß er eben das sechste Seidel auf sein Wohl getrunken habe. — Ein junger Mann, welcher, vom Balle zurückgekehrt, kaum eingeschlummert ist, wird eiligst geweckt, ein Bote der Telegraphie mit einer Depesche steht vor ihm. Hastig wird die Empfangsbescheinigung unterschrieben, die Depesche zitternd erbrochen und was meldet sie? „Ich bin eben beim Kaffeetrinken, guten Morgen!“ — Ein anderer erhielt die Meldung: „Eben bin ich zu Bette gegangen, schlaf wohl!“ Auch zu Einladungen, zu fingirten „Stell Dich ein“ und anderen Allotriis wird der Stadttelegraph ausgenutzt.

Ein Berliner Stubenmaler hat eine interessante Entdeckung gemacht, durch welche die Malerarbeiten eine nicht unbeträchtliche Preisermäßigung erfahren werden. Derselbe hat nämlich den Versuch gemacht, bei der Mischung von Oelfarben in Stelle des Terpentin Petroleum zu verwenden. Der Versuch ist vorzugsweise bei der weißen Oelfarbe als ein durchaus gelungener zu betrachten. Das Quart Terpentin kostet gegenwärtig 15 Slbgr., das Quart Petroleum dagegen nur 4½ Slbgr. Die Oelfarben werden dadurch mithin im Preise bedeutend sinken.

In Berlin besteht, nach dem „Publicist“ schon seit einiger Zeit eine Privatgesellschaft, die sich bei ihren Zusammenkünften dem Genusse des Opiumrauchens hingibt. In orientalischer Tracht liegen dabei die Mitglieder auf schwellenden Divans hingestreckt.

Aus Agram vom 28. v. Mts. wird gemeldet: „Der gefürchtete Räuberhäuptling Udmanik, der die ganze Gegend seit Langem unsicher gemacht und viele Morde begangen hat, ohne daß man seiner durch List, Verrath oder Gewalt habhaft werden konnte, obwohl auf seinen Kopf ein Preis von 2700 fl. gesetzt war, wurde gestern erschossen. Bei dem Handgemenge blieb ein Gendarm todt auf dem Platze, ein zweiter wurde verwundet. — Ein näherer Bericht sagt hierüber: Die Gendarmerie-Patrouille von fünf Mann spürte dem Räuber nach und brachte in Erfahrung, daß er sich in einem Hause des Dorfes Podok bei Ludina aufhalte, fand ihn auch richtig, nachdem sie das Haus in den Nachmittagsstunden beschlichen, im Hause hinter dem Tische sitzen. Die Gendarmen umzingelten darauf das Haus und zündeten es an. Udmanik, die Gefahr erkennend, will wenigstens sein Leben theuer verkaufen; er eröffnet mit seinen Schießwaffen ein verzweifeltes Feuer gegen seine Verfolger, streckt den Patrouilleführer todt nieder, und verwundet schwer und zwar in den linken Arm, den Gendarmen Wenzel Prazak. Dieser rafft seine letzte Kraft zusammen, zielt und trifft den Räuber in's Genick. Udmanik fiel und hauchte sogleich seinen Geist aus in den Armen seiner Geliebten, einer Bäuerin.

Aus Castres im Kanton Freiburg berichtet man von einem Manne, Namens Andrea Felice Albrile, der seit seinem achten Jahre eine von den übrigen Menschen ganz verschiedene Lebensweise führt. Er betritt nie ein Haus, trägt seine Behausung wie die Schnecken auf dem Rücken bei sich, nährt sich von Wurzeln und Kräutern und weist jeden Beistand und jede andere Nahrung zurück. Zu Lemalsens als Vagabund arretirt, aß er erst nach sechs Tagen etwas Gemüse. Von Geburt ist dieser neue Diogenes ein Piemontese.

In den letzten Tagen trieb das Meer auf Wangerow eine Cigarrenkiste an, in welcher sich ein Notizbuch mit einem Briefe befand, aus dem man die traurige Kunde erhielt, daß der Navigationsschüler aus Emden, T. A. Evers, am 23. Dez. v. J. auf schreckliche Weise um's Leben gekommen ist. Derselbe wollte das Weihnachtsfest bei seinen Eltern in Baltrum verleben und ließ sich an jenem Tage auf einer Jolle nach dem Baltrumer Strande führen. Vom dichten Nebel getäuscht, setzten aber die beiden Jollenfahrer den jungen Mann auf einer Sandbank, die sie für die Insel hielten, aus und dort fand er während der Meeresfluth den Tod. Der Brief, den er kurz vor seinem Tode schrieb, lautet: „Liebe Mutter! Gott tröste dich, denn dein Sohn ist nicht mehr. Ich stehe hier und bitte Gott um Vergebung der Sünden. Seid Alle gegrüßt. — Ich habe das Wasser jetzt bis an die Kniee, ich muß gleich ertrinken, denn Hilfe ist nicht mehr da. Gott sei mir Sünder gnädig. — Es ist 9 Uhr, Ihr geht gleich zur Kirche, bittet nun für mich Armen, daß Gott mir gnädig sei. — Liebe Eltern, Brüder und Schwester. Ich stehe hier auf einer Platte und muß ertrinken, ich bekomme Euch nicht wieder zu sehen und Ihr mich nicht! Gott erbarme sich über mich und tröste Euch. Ich stecke dieses Buch in meine Cigarrenkiste. Gott gebe, daß Ihr diese Zeilen von meiner Hand erhaltet. Ich grüß' Euch zum letzten Male.“

Einer der Abgeordneten eines neupreußischen Staates im norddeutschen Reichstage antwortete neulich auf die Frage, ob er dort links oder rechts sitze: „So links gibt es im Hause gar keinen Platz, als ich sitzen möchte.“

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 21. Mittwoch den 13. März. 1867.

Der Letzte des Stammes.

(Schluß.)

Die nur in kürzester Andeutung wiedergegebene Rede des Kronanwaltes hatte drei und eine halbe Stunde gedauert, und als derselbe endlich seinen Platz einnahm, hatte sich in der That eine Art von Ueberzeugung von Walter's Schuld dem Gerichtshofe aufgedrängt. Das Verhör der Zeugen fügte den schon bekannten Umständen nichts von eigentlicher Wichtigkeit hinzu, bis Rumiewski mit vielen Demonstrationen des Abscheus, welche ihm eine Zurechtweisung des Vorsitzenden zuzogen, seine bereits früher hervorgebrachte Aussage bezüglich der zur Zeit des Diebstahls erfolgten Schuldentilgung wiederholte. Diese Aussage, so wie überhaupt alle von dem Russen zu Protokoll gegebenen Erklärungen bildeten das Hauptbelastungsmoment in der Sache des Angeklagten. Mr. Masham, der Vertheidiger, glaubte hier Anlaß nehmen zu müssen, seinerseits dem Zeugen einige Fragen vorzulegen.

„Sie haben, Herr Rumiewski“, begann er, „den Gerichtshof mit dem Umstande bekannt gemacht, daß der Gefangene seine dringendsten Schulden ein paar Tage vor dem Sonntage berichtigte, an dem der Mord verübt wurde. Zur Unterstützung dieser Angabe ist des Londoner Agenten Quittung, vom Samstag den 23. datirt, vorgelegt worden. Ist dies so?“

Rumiewski bejahte.

„Und das Auffinden der Quittung war die erste Gelegenheit, bei welcher es zu Ihrer Kenntniß kam, daß der Gefangene seine Schulden bezahlt hatte?“

Rumiewski bejahte abermals.

„Ich habe hier,“ fuhr Mr. Masham fort, „das Contobuch des Mr. Whinstone, des Agenten, an den diese dreitausend und siebenhundert Pfund bezahlt wurden, und in diesem Contobuch befindet sich die Notiz, daß der genannte Agent an jenem Tage in einem von Fairleigh Hall abgeschickten rekommandirten Briefe einen Wechsel auf Messrs. Coutts u. Co. über dreitausend Pfund erhielt. Ich frage Sie jetzt, stellten Sie den Wechsel aus?“

Sir Coke Smith erklärte hier die Frage als unstatthaft.

„Mein gelehrter Freund will die Frage nicht gelten lassen,“ sagte Mr. Masham, „und ich unterwerfe mich seiner ...sicht. Aber Sie werden mir sagen dürfen, Herr Rumiewski, ... Sie diese Handschrift kennen? Sehen Sie sich das Blatt ... und vertrauen Sie mir Ihre Meinung.“

Rumiewski erblaßte und hatte den Anschein, als schnüre ihm Etwas die Kehle zu. Er griff nach dem Briefe und machte Miene, ihn in Stücke zu zerreißen. Masham ließ es nicht dazu kommen und versetzte ruhig:

„Ohne Leidenschaft, lieber Herr, wenn ich bitten darf, Ist das Ihre Handschrift?“

„Ja, sie ist es,“ entgegnete der Zeuge trotzig.

„Dann werde ich mit Erlaubniß des Gerichtshofes den Brief verlesen.“

Die Lecture, welche der Anwalt den Geschworenen zum Besten gab, bestand in Folgendem:

„Sir! — Ich bin von meinem Freunde, Mr. Walter Fairleigh, ersucht worden, Ihnen zur Ausgleichung seines bei Ihnen aufgelaufenen Contos, den einliegenden auf Messrs. Coutts u. Co. ausgestellten Wechsel über dreitausend Pfund nebst siebenhundert Pfund in Banknoten zu übermitteln. Mr. Fairleigh bittet Sie um die umgehende Einsendung einer auf seinen Namen lautenden Quittung. Ich zeichne mich als Ihren ergebenen Diener, Henry Wilkinson.“

Die Geschworenen waren in großer Aufregung. Der Zeuge gebehrdete sich mit solch unpassender Heftigkeit, daß man ihn aus dem Saale entfernen mußte. Mr. Masham aber setzte sich ruhig nieder und erhob sich erst, als die Reihe an ihm war, die Vertheidigung zu eröffnen.

Seine Aufgabe, meinte er, wäre keine schwierige. Er hoffte, die Jury habe bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß der Zeuge Rumiewski zu irgend einem ihm allein dienenden Zwecke die Schulden des Gefangenen an Mr. Whinstone bezahlt und durch die Vorzeigung der Quittung den Ersteren in den Verdacht des an des verstorbenen Baronets Kunstsammlung begangenen Diebstahls gebracht hatte. Mr. Masham hob ferner hervor, daß Rumiewski jenen Brief mit einer falschen Namensunterschrift versehen, und daß er schwerlich sich zu dem Opfer einer so bedeutenden Summe verstanden haben würde, wenn er nicht von unlauteren Motiven geleitet gewesen und auf ungewöhnliche Weise in den Besitz ausgedehnter Mittel gelangt wäre. Auch war der Anwalt in der Lage zu beweisen, daß sein Client von der hinter seinem Rücken erfolgten Schuldenberichtigung keine Ahnung gehabt; daß er mehrere Tage vor dem Tode des Baronets Rumiewski von seiner Absicht in Kenntniß gesetzt, für längere Zeit in die weite Welt zu gehen, daß er dieses Vorhaben nur gefaßt, um sich seinen Gläubigern zu entziehen; daß er auf der Stelle England verlassen und erst nach fünfjähriger Abwesenheit in entfernten Ländern den heimathlichen Boden wieder betreten habe, um die erste Kunde von seines Vaters traurigem Ende zu vernehmen. Der Zeuge, der zur Erhärtung dieser Thatsachen vorgerufen werden sollte, war ein Gentleman, welcher Walter's Begleiter auf allen seinen

Reisen gewesen und dem Jener den genauen Stand seiner Angelegenheiten mitgetheilt hatte. Rumiewski's Zeugniß konnte, nachdem er grober Unwahrheiten überwiesen, keine Gültigkeit mehr haben, und da nunmehr das angebliche Hauptmotiv des angeschuldigten Verbrechens von selbst zu Boden fiel und es an weiteren aggravirenden Indicien fehlte, so glaubte Mr. Masham, den Antrag auf Zurückziehung der Anklage stellen zu müssen.

Es wäre nutzlos, diese Erzählung, deren Ausgang der Leser nunmehr vorhersehen kann, noch länger auszuspinnen. Walter Fairleigh wurde freigesprochen. Rumiewski, welcher sich von der sicheren, wenn auch manchmal langsamen Hand der Gerechtigkeit entlarvt sah, machte selbst seinem Leben ein Ende, ehe noch die verdiente entehrende Strafe ihn erreichen konnte. Er starb ohne Bekenntniß, aber es läßt sich mit wenig Scharfsinn der Umriß seiner Carriere vollständig zeichnen. Er hatte vom ersten bis zum letzten Tage ein System der Plünderung befolgt, und auf diese Weise in seiner Stellung als Verwalter der Kunstsammlung ein großes Vermögen zusammengebracht. Da dasselbe auf seinen Namen angelegt war und sich für die unrechtmäßige Erwerbung keine direkten Beweise finden ließen, so hätte es dem Staate zufallen sollen, wurde aber doch schließlich den Erben Sir Walter's ausgeliefert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Rumiewski sich aller der Missethaten schuldig gemacht, welche vermittelst seiner schlauen und gewissenlosen Ränke dem verstoßenen Sohne zur Last gelegt worden waren; und da er sich nur dann zum zeitweiligen Herrn des Besitzthumes, welches ihm solch reiche Zinsen trug, hätte machen können, wenn beide Fairleighs aus dem Wege geräumt waren, so hatte er sich mit einem kühnen Handstreich des Vaters wie des Sohnes entledigt.

Walter's eigene Erklärung ging dahin, daß er das Messer, mit dem seinem Vater die Todeswunde beigebracht worden, noch am Abend vor dessen Ermordung in des Russen Zimmer gesehen, und es war diesem natürlich ebenso leicht gewesen, es aus Walter's Fenster oder aus seinem eigenen in den Garten hinabzuwerfen. Ob das Testament, durch welches Lucy's Sohn zu Gunsten unbekannter Angehöriger von der Erbschaft ausgeschlossen wurde, echt war oder nicht, wurde niemals ergründet. Wie dem auch sein mochte, Walter erkannte die Bestimmungen desselben freudig an. Er war in einen ernsten thätigen Mann umgewandelt, erschuf sich seine eigene Existenz und wurde ein geachtetes einflußreiches Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Die Prüfungen seiner wilden Jugend trugen ihm gute Früchte. Obgleich er nur auf bloßen Indicienbeweis hin freigesprochen wurde, so blieb er doch verschont von jedem Hauch des Verdachtes. Das alte Geschlecht ist ausgestorben, aber Walter gründete eine neue Familie, deren Ansehen schon jetzt als fest begründet zu betrachten ist.

Inspektor Sniffen war der unumstößlichen Meinung, daß, wenn die Feuersbrunst es nicht verhindert hätte, er den Verwalter Rumiewski des zweiten Diebstahls hätte überführen können. Sein Argwohn war gleich anfangs erregt und der schlaue Russe merkte es.

„Er war Keiner,“ pflegte der Polizeibeamte zu sagen, „der vor einem kühnen Streich zurückschreckte, und wenn Mr. Fairleigh nicht noch im letzten Augenblick erschienen wäre, so hätte der saubere Patron sich in Kurzem mit einem so großen und geschickt zusammengeschwindelten Vermögen aus dem Staube gemacht, als je ein abgefeimter Spitzbube sich anzueignen wußte.“ (Aus d. Pfälz. Kur.)

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.

(Fortsetzung.)

II. Der Opernball und der blaue Domino.

1. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer, — nicht.

Das Gedränge war furchtbar und die Hitze deßgleichen. Das kolossale Orchester Müsard's spielte gerade einen Monstre-Galopp.

Hätte Dante einen Ball im Opernhause mit angesehen, welche fantastische Narrenhölle hätte er dann seinen andern Höllenkreisen anfügen und mit wie bizarren Darstellungen hätte Gustav Doré seine Illustrationen zur göttlichen Comödie bereichern können! Wer lustiglolle Verdammte, rasendausgelassene Verdammte sehen will, der sehe sich aus einer Loge des Opernhauses die drei- bis viertausend Geschöpfe an, die von Mitternacht bis fünf Uhr Morgens wie wahnsinnig in den wildesten Costümen bei diesen Orgien der Pariser Narrheit umherwirbeln.

Das Auffallendste bei diesem Dampfbade der bis zur ausgelassensten Lust gesteigerten Freude ist, daß, obschon die Luft glüht, die Lungen der schwärmenden Menge sich zu erweitern scheinen. Auch ich hatte kaum von dieser Gluth geathmet, als ich eine tolle Lust in mir spürte, mich mitten ins Feuer zu stürzen. Der Boden brannte mir unter den Füßen, und eben wollte ich den Kopf in den Ofen stecken, als der Anblick eines reizenden kleinen blauen Domino, der sich in stiller Einsamkeit am Fuße der Eingangstreppe hielt, plötzlich meine Hitze dämpfte.

Wie reizend ist so ein hübscher Domino, wer ihn zu tragen weiß! Und wer hätte nicht schon einmal im Leben an einem seidenen Räthsel herumgerathen, dessen Auflösung eine Frau ist! Zu sehen ist nichts, Alles verhüllt, und — Alles zu vermuthen. Kommt zu dem Geheimniß Stillschweigen, so ist's ein Ideal für Sehnsucht und Neugier. Der Domino hier war hermetisch verschlossen. Eine große Kapuze, ein großer Behang an der Maske, nicht die kleinste Lücke. Mit äußerster Sorgfalt war Alles so arrangirt, daß auch der schlauste Blick nichts sehen konnte, was nicht gesehen werden sollte. Ein wahres Gefängniß von Seide und Spitzen. Es gibt Fürstinnen in Domino, es gibt Stallmägde in Domino. Hier mein kleiner blauer konnte nur von jenen ersten sein. Denn der Geschmack blickte überall durch, das leiseste Fältchen verräth ihn, und eine feine Frau könnte sich in einen Sack nähen lassen, der Kenner würde doch noch erkennen, daß etwas Vornehmes darin steckt.

Als ich mein seidenes Geheimniß musterte, zitterte ich vor Angst, es könne den Mund aufthun. Ein ächter Domino muß schweigen.

Ein paar engelblonde Locken, die unter der Kapuze hervorquollen, — große blaue Augen, die ernst und traurig mit einem gewissen Entsetzen auf das wüste Schauspiel im Saale blickten, das sie nicht begriffen, — eine zugleich bange, beklommene und stolze Haltung — das war alles, was mein Domino sehen ließ, aber es genügte, mich die sausende, brausende Menge um uns her vergessen zu machen. Wie kam das reizende Geschöpf, welches in dieser zierlichen Hülle stack, hieher an solchen Ort? War es ein erster Schritt auf bösen Wegen? Bei diesen Gedanken zog sich mir das Herz zusammen; das Laster sollte immer häßlich sein.

Ich wollte wissen, wie ich dran sei, trat dicht an das reizende Bild heran und, mit ehrfurchtsvoller Verneigung fragte ich den Domino:

„Darf ich Ihnen mein Bouquet anbieten und wollen Sie mit mir tanzen?“

Ueberrascht durch diesen unvorhergesehenen Angriff trat der kleine Domino zwei Schritte zurück, sah mich an, als hätte eine chinesische Porzellanfigur sie in der Sprache der Mandarinen angeredet und — weiter nichts. Keine Silbe, kein Laut.

„Ihr Schweigen ist eisig, schöne Maske,“ fing ich wieder an, „aber es entzückt mich. Ich fürchtete schon, Sie wären nicht stumm und eins von den entsetzlichen Worten, wie sie hier in der Luft umherschwirren, würde meine Illusionen zerstören. Aber Gottlob, Sie haben keine Stimme, und so lassen Sie mich hoffen, daß ich durch die Güte des Zufalls eine wahre Perle finde auf diesem glänzenden — Mist. Ich habe das heißeste Verlangen nach Jemand, der mich anhört, aber nicht antworten kann. Wollen Sie der Vertraute sein, wie er im Buche steht — nicht taub, aber stumm, nach dem meine Seele fast zwölf Stunden hungert und dürstet? Johannes predigte in der Wüste, Ariadne gab ihre Klagen den Winden, verirrte Hunde bellen die Sterne an; warum soll ein Student in Nöthen sein Herzensgeheimniß nicht einem unbekannten Domino anvertrauen? Ein Herzeleid als Pierrot — oder meinen Sie etwa, das gäb's nicht? Wollen Sie sehen, mein *Fräulein*, *wie gründlich Sie sich täuschen*, hören Sie *mich an.*“

Alles nach Wunsch; sie sprach kein Wort, ich hatte eine Bildsäule vor mir. So fuhr ich denn fort:

„Bin kein gewöhnlicher Pierrot, bin weder Friseur noch Schuster, wie die meisten dieser edlen Herren, die gepudert und gespornt da vor uns bald auf den Füßen, bald auf den Händen tanzen. Bin ein sanfter, schwermüthiger Pierrot, liebe das Gute und die Tugend, und habe augenblicklich keinen Fehler, als daß ich heute früh einen Pfeil mitten in's Herz bekommen habe, den Ihr hübsches Händchen nicht wird herausziehen können, weil er leider nicht von Ihnen stammt. Ich *hatte mein* Herz in unrechte Hände gegeben; zerrissen habe ich *es wieder bekommen*, und um diesen Kummer zu betäuben, bin ich an diesen Ort der Qual gegangen. Noch vor einer Stunde, lieber Domino, habe ich geweint wie ein Kind, um ein Etwas oder einem Jemand, der's schwerlich verdient; nähme ich meine Schminke ab, Sie sähen noch die Thränenspur. Hat Ihre Seele auch Kummer wie die meine, und will sie auch nicht sich trösten, nur sich zerstreuen lassen? Dann erhören Sie *meine Bitte*, vergessen wir auf eine Stunde die Sorgen, die *uns quälen; lassen* wir sie tanzen!

„*In diesem* Lärm bleiben, ohne daran Theil zu nehmen, brächte uns vor Morgengrauen zum Selbstmord. Wer hier fortgeht, ohne sich müde getanzt zu haben, handelt gegen Schicksalsschluß; seien Sie sicher, mit seiner Moral ist's schlimm bestellt. In der Hölle um und her ist unschuldig nur dreierlei: Galopp, Walzer und Polka. Galoppiren wir also oder *walzen* oder polkiren, wie's kommt. Wenn nicht, so gerathen wir in die bedenklichen Liebeshändel des Foyer, und von Liebeshändeln, mein gestrenger Domino, will ich so wenig was wissen, wie Sie selbst. Das ist kein bloßer Vertrag, den ich Ihnen vorschlage, es ist ein feierlicher Pakt. Sollte sich Ihre Zunge sich lösen, Ihre Maske Ihnen abfallen, Ihre Hand die meinige fassen und mich in den Himmel geleiten, aus dem Sie offenbar kommen — beim letzten Geigenstrich dieses Höllenfestes werde ich Ihren Blicken verschwinden, auf Nimmerwiedersehen. Tanzen wir also vertrauensvoll; auf Pierrot-Ehre, ich werde Ihre Jugend respektiren.

„Kein leichtfertig Wort, kein ernsthaft Wort, kein Wort von Liebe, heißt das, soll über meine Lippen kommen. Ich will auch — das schwöre ich Ihnen zu — nicht anders an Sie denken, wenn Sie erst fort sind, als wir an den Mond. Sind Sie nun aus Ihrem Paradiese, wie ich aus meinem Dachstübchen, nur herabgestiegen einer erlaubten Zerstreuung wegen, der nur der Schein des Erlaubten fehlt, dann muß mein Programm Sie entzücken.

„Aber wie? Sie antworten nicht? Gar nichts? Nicht einmal ein Zeichen zur Antwort auf diesen rührenden Antrag? Ah, mein Fräulein, Sie sind von Stein! Meinen Sie denn, wenn so ein Trübsals-Pierrot wie ich in Ihnen nur ein gewöhnliches Erdenkind gesehen hätte, ich hätte mein Bouquet, das ich seit heute früh mit meinen Thränen benetzt habe und das zudem so schön riecht, Ihrer Verachtung ausgesetzt — meinen Sie wirklich?“

Ich hielt inne: es schien mir passend, erst die Wirkung meiner Beredtsamkeit abzuwarten. Aber die kleine Maske rührte und regte sich nicht. Indeß, ob sie mich anhörte oder nicht, soviel sah ich in der Tiefe ihrer Augen; mochte sie wollen oder nicht, sie verstand mich.

Ich machte einen letzten Versuch!

„Diese Narren da“ sagte ich und zeigte mit der Hand auf das Gewoge der Tänzer, „diese Narren, das sind die Weisen; sie denken nicht, sie sprechen nicht, und sind sie auch nicht glücklich, sie schütteln wenigstens die Last ab, die sie sonst drückt. Machen wir's wie sie, mein Fräulein, oder gehen wir. Treiben wir's so weiter und machen nichts mit von allem, was hier vorgeht, dann sind wir hier nicht am Platz.“

Wahrlich!, eine Wand konnte nicht stummer sein. Wäre sie nicht so niedlich gewachsen gewesen, ich hätte ihr vielleicht den Rücken gedreht. Indeß ein geheimer Magnet hielt mich wie gebannt.

Allmählig aber blieben mir bei diesem hartnäckigen Stillschweigen, gegen welches ein lauter Ausdruck von Verachtung mir ehrenvoll zu scheinen anfing — ehrenvoll und vor allem weniger geheimnißvoll! — allmählig blieben mir die Worte in der Kehle stecken; mein Feuer drohte zu erlöschen; die Gedanken schwirrten mir im Kopfe.

„Sind Sie Engländerin oder Türkin? Stammen Sie her von fernen Gestaden und verstehen Sie die Sprache meines Landes nicht?“ — rief ich mit einem tragischen Affekt, der meiner Stimmung entsprach — „oder sind Sie wirklich stumm und schlimmer als stumm? gar taub? und hätte ich diese ganze Beredtsamkeit vergebens aufgeboten? Bitte, bitte, beruhigen Sie mich darüber, wenn nicht durch ein Wort — das erlauben Ihnen vielleicht Ihre Mittel nicht — dann durch irgend ein Zeichen, eine leise Bewegung dieses reizenden Köpfchens, welches dies Gräuel von Kapuze mir verbirgt, — nur so eine Kleinigkeit von Bewegung, wie sie selbst die Wachsfiguren sich erlauben, wenn man sie aufgezogen hat!“

Immer noch dieselbe unerbittliche Starrheit? Wohl, so fuhr ich denn heraus:

„Höre, du verwünschter kleiner Domino, ich werde ein ernstes Wort reden müssen mit deinem schlechten Herzen und schlechten Charakter. Ich habe dir zugeredet, daß es einem Seraph zu Herzen gegangen wäre; einer Holländerin wäre die Geduld ausgegangen, eine indische Wittwe in Person hätte mich

angelächelt, und die Statue des Schweigens hätte einen Ausruf gethan! aber du? Geh mir. Deine großen Augen sind Täuschung — sie sind von Glas. Deine blonden Locken hast du vom Friseur. Deine reizende Haltung ist eitel Betrug; du bist weder jung noch schön, wie ich mit Unrecht voraussetzte; du bist nichts als ein abgelebtes altes Weib, eine alte böse Hexe, die mein Unstern, der mich überall verfolgt, mir grade auf den Weg gesetzt hat, um mich vollends zur Verzweiflung zu bringen. Wenn du zum Abschied bloß deinen Besenstiel bedarfst, Hexe, sag' mir, wo du ihn hast; es soll mir eine wahre Freude sein, ihn dir zu holen und dich so wohlberitten abfahren zu sehen hier oben durch die Decke dieses Höllentempels! — — Und immer noch kein Sterbenswörtlein? Nimm dich in Acht! Uns Pierrots zu machen böses Blut, thut selten, selten gut....!"

2. Der blaue Domino lacht und schreibt.

Ein Lachen frisch und süß, um so entzückender als es gewiß unfreiwillig war, klang mir zur Antwort; das Eis war endlich gebrochen.

Eine zierliche Hand in feinem Handschuhe schlüpfte in die Falten des Domino, holte daraus ein elfenbeinernes Täfelchen hervor und fing an, den kleinen Bleistift, der daran hing, in Bewegung zu setzen.

Neugierig auf's höchste machte ich Miene, dem blauen Geheimniß auf die Spur zu kommen. Aber ein Zeichen der Abwehr wies mich zurück. „Abwarten", sagte das Fingerlein.

Der Griffel fuhr über das Elfenbein hin und her; nach wenigen Augenblicken hielt die kleine feine Hand mir vor die Augen, was sie geschrieben: Klare Züge, elegante Haltung — es ist was Reizendes um eine hübsche Handschrift; beinahe wie eine hübsche Stimme.

„Ich bin stumm," so lautete die Handschrift, „aber ich bin nicht taub. Ich habe mich auf dem Balle verirrt, auf den ich fast gegen meinen Willen gekommen bin. Ich wollte die Eingangstreppe wieder hinaufgehen, um fortzukommen, aber der dienstthuende Beamte verwehrte mir's; man muß quer durch das wüste Getümmel, um den Ausgang zu gewinnen. Da rühre ich mich nicht mehr vom Fleck. Ich hatte gehofft, die Personen, mit denen ich hierhergekommen, würden sich nach mir umsehen, aber es kommt Niemand und ich ängstige mich. Sie, mein Herr, sind zu jung, um schlecht zu sein, und obgleich Sie mir ein bischen närrisch vorkommen, glaube ich doch Ihnen vertrauen zu können. Führen Sie mich hinaus, besorgen Sie mir einen Wagen, und Sie sollen ein galanter Mann sein."

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 10. März. Der „Prophet", welcher nach mehrjähriger Ruhe und zwar als Benefice des Herrn Bernard am Freitage über die Bühne gegangen ist, hat als dritte Tochter der Muse des großen Componisten Meyerbeer in Anlage und Durchführung ganz den Stempel der genialen Meisterhand, welcher wir die „Hugenotten" und „Robert" verdanken; sie trägt in ihren mitunter glänzenden Motiven und ihrer äußeren Fassung das Gepräge seines großen Talentes, würde aber ohne die vielfachen Beihilfen, mit welchen diese Oper in raffinirtester Weise ausgestattet ist, als da sind: Windmühle, Revolution, Schlittschuhlaufen, Ballet, Sonnenaufgang, Krönungszug und Pulverexplosion, wohl schwerlich den großen Triumph errungen haben, welchen dieselbe auf allen großen Bühnen Europas gefeiert hat und fortwährend noch feiert, weil diese Oper ihren obengenannten Schwestern in musikalischer Hinsicht bedeutend nachsteht und sich oft mit gesuchten Künsteleien und capriciösen Sprüngen behelfen muß, da die Produktivität nicht mehr so spontan geflossen ist, als bei den früheren Compositionen; wir begnügen uns, in dieser Beziehung nur auf die triviale Einleitung des ersten Aktes, das Clarinettsolo und den sich anschließenden Chor zu verweisen, wo sich namentlich in der ersteren die Phantasie des Componisten in ein endloses Labyrinth musikalischer Excentricitäten und effekthaschender Sonderlichkeiten verirrt hat. Herrliche Parthien dagegen von unbestrittenem Werthe sind die Vision Johanns von Leyden und der Revolutionschor im ersten, das Arioso der Fides im zweiten, das Bettlerlied, das Duett zwischen Fides und Bertha, der Marsch, dann die Ableugnungsscene mit darauffolgendem Finale im nächsten, endlich die große Arie der Fides im letzten Akte. Die hervorragendsten Rollen sind die Fides, eine Alt- und der Johann von Leyden, eine Tenor-Parthie, beide für Künstler ersten Ranges geschrieben und deßhalb sowohl in gesanglicher wie in dramatischer Beziehung mit Schwierigkeiten aller Art reich gesegnet; die dritte bedeutendere Rolle ist jene der Bertha, der Braut des späteren Propheten, eine ansprechende, mit mehreren hübschen Nummern ausgestattete Sopranparthie. Die Rolle des Grafen Oberthal ist untergeordneter Natur und nicht besonders bedacht; die drei Wiedertäufer endlich theilen sich in die Aufgabe des Intriguanten, sind aber sehr monoton behandelt, können übrigens durch wirksames Spiel dankbarer werden. Den Chören ist eine ziemlich bedeutende Aufgabe zugedacht, deren glückliche Lösung mehr Kräfte sowohl in quantitativer wie in qualitativer Beziehung verlangen, als sie hier zu Gebote stehen.

Was nun die Aufführung anlangt, so begnügen wir uns für heute, den Trägern der Hauptrollen die wohlverdiente Anerkennung auszusprechen und hervorzuheben, daß Alle mit möglichster Bravour gesungen haben; insbesondere gereicht es uns zum Vergnügen, daß das Haus in allen Räumen angefüllt und Herrn Bernard für seine in der Regel vortrefflichen Leistungen eine thatsächliche Anerkennung seiner Verdienste um die hiesige Oper ausgesprochen worden war. —δ—

Miscellen.

Als „statistischer Beitrag zur neuesten Kulturgeschichte" weiß die „Morgenpost" zu erzählen, daß das Leibchen, welches Frln. Wolter in dem Bauernfeld'schen Lustspiel „Aus der Gesellschaft" als einfaches Bürgersmädchen trägt, 150 fl. gekostet habe, und daß der Korallenschmuck des letzten Aktes auf 600 Gulden geschätzt wird. Wenn es in dieser Weise fortgeht, so wird man bald nicht mehr von Werth und Unwerth eines dramatischen Produkts, sondern nur mehr von dem Werthe der Tolletten sprechen, welche bei ersten Aufführungen dem kunstsinnigen Publikum geboten werden.

Am 3. d. Mts. hat in Wien die Trauung der dramatischen Sängerin Frl. Wierer mit dem Grafen Mier, k. k. Kämmerer und Gutsbesitzer in Galizien, stattgefunden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 22. Sonntag den 17. März. 1867.

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.

II. Der Opernball und der blaue Domino.

(Fortsetzung.)

Mein erster Eindruck war natürlich, ich müsse meinem kleinen Domino sofort den Arm bieten, ihn durch den Saal geleiten und ihm einen Wagen besorgen ohne alle Gegenleistung. Aber so ganz uneigennützig zu sein, fiel mir schwerer, als ich sagen kann. Die feine Handschrift — das zarte Händchen — der eben geäußerte Wunsch — all das bewies mir, daß ich ein ganz besonderes Glück gehabt, diesen Domino zu treffen.

„Was Sie von mir verlangen, ist so einfach, sagte ich, daß ein Mensch von Bildung nicht daran denken kann, es Ihnen abzuschlagen. Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Aber ich bitte mir eine Gnade aus. Damit Sie mir die Gnade bewilligen, vergessen Sie, ich bitte, grade wie ich es selbst in diesem Augenblick zu vergessen suche, sowohl mein sonderbares Costum und den Ort, wo wir sind, als auch die Form, wenn nicht gar den Inhalt des verwegenen Unsinns, den ich zu meinem Bedauern Ihnen da hergeschwatzt habe.

„Ich bin wirklich hergegangen mit der Hoffnung, eine weniger traurige Empfindung mit fortzunehmen, als die mich hergetrieben hatte. Diese Empfindung wird über Verdienst gut sein, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, den nächsten Walzer mit mir zu tanzen. Nehmen Sie an, wir träfen uns in einer Gesellschaft, und schlagen Sie's mir nicht ab. Ich werde treulich halten, was der sehr ehrbare, Ihr ergebene Pierrot versprach, der zu seiner tiefen Beschämung Ihnen so lange vorphantasirt hat."

Ich hatte diese Worte mit bebender Stimme gesprochen, denn ich war bewegt.

Meine schöne Unbekannte besann sich einen Augenblick, dann nahm sie abermals das Täfelchen und schrieb rasch ein paar Worte:

„Ist das eine Bedingung für den Dienst, den ich von Ihrer Höflichkeit erwartete?"

Nun nahm ich selbst den Bleistift und schrieb, um das Gewicht meiner Antwort zu verstärken, mit meiner Namensunterschrift:

„Ich stelle Ihne keine Bedingung; gehen wir sogleich — Graf Moritz v. X."

Der kleine Domino hielt sich das Täfelchen vor die schönen Augen, blickte mich lächelnd an, und wieder ging der Bleistift hin und her.

Am Ende war sie wirklich stumm?!

„Sie sind von guter Herkunft," schrieb sie, „und es ist mir lieb, zu erfahren, daß ich mir nichts vergebe, wenn ich Ihre Bitte erfülle. Ich sage also Ja. Aber bedenken Sie, ich habe Ihr Wort: unmittelbar nach dem Tanze bringen Sie mich fort, und dem Droschkenkutscher gebe ich meine Adresse erst, wenn Sie in den Saal zurück sind."

„Ich werde mein Wort halten," antwortete ich, „darauf können Sie sich verlassen. Nur, daß ich ohne Sie den Saal wieder betrete, dazu verurtheilen Sie mich nicht, sondern lassen Sie mich, wenn Ihr Wagen verschwunden ist, in mein Kämmerlein gehen und über dem Gedanken an Sie die ganze Welt verachten."

Ich wartete auf die Wirkung dieses Kompliments, aber leider vergebens, und leider aus folgendem Grunde:

Die Treppe hinab, an deren Fuß wir standen, kam ein Wilder, stark angetrunken, das Gesicht roth und blau bemalt, an seinem Arm ein höchst auffallendes, bis zur Grenze der Möglichkeit costümirtes Dämchen. Das Dämchen schlug mich auf die Schulter, wies mit dem Finger auf eine rothe Rose am Gürtel, und rief mir mit wohlbekannter Stimme zu:

„Eine hab' ich behalten."

Ich hätte versinken mögen. Es war Jeannette, und in solchem Aufzuge! Ich fühlte, wie ich unter dem Pudermehl feuerroth wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch beim General von der Tann.

Von dem Berichterstatter des „Daheim".*)

Wenn Ausländer behaupten, daß der Grundzug unseres deutschen Charakters ein vielleicht übertriebener Hang zum „Gefühlvollen" ist, so haben sie nicht ganz unrecht, und der Krieg des letztverflossenen Jahres hat es genügend bewiesen. Wir im Norden hatten die berauschende Freude, unsere Kriegsheere so herrliche Siege erfechten zu sehen, und dennoch war diese Freude nicht allein von einer gewissen Wehmuth getrübt, sondern der Aerger, der Zorn drängte sich uns unwillkürlich auf, wenn wir sahen, daß unsere deutschen Gegner sich so leicht besiegen ließen. Wunderbare Gedankenverwirrung! Niemand von uns hätte den preußischen Waffen eine Niederlage gewünscht — und dennoch war man unangenehm berührt, zu erfahren, daß die Bayern geschlagen wären. Im Süden geschah das Gegentheil in den Gemüthern. Man brach in Zorn

*) Daheim, ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen. Preis vierteljährlich fl. 1. 3. — Zu beziehen durch die Stahel'sche Buch- und Kunsthandlung.

und Verwünschungen aus, als man sich besiegt sah — und dennoch erfüllte ein gewisser Stolz die Brust gar vieler, wenn sie daran dachten, daß eine deutsche Armee im Stande war, so Großes zu leisten, wie es die preußische that.

Und dieses Gefühl verkörperte sich, nahm eine gewisse Gestalt — einen Namen an, als man zu wissen glaubte, daß die Seele der bayerischen Kriegsleitung jener von der Tann sei, für den wir alle vor Jahren geschwärmt — der Lieblingssoldat einer ganzen Generation Deutscher, die vor sechzehn Jahren ihn als ihren ersten Helden anriefen. — Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich hier behaupte, daß es in Norddeutschland beim Beginn des Feldzuges tausende von Leuten aller Stände — aller politischen Meinungen gab, die dem General von der Tann irgend einen Unfall wünschten, der ihn verhindert hätte, an diesem Feldzuge Theil zu nehmen; denn es war ja nur die Alternative möglich, von ihm geschlagen zu werden — und dagegen sträubte sich jeglicher Gedanke, — oder ihn zu besiegen, und dann . . ., und es war wohl die letzte aus jenem Jahre, auf die man mit wirklicher, reiner Genugthuung zurückschauen konnte.

Von den tausenden, von denen ich soeben sprach — war ich sicherlich einer! Ich hatte den General von der Tann zum vorletzten Male bei Idstedt gesehen, — zum letzten Male bei Friedrichstadt! Beide waren erfolglose Kämpfe, doch ein jeder, dem es gegeben war, so wie mir, den Führer zu sehen, hatte die feste unerschütterliche Ueberzeugung, daß ihm nicht der geringste Theil des Mißerfolges zuzuschreiben sei. Was persönliche Tapferkeit, zähe Widerstandsfähigkeit, rascher Blick und schnelles Handeln anbetraf, so konnte sich von der Tann dem bewährtesten Officier zur Seite stellen — das wußte ich — hatte es mit eigenen Augen gesehen, — — stimmte darin mit fast allen überein . . . und ward im letzten Feldzuge wie alle enttäuscht — fühlte wie so viele Norddeutsche, neben der Freude über die Siege des Generals von Falckenstein, tiefes, inniges Mißbehagen über die nach allen Nachrichten so offenbar dargelegte Unfähigkeit des Generals von der Tann, dem man größtentheils — ja fast allein das Mißlingen des Bundesfeldzuges zuschrieb — der nicht fähig war . . . den geringsten, wenn auch nur momentanen Vortheil gegen einen — wie es hieß, viel schwächeren Gegner zu erringen. — General von Falckenstein machte mich, wie der Leser weiß, zuerst auf meinen Irrthum, den Mißerfolg der Bayern in der Unfähigkeit ihrer Führer und besonders v. d. Tann's zu suchen, aufmerksam, indem er die ganze bayerische Armeeorganisation dafür verantwortlich machte. Nach und nach — während ich mich in das Studium des Mainfeldzuges vertiefte, wurde mir dies von Tag zu Tag klarer, und als ich endlich dieses Studium vom preußischen Standpunkte aus beendet hatte, hielt ich es für meine Pflicht, es von der entgegengesetzten Seite von neuem aufzunehmen, und ebenso wie die preußische Kriegsleitung sich in dem General von Falckenstein verkörperte, so war ich überzeugt, daß General von der Tann die einzige competente Autorität wäre, um über die bayerische Kriegsführung zu sprechen . . . besonders mir gegenüber, der die traurige Aufgabe gehabt hatte, die Unzahl von Anschuldigungen, welche gegen ihn in die Welt geschleudert worden waren, mitanzuhören und lesen zu müssen. Zugleich dachte ich mir auch, daß die Leser des Daheim, die mir in meinen Besuchen bei den preußischen Generalen mit so vielem Interesse gefolgt waren, mir Dank wissen würden, wenn ich mich bemühte, ihnen das Bild eines Mannes vorzuführen, über dessen Persönlichkeit und Leistungen in der letzten Zeit sogar viele widersprechende Urtheile gefällt worden sind; oder vielmehr der mit solcher erbitterten Parteilichkeit verurtheilt worden ist, ohne daß die, welche sich zu seinen Richtern aufwarfen, sich die Mühe gegeben hätten, irgend einen Grund seines Thuns und Handelns von ihm persönlich zu erfahren.

Doch war mein Unternehmen — der Leser wird mir beistimmen — sehr delicater Natur, und ich verhehlte es mir nicht im Geringsten. Der Schriftsteller, welcher preußische Siege feierte, preußischen Erfolgen in all seinen Schriften huldigte, dem preußische Generale in denkwürdigen Unterhaltungen so viel aus ihrem Heldenleben anvertraut — war der wohl geeignet, zu dem Besiegten zu gehen? war es nicht schon ein undelicater Gedanke, daß derselbe Mann, welcher sich den Historiographen der Sieger nannte, vor den Besiegten treten sollte, um ihn zu veranlassen, ihm — gerade ihm seine Mißerfolge zu gestehen und zu erläutern? Mußte beim General von der Tann der Gedanke nicht auf der Hand liegen, daß es eine bittre Ironie wäre, die Schwelle des Generals von Goeben zu verlassen, um zu ihm zu kommen, und daß der eigentliche Zweck meines Besuches der wäre, den preußischen Siegen im Auge der Leser noch mehr Relief zu geben, durch die Erzählung seiner Niederlagen? — Das alles gestand ich mir, und was ich in München hörte, war nicht im geringsten dazu geeignet, mich in meinem Vorhaben zu bestärken. Man erzählte mir, daß der von der bayerischen und süddeutschen Presse so hart angegriffene General voller Erbitterung wäre, — daß er wie der Prinz Karl zu thun und seine Entlassung zu nehmen gedächte — daß . . . Gott weiß, was man mir alles erzählte, und was alles geeignet war, mich in meinem Vorhaben schwankend zu machen. — Und dennoch sah ich immer mehr ein, daß, um eine Geschichte des Mainfeldzuges zu schreiben, es unumgänglich nothwendig wäre, daß ich mit dem General von der Tann spräche, damit er mir über einige mir unklare Punkte den nöthigen Aufschluß gäbe, damit er mir sage, was Recht und Unrecht, wahr und unwahr in der Unzahl von Gerüchten, die mein Hirn verwirrten, wäre. Ich sah ein, daß das Daheim Recht habe, wenn es mir als eine Pflicht der Gerechtigkeit die Aufgabe stellte, in seine Porträtgallerie deutscher Feldherrn auch das Charakterbild von der Tanns einzureihen.

Ich mußte es wagen, mußte auf mein gutes Glück vertrauen, das, wie der Leser weiß, mir bei allen den Besuchen, die ich ihm mitgetheilt, so hold war, und mußte von vorneherein mich selbst zu überzeugen versuchen, daß der General von der Tann in dem Schritte, den ich bei ihm that, nur den wirklichen Zweck sah . . . die Wahrheit zu Ehren zu bringen! — Ich vertraute auf die Loyalität des Generals, dessen Geist in einem offenen Entgegentreten keine kleinlichen Nebenzwecke argwöhnen konnte — und man wird sehen, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

* * *

Ich wurde mit kaltem und mißvergnügtem Gesichte vom General von der Tann, welchen ich vorher schon von meinem Kommen benachrichtigt hatte, empfangen. Er wäre, — sagte er — sehr beschäftigt, habe die Briefe, die mich bei ihm einführten, gelesen — habe auch erfahren, daß ich die „angenehme“ Aufgabe hätte, den Mainfeldzug zu beschreiben, wisse auch, wie mich General v. Falckenstein und Goeben empfangen ... und stände zu meiner Disposition über etwaige Details, die mir zu meinem Werke über die bayerische Armee nothwendig wären!

Das war ein schlimmerer Empfang, als ich ihn mir gedacht hatte! Solch kaltes Gesicht mit kurzen und höflichen Worten, das ist für einen Berichterstatter meiner Art einem vollständigen Mißerfolge gleich zu achten! — Doch glücklicherweise dachte ich in dem Augenblicke selbst nicht daran — ich betrachtete stumm den Mann, vor dem ich stand, und dem ich inmitten des Schlachtengewühls vor sechzehn Jahren begeistert zugejauchzt hatte! — Noch immer diese schöne, stattliche Figur, in der die Eleganz des Wuchses sich mit einer ungewöhnlichen Kraft so seltsam vollkommen paart — noch immer dieses gutmüthige, ja fast sanfte Gesicht, von hellblauen Augen matt beleuchtet, das durch einen Säbelhieb zerschnitten, und auf dem man mit Erstaunen den Ausdruck so eiserner Energie beobachtet! ...

„Ich bewundere, Excellenz,“ — sagte ich nach einigen Augenblicken, — „wie Sie sich seit sechzehn Jahren so außerordentlich conservirt haben; ich sah Sie bei Idstedt ...

„Auch eine Schlacht, die ich verloren habe,“ — unterbrach er mich mit scharfem Accente, — „General Willisen existirt gar nicht; — ich habe Idstedt verloren . ... doch ich danke Ihnen — mag mich doch wohl verändert haben, hab' wenigstens weiße Haare bekommen! — Sie haben also auch den Schleswig-Holsteinschen Krieg mitgemacht — wahrscheinlich den zweiten! — Ich habe sie alle drei gesehen — war auch bei dem letzten Düppelsturme, und hab' da viele von unseren früheren Schleswig-Holsteinschen Officieren wiedergesehen. Armer Major von Beeren! welch tüchtiger Mann! dem war es bestimmt, in Schleswig-Holstein zu fallen! . . . Hm! — wir haben wenig Glück, wir Officiere aus dem ersten Schleswig-Holsteinschen Kriege! — Aldosser gleich durch den ersten preußischen Schuß verwundet — am andern Tage General Faust bei Wiesenthal getödtet. — Er commandirte eine Compagnie, als ich zum ersten Male Düppel stürmte, und wenn ich nicht irre, war er in Schleswig ein intimer Freund des General Wrangel, der damals noch Hauptmann war . . . und jetzt die Preußen bei Wiesenthal führte! . . Komisch . . . nicht wahr? . . . Ich allein bin mit einer leichten Halswunde bei Kissingen davongekommen . . . ich hab' immer viel Glück; . . . doch . . . bitte, sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann; — denn ich bin sehr beschäftigt!“

Ich sah ein, daß, wenn es mir nicht gelänge, den General aus diesem Ton herauszubringen, meine Mission gescheitert sei, und ich faßte den Entschluß, noch ein letztes zu wagen, um sein Vertrauen zu gewinnen.

„Ich möchte von Ew. Excellenz gerne etwas über die Organisation der bayerischen Armee im letzten Feldzuge hören,“ sagte ich, „denn nach der Meinung des Generals von Falckenstein sind die Gründe der Mißerfolge dieser Armee fast nur in ihrer Organisation zu suchen.“

Der General sah mich starr an.

„Und zu welcher Zeit sagte Ihnen General von Falckenstein das?“ fragte er.

„Einige Wochen nach dem Friedensschlusse!“ erwiderte ich.

„Einen merkwürdigen Scharfblick besitzt dieser Mann — und kannte er die genauen Details der bayerischen Heeresorganisation?“

„Ich kann es nicht behaupten.“

„Ich glaube es nicht, sonst wäre er bei gewissen Gelegenheiten nicht so äußerst vorsichtig gewesen.“

„Vorsichtig?“ sagte ich, indem ich unwillkürlich lächeln mußte, als ich daran dachte, wie General von Falckenstein sich einen „Sicherheitscommissarius“ nannte.

„Ja,“ erwiderte der General, „denn, wahrhaftig, wäre Ihr General nicht so äußerst vorsichtig gewesen, wäre es uns ein Paar Mal trotz allem gelungen, mit der bayerischen Armee etwas, was einem Siege ähnlich sieht, zu erfechten.“

„Dürfte ich bitten, Excellenz, mir ein Beispiel dieser Vorsichtigkeit des Generals von Falckenstein anzuführen?“ sagte ich, „denn Sie werden wissen, daß man ihn in vielen Kreisen gerade des Gegentheils beschuldigt.“

„Gerne. — Die ganze Affaire bei Dermbach zum Beispiel. Ich wußte, daß Goeben angreifen würde, wußte auch, daß es nur eine starke Recognoscirung sein sollte. Einer solchen Recognoscirung folgt aber gewöhnlich ein Angriff, und auf diesen Angriff hatte ich mich mehr vorbereitet, als auf den Vorstoß auf Wiesenthal und *Neithartshausen.* Es lag mir gar nichts daran, an diesen beiden Orten zurückgedrängt zu werden; ich hatte bei Kalten-Nordheim die trefflichsten Stellungen — und erwartete sicherlich, daß General Falckenstein dem vordringenden Goeben mit anderen Truppen nachfolgen würde! — Er hätte unsere ganze Armee schlachtbereit gefunden, und . . ., doch es steht mir wohl schlecht, Hypothesen von Siegen aufzustellen, — wenn man aber die Wahrscheinlichkeit als Maßstab aufstellt, so ist anzunehmen, daß, wäre mir Goeben gefolgt, ich ihn geschlagen hätte! — Doch das ist ja ganz gleichgültig, ob man darüber noch Worte verliert oder nicht! Es ist einmal so, wir sind besiegt — überall besiegt worden, und wer anders sagt, sagt die Unwahrheit!“

Ich kann dem Leser die Versicherung geben, daß ich es in diesem Augenblicke bitter bereute, zum General von der Tann gegangen zu sein; — ich sah, und ich fühlte es mehr, als ich es sah, daß dieser *Mann* mit seinem ruhigen Gesichte unendlich litt, mir, dem Unbekannten gegenüber, so sein Soldatenunglück zu erläutern und zu zergliedern. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte — ich wollte etwas sagen, das meine Indiscretion wieder gut machen konnte . . . . und wie das so oft geschieht, ich machte es noch schlimmer.

„Wie sehr ist das bayerische Volk durch die angeblichen Siegesnachrichten seiner Armee getäuscht worden!“ sagte ich, „und ist dies nicht der Grund, daß, als später die Wahrheit an den Tag kam, die Erbitterung so groß, so unverständig ward?“

Der General fuhr von seinem Sitze auf.

„Und man glaubt vielleicht in Norddeutschland, daß ich der Verfasser dieser Siegesnachrichten sei? Auch das noch! . . . Doch, es ist gut! lassen wir alles das; man hat mir gesagt, daß Dutzende von Schmähschriften gegen mich erschienen sind, — ich habe keine gelesen; der Prozeß gegen den Redacteur Zander ist ohne mein Wissen und später gegen meinen Willen geführt worden; ich habe heute noch nicht den bezüglichen Artikel gelesen.“

„Und die Vertheidigung?“ fragte ich, „haben Ew. Excellenz die gelesen?“

„Davon gehört habe ich!“ erwiderte er mir mit barscher Stimme, „gelesen habe ich sie nicht, obgleich der stenographische Bericht dort auf meinem Pulte liegt!“ — Und ebensowenig, wie ich die Angriffe gegen mich lese, ebensowenig suche ich mich dagegen zu vertheidigen. Nie wird von mir ein Wort der Erwiderung erscheinen. Ich habe meinem fürstlichen Feldherrn, dem loyalsten und ritterlichsten Soldaten des Landes, über mein Thun und Wirken Bericht erstattet, mein König und Herr hat mich sogar für meine Leistungen ausgezeichnet, soll ich mich vielleicht bei einer Presse, die nur Scandal sucht, rechtfertigen? ihr begangene Fehler abbitten? — Nein, ich weiß es, meine Popularität ist dahin, vielleicht für immer, aber ich habe das Gewissen, meine Pflicht wie ein ehrlicher Mann gethan zu haben, und da möge man schreiben, was man will, es ist mir gleich; spätere Geschichtsschreiber werden mir vielleicht Gerechtigkeit widerfahren lassen — vielleicht auch nicht, es möge sein, wie es wolle, ich thue keinen Schritt weiter!“

„Und darf ich mir erlauben, Excellenz,“ sagte ich, „die Behauptung aufzustellen, daß Sie Unrecht hatten, diesen Sturm von widersinnigen Verleumdungen über sich hereinbrechen zu lassen, ohne ihm ein einziges Wort entgegenzustellen. Ich bilde mir ein, daß der Name **von der Tann** immer noch im Herzen einer ganzen Generation fortlebt, und ein einziges Wort von Ihnen mehr Gewicht hat, als ganze Haufen von Schmähartikeln.“

„Sie sind nicht der erste, der mir das sagt, doch wem schadet es, wenn ich schweige? Höchstens mir — und das will ich versuchen zu verschmerzen.“

„Dürfte ich Ew. Excellenz ein Beispiel anführen, wo vielleicht der Gedanke, von Jemandem mißverstanden zu werden, Ihnen doch nicht ganz gleichgültig bleiben wird?“

„Ich bitte darum.“

„Ich glaube behaupten zu können, daß die Abberufung des Generals von Falckenstein von der Mainarmee einen Hauptgrund darin hatte, daß dem königlichen Hauptquartier in Böhmen die bayerische Siegesnachricht von Dermbach viel eher zukam, als der Bericht des Generals selbst.“

„Nicht möglich, — unbegreiflich!“ unterbrach mich der General von der Tann, „nun so möge es der General von Falckenstein denn wissen, daß aus **meiner** Feder nie ein Siegesbericht über Dermbach gekommen ist. Wie ich Ihnen schon vorhin sagte, legte ich der ganzen Affaire nur eine untergeordnete Wichtigkeit bei, und meine Berichte sagten nur, daß wir im Besitze des Schlachtfeldes geblieben waren und sprachen sich überaus lobend über die Tapferkeit der Soldaten aus; und daß das wahr ist, das möge General von Kummer bezeugen und sagen, ob er selbst nicht stolz gewesen wäre, Soldaten zu führen, wie die, welche Schloß Zella vertheidigten — oder Wrangel, der so viele Verluste am Nebelberge hatte.“

„Und wäre es darum nicht besser,“ sagte ich, „wenn Ew. Excellenz sich einmal **recht offen** über diesen Feldzug aussprächen, einem Manne gegenüber, der seit Monaten diesen Feldzug zu seinem ausschließlichen Studium gemacht hat, der dem Namen von der Tann eine durch nichts zu vermindernde Verehrung seit seiner Jugend zollt, der keinen sehnlicheren Wunsch hegt, keinen bessern Zweck für seine Feder kennt, als der Liebe des deutschen Volkes den „Tann **von früher**“ wiederzugeben. O, glauben Sie mir, Excellenz, es herrscht im Norden keine kleinliche Eifersucht gegen die Deutschen des Südens, wir würden alle freudig einem kräftigen süddeutschen Heere Glück wünschen, das mit uns gegen das Ausland kämpfte, und keinen besseren, keinen beliebteren Namen würde **ganz** Deutschland an der Spitze eines solchen Heeres sehen, als den Ihren . . .“

Der General stand rasch auf.

„Ich bin beschäftigt,“ sagte er, „bitte, kommen Sie morgen wieder zu mir.“

* * *

Wie lang mir die Zeit bis zum nächsten Tage ward, kann sich der Leser wohl vorstellen, ich glaubte, es sei ein Tag ohne Ende, und der Gedanke, daß der General, trotz meiner Bitte, immer noch in seinem Stillschweigen verharren würde, verließ mich nicht. Als ich endlich bei ihm eintrat, war sein Empfang ein so freundlicher, so herzlicher, wie ich es mir nie vorzustellen gewagt hatte.

„Setzen Sie sich,“ sagte er, „ich habe darüber nachgedacht, was Sie gestern sagten, das vernünftige, anständige Publikum hat doch ein Recht zu erfahren, auf welche Weise der General, auf den man so viele Hoffnungen setzte, dem sein König den hohen Rang eines Chefs des Generalstabes anvertraut hatte, sich überall hat schlagen lassen und der so la bête noire eines ganzen Volkes in wenigen Wochen geworden ist. Hören Sie also . . .“

„Pardon, Excellenz,“ unterbrach ich, hocherfreut über das Vertrauen, welches mir der General schenkte, „Sie wissen, daß meine Besuche auch einen . . . ich will ihn biographischen Zweck nennen, haben; ich bin eine Art von Untersuchungsrichter, der Ihnen gegenübersitzt und . . . so bitte ich, mir vor allen Dingen zu sagen, wo und wann Sie geboren sind.“

„So! so!“ meinte der General lächelnd, „Sie wollen zu gleicher Zeit Ihren Lesern den Tann von A bis Z vorführen. Sei es! aber Ihre Leser werden sich höchst täuschen, wenn sie in meinem früheren Leben etwas Interessantes zu finden hoffen, wie in dem Leben der Generale Moltke, Falckenstein und Goeben, das Sie beschrieben haben. — Ich ward 1815 in Tann geboren, und denken Sie sich, wie höchst ergiebig der Umstand für diejenigen, die

mich so angreifen, ist — mein Geburtsort, mein Stammgut und meine Besitzungen sind nach dem Friedensschlusse preußisch geworden.

„In meinem zwölften Jahre trat ich in die Pagerie, wo man den jungen Leuten eine Erziehung gab, die sie zu jeglicher Carriere befähigte. Im Jahre 1833 — in meinem 18ten — machte ich mein Abiturienten-Examen und trat als Seconde-Lieutenant in die Artillerie, in welcher Stellung ich bis 1840 blieb, wo ich als Oberlieutenant in den Generalstab kam. Ich muß hier den Ausdruck „Generalstab“ gebrauchen, eben weil er hier so genannt wird, aber wenn Sie sich darunter etwas Aehnliches vorstellen, wie die treffliche und so allgemein bewunderte Institution, deren Chef in Preußen jetzt General von Moltke ist, so täuschen Sie sich vollkommen. Es würde Sie wenig interessiren, den Unterschied kennen zu lernen, der zwischen unserer Generalstabseinrichtung und der preußischen ist, aber wenn ich das Verhältniß in Zahlen ausdrücken sollte, so wäre die Proportion eins zu fünfzig wahrhaftig nicht zu hoch. Ich benutzte meine Lieutenantszeit hauptsächlich, um Reisen zu machen, die meiner militärischen Bildung förderlich sein könnten. Ich besuchte die preußischen Lager — ich sah Radetzky's Manoeuvres in Italien und brachte eine ganze Zeit in Algier zu, um die Taktik der französischen Armee kennen zu lernen. Diese militärischen Reisen waren zur damaligen Zeit mit vielen Unannehmlichkeiten von Seiten unserer Regierung verknüpft, denn König Ludwig I. sah sie sehr ungern und gab selten die Erlaubniß dazu. 1844 ward ich Hauptmann und dem Kronprinzen als Adjutant zugeordnet — und diese Ehrenstellung habe ich zwanzig Jahre lang behalten! O was war das für ein guter, edler Fürst, unser König Max, — nie, nie wird ihm die Geschichte die schuldige Gerechtigkeit ganz zu Theil werden lassen; denn nur die, welche so lange wie ich in seiner unmittelbaren Nähe gelebt und sein ganzes Vertrauen wie ich genossen haben, sind fähig, seine unendliche Seelenhoheit und Herzensgüte richtig zu schätzen. Bayern hat nur einen guten König an ihm verloren — ich verlor mehr als ganz Bayern — ich verlor einen Freund! — Sie wissen, was mir 1848 begegnete, — ich war Major geworden und stellte mich an die Spitze der Freischaaren, die sich in Schleswig-Holstein bildeten. Die Erfolge, die ich dort erzielte, sind, wie Sie sich wohl denken können, meine besten Rückerinnerungen. Dort lernte ich Falckenstein kennen, der Major war, — Wrangel, der noch Hauptmann war, und eine große Anzahl von Offizieren aller deutschen Gauen, die nach so langen Friedensjahren es wie ein Fest ansahen, einmal Kugeln sausen zu hören. Im nächsten Jahre kam auch die bayerische Division nach Holstein, und ich legte das Commando meiner Freischaaren nieder, die ich ganz außerordentlich gut organisirt hatte und die sich wie Löwen schlugen, und ward dem Prinzen von Altenburg, der die bayerische Division führte, mit dem Range eines Oberstlieutenants als Stabschef beigegeben. 1850 endlich, als die Herzogthümer sich selbst überlassen den Krieg gegen Dänemark fortsetzten und dem General v. Willisen den Oberbefehl über ihre Truppen gaben, trug mir die Statthalterschaft den Rang eines Generalstabschefs an. Mein König, der meine außerordentliche Sympathie für die schleswig-holsteinische Sache kannte, entband mich meines Eides und erlaubte mir, aus der bayerischen Armee zu scheiden unter der einzigen Bedingung, daß ich mich gleich wieder auf meinem Posten einfinden solle, wenn Bayern Kriegsgefahr drohe. Ich kann mich wahrlich kein Schoßkind der Kriegsgöttin nennen; im Gegentheil, sie spielt mir arg mit. Dieser kurze Feldzug könnte allen denen zur Lehre dienen, die da denken, daß Begeisterung, Tapferkeit und Selbstopferung genügen, um ein siegreiches Heer zu schaffen. Wir hatten die Blume Deutschlands in unseren Reihen — aus allen Gauen strömten die intelligentesten, befähigtsten jungen Leute uns zu und reihten sich den freiwilligen Schleswig-Holsteinern an. Ich glaube, daß ich nie individuell tapferere Soldaten als diese sehen werde — und dennoch wurden wir überall geschlagen, obgleich Willisen den Ruf genoß, einer der tüchtigsten preußischen Generalstabsoffiziere zu sein und ich sicherlich damals der beliebteste Offizier ganz Deutschlands war. — Doch was half's? — Die Dänen waren nicht allein um ein Dritttheil stärker als wir, sondern sie hatten Soldaten, die es gelernt hatten, in Reihe und Glied zu marschiren, die zu manövriren verstanden, selbst im Kugelregen; und gegen diese Eigenschaft — die vielen so ganz überflüssig erscheint — bemerkte ich, daß sich die brillanteste Tapferkeit machtlos zerschellt. — Nach der Affaire von Friedrichstadt trat der Fall ein, den König Max vorhergesehen: Bayern rüstete und Jedermann glaubte, daß der Krieg ausbrechen würde. Ich mußte, meinem Versprechen gemäß, die Herzogthümer verlassen und wurde wieder in die bayerische Armee aufgenommen. — Sie wissen, wie die ganze Kriegsgefahr sich bei Bronzell zerschlug und Fürst Taxis die bayerische Armee wieder zurückführte.“

„Fürst Taxis?“ — unterbrach ich — „ist das derselbe, der . . .“

„Ja, der unsere Reserve-Cavallerie im letzten Kriege führte . . . ich weiß schon, was Sie sagen wollen . . ., ich werde nachher auf diesen merkwürdigen Unfall zurückkommen. Ich wurde nun Flügeladjutant des Königs, — wurde Generalmajor und verlebte die Friedensjahre in dieser Stellung, bis ich sie 1859 verließ, im Augenblicke, wo wir gegen Frankreich rüsteten, und ich den Befehl über eine Brigade bekam. Da auch aus diesem Kriege nichts ward, kehrte ich wieder in meine alte Carriere zurück, ward 1861 Generallieutenant und Generaladjutant des Königs — und blieb es bis zu seinem so unerwarteten Tode. Jetzt habe ich Ihnen in wenigen Worten mein ganzes Leben erzählt, — ein Leben voller Freud und Leid, wie ein jegliches andere unter der Sonne, das seine Glanzperiode im ersten schleswig-holsteinischen Feldzuge gehabt, und seitdem mit wechselndem Glücke mich dem großen Endziele des Daseins ziemlich ruhig zugeführt hatte! — Nie hätte ich es mir wohl träumen lassen, daß ich einen kurzen kriegerischen Ruhm so theuer werde bezahlen müssen. — Wie es zum Kriege kam, weiß Jedermann, und einem Soldaten kommt es nicht zu, sich zum Richter der Politik aufzuwerfen. So wie das Wort „Krieg“ ausgesprochen wird, muß der Soldat Alles, was ihn an das bürgerliche Leben fesselt, gewaltsam abstreifen und nichts weiter als Soldat sein; — und zu den Dingen, deren er sich entledigen muß, gehören die politischen Meinungen in der ersten Reihe. War es klug oder unklug, die Partei Oesterreichs gegen Preußen zu ergreifen, das will ich jetzt nicht entscheiden — darüber durfte ich damals nicht discutiren. Kurz, als der heldenmüthige Prinz trotz seines hohen Alters noch seinem Lande einen letzten Beweis von Patriotismus geben wollte und das Ober-Commando annahm, wurde ich als Chef des Generalstabes designirt. — Es war dies sicherlich das größte Leid, das man mir anthun konnte. Ich hatte eine so schöne Division — die 1. Infanterie-Division — ich kannte sie, hatte volles Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit, und nun sollte ich ihr Commando niederlegen, um jenen so schwierigen, undankbaren Posten eines Generalstabschefs anzunehmen. Sicherlich — hätte ich freie Wahl gehabt, ich hätte rundweg ausgeschlagen, aber der Minister, der Prinz, der König selbst behaupteten, daß ich der allein befähigte meiner Kameraden für diese Stellung wäre — und ich mußte mich fügen; aber glauben Sie es mir sicher . . . nicht ohne Herzleid, und von düsteren Vorahnungen erfüllt. Goeben hatte vollkommen Recht, als er Ihnen sagte, daß der schönste Posten eines Generals an der Spitze einer Division ist, der man vertraut — der undankbarste ist sicherlich der eines Chefs des Generalstabes — oder man müßte denn Erfolge erzielen, wie General von Moltke. — Kaum war meine Ernennung bestätigt, als ich ins Hauptquartier des Generals Benedek abging und mit ihm im Namen der bayrischen Regierung eine militärische Convention abschließen mußte, welche die Eventualitäten des zukünftigen Feldzuges stipulirte. Diese Convention schrieb vor allen Dingen Vereinigung mit dem Bundesheere vor — und hatte, ich muß es eingestehen, nur den für Oestreich so bedeutsamen Zweck, auf alle Fälle zu verhindern, daß diejenige Truppenmacht, über die Preußen verfügen mußte, um den süddeutschen Truppen Stich zu halten, nicht nach Böhmen detachirt könne. Der umgekehrte Fall — die preußische Armee zu verhindern, gegen Bayern zu detachiren, war nicht vorgesehen. — Von der Zeit meiner Zurückkunft aus dem Hauptquartiere Benedeks datirt meine Unpopularität in Bayern. Ich hatte die östreichische Armee gesehen, hatte ihr Stärkeverhältniß geprüft, und es war bei mir zur unerschütterlichen Ueberzeugung geworden, daß die Oestreicher nicht zwei Feinden Stich halten konnten und dem mächtigeren unterliegen mußten. Diese Ueberzeugung hielt ich für meine Pflicht, meinen Vorgesetzten offen darzulegen — ich weiß nicht, wie es geschah, daß meine Worte ins Publicum drangen — von dort entstellt durch die Presse in ganz Bayern verbreitet wurden; und von dem Tage an ward ich die Zielscheibe von Schmähungen und Verleumdungen, wie ich nie geglaubt hätte, daß sie in irgend einem Lande existiren könnten. — Doch lassen wir das — und zur Sache! Ich muß Ihnen von einigen Fehlern unserer Armee sprechen, denen ich einen großen Theil der Mißerfolge zuschreibe; und da es nur sachliche Fehler sind, die wahrscheinlich durch die neue Organisation in kürzester Zeit beseitigt werden, so kann ich dies ganz offen thun. Ich glaube, daß gar viel daran lag, daß unsere Armee seit so langen Jahren nie vollständig gewesen ist, daß wir nie im großen manövrirt haben, wie andre Nationen es thun — daß aus Ersparniß die Beurlaubungen zu groß waren und endlich daß vom höchsten Officier bis

zum Soldaten niemand einen rechten, festen Begriff vom Ineinandergreifen dieser vielköpfigen Maschine, die man eine Armee nennt, hatte. Denken Sie sich — unser letztes großes Feldmanoeuvre datirt von 1853; mehr noch — keiner unserer Divisionäre hatte je eine vollständige Division geführt — kein Brigadegeneral eine Brigade; ja selbst kein einziger Oberst hatte sein ganzes Regiment je zusammengehabt. Unsere Compagnien waren in Friedenszeiten häufig bis auf 25 Mann reducirt — und daß man unter solchen Umständen nicht eine Armee bilden kann, die der preußischen sich ebenbürtig gegenüber stellen könnte, liegt wohl klar auf der Hand. Was für diesen Feldzug außerdem noch unendlich unheilbringend war, ist der Umstand, daß unsere großen Entlassungen am Ende des Monats April stattgefunden hatten und daß die Bataillone, die im Monat Juni mit der kriegstüchtigen Division Goeben kämpften, die schon den Krieg der Herzogthümer mitgemacht hatte, voll Rekruten, die erst 6 Wochen Dienstzeit hatten, gespickt waren. Unter solchen Verhältnissen begannen wir den Krieg ...“

„Dürfte ich bitten, Excellenz, mir einiges über das numerische Verhältniß der bayrischen Armee zu sagen?“ unterbrach ich.

„Ja, es sind darüber gar viele Unwahrheiten berichtet worden — oder vielleicht sind es gar nur Irrthümer; man führte so und so viel preußische Bataillone auf und stellte dann die Zahl der bayrischen Bataillone hin; nur vergaß man, daß die preußischen Bataillone 1001 Mann zählen, während die bayrische Infanterie 850 Mann per Bataillon hat und in den Jäger-Bataillonen nur 600. Mit einem Worte jedoch, — und da die Infanterie in diesem Kriege am meisten gezählt werden muß, so kann ich Ihnen mit Bestimmtheit die Zahl der Gewehre auf 29,000 angeben.“

„Wie, Excellenz?“ rief ich, glaubend, falsch gehört zu haben ... „nur ...“

„Ja,“ erwiderte er — „ich konnte nur über 29,000 Mann Infanterie beim Beginn des Kampfes disponiren, und ich glaube in dieser Waffe ziemlich schwächer wie der General von Falckenstein gewesen zu sein, der außerdem fortwährende Verstärkungen während seines Vormarsches, sowohl von Preußen als von den mit Preußen verbündeten Contingenten erhielt, während Bayern, auf sich selbst angewiesen, mit der höchsten Kraftanstrengung, in der Dauer des Feldzuges nur 6000 Mann kampffähiger Soldaten als Ersatz seiner Armee zuweisen konnte!“

„Excellenz vergessen,“ sagte ich, „daß General von Falckenstein zwei Armeen gegen sich hatte — die Ihre und die sogenannte Reichsarmee.“

„Sie haben Recht!“ — meinte der General seufzend — „ich vergaß es, man muß es mir verzeihen, denn die Reichsarmee hat gar zu oft vergessen, daß wir Verbündete waren, deren Hauptaufgabe die Vereinigung ihrer beiderseitigen Kräfte war. — Kurz, so zogen wir ins Feld; — am 16. Juni, am Tage, wo General Falckenstein in Hannover einrückte, begann der strategische Aufmarsch unserer verschiedenen Truppentheile, und am 21. war er vollendet. Wäre das 8. Bundesarmeecorps jetzt auch kampfbereit gewesen, so hätte eine gemeinsame Action gegen die Rheinprovinzen vorgenommen werden können — doch so mußte ein Concentrationspunkt vor allem andren bestimmt werden, und zu einem solchen eignete sich Fulda am besten, da wir hier die retirirenden Hannoveraner aufnehmen konnten. Unser Abmarsch geschah also in dieser Richtung am 22., nachdem wir die Gewißheit erlangt hatten, daß ein preußischer Angriff von Hof aus nicht stattfinden würde! Nichts berechtigte uns zu der Voraussetzung, daß wir zur Befreiung der Hannoveraner ernste Kämpfe vorzunehmen brauchten — im Gegentheil wir erachteten, daß jene früher als wir in Fulda ankommen würden. Wir erhielten am 23. Abends directe Nachricht, daß sie sich von Eschwege nach Mulhausen gewandt hätten und uns einen neuen Plan vorlegten zu einer Vereinigung auf der Linie Eisenach-Gotha. Man wirft der bayrischen Führung vor, die Hannoveraner im Stich gelassen zu haben — man hätte mehr Recht ihr vorzuwerfen, ihren ursprünglichen Plan dem Hirngespinnste König Georgs aufgeopfert zu haben. Prinz Karl hatte vollkommen Recht, als er einem Abgesandten der Hannoveraner erwiderte, daß eine Armee von 18,000 Mann sich überall durchschlagen müßte — aber wenn diese Armee sich gar nicht durchzuschlagen braucht, sondern gemüthlich durchmarschiren kann und es nicht thut, so kann man uns doch wahrhaftig keinen Vorwurf machen. Uebrigens, ich kann Ihnen nicht sagen, wie schwer es uns war, genaue Nachrichten uns zu verschaffen und aus dem Chaos von Berichten die Wahrheit zu entwickeln. Herzog Bernhard von Meiningen ließ uns am 24. anzeigen, daß die Hannoveraner capitulirt hätten, und am 25. erwies sich diese Nachricht falsch; wir wußten gar nichts mehr, — unsere eingelaufenen Berichte widersprachen einander fortwährend. Da sandte ich die besten Emissäre aus, die wir auftreiben konnten, und Prinz Karl versprach aus seiner Privatkasse dem ersten, der ihm genaue Nachrichten brächte, eine Belohnung von 1000 Gulden — und während dessen marschirten wir fortwährend nach Norden. Da erfuhren wir den Sieg der Hannoveraner bei Langensalza, und am nächsten Morgen, den 28., erhielten wir zwei Depeschen, die eine direct vom Kaiser Franz Joseph, die andere von der Bundescommission aus Frankfurt, die uns diesen Sieg anzeigten — und beide mit der Bemerkung, König Georg habe gemeldet, er könne sich noch 8 Tage halten und auf die bayerische Hilfe warten. Wir setzten unsere Bewegungen trotzdem, daß unser Operationsplan dadurch gänzlich vernichtet war, fort — standen am 30. in Wasungen, Suhl und Ilmenau — und erfuhren, daß die Hannoveraner am vorhergehenden Tage schon capitulirt hätten! — Das ist die ganze Geschichte des bayrischen Verrathes gegen die Hannoveraner! — Richten Sie! Ich fürchte nichts; — dies ist ein Punkt, über den man uns bald Gerechtigkeit widerfahren lassen wird; denn die Thatsachen liegen so klar und offen auf der Hand, daß nur Blinde ... Blinde aus Tendenz sie nicht sehen! König Georg wollte sein Land nicht verlassen — wollte sich dem Bundesbeschlusse nicht unterwerfen; das ist die Auflösung des ganzen Räthsels; — er hätte geruht, die bayrische Hilfe anzunehmen, um die Preußen aus seinem Lande hinauszujagen, aber sich und seine brave Armee dem Bundesfeldherrn unterzuordnen, das war ihm ein unerträglicher Gedanke! — Doch man muß nicht zu strenge richten; andere, die viel weniger dazu berechtigt waren, haben es ebenso gemacht. — Ich muß Ihnen jetzt ein Geständniß ablegen, das, wenn es bekannt wird — und ich bitte Sie, nicht zu unterlassen, es bekannt zu machen — mir die wenige Sympathie, die mir noch die bayrische Presse zollt, vollständig verscherzen wird. Es betrifft die Presse selbst. Ich hatte verlangt, daß in Bayern, sowie in allen civilisirten Ländern, die Presse in Betreff der Veröffentlichung von Kriegsnachrichten und Betrachtungen über den Krieg einer Censur unterworfen sein solle. In Preußen, in Oestreich, in Frankreich — überall ist es so! Höheren Orts wurde dies verweigert, und die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Jeder einzelne glaubte sich befugt, strategische Pläne aufzustellen, Rathschläge zu geben, begangene Fehler nachzuweisen u. s. w.; und diese Nachrichten gelangten dann wieder indirect zur Armee zurück und demoralisirten dieselbe; — und nicht allein dies, jetzt wußten die Unzufriedenen, die in jeder Armee zu finden sind, eine Quelle, wo sie Rache finden konnten — und flugs waren Berichte geschrieben, die nicht allein gehässig und falsch waren, sondern das Resultat hatten, daß die Oberleitung des Feldzuges in ganz Süddeutschland das Vertrauen verlor, noch ehe sie etwas gethan hatte. Die absolute Folge davon war, daß das Wort „Verrath“ schon jetzt anfing seine Rolle zu spielen, die so traurige Resultate erzielt hat. Ich werde Ihnen später noch mehr hiervon erzählen. — Das Beste, was wir nach der Capitulation der Hannoveraner nun hätten thun können — das sogar nur logisch Vorgeschriebene wäre gewesen, den ursprünglichen Plan wieder aufzunehmen und Fulda als Vereinigungspunkt mit dem 8. Armeecorps festzustellen, aber wir sahen ein, daß wir bei der im Lande und in der Armee durch die Presse erzeugten Mißstimmung, es nicht wagen durften, uns den Anschein zu geben, als wichen wir den Preußen aus! — Sie werden das nicht begreifen — ich kann Ihnen hierüber keine näheren Erklärungen geben; aber seien Sie überzeugt, wir mußten einen Zusammenstoß mit den Preußen jetzt haben — um jeden Preis .. es galt unsere Ehre und den Frieden des Landes! — So entstand das Gefecht, was Sie Dermbach nennen!“

Der General hielt inne. — „Ermüde ich Sie auch nicht?“ sagte er lächelnd — „interessirt Sie dies alles für Ihr Werk? Ich möchte nicht gerne, daß man das, was ich Ihnen erzähle, als eine Vertheidigung ansähe — ich sagte es Ihnen schon gestern: ich vertheidige mich nicht! Es ist das nur eine Aufklärung — sonst wäre es Ihnen ja ganz unmöglich, unsern Feldzug zu verstehen!“

Ich betheuerte dem General, daß je mehr Aufklärungen er mir gäbe, je lieber es mir wäre; — ich fürchtete, daß er an diesem Punkte angekommen, durch irgend einen Grund bewogen, seine Erzählung abbrechen würde — jedoch ich täuschte mich, er fuhr nach einigen Augenblicken Stillschweigens fort:

„Ich habe lange geschwankt, welche Taktik dem Zündnadelgewehr gegenüber die beste sei, und da ich in der ganzen bayrischen Armee der einzige Chef war, der die Wirkung dieser trefflichen Waffe beim Sturm auf die Düppler Schanzen beobachtet hatte, so war hierin meine Meinung maßgebend. Obgleich ohne positive Nachrichten von den Gefechten in Böhmen und den Erfolgen der Benedek'schen Offensivtactik, ergriff ich dennoch die gerade entgegengesetzte Idee. Nur defensiv, glaube ich, kann man dem Zündnadelgewehr die Spitze

bieten. Interessirt es Sie, wenn ich Ihnen meine Meinung entwickle?"

„Bestimmt — ich bitte darum, Excellenz!"

„Es ist ausgemacht, daß unsere Podewilsgewehre auf 6—800 Schritte doppelt so gut schießen als die Zündnadelgewehre, und wie Sie begreifen, kann sich dieser einzige Vortheil, den wir über die preußische Waffe haben, beim Angreifen nicht bewähren, — unsere Podewilsgewehre schießen durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Mal per Minute, während die Zündnadeln leicht auf 6 Mal gebracht werden können. Die nothwendige Folge hiervon ist, daß wir im Gefecht, um eine gleiche Anzahl Schüsse wie die Preußen zu erzielen, in drei Gliedern kämpfen müssen — während sie auf ein Glied in Schützencolonnen ausschwärmen können! — Hieraus folgt schon, daß die Preußen uns dreimal so viel Leute kampfunfähig machen würden, wie wir ihnen, selbst wenn sie wie wir nur Podewilsgewehre hätten! — Das alles hatte ich bei Düppel beobachtet und darauf meine Meinung gegründet, daß die Defensivtactik die einzige richtige dem Zündnadelgewehr gegenüber sei. Benedek hat dies zu spät eingesehen; — erst bei Königgrätz that er es, wie ich es seit dem Beginn des Feldzuges vorgeschrieben hatte, und am Morgen der Schlacht, wo er die guten Erfolge dieses Systems selbst beobachtete, hat er bitter bereut, es nicht gleich beim Beginn angenommen zu haben. — Außerdem waren wir an Artillerie dem General von Falckenstein überlegen, und der Prinz Karl war ganz meiner Meinung, daß wir eine Schlacht nur in den von uns gewählten Stellungen annehmen dürften, besonders so lange wir nicht mit dem 8. Armeecorps vereinigt wären. So ging's bei Dermbach! Wie gesagt, wir standen kampfbereit bei Kaltensundheim, und als Wrangel sich vom Uebelberge zurückzog und General Hartmann ihn besetzen ließ, ließ ich ihn die Stellung aufgeben und sich zum Gros concentriren! — Wie sie wissen, zog General von Falckenstein ab und nahm die Schlacht nicht an. Nun sehen Sie — ich bin fest überzeugt, daß von vielen ihm dies zum Vorwurf gemacht wird, und dennoch — war dieser Abzug wirklich ein strategisches Meisterwerk, wenigstens warf er alle unsere Pläne über den Haufen, da wir am 5. erst ihn erspähen ließen, und als wir die Ueberzeugung bekamen, daß er auf Fulda marschirte, war es zu spät, ihn daran zu verhindern."

„Dürfte ich mir die Frage erlauben, Excellenz," sagte ich, „warum Sie nicht gleich dem General von Falckenstein folgten und ihn verhinderten, seinen Marsch auf Fulda auszuführen?"

„Aus dem Grunde, weil ich meine Artillerie nicht so leicht durch die Defilés von Neithardshausen bringen konnte ..... und dann konnte ich nicht wissen, daß er General Manteuffel erwartet und dieser nicht zur rechten Zeit eingetroffen war. — Ich mußte meinen Plan ändern, zumal da durch die Katastrophe des Fürsten von Taxis bei Hünefeld meine Fühlung mit dem achten Bundescorps unterbrochen war. Nun ..."

„Excellenz versprachen mir einige Details über diese unbegreifliche Katastrophe."

„Ich möchte nicht gern darüber sprechen," erwiderte der General, „besonders, da das Kriegsgericht die Sache zur Untersuchung hat; aber Sie sollen wissen, was überhaupt die Reservecavallerie ohne Infanterie dort zu thun hatte. Zur Zeit der Concentration war dieses Corps noch nicht bereit; und als es endlich kampffähig war, warf ich es in größter Eile dorthin, um die Verbindung mit dem achten Armeecorps anzubahnen, mit dem Befehl, sich stets zurückzuziehen, wenn man auf Feinde stoße, bis genügende Infanteriedeckung da sei. Da es mir aber in meiner Stellung, der ganzen preußischen Main-Armee gegenüber, nicht erlaubt war, von meiner schon so schwachen Infanterie zu detachiren, so hatte ich dem Fürsten Taxis vorgeschrieben, augenblicklich vom Commandanten des achten Bundescorps, welches keinen Feind gegenüber hatte, einige Bataillons als Soutien zu fordern. Es ist officiell bestätigt, daß Fürst Taxis dieser Vorschrift pünktlich nachkam, daß er zwei seiner Offiziere zu der Reichsarmee, die vier Stunden entfernt von ihm unbelästigt stand, absandte, und daß die erbetene Infanterie ihm positiv refüsirt wurde. Ja freilich, nun war es ein Fehler von mir, dem Fürsten keine Infanterie mitgegeben zu haben; aber wahrhaftig, man hätte ein Prophet sein müssen, um von einer cooperirenden Armee, die unter dem Oberbefehl unseres Feldmarschalls stand, so etwas vorauszusehen. Was die Katastrophe selbst anbetrifft, so ist sie, wie Sie richtig sagen, unbegreiflich. Positiv bestätigt es nur, daß bei dem plötzlichen Kehrt ein Paar Dutzend Stimmen das Wort „Verrath" erschallen ließen, und daß dieser Ruf das ganze Corps desorganisirt hat. Nun kam dazu, daß es um die Zeit der Heuernte auf den Bergen war und daß die fliehenden Reiter die Feuer der Bauern für preußische Wachtfeuer hielten, sich mitten in die preußische Armee durch Verrath hineingeführt glaubten und sich dem panischen Schrecken hingaben .... Ja, ja, Herr Doctor, das ist ein arges Wort! Wissen Sie, in der ersten Zeit schämte ich mich für mein Land, denn diese Tendenz, überall Verrath zu sehen, schien mir eine moralische Decadenz zu sein — und wäre mir einer jener Buben, die solche Gerüchte aussprengten, unter die Finger gefallen! .... doch nach und nach kam ich zu dem Gedanken, der, so barock er Ihnen auch erscheinen mag, vielleicht der richtige ist, nämlich, daß diese Leute eigentlich gar nicht wissen, was das heißt, sein Vaterland zu verrathen — daß sie wie Kinder sind, die mit einer Höllenmaschine spielend wohl wissen, daß das Ding Höllenmaschine heißt, aber es als ein Spielzeug betrachten, und nichts von seiner alles zermalmenden Macht ahnen. — Nein, ich kann nicht an die Schlechtigkeit dieses Volkes glauben — feile Lügner haben es verführt, aber die Zeit wird kommen, wo es sich selbst schämen wird. Dieselben Kürassiere, die dort so schmählich flohen, sind zu mir gekommen, haben mich flehentlich wie Kinder gebeten, sie wieder zu Ehren zu bringen, haben sich darauf berufen, daß sie zu meiner früheren Division gehört hätten, haben mir zugeschworen, sie wären damals verrückt gewesen, an Verrath geglaubt zu haben. Die armen Leute thaten mir in ihrer bitteren Reue weh, — ich sagte ihnen, daß ich sie bei der nächsten Gelegenheit ins Feuer schicken würde, aber daß ich sie selbst führen würde, um sie nicht aus den Augen zu lassen. Da hätten Sie die Freude sehen sollen. Es war ein Gejubel ohne Ende .... und erst, als ich ihnen Wort hielt und bei Roßbrunn an ihrer Spitze angriff, das war ein Elan! wahrhaftig, ich war stolz darauf! nur schade, daß wir nur leichte preußische Cavallerie uns gegenüber hatten! Doch ich bin durch diese Episode ganz von meiner Erzählung abgekommen. Nach dem Abmarsch des General Falckenstein auf Fulda und nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß er das Rhöngebirge zu überschreiten gedächte, befahl der Oberfeldherr Prinz Carl dem Befehlshaber des 8. Armeecorps, sich mit ihm im Thale der fränkischen Saale zu vereinigen, um dort, wie es mein Plan war, die Preußen nach den schwierigen Gebirgsübergängen kampfbereit zu empfangen, und wenn die vollständige Vereinigung vielleicht nicht möglich sei, doch einige Corps zu senden, damit der Feind, der inzwischen durch verschiedene norddeutsche Contingente verstärkt war, geworfen werden konnte. Wir marschirten langsam, man wirft uns vor, zu langsam, indem man die forcirten Märsche der Division Goeben als Maßstab des Marschirens aufstellt und will erstens nicht begreifen, daß Bayern keine Westfalen sind, und daß wir, wie ich Ihnen schon vorhin gesagt, eine Anzahl von Recruten hatten, die solchen anhaltenden Strapazen nicht gewachsen waren. Ich mußte mit einer kampffähigen Armee den Preußen entgegentreten, das war ein Haupterforderniß ... und dann wollte ich dem achten Armeecorps auch etwas mehr Zeit lassen, dem gegebenen Befehle nachzukommen. Doch das war eine unnütze Vorsicht — Se. Hoheit Prinz Alexander von Hessen antwortete dem Feldmarschall, daß er nach den Resultaten der Schlacht bei Königgrätz sich berechtigt hielte, seinem Befehle nicht zu gehorchen und vor allen Dingen Frankfurt zu decken. Dies Verfahren war nicht allein Insubordination, sondern es war auch — ich will es gelinde unklug nennen, denn es liegt auf der Hand, daß durch eine imposante Armee, dem über das Rhöngebirge marschirenden General von Falckenstein gegenüber, Frankfurt besser im Saalthale gedeckt war, als später bei Aschaffenburg durch eine beinahe halb so schwache Armee. — Kurz, wir fanden uns allein an der Saale und mußten allein den Angriff Falckensteins ertragen. Dieser von so verschiedenen Seiten schon beleuchtete 10. Juli, den man gewöhnlich das Gefecht bei Kissingen nennt, glaube ich, wird nie richtig verstanden werden. Man wird stets und von beiden Seiten daran zu kritisiren finden, mit Recht oder mit Unrecht, was thut's? aber ich glaube, daß Jedermann sich berechtigt glauben wird, hier den Maßstab seiner prätendirten strategischen Kenntniß anzulegen."

„Selbst ein Schullehrer!" unterbrach ich, auf den allbekannten Proceß anspielend, in welchem ein Elementarlehrer die ganze Taktik des bayerischen Generalstabes bei Kissingen einem eben so prätentiösen als bitteren Tadel unterwarf.

Der General schlug ein heiteres Lachen auf.

„Lassen Sie nur mein Schulmeisterlein von Kissingen in Frieden," rief er — „der Mann versteht's! der ist ein verkanntes, unbekanntes Genie! Ich hoffe, daß kein Badegast im nächsten Sommer Kissingen verlassen wird, ohne das Schulmeisterle sich zeigen gelassen zu haben! — Nein, das ist mein Liebling! auf den lasse ich nichts kommen! In diesen ganzen traurigen, ja fast tragischen Ereignissen durfte doch die Komik nicht fehlen — und die hat jener „gelahrte" Herr glücklicherweise hineingebracht! — doch das Urkomischste an der ganzen Sache hat das Publicum gar nicht errathen."

„Und was ist das, Excellenz?“

„Daß er Recht hatte! Ja, ja! Sie sehen mich erstaunt an — mein Schulmeister von Kissingen hatte vollkommen Recht! Da wo er sagte, hätte eine Batterie stehen müssen, und wenn die gut gezielt, hätte es vielen Ihrer Landsleute das Leben gekostet. Ich begreife gar nicht, daß General v. Goeben es nicht gelitten hat, daß wir dort einige Kanonen aufpflanzten — nämlich, wenn es uns möglich gewesen wäre, solche herbeizuschaffen — er hätte doch dem Schulmeister von Kissingen den Gefallen thun können!“

Der General wurde wieder ernst und fuhr fort: — „Es sind im Gefechte von Kissingen Fehler, besonders Detailfehler vorgekommen — das ist unleugbar; aber wer am wenigsten an diesen Fehlern Schuld war, war sicherlich ich. Solche Fehler sind in den glorreichsten Schlachten Friedrichs des Großen und Napoleons vorgekommen! — Sehr richtig! — der Stieg über die Saale hätte anstatt drei Viertheil, ganz zerstört werden müssen! Aber wer mag daran Schuld sein? Vielleicht ein Korporal! — Uebrigens unterliegt es keinem Zweifel, daß Oberst von der Goltz dennoch den Uebergang bewerkstelligt hätte; höchstens hätte es 50 Preußen mehr kampfunfähig gegeben! Das wäre der ganze Unterschied gewesen! — Der Kampf bei Kissingen ist gegen meine Meinung angenommen worden; denn wenn General Beyer, anstatt bei Hammelburg zu kämpfen, den Uebergang bei Aura und Euerdorf, der mit der größten Leichtigkeit hätte ausgeführt werden können, bewerkstelligt, wäre die ganze bayerische Armee, welche auf einer Ausdehnung von 8 Stunden stand, umgangen worden, und wir hätten eine entsetzliche Niederlage erlitten. Später erst begriff ich, warum General v. Beyer das nicht gethan hatte — er erwartete die Ankunft der Division Manteuffel, die nicht ankam; so wie wir die Ankunft der Division Hartmann erwarteten, die bei Poppenhausen stand und gleichfalls ausblieb. Schmerzliche Stunden verlebte ich; zwei Mal hatte der Prinz dem General Hartmann den Befehl gesandt, in aller Eile zu kommen; — von Minute zu Minute erwartete man ihn, um die Offensive zu ergreifen . . ., und er kam nicht! Der Prinz ritt verzweifelnd auf und nieder; wir mußten jeden Augenblick befürchten, daß General von Manteuffel erscheinen würde . . . und General Hartmann kam nicht mit seiner Division! — Da gab General von Zollern, der sich nicht mehr zu halten glauben konnte, den Befehl zum Rückzug! — die Schlacht war verloren, als General von Stephan mit der ersten Division von Neustadt kam . . . und nichts weiter konnte, als die Preußen aus Nüdlingen werfen!“

Der General hielt einige Augenblicke erschöpft inne! — „Der 10. Juli hat mir meinen militärischen Ruf gekostet,“ sagte er mit tiefer, ernster Stimme; „aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich an den großen Fehlern dieses Tages unschuldig bin! — Das Grab deckt viele, die ihn verschuldet haben!“

„Dürfte ich Excellenz um den Grund des Ausbleibens des General Hartmann fragen?“ sagte ich.

„Es ist mir nicht gestattet, denselben zu veröffentlichen“ — erwiderte der General; — „es genüge Ihnen zu erfahren, daß der Prinz und ich an diesem Ausbleiben unschuldig waren, und ebenso unschuldig wie wir beide waren . . . General Hartmann! — Und überdies weiß ich auch nicht, wenn Goeben sich in Kissingen festgesetzt hätte, ob der Prinz den Befehl gegeben hätte, die schöne und treue bayerische Stadt zu bombardiren.“

„Waren Sie sehr enttäuscht, als General von Falckenstein Sie zwischen Poppenhausen und Schweinfurt stehen ließ und auf Aschaffenburg marschirte?“ fragte ich.

„Ja . . . wie aus den Wolken gefallen!“ — erwiderte der General; „ich glaubte fast — sicher, daß wir dort angegriffen werden würden; zumal da unsere Emissäre im Meiningschen Telegramme eines Majors Preuß — wenn ich nicht irre, auch eines Kameraden der Schleswig-Holsteinischen Kriege — aufgefangen hatten, aus denen hervorging, daß eine Colonne von wenigstens 10—12,000 Mann mit vollständigem Brückentrain versehen, uns in die Flanke kam, und alle Nachrichten bestätigten das. Das bestärkte uns alle im Glauben, daß Falckenstein uns über den Main zu werfen versuchen werde.“

„Glauben Excellenz, daß Sie in dieser Stellung wirklich Erfolge erzielt hätten?“ fragte ich.

„Mit voller Bestimmtheit!“

„Ich habe gehört, daß die preußische Division, welche bestimmt war, damals in der Avantgarde gegen die bayerische Armee zu marschiren, sich bitter darüber beklagt hat, daß es ihr nicht gegeben gewesen wäre, sich dort mit den Bayern zu messen!“

Der General schüttelte traurig den Kopf. — „Hätte man sie nur angreifen lassen!“ sagte er — „ich glaube, ich wäre heute zehn Jahre jünger! ich kann hier mit Bestimmtheit behaupten, nicht allein, daß die Division, von der Sie sprechen, hier eine vollständige Niederlage erlitten hätte, sondern daß ich in den Stellungen, die ich mir bei Poppenhausen gewählt, es mit der ganzen Mainarmee hätte aufnehmen können. General Falckenstein hat mir hier noch ärger mitgespielt, als bei Kaltensundheim, indem er eine Schlacht vermied; und glauben Sie mir sicherlich, daß diese Tactik des Generals, die ich trotz des Leides, die sie mir gethan, anstaunen muß, am meisten zu dem absurden Gerüchte beigetragen hat, wir spielten mit den Preußen unter einer Decke!“

„Und warum folgten Excellenz nicht den Preußen?“ fragte ich.

„Weil ich einem plötzlichen Kehrt des Generals von Falckenstein nicht gewachsen war, da ich bedeutend gegen jene Colonne, die aus dem Meiningischen kam, detachiren mußte! — Und wissen Sie — diese Colonne hat plötzlich Kehrt gemacht, ist von unseren Truppen nie gesehen worden, und nun wirft man mir hier, wie mir erzählt wird, vor, daß eine solche Kolonne nur ein Hirngespinnst von mir gewesen sei . . . daß dieselbe nie existirt habe.“

„Das Gegentheil kann ich selbst bezeugen, Excellenz!“ sagte ich — während einer ganzen Nacht fuhr ich selbst mit dem Major Preuß, der genug räsonnirte, als der Befehl zum Rückzuge kam, ohne die Bayern gesehen zu haben. Diese Colonne war aus den vier Bataillons mehrerer Regimenter gebildet, hatte, wie Sie sagen, einen Brückentrain, obgleich in ziemlich defectem Zustande, und ward vom General von Korzfleisch geführt. — Wie ich gehört, war ihr Zweck — den sie auch erfüllt zu haben scheint, den Abmarsch des Generals von Falckenstein zu maskiren, und die Bayern durch Scheinbewegungen um Schweinfurt herum festzuhalten. Nach dem Gefecht von Aschaffenburg — nachdem der Marsch auf Frankfurt gesichert war, bekam sie Befehl zum schleunigen Rückmarsch!“

„Das war geschickt!“ sagte der General nach einigen Augenblicken ernsten Nachdenkens — „sehr geschickt! — und ich bin wiederum in Unrecht, dies nicht durchschaut zu haben! — Ja ja, ich habe kein Glück . . . und doch,“ fügte er mit düster gefurchter Stirne und traurigem Blicke hinzu, „ich könnte noch gar viel zu meiner Vertheidigung sagen — sogar über diesen Punkt, wenn ich mich vertheidigen wollte . . . wenn ich sprechen könnte . . dürfte!“

• • •

Ich glaube das Interesse der Leser des Daheim zu ermüden, wenn ich fortfahren würde, ihnen das, was der General von der Tann mir über den zweiten Theil des Feldzuges erzählte, anzuführen. Es waren meist nur Aufklärungen über einige strategische Punkte, die mir unklar waren und die er die Güte hatte, mir zu geben. — Noch einmal hatte ihn die Reichsarmee selbst nach der Vereinigung im Stich gelassen, als er dem zweiten preußischen Oberkommandirenden General von Manteuffel bei Waldbüttel eine Schlacht liefern wollte, und es als einzigen Beweis der Cooperation verlangte, daß das 8. Bundescorps die Division Goeben dermaßen beschäftige, daß sie nicht mit ins Gefecht eingreifen könne! Seine Worte waren nicht ohne Bitterkeit, wenn er von den Verbündeten der Bayern sprach!

„Und das Resultat des ganzen Feldzuges ist nicht so erschreckend, wie man es sich hier ausmalt“ — schloß er seine Erzählung. „Nach allen Niederlagen kann ich es bezeugen, und jeder Officier mit mir, daß die bayerische Armee am Ende des Feldzuges um 50% besser war, wie am Anfange. Man vergleiche sie mit der östreichischen, die vollständig aufgelöst war. Wahrhaftig, die bayerische Armee hat kein Jota von ihrem Waffenruhm eingebüßt, denn ich glaube, daß kein preußischer General behaupten wird, daß die Armee sich nicht mit der äußersten Bravour geschlagen hat. Ich allein bin der, der die Schuld von allem tragen muß! — Wie Gott will! — Sei es! Wenn ein anderer Feldzug gegen das Ausland uns bedroht, soll man mir meine Division wiedergeben — da wird man den alten Tann wiedersehen! . . . Doch bei alle dem können wir Gott noch danken, daß Frankreich uns seine Hilfe nicht angeboten hat . . . wer weiß — wir wären vielleicht gezwungen worden, diese Hilfe anzunehmen, da die Diplomatie eine so alles umfassende Rolle in diesem Feldzuge gespielt hat — und dann — dann, Sieger oder Besiegte, Verbündete des Auslandes gegen Preußen wären wir entehrt gewesen und . . . mein Wort zum Pfande . . . kein Mensch hätte den Generallieutenant von der Tann aus einem solchen schmählichen Feldzuge zurückkommen sehen!“

Mein Gedächtniß ist mir, glaube ich, ziemlich treu geblieben, indem ich dem Leser diese Unterhaltung, die ich mit dem General von der Tann gehabt, wieder erzähle, aber unmöglich ist es mir, wiederzugeben, wie tief und innig ich den in der Brust des biedern und loyalen Soldaten verborgenen Kummer mitfühlte!

„Der Laie hat keinen rechten Begriff, was das heißt, ein besiegter Feldherr!“ sagte mir General Moltke, und ich glaube, es

täuscht sich. Ein Unglück, das so männlich getragen wird, wie der bayerische General das seine trägt, dringt tief in das Herz eines jeden ein, der sich ihm nähert.

„Wenn Deutschlands Neugeburt aus allem diesem hervorgeht,“ sagte er mir beim Abschiede, „was hat dann ein Mann, wie ich, zu bedeuten? Wenn meine Niederlagen, meine Fehler, ja, wenn Sie wollen, meine Unfähigkeit dazu beigetragen haben, den deutschen Bau um einen einzigen Eckstein zu bereichern, dann will ich sie segnen und Gott dafür danken. — Leben Sie wohl! Ich danke Ihnen für Ihren Besuch — schreiben Sie über mich, was Ihnen gutdünkt, aber seien Sie gerecht gegen die Armee — sie hat wahrhaftig Tüchtiges geleistet, sich heldenmüthig geschlagen, — und sie wird gegen einen fremden Feind vielleicht einst zeigen, daß Bayern von der Natur zu Deutschlands „Vorposten“ im Süden bestimmt ist. — Wenn ich dann noch lebe, dann möge man mir eine Division geben, dann sind all meine Wünsche auf Erden erfüllt! . . . Leben Sie wohl!“

. . . Ich glaube, daß ich in meinem Leben nie mit größerer Herzlichkeit und aufrichtigerer Hochachtung eine Hand gedrückt habe, als die, welche der General von der Tann — der so sehr Geschmähte und Verläumdete — mir beim Abschiede reichte. M.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 15. März. Die früher zu längerer Unthätigkeit verurtheilte Oper sucht nun das Versäumte nachzuholen; im Laufe dieser Woche bekamen wir Donizetti's „Lucia“, Rossini's „Barbier“ und Kreutzer's „Nachtlager“ zu hören und damit Stoff genug zu einer ergiebigen Nachlese.

Die beiden ersten Opern waren Wiederholungen und scheinen ohne Probe riskirt worden zu sein; die in dieser Beziehung ziemlich constante Praxis deutet wenigstens darauf hin, mehr noch berechtigt der Mangel an Zusammenhalt und Egalität in der Aufführung und die Verbindungslosigkeit im Orchester und unter den Sängern zu diesem Schlusse. Es fehlte auch der weitaus größeren Mehrzahl der Mitwirkenden an Eifer und gutem Willen; es war kein Schwung, kein rechter Zug im Ganzen; was nicht zu den Hauptrollen gehörte, wurde vernachlässigt und den kleineren Partien gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. In der „Lucia“ machte sich diese Indifferenz schon ziemlich fühlbar, doch ging es noch ohne wesentliche Störung ab; im „Barbier“ dagegen wurde die Illusion oft auf bedenkliche Weise gestört. Der sprühende Humor, mit welchem diese Oper gewürzt ist, die ausgelassene Munterkeit, welche sich durch das Ganze hindurchzieht, verlangen rasches, lebendiges Zusammenwirken aller Mitwirkenden und sind so eigentlich für die heißblütigen Sänger des Südens berechnet; wenn wir ihnen in dieser Beziehung nun auch nicht gleichkommen können, so sollte sich das deutsche Phlegma doch nicht so breit machen, wie es im „Barbier“ der Fall war, wo z. B. der Chor im ersten Akte der angestrengtesten Thätigkeit des Kapellmeisters zur Beschleunigung des Tempos spottete und mit einer Zähigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, im Allegro dem Orchester nachhinkte. Nachtheilig wirkt es auch auf den Erfolg, daß die vorgeschriebenen Zeichen nicht mit größerer Genauigkeit beachtet werden, wodurch die elegante feine Musik in einen schwerfälligen Kothurn gezwängt wird und sich der komische Charakter derselben verflüchtigt. Eine rühmliche Ausnahme machten die Träger der Hauptrollen und haben sich dadurch sehr vortheilhaft von dem durch die übrigen Leistungen gebildeten düsteren Hintergrund ab. Frau Hain-Schnaidtinger und Herr Bernard haben sich in beiden Opern entschiedenes Verdienst erworben; der Ersteren Lucia war ein Meisterstück, gleich anziehend durch ihren wundervollen Vortrag wie durch ihr Spiel und wurde von dem entzückten Publikum mit Blumenspenden und reichen Ovationen gelohnt. Ihre Rosine, das Gegenstück der Lucia, eine gefällige Erscheinung voll sprudelndem Humor und reizender Schalkhaftigkeit, bildete den Glanzpunkt des Abends und verdiente sich durch die brillante Figuration und das Feuer ihres Gesanges den Hauptpreis, während sie sich in der Lucia mit Herrn Bernard in die Palme theilte, indem derselbe den Edgardo in den frischesten, glühendsten Farben sang und sich den Erfolg durch seinen hinreißenden Vortrag zu sichern wußte. Im Barbier waren seine Gesangsfiguren, deren Schwierigkeit wir übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, etwas schwerfällig und sein Gesang im Anfang bei dem Ständchen nicht recht disponirt. Letzteres war auch und zwar in höchst auffallender Weise bei Hr. Broda der Fall; sein Bartolo war eine theilnahmlose, mechanisch durchgespielte Figur ohne Interesse und ohne Leben; er gab sich durchaus keine Mühe, seinen Widerwillen gegen diese Rolle zu verbergen und entbehrte in dieser urkomischen Parthie aller Komik; der Verdruß sah ihm unter der geschminkten Wange hervor, blieb aber bei Herrn Broda isolirt, da das komische Element glückliche Repräsentanten an den übrigen Hauptdarstellern gefunden hatte, zu denen wir diesesmal auch Herrn Görlich (Basilio) rechnen dürfen, da sein Spiel seine frühere Steifheit abgelegt hat; befremdet hat es aber, daß er auch bei dieser zweiten Wiederholung des Barbiers die sogenannte Verläumdungs-Arie nicht gesungen hat; sollten böse Zungen, die behaupten, er fühle sich derselben nicht ganz gewachsen, Recht haben?

Gestern wurde nach langer Zwischenzeit das „Nachtlager“ gegeben, jene wunderbar schöne volksthümliche Oper des für die Kunst leider zu früh verlebten Konradin Kreutzer, deren Hauptrolle bekanntlich in die Hand des Jägers und Prinzregenten, einer sehr dankbaren Bariton-Partie, gelegt ist, wodurch Hr. Otto Gelegenheit bekam, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen; diese Rolle gehört zu den besten seines Repertoires, sie liegt für seine Stimmmittel äußerst vortheilhaft und ist für ihn ganz wie geschaffen; er hat denn auch seine Aufgabe in allen Theilen ganz meisterhaft gelöst; sein Gesang drang mit sympathischen Klängen in das Herz der Zuhörer und bezauberte Alles durch das tiefe Gefühl und den schönen Ausdruck im Vortrage; als ganz vorzüglich heben wir die Stelle im Finale des 1. Aktes: „Ich muß sie einem Andern geben, mir blühet diese Rose nicht“, sowie die große Scene im 2. Akte mit der prächtigen Arie: „Es zieht aus jenen Höhen“ hervor und sprechen Herrn Otto für seine durchweg glänzenden Leistungen den wohlverdienten Dank aus.

Die Gabriele wurde von Frl. Meißner mit großer Aufmerksamkeit durchgeführt; bei allem Fleiße, welchen sie sichtlich ihrem Gesange zuwendet, fehlt ihm die Seele, der Ausdruck; in dieser Beziehung muß es noch besser werden; auch finden wir es nicht geeignet, daß Frl. Meißner durch sog. Vorschläge und Correktionen der Figuren kleine Eingriffe in die Komposition macht; es ist eine alte Regel, die keine Ausnahme erleidet, daß gesungen werden soll, wie es geschrieben steht.

Recht beifällig wurde es aufgenommen, daß Hr. Bernard die kleine Rolle des Gomez übernommen und so trefflich durchgeführt hat; auch das Hirtenterzett ging ziemlich gut; der Abendchor war matt und effektlos, der Jägerchor im 2. Akt dagegen ziemlich frisch und animirt. Das Orchester hat die Ouverture wie überhaupt im ganzen Verlauf gut gespielt und insbesondere Hr. Concertmeister Hamm das bekannte Violinsolo im 2. Akt sehr beifällig vorgetragen. —§—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 23. Mittwoch den 20. März. 1867.

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.

II. Der Opernball und der blaue Domino.

(Fortsetzung.)

So rasch die Geschichte vorüber war, der blaue Domino hatte alles bemerkt. Ich sah die Kleine sich einige Schritte von mir entfernen, als fühlte sie sich mit Gewalt zurückgestoßen.

Ich *glaubte alles verloren*, und wie ein stechender Schmerz *fuhr mir's durch* die Seele. Ich hatte nur einen Gedanken — den Eindruck dieser Scene auf den blauen Domino zu verwischen. Das muß sie mir wohl angesehen haben, so unglücklich, so zerknirscht sah ich aus, denn allmälig schien ihr Blick sanfter zu werden, und ich las in den lieben Augen etwas von Engelsmitleid; da ging mir das Herz über.

„Ich bin erst zwanzig," sagte ich; „meine Mutter starb bei meiner Geburt; mein Vater fiel vor fünf Jahren in Afrika, an der Spitze seiner Division; ich habe Niemand als meinen armen Großvater, und der hat sich nicht viel um mich kümmern können. Seit einem halben Jahre in Paris, kenne ich keine Seele; mein Herz ist jung und offen; wem soll ich es geben; Heilige gibt's im Studentenviertel nicht, welche aus Mitleid liebten. Gleich der erste Versuch hat mich betrogen, weil ich meinte, die Frauen seien alle gut und zudem mache die Liebe Alles rein, und so habe ich denn seit heute Morgen um eine gemeine Liebe geweint, weil ich eine edlere nicht finden konnte. . ."

3. Der blaue Domino spricht, und wie schön!

„Armer, armer Schelm!" murmelte der blaue Domino vor sich hin, und in seinem Auge schien eine Thräne zu glänzen.

Diese paar Worte, diese wenigen Töne, so süß und verstohlen, weniger gesprochen als hingehaucht, mit einer Stimme voll unendlichen Erbarmens, — sie klangen an mein Ohr, wie die Mahnung meines Schutzengels. So sanft und milde war es mir noch niemals gegönnt gewesen, sprechen zu hören! Ich verwunderte mich nicht einmal, daß es ein vielleicht noch viel jüngerer Mund war, welcher so sprach, als der meinige: ich war besiegt!

Nein, nicht besiegt, ich war gerettet! Meine Stunde hatte geschlagen, ich liebte, ich liebte wahrhaftig, denn ich liebte ohne die geringste Hoffnung. Der Gedanke, nur ein Wort zu äußern, das diesen süßen Traum an mich hätte fesseln können, wäre mir wie ein Verbrechen gewesen.

Im Gegentheil; ganz anders sprach ich zu diesem Domino des Erbarmens:

„Empfangen Sie Ihr Wort zurück; nicht eine Minute länger sollen Sie durch meine Schuld an diesem entsetzlichen Orte bleiben, und ich selbst will auch nicht länger bleiben als Sie. Ich bitte nur um eins, daß Sie keine zu schlimme Erinnerung an mich mit nehmen. Möge das Opfer, welches ich mit dem versprochenen, so ersehnten Tanze bringe, Ihnen beweisen, daß ich Ihres Vertrauens nicht unwürdig bin."

Und doch denken zu müssen, daß sie mir für immer verschwinden werde, daß ich in wenigen Minuten diesen Engel verlieren und aus dem Himmel in den Opernsaal herabfallen würde — es brachte mich in Verzweiflung, und da ich meinen Empfindungen sonst nicht Luft zu machen wußte, ließ ich sie an dem unglücklichen Bouquet aus. Während der langen Verhandlungen hatte es ruhig neben mir auf der Bank gelegen. Ich muß wohl geglaubt haben, ich sei ihm eine besonders grausame Ueberraschung schuldig; denn mit einem Male fuhr ich auf das rücksichtsloseste darauf los, packte es und drückte es dem wachhabenden Polizeisoldaten in die Hand.

„Da, mein tapfrer Kriegsmann, nehmt diesen Beweis meiner Achtung! Nach der Ablösung schmückt eure Wachstube damit."

Der alte Soldat stand ganz verdutzt, mein Domino lachte hellauf, diesmal so herzlich und frischweg; offenbar traten Jugend und Lust wieder in ihr volles Recht.

„Nun wahrhaftig," sagte sie, „Sie sind toll, aber Ihre Tollheit gefällt mir. Und nun, da Herz und Hand rein sind von dem Bouquet und allem, was daran hängt, nun sollen Sie auch belohnt werden. Sie wollten walzen, ich bin bereit. Es soll nicht von mir heißen, ich hätte durch übertriebene Bedenklichkeit den Theil Ihres Programms zerstört, der Ihnen so sehr am Herzen liegt."

Und da ich immer noch zögerte, mein Glück zu erfassen —

„Nun?!" sagte sie neckisch, „wollen Sie sich etwa jetzt bitten lassen?"

Ich stammelte einige Worte.

„Machen Sie sich bezahlt, Herr Graf," sagte sie, „ich will nicht insolvent von hier gehen. Erst stumm und dann unsichtbar, wie Sie wissen. Ihre Minuten sind gezählt, meine auch; also beeilen Sie sich."

Im Nu waren wir mitten im Tanzgewühl. Ihre kleinen Füßchen berührten den Boden kaum; ihr zarter Leib gab sich dem wiegenden Tanze mit eben so feuriger wie schüchterner Grazie hin. Ihre Augen leuchteten wie von kindlicher Gluth.

Ein süßer Duft von unendlicher Reinheit umfloß sie, der mich berausch'e und mir Riesenkraft verlieh. Meine Arme waren wie stählern, um jede Berührung von ihr fern zu halten. Meine große Gestalt, die außerordentliche Schnelligkeit unseres Tanzes und die elegante Haltung meiner Tänzerin zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf uns. Bald bildete sich um uns ein Kreis von begeisterten Zuschauern und ein Beifallssturm begleitete unsern Rundtanz, der fast das Orchester übertönte. Wie trunken flog ich dahin; ich sah nichts mehr als die großen tiefen Augen des entzückenden Geschöpfs, das sich in meinen Armen wiegte; sie erglänzten und erbleichten unter meinem Blick, eines um das andere.

„Das ist kein Mädchen“, schallte es um uns her; „das ist ein Irrlicht, eine Sylphide, mit der der Teufel als Pierrot durchgeht.“

Wie lange das dauerte? Ich weiß nichts davon. Als die Musik verstummte, drehte ich mich noch. Ich wollte meine Tänzerin aus dem Gedränge lösen, das uns umgab und wie rasend um Fortsetzung schrie. Plötzlich schwankte sie; ihre Augen schlossen sich; sie knickte in meinen Armen zusammen und lag in Ohnmacht.

Sie aus dem Saale an die freie Luft tragen, war das Werk eines Augenblicks. Wie verloren irrte ich durch die Gänge — auf die Straße — hinüber — immer die theuere Last im Arm, und ohne recht zu wissen wie, fand ich mich bald in einem Zimmer des Maison-Dorée (einem berühmten Kaffeehaus am Boulevard).

„Wasser — Essig — Riechsalz!“ rief ich dem Kellner zu und drückte ihm ein Goldstück in die Hand, und sanft ließ ich die Ohnmächtige auf die Kissen eines Sopha's nieder.

4. Der blaue Domino weiht mich für's Leben und verschwindet.

In der Stille dieses Zimmers, fern vom Tanzsaal und seiner wüsten Lust, — überkam es mich wie ein Schauder. Wer nicht allen Respekt vor Schönheit und Tugend verloren hat, für den ist eine wehrlose Frau etwas Heiliges. Es umgibt sie eine Majestät, die selbst den Gedanken bändigt und zur hochherzigsten Hingebung zwingt. Ihr Inkognito, welches meine Unbekannte so streng bewahrt hatte, mußte mir Gesetz sein, aber zugleich konnte ich sie nicht ohne Hilfe lassen. Wenn sie die Augen öffnete, mußte sie versichert sein, daß das Geheimniß noch ihr gehöre. Denn trotz des Ortes unserer Begegnung — ich fühlte, sie sei eine von den Frauen, denen die Ehre über das Leben geht. Und wenn ich irrte, tausendmal besser, ich irrte durch zu viel als zu wenig Zartheit.

Diese Gedanken schossen mir mit Blitzesschnelle durch den Kopf. Nachdem der Kellner mir das Verlangte gebracht, schraubte ich das Gas herunter, um es dunkler zu machen, lüftete halb im Dunkeln ihre Maske ein wenig und beugte mich über sie mit frommer Scheu. So um sie beschäftigt, hatte ich einen Augenblick unsäglicher Angst. Mir schien, als stehe ihr Herz still. Hände und Arme waren starr und eisig. „Habe ich sie getödtet,“ sagte ich mir, „so sterbe ich hier an ihrer Seite.“ Aber allmälig kehrte die Wärme zurück, einige Zuckungen verriethen inneres Leben, sie machte eine Bewegung, die schweren Lider hoben sich und ihre sanften Augen standen offen.

„Wo bin ich?“ murmelte sie, als erwachte sie aus einem Traum.

Ich war zurückgetreten. Als sie durch die Dunkelheit hindurch gewahrte, sie sei nicht allein, fuhr sie erschreckt zusammen und faßte mit der Hand rasch nach dem Gesicht. Wie sie die Maske berührte, kam ihr die Besinnung wieder und sie erkannte mich.

Ein schmerzliches Ach! entschlüpfte ihren Lippen.

„Fürchten Sie nichts,“ bemerkte ich, „gar nichts. Hier sind Sie in Sicherheit. Sprechen Sie noch nicht und halten Sie Ruhe.“

„Ruhe!“ erwiderte sie, — „Ruhe!“

Sie machte mir ein Zeichen, das Gas höher zu stellen und das Fenster zu schließen. Sie bebte vor Frost. Ihre Augen schlossen sich wieder, und ihr Kopf, der ihr noch zu schwer war, sank in die Kissen, welche ich ihr untergelegt hatte. Ich fürchtete eine neue Ohnmacht. Aber mit äußerster Willenskraft richtete sie sich auf und heftete den Blick auf mich. Da wurde sie gewahr, daß meine Augen in Thränen gebadet waren.

„Ihre Schuld ist's nicht,“ sagte sie, und ein schwerer Seufzer entstieg ihrer Brust.

„Verzeihen Sie mir,“ rief ich, „und verzeihen Sie sich selbst. Ihr Geheimniß gehört noch Ihnen allein und wird immer das Ihrige bleiben. Noch wenige Minuten, und Sie können sich entfernen. . . . . Vergessen Sie diese Nacht und alles, was dazu gehört.“

„Still, still,“ fuhr sie auf. „Wenn heute Jemand sterben müßte, Sie wären es nicht. Meine Anwesenheit auf dem Balle war ein Fehler, und daß ich hier bin, sieht aus wie ein Verbrechen. Ich bin verheirathet, ich habe einen Mann, den jeder ehrt und auf den jede Frau stolz wäre. Die Frau eines solchen Mannes hätte sich nie in eine Lage bringen sollen, wo sie sich dem Verdachte aussetzte. Mir graut vor der Lüge, und der bloße Gedanke der Untreue empört mich; die Erinnerung an diese Nacht wird mein Lebenlang auf mir lasten. Bis heute habe ich nur das Leid gekannt, auf das man stolz sein darf. Jetzt muß ich lernen zu leiden, und darf kaum die Augen aufschlagen. Nicht vor Ihnen, den ich nicht wiedersehen werde und welcher mich nie gesehen hat, werde ich erröthen, aber vor einem schlimmeren Richter — vor mir selbst.“

„In Abwesenheit des Mannes, dessen Namen ich die Ehre habe zu tragen, der mir unbedingt vertraut, habe ich — zur Rettung freilich einer anderen, einer strafbaren Freundin — mich an einen Ort gewagt, wohin ich nie den Fuß hätte setzen sollen. Das ist ein Fleck auf meiner Seele. Ohne Sie, ohne Ihre kindliche Treue hätte mein Unrecht zum öffentlichen Skandal werden können. Wo Sie Ihre Pflicht thaten, da habe ich gefehlt, — ich, die Ihnen Vorwürfe machte.“

„Sie sagen mir, ich solle vergessen. Nein, ich werde nicht vergessen; im Gegentheil, mich an heute zu erinnern, ist mir Pflicht und diese Erinnerung muß meine ewige Strafe sein. Und doch, an diesem schmerzlichen Tage wird nicht Alles bitter sein. Ich habe in Ihnen einen Freund gefunden, einen braven, zartfühlenden Freund, da ich doch verdient hätte, nur einen Feind zu finden. Ich möchte nicht, daß Sie dächten, ich könnte das verkennen — nicht heute noch jemals.“

„Aber Sie selbst — ja, Sie müssen diese Begegnung aus Ihrem Gedächtniß verbannen für immer. Mehr noch Ihretwegen als meinetwegen. Nur ein guter Punkt, nur eine gute That bin ich und muß ich sein in Ihrem Leben. Thun Sie hundert und andere solche Thaten, deren Größe Sie die heutige vergessen macht und die ihren Lohn in sich selbst tragen. Was man auch sage: nichts ist weniger unfruchtbar als das Gute

von selbst pflanzt es sich fort. Sie sind jung, Sie sind gut — so gut! — ich sehe an Ihnen eine wahre Kraft, die nur richtig geleitet zu werden braucht. Stellen Sie diese Kraft in den Dienst Ihres Herzens, das Sie nicht mißleiten wird, und in einem Alter, wo die andern noch Knaben sind, werden Sie ein Mann sein. Das Leben ist überall ein Kampf. Im Gerichtssaal wie auf dem Schlachtfeld, auf der parlamentarischen Tribüne wie an der Spitze einer Kolonne, kann man sich auszeichnen durch den Dienst einer edlen Sache. Ein Tag wird kommen, wo eine junge schöne Frau Ihnen begegnen wird auf Ihrem Lebenswege, bereit und würdig, Ihr Geschick zu theilen; an dem Tage — heirathen Sie!"

„Sie haben nicht Schwester noch Mutter; lassen Sie diesen kurzen Augenblick mich beides sein und zu Ihnen sprechen, wie jene sprechen würden. Ja, heirathen Sie! Auch die beste Liebe ohne Rücksicht auf die Ehe ist in ihrem Ursprunge vergiftet. Darf man beginnen, was nicht dauern kann? Aber heirathen Sie noch jung eine Frau, jung wie Sie selber, und die Sie einmal gewählt haben — die lieben Sie von ganzer Seele. Warten Sie nicht erst, bis Sie eine Stellung in der Welt haben und Sie einer Frau nur noch Geld und Namen bieten können. Die allein kann dem Manne, den sie liebt, eine wahre Lebensgefährtin sein, welche mit ihm gewandelt ist, die ganze Bahn, die ihm zur Seite gestanden hat in der Stunde der Noth wie in der Stunde des Triumphs, im Sturm wie im Hafen. Vor Allem vergessen Sie nie, daß Ihr ganzes Herz ihr gehört. Denn nichts, nichts auf der Welt, selbst die Ehre nicht und nicht der Ruhm ersetzt einer Frau die Liebe."

Ihre Stimme bebte, als sie die Worte sprach. Eine Stille folgte, die ich nicht gleich zu unterbrechen wagte. Ich begriff vollständig, was Alles von heiligem und stillem Dulden darin lag, daß sie mich so beschwor. Mit dem Theuersten, was das Weib hat, mit einem Tropfen Herzblut lohnte mir das edle Wesen, das so zu mir sprach, eine Aufmerksamkeit, die ihr jeder anständige und gebildete Mensch eben so gut erwiesen hätte wie ich.

Mit aller Kraft hielt ich mich zurück, ihr nicht zuzurufen, daß ich sie anbete. Die Hand mußte ich mir auf's Herz legen, um seinen Schlag zu hemmen. Sie sollte nicht hören, wie es schlug. Als ich mich ruhiger fühlte, kniete ich einige Schritte vor ihr nieder und sagte:

„Mit Andacht habe ich Ihnen zugehört. Was Sie mir gesagt, es wird meinem Leben Gesetz und Evangelium sein. Nur eines nicht. Lassen Sie mich Ihnen das erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Peter von Cornelius.

Die deutsche Kunst hat ihren greisen Nestor, Deutschland seinen ersten Meister in der Malerei verloren: am 6. März verschied in Berlin Peter v. Cornelius!

Geboren in Düsseldorf „am schönen, stolzen Rhein", aus katholischer, aber nicht begüterter Familie, am 27. September 1787 *), hatte der Knabe Cornelius schon frühe Gelegenheit, seine Liebe zur Kunst kennen zu lernen, denn sein Vater war Inspektor der Düsseldorfer Gallerie; aber Eigenthümlichkeit und Genie des künftigen Meisters hatten selbst mit dem Handwerke zu kämpfen, da er nach dem 1802 erfolgten Tode des Vaters schon mit zu dem Unterhalte der Familie beizutragen hatte. Dem begabten Jüngling behagte auch das Mechanische und Einseitige des Akademieunterrichtes wenig, und so begab er sich nach Frankfurt a/M., wo er seine später in Kupfer gestochenen und dem Dichter gewidmeten Zeichnungen aus „Faust" entwarf. Das eigentliche Leben ging Cornelius erst (1811) in Rom auf, wo er, unter gleichstrebigen Landsleuten und Genossen an der Wiederbelebung der altdeutschen Kunst arbeitend, bald das Haupt der jungen Schule wurde, nach Goethe's, des griechischer Schönheit Huldigenden, Ausdruck: „der Häuptling des neualterthümlichen Geschmacks". Uebrigens bewahrte sich Cornelius vor allen Genossen, den sog. „Nazarenern", die Selbständigkeit seines Wesens und Schaffens, wie wir ihn denn, neben in Gemeinschaft mit Overbeck, Schadow und Ph. Veit ausgeführten Bildern aus der biblischen Geschichte, noch in Rom Darstellungen aus dem Niebelungenliede, später in München mit seinen Schülern Stilke, Herrmann ꝛc. Säle der Glyptothek mit Fresken aus der Hesiodischen Teogonie und homerischen Göttern ausführen sehen. 1819 wurde er an die neuzubegründende Akademie in Düsseldorf als Direktor berufen, 1825 zum Direktor der Münchener Akademie ernannt und von dem kunstsinnigen König Ludwig in den Adelsstand erhoben. Ein mehrjähriger zweiter Aufenthalt in Rom war den Entwürfen für die neue Ludwigskirche in München gewidmet (deren kolorirte Skizze, wie die Federzeichnungen zum „Faust", befinden sich im Städel'schen Museum zu Frankfurt). Im Jahre 1841 wurde Cornelius von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen. Wir übergehen die reiche Zahl seiner daselbst zur Ausführung gekommenen Arbeiten, darunter das berühmteste seiner wenigen Oelbilder „Christus in der Vorhölle". Der Entwurf zu Fresken für den projektirten Campo santo, der königlichen Begräbnißstätte, an dem noch unvollendeten Dombau in Berlin führte ihn ein drittes Mal nach Rom, wo er die Vorarbeiten zu jenem noch nicht ausgeführten Werke vollendete.

Während eines spätern abermaligen Aufenthalts in Rom, wohin ihn vorzüglich die Freundschaft mit dem nur um zwei Jahre jüngeren Overbeck zog, hat sich Cornelius zum dritten Male verheirathet (1861), und zwar mit einer noch sehr jugendlichen, aus der Familie Michael Angelo's stammenden Italienerin. Auch dies mag ein Zeugniß für die Rüstigkeit des Nestors geben, von der wir uns selbst noch vor wenigen Jahren in München überzeugen konnten, wohin damals Cornelius mit seiner jungen Frau von Berlin, dem Aufenthaltsorte seiner letzten Jahre, gekommen war. Ein Sohn von ihm, Schüler von Liszt, hat die Oper „Der Barbier von Bagdad" komponirt.

Wie es Cornelius war, welcher in der deutschen Schule in Rom die Fresco-Malerei wieder hervorzog und in Aufschwung brachte, so sind in dieser auch seine großartigsten Werke ausgeführt.

Eine seltsame Fügung ließ ihn noch im hohen Alter eine körperliche Ehe mit einem Sprossen aus dem Geschlechte des großen Florentiners schließen; die geistige Ehe mit diesem letzteren selbst in dem vorwiegenden Charakter seiner Darstellung, seiner künstlerischen Auffassung überhaupt, haben Viele zu erkennen geglaubt. Wenn Cornelius' Gestalten hie und da noch in der Unfreiheit der Formen der altdeutschen Meister befangen und gefesselt erscheinen, in der Genialität und Großartigkeit der Idee, in der dramatischen Auffassung seiner Stoffe hat Cornelius unter den Kunstgenossen dieser Zeit keinen Gleichen, und wie bei jedem ächten Künstler, hat sich mit der Erhabenheit und Gewaltigkeit seiner großen Schöpfungen stets auch die Schönheit eingestellt und hinzugesellt. In der Geschichte der

*) Nach anderer Angabe 23. Septbr. 1783.

Kunst wird sein Name für alle Zeiten eine hervorragende Stelle einnehmen.

* * *

Vorstehender, der „Didaskalia“ entnommenen Skizze reihen wir noch Folgendes über das am 9. März Vormittags zu Berlin stattgehabte Begräbniß des großen Meisters (nach einem Berichte in der „Allg. Ztg.“) an:

„In dem Saale seiner schönen Wohnung am Königsplatz, in demselben Raume, wo der rüstige Greis die letzten Jahre hindurch gearbeitet hatte; war die Aufstellung des Sarges angeordnet. Das letzte, kurz vor seiner Erkrankung vollendete, Werk des großen Meisters, der Karton des „Pfingstbildes“, stand dem einfachen Sarge zu Häupten; rechts und links hiervon zogen sich reiche Gewächse, einen Halbkreis bildend, bis gegen die Wände des Zimmers. Zu Füßen des Sarges hatten die Orden des Verewigten ihre Stelle erhalten, und davor lagen kreuzweise zwei Palmen, die der Cultusminister v. Mühler, als Vertreter von König und Staat, gesandt hatte; ingleichen hatte er einen Lorbeerkranz dargebracht mit dem Spruche: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben &c.“ Dieser Kranz, ein Immortellenkranz vom Kronprinzen, und einige andere Kränze wurden auf den Sarg neben dem Crucifix niedergelegt. Zwölf große herrliche Palmen, die der geheime Commerzienrath Borsig auf den Wunsch einiger Künstler hergegeben, waren vor den Gewächsen rings aufgestellt, neben dem Sarge rechts und links brannten auf Candelabern große Wachskerzen, so daß das Ganze den Eindruck ernstester Würde und edelster Feierlichkeit machte. Es entsprach dem Geiste des großen Todten: einfach, gediegen und schön; und es war in seinem Sinne, daß alle hier das Gefühl weihevoller Freude empfanden.

Die trauernde Wittwe umgaben im engeren Kreise der Sohn des Verstorbenen, Hauptmann Cornelius aus Wetzlar, und dessen Töchterchen, der Professor Karl Cornelius aus München, die Wittwe und Tochter des verstorbenen Malers und Professors Lengerich, sowie einige andere Damen. Daran schlossen sich die nächsten Freunde des Hauses: Geheimerath Linhoff und Legationsrath v. Kehler, die beiden vom Heimgegangenen bestellten Vollstrecker seines Testaments, der älteste, in sechzigjähriger treuer Freundschaft zum Bruder gewordene Freund, der greise Professor Keller, der Fürst B. Radziwill, der Musikdirektor Commer und der Dr. Riegel. An der Spitze der übrigen Trauerversammlung stand der Minister v. Mühler!, der im besondern Auftrag des Königs der Wittwe einige ebenso ehrende wie rührende Worte sagte.

Die Stadt Düsseldorf, deren Kind und Ehrenbürger Cornelius war, hatte den Geheimerath Altgelt als Deputirten geschickt, ebenso die dortige Akademie die Professoren Andreas Achenbach und Wittich. Von Seiten des „Malkastens“ waren die Professoren Camphausen und Karl Hübner, sowie der Maler Bauer mit der Fahne der Düsseldorfer Künstlerschaft erschienen. Diese Fahne legten die Herren umflort zu den Füßen des Todten nieder. Die deutsche Kunstgenossenschaft, deren ständiger Ehrenpräsident Cornelius war, hatte ihren Vorstand, Bildhauer Konrad Knoll von München, abgeordnet, welchen der Maler v. Blomberg von hier begleitete.

Dem Leichenzuge, der sich die Linden- und Friedrichsstraße entlang vor das Oranienburger Thor nach der Liesenstraße bewegte, voraus schritt Konrad Knoll von München. Er trug auf sammetnem Kissen den Lorbeerkranz, den die deutsche Kunstgenossenschaft ihrem Meister weihte; Pfannschmidt, Hermann, Schubert und Teschner — vier Maler, die unter den hiesigen Künstlern Cornelius besonders verehrten — geleiteten, Siegespalmen tragend, jenen Kranz. Den nun folgenden Leichenwagen umgaben acht junge Künstler mit Palmen, die von Max Lohde, dem letzten Schüler unseres Meisters, geführt wurden; etwas mehr nach außen schritten königliche Diener. Dem Wagen unmittelbar reihten sich die Staatswagen des Königs, der Königin und des Kronprinzen an, dann folgten die Trauerkutschen und in endloser Reihe die übrigen Wagen. Wohl erst nach einer Stunde — denn der Weg ist sehr weit — langte der Zug auf dem katholischen Kirchhofe in der Liesenstraße an. Der Probst Karker vollzog das Ritual und weihte die Gruft. Der Sarg ward hineingesenkt und trauernd stand die schweigsame Versammlung um das offene Grab.

Da trat Konrad Knoll aus München an den Rand des Grabes und tief bewegt, aber mit fester starker Stimme, sprach er die schlichten, vom Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Worte: „Hochgeehrte Kunstgenossen! Tief bewegt stehen wir an dem Grabe des größten Meisters deutscher Kunst; wie Goethe in der Dichtung, wie Beethoven in der Tonkunst, so hat Peter Cornelius die deutsche Malerei zu neuen erhabeneren Bahnen geleitet, ja sie bis zu den Sternen geführt. Möge der gewaltige Geist seiner Werke befruchtend auf die deutsche Kunst der Zukunft wirken, zur Ehre und zum Ruhm unseres großen gemeinsamen Vaterlands! Beredteren Lippen aber muß ich es überlassen, die Bedeutung des großen Meisters eingehend zu würdigen. Mir bleibt nur noch neben der stummen, stillen, tiefen Trauer die schmerzlich schöne Pflicht, im Namen Münchens, im Namen der deutschen Kunstgenossenschaft unserem heimgegangenen Ehrenpräsidenten, dem großen, theuren, vielgeliebten Todten, den Ehrenkranz in trauernder Huldigung auf das geweihte Grab zu legen. Friede der Hülle des unsterblichen deutschen Meisters Peter v. Cornelius!“ Diese warm empfundenen einfachen Worte rührten alle Anwesenden herzlich, und nach dem Gefühl aller hätte so die erhebende Feier ihren schönsten Schluß gefunden. Doch trat nun noch, von seinem Gefühl überwältigt, der Prediger Frege aus Schöneberg bei Berlin, ein langjähriger Freund des Verewigten, auf, und sprach einige Sätze, die bei seiner schwächeren Stimme und dem entgegenstehenden Winde gar keinen Eindruck mehr hervorbringen konnten.

So ward, was an Cornelius sterblich war, in dieser stillen Gruft bestattet; seine irdische Hülle ruht neben der seiner Schwester Elisabeth Cornelius und ihres Gatten Theodor Brüggemann. Brüggemann, wirkl. Geh. Rath zu Berlin, war am Vormittag des 6. März 1866 gestorben, und am Vormittag des 6. März 1867 folgte ihm sein Schwager Cornelius. Es war der Aschermittwoch dieses Jahres und die Sterbestunde fiel in die Zeit, wo am Himmel die Sonnenfinsterniß statt hatte. Nicht um einen supranaturalistischen Zusammenhang aus diesen merkwürdigen Umständen herauszuklügeln, erwähnte ich derselben, sondern einfach als historischer Thatsachen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 24. Sonntag den 24. März 1867.

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.

II. Der Opernball und der blaue Domino.

(Fortsetzung.)

„Wem es vergönnt gewesen, von den Lippen einer Frau zu hören, was ich eben von Ihnen hörte, zu dem hat Gott gesprochen. Nicht leben, nicht sterben kann er allein. Sie haben mich Bruder, haben mich Kind genannt; ich werde leben und sterben, um diese Namen zu verdienen. Aber Wahrheit gegen Wahrheit — diese feierliche Stunde berechtigt mich dazu — lieben werde ich niemals, weil ich niemals Sie wiedersehen werde; denn Ihr Glück und Ihre Ehre sind mir so theuer, daß ich fühle, ich würde den entsetzlichen Muth haben, Sie — zu — fliehen. Sprechen Sie mir also nicht von der, die in Zukunft meine Gefährtin sein könnte in diesem Leben. Die Gefährtin ist gefunden — es ist die Erinnerung, die ich von hier mitnehme."

Und indem ich ihr unter der Maske meinen Finger auf die Lippen legte, sagte ich: „Antworten Sie mir nicht: wir müssen fort."

Ich klingelte nach dem Kellner, und in wenigen Minuten stand ich auf dem Boulevard, ein einsamer Pierrot, sah ihrem Wagen nach, vergoß heiße Thränen, aber war — zufrieden.

Und warum sollte ich nicht? Hatte ich doch das Herz voll bis zum Rande und auf lange Zeit!

Ich stände vielleicht noch da, auf dem Boulevard, hätte nicht der Kellner aus dem Maison-Dorée das mit Staunen gemischte Entzücken unterbrochen, in welches ich mich verloren hatte.

„Monsieur," redete er mich an, „Ihr Domino hat auf dem Tisch dies Flacon liegen lassen."

Ich dankte ihm mit meinem letzten Goldstück und machte mich auf den Heimweg, das kleine Andenken mit meinen Küssen bedeckend, und wie von Wolken getragen, schwebte ich den breiten Weg nach Haus.

Ich sagte euch, mein Stübchen sei trostlos gewesen. Gründlicher Irrthum! Zum Feenpalast war es verwandelt. Denn die Liebe, die wahre, die große Liebe, die nichts begehrt, die sich selber alles ist, die sich ganz hingibt, weil sie sich alles entzieht, die alles sagt, weil sie stumm ist — diese Liebe war jetzt in mit eingezogen.

Hier schwieg der Erzähler.

„Nun, Moritz, und weiter!" riefen die Gefährten.

III. Die weite, weite Welt.

1. Der Entschluß.

„Weiter, Moritz, weiter! Das ist doch nicht alles!"

„Nein. Aber ihr müßtet, wie ich, im tiefsten Herzensschrein Eure Jugend euch bewahrt haben, müßtet, wie ich, trotz der fünfzehn Jahre, die dazwischen liegen, in innerster Seele noch zwanzig Jahre alt sein, frisch wie damals, um das für möglich zu halten, was mir zu sagen übrig ist."

„Meine Herren," bemerkte Jemand aus der Gesellschaft, „als Kunstwerk ist die Geschichte des Grafen zu Ende. Kommt nicht ein Gewaltstreich des Schicksals dazwischen, so kann alles weitere sie nur verderben. Ich möchte wagen, unsern Freund zu bitten, daß er seine Erzählung nicht beende."

„Und ich," bemerkte ein Anderer, „möchte mich anheischig machen, sie statt seiner zu beenden. Nämlich so: der blaue Domino bewahrt die Erinnerung an Moritz eine Zeit lang, vielleicht einige Jahre, und dann findet er eines schönen Morgens, die Liebe sei doch kein Monolog; so wird aus dem vollen Strome bei seinem Lauf durch die Wüste allmälig ein Bächlein, von dem Bächlein verliert sich endlich der letzte Tropfen in den Sand, der blaue Domino fühlte sein Herz vertrocknet, und schließt mit dem Worte: „Graf Moritz hat mich nie geliebt."

Ein Sturm von Entrüstung erhob sich gegen den Sprecher und rasch vereinigte man sich, dem Vorsitzenden der Gesellschaft die Entscheidung zu übertragen, ob man den Grafen bitten solle, seine Erzählung zu beenden.

„Moritz," sagte darauf Raymond, „wir hier sind besser und naiver, als wir scheinen. Eine ernsthafte Beichte haben wir uns zum allgemeinen Besten gegenseitig versprochen. Wenn es Sie nicht schmerzt — fahren Sie fort, sagen Sie uns Alles; Sie sehen ja, daß wir aufmerksam zuhören. Die Blasirtheit steckt dem jetzigen Geschlechte nicht im Blut, liegt ihm nur auf der Haut. Das Schöne und Gute verachten wir nur wie der Fuchs die Trauben, und unsere Zeit ist besser, als sie selbst zugibt. Ihr größtes Unrecht besteht darin, daß sie mit ihren Lastern renommirt und ihrer Tugenden sich schämt. Ist es denn überhaupt möglich, daß der Mensch ganz schlecht sei? Das Blut in unsern Adern ist nicht so erstarrt, daß es nicht mit etwas Entschluß, und wäre er noch so bescheiden, sich erwärmen und beleben sollte. Nur ein Bischen auf's Feuer muß man's setzen, dann geht's. Was wir hier in diesem Nest an uns selbst erleben, das ist im Kleinen ein Abbild von dem, wie es in der ganzen Welt aussieht. Ein Gewitter hat uns durchgeweicht, wir sitzen hier

in dem lächerlichsten Aufzuge von der Welt, wir benutzen die Gelegenheit, uns was zu erzählen, bis wir wieder trocken sind, und da nun der Zufall will, daß wir keine schlechten Kerle sind, werden wir warm bei der Geschichte, nehmen sie ernst, und sind ganz zufrieden, daß wir sie ernst nehmen. Ich meine also, Sie sind uns den Schluß Ihrer Geschichte schuldig. Hat der Zufall Ihnen bös mitgespielt, desto schlimmer für den Zufall; weiter nichts. — Also lieber Moritz, Sie waren in Ihrem Dachstübchen, selig mit Ihrer Reliquie, und heute, fünfzehn Jahre nachher, hier auf der Bastei. . . ."

„Noch immer mit meiner Reliquie," sagte Moritz und zog ein kleines Flacon hervor, welches er um den Hals trug, „und noch immer mit meiner einzigen Liebe."

„Bei Gott!" rief Raymond, stand auf und entblößte das Haupt vor dem Grafen — „alle Achtung, Moritz! Ich wußte es ja, es gibt noch Diamanten im Innersten der Erde, es stecken noch Ritter der guten alten Zeit, wahre Helden der Liebe unter unsern abscheulichen Cylindern! Aber nun beschleicht mich Sorge nach der anderen Seite — wegen Ihrer Schönen. Haben Sie je erfahren, Moritz, ob sie Ihre wunderbare Treue auch verdient?"

„Ich brauchte es nicht erst zu erfahren," erwiderte Moritz, „und würde doch nicht daran zweifeln."

„Und glaubten Sie denn," fragte Raymond weiter, — „damals, als sie von Ihnen ging, glaubten Sie, daß sie Sie liebe?"

„Ich mochte es nicht einmal glauben," erwiderte Moritz.

„Bravo, bravo!" rief die Gesellschaft, förmlich elektrisirt; „wenn ein Gerechter genügt, die Welt zu erlösen, — der Gerechte ist gefunden."

Und nachdem wieder Ruhe geworden, fuhr Moritz fort: „Der goldene Faden, der einen kurzen Augenblick lang mein Leben an das meines blauen Domino's geknüpft hatte, war also zerrissen, gründlich zerrissen. Meinen Namen wußte sie, aber nicht meine Adresse, und hätte sie sie gewußt, ich hätte doch nichts gehofft, nichts erwartet, nichts gewollt. In das Leben einer anständigen Frau sich eindrängen, um sie zu verführen, das ist ein abscheuliches Verbrechen, welches viele unbesonnen genug sind, sich zu erlauben; für mich wäre ein solcher Leichtsinn schlimmer als ein Verbrechen, wäre eine Gemeinheit gewesen. Von jener Begegnung in der Maison-Dorée hatte ich einen unerschütterlichen Glauben — ja, ich wage zu sagen: eine unerschütterliche Tugend davongetragen. Mein Engel kam mir nie aus der Erinnerung. Und in der Liebe gibt es keine Entfernung, keine Abwesenheit, und wer nur eine Stunde vergessen kann, daß er liebt, der liebt überhaupt nicht. Das schöne Wort Plato's: „Wer eine schöne Seele liebt, der bleibt ihr treu für's Leben" — das wurde meines Lebens Licht. Ein Frieden kam über mich, eine Milde und Heiterkeit der Seele, die nichts zu stören vermochte.

„Ohne Geld, wie ich war, lebte ich den Rest des Monats von Liebe und Wasser, und lebte in Seligkeit. Mein Dachstübchen verließ ich kaum. Ich fürchtete ihr zu begegnen, der ich für immer Lebewohl gesagt hatte, und ehe ich ihr einen peinlichen Augenblick der Verlegenheit bereitet hätte, lieber schloß ich mich ein. Diese vier Wochen, so leer und doch so reich — nur ein großer Dichter und nur ein verliebter Dichter vermöchte sie zu schildern. Was Anachoreten und Heilige je an Freuden und Leiden gekannt, das häufte meine Liebe in meine kleine Zelle; was sie je erzählten von der Verzückung ihres Jammers und der Seligkeit ihrer Opfer, das wurde mir nun mit einem Male vertraut. Mein steter Gedanke war: was mußt du thun, damit die, welche du liebst, mit dir zufrieden ist, wenn sie dich sehen könnte?

„Am Ende des Monats war mein Entschluß gefaßt. Ich verzichtete auf meine Carrière als Advokat. Auf meinen Wunsch ließ mich der Großvater einer Expedition beigeben, welche eine Reise um die Welt machen sollte. Drei Jahre aus Frankreich — das war der Plan, und so wurde es auch. Während dieser drei Jahre, kreuzend von Pol zu Pol, blieb meine Liebe mir immer frisch und neu; sie war mein einziger Lehrmeister; ich sah nur, was sie mir zeigte. Die mannigfaltigen Naturbilder, die an meinem Auge vorüberzogen, Berge und Schluchten, Meere und Thautropfen, sie sprachen immer nur die Sprache der Liebe. — Die tiefen Wälder und die Grashalme, die Völker und die Menschen, das Gewirr des Lebens und die schweigenden Einöden — alles hatte nur ihre Stimme. Sie erweiterte das Universum und füllte es doch ganz. Mehr als einmal blickte ich dem Tode in's Angesicht, aber es machte mir keinen Eindruck; in mir lebte ein Leben ohne Ende. Entbehrungen und Gefahren, die Schrecken der Menschen und der Elemente, Hunger und Durst, Hitze und Kälte — alles ertrug ich, ohne an Klage nur zu denken. Mein Körper erstarkte in diesen mühelosen Kämpfen, mein Herz wurde sanfter und weicher; ich merkte nicht das eine noch das andere. Ja, allmächtig ist die Liebe, und wer von ihr sagt, sie könne Berge versetzen, der nennt nicht den hundertsten Theil der Wunder, die sie thun kann.

Endlich kehrte ich nach Paris zurück, weil man mich dorthin zurückbrachte. Aber in Wahrheit hatte ich es nie verlassen; mein Geist war immer dort gewesen. Wie ich während der drei Jahre Neues habe lernen können, drei, vier Sprachen z. B., ich kann's nicht sagen. Nur das weiß ich, daß ich meinem Programme treu zu sein suchte — „ein Mann zu sein in einem Alter, wo andere noch Knaben sind."

Bei meiner Rückkehr machte man von einigen Dingen, die ich gethan, viel Aufhebens; ich wurde dekorirt und auf das ausdrückliche Verlangen meines Chefs mit der selbstständigen Durchforschung einiger besonders wichtigen, auf unserer ersten Reise nur oberflächlich berührten Punkte beauftragt. Ich sah mich begünstigt, ich fühlte meine Segel schwellen, und die öffentliche Meinung hätte mich verdorben, wenn unter dem liebenden Auge meines Schutzgeistes ich hätte verdorben werden können. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß der Ruf meinen Namen zu ihr trüge und ihr ein Beweis sein werde, wie brav ich mich gehalten, d. h. wie treu ich ihr gewesen, und dieser Gedanke war mein einziges, mein schwerstes Vergehen. Sollte, was ich sage, nach Eigenlob aussehen, so täuscht der Ausdruck. Nur das Gefühl will ich loben und gelobt wissen, welches in mir lebt, nur für dies Gefühl spreche ich jetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte im Spiegel des Theaters.

„L'Histoire par le Théâtre", lautet ein in Paris erschienenes Buch von Theodor Muret, der die Mittheilungen, welche es enthält, selbst das „Feuilleton der Geschichte" nennt. Wir heben daraus nachfolgende Stellen hervor:

„Nach Beendigung des italienischen Feldzugs trat Ducis in nähere Beziehungen zum General Bonaparte, dessen Stern am politischen Himmel zu glänzen begann. Der Dichter be-

wunderte die großen Thaten des jugendlichen Feldherrn, war aber durchaus nicht einverstanden mit den Gewaltmaßregeln des künftigen Imperators. In den ersten Jahren des Konsulats war Bonaparte sehr eifrig bestrebt, die hervorragendsten Männer seiner Zeit aus allen Kreisen um sich zu versammeln; auch Ducis wurde öfter nach Malmaison (dem bekannten Landsitze des ersten Konsuls) zur Tafel gezogen; es herrschte damals in jenen Kreisen noch eine gewisse vertrauliche Einfachheit, von der sich der Dichter besonders angezogen fühlte.

Eines Tages nun setzte Bonaparte seinen Gästen mit vieler Beredtsamkeit alle die großen Pläne und Absichten auseinander, welche er in der nächsten Zukunft auszuführen gedenke; Ducis hörte das glänzende Programm gelassen an, und als der erste Konsul schwieg, sagte er mit seiner sanften Stimme: „Das ist Alles recht schön und gut, General! Aber wenn Sie das Alles ausgeführt haben werden, was dann?" „Dann, dann, Papa Ducis," entgegnete Bonaparte lächelnd, „dann, wenn das Volk mit mir zufrieden ist, werden sie mich vermuthlich in irgend einem abgelegenen Dorfe zum Friedensrichter ernennen!"

Ducis ließ sich aber durch diese naive Selbstverleugnung keineswegs fangen; als er einige Zeit nachher wieder nach Malmaison eingeladen war, machte der erste Konsul nach der Tafel mit ihm allein einen Spaziergang durch den Park und eröffnete ihm in sehr freundschaftlichen Ausdrücken, daß er für ihn sorgen und ihm eine reichliche Pension auswerfen werde, damit er sich mit all den Bequemlichkeiten umgeben könne, die sein hohes Alter wünschenswerth machte. In diesem Augenblicke zog zufällig ein Flug wilder Enten über den Häuptern der beiden Spaziergänger hinweg. „Sehen Sie dort jene Vögel, General?" sagte Ducis, „es ist auch nicht Einer unter ihnen, der nicht schon von weitem das Pulver und die Flinte des Jägers witterte. Nun denn! Ich bin gerade wie jene wilden Vögel!" Dieser barsche Ausfall unterbrach natürlich das Zwiegespräch.

Napoleon aber wurde dadurch keineswegs abgeschreckt. Er gab die Hoffnung nicht auf, daß es ihm nach und nach doch noch gelingen werde, den greisen Dichter, dessen wahrhaft republikanische Tugenden ihm imponirten, für sich zu gewinnen. Er ließ ihm die Senatorwürde antragen; Ducis war arm und alt, diese Stellung hätte ihm einen bedeutenden Jahresgehalt eingebracht, dennoch und trotz der dringendsten Vorstellungen seiner Freunde schlug er sie mit den stolzen Worten aus: „Ich will lieber Lumpen als Ketten tragen!" Auch das Kreuz der Ehrenlegion, das damals noch für eine ganz besonders hohe Auszeichnung galt, da dieser Orden erst ganz kürzlich gestiftet worden, wies er zurück. Er mied den ersten Konsul, schlug die wiederholten Einladungen, die er an ihn ergehen ließ, aus und lebte in unbedingtester Zurückgezogenheit, umgeben von seinen Lieblingsschriftstellern Homer, Shakspeare, Corneille. Er hatte Bonaparte durchschaut; die monarchischen Gelüste des großen Feldherrn waren dem alten Republikaner ein Gräuel.

Als nun wirklich das Kaiserreich proklamirt und die Republik untergegangen war, da brach dem alten Ducis das Herz, er wurde menschenscheu und ganz und gar Misanthrop; seinem heiligen Zorne aber machte er Luft durch ein fulminantes Gedicht, das er gegen den modernen Cäsar schleuderte. Dies Gedicht in vierhundert Alexandrinern enthält wahrhaft klassische Schönheiten und hat einen bedeutenden literarischen Werth; es ist eine Art poetischer Lava und erinnert in seiner Wildheit an die Ausdrucksweise der Hexen im „Macbeth". Glücklicherweise blieb diese gefährliche Philippika dem Kaiser verborgen, der sie, trotz seiner Vorliebe für Ducis, vermuthlich doch nicht ungestraft gelassen haben würde.

Es war aber nicht allein der Kaiser, es war namentlich auch der unersättliche Feldherr, der blutige Krieger Napoleon, welcher dem Dichter eine unüberwindliche Abneigung einflößte; Ducis in seiner reinen Menschenliebe verabscheute das Blutvergießen, Napoleon war für ihn der personificirte Krieg, folglich mußte er ihn hassen.

Die Masse der gegenwärtigen Generation weiß nun freilich nicht mehr viel von dem alten Ducis, desto verdienstlicher erscheint es, diesen edlen Charakter den Nachkommen einer größeren Zeit als Musterbild aufzustellen. Wenn man auch den Dichter Ducis vergessen konnte, so darf doch der seltene Mann, der seinen Grundsätzen und seinem Herzen so unerschütterlich treu zu bleiben wußte, nicht in Vergessenheit gerathen. Der nachstehende Brief mag den Schluß dieser flüchtig entworfenen Charakterskizze bilden. Da Ducis alle kaiserlichen Gnaden und Gunstbezeugungen so entschieden von sich wies, so hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei altersschwach und kindisch geworden. Darauf schrieb der alte Dichter an einen Freund:

„Sie haben sehr Recht, es ist mir vollkommen gleichgültig, daß die Männer des Tages mich für einen alten Schwachkopf gelten lassen wollen. Meine Rolle würde mir dadurch nur umso leichter, wenn ich überhaupt der Mann wäre, irgend eine Rolle spielen zu wollen. Ich werde also nichts thun, um das umlaufende Gerücht zu bestätigen oder zu vernichten. Ich finde die Sache zu bequem, als daß ich irgend etwas daran ändern möchte. Was wollen Sie, mein Freund? es gibt nun einmal keine Frucht ohne Wurm, keine Blume ohne Raupe, keine Freude ohne Schmerz; unser ganzes Glück ist überhaupt nur ein Unglück, über das wir uns mehr oder minder gut zu trösten wissen. Ich höre, daß man mich anklagt und sich über mich beschwert; man möchte mich anders als ich bin; dabei kann ich nichts thun, man möge sich an den Töpfer wenden, der mich aus diesem Thon gebildet hat. Im Uebrigen bin ich ohne Sorgen für die Zukunft. Ich bin Niemandem etwas schuldig, habe Holz für den halben Winter, ein Viertel Wein in meinem Keller und Geld genug im Tischkasten, um wenigstens zwei Monate damit leben zu können. Mein bescheidenes Einkommen genügt also für die Ausgaben eines Mannes, der keine Bedürfnisse hat. Aengstigen Sie sich meinetwegen ja nicht und bedenken Sie, daß ich sehr wenig, und dieses Wenige gewiß nur noch für ganz kurze Zeit brauche. Sie werden mir freilich das Capitel der unvorhergesehenen Fälle, möglicher Krankheiten ꝛc. entgegenhalten; darauf antworte ich Ihnen: Der, welcher die kleinen Vögel ernährt, wird, wenn es noth thut, gewiß auch mir zu Hilfe kommen!"

Eine Opernvorstellung während des Aufenthalts der Alliirten in Paris wird in nachstehender Weise geschildert:

„Ganz Paris wußte, daß der Kaiser von Rußland und der König von Preußen in der Oper erscheinen würden. Sonderbarerweise hatte man zu dieser Vorstellung den „Triumph des Trajan" gewählt, eine Oper, die ganz kürzlich erst mit allem erdenklichen theatralischen Pomp ausgestattet worden war, um die Siege Napoleons zu verherrlichen. Alle dem Letzteren geltenden schmeichelhaften Anspielungen, welche das Werk enthielt, waren nun in aller Eile zu Gunsten der kürzlich eingezogenen Sieger abgeändert worden. Alexander und Friedrich Wilhelm traten zusammen in ihre Loge und wurden von dem zahlreich versammelten glänzenden Publikum mit lautem Jubel

begrüßt, das Orchester mußte das den Franzosen so theure Lied: „Vive Henri IV.“ aufspielen, und die begeisterten Rufe: „Es lebe Alexander! Es lebe Friedrich Wilhelm! Es leben die Bourbons!“ wollten gar kein Ende nehmen.

In allen Zwischenakten erneuerten sich die gleichen enthusiastischen Scenen; mit lautem, stürmischem Rufen verlangte das Publikum sogar, daß der Adler, der noch über der kaiserlichen Loge prangte, entfernt werde. Da diese Operation aber zu viel Zeit in Anspruch genommen haben würde, so begnügte man sich, den imperialistischen Vogel, dessen Blitze nun nicht mehr zu fürchten waren, mit einem weißen Schleier zu verhängen. Das Fest endete, wie es begonnen, unter der höchsten Begeisterung; in den Foyers und auf den Treppen umarmten sich die Menschen. Also Napoleon war kaum fort und schon jubelte dasselbe Publikum, das den großen Imperator mit beinahe abgöttischen Zeichen der Verehrung förmlich übersättigt hatte, den neuen Herrschern zu. Dies Bild, das eine niedrige Seite des wetterwendischen französischen Charakters zeigt, ist wenig erfreulich. Indessen gab es auch Ausnahmen, die eine rühmliche Erwähnung verdienen.

Unter diesen Ausnahmen stand obenan Fräulein Mars, die große und berühmte Schauspielerin. Diese gefeierte Künstlerin blieb ihren imperialistischen Gesinnungen, ihrem Cultus für den großen Kaiser treu und trug ihn offen zur Schau; ihre Gesinnungen, die allgemein bekannt waren, zogen ihr eines Abends, wo sie die Elmire im „Tartüffe“ spielte, eine feindliche Aeußerung des Publikums zu. Die unmittelbare Veranlassung zu diesem Ausbruche des Volksunwillens war nichts anderes als ein unschuldiges Veilchensträußchen, mit welchem sich die Künstlerin geschmückt hatte.

Das Veilchen, diese anspruchslose und bescheidene Blume, spielte bekanntlich zu jener Zeit eine bedeutende politische Rolle. Während des Winters von 1814 zu 1815, als zwischen Paris und der Insel Elba eine geheimnißvolle Correspondenz gewechselt und die bevorstehende Rückkunft Napoleon's erhofft wurde, verbreiteten die Imperialisten die Nachricht, der Kaiser werde mit den Veilchen, das heißt mit dem Frühlinge, zurückkehren, und die alten Soldaten gaben ihrem sehnsuchtsvoll erwarteten Feldherrn den symbolischen Beinamen: père La Violette. Als ihre Voraussicht sich nun erfüllt hatte, und ihr Kaiser ihnen zurückgegeben war, ernannten sie das Veilchen, die Gegnerin der Lilie, zur imperialistischen Blume; die kaiserlich gesinnten Damen schmückten sich damit, während die Royalistinnen einen großen Haß auf das Veilchen warfen.

Nach dem zweiten Sturze Napoleons nun, als die Bourbons wieder am Ruder waren, mußte das arme Veilchen das Schicksal der dreifarbigen Fahne theilen, es wurde verbannt und verhöhnt. Der Veilchenstrauß also, den Fräulein Mars auf offener Scene zu tragen wagte, fuhr dem Publicum gewaltig in die Nase, man wollte den Anblick der kaiserlichen Blume nicht dulden und schrie der Künstlerin zu, sie solle den Strauß wegwerfen und vive le Roi! rufen. Da nun Fräulein Mars diesem Ansinnen nicht nachgab, wuchs der Zorn des Publikums immer mehr und man verlangte immer dringender den genannten Ruf. „Ich habe es gerufen!“ sagte endlich die Künstlerin, um sich aus dieser peinlichen Lage zu retten. „Man hat es nicht gehört!“ entgegneten die zürnenden Stimmen im Parterre. „Um so schlimmer“, erwiderte Fräulein Mars, „im übrigen aber versteht es sich doch von selbst, daß Mars nichts gemein hat mit den Gardes-du-Corps!“ Die Gardes-du-Corps waren bekanntlich die bevorzugtesten Haustruppen der ehemaligen französischen Könige. Das Publicum lachte und die Vorstellung nahm ihren Fortgang.“

Den Schluß dieser Auszüge mag eine Mittheilung aus einer früheren Zeit, ein pikanter und historisch interessanter Brief des berühmten Dichters Beaumarchais bilden. Sein historisch gewordenes Stück: „Die Hochzeit des Figaro“, machte schon bei seinem Erscheinen in der damaligen großen Welt bedeutendes Aufsehen; man erschrak vor dem gefährlichen Neuerer, und fand seine Tendenzen höchst unmoralisch. Nichtsdestoweniger aber wünschte doch alle Welt das Stück zu sehen. Einige sehr vornehme Damen des Faubourg Saint-Germain, die sich zu compromittiren fürchteten, wenn sie der Vorstellung offen beigewohnt hätten, wendeten sich an den Herzog von Villequier mit der Bitte, er möge in ihrem Namen Herrn v. Beaumarchais ersuchen, ihnen die kleine vergitterte Loge abzutreten, die er im Théâtre Français zu seiner Verfügung hatte, und in welcher man dem Schauspiele incognito beiwohnen konnte. Der Herzog entledigte sich dieses Auftrages und erhielt folgende Antwort des Dichters:

„Herr Herzog! Ich empfinde durchaus keine Achtung für Damen, die ein Stück, das ihnen unanständig erscheint, dennoch zu sehen wünschen, unter der Bedingung, daß sie es heimlich sehen können. Ich mag zu einer solchen Caprice nicht die Hand bieten. Ich habe mein Stück geschrieben, um das Publikum zu unterhalten, nicht um es zu belehren, noch weniger aber, um einigen spröde thuenden Zierpuppen das Vergnügen zu bereiten, heimlich in einer kleinen Gitterloge über ein Werk zu lachen, das sie dann in ihren Gesellschaftskreisen nach Herzenslust verlästern. Die geheimen Freuden des Lasters mit allen äußeren Ehren der Tugend zu vereinigen — das ist die verwerfliche Tendenz unserer Zeit! Mein Stück aber ist kein zweideutiges Werk; man muß den Muth haben, es offen anzuerkennen, oder man muß es gänzlich meiden. Ich grüße Sie, Herr Herzog, und behalte meine Loge. Beaumarchais.“

Gasele.

(1866.)

Es kommt im Sturme gezogen die Zeit,
Und bald ist vorübergeflogen die Zeit.
Denn wer sie nicht eilig zu nützen versteht,
Den verschlingt in brausende Wogen die Zeit.
D'rum trink, wenn die Liebe den Nektarpokal
Dir beut, sonst hat Dir gelogen die Zeit;
Und Du lebst nur umsonst den Lebenstraum,
Und es ist Dir vergeblich gewogen die Zeit:
D'rum denke noch meiner, wenn alles vergeht,
Wenn längst Dir mein Wesen entzogen die Zeit.

Carl Wild.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 25. Mittwoch den 27. März. 1867.

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.

III. Die weite, weite Welt.

(Fortsetzung.)

2. Geistergruß an geweihter Stätte.

Zur Vorbereitung für meine neue Reise hatte ich einen Monat Zeit. Zweimal in diesem Monat beging ich eine Schwachheit, die ich gestehen muß. Zweimal schloß ich mich auf Stunden in dem kleinen Zimmer des Maison Dorée ein, wo der Pierrot Mann geworden war. Zu meiner Freude fand ich es unverändert. Was auch inzwischen darin vorgegangen sein mochte, für mich war es ein unbeflecktes Heiligthum. Ihr rathet wohl, was ich dort that. Immer wieder durchlebte ich bis in's Kleinste jene Stunde vergangenen Glücks, die mir unaufhörlich gegenwärtig war. Nur in Erinnerungen zehrte ich und da das eine sehr kleine Rechnung gab, entschädigte ich den Kellner jedesmal mit einem Goldstück, gerade wie an jenem großen Tage meines ersten Besuches. Der Kellner wollte sich dankbar beweisen und sagte:

„Dieses Zimmer bringt mir Glück. Grade so reich wie der Herr, hat mich vor ein paar Wochen eine Dame beschenkt, welche tief verschleiert herkam und eben so wenig verzehrte wie Sie. Ich möchte wohl alle Tage ein halb Dutzend solcher Kunden. . . .“

Bei diesen Worten muß ich die Farbe gewechselt haben, denn der Kellner unterbrach sich: „Aber was ist Ihnen mein Herr? Sie sind doch nicht unwohl?“

„Ein Glas Wasser,“ bat ich. All mein Blut hatte sich zum Herzen gezogen. Als der Kellner mit dem Wasser kam, fand er mich am offenen Fenster; ich bedurfte der frischen Luft.

„Das Fenster hat eine recht hübsche Aussicht, nicht wahr?“ bemerkte er; „man sieht da das ganze Getreibe auf dem Boulevard.“

Stillschweigend acceptirte ich diese Auslegung, die er meinen — vielleicht unseren — Besuchen gab, und da ich nicht wollte, daß er seinerseits auf diese Ideenverbindung käme, so versagte ich mir das Glück, wieder hinzugehen, und der ganze Gewinn, den ich von diesem Erlebniß hatte, war eine beschleunigte Abreise. Statt wie ich gekonnt hätte, erst in einer Woche, verließ ich Paris am nächsten Tage.

3. Immer zu, immer zu, ohne Rast und Ruh.

Auf den weiten Wanderungen, die ich nun antrat, braucht Ihr mir nicht zu folgen. Bei meiner Abreise war ich der alte, nur von neuer Gluth beseelt. Sieben lange Jahre — mir waren sie nicht lang, denn die Liebe verkürzt und belebt selbst die Wüste — sieben Jahre war und blieb ich für mich selbst, was ich auf meiner ersten Reise gewesen. Für die Welt wurde ich allmälig das, was man in Frankreich leichter wird als anderswo, weil Frankreich das Land der Welt ist, wo die Leute am wenigsten auf Reisen gehen: ich wurde ein berühmter Reisender. Wenn die Zeitungen von mir sprachen, sagten sie: „Der junge und gelehrte Forscher“ oder auch „der unerschrockene Reisende“. Für einen Pariser ist jeder unerschrocken, der freiwillig auf den Anblick der Boulevards verzichtet, und gelehrt jeder, der weit herkommt. Ich habe wohl Engländer getroffen, die viel mehr jene Titel verdient hätten als ich, wenn sie nicht mit noch mehr Entsagung gereist wären, nämlich nur um sich zu langweilen. Aber ich schickte Thiere an den zoologischen Garten in Paris, merkwürdige Sachen an die Museen, Berichte an die Akademie, Artikel an Zeitschriften, und all das machte einiges Aufsehen, namentlich die Thiere. Mein Großvater starb in der Zeit, ohne daß ich ihm die Augen zudrücken konnte, und mit ihm seine Pension. Ich hatte also doppelt gut gethan, mir so allmälig eine Stellung zu machen.

Und die Heimath? Oft genug, ich gestehe es, wandten sich Blick und Gedanken zu ihr hin, zumal als ich diese Trauerkunde erhielt. Die Sehnsucht nach den Klängen der Heimath wird man nirgends und niemals los. Wenn mich nach langen Wanderungen unter wilden oder rohen Stämmen, die oft von Frankreich nicht einmal den Namen wußten, ein Widerhall von dort her traf, dann lief mir das Blut rascher in den Adern. Stieß ich auf einen Landsmann, mochte es wer immer sein, er war mir wie ein Bruder. Ja, selbst die Stimmen der Thiere waren mir Heimathsklänge; sangen, brüllten, bellten sie doch wie in Frankreich! Diese bekannten Töne waren für mich Französisch. Es gab Augenblicke, wo mir diese Einheit der Thiersprache ein Vorzug schien über uns Menschen, deren Sprachverschiedenheit nur ein Beweis ist für den verderblichen Drang, sich in Nationen zu scheiden und einander nicht zu verstehen.

Wer reist, lernt alle Handwerke, die gelehrten wie die ungelehrten. Ich lernte selbst das Soldatenhandwerk und ich darf sogar sagen: vor Allem das Soldatenhandwerk. Denn wie alle einsamen Reisenden, fand ich so zu sagen Geschmack am Tode. Für das Vaterland zu sterben, für sie zu sterben, weit, weit hinweg, unbelohnt — das schien mir ein schöner Tod.

4. Der Admiral.

Indem ich so, aus reiner Liebhaberei, zu Ehren unserer Fahne Krieg führte, trat ich eines Tages mit einem unserer berühmtesten Seeleute in Verbindung, dem Admiral B., von dem ich nothgedrungen mit einiger Ausführlichkeit sprechen muß, da diese Verbindung mit ihm, nächst der Begegnung mit dem blauen Domino, den bedeutendsten Einfluß auf mein Leben gewann. Auch abgesehen von all seinen Verdiensten als Seemann und Gelehrter war der Admiral eine der edelsten und zugleich eigenthümlichsten Persönlichkeiten, die mir je vorgekommen sind.

Hart und gutherzig, hochmüthig und leutselig, wurde er von seinen Leuten zugleich gefürchtet und verehrt. Bei einer Kreuzfahrt von wenigen Monaten, auf der ich seiner kleinen Escadre, die sich in den unbekannten, schlecht untersuchten Gewässern fast verirrt hätte, so glücklich war, mich nützlich zu machen, fand er an mir Gefallen und ich an ihm; er setzte es daher bei der Regierung durch, daß ich ihm auf einer Expedition beigegeben wurde, deren Hauptziel die Felsengebirge waren und die auf der Rückfahrt eine Reihe Untersuchungen an der afrikanischen Küste machen sollte.

Der unbeugsame Charakter des Admirals hatte seinem Avancement geschadet. Für ihn war das die geringste Sorge. Ganz der Wissenschaft ergeben, fand sein begabter Geist überall Nahrung.

„Die Vergnügungsreisen kann ich nicht leiden", pflegte er zu sagen; „nur Hansnarren sehen in der Welt ein großes Bois de Boulogne. Welche Seite des Universums die Winde uns auch aufschlagen, jede liest sich mit Nutzen, und mehr als einmal mit Nutzen, nur daß man sich die Mühe gebe, zu lesen."

Zwei Dinge auf der Welt waren ihm ein Greuel — Unwissenheit und Ruhe. Seine Untergebenen, wir spürten's, das weiß der Himmel! Keine Unternehmung, noch so anstrengend, galt ihm zu schwer, aber auch keine war so trostlos, die er nicht fruchtbar machte. Für mich war seine Gemeinschaft ein wahrer Segen. Drei Viertel von dem, was ich weiß und was ich bin, verdanke ich ihm. Sich konnte er vergessen, uns andere nie. Einem Minister, der in dieser Beziehung nicht ganz seiner Meinung war, schrieb er: „Wir Alten haben die Pflicht, uns nach Ersatz umzusehen und junge Leute heranzubilden, die uns sobald wie möglich übertreffen."

In weniger als Jahresfrist ließ er auf mich Titel, Würden und Auszeichnungen regnen. „Sie machen sich nichts daraus", sagte er mir eines Tages, als ich seinen freundlichen Eifer mäßigen wollte, „aber Sie haben Unrecht. Heutzutage gilt nur, wer sich geltend zu machen weiß. Unser Frankreich sieht nicht in die Ferne; es hat genug zu thun, die Leute zufriedenzustellen, die bei der Hand sind, und kann sich nicht auf die einlassen, die gutmüthig genug sind, sich in der Fremde für das Gemeinwohl zu opfern. Ein Tag wird kommen, wo es Ihnen gar nicht leid thut, die Taschen voll Orden zu haben und allen gelehrten Gesellschaften Europa's anzugehören. Haben Sie erst mal einen größeren Erfolg gehabt, dann werden Sie schon gern wieder in den Stall gehen. Sie sind dann noch jung, eine gute Partie, und die Weiber sehen gar zu gern so Zeugs am Halse des Mannes, dessen Namen sie tragen. Das stimme zu ihrer Toilette, finden sie. Ich sehe schon so ein Dutzend kleiner Pariserinnen, die für Sie . . ."

Ich unterbrach ihn: „Mein lieber Admiral, geben Sie sich keine Mühe. Mein Entschluß ist gefaßt, alles Ernstes gefaßt: ich heirathe nicht."

„Ei, der tausend!" rief er und sah mir scharf in's Auge, „Sie sind also der vollständige Reisende?! Also ein förmlicher Beruf?!"

„Ich fürchte," erwiderte ich lachend.

Nachdenklich schwieg er einige Minuten.

„Nun dann," fing er mit einer gewissen Bitterkeit wieder an, „dann heirathen Sie nicht; Leute wie Sie und ich, die wir die ganze Welt durchwandern und sie schließlich beinahe zu klein finden, wir geben nur klägliche Ehemänner ab."

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 24. März. Sie machen mir Vorwürfe, daß ich seit so langer Zeit meine Referate unterbrochen und im behaglichen dolce far niente nicht einmal von den neuen unserem heimischen Boden entsprossenen Erzeugnissen Notiz zu nehmen mir die Mühe gegeben habe. Eh bien, ich will mich bessern und mich in den letzten Wochen unserer Theatersaison zu regelmäßigen kritischen Stoßseufzern emporrappeln. Gestatten Sie mir vorerst aber, selbst auf die Gefahr hin, durch höchst verspätetes Nachhinken langweiliger als je zu werden, aus meinem Gedächtniß noch etliche Notizen über die letztverflossenen Wochen zusammenzuscharren, und bei der Gelegenheit auch unserer schon längst ad acta gelegten „einheimischen Erzeugnisse" flüchtig Erwähnung zu thun. Wenn ich nicht irre, fallen meine letzten Mittheilungen noch ins Interregnum der Zwerge und ich kann also getrost nach deren Abgange beginnen.

Die auf eine derartige Repertoirestörung zu erwartende Reaktion blieb auch richtig nicht allzulange aus und alsobald schwammen wir flott im Fahrwasser des ernsten Schauspiels. Eine der erwähnten Novitäten, „Katharina II." von Raimond, „übersetzt und frei bearbeitet von H. v. Scharff-Scharffenstein", eröffnete den Reigen. Uebersetzt und frei bearbeitet? Ich kann aufrichtig gestanden diesen Widerspruch nicht recht fassen, vielleicht daß ein Theil des Drama's dem einen, ein anderer dem andern Schicksal in die Hände gefallen ist; oder wie? — Da mir zugleich das Original des Hrn. Hippolyte Raimond nicht geläufig, so bin ich auch nicht im Stande, die Uebertragung des Hrn. v. Scharffenstein genügend zu beleuchten; sie zeigt übrigens von dem anerkennenswerthen Bestreben, sich einer gewählten Sprache zu befleißigen; ob die mir dabei aufgestoßenen vielfachen Härten dem Uebersetzer oder dem recitirenden Schauspieler zur Last zu legen waren, kann ich freilich nicht beurtheilen. Ob das Stück überhaupt einer sorgfältigen Bearbeitung werth war, muß ich natürlich gleichfalls dahingestellt sein lassen. Hiesige Blätter haben, jedenfalls von inspirirter Seite, behauptet, eine Zusammenziehung in 4 Akte habe dem Stück geschadet; ich hätte auch an dreien genug gehabt. —

Die folgende Woche brachte uns Shakespeare zweimal. Erstens eine Wiederholung des seiner Zeit schon besprochenen „Othello", die sich von der ersten Aufführung nur durch ein verliederlichtes Ensemble unterschied und zweitens den (bei seiner vorgestrigen Wiederholung gleichfalls verliederlichten) „Sommernachtstraum." Da derselbe in unserem Gedächtniß also aufgefrischt ist, will ich ein paar Augenblicke bei ihm verweilen. Der „Sommernachtstraum" bietet für unsere jetzigen Bühnenverhältnisse eine Reihe bedeutender Schwierigkeiten, deren Beseitigung überhaupt nur theilweise möglich, theilweise aber ge-

radezu unausführbar ist. In einer Zeit, wo das Publikum mehr denn je durch die Vervollkommnung von Scenerie und Dekoration dazu veranlaßt wird, seine Phantasie nicht übermäßig anzustrengen und sich eben alles so vormachen zu lassen, wie es gerade geht, ohne seinerseits der Idee nach etwas dazu beizutragen, wird die duftige, aller handgreiflichen Motive bare, Handlung der leicht dahin flatternden Märchencomödie ein bei weitem geringeres Verständniß finden, als früher und muß daher mindestens mit doppeltem Fleiß und größter Sorgfalt in Scene gesetzt werden. Daß bei einer Provinzialbühne die Ausstattung des Massenauftritt's, wie z. B. beim Elfenreigen oder beim Jagdgefolge nur eine approximative sein kann, liegt in der Natur der Sache. Dagegen läßt sich sehr darauf achten, daß die schon vom Dichter einander schneidend scharf gegenüber gestellten Gegensätze nicht durch Uebertreibungen seitens der Spielenden auseinander gerissen oder durch kleine Nachläßigkeiten verzerrt werden. Wenn z. B. Titania bei den Liebkosungen Zettel-Langohrs nur einen Augenblick den Mund verzieht, so ist der Zauber der Illusion hin. Bei weitem am größten aber lastet die Versuchung auf den Rüpeln, über die Schnur zu hauen, und es war aller Anerkennung werth, daß dieses bei der ersten Vorstellung mit einem gewissen Maß geschah, aber auch nur bei der ersten. Bei der vorgestrigen Wiederholung hielt sich in der spaßhaften Tragödie vom Pyramus und der Thisbe jeder so sehr veranlaßt, seinen eigenen Senf hinzuzuthun, daß sogar der vierfüßige Begleiter des Mondes, davon angesteckt, sich zu lebhaften Extempore's veranlaßt sah. Gerade bei diesem Zwischenspiel ist die Grenze des Erlaubten und Nichterlaubten sehr leicht zu unterscheiden; wenn Zettel-Pyramus der Säbel zwischen die Beine kommt, so ist das äußerst menschlich, wenn ihm aber Thisbe zu sehr ins Ohr schreit, wird er vor den hohen Herrschaften gewiß nicht so frei sein, sich dasselbe gleich auszuschütteln ꝛc.

Da wir gerade beim Shakespeare sind, will ich auch gleich der „bezähmten Widerspenstigen“ Erwähnung thun. Es ist entschieden verfehlt, in derselben Saison dieses Stück nach „Viel Lärm um Nichts“ zur Aufführung zu bringen. Die Charaktere der Katharina und des Petruccio finden in „Viel Lärm um Nichts“ als Beatrix und Benedict eine so viel liebenswürdigere, feinere und unserem Geschmacke sympathischere Ausführung, als daß wir noch nachträglich an diesen holzapfelharten Figuren besonderen Geschmack finden könnten, wenn auch die Klippe des Brutalen, an der manche Darsteller dieser Rolle zu scheitern pflegen, für das Ehepaar Hahn durchaus nicht vorhanden ist.

Doch — ein ander Bild! Mit den vorschriftsmäßigen Faschingstagen hatte sich auch Gott Momus unserer Bühne bemächtigt und das Repertoir mit einer Reihe von Stücken komischer Gattung, oder richtiger gesagt Sorte, bereichert. Lustspiele und Possen älterer und neuerer Zeit, klein und groß, wie's der Hirt zum Thore hinaustreibt. Sie zeugten sämmtlich von einer laxen Inscenirung und oberflächlichem Rollenstudium, welch letztere löbliche Angewohnheit allmälig epidemisch geworden zu sein scheint. Eine Ausnahme machten vielleicht „Unruhige Zeiten“ und „Der Bräutigam aus Mexiko“, indem diese durch viel strammeres Zusammengehen sich vortheilhaft hervorhoben. In letzterem Stücke, wo, nebenbei gesagt, eine flache Moral dem Zuschauer immerfort in unerträglicher Weise um die Ohren geschlagen wird, hatte das naturwüchsige Talent des Fräulein Krey wieder einmal Gelegenheit, sich recht glücklich zu geben, im ersteren gestaltete Herr Feuchter die Rolle des Lietze besonders gut; ich erwähne dieß deßwegen, weil es Hrn. Feuchter in den meisten übrigen Possen, wie z. B. in „Einer von unsre Leut“ als Isak Stern, in „Einen Jux will er sich machen“ als Melchior und im „Jongleur“ als Schneider nicht gelang, den richtigen Ton zu treffen und eine allseitig befriedigende vis comica zu entfalten. Besser ging es im „Winkelschreiber“, der, vom befriedigenden Zusammenspiel der Hrn. Feuchter und Ewald getragen, auch diesmal seine alte Anziehungskraft aufs Publikum auszuüben nicht verfehlte. Herr Ewald hat überhaupt auf dem Gebiete der Oper und des Schauspiels, des Vaudevilles und der Posse überall eine gleich große Thätigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit entfaltet, die ihn zum gern gesehenen und brauchbarsten Mitgliede dieser Saison gemacht haben und es ist nur zu bedauern, daß die Direktion ihn nicht auch für's nächste Jahr an unsere Bühne gefesselt hat. — Ich habe eben „Einen Jux will er sich machen“ erwähnt; da ich nicht genau weiß, ob Sie den Hrn. Evenbach auch zu den „einheimischen Erzeugnissen“ rechnen, will ich doch seiner in Kurzem erwähnen. Mit einer ansprechenden Tenorstimme ausgestattet, versteht es Herr Evenbach, Couplets recht nett vorzutragen und weiß sich im Ganzen ungezwungen auf der Bühne zu benehmen, selbst wenn seine Witze, wie neulich in der „verfolgten Unschuld“, so ziemlich an die aschgraue Unmöglichkeit grenzen. Vom Individualisiren der Rollen scheint er übrigens enorm wenig zu halten.

Mit dem „Bräutigam aus Mexiko“ zusammen kam endlich das dritte und letzte „einheimische Produkt“, „Flotte Bursche vor 90 Jahren“ von Bach betitelt, zur Aufführung. Das Ding (näher kann ich es nicht bezeichnen) spielt in 2 Aufzügen, und gibt sich von der Ferne das Ansehen, als ob es auf anecdotischer Grundlage beruhe. Vielleicht ließe sich aus dem Stoffe ein Stück machen, so ist aber nichts motivirt, nichts aus- und nichts durchgeführt; eine Intrigue in's Blaue hinein, eine unmotivirte Zauberei als Wendepunkt und ein deus ex machina zum Schlusse, können freilich nicht einmal einen dramatischen Scherz zusammenbringen.

Zum Schluß lassen Sie mich ganz speziell klassischen Boden betreten. Wenn „Cabale und Liebe“ auch zu den Erstlingswerken Schiller's gehört, so kann man doch schon ex ungue leonem erkennen. Trotz der überschwenglichen Sprache und der für uns wegfallenden tendenziösen Zeitschilderung vermag sich das Drama immer noch mit allgemeinem Interesse auf den Brettern zu halten. Was die Aufführung anbetrifft, so verdient nächst der Frau Hahn (Lady Milford) der Präsident des Herrn Fellenberg und der alte Miller (Herr Feuchter) alles Lob, wenn Letzterer auch sich manches böse Versprechen zu Schulden kommen ließ. Der Sekretär Wurm wurde von Hrn. Heinemann etwas schablonenmäßig, aber sonst recht charakteristisch gespielt; Ferdinand (Hr. Bethge) und Louise (Frln. Steinburg) ließen es am nothwendigen Feuer, an aller Energie sehr fehlen und Hr. Baatz arbeitete als Kalb entschieden nach einem schlechten Muster. Dennoch war der Eindruck im Ganzen ein befriedigender.

Dasselbe kann ich auch im Allgemeinen von der heutigen Vorstellung des „Egmont“, mit welcher Goethe noch in der zwölften Stunde in unser Repertoir expedirt wurde, sagen. „Egmont“ ist das bühnenwirksamste Drama Goethe's, dem der Dichter trotz allem Mangel an historischer Gestaltungsgabe durch die Veranschaulichung des rein Menschlichen dennoch ein lebhaftes Interesse einzuflößen vermochte. Die im Ganzen herzlich versentimentalisirte Gestalt des Egmont bot Hrn. Hahn Schwierigkeiten, die derselbe nicht ganz zu beseitigen vermochte; bei Tändeln stand ihm der Volksheld, beim Volkshelden der tändelnde Lieutenant im Wege; vielleicht hätte etwas mehr

Feuer im Ganzen diese Widersprüche ausgleichen helfen. Recht glücklich traf Hr. Fellenberg als Oranien den Ton des warnenden Freundes, recht unglücklich Hr. Heinemann den des intriguirenden Alba — sein Vertrauter Silva (Hr. Broda) versuchte sich sogar hin und wieder im Methodistenstyl — und sein Sohn Ferdinand (Hr. Baatz) wurde vor lauter Rührung im 5. Akte heiser. Was die Volksscenen anbetrifft, so waren sie nach Verhältniß. Recht charakteristisch zeichnete Hr. Ewald den Schneider Jetter, wenn er auch mitunter des Guten etwas zu viel that. Hr. Feuchter konnte es als Vansen nicht so gut werden, seine Charakterisirung der Rolle schwamm sehr oben. Aber wo bleibt Klärchen? Wenn Frln Steinburg als liebende Näherin schon nicht recht warm werden konnte, kann man es ihr nicht verdenken, wenn sie als schwärmende Heldin eine recht kraft- und saftlose Brühe zusammenbraute. In einem Berliner Mädchenpensionat wurde einmal als Aufsatzthema aufgestellt: „Hätte Egmont, wenn er am Leben geblieben wäre, Clärchen geheirathet?“ Ich bin fest überzeugt, hätten die jungen Damen die heutige Vorstellung besucht, die Antwort würde gelautet haben: „Nein!“

Miscellen.

Die italienischen Journale sprechen von einer interessanten Erfindung eines talentvollen und sehr unterrichteten jungen Mannes, Namens Felice Vaglia, welche in der Schifffahrt eine bedeutende Revolution hervorrufen wird. Nach einem neuen Systeme soll die Verwerthung des Windes eine große Ersparniß von Segeln zulassen und selbst der „kontraire Wind“ so benutzt werden können, daß das Schiff mit derselben Geschwindigkeit wie bei günstigem Winde fortgetrieben würde.

•

Eine absonderliche Anwendung der Photographie findet bei artilleristischen Versuchen im Arsenale zu Woolwich statt. Man photographirt dort Kanonenkugeln im Fluge, d. h. man macht eine Aufnahme des ersten Stückes der Flugbahn der Kugel von der Rohrmündung ab, wo sie also ihre größte Geschwindigkeit hat. Der photographische Kasten hat zwei große stereoskopische Linsen, die für gewöhnlich von einer drehbaren Scheibe verdeckt sind. Die Scheibe hat zwei kreisrunde Ausschnitte von gleicher Größe und Stellung wie die Linsen, so daß bei ihrer Umdrehung Linsen und Löcher einen Moment lang korrespondiren und Licht in die Kammer fällt. Dieser Moment ist der, in welchem die Kugel eben vorbeigeht. Da aber Niemand geschickt genug wäre, dieses Oeffnen und Schließen so rasch und genau als möglich zu bewerkstelligen, so wird das Loslassen und Wiederfeststellen der Scheibe gleich vom Geschütz aus bewirkt, vermöge eines galvanoelektrischen Apparates.

•

Der Wiener Korrespondent eines Prager Blattes schreibt über den früheren Landesmarschall von Niederösterreich, Fürsten Colloredo, Folgendes: „Als noch Bach Minister war, stellte sich Fürst Colloredo am Neujahrstage in üblicher Weise Sr. Majestät zur Gratulation vor und sagte, in strammer militärischer Haltung salutirend: „Ew. Majestät! Ich bin Fürst in Ihrem Reiche und erlaube mir treugehorsamst zu melden, daß in Oesterreich miserabel regiert wird.“ Der Kaiser war überrascht, wandte sich ab und ging. Am nächsten Neujahrstage stellte sich der Fürst Colloredo mit denselben Worten dem Kaiser vor und so that er es an drei Neujahrstagen hindurch, bis das Jahr 1860 herankam und er in den verstärkten Reichsrath berufen wurde.

•

Wie die Entdeckung der reichen Goldminen Kaliforniens vornehmlich Deutschen zu verdanken ist, so hat jetzt im Staate Ohio ein Deutscher, Namens Schanter, eine ergiebige Silbermine in der Nähe von Bucyrus ausfindig gemacht, was großes Aufsehen erregt hat. Leichtgläubige Leute versichern, eine „übernatürliche Vision“ sei die Veranlassung zu den erfolgreichen Nachforschungen gewesen. Ein Hellseher könnte augenblicklich in Australien gute Geschäfte machen, denn der Gouverneur von Queensland hat für denjenigen, der ein neues Goldfeld in einer Entfernung von mindestens 20 englischen Meilen von den bekannten Goldfeldern entdecke, eine Belohnung von 3000 L. ausgesetzt.

Den Bauleuten.

Von Emanuel Geibel.

Nun aus Ost und West der Sturm
Droht heranzubrausen,
Laßt uns gründen einen Thurm,
Daß wir drinnen hausen!

Baut die Mauern stark und fügt
Fest die Balkenstützen,
Wenn's vorerst auch nur genügt,
Uns im Braus zu schützen.

Sind wir unter sicherm Dach
Nur einmal geborgen,
Läßt für wohnliches Gemach
Sich schon weiter sorgen.

Aber jetzt versäumt die Frist
Nicht mit Glanzentwürfen,
Und vor dem, was lieblich ist,
Schafft, was wir bedürfen!

Schon aus naher Wolken Schooß
Grollt der Zorn der Winde;
Eilt, daß er nicht obdachlos
Abermals uns finde!

Brach sich erst der Wetterschlag
An den rauhen Wänden,
Mögt ihr froh am heitern Tag,
Was sie schmückt, vollenden!

Freudenschall und Farbenflor
Rufe dann zum Feste,
Und es öffne sich das Thor
Weit für theure Gäste.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 26. Sonntag den 31. März 1867.

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.

III. Die weite, weite Welt.

(Fortsetzung.)

Unsere Expedition dauerte lange, war voll Widerwärtigkeiten und Gefahren. So wurden wir immer vertrauter; gemeinsame Noth ist ein guter Kitt. Nachdem wir die Küsten von Afrika in Ost und West durchforscht hatten, legten wir, *auf der Rückfahrt nach Frankreich am Fort St. Louis* in Senegambien an, um wieder Vorräthe einzunehmen und unsere Schäden auszubessern. Um die Zeit zu benutzen, ließ der Admiral seine Flotille unter dem Kommando des ersten Offiziers und wir fuhren mit einigen Matrosen den Senegal hinauf. Nahe am Wasserfalle von Medina begingen wir die Dummheit, in einen Hinterhalt der Eingebornen zu fallen, die damals unsere Truppen im Fort zu beunruhigen anfingen. Wir paar Leute hatten unsere liebe Noth; beim ersten Angriff fielen drei von uns; der Admiral, wüthend, blind drauf los wie ein Rekrut, setzte sich ganz unüberlegt aus. Er war ganz umstellt; es regnete Pfeile und Kugeln und ein obscures Ende drohte seinem Heldenleben, als ich meine Anstrengungen verdoppelte und, von den Entschlossensten unserer Mannschaft unterstützt, ihn glücklich befreite. Es war Zeit. Ein großer Teufel von Neger, der selbst verwundet war und sein Leben möglichst theuer verkaufen wollte, hatte sich bis nahe an den Admiral herangeschleppt und wollte eben sein Gewehr ihm gerade auf die Brust losdrücken, als ich mit einem Satz dazwischen sprang. Mein alter Freund war gerettet, aber die *beiden Kugeln, die für ihn bestimmt waren*, trafen mich; sie *stacken mir in der Schulter*. Der Admiral, dem ich mit meiner *ganzen* Schwere in die Arme sank, fluchte wie besessen. Glücklicher Weise war der Feind, den wir arg mitgenommen hatten, in voller Flucht.

Man machte mir auf Gewehrläufen ein Lager, und so schleppten wir uns in langsamen Etappen nach dem Fort zurück. Ich war wegen starken Blutverlustes in einem kläglichen Zustande. Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in der Kajüte des Admirals, wohin man mich auf seinen Befehl gebracht hatte. Auf der ganzen Rückfahrt blieb ich da liegen, vor körperlichem Schmerz von allen geistigen Leiden erlöst, fast auch von der Sorge um mein Leben selbst. Aber der Admiral ließ den Arzt mir kaum von der Seite gehen und er selbst pflegte mich wie ein Vater, — wie eine Mutter würde ich sagen, wenn nicht die mehr als kräftige Sprache, die er dabei führte, diese Vergleichung unmöglich machte.

„Zum Henker,“ sagte er mir, „Alles muß seine Ordnung haben. Was hatten Sie mir die Kugeln wegzufangen, die für mein altes Fell bestimmt waren! Wären Sie an meiner Stelle gestorben, würden Sie darum im Avancement steigen? Und Ihre zerschossene Schulter, was soll man damit nun noch anfangen? Da geht ja keine Kapitäns-Epaulette mehr drauf.“

Endlich kamen wir nach Toulon: zum ersten Male hatte ich Eile, an's Land zu kommen. Fern von der Heimath leben — gut; aber sterben muß man in der Heimath. Als ich die Salutschüsse hörte, war es mir, als hätte ich nichts mehr zu wünschen, außer das gelobte Land zu betreten. Aber gerade dies wurde mir abgeschlagen, und da ich mit dem vollen Eigensinn eines Kranken darauf bestand, sagte mir der Admiral:

„Wenn Sie noch ein Wort sagen, schicke ich Sie wieder nach St. Louis. Der Doktor will Ihnen den Mund zustopfen lassen, und reden dürfen Sie gar nicht. Zum Teufel, räsonniren Sie inwendig. Eine passende Zeit, jetzt Schwätzer zu werden — wahrhaftig!“

So blieben wir eine Woche auf der Rhede, und der Admiral widmete mir seine ganze Zeit, wenn er nicht am Lande war.

5. Ein Blitz von Wiedersehen.

Eines Abends, im Dunkelwerden, trat der Admiral in die Kajüte und schob mit seiner gewohnten Derbheit eine Dame vor sich herein, deren Züge ich bei dem wenigen Licht in dem kleinen Raum nicht erkennen konnte. Nur so viel sah ich, daß sie noch jung sein mußte und etwas sehr Vornehmes hatte.

„Da, liebe Frau,“ sagte der Admiral, „das ist der junge Mann, der sich für deinen Alten beinahe hätte tödten lassen. Sag' ihm nun selbst, daß du ihn pflegen willst wie einen Bruder, wenn er an's Land darf. Ich hab's allmälig satt, Krankenwärter zu spielen, und du wirst mich ja doch vertreten, wenn ich nach Paris muß.“ — Und indem er sich zu mir wandte: „Ich muß hin. Die verdammten Minister und noch mehr der verdammte Telegraph! Das ist ja, als stecke man an einem Klingelzug. Seit heute früh schon die dritte Depesche!“

Der Admiral hatte mir niemals gesagt, daß er verheirathet sei, und nach Aeußerungen von ihm hätte ich es gar nicht für möglich gehalten. Nachdem ich mich von meiner großen Ueberraschung schnell erholt hatte, wollte ich ihm für diesen neuen Beweis seiner Güte, daß er seine Frau

zu mir geführt, danken, als er mir zuvorkam, damit ich mich schonte.

„Schon gut, schon gut," sagte er, „sprechen Sie nicht: meine Frau kennt bereits den gemessenen Befehl des Arztes, der Ihnen absolutes Stillschweigen auferlegt."

Die Thür stand halb offen; ein Offizier trat herein und machte leise eine dienstliche Meldung. Der Admiral wandte sich an seine Frau.

„Ich werde auf's Deck gerufen," sagte er, „in zehn Minuten bin ich wieder da; dann kannst du mir sagen, was du von unserm Kranken hältst.

„Meine liebe Susanna versteht sich auf's Doktorn," fügte er gegen mich hinzu. „Lassen Sie sich nur von ihr ansehen, ihr freundlicher Blick hat oft mehr Kraft, meine alten Leiden zu lindern, als alle Pflaster der ganzen gelehrten Fakultät." — Und indem er selbst über die Wendung lachte, welche er dem beabsichtigten Lobe seiner Frau gegeben hatte, ließ er uns allein.

Die letzten Worte des Admirals lenkten plötzlich meine Gedanken auf jenen andern, unvergeßlichen Blick zurück, der die Morgenröthe meiner jungen Jahre gewesen, und fesselten ganz natürlich meine Aufmerksamkeit auf die Augen vor mir, deren wohlthätige Kraft ich rühmen hörte.

Ich erstarrte. Es war wie ein Schlag, der mein ganzes Wesen erschütterte. Das Herz wollte mir springen.

Die Augen aus vergangener Zeit — die Augen voll sanften Mitleids — diese offenen Augen mit dem klaren Blick, in denen ein Kind hätte lesen können und doch so durchdringend, so tief — nicht mehr im Traum blos sah ich sie wieder — nicht mehr mein Herz blos rief sie in's Leben — nein, kein Traum, keine bloße Erinnerung — nein, da waren sie vor mir, sie selbst, ernst und milde wie ehemals — und jede meiner Wunden fühlte den Balsam, den sie von sich strahlten! Nein ich täuschte mich nicht — konnte ich mich denn täuschen? Verwirklicht war mein Traum, leibhaftig und schöner noch durch die Wirklichkeit.

Ich wollte rufen: „Bleiben Sie, sprechen Sie nicht, lassen Sie mich sterben" — aber das Wort erstarb mir auf den Lippen. Plötzlich mitten im Wahnsinn meiner Freude durchzuckte es mich — scharf wie eines Dolches Schneide: „Die du liebst, ist die Frau deines Wohlthäters und Freundes." Wirr kreuzten sich die Gedanken in meinem ohnedies geschwächten Gehirn. Mir brannte der Kopf. Mein letzter klarer Gedanke war: „Sie darf nicht — nein, sie darf dich nicht erkennen."

Im Schatten eines Vorhanges, der zum Schutz meiner Augen mir halb über das Gesicht hing, lag ich bis jetzt unerkannt von ihr. Mit einem heftigen Ruck zog ich den Vorhang über mich, und mit der andern Hand riß ich mir gleichzeitig den Verband ab.

Es war geschehen — ich hoffte zu sterben — ihrer würdig. Aber die Natur war schwächer als mein Muth. Vor Schmerz schrie ich auf, und auf meinen Schrei antwortete ein zweiter.

Was dann folgte, ich weiß es nicht. Meine Blicke trübten sich. Mit Entzücken fühlte ich mein Blut hinströmen und das Leben mit ihm — und neben ihr zu sterben, welch süßer Tod! Dann fühlte ich nichts mehr; das Bewußtsein schwand, der Verwirrung folgte das Nichts.

War ich todt? Ich glaubte es wirklich, denn wie vom Himmel her, wie Sphärenklang tönte an mein Ohr jene Stimme, die ich auf Erden nie mehr zu hören gedachte —

„Moritz", sagte die Stimme, „wenn Sie von dieser Erde scheiden, dann bleibe ich nicht zurück. Moritz, Moritz! hören Sie mich — für mich — lebe, lebe! Unser Werk ist noch nicht gethan."

Als der Schleier zerriß, der meinen Blick umdunkelte, sah ich einen Engel über mich geneigt, eine Hand hielt meine Wunde, deren Verband wieder angelegt war, die andere lag auf meiner Stirn. Ihr schöner Blick ruhte auf dem meinigen, das Licht ihrer Augen gab mir Leben. Nach der ich mich gesehnt so lange, da war sie nun; — so, wie ich sie tausend und abertausendmal im Traum erblickt, nur schöner, viel schöner und viel lieber. Das reizende Gesicht, das ich nie gesehen, — ich erkannte es. Es sagte mir nichts Neues, nichts was ich nicht längst gewußt, nur daß die schöne Seele eine Hülle gefunden, die ihrer würdig war. Sprechen konnte ich nicht, aber die stumme Sprache meines Blickes entging ihr nicht.

„So sehen wir uns wieder," sagte sie, „und alle Festigkeit, mit der wir uns gemieden haben, scheitert durch Schicksalsfügung. Ich habe nicht die Kraft, den Himmel anzuklagen, der uns diesen Augenblick des Wiedersehens geschenkt. Es ist nur ein Aufleuchten in unserm Leben, Moritz; nicht wahr, nur ein Blitz des Glückes? Ich gehe von Ihnen, Bruder: ich verliere Sie zum zweiten Mal, aber haben wir bisher Treue gehalten, so dürfen wir jetzt, nach diesem zufälligen Glück, nicht von ihr lassen. Dort oben, Moritz, nach diesem vergänglichen Leben, wird Gott uns vereinigen — für ewig."

Ihre Augen sagten ein letztes Lebewohl. Sie war verschwunden.

6. Der Blitz erlischt; kein Sternlein blinkt.

Die Nähe der Geliebten hatte den Sturm nur gelindert, der in mir tobte. Als sie fort war, raste das Blut in meinen Adern; ein Fieber packte mich, ich phantasirte — lange, lange; aber wenn das Glück verwundet, es tödtet nicht.

An dem Tage, wo das Fieber nachließ, war der Admiral an meinem Bett; sein hartes Gesicht sah so liebevoll bekümmert aus, daß mir die Thränen aus dem Auge liefen. Diese Thränen waren meine Rettung; ein ruhiger Schlummer senkte sich auf mich herab. Als ich nach einigen Stunden erwachte, sagte der Arzt: „er ist gerettet."

„Ach Doktor," erwiderte der Admiral, „täuschen Sie mich nicht; der große Junge ist mein Brüderchen."

Alle Tage brachte nun mein alter Freund mehrere Stunden bei mir zu.

„Wer mir nur das Räthsel des Phantasirens erklären könnte?" sagte er eines Morgens; „wissen Sie, wovon Sie gesprochen haben, als Sie herumrasten?"

Aengstlich verneinte ich die Frage.

„Sie meinen wohl von unsern Reiseabenteuern oder von den verwünschten Kugeln oder von irgend was sonst, was wir die letzten Jahre zusammen durchgemacht haben? Kein Gedanke! Vom Opernball haben Sie geschwatzt, von Masken und blauen Domino's und von Engeln und Mamsell Jeannette. Wenn die Dichter Recht haben, daß unsere Leiber in ihren Phantasieen die Reisen erzählen, welche die Seelen machen, dann muß Ihre Seele ein sehr apartes Frauenzimmer sein. Wo zum Teufel mag sie sich nur die letzten vierzehn Tage herumgetrieben haben? Wo hat sie die Pierrots hergeholt, aus dem Himmel oder aus der Hölle? Gibt's vielleicht Maskenbälle im Paradies?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine räthselhafte Person.

Vor Kurzem starb in Petersburg ein 85jähriger Greis, der russische Major a. D. Graf Ludwig Karlowitsch de Ligny-Luxembourg, der zuletzt als Gorodnitschi (Polizeimeister) der Stadt Luga fungirt hatte. Am 8. März fand seine Beerdigung statt, und bei dieser Gelegenheit erzählt der „Golos“ von ihm Folgendes: Der Verstorbene war in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts mit seinem Vater, dem Grafen Charles de Ligny-Luxembourg, ehemaligem Obersten unter der Regierung Ludwig's XVI. und letztem Repräsentanten der jüngeren Linie des einst hochberühmten herzoglichen Hauses gleichen Namens, dem die deutschen Kaiser Karl IV., Heinrich VII., Wenzeslaw und Siegismund und auch der als Marschall von Luxembourg bekannte Feldherr Ludwig's XIV. entsprossen waren, nach Rußland gekommen. Noch während er in Frankreich ein Kavallerie-Regiment kommandirte, war ein Sergeant dieses Regiments, den er besonders geliebt hatte, aus irgend einem Grunde desertirt, später aber ergriffen und zum Tode verurtheilt worden. Graf Charles reiste nach Paris und auf seine Bitten wurde der Sergeant begnadigt. Viele Jahre vergingen darüber. Graf Charles hatte in der Revolution seine Güter verloren und emigrirte nach Rußland. An dem Hofe des Herzogs von Württemberg, der ihn in Frankreich gekannt, fand er freundliche Aufnahme. Sein Sohn, der eben verstorbene Graf Ludwig, wurde als Stabsrittmeister der fliegenden Kolonne Tschernyschew's (des späteren Grafen und Fürsten) zugetheilt. In der Schlacht bei Leipzig erbeutete er eine französische Fahne und überreichte dieselbe dem Chef des Corps, zu welchem die Kolonne Tschernyschew's gehörte, dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte. Dieser war über die Schönheit und den Muth des jungen Offiziers betroffen und fragte ihn nach seinem Namen. Als er denselben gehört, umarmte er ihn mit Thränen in den Augen und sagte, indem er ihm den Schwert-Orden umhängte: „Grüßen Sie Ihren Vater von dem Sergeanten, dem er einst das Leben gerettet. Die Schicksale haben sich wohl geändert, aber ich hoffe, daß wir uns noch wiedersehen werden.“ Als Bernadotte den schwedischen Thron bestieg, lud er den Grafen Charles de Ligny-Luxembourg ein, an seinen Hof zu kommen, aber der Greis, durch Familienbande in Rußland zurückgehalten, konnte sich nicht entschließen, diesem Rufe Folge zu leisten. Er erhielt darauf den Wasa-Orden 1. Klasse und lebenslängliche Pension. Graf Ludwig, der mit dem Prinzen Adam von Württemberg zusammen erzogen wurde, war eine mysteriöse Persönlichkeit, und es gingen einige Zeit sonderbare Gerüchte über ihn. Nach denselben wäre er Niemand anders als der unglückliche Dauphin Ludwig XVII. gewesen. Notorisch ist es, daß er beim Einzuge der Allürten in Paris i. J. 1814 der Kaiserin Josephine vorgestellt wurde, und diese versprach, seine Zukunft sicher zu stellen. Die Kaiserin befahl ihm, am folgenden Tag wieder zu ihr zu kommen, sie starb aber plötzlich in der dazwischen liegenden Nacht. Diese Thatsache wird unter deutlichen Anspielungen auf den Dauphin in den „Memoiren eines Pairs von Frankreich“ erzählt. Es sind noch heute Personen vorhanden, welche sich des Vertrauens des Grafen Charles erfreut haben und denen er gestanden hat, daß er während der Zeit des größten Schreckens seines Tages zu Josephine Beauharnais gerufen worden sei und daselbst auch Madame Tallien gefunden habe. Diese Damen baten ihn, ein Kind unter seinen Schutz zu nehmen, über dessen Geburt sie ihm später Aufklärung zu geben versprachen. Sie gaben dem Grafen Geld und einen Paß und führten ihn aus Paris hinaus. An der Grenze erweckte die Aehnlichkeit des Kindes mit dem todt gesagten Dauphin Verdacht; die beiden Flüchtlinge wurden verhaftet und saßen über ein Jahr gefangen, bis Josephine und Mad. Tallien zuletzt von dem damaligen Minister des Innern, Cochon, ihre Freiheit erlangten. Ein sonderbarer Umstand ist, daß der Graf Ludwig de Ligny-Luxembourg trotz seiner Zulassung zum russischen Dienste und der Bestätigung seines Grafentitels keinen Taufschein hatte. Zum Kopfende seines Bettes war das Portrait der Marie Antoinette aufgehängt, welche er beständig seine Mutter nannte. — Dabei Gorodnitschi in Luga sein, ist gewiß ein bitteres Schicksal.

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 28. März. Gustav Freitags „Journalisten“ ist eine der erheiterndsten Humoresken auf dem Gebiete des socialen und politischen Lebens der Gegenwart. In der ganzen Entwickelung und dem Gange der Handlung liegt die natürliche Grazie und der gesunde, aller Bizarrerie ferne Sinn Freitags sonnenhell zu Tage. Wenn auch schon 1854 geschrieben, ist der Stoff, die Wahlumtriebe der verschiedenen Parteien, die Vertreter der Presse in allen Nuançen zur Zeit angestrengter politischer Thätigkeit schildernd, zu einer Reihe charakteristischer Genre-Bilder ausgearbeitet, die für alle Zeit von Wirkung bleiben und uns gerade heute ein noch lebhafteres Interesse abgewinnen würden, wenn wir schon der Gnade für theilhaftig befunden worden wären, die Wahlen für den norddeutschen Reichstag mitzumachen.

Die Zeiten haben sich allerdings geändert, der jovial-geniale Vertreter der selbstbewußten Presse Bolz-Freitag ist entschieden gesetzter geworden, er begnügt sich nicht mehr mit der einen Stimme Piepenbrinks, agitirt für keinen Freund mehr und hat sich selbst in den Reichstag wählen lassen. Ob aber das oder irgend etwas anderes für Hrn. Hahn bestimmend sein durfte, auch seinerseits den Bolz mit einer zu großen Portion Ehrbarkeit auszustatten, glaube ich verneinen zu müssen. Conrad Bolz hat sich noch nicht so vollständig die Hörner des Uebermuths abgelaufen, daß er zu dieser stark kultivirten Jugendleidenschaft mit einer gewissen Apathie zurückkehrt, wie es Hr. Hahn that. Wenn er den Wählern die Rettungsgeschichte durch seinen Freund Oldendorff vorlügt, thut er es nicht allein um des Zweckes, sondern auch um der Sache selbst willen, es macht ihm Freude, daß er die lieben Leute so vortrefflich zu behandeln versteht. Dieselbe freie Selbstgefälligkeit muß auch nothwendiger Weise auf dem Redaktionsbureau seinen Kollegen Kämpe und Bellmaus gegenüber hervorleuchten, wenn er mit ironischen Rathschlägen ihre eigene Erfindungsarmuth geißelt. Nur Adelheid Runeck gegenüber ist diese Selbstgefälligkeit überflüssig, und daher gehörten die Scenen mit derselben auch zu den bestausgeführten des Hrn. Hahn. Adelheid, das an Leib und Seele normal entwickelte Weib mit frischem Geist und warmem Herzen, durch verschiedene kleine Züge dem Charakter Bolzen's analog ausgeführt, fand in Frau Hahn eine liebenswürdige, allen Anforderungen gerecht werdende Darstellerin.

Daß neben diesen Lieblingskindern der Freitag'schen Muse das Paar, um dessen Glück sich eigentlich die Handlung dreht, ähnlich wie in „Viel Lärm um Nichts“ in den Hintergrund tritt, ist selbstverständlich. Ida v. Berg (Frln. v. Muckenthal) und Prof. Oldendorf (Hr. Baatz) sind mehr passive

als aktive Theilnehmer der Handlung, nur ist es allerdings durchaus nicht nöthig, den Professor gar so unbedeutend zu gestalten, wie es Hr. Baaß that. Auch aus der Art und Weise, wie er die Sätze, welche er zu sprechen hatte, zerhackte und bruchstückweise stotternd durcheinander warf, läßt sich äußerst wenig auf parlamentarische Befähigung schließen. — Da hatte sein unterliegender Gegner, der Oberst Berg, doch viel mehr Zeug dazu. Herr Fellenberg gab den alten Konservativen mit gutem Anstande und richtiger Zeichnung. — Nun bleibt noch eine Reihe von Gestalten übrig, die von Freitag so recht zu Gefäßen seines ironischen Humors geschaffen sind: der lyrische Bollmaus, der schmachtende schüchterne Damenfreund, die gutherzigste Seele von der Welt, von Hrn. Ewald im Allgemeinen brav dargestellt, der naiv-pfiffige Bürger Piepenbrink, von Hrn. Feuchter in etwas grellen Farben gezeichnet, und Schmock, der journalistische Proletarier, der Arbeiter um's Brod. Schmock hat frühzeitig keine Ueberzeugung zu haben gelernt und arbeitet handwerksmäßig um geringes Geld; das Verfechten von Theorien und Prinzipien sagt ihm aber wenig zu und sein thätiger Geist sehnt sich nach einer Handlung. Sein knurrender Magen ist für ein Frühstück sehr empfänglich, sein im Grunde gutes Herz nicht undankbar. All' diese Züge wußte Hr. Heinemann zu einem gelungenen tragi-komischen Gemälde zusammen zu fassen und verstand es vortrefflich, dieser ganzen Figur der Armseligkeit ein kleines Mäntelchen des Anstandes umzuhängen. Der einzige scharf verzeichnete Moment war das jagdhundartige Nachstürzen zum Punsch im 3. Akt.

In meinem vorigen Referate sind unter anderen ein Paar Druckfehler, die ich nicht übergehen zu dürfen glaube. Der Verfasser von Katharina II. heißt nicht Raimond, sondern Romand und in den „Flotten Burschen vor 90 Jahren" soll es heißen Zänkerei statt Zauberei.

— 30. März. Wer hätte nicht schon auf Messen und Jahrmärkten Leute gesehen, die sich einen Haufen Werg oder Baumwolle in den Mund stopfen, um eine Menge Bänder wieder hervorzuziehen. Mit welchem Glück Frau Birch dieses Geschäft auf geistigem Gebiete betreibt, ist gleichfalls allbekannt, um sich noch weiter darüber aufzuhalten. Unter den Hunderten „dankbarer Rollen", welche sie mit bühnenkundiger Hand aus Romanen aller Herrn Länder für ihre lieben Collegen zugeschnitten, sind entschieden die beiden Paradepferde die „Grille" und die „Waise aus Lowood" und als erste Dressurstückchen für jugendliche muntere Liebhaberinnen einerseits und für jugendliche serieuse andrerseits durchaus zu empfehlen. Wir haben es mit der „Waisen aus Lowood" zu thun. Die Heldin des Stückes ist eine englische Gouvernante der Currer Bell, ein etwas sprödes Mädchenherz, das schließlich doch von der Liebe besiegt, sein Inneres in sprudelnden Wellen erschließt. Vorangeschickt als Geschmackscorrigens ist eine Scene, die uns diese Gouvernante als gereizten Backfisch in wilder Bewegung vorführt, um ihr ernstes Wesen nachher um so pikanter zu machen. — Doch wohin versteige ich mich, es heißt wahrhaftig Eulen nach Athen tragen, wenn ich über dies altbekannte Stück noch raisonnire. Frln. Steinburg verschmähte es als Jane Eyre, die Contraste der beiden Abtheilungen zu verschärfen, und war in der ersten weniger charakteristisch, in der zweiten weniger steif, als man diese Rolle gewöhnlich dargestellt sieht. Was die erste Abtheilung dadurch verlor, gewann die zweite und das Ganze. In den großen Affektscenen ging Frl. Steinburg die Kraft der Steigerung verloren, so daß z. B. die Herzensergießung Lord Rochester gegenüber etwas matt ausklang. Dasselbe fand auch beim einfachen „Feuer"-Rufen im 3. Akt statt. Im Uebrigen ermangelte die Rolle nicht einer vorschriftsmäßigen Durchführung. Die feste, energische und doch wiederum so zarte Darstellung des Lord Rochester durch Herrn Hahn ist hier schon bekannt genug, um noch ein Wort darüber zu verlieren. Ebenso ist auch bei den übrigen Darstellern nichts Bemerkenswerthes zu erwähnen. Mistreß Reed hätte allerdings im 1. Akte etwas mehr Natürlichkeit entwickeln können, ihr Spiel machte einen kalten und unwahren Eindruck, und John, ihr Sohn, würde, wenn er auf Jane Eyre zueilt, um sie zu schlagen, gewiß nicht die Reitpeitsche auf dem Tische liegen lassen, wie es Frl. v. Muckenthal gestern gethan.

Miscellen.

(Die Tiefe des Meeres.) Ueber die Tiefe des Meeres an den verschiedensten Stellen haben wir mannigfache Berichte von Seefahrern aus früherer und neuerer Zeit. Bei Gelegenheit der Verbindung Europas mit Amerika durch Legung des Kabels sind viele Messungen und Untersuchungen vorausgegangen. Die stattgehabten Messungen der Meeresfläche an den verschiedensten Stellen gab demnach folgende Resultate: Das Baltische Meer zwischen Deutschland und Schweden ist 120 Fuß tief, das Adriatische Meer zwischen Venedig und Triest 130 Fuß, die größte Tiefe des Kanals zwischen Frankreich und England ist nicht über 300 Fuß, südwestlich von Irland auf der offenen See hat man über 2000 Fuß gefunden, nordwestlich von Gibraltar 1000 Fuß, wenig gegen Osten 3000 Fuß. Die größte Tiefe in der Südsee westlich vom Cap der guten Hoffnung beträgt 16,000, westlich von Helena 27,000 Fuß. Dr. Young schätzt im Durchschnitte die Tiefe des atlantischen Ozeans zu 25,000 Fuß und des stillen Meeres zu 20,000 Fuß.

In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin besprach Dove die Witterung des letzten Winters und die großen Stürme während desselben, welche einen ungewöhnlichen Verlust an Schiffen zur Folge gehabt haben; nachdem schon 1863 an den englischen Küsten etwa 2000 Schiffe (1649 unter englischer Flagge fahrend) zu Grunde gegangen waren, auf denen 620 Menschen umkamen (1862 sogar 690). Uebrigens erhielten die aus Privatfonds unterhaltenen 100 Rettungsboote an jenen Küsten 5096 Menschen das Leben. Das Centrum der Winterkälte liegt seit einigen Jahren in Grönland, dessen beide Winter von 1861 bis 1863 von einer Strenge ohne Gleichen gewesen. Die Stürme, von denen der am 15. Nov. 1865 großen Schaden an den Telegraphen anrichtete, entstehen so, daß nach dauerndem SW. rechtwinklig ein NO. einbricht, wobei das Barometer schnell steigt und häufig Winter-Gewitter eintreten. In solchen Momenten sind stets die schleswig-holsteinischen Westküsten in großer Gefahr, weil das Zusammentreffen der beiden um Großbritannien sich herumbewegenden Fluthwellen mehr im östlichen Theile der Nordsee stattfindet, und dann ein NW. die Fluth gefahrbringend erhöht. Ganz ähnliche Verhältnisse zeigen sich bei Stürmen im südlichen Deutschland, z. B. bei dem zu Anfang März 1866, wo in den herrschenden Föhn ein NW. plötzlich einbrach, der Sturm von Pola bis Ischl und Klagenfurt wüthete und das Barometer in ganz Deutschland stieg.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 27. Mittwoch den 3. April. 1867.

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.

III. Die weite, weite Welt.

(Fortsetzung.)

Ich konnte alle diese Fragen nur unbeantwortet lassen, und er sah mir im Gesichte an, daß sie mir weh thaten.

„Nun gut," fuhr er fort, „wenn Sie roth werden über Ihre tollen Träume, dann will ich davon schweigen."

Nach einem Monat war ich wieder auf den Beinen. Mein erster Besuch war natürlich beim Admiral. Wie ich geahnt: seine Frau hatte Toulon verlassen.

„Sie mußte fort", sagte er; „gleich den Tag, nachdem sie bei Ihnen in der Kajüte war; sie pflegt eine alte Schwester von mir, die bettlägerig ist, aber in Paris treffen wir sie wieder. Wenn Sie sie erst näher kennen, werden Sie erfahren, was das heißt: Vollendet! Aber, nicht wahr, das war Ihnen eine Ueberraschung, mich verheirathet zu sehen — mich, so'nen alten Seebären, mit diesem reinen Lamme! Indeß, ohne Irrthum und Fehler ist keiner. Indem ich meiner Frau meinen Namen gab und mich selbst obendrein, habe ich ihr ein trauriges Geschenk gemacht. Wenn ich bedenke, daß ich damals schon fünfzig Jahre alt war und sie eben sechszehn, so werde ich roth vor Scham, als hätt' ich eine Schlechtigkeit begangen. Es war mein Quälgeist von Schwester — dieselbe, die jetzt krank ist, wohl zur Strafe für diese Sünde krank ist — die hat mich zu der Schändlichkeit verleitet. Sie hatte ja keine Ruhe, als bis ich nicht mehr der Einzige war, der für eine Frau nicht auch seine Dummheit begeht."

„Und was für eine Dummheit!" fügte er hinzu und stampfte mit dem Fuße. „Das arme Geschöpf! Was habe ich angerichtet? Meine Geliebte ist einzig die See. Nicht sechs Monate habe ich's zu Lande aushalten können. Immer unstet! Warum bin ich nicht ihr Vater? Da hätt' ich ihr bald einen andern und bessern Mann finden wollen."

„Aber da schwatze ich Ihnen von meinen Geschichten und wollte von Ihnen selbst sprechen. . . . Während Sie rasten und reisten, habe ich etwas für Sie gethan. In der Akademie der Wissenschaften war ein Platz frei; ich habe mir in den Kopf gesetzt, den müßten Sie haben, und ich denke, die Sache ist abgemacht. Ich habe mit allen Kollegen gesprochen, die meisten haben mir das Wort gegeben, Sie bekommen eine hübsche Majorität. Aber Sie selbst haben mir die Sache leicht gemacht, Ihre letzte Arbeit hatte schon zu Ihren Gunsten entschieden. Morgen reisen Sie mit mir nach Paris; in einem Monat sind Sie Mitglied. . . . Wie alt sind Sie eigentlich? Dreißig! Da erleben Sie mal wieder, daß alle Wege nach Rom führen. Und nebenbei, auch mit dem Minister habe ich gesprochen. Was soll er für Sie thun?"

„Nun", antwortete ich, „nichts, als was er schon bisher gethan hat: bei Gelegenheit mir beistehen, daß ich die Welt sehen kann."

„Die Welt sehen?" rief mein alter Freund ganz entsetzt. „Immer noch? Was hilft Ihnen denn der Stuhl in der Akademie, wenn Sie sich nicht drauf setzen? Ich bin alt; versuchen Sie's auch zu sein. Wir wollen zusammen arbeiten wie die Neger. Wir haben ja ganze Kisten voll Notizen und Sammlungen. Das wollen wir sichten, verarbeiten. Sterbe ich über der Arbeit, so habe ich doch die Beruhigung, daß sie in Händen bleibt, welche sie zu vollenden verstehen."

Ach, dieses ehrenvolle Anerbieten konnte ich ja nicht annehmen; jetzt weniger als je durfte ich ruhen. Alle meine Gründe — nur den wahren nicht — legte ich dem Freunde dar, um ihm begreiflich zu machen, daß ich noch nicht das Recht hätte, still zu stehen. Ich überzeugte ihn nicht und ärgerlich brach er los:

„Zum Henker, so sagen Sie doch nur: wo wollen Sie denn hin?"

„Nach China will ich, nach Peking."

„Peking, Peking!" rief er. „Sie sind wohl nicht bei Troste. China — als wenn Ihnen das Spaß machen würde."

„Ganz ungeheuren Spaß."

Der Admiral wurde nachdenklich.

„Da steckt was dahinter," sagte er endlich. „Frankreich muß Ihnen was gethan haben. Ich lasse mir nicht ausreden, Sie haben einen Grund, nicht im Lande zu bleiben. Sie sind doch nicht gar auch verheirathet?"

Ich versuchte zu lachen, aber es gelang nicht.

„Mein Entschluß ist gefaßt," erwiderte ich, „und nehmen Sie an, ich hätte keinen genügenden Grund: Sie, der Sie so viel wissen, Sie wissen auch, wie wenig in der Welt sich erklären läßt."

Einen letzten Versuch machte der Admiral; er wollte mit nach China. Aber eine so große Expedition, wie sie unter seinem Kommando hätte sein müssen, ließ sich nicht herstellen. Ich rüstete mich zur Reise, und während dem fand meine Aufnahme in die Akademie statt. Der gute Admiral freute sich wie ein Kind.

„Den Akademiker habe ich gemacht," sagte er und rieb sich die Hände; „hat seine fünf Fuß und sieben Zoll! Wo fehlt's ihm? An der Figur wahrhaftig nicht!"

Er bedauerte nur eins, — daß seine Frau meiner Aufnahme nicht beiwohnen konnte. Aber schon vor meiner Rückkehr nach Paris war sie mit ihrer Schwägerin nach Nizza gereist, um sie dort den Winter über zu pflegen, und sich selbst auch; denn auch sie war leidend.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß es mir nicht gelang, China zu durchwandern. Eben so gut hätt' ich versuchen können, das Weltmeer zu durchschwimmen. Zwei Jahre vergingen mit dieser unmöglichen Unternehmung.

7. Die letzte Trennung.

Mein alter Freund war inzwischen glücklicher. Die längst verdiente höchste Beförderung im Dienste wurde ihm zu Theil. Ich gratulirte ihm schriftlich, ich trug Sorge, ihn meine Ankunft vorher wissen zu lassen, und als ich nach Paris zurückkam, fand ich seine Wohnung leer. Er litt viel an der Gicht, und seine Frau hatte ihn bewogen, zur Heilung nach dem Süden zu gehen. Dorthin lud er mich dringend ein, ihm nachzukommen; er müsse doch endlich die Hand seiner lieben Susanne in die meinige legen; auch sie bedauere mit ihm den Unstern, der uns beide nie habe zusammenkommen lassen. Unter dem Briefe war eine Nachschrift von Madame v. B., worin sie schrieb:

„Mein Mann wünscht, daß ich meine Bitten mit den seinigen vereinige, damit Sie seinem Verlangen nachkommen. Ich soll Ihnen sagen, wie sehr es mich freuen wird, Sie zu sehen. Hoffentlich zweifeln Sie nicht daran und erfüllen bald meinen und meines Mannes Wunsch."

Die Nachschrift, offenbar auf den Wunsch und unter den Augen des Admirals hinzugefügt, war mit zitternder Hand geschrieben.

Was thun? Ich las die wenigen Zeilen wieder und wieder; doch konnte und konnte ich sie nicht ganz entziffern. Es war der schwerste Kampf, den Pflicht und Liebe je in mir gekämpft. Sollte ich hinreisen? sollte ich's vermeiden?

„Ich reise nicht," schloß ich endlich.

Mein Muth wurde belohnt.

Indem ich die hundertmal gelesenen Zeilen zum hunderteinten Male überlas, entdeckte ich unten am Rande des Papier einige Bleistiftszüge, die mir bis dahin entgangen waren; rasch hingekritzelt standen da die Worte:

„Kommen Sie nicht!"

So hatte ich denn recht gerathen, aber wer mich den Tag gesehen hätte, der hätte meine Augen vielleicht ein wenig feucht gefunden. Lieben ist nicht Lachen — nein, nein!

Ich eilte fort aus Paris, aus Frankreich; das Herz war mir da allzu voll, zu wild. An den Admiral schrieb ich, er müsse mich entschuldigen; zur Erklärung legte ich ihm den Befehl zur Abreise bei, denn um Alles in der Welt sollte er nicht an meiner Liebe zweifeln.

Mein Auftrag lautete nach Ostindien. Einmal fort aus Frankreich und die harte Unmöglichkeit zwischen mich und meinen Traum gestellt, fand ich bald den Frieden der Seele wieder. Nichts gibt dem Herzen solche Ruhe, als das Bewußtsein treuerfüllter Pflicht. Meine Liebe war mir wie ein Bad, wie einer jener großen Seen in unbetretenen Ländern, deren Wasser so tief sind, daß kein Sturm sie aufwühlt. Niemals in all den vielen Jahren, so viel ich mich erinnere, kräuselte oder trübte sich ihr reiner Spiegel. Vergebens würde ich mich bemühen, euch zu schildern, wie diese Liebe mir Milde und Kraft zugleich verlieh. Ganze fünfzehn Jahre sind seit jener ersten Begegnung verflossen, mein Leib hat alle Stürme und Erschütterungen des Lebens bestanden, aber meine Seele hat nur in einer einzigen Richtung sich bewegt. „Ewig klar und spiegelrein und eben" — so fließt, wie Schiller sagt, den Göttern das Leben dahin; ich durfte von mir dasselbe sagen. Wohl spricht man von Stürmen der Leidenschaft, aber Liebe ist Leidenschaft nur dann, wenn sie im Kampfe ist mit sich selbst oder mit einer Pflicht, ist's nur dann und nur so weit, als sie an das Böse grenzt. Meine Liebe bebte vor dem Bösen zurück und hatte es gemieden. Zwischen Ehre gestellt und Glück, hatten wir die Ehre gewählt und durch eine gnädige Fügung, die vielleicht der Lohn für jede gute That ist, hatte uns diese Wahl auf ungeahnten Pfaden zu stillen Freuden und reinen Genüssen geführt, die wohl das Glück aufwogen, welches wir fliehen zu müssen glaubten. In seinen besten Stunden sucht diese wahre Liebe ein jeder. Glücklicher als andere, hatte ich sie gefunden, und ich meine, selbst diejenigen, die ihr immer fern geblieben sind, müssen eine Ahnung davon haben, daß sie kein Hirngespinnst, daß sie eine Wahrheit ist, — müssen selbst im Vollgenusse schuldbefleckter Freuden das schmerzliche Bedauern empfinden, daß jene Liebe zu kosten ihnen nicht vergönnt war.

Ich für meinen Theil hätte es nie fassen können, wie ich außer dieser Liebe und ohne sie zu leben vermöchte. War sie todt, — mir hätte der Boden unter den Füßen gefehlt.

(Schluß folgt.)

Gottesgericht.

Der Pachthof, den Rufus Hellstein Ende des vorigen Jahrhunderts bewirthschaftete, hatte sich seit vielen Generationen in der Familie fortvererbt, doch jetzt sieht man nur noch kümmerliche Spuren des einstigen gedeihlichen Zustandes dieser Heimstätte. Das Haus erlitt Beschädigung durch Feuer und wurde nur nothdürftig wieder hergestellt; die großen schönen Eichen erlagen der Axt; und wo einst im Obstgarten die schmackhaftesten edelsten Früchte reiften, bekleiden sich nur noch ein paar knorrige, verkrüppelte Holzapfelbäume mit ihrem Frühlingsschmuck rosiger Bluthen und lassen sich im Herbst von den kleinen Knaben und Mädchen des Dorfes ungestraft plündern, denen ein Apfel immer ein Hochgenuß ist, auch wenn seine herbe Säure ihnen die Zähne stumpf macht.

Doch zurück zu jener Zeit, da die Welt in Aufruhr war und Krieg, Zerstörung und Elend die Losungsworte bildeten; — zu jener Zeit, da diese Geschichte spielt.

Es war Erntezeit und der Mond hatte sein volles glänzendes Antlitz der Erde zugewendet. Durch das kleine Fenster der Mansarde strömten die Silberstrahlen in den Raum, in welchem der Hirtenknecht Heinrich seine Schlafstätte hatte. Der Bursche konnte ganz gemüthlich im vollen Sonnenlicht schlafen, — zu seinem Schaden hatte er's schon manches Mal gethan; — aber der Mond, welcher ihm in's Gesicht schien, war ihm wie ein böser Traum. Wenn er auch seinen Strohsack in die dunkelste Ecke rückte, das leiseste Geräusch konnte ihn wecken, sobald es Vollmond war. Der Schäfer und der Fuhrmann waren Heinrich's Schlafkameraden. Die übrigen Dienstleute des Pachthofes hatten ihre Wohnungen außerhalb des Hauptgebäudes. Schaft, der Schäfer, war ein menschenscheues Subjekt. Selten hörte man ihn zu Seinesgleichen sprechen. Dafür pfiff er desto

häufiger seinem Hunde zu, wie denn überhaupt ein vierfüßiger Begleiter ihm lieber zu sein schien, als die Nähe irgend einer Christenseele. Der Fuhrmann dagegen zählte zu den rauhen, aber gutmüthigen Naturen, welche in einem Athem fluchen und freundliche Worte sagen können; ihm war helles und düsteres Wetter, Mondschein und Gewittersturm all Eins. Wenn er einmal auf seinem Strohsacke lag, so schlief er im Handumwenden ein und schnarchte lauter, als der Wind im großen Kaminschlot heulen konnte. Auch hat er mit dieser Geschichte eigentlich nichts zu thun. Aber der Schäfer war ein unruhiger Patron. Er kannte alle Sterne bei Namen und wußte auch sonst mancherlei, was nicht zu seinem Gewerbe paßte und ihn nicht glücklich machte. Jeder Vogelschrei war ihm ein Omen, jedes Blätterrauschen eine Vorbedeutung. Es gab keinen verborgenen Pfad im Walde, welchen er nicht ausgespäht hatte und alle alten Legenden und düsteren Sagen der Vorzeit waren ihm geläufig, wie dem städtischen Schulknaben das A B C. Sprach Schaft jemals mehr, als unumgänglich nöthig war, so erzählte er von längst verstorbenen Königen und Eroberern, von Unterdrückern des Volkes und der schweren Strafen, die sie um ihrer Unterthanen willen hatten erdulden müssen. Der schauerliche, oft blutige Ausgang aller seiner Erzählungen machte ihm ein ganz besonderes Vergnügen und er pflegte dabei mit einer wahren Wollust zu verweilen. Er konnte weder schreiben noch lesen, aber sein Gedächtniß und seine Beobachtungsgabe waren wunderbar, und vielleicht wäre er ein Gelehrter geworden, wenn er Gelegenheit zur Ausbildung gehabt hätte. Aber die Gelegenheit fand sich nicht. Eine seiner Lieblingsideen war, daß in der alten Abtei, deren Ruinen an den Pachthof grenzten, ein Schatz verborgen lag. Von welchen Klostertrümmern glaubt man nicht, daß sie einen Schatz enthalten? Alle derartigen Mauerreste haben ihre Legende. Schaft verbrachte jede seiner freien Stunden in der Ruine, er ging dorthin anstatt in die Kirche. Man neckte ihn immer, daß er das vergrabene Geld suche. Er seinerseits nahm den Scherz übel und seine scheue Verstocktheit wuchs. Nichts vermochte seine Ueberzeugung von dem Vorhandensein eines Schatzes zu erschüttern; er zweifelte auch keinen Augenblick, daß er ihn finden würde. Und das Sonderbarste dabei war, daß er das Gold wirklich fand. Er entdeckte es, — zu seinem Unglücke. Der Hirtenknabe Heinrich war der unfreiwillige Zeuge. Einmal Nachts sah der Bursche, der nicht schlafen konnte, wie Schaft sich unruhig auf seinem Lager umherwälzte. Er ächzte und stöhnte wie ein Sterbender. Das geisterhafte Licht des Mondes beschien sein weißes Gesicht, sein schwarzes Haar und die dunkelen Augen. Es war schauerlich ihn anzusehen, aber endlich schlief er wieder ein. Doch nicht für lange. Er erwachte zum zweiten Mal und krümmte sich und ächzte von Neuem. Wieder befiel ihn der Schlaf, doch als er sich zum dritten Mal aufrichtete, war es, um sein Lager zu verlassen. Er stand auf, kleidete sich sacht und eilig an und murmelte dabei immer vor sich hin: „Ich sehe, wo es ist! Ich sehe, wo es ist!“ Der gedämpfte frohlockende Ton seiner Stimme hatte etwas unbeschreiblich Grausiges und Heinrich lief es eiskalt am Rücken hinab. Dennoch quälte ihn die Neugierde, und als Schaft, der ihn schlafend glaubte, sich zum Fortgehen anschickte, erhob er sich geräuschlos, schlüpfte in seine Kleidungsstücke und schlich ihm nach. Der Schäfer hatte die Thüre nur angelehnt gelassen und Heinrich erreichte ihn, als er mit einer Hacke auf der Schulter unter den Bäumen des Waldes verschwand. Heinrich sagte sich, daß sein letztes Stündlein geschlagen haben müßte, wenn Jener ihn gewahren würde, aber er folgte ihm doch, von Baum zu Baum, von Schatten zu Schatten gleitend. Oft war es ihm, als schliche noch ein anderer Schatten neben ihm her, doch wenn er genauer hinsah, erwies es sich als Täuschung. Schaft blickte kein einziges Mal hinter sich; er war so vertieft in sein Beginnen, daß er weder an Verfolgung noch Entdeckung dachte. Er betrat die Ruinen und ging geradewegs auf eine vom Mondlichte stark beschienene Stelle zu. Ohne Zögern riß er am Fuße der Mauer das lange Gras weg und löste mit der spitzen Hacke langsam einen Stein. Dann kniete er nieder. Heinrich hatte nicht den Muth, näher zu treten, um genauer zu sehen, was sich zutrug, aber er unterschied, daß Schaft etwas in die Höhe hob und mit wildem Lachen an seine Brust drückte. Er stand auf und nahm den Fund mit sich; die Hacke ließ er fallen und vergaß sie. Eiligen Schrittes rannte er dem nahen Steinbruche zu. Als er ihn fast erreicht hatte, stand er plötzlich still. Wollte er vielleicht umkehren und die Hacke holen? Nein; er bückte sich, kratzte mit den Händen das dürre Laub und die obere Erdschichte hinweg und verbarg seinen Fund. Es wäre kaum nöthig gewesen, die Stelle so sorgfältig, als er es that, mit Reisig und Blättern zuzudecken, denn selten verirrte sich eines Wanderers Fuß in die unwirthbare Region und nur der räthselhafteste Zufall hätte zur Entdeckung des Goldes führen können.

Der Verlauf der Erzählung mag in Heinrich's eigenen Worten folgen. Er ist selbst ein steinalter Mann, der die entferntesten Punkte von Gottes schöner Erde bewundern durfte, denn er wurde ein Seefahrer; und alles das, weil er den Schatzgräber Schaft heimlich belauscht hatte.

„Ich war fest überzeugt,“ so sagte er, „daß der Schäfer seinen Schatz einstweilen ruhen lassen würde, und so kroch ich hinweg und rannte meiner Schlafkammer zu, so schnell ich konnte. Ich hatte kaum Zeit, meine Kleider abzuwerfen und mich in's Bett zu stecken, als Schaft auch schon zurückkehrte. Ich verschlief den Rest der Nacht; er aber war bereits fort, als ich erwachte, und als ich Morgens in dem Geräthschuppen nachsah, war die Hacke an ihrem gewöhnlichen Platze. Er mußte sie also in aller Frühe aus der Abteiruine geholt haben. Uns Allen war der Ausdruck unterdrückten Frohlockens in des Schäfers Mienen auffallend, auch Rufus Hellstein, unser Herr, bemerkte es. „Ihr werdet bald den Topf mit den Goldstücken finden,“ sagte er, „Ihr seht aus, als ob Ihr ganz besonderes Glück haben müßt.“

„Das ist mehr, als ich von Euch sagen könnte,“ war des Schäfers grämliche Antwort.

„Ich hätte für mein Leben gern den Platz wiedersehen mögen, wo Schaft den Stein herausgebrochen, aber ich hatte tagüber keine Gelegenheit, nach der Abtei zu gehen. Ich war noch ein junger Bursche und wurde hier und da zu allerlei Arbeiten verwendet, die nicht eigentlich zu meinem Beruf gehörten. Ich hatte gegen Abend die Gartenbeete von Unkraut gereinigt, und als ich fertig war und meine Geräthschaften in den Schuppen trug, kam der Schäfer und holte sich den Spaten. Was ich sogleich vermuthete, geschah in der Nacht. Schaft schlich sich wieder ins Freie, als Alles schlief, und ich folgte ihm abermals. Wohl eine Stunde lang ging er im Obstgarten hin und her und suchte nach einem passenden Versteckplatz für seinen Schatz. Da wo drei Aepfelbäume im Dreieck zusammenstanden und ihre knorrigen Wurzeln ineinander verschlangen, grub er ein Loch, das weder sehr groß, noch sehr tief war. Ich sah es mir genau an, während er fortging, das

gefundene Gold aus dem Steinbruch zu holen. Als er wieder kam, setzte er sich hin, drückte den Schatz zärtlich an sich, wiegte ihn wie ein theures Kind, weinte helle Thränen und schien sich von dem Anblick nicht trennen zu können. Endlich senkte er ihn in das Versteck. Ich aber machte mich schnell auf und davon und kam eine halbe Stunde vor ihm nach Hause. (Forts. folgt.)

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 2. April. Am vorigen Samstag eröffnete Hr. Lang aus München ein Gastspiel mit der Rolle des Baron Rinecker in Schleichs „Bürger und Junker". Es ist schade, daß die stark provinzielle Färbung dieses häufig ans Possenhafte grenzenden Charaktergemäldes seine Verbreitung in weiteren Kreisen unmöglich gemacht hat, obgleich ich umgekehrt wieder zugestehen muß, daß dadurch der lokale Reiz um ein Bedeutendes erhöht wird. Die Leistung des Hrn. Lang in diesem Drama ist von seinen früheren Gastspielen dahier hinreichend genug bekannt und gewürdigt worden, als daß ich mich unterstehen wollte, die allbekannten Vorzüge des Herrn Lang noch einmal pflichtschuldigst vorzukauen; ebenso eingebürgert ist die Walpurga Rinecker des Frl. Schütz, die würdige Folie ihres gemüthlichen Verwandten. Daß den übrigen Mitspielenden die vorschriftsmäßige Handhabung von allerlei Herrn Länder Dialekt äußerst schwierig, mitunter sogar unmöglich wurde, ist sehr verzeihlich. Weniger Nachsicht verdient die Thatsache, daß das Stück im Allgemeinen recht schlecht gelernt war. Wenn wir aber von diesen beiden Nachtheilen absehen, müssen wir zugestehen, daß z. B. Hr. Feuchter, der dieselben recht lebhaft zur Geltung brachte, dennoch aus dem Aegidius Achleitner, dem „Bürger" im Stück, eine recht charakteristische altspießbürgerliche Figur schuf, wobei ihm auch das Register der weichen Stimmung durchaus nicht versagte. Die Rolle seiner Tochter Elisabeth wurde von Fräulein Feuerstake in recht ansprechender, sonst aber durch keine besonderen Momente ausgezeichneter Weise ausgeführt, desgleichen der Max Prunner des Hrn. Ewald. Von den Figuren aus den Kreisen des Hofes verdient die recht drastisch gezeichnete Figur des Balletmeisters Erwähnung, nur ist es ernstlich zu rügen, daß Herr Bethge sich auch dieser kleinen Partie nicht einmal bemächtigt hatte und seine paar Phrasen mit großer Nonchalance nach der Anleitung von unten verbesserte. Seine Verwendung in letzter Zeit deutet nicht darauf hin, als ob es ihm an Zeit gemangelt hätte. —

„Das Madl aus der Vorstadt", recht für die Vorstadt, führt uns mitten in leichtlebige Schattenseiten der mittleren und unteren Wiener Gesellschaft. Daß es an richtiger humoristischer Zeichnung und spaßhaften, wenn auch mitunter recht zweideutigen Conversationswendungen und Situationen nicht fehlt, versteht sich bei dem Namen Nestroy von selber. Und Hr. Lang ist wahrhaftig nicht der Mann dazu, derartige Anleitung auf den Boden fallen zu lassen. Sein Winkelagent Schnoferl war eine köstliche Figur, der der lokale Typus wie angeboren zu Gesichte stand. Neben Hrn. Lang wird es noch deutlicher, was dem Hrn. Evenbach mangelt; er ist seiner Rolle sicher, leicht und gewandt in Haltung und Bewegung, aber es fehlt das innere Leben noch vollständig, er gibt seine Rolle wie etwas ihm nicht eigenthümlich Zugehöriges von sich. Der junge Schwärmer Gigl (Hr. Ewald) ironisirte sich selbst bei seinen pathetischen Stellen etwas mehr, als gerade nothwendig war, und das Mädl aus der Vorstadt, Thekla (Frl. v. Muckenthal), die unschuldige Handarbeiterin — ein stehender Typus der modernen Possenfabrikate — bot eine recht anmuthende Erscheinung; einen unbequemen Eindruck machte es nur, daß sie in den Momenten, wo sie nichts zu reden hatte, sich selbst so unendlich unnütz auf der Bühne vorkam. Wenn ich schließlich noch der komischen, etwas holzschnittartigen Figur des Hrn. Broda (Knöpfl) und seiner männerfreundlichen Schwester Storch (Frau Kißner) mit ihren beiden zuthätigen Nätherinnen Rosalie (Frl. Maynz) und Sabine (Frl. Feuerstake) in gutem Sinne Erwähnung thue, glaube ich meine Schuldigkeit für heute gethan zu haben.

Miscellen.

(Die Schlappen der Preußen.) — Als die Preußen — so erzählt die „Mainzeitung" — im letzten Jahre vor dem Friedensschlusse den nördlichsten Theil von Würtemberg besetzt hielten, hatte auch eine stille Familie in dem kleinen Städtchen M. ihre Zahl der unwillkommenen Pickelhaubenträger als Einquartierung zu beherbergen. Einer der Krieger pflegte bei der friedlichen Beschäftigung des Stiefelputzens in Ermangelung anderer Fußbekleidung sich barfuß zu ergehen; dieß mißfiel der auf Ordnung und Anstand haltenden Hausmutter, und sie stellte deßhalb eines Tages dem zum Stiefelputzen sich Anschickenden ein Paar „ausgetretene" Pantoffeln so geschickt in den Weg, daß das gewünschte Hineinschlüpfen nicht ausblieb.

Selbstverständlich wurden dieselben dann auch zum Mitnehmen überlassen, als die Sieger nach dem Friedensschlusse wieder abzogen. Es stellte sich aber bald heraus, daß für das Gastzimmer der Familie, weil man lieben Besuch erwartete, ein Paar neue Pantoffeln nöthig seien. Heimlich und rasch sorgten dafür die beiden Töchter des Hauses; sie überreichten bei passender Gelegenheit die schön gestickten neuen „Schlafschuhe" der Frau Mama mit folgenden an diese gerichteten schalkhaften Strophen, die Lessing oder Lichtenberg nicht schöner hätte machen können:

„Die Feldherr'n unsers armen achten
Armeecorps kriegten Orden gar,
Wofür? Das steht noch zu betrachten,
Wenn's nicht für's Retiriren war!
Denn keiner hatte aufzuweisen,
Was Du im Stillen ausgedacht:
Du hast den sieggewohnten Preußen
Zwei große Schlappen beigebracht!"

Auch der „Londoner Punch" berücksichtigt diesmal die orientalische Frage, indem er folgendes „Rezept für den kranken Mann" bringt:

Tinct. diplom. . . . . . . drachm. iij
Mendac. Hellenic. . . . . unc. viij
Insid. Russ. . . . . . . drachm. v
Am. Prop. Gallic. . . . . unc. x
Neutral. Britan. . . . . scrup. ij

Fiat mixtura, de die in diem sumenda, quanto saepius tanto melius. In aqua calida teneatur aeger, et saepius per ambassad. quatiatur. (Nimm 8 Drachmen Diplomatensaft, 8 Unzen griechische Lügen, 5 Drachmen russische Kniffe, 10 Unzen französische Eigenliebe und 2 Scrupel englische Neutralität, gut gemischt und täglich zu nehmen; je öfter desto besser. Der Kranke muß im Schwitzbad bleiben, und werde öfter von den Ambassadeurs geschüttelt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 28. Sonntag den 7. April. 1867.

Abenteuer eines Pierrot.

Nach dem Französischen des P. J. Stahl.

III. Die weite, weite Welt.

(Schluß.)

8. Am Kap der guten Hoffnung, aber ein schwarzes Siegel.

Früher als ich gedacht, riefen mich Verhältnisse, die hier gleichgültig sind, aus dem Innern von Indien nach dem Kap der guten Hoffnung, wo ich an derselben Stelle, wie einst Herrschel, astronomische Beobachtungen anstellen sollte. Mein Observatorium stand auf halber Höhe an einer steilen Anhöhe, welche die Kapstadt und das Meer beherrscht und nur von dem hohen Tafelberge überragt wird.

Eines Tages benutzte ich die wunderbare Klarheit der Luft, um das tiefe Azurblau des Himmels zu studiren, als ich einen Beamten unseres Konsulats, welcher mir bei meinen Arbeiten zur Verfügung gestellt war, auf mein Felsennest zueilen sah. Schon von weitem hielt er mir diensteifrig einen Brief entgegen, der für mich auf der Kanzlei angekommen war.

Ich fühlte, wie ich beim Anblick dieses Briefes erblaßte, und als er ihn mir übergab, zitterte mir die Hand so heftig, daß der brave Mensch mich beim Arm nahm und auf ein Felsstück niedersetzte. Mechanisch ließ ich ihn gewähren.

„Ich gehe nicht von Ihnen," sagte er, „ehe Sie sich über den Inhalt beruhigt haben; hätte ich das ahnen können, ich hätte den Brief nicht überbracht; in der Eile habe ich die Farbe des Siegels nicht bemerkt."

Das Siegel war schwarz.

Ich dankte dem Manne, „aber (sagte ich) ich muß nothwendig allein sein; gehen Sie nach der Stadt zurück und kommen Sie morgen wo möglich wieder."

„Bringt Ihnen der Brief Unglück," erwiderte er, „so darf ich Sie in Ihrem jetzigen Zustande unmöglich allein lassen; bitte, behalten Sie mich hier."

„Ich lese diesen Brief nicht eher, als bis Sie fort sind," wiederholte ich ihm; „bestehen Sie also nicht darauf, zu bleiben; überlassen Sie mich mir selbst."

Er sah, mein Entschluß war unerschütterlich; so ging er, aus der Ferne mir noch zurufend: „Nur Muth!"

— — — — — — — — —

So war ich denn allein mit der verhängnißvollen Botschaft. An meinem Unglück konnte ich nicht zweifeln: die Adresse war von der Handschrift des Admirals.

Ich hatte die Kraft — vielleicht auch die Schwachheit, — das schreckliche schwarze Siegel, welches mich gleich in so lebhafte Bestürzung versetzt hatte, nicht sogleich aufzubrechen. Wie die Verurtheilten noch um einen Aufschub von wenigen Minuten bitten, um sich zum Tode vorzubereiten, so versuchte ich instinktmäßig, mich zu stärken gegen den Schlag, welcher meiner wartete. Das Schreiben des Admirals fest an die Brust gedrückt, stieg ich langsam auf die Spitze des Felsens, an dessen Abhang meine kleine Behausung lag. Oben plattete er sich zu einem schmalen Ruheplatze ab, der über einen steilen Abgrund fast hinaushing und einen weiten Rundblick gewährte. Seit einigen Tagen pflegte ich da hinaufzugehen, um von der Arbeit auszuruhen und anderwärts, nach Frankreich schauend, an sie zu denken.

Als ich die liebe Stelle erreichte, wo ich stand, wie im weiten Raum verloren, als ich noch einmal das prachtvolle Gemälde betrachtet hatte, das sich vor meinen Augen entrollte — als ich noch einmal erkannt hatte, wie in der stillen und gefühllosen Natur alles unbeweglich ist, nur wir selbst nicht, — als ich noch einmal den rettenden Abgrund, der sich unter mir öffnete, mit dem Blick gemessen — „wohlan," sprach ich und erbrach den Brief, der über mein Schicksal entscheiden sollte, — „wohlan, bricht das Unglück herein, die Rettung ist nicht weit. . . ."

„Das verd — schwarze Siegel!" fuhr Raymond dazwischen; wahrhaftig, wenn's dich zu sehr angreift, spar' dir das Ende, armer Junge!"

„Jetzt aufhören?" — „hier abbrechen?" — rief es von allen Seiten.

Das Couvert enthielt drei nummerirte Einlagen, fuhr der Graf fort, ohne die Unterbrechung zu beachten. Die erste war auf Stempelpapier, ganz von der Hand meines alten Freundes; daneben die Zuschrift eines Pariser Notars, der mich um Vollmacht bat, falls ich gegen die in dem abschriftlich anliegenden Dokument ausgesprochenen Wünsche des Admirals nichts zu erinnern fände. Dies Dokument war das Testament des Admirals, das er auf seinem Sterbebett gemacht hatte und dessen Hauptpunkte dahin gingen, „er vermache sein ganzes Vermögen ungetheilt seiner geliebten Frau Susanna v. B." und seinem „vortrefflichen und theuren Freunde Graf Moritz v. X.", unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie sich — daß wir uns heiratheten, und zwar spätestens ein Jahr nach seinem Tode, widrigenfalls sein Vermögen den sonstigen Erben zufiele.

Die zweite Einlage war folgendes Schreiben des Admirals an mich selbst:

„Mein lieber Moritz!

„Jetzt wo ich dies schreibe, kenne ich meiner Frau und Ihr Geheimniß.

„Wollte ich Ihnen erzählen, wie dies Geheimniß, welches übrigens die schöne Seele Susannen's nicht sehr zu quälen brauchte, der braven Frau, welche ich so selbstsüchtig an mein Leben geknüpft hatte, über die Lippen kam, — welche Verwirrung ihr edles Antlitz bedeckte, während sie aus einer zarten Rücksicht, die nur das reinste Gewissen hegen konnte, das Vergehen ihrer Gedanken, wie sie es nannte, mir gestehen und meine Verzeihung dafür erbitten zu müssen glaubte, — wollte ich Ihnen das erzählen, so würde ich Ihnen nur beweisen, was Sie selbst schon wissen, mein stummer Freund: daß auch die Tugend ihr Schamgefühl hat.

„Glücklicher Weise sterbe ich noch früh genug, um den Irrthum meines Lebens wieder gut zu machen. Das beiliegende Dokument beweist es. Betrachten Sie es als das Testament eines Vaters.

„Ich sterbe glücklich, daß ich zwei Herzen, wie den eurigen, die Sorge für mein Gedächtniß anvertrauen kann. Beweint mich, klagt um mich, aber beklagt mich nicht. Meine Laufbahn ist geschlossen und ich sehe dem Tode mit einer achtungsvollen Erwartung entgegen, die ihren geheimen Reiz hat. Bescheidene Reisende wie wir, lieber Moritz, die wir von den Staubkörnern, welche man hienieden findet, bisweilen zu viel Aufhebens gemacht haben, dürfen zu der großen und letzten Reise vom Diesseits in's Jenseits kein saueres Gesicht machen.

„Eine zweite Anlage, mein lieber Sohn, zeigt Ihnen, daß Ihr alter Freund bis zum letzten Augenblick der Sicherheits-Kommissär und Tyrann geblieben ist, als den Sie ihn kennen. Ich habe nichts versäumt, was mir Gehorsam sichern könnte. Mein braver Notar hat mir dabei treulich geholfen; durch ihn werden Sie nach meinem Tode in bester Form erhalten, was ich bei ihm deponirt habe.

„Uebrigens bin ich überzeugt, daß Ihrerseits alles so gehen wird, wie ich's wünsche, und daß ich in dieser Hinsicht ruhig sterben kann.

„Und damit, mein lieber, guter Moritz, das letzte Lebewohl!"

Folgte Datum und Unterschrift, alles mit so fester Hand geschrieben, daß es ein Räthsel schien, wie der Tod sie je habe meistern können.

Das dritte Schriftstück war ein kleines Billet und enthielt nur die paar Worte:

„Ueber's Jahr. — Susanne."

— — — — — — — —

„Nun, und?" fragte Raymond.

„Nun, und!" erwiderte Moritz; „Treue und Treue verträgt sich: ich hab' um meinen Freund rechtschaffen getrauert."

„Aber weiter, weiter!" rief Raymond.

„Weiter?" antwortete Moritz erröthend; „halb ist das Jahr um, noch ein halb Jahr und ich gehe nach Frankreich."

Gottesgericht.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Jetzt da ich des Schäfers Geheimniß kannte, wurde es die Qual meines Lebens und ich bereute mein Spioniren. Er ging nicht mehr nach den Klosterruinen, sondern brachte seine Feierstunden im Obstgarten selbst oder in der Küche zu, deren Fenster die Aussicht in jenen hatten. Ich hätte wohl öfters Gelegenheit nehmen können, nach der Abtei zu gehen, aber ich wagte es nicht, aus Furcht, seinen Argwohn rege zu machen. War er bis dahin einsylbig gewesen, so war er jetzt fast stumm; aber die verstohlene Wachsamkeit seiner Blicke kannte keine Rast und war besonders auf mich gerichtet. Ich fürchtete mich einzuschlafen, damit er mir kein Leid zufüge, und als beim Herannahen des Winters die Nächte länger wurden, dachte ich ernstlich daran, vom Pachthofe wegzulaufen und Seedienste zu nehmen. Aber ich verrieth nichts von meinem Plane. Wie leicht hätte der Schäfer mir noch vorher den Garaus machen können!

„Das Weglaufen war jedoch nicht so leicht, und endlich, als ich meinen Herrn einmal allein sprechen konnte, sagte ich ihm, daß ich fortzugehen wünschte, und sagte ihm auch, warum, indem ich ihm von des Schäfers Fund erzählte. Bis dahin hatte ich nicht gewußt, daß Rufus Hellstein ein böser Mann war.

„So, so," lautete seine ganze Antwort, und dabei sah er sich ängstlich um, als ob er besorgte, die Vögel in der Luft möchten unsere Unterredung dem Schäfer wieder erzählen.

„Ich wünschte nun, ich hätte geschwiegen, denn wie ich Hellsteins Miene beobachtete, wurde es mir klar, daß ich nunmehr zwei Feinde statt einen zu fürchten hatte, und daß mein Herr der gefährlichere von beiden war. Den ganzen Tag über ließ er mich nicht mehr aus den Augen. Er grübelte und sann, was er mit mir machen wollte. Früh am nächsten Morgen schickte er Schaft mit Schafen für den Metzger in die nächste Stadt und ich mußte unter den Augen seiner Frau im Garten arbeiten. Er verschwand für ein paar Stunden, aber am Nachmittage kam er wieder und befahl mir, Tannenbäumchen zu holen. Es war nämlich gerade um die Weihnachtszeit, wir hatten jedoch ungewöhnlich mildes Wetter. Ich ging in den Wald und schnitt einige der schönsten Bäumchen ab; ich band sie in ein Bündel und klappte mein Messer zusammen, um es in die Tasche zu stecken, als plötzlich zwei Männer aus dem Dickicht auf mich zu sprangen. Werber für die Marine, wie es in jenen Kriegszeiten nicht selten geschah. „Im Namen der Obrigkeit!" riefen sie, aber ich wußte, es war Hellstein's Werk, und ich sagte auch nur, daß ich lieber meinem Fürsten als meinem bisherigen Herrn dienen wollte. Die Beiden lachten und erwiderten, daß keines von uns sich über den anderen beklagen könnte, denn Jeder von ihnen hätte ein Goldstück von Hellstein bekommen, ihn von mir zu befreien.

„Meine Reiseabenteuer gehören nicht in diese Geschichte, darum überspringe ich den Zeitraum von drei Jahren. Ich war ein tüchtiger Seemann geworden und sah als solcher die Heimath wieder. Ich bekam einen dreiwöchentlichen Urlaub, an's Land zu gehen, während unser Schiff neuen Proviant einnahm, und da das Wetter schön war, so machte ich mich auf die Reise, alte Bekannte zu besuchen. Der erste, den ich antraf, war der Fuhrmann; er brachte eine Ladung Heu zur Stadt und große Neuigkeiten hörte ich von ihm. Rufus Hellstein, mein ehemaliger Herr, war ein bedeutender Mann geworden. Er besaß nun zwei Landgüter statt eins, wurde jeden Tag reicher und erzog seine Söhne wie junge Edelleute. Ich meinerseits erzählte, wie ich von den Werbern gepackt und weggefangen worden (natürlich erwähnte ich nichts von Hellstein's Antheil daran), und wie ich nun recht froh darum wäre und

meinen neuen Beruf weit angenehmer fände, als die schlechtbezahlte harte Arbeit auf dem Lande. Er sagte mir dann, wie von meinem Schicksale auf dem Pachthofe die Rede gewesen, und vor Allem, wie sonderbar es sich getroffen, daß an einem und demselben Tage ich verschwunden und der Schäfer wahnsinnig geworden war. Nach und nach, von einer Rede zur anderen kommend, erfuhr ich die ganze Geschichte, aber das Hauptsächlichste erfuhr ich von Hellstein selbst. Ich fürchtete mich vor keinem Menschen mehr und ging geradeswegs zu meinem alten Herrn, mich nach seinem Ergehen zu erkundigen, wie ich es aus Höflichkeit schuldig war. Es versteht sich von selbst, daß ich mich stellte, als wisse ich nicht, daß er meine Wegführung auf's Schiff veranlaßt hatte. Er schien anfänglich etwas unruhig über mein Erscheinen, aber das legte sich und er fing an, mich zu befragen, ob ich mich noch der Geschichte erinnerte, welche ich ihm vor Jahren von einem Schatze erzählt, den Schaft, der Schäfer, in den Ruinen gefunden und im Obstgarten vergraben hatte. „O ja", entgegnete ich, „ich weiß es noch recht gut; und war kein Schatz dort?" „Nein," antwortete er, „es fand sich gar nichts. Schaft war schon halb verrückt, als er die Comödie mit dem Suchen und Verstecken spielte, er hatte zu viel über das Märchen von dem verborgenen Golde nachgegrübelt; endlich verlor er gänzlich den Verstand. In seinem Wahnsinne faselte er nur immer von Gold, und *niemals ist irgendwo in der Abtei Gold gefunden worden.*"

„Ich glaubte davon nur, so viel mir beliebte, aber ich that, als nähme ich alles für Wahrheit, und fragte endlich, was aus Schaft geworden sei. Hellstein erhob die Stimme, blickte mir scharf ins Gesicht, als ob er meinen geheimen Gedanken Trotz bieten wolle, und sagte, daß der Schäfer im Irrenhause gestorben wäre. „Es war eine Wohlthat von Gott," bemerkte ich, „denn besser todt als wahnsinnig."

„Als ich von meiner zweiten Seefahrt wieder einmal nach Hause kam, — und dieß geschah erst fast sieben Jahre später, — war Hellstein reicher, angesehener und mächtiger denn je. Alles war ihm geglückt, Niemand erlaubte sich offen ein böses Wort über ihn. Eine arme Frau im Dorfe, die kaum so viel hatte, um Leib und Seele zusammenzuhalten, machte mich darauf aufmerksam, wie Gott i h n gesegnet hätte; wie er Acker zum Acker und Haus zum Haus gefügt; wie er die alten Scheunen hatte niederreißen müssen, um größere zu bauen, in denen seine reichen Ernten Platz finden konnten; aber als ich sie befragte, ob er ein gütiger Mann wäre, der den Armen aus der Fülle seines Besitzes Gutes erweise, entgegnete sie seufzend: „O nein, er ist hart und unerbittlich wie ein Kieselstein, aber seht, wie Gott ihm Glück und Gedeihen schickt." In jenen schlimmen Zeiten war es für einen bösen habgierigen Mann ein Leichtes, reich zu werden.

„Bei meiner nächsten Reise, welche nicht lange dauerte, hatten wir ein Gefecht mit dem Feinde und ich bekam die Wunde, welche mich zum ferneren Kriegsdienst untauglich machte. Aber ich war noch rüstig genug, um ein Leben voll Abenteuern weiter zu führen, und als ich aus dem Hospital entlassen war, schloß ich mich einer Gesellschaft Gelehrter an, welche auf eine wissenschaftliche Expedition nach Australien auszog. Als ich abermals heim gelangte, war es Frieden geworden, mancher europäische Herrscher war todt, andere erfreuten sich der alten Macht; Bonaparte hatte seinen glänzenden blutigen Lebenslauf auf der einsamen fernen Insel beschlossen. Als ich im Jahre 1824 Rufus Hellstein wiedersah, lebte er noch als ein kräftiger rüstiger Mann, dem die Zufriedenheit mit sich selbst auf dem Gesichte geschrieben stand. Sein Schicksal hatte sich so befriedigend gestaltet, daß er wohl dahin gekommen sein mochte, sein Glück als die Belohnung seiner Verdienste anzusehen. Die Menschen huldigten ihm, Gott allein sah in sein Herz.

„Erst nach sechs Jahren, als ich aus Amerika zurückkam, fand ich eine große Veränderung. Hellstein war todt. Er war plötzlich ohne Wort, ohne Aufschrei, entseelt zu Boden gefallen, als er eben vor seiner eigenen Thür einen vortheilhaften Handel mit einem Viehhändler abgeschlossen. Seine Söhne bestatteten ihn mit großem Schaugepränge zur Erde; aber kaum hatte sich das Grab über ihm geschlossen, so wandte das Glück, das ihm so lange treu gewesen, der Stätte seiner Wirksamkeit den Rücken. Die beiden Söhne waren hübsche junge Leute, gutmüthig, besser geartet als der Vater, wohlerzogen und gebildet. Niemand konnte sagen, woher das Mißgeschick kam, aber es heftete sich an ihre Fersen, und ließ nicht mehr von ihnen ab. Das erste war, daß die Brüder über die Theilung des Nachlasses in Streit geriethen und einander feindlich gesinnt wurden. Der älteste, Ludwig, der den größeren Landbesitz behielt, heirathete ein vornehmes Mädchen aus der Hauptstadt und ließ sie in ihrer eigenen Equipage fahren. Sie war eine schöne freundliche Dame, aber ihr Stolz konnte den Schlag nicht ertragen, als ihr erstgeborenes Kind als ein Krüppel zur Welt kam, und schlimmer als das, als ein blödsinniges Geschöpf aufwuchs. Andere nachgeborene Kinder starben und sie verfiel in tiefe Melancholie. Sie hatte gewiß ein recht unglückliches Leben. Ihr Mann war einigermaßen zur Verschwendung geneigt; rasch auf einander folgende Verluste erbitterten seinen Sinn, zuletzt ergab er sich dem Trunke. Es war auch wirklich ein ganz besonderes Unglück, das ihn verfolgte. Wenn es Mißwachs im Lande gab, so gerieth sein Getreide gewiß noch schlechter als das anderer Leute; grassirte eine Seuche unter dem Vieh, so blieb kein Stück in seinen Ställen verschont. Einmal brachen Diebe ein und stahlen Silbergeräth und kostbares Weißzeug, ein ander Mal verheerte eine Feuersbrunst den besten Theil des Hauptgebäudes und die schönen Möbel, Gemälde, Spiegel und dergleichen, welche die großstädtische Ausstattung der Gutsherrin ausmachten, wurden ein Raub der Flammen. Brandstiftung war offenbar im Spiel, aber alle Bemühungen, die Thäter zu entdecken, blieben erfolglos. In Kurzem war Ludwig Hellstein ein ruinirter Mann, seine Frau starb an gebrochenem Herzen; und erst in diesem Uebermaß des Unglücks kam es zwischen den so lange entzweit gewesenen Brüdern zur Aussöhnung. August Hellstein gab dem verarmten Ludwig und seinem blödsinnigen Knaben ein Asyl unter seinem Dache, und ein halbes Jahr lang lebten sie friedlich bei einander, bis auf die Aussage des früheren Gutsaufsehers hin August der an seines Bruders Besitzung verübten Brandstiftung angeklagt wurde. Er kam vor die Assisen, wurde schuldig befunden und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Ja der Arme ward gehängt, und sie verbrachten seinen Leichnam in einem Karren nach der Friedhofsecke, wo Selbstmörder und ehrlose Verbrecher eingescharrt wurden. Es waren damals noch barbarische Zeiten! Doch er starb als ein frommer Mann, und sein schreckliches Ende war nur die Heimsuchung an den Kindern bis in's vierte Glied. Der Gutsaufseher selbst hatte das Feuer angelegt, und August Hellstein war unschuldig gestorben, weil der eigentliche Thäter sich vor einem Meineid nicht gescheut hatte. Ludwig Hellstein lebte noch ein paar Jahre, herzgebrochen und verzweifelnd, aber so viel ich erfahren konnte,

verschied er eines ruhigen Todes. Der blödsinnige Sohn Ludwigs beerbte seinen Onkel August, — groß war die Erbschaft wahrlich nicht; — er hatte genug, seinen Hunger zu stillen und seine Blöße zu decken, bis durch schmählichen Betrug und Bankerott ihm auch das Wenige verloren ging. Für einen Bissen Mittagsbrod half er dann bei dieser und jener Arbeit, soweit sein schwacher Verstand es zulassen wollte.

„Dies ist die Geschichte von dem bösen Manne, dem Gott keine Züchtigung als Warnung schickte. Der Volksglaube betrachtete Rufus Hellstein als einen, der sich dem Teufel verschrieben, und dem dafür Alles unter den Händen zu Gold wurde; aber ich weiß, daß der von ihm entwendete Schatz der Klosterruine der Ursprung seines Wohlstandes und — des Verderbens seiner Nachkommen war."

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 5. April. Die Oper liegt in den letzten Zügen und gibt nur noch hin und wieder nach längeren Pausen und Repertoirstörungen Lebenszeichen von sich, welche sichtlich darauf hindeuten, daß die Schauer des Endes schon die Glieder durchbeben. In der vorigen Woche mußte der „Freischütz" wieder herhalten, der überhaupt in dieser Saison als Lückenbüßer fungirt hat; wenn demungeachtet das Haus gut besetzt war, so ist dieses auf Rechnung der lieblichen volksthümlichen Musik Webers zu setzen, dessen herrliche Weisen niemals in Vergessenheit gerathen und immer ihre Anziehungskraft bewähren werden. Die Hauptrollen lagen in den Händen der Frau Hain-Schnaidtinger und des Hrn. Bernard und wurden ziemlich gut durchgeführt, obgleich die erstere in der sentimentalen rein lyrischen Partie der Agatha nicht so recht in ihrem Elemente war. Im Uebrigen ging es, wie es eben gehen kann, wenns an Eifer und Lust gebricht; es hatte sich eine allgemeine Lethargie eingestellt, für welche sogar der klassische Boden, auf dem sich der „Freischütz" bewegt, keine heilsame Reaktion herbeiführen konnte. Diese Apathie machte sich auch in der Wiederholung des „Propheten", die am vorigen Dinstage als Benefice der Theater-Cassierin gegeben wurde, fühlbar. Das ad nos der Wiedertäufer war voll Dissonanzen und nichts weniger als einladend; ebenso erging es in den Ensembles und Chören; der Krönungschor war schrecklich anzuhören, die requirirten Knabenstimmen schwammen als formloses Gebilde wie sprödes Metall auf einer zum Flusse vorbereiteten Glockenspeise, fremd und abgestoßen ohne amalgamirendes Band. Hoch über alle anderen Leistungen stand der Prophet des Hrn. Bernard und die Fides der nach längerem Urlaube mit neuen Kräften wieder in Aktivität getretenen Frl. Hausen; das waren die Oasen, welche sich in dem Chaos von Gleichgültigkeit und Lässigkeit der übrigen Mitwirkenden mit Erfolg abhoben.

Den am vorigen Donnerstag aufgeführten „Troubadour" haben wir im Laufe der Saison bereits wiederholt zu besprechen Gelegenheit gehabt; die letzte Aufführung desselben bot nichts Bemerkenswerthes. —δ—

Δ Würzburg, 6. April. Der selige Gottsched hatte im Grunde genommen Unrecht, als er voll reformatorischer Anmaßlichkeit den alten Hanswurst 1737 auf dem Stadttheater zu Leipzig in effigie verbrannte. Er glich darin einem voreiligen Manne, der sein altes Hemd fortwirft, ohne sich eines neuen vergewissert zu haben. Sein eigener nach der hochheiligen dreifachen Einheit der Franzosen zusammengeschneiderter Cato war blos ein armseliges Vorhemdchen, mit dem er sich vielleicht einmal gesellschaftlich herausstaffiren, aber keineswegs eine Blöße verdecken konnte, wie sie momentan durch das Verbannen des Hanswurstes entstand. So haben sich denn auch die alten Elemente des Hanswurstenthums, wenn auch in verschämter Gestalt, bis auf den heutigen Tag unter mancherlei Beifall auf unserer Bühne erhalten, während er selbst in verkleinerter Gestalt in den Marionetten- und Kasperltheatern, wie sie zur Zeit hier am Mainquai zu sehen sind, sein altes Prügel- und Zotenwesen zum Gaudium des Pöbels fortreibt. — Als sich durch Erweiterung des bürgerlichen Lustspiels, durch das Hinausgreifen aus der Familie in das gesellschaftliche und soziale Leben hinein die moderne Posse ausbildete, als sie die lokale Färbung zu einer ihrer Haupteigenthümlichkeiten machte und sich mit besonderer Vorliebe des heimischen Philisterthums in all seinen Nuancen bemächtigte, da wurden auch den Manen des alten Hanswurstenthums wieder Konzessionen gemacht, die am reichlichsten im leichtlebigen alten Wien ausfielen. In den Staberliaden von Karl z. B. und speziell in „Staberl's Reiseabenteuern in Frankfurt und München", mit denen wir es heute zu thun haben, finden wir neben den neuen das soziale Leben humoristisch beleuchtenden Elementen einen Theil des alten Hanswurstenapparates entwickelt. Der läppische naseweise Diener mit seinen Lazzi's als Mittelpunkt des Ganzen, die eigentliche Handlung als bloße Silhouette im Hintergrunde angeheftet und vor Allem die vorschriftsmäßige Thätigkeit der Gliedmaßen Staberl's erinnern ziemlich deutlich an ihren heruntergekommenen Vater. Herr Lang gab die Rolle des Staberl mit dem ganzen dazu gehörigen Apparat, in vorschriftsmäßiger Maske und all' den möglichen und unmöglichen Drolerien und Uebertreibungen, die in hergebrachter Weise zum individuellen Typus dieser schon längst stereotyp fixirten Erscheinung gehören. Daß sämmtliche Mitspielende sich eines vollständig modernen Costüms beflissen, erleichterte entschieden die Ueberzeugung, daß die Vorführung derartiger Rollen nur noch ein historisches Interesse haben, oder auf die Reizung des unentwickeltesten Geschmackes abgesehen sind. Wir verließen das Theater vollständig befriedigt, daß — Hr. Lang trotz vorgerückten Alters sich noch eines recht leichten und geschmeidigen Gebrauchs seiner Gliedmaßen zu erfreuen hat.

Der gestrigen Aufführung von Schleich's „Ansässig" waren wir beizuwohnen verhindert.

Miscellen.

(Zeitüberwindung.) Durch das Zusammenwirken der transatlantischen Telegraphen und der neuen Dampferlinie in Kalifornien nach dem östlichen Asien hat man es endlich dahin gebracht, daß Nachrichten aus China in vier und aus Japan in drei Wochen in das Herz von Europa gelangen, — eine im Hinblick auf die bisherigen Kommunikationsverhältnisse außerordentliche Erscheinung.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 29. Mittwoch den 10. April. **1867.**

Mathilde.

Novelle.

I.

„Du hast also endlich Urlaub erhalten, Richard, und begibst dich morgen nach England?“

„Ja, Gott sei Dank — ja, wie du sagst, ich habe ihn endlich erhalten.“

Eine Pause folgte auf die letzteren in einem keine vollständige Erfreulichkeit ausdrückenden Tone gesprochenen Worte, während der Sprecher, langsam eine Cigarre schmauchend und Weißbier trinkend, träumerisch bei einem Fenster seines bengalischen Quartiers hinausschaute.

John Milwood schaute seinen Freund verdutzt an und sagte nach einigen Augenblicken:

„Du sagst „Gott sei Dank“, und doch möchte man, Richard, deinem Tone nach glauben, daß du ungerne dieses lebervernichtende Land verlassest.“

„Urtheile nicht nach meinem Tone, John, denn ich kann dir versichern, daß ich sehr froh bin, gehen zu können. Die Wahrheit ist, mein Alter, daß ich dir, obgleich wir Schul- und Offizierskameraden gewesen und auch jetzt noch immer sind, ein Geheimniß nicht enthüllt habe.“

„Ein Mangel an Vertrauen in die Aufrichtigkeit meiner Freundschaft, über welchen du erröthen solltest, Dick.“

„Ich thue das und will daher, wenn nicht ganz, doch zum Theile meinen Fehler jetzt gut machen. Das Geheimniß ist also“ — der junge Mann änderte anscheinend unwillkürlich, in Wahrheit aber absichtlich seine Stellung, um sein Gesicht der Beobachtung seines Freundes zu entziehen — „das Geheimniß ist, daß ich mich, bevor ich England verließ, verliebt hatte und wieder geliebt wurde, ich darf das sagen, denn wir tauschten Pfänder ewiger Treue miteinander aus.“

„Bisher kann ich noch immer keinen Grund für den ernsten Ton finden, in welchem du mir deine Abreise nach England mittheilest.“

„Nein; du wirst wahrscheinlich auch dann keinen entdecken, wenn du Alles gehört hast. Es ist ohne Zweifel thöricht von mir, wenn ich mir einbilde, daß ein solcher Grund vorhanden sei. Nun denn, unsere Liaison war eine geheime, denn ich war damals nur Lieutenant, zu arm, um ein Weib zu erhalten, und ließ mich daher, in der Hoffnung auf rasches Avancement zu einem nach Indien beorderten Regiment übersetzen, obgleich mich dies nöthigte, Mathilde vielleicht auf viele Jahre zu verlassen. Es wurden viele Briefe zwischen uns gewechselt, bis vor etwa neun Monaten, wo diejenigen aus England seltener und, wie mir, dem vielleicht Eifersüchtigen und Empfindlichen dünkte, auch minder zärtlich als früher wurden. In den letzten drei Monaten, seitdem ich von meinem Avancement gesprochen und die Wahrscheinlichkeit meiner Rückkehr nach England angedeutet hatte, erhielt ich nur einen einzigen Brief, der mir in den freundlichsten Ausdrücken gratulirte und den vor beiläufig einem Monat erfolgten Tod ihres Vaters anzeigte. Ich schrieb zurück, tröstete sie ob ihres Verlustes und gab Ausdruck meiner Freude, ihr nun bald eine Häuslichkeit bieten und ihre Mutter unterstützen zu können, welche, wie ich wußte, arm sein dürfte, da ihr Gatte nur ein Landgeistlicher gewesen war. Seitdem habe ich keinen Brief erhalten. Wunderst du dich jetzt, John, daß sich eine Art von Furcht in die Freude über meine Rückkehr drängt?“

„Nein, Dick, das thue ich nicht, zumal, wenn ich bedenke, daß du ein empfindsamer, eifersüchtiger Junge bist,“ erwiderte sein Kamerad mit einem spöttischen Lächeln. Als er aber auf dem halbabgewendeten Gesichte seines Freundes einen Anflug von Kummer gewahrte, setzte er hinzu: „Vergib mir meinen Scherz, ich will ernst sein und bin es auch wirklich, wenn ich sage, daß du dich ohne Grund selbst quälst. Du sagst, daß du weißt, sie seien arm; konnte nicht dies der Grund des Schweigens der Dame sein? Sie findet ihre Stellung erniedert und die deine zu gleicher Zeit um vieles erhöht. Dürfte dies nicht ihr den Muth benommen haben, den Briefwechsel in der früheren Weise fortzusetzen? Dürfte sie nicht meinen, du würdest dich jetzt ändern?“

„Nein, Jack, das kann sie niemals denken!“ rief Richard Helder aus, indem er sich plötzlich umwendete und seinen Freund mit einer Miene anblickte, die den Ernst seiner Worte bekundete: „Nein, sie darf das nicht denken, denn ich habe die Gewißheit, daß ich nie, weder mit dem Worte, noch mit einer That ihr Anlaß gegeben habe, so schlecht von mir zu denken. Indessen magst du recht haben, daß sie aus einem Gefühle entschuldbaren Stolzes so gehandelt hat, wie ich dir gesagt habe. Jedenfalls, Alter, ist mir deine Vermuthung willkommen, denn sie macht mir das Herz leichter und ich danke dir von ganzer Seele.“

Und der Hauptmann streckte die Hand über den Tisch hin und drückte mit großer Innigkeit die ihm von seinem Freunde, der um zwei Jahre jünger und sein Lieutenant war, herzlich dargebotene Hand.

„Hauptmann Helder!“ sagte eine am offenen Fenster erscheinende Ordonnanz; „ein Kompliment vom General, er würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie bei ihm vor-

sprechen wollten; er hat einige Privataufträge für England und würde sehr erfreut sein, wenn Sie selbe übernähmen."

„Ich werde mich ihm sofort vorstellen."

Und Hauptmann Helder erhob sich, um der Ordonnanz in's Quartier des Generals zu folgen.

II.

O, schönes, frisches, kräftigendes England! welches Land kann sich mit dir vergleichen? Wo sonst noch gibt es so kühle einladende Schatten, wenn die Sonne ihre Mittagsgluthen niedersendet? Welcher Duft, und sei er auch der der Orangenwälder Spaniens, überbietet den deiner vom Thau bedeckten Blüthenhecken, oder den des frisch gemähten Heues, welchen der sanfte West von deinen Wiesen herüberhaucht? Wo noch findet sich solch' ruhige ländliche Schönheit, wie sie bei dir ist? Wo? In Indien, diesem Lande der Paläste, gewiß nicht.

Diese und ähnliche Gedanken hatte Richard Helder, als er leichten Schrittes und noch leichteren Herzens einen jener in Kent häufigen Wege hinzog, die, halb Straße, halb Heckengang, von hohen dichtbelaubten Bäumen eingerahmt sind, durch welche hin und wieder ein Panorama unvergleichlicher pastoraler Scenerie in herrlichem Licht und Schatten sich den Blicken des Wanderers darbot.

Der bange Zweifel an der Aufrichtigkeit der Liebe Mathilde Latimers, der ihn in Indien überkommen hatte und auf der Heimreise nicht von ihm gewichen war, schwand immer mehr, je näher er dem Dorfe rückte, in welchem ihr Vater so lange den ehrenvollen, aber wenig einträglichen Beruf eines Landgeistlichen ausgeübt hatte. Und lange bevor die dünne, im Mondscheine glitzernde Thurmspitze der kleinen Dorfkirche sein Auge traf, war sein Geist in freundliche Erinnerungen versunken, welche die schattigen Heckengänge, durch die er kam, in ihm hervorriefen — Gänge, die ihm durch die Geliebte theuer geworden, an deren Seite er sie so oft durchwandert hatte. Jede Krümmung in der Hecke, jeder Steg brachte ihm eine vergangene, aber unvergeßliche Scene des Glückes wieder vor Augen, und berauscht vom Geiste der Liebe trat Helder endlich in's Dorf, das ihm ein Paradies dünkte.

Welche Wonne wird es für ihn sein, Mathilden beweisen zu können, daß ihre Vermuthungen falsch gewesen, ihr darzuthun, daß sie ihm Unrecht gethan habe, daß er sie jetzt, wo er fühlte, ihr größeres Glück bieten zu können, wenn möglich noch mehr liebe als jemals.

Der rasche Gang, den er eingehalten hatte, wurde nicht langsamer, als er die hübsche, durch die Unregelmäßigkeit der an beiden Seiten stehenden, oft von hohen Bäumen überwölbten Häuschen malerisch gemachten Gasse entlang schritt. Durch einen unvorgesehenen Vorfall hatte er den Eisenbahnzug versäumt, auf den er gerechnet hatte, und da Trains nicht so häufig nach kleinen Landstädten gehen, so war es nun zu spät, um sich den Latimers vorzustellen. Er brauchte nicht erst auf die Uhr zu schauen, um das zu wissen, die ihm wohlbekannten Signale im Dorfe zeigten ihm es an.

Als er an's kleine Wirthshaus kam, lehnte er sich einen Augenblick an die große Ulme, unter deren schattenspendenden Zweigen Bänke und Tische gestellt, aber in jenem Augenblicke von Niemandem eingenommen waren. Er überlegte, ob er nun weiter gehen soll oder nicht.

„Es ist zu spät, zu spät, um zu ihnen zu gehen — und Alles das, weil ich den verwünschten Zug versäumt habe," sagte er sich. „Zudem mag Mistreß Latimer von unsere Liebe noch nichts wissen, obgleich ich mir denke, Mathilde werde ihr in letzter Zeit davon gesagt haben. Aber so nahe zu sein und nicht mehr zu wissen, als ich in Indien wußte, das ist unmöglich. Diese schöne Nacht wird eine qualvolle für mich werden. Es sollte mich wundern, wenn die alte Nanny schon zu Bett gegangen wäre, oder vielmehr, es sollte mich wundern, daß sie noch am Leben ist. Jedenfalls kann ich das erfahren und lebt sie noch, so werde ich über die theure Mathilde von ihr etwas vernehmen. Ich kann dann noch immer rechtzeitig genug zurück sein, um den Burschen mit meinem Mantelsack zu treffen."

So ging er quer über die Straße und bog in eine schattige Allee ein, welche zur epheuumrankten Kirche und Pfarre führte.

Er ging jedoch nicht zur Kirche und Pfarre, denn er wußte, daß Mathilde und ihre Mutter diese längst verlassen hatten. Sein Herz schlug freudig, als er die weiße Pforte der ersteren erreichte und seine Schritte wurden nicht langsamer, wenn auch seine Fröhlichkeit sich verminderte in Anbetracht des Ortes, an dem er sich jetzt befand, er schritt nämlich einen schmalen Pfad hin, der sich zwischen den ehrfurchtgebietenden Ruheplätzen des einzigen Philantropen — Tod fortwand.

Als er an ein zweites Thor kam, machte er es wie das erste auf und stand in einer Allee, welche die Fortsetzung derjenigen war, die er auf der anderen Seite gelassen hatte, und gegenüber einem in einer Gruppe von Bäumen nahezu verborgenen Häuschen mit nettem Strohdache. Dieses war des Küsters Häuschen; doch derjenige, welcher während Richard's früheren Aufenthaltes im Dorfe diesen Posten innegehabt hatte, war alt und schwach im Dienste geworden, welchen er in so lobenswerther und ehrlicher Weise versehen hatte, daß Mr. Latimer, Mathildens Vater, den Einwohnern vorschlug, daß wenn auch ein neuer Küster genommen werden müßte, man doch dem alten Andrew Felton und seinem Weibe das Häuschen auf Lebenszeit belassen möge, wo sie mit ihren kleinen Ersparnissen den Rest ihrer Tage behäbig verleben können.

Der alte Küster war aber bald gestorben, doch sein Weib, eine starke Siebzigerin, lebte noch.

Zu ihr, der alten Nanny, kam Helder, denn sie war die einzige Vertraute der sich liebenden jungen Leute gewesen.

Ein Licht schimmerte noch durch das kleine Fenster und er, im Vertrauen, daß seine Anwesenheit die alte Nanny für die erlittene Störung hinlänglich entschädigen werde, näherte sich und klopfte leise an die Thüre. Alles war stille und er mußte noch einmal klopfen, bevor er eine Bewegung auf der anderen Seite und eine schwache, doch freundliche Stimme hörte:

„Wer ist denn hier zu solcher Stunde? Ist es einer vom Dorfvolke, so könnte er wohl seine Sache bis Morgen lassen, denn ich gehe zu Bette."

„Es ist mir leid, Mistreß Felton, allein ich möchte Euch gerne noch heute sprechen," sagte Helder.

„Wie!" rief das alte Weib erstaunt, „wessen Stimme ist denn das?"

„Meine, Richard Helder's Stimme. Habt Ihr mich schon vergessen, Nanny?"

„Sie vergessen, Herr Richard? Nun, wahrlich! So sind Sie denn zurück, das freut, freut mich herzlich. Warten Sie nur einen Augenblick, ich werde gleich die Thüre aufmachen."

(Fortsetzung folgt.)

König und Sängerin.

An einem sehr unfreundlichen Jännertage des Jahres 1771 beherbergte das Lohnfuhrwerk, das von Berlin nach Potsdam verkehrte, eine sehr hübsche Insassin. Dieselbe war jung, höchstens einundzwanzig Jahre — besaß eine blendende Weiße der Haut — frische, volle, halb offen stehende Lippen — große, helle, lachende Augen mit wunderschönen Augenbrauen, nicht etwa geschminkten, sondern von der Meisterhand der Natur gezogenen — im ganzen Antlitze viel Leben, Frische, Glanz und einen Zug der Begeisterung, jedoch nicht ohne eine Beimischung von Muthwillen und Trotz. So viel war aus der Sammet- und Pelz-Umrahmung herauszuerkennen. Der Wagen hatte den Weg über Saarmund genommen und langte am Teltower Thore in Potsdam, im Angesichte des Stadtschlosses, an. Zwei Personen traten aus dem Wachthause, der Einnehmer und ein Unteroffizier; Ersterer hielt die Hand auf und Letzterer stellte ein Examen an. Die Fragen waren so schnell und unverständlich, wie die Handwerksgrüße der Wanderburschen; nur so viel schien die Insassin des Wagens verstanden zu haben, daß er wissen wolle, wer sie sei und was sie in Potsdam zu suchen habe. Ihre Antworten durch das geöffnete Fenster waren kurz: „Jungfer S c h m e l i n g e n“ und „Zum König“.

Maßloses Erstaunen der Beiden, daß sich auch dem wachthabenden Offizier bei der Einfahrt des Wagens in den Schloßhof durch das Portal von der Stadtseite her mitzutheilen schien; denn das war ein äußerst rarer Fall, daß ein Frauenzimmer, ein junges, schönes Frauenzimmer, wie der Unteroffizier auf den ersten Augenblick wahrgenommen hatte, in das Stadtschloß, in dieses halb militärische, halb literarische Kloster, und zum Könige kam. Der Offizier hätte sie am liebsten gleich arretirt — und das wäre ihr, nach dem unternehmenden Blicke, den sie auf den Wachthabenden schoß, gar nicht so unlieb gewesen — wenn er nicht vielleicht schon Ordre gehabt hätte, den Wagen mit dem und dem frauenzimmerlichen Inhalte passiren zu lassen. Jener hielt denn vor dem innern Eingange des mittleren Risalits und schien auch schon erwartet zu sein; denn alsbald zeigte sich ein Kammerhusar, welcher der Dame aus dem Wagen half und ihr über die herrliche Treppe aus grauem schlesischen Marmor hinauf voranschritt. Oben ging es links durch eine dunkle Galerie, dann in ein saalartiges Zimmer; die Wände desselben waren in mattem Grün mit Goldverzierung gehalten. Beim Eintritt in dasselbe war es, als ob die Dame leichter aufathmet; in dem Kamine brannte ein mächtiges Feuer, Räucherwerk war abgebrannt worden, aber lieblicher noch als dieses schien die Eintretende der Duft von dem Mahle anzumuthen, das der Kammerhusar nun auf einer großen silbernen Platte auch schon zu serviren begann. Jungfer Schmelingen hatte inzwischen kaum Zeit gehabt, ihren Pelz abzunehmen und im Spiegel ihre Frisur zu prüfen, ob auch die Reise nichts an dem künstlichen Lockengebäude — an den feuerrothen golddurchwirkten Schleifen und an dem Blumengehege, welches sich um das hohe Toupé schlang, verdorben habe — hie und da eine Zurechtweisung einer Blume mit der kleinen, vollen, weißen Hand, dann ein leises Darüberhinfahren mit der Puderquaste, einiges Rücken der Falten des tonnenartig über den sogenannten Korb, die heutige Krinoline, gespannten grauen, mit Tuberosen bestreuten Stoffgewandes und die Toilette war fertig. Der Kammerhusar, der eben mit der Speiseplatte in den Saal trat, wäre fast vor Entsetzen in den Stuhl gesunken — denn das war unerhört, daß ein Frauenzimmer im Speisesaale des Königs und so nahe den Gemächern desselben so sans façon ihre Toilette machte — aber das Gefallen an der Jungfer Schmelingen, die nun schlank und hoch aufgewachsen und mit einer gewissen herausfordernden Miene vor dem Verblüfften stand, mußte doch noch das Entsetzen überwiegen. — Das Gesicht eines Kammerhusaren war durch Talg, Puder und Bartwichse, noch mehr aber durch die Gewohnheit des Handelns nach einem fremden Willen in so straffe Linien gezogen, daß ihm Fähigkeit und Ausdruck eigenen Empfindens ganz abhanden gekommen war. Wenn dennoch über diese Züge ein freundliches Grinsen strich, so war das der höchste Ausdruck, zu dem sich seine Seele erheben konnte und der fromme Wunsch: Ach, wenn doch öfter so bildhübsche Jungfern zum König kämen! Mit der Suppe war die Schmelingen schnell fertig; denn wenn man mit einem Lohnfuhrwerk von Berlin nach Potsdam fuhr, so war die erste Empfindung: Hunger. Was war es aber, daß sie, als sie just einen Kapaunflügel sich auf dem Teller zerlegte, plötzlich in ihrer Manipulation inne hielt — einen Moment sich besann, mit der Hand nach dem Halse in die Gegend des Kehlkopfes griff und sich dann schnell von der Tafel erhob. Einige Schritte auf- und abgehend räusperte sie sich und sang dann mit halber Stimme die Hälfte der Scala. Die Stimme klang glockenrein und die Sängerin schien selbst damit zufrieden zu sein, mischte sich ein Glas Wasser mit Rothwein und auf die verwunderte Frage des Kammerhusaren, warum sie denn das leckere Diner so unbeachtet stehen lasse, antwortete sie mit der zweiten Hälfte der Scala und machte dem Frager durch Gesten begreiflich, daß das Diner ihrer Stimme schaden würde, was der Kammerhusar wieder nicht begriff, im Gegentheil dachte er, wenn er recht tüchtig gegessen habe, dann könne er gegen die unter ihm stehenden Lakaien noch einmal so kräftig loswettern.

Ein Kammerhusar im Dienste Friedrichs des Großen verkehrte alltäglich mit der Weltgeschichte, er öffnete ihr die Thür und meldete sie an, freilich unter verschiedenen Namen und Persönlichkeiten, er rückte den Ideen des Jahrhunderts an der Tafel des großen Königs die Stühle und servirte ihnen die Austern und Pasteten; aber für ihn waren nur die Personen, die gestickten Hofkleider, die Ordenskreuze und, was den Ausschlag gab — die Trinkgelder vorhanden — er maß die höchsten Mächte des Geistes, des Wissens und Könnens nur nach dem, was ihm in die Hand gedrückt wurde. Die Weltgeschichte aber lohnt nur mit Küssen der Unsterblichkeit. Was sollte er mit diesen anfangen? Wie sollte er zur Würdigung kommen, daß die Töne, welche dieses Mädchen von sich gab, in dem Gedächtnisse kommender Zeiten nachklingen und daß ihn Tausende nach langen Jahren noch beneiden würden, dieselben gehört zu haben! Denn die vor ihm stand, besaß eine der wunderbarsten Stimmen, die je aus einer Menschenkehle erklungen sind. Elisabeth Schmelingen war von Leipzig, wo sie in den großen Konzerten Furore gemacht hatte, nach Berlin gekommen, um in der italienischen Oper des Königs als erste Sängerin angestellt zu werden. Friedrich der Große hatte eben einen Widerwillen gegen deutsche Sängerinnen, er hatte auf den Vorschlag des Grafen Zierotin zu Gunsten der Künstlerin geantwortet: Lieber möchte er sich von einem Pferde eine Arie vorwiehern lassen, als eine Deutsche in seiner Oper zur Primadonna haben. Endlich hatte er aber doch sich herbeigelassen, diejenige zu hören, die sich vermaß, es mit der Italienerin aufnehmen zu wollen. Zierotin pries sie als die moderne Muse des Gesanges, und der Kammerhusar ging hinein und meldete die Jungfer Schmelingen.

Nach einer Weile kam der Meldende zurück und führte die Sängerin in ein großes Gemach. Hier mußte sie lange auf den König warten und hatte so hinreichende Muße, sich in dem Raume umzusehen. Jedenfalls war dasselbe zu den Musik-Aufführungen bestimmt: An der einen Wand stand ein Flügel, daneben ein Musikpult, dessen Brett aus Schildpatt mit Silber eingelegt war. Auf dem Spiegeltische bemerkte sie einen breiten, mit verblichenem rothen Maroquin überzogenen Kasten; derselbe enthielt muthmaßlich die Flöten des Königs. Die Wände des königlichen Gemaches schmückten bildliche Darstellungen im Geschmacke Lancrets, Tanz und Musik verherrlichend; der Grundton des Zimmers war rosenroth, die Verzierungen von Silber, die Möbeln und Vorhänge von rosenrothem Atlas, überall bis zu der Porzellan-Garnitur des Kamins herab sanfte Farben, weiche Linien, feine musikalische Empfindung.

Endlich öffnete sich eine Thür zur linken Hand und der König trat ein, streifte über die tief sich Verneigende mit seinen leuchtenden Blicken hin, ging, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Flügel und schien wohl eine Viertelstunde lang gar keine Notiz von ihr zu nehmen. Dies weckte den Stolz des Mädchens, sie dachte an das „Pferdegewieher“ und sehnte den Augenblick herbei, wo sie den Gewaltigen in seinem Vorurtheile besiegen könnte. Der König, den Hut auf dem Kopfe, spielte immer fort. Die Schmelingen sah sich unterdeß die Gemälde noch einmal an, ihrem stillen Aerger durch heftige Bewegungen des Fächers Luft machend — endlich schien die Flügelphantasie des Königs zu Ende zu sein, denn er winkte ihr mit ernster, fast verdrießlicher Miene, und wenig ermuthigend klangen seine Worte: „Sie will mir also etwas vorsingen?“

„Wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, es zu erlauben.“

Damit setzte sie sich auf den Stuhl, den der König ihr anwies und begann eine längst eingeübte italienische Arie, die für ihre Vorgängerin, die Astrua, komponirt war. Schon bei den ersten Tönen wurde der König aufmerksam, näherte sich ihr und sprach unzweideutig, als sie geendet hatte, seinen Beifall aus. Sie wollte aufstehen, er aber bedeutete ihr, daß die Prüfung noch nicht zu Ende sei.

„Kann Sie vom Blatt singen?“

„Ja, Ew. Majestät.“

„Na, höre Sie mal, das ist schwer.“

„Mein Vater hat mich darin unterrichtet.“

„So. — Getraut Sie sich Alles zu singen, was ich Ihr vorlege?“

„Zu singen und auch auf dem Klavicembel zu begleiten, Ew. Majestät.“

Das war dem königlichen Kunstrichter überraschend; kopfschüttelnd ging er durch dieselbe Thüre, durch welche er gekommen war, und brachte eine Partitur; es war die der Oper „Pyramus und Thisbe“ von Hasse, und legte dieselbe auf das Pult. Das Mädchen sah Blatt für Blatt an, was dem Könige zu lange zu währen schien, denn nicht ohne Ungeduld bemerkte er:

„Sieht Sie wohl, Sie muß sich die Noten doch vorerst ansehen.“

„Nicht der Noten wegen, Ew. Majestät, sondern der Worte wegen, damit ich auch weiß, mit welchem Ausdruck ich zu singen habe.“

„So! Also deßwegen! Na, nun fange Sie aber an!“

Die Schmelingen begann. Gleich das Recitativ sang sie mit außerordentlicher Bravour, als hätte sich ihre Kraft auf das Doppelte gesteigert. Dabei gab sie den Worten ihr volles Gewicht und errichte dadurch eine Wirkung, die der König bisher am italienischen Gesange nicht gekannt hatte. Freundlich klopfte er ihr auf die Schulter und sagte einmal über das andere, ja fast nach jeder Pause: „Brava!“ Nun ging es zum Adagio. Die Künstlerin hatte Muth gefaßt, sie wußte, daß gerade der getragene Ton des Adagio ihre besondere Kraft war und fühlte sich ihres Sieges gewiß. Zugleich erwachte aber auch ihr Muthwille; sie dachte an die schlechte Meinung, die Friedrich von deutschen Sängerinnen hatte, und sang die erste Hälfte des Adagio so schlecht, tonlos und mit erzwungener Rauhigkeit, daß der König unwillig mit den Händen auf die Stuhllehne klopfte und sich umdrehte. Das hatte die Muthwillige eben gewollt.

„Verzeihen Ew. Majestät, es ist mir etwas in den Hals gekommen, darum habe ich so schlecht gesungen, daß man es fast für das Wiehern eines Pferdes halten mußte; haben Ew. Majestät die Gnade, ein da capo zu erlauben.“

Ohne diese Erlaubniß abzuwarten, begann sie noch einmal mit dem vollen Glanz und Schmelz ihrer Stimme, ging dann zum Allegro, vom edlen, getragenen Ton zu hüpfenden, perlenden Koloraturen, stand mit der letzten Note auf und machte lachend und siegesgewiß vor dem Könige eine graziöse Verbeugung. Ob sie nicht gesiegt hatte!

„Höre Sie mal, Sie kann singen!“ äußerte sich der König hoch befriedigt. „Will Sie in Berlin bleiben, so kann Sie bei meiner Oper angestellt werden.“

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Zur Luxemburger Frage schreibt man der „Köln. Zeitung“ aus Paris: „In den letzten Tagen erregte hier ein prächtiger Vierspänner mit ausgezeichneten Pferden ziemliches Aufsehen oder wird, besser gesagt, mit ganz besonderer Neugierde betrachtet. Uneingeweihte fragen: „Wer ist die nicht mehr junge Dame mit den ziemlich verlebten Zügen? Eine italienische Herzogin? Eine russische Fürstin? Eine französische Prinzessin?“ Nichts von alledem; es ist Madame Musard, die Geliebte oder, wenn das schöner klingt, die Freundin einer ausländischen, durch ihre Verkaufsliebhabereien bekannten Majestät, bekannt, ja sogar hier in Paris berüchtigt durch die beispiellose Verschwendung, mit der sie schon Millionen ihres freigebigen Freundes durchgebracht hat, angestaunt wegen des fabelhaften Luxus ihrer Einrichtung, ihrer Equipagen und Juwelen. Madame Musard braucht Geld, sehr viel Geld, ihr königl. Freund hat aber nicht immer disponible Millionen, und — kleine Ursachen, große Wirkungen — hierin liegt der Grund, warum Madame Musard in diesem Augenblicke mit besonderer Neugierde betrachtet wird, sobald man sie in ihrer vierspännigen Equipage im Bois de Boulogne bemerkt, besonders von denen, die in der Gegend der Ardennen zu Hause sind.“

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 30. Sonntag den 14. April 1867.

Mathilde.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Helder geduldete sich gerne und nach wenigen Minuten bewillkommnete ihn Nanny in ihrem Zimmer, das, obgleich seine Wände weißgetüncht und sein Estrich aus Backsteinen war, doch recht nett aussah.

„So sind Sie endlich wieder zurück, Herr Richard," sagte die Alte, als sie die Thür geschlossen hatte und hinter ihrem unerwarteten Besucher hertrippelte. „Gott weiß es, daß ich sehr froh darüber bin."

„Ja, Nanny, ich bin nach fast dreijähriger Abwesenheit wieder zurückgekehrt," erwiderte der junge Soldat, sich in einen bequemen, wenn auch hölzernen Armstuhl setzend, welchen Nanny ihm vom Herde herangerückt hatte, denn das Zimmer war auch zugleich Küche. „Und die erste Person, die ich besuche, ist meine alte Freundin Mistreß Nanny Felton."

Das alte Weib richtete einen halb verdutzten, halb ängstlichen Blick auf den jungen Mann, schüttelte mit jenem Lächeln, das ältlichen Personen so gut läßt, den Kopf und erwiderte:

„Ah, das geschieht, weil Sie zu spät in's Dorf kamen, um in das große Haus zu gehen. Die alte Nanny hat demnach Ihnen nicht dafür zu danken, verzeiht Ihnen aber, ist es doch erklärlich bei der Jugend."

„Ich sehe, man kann, hätte ich auch die Absicht dazu gehabt, Euch nicht täuschen, Nanny, glaubet mir aber, daß ich es nicht wollte," sagte Helder. „Ihr habet recht gerathen. Ich traf zu spät hier ein, um Miß Latimer noch besuchen zu können, und da ich wußte, wie gerne Euer gutes Herz meine Ungeduld entschuldigen wird, so wagte ich es, Euch zu dieser Stunde zu stören, in welcher man im Dorfe sich zur Ruhe zu begeben gewohnt ist. Ich wollte von Euch über sie, die mir Alles ist, und von der ich in den letzten fünf Monaten nichts vernommen habe, etwas erfahren."

„So lange schon!" rief Nanny erstaunt aus. „Der Anblick Ihres lieben Gesichtes und Ihres freundlichen Lächelns, Herr Richard, wäre genug Entschädigung für die Störung gewesen, die übrigens nicht stattgefunden hat, denn ich war eben erst im Begriff, zu Bette zu gehen."

„Wenn das der Fall ist, Nanny, so gönnet mir einige Augenblicke mehr. Erzählet mir von Mathilde. Das Letzte, was ich hörte, war, daß ihr Vater gestorben ist. Geriethen sie dadurch nicht einigermaßen in Dürftigkeit?"

„Das war das Letzte, was Sie gehört haben?" sagte die alte Frau nachdenklich.

Es war dabei ein seltsamer Ausdruck in ihrem Gesichte, der trotz ihres Lächelns auffallen mußte, und den ihr Zuhörer wahrgenommen, aber vergebens zu deuten versuchte.

„Ja, wohl geriethen sie in Armuth, doch währte dies nicht lange."

„Nicht lange!" rief Helder aus, seine Aengstlichkeit nicht länger zu verhehlen suchend. „Was wollt Ihr damit sagen? Ich lese es in Euren Zügen, daß dies eine besondere Bedeutung haben muß. Barmherziger Himmel! Vielleicht ist Mathilde todt. Sprechet, antwortet, sonst werde ich wahnsinnig."

„O, Herr Richard!" ließ sich die alte Frau besorgt vernehmen. „Ich bitte Sie, schauen Sie doch nicht so drein. Es ist, ich hoffe zu Gott, keine Ursache dazu vorhanden. — Miß Latimer ist wohlauf. Ich war blos erstaunt, daß Sie gar nichts von ihrem Glücke gehört haben."

„Von ihrem Glücke! nein Nanny," sagte er, in seinen Stuhl zurücksinkend. „Sehr seltsam, ich habe nichts gehört. Die Mittheilung der angenehmen Nachrichten ist Euch vorbehalten worden. Erzählet mir also etwas davon;" und seinem Gesichte die Hand vorhaltend, um sich dem durchdringenden Blicke der Alten zu entziehen, beugte er sich über das Herdfeuer hin. Er hatte eine Ahnung, daß die Nachricht, die er hören werde, keine für ihn angenehme sein werde.

„Sie werden ohne Zweifel gehört haben, Herr Richard, daß unser verstorbener Geistlicher einen Zwillingsbruder hatte, einen wilden, herumzigeunernden Jungen, von dem die Familie nichts wissen wollte. Vor vielen Jahren überredete ihn Mr. Latimer, auszuwandern, als die einzige Aussicht, anders zu werden und half ihm zu diesem Zwecke mit Geld, das zu ersparen ihm schwer genug werden mußte, das er aber immerhin erspart hatte. Man hörte nichts von ihm bis ungefähr einen Monat nach Herrn Latimer's Tode. Da erhielt Mistreß Latimer einen Brief von einer Person in London, einem Advokaten, wie ich glaube, welcher sie ersuchte, sie solle zu ihm kommen. Sie that dies und erfuhr, daß ihr Schwager in Australien gestorben sei und sein großes in den Goldlagern erworbenes Vermögen seinem Bruder Hebert und dessen Erben hinterlassen habe. So gelangte, wie Sie sehen, Mistreß Latimer aus der Armuth zu großem Reichthum."

„Wie falsch war demnach Milwood's Vermuthung!" rief Helder aus. „O Gott!" fügte er, in seinen Stuhl zurücksinkend und sein Gesicht mit den Händen verdeckend, hinzu: „So ist denn mein Argwohn bestätigt. Um deinetwillen allein, Mathilde Latimer, habe ich nach Beförderung gestrebt und gerungen. Um deiner Glückseligkeit willen hätte ich Alles gethan und gelitten! Guter Gott, sei barmherzig, sonst werde ich verrückt!"

„O, Herr Richard, was ist denn geschehen?“ rief Nanny Felton, aufstehend und zu ihm eilend. Sie war bewegt, denn Helder war einer jener freundlichen, edelmüthigen Männer, die von bejahrten Leuten stets geliebt werden. „Was habe ich denn gethan? Was konnte ich gesagt haben, daß Sie so drein schauen und solches Zeug sprechen müssen?“

„Absichtlich nichts, Nanny, doch trotz Eurer Bemühungen las ich mein Schicksal in Eurem Gesichte und Eurem Tone,“ sagte er lächelnd. „Mathilde Latimer liebt mich nicht mehr, kümmert sich nicht mehr um mich.“

„Nein, nein, Herr Richard, ich habe nicht gesagt —“

„Ihr habet nicht gesagt —“, unterbrach er.

„Ich habe das auch nicht gemeint. Ich möchte es nicht wagen, ihr unrecht zu thun.“

„Nicht wagen,“ wiederholte er bitter; „Ihr seid ein freundliches Herz, Nanny; meines ist anders und vielleicht nicht so leichtgläubig.“

„Herr Richard, Sie haben meinen Worten eine eigene Deutung gegeben, es fällt also nicht mir etwas zur Last,“ sagte das alte Weib, einigermaßen strenge, wenn sie es auch für unmöglich hielt, das vor Erregtheit und Gram blasse Gesicht verdrießlich anzublicken. „Ich habe nichts gesagt, will nichts mehr sagen, gehen Sie und schauen Sie selbst.“

„Ich gehe hin,“ erwiderte er düster, während er sich erhob und seinen Hut nahm. „Ja, ich gehe hin, obschon es schon spät ist — ein Viertel auf Zehn, wie ich glaube — ich will selbst schauen, wie die Sache steht. Wo wohnt denn Mathilde Latimer jetzt?“

„Bleiben Sie noch, Herr Richard, ich bitte Sie. Lassen Sie sich Zeit zur Besinnung. Es ist unrecht von Ihnen, in solcher Weise vorzugehen, gewiß, es ist nicht recht.“

„Nanny, ich hatte die Ahnung davon, bevor ich Indien verließ. Wo wohnt sie?“

„In Daisy Mount; Sie kennen doch den Ort, zwei Meilen von hier,“ sagte die Alte zaghaft, während ihr Thränen in den Augen standen.

„Ja, ich kenne ihn, es ist in der Nähe der Besitzung Sir Frederick Malins. Gute Nacht, Nanny; machet Euch keinen Schmerz über etwas, das ich gesagt haben konnte, denn dies würde den meinigen noch vergrößern, und Gott weiß, daß dieser bereits groß genug ist.“

Mit diesen Worten ergriff er die Thürklinke und ging festen und hastigen Schrittes, den Hut bis an die Augen herabgedrückt, hinaus in's Mondlicht.

Nanny Felton blickte ihm, an allen Gliedern zitternd, nach, schlug die Hände zusammen, murmelte etwas und sank in einen Stuhl.

„Gott, habe Mitleid mit dem armen jungen Manne. Ich wünschte, daß ich nichts gesagt haben möchte, was seinen Argwohn erregen könnte, ich fürchte aber, daß dieser nur zu begründet ist. O, Miß Mathilde, Miß Maud, Sie werden viel zu verantworten haben. Sie waren nie seiner Liebe würdig.“

(Fortsetzung folgt.)

König und Sängerin.

(Schluß.)

Die Künstlerin ward nun königliche Sängerin, bekam 3000 Thaler Gehalt, was nach damaligem Geldwerthe den heutigen Gagenverhältnissen ganz gleich kommt, wenn dieselben nicht übertrifft, und hieß nun Signora Schmelingen. Mit ihrem Engagement begann eine neue Glanzperiode der italienischen Oper am Berliner Hofe. Sie und der Sänger Concialini, der nur fünf Jahre älter als sie war, leisteten das Höchste, was im musikalischen Drama erreicht werden konnte; sie lernte von ihm das Adagio, er von ihr die Passagien, und Beide vervollkommneten, unterstützten, hoben und trugen sich wechselseitig. Schon im ersten Jahre ihres Engagements begannen indeß jene häuslichen Mißhelligkeiten, die ihre Stellung in Berlin mit der Zeit erschütterten, untergruben und zuletzt unmöglich machten. Die Künstlerin war eine ganz auf sich selbst und das volle Bewußtsein ihres genialen Könnens gestellte Persönlichkeit, keinem Zwange sich beugend, ihren Willen als das Absolute betrachtend, sie war als Weib und Künstlerin, was Friedrich der Große als Mann und Herrscher — Autokratin, sie freilich durch ihre Laune, der König durch sein Bewußtsein. Zwei solche Naturen können sich auf die Länge neben einander nie halten; dabei war die Künstlerin reizbar, leidenschaftlich, trotzig und übermüthig bis zum Exceß; die feine Empfindung, die edle Leidenschaftlichkeit, die hohe Kühnheit und der feurige Stolz, wodurch sie in ihren Darstellungen auf der Bühne zündete und hinriß, schienen sich im häuslichen Leben in die Abart dieser Tugenden verkehrt zu haben.

Zuerst schien ihr Vater ihr unbequem zu sein. Möglich, daß dieser in der freien Bewegung ihres Willens ihr hemmend im Wege stand; vielleicht gehörte er auch zu der Spezies der Virtuosenväter, die da wünschen, daß ihre Kinder nie zur Selbständigkeit gelangen und dieselben zu Opfern ihrer Selbstsucht machen; genug, die Tochter verklagte ihn beim König, er tyrannisire sie und sie bäte Se. Majestät, daß er ihn aus Berlin verweisen lassen möchte, worauf der König antwortete, daß er das nicht könne, indem besagter Tyrann Schmelingen keine Handlung begangen hätte, die einen derartigen Gewaltschritt rechtfertige.

Demzufolge scheint die Künstlerin sich nach einer jüngeren männlichen Stütze umgesehen zu haben, um dem Druck der väterlichen Gewalt begegnen zu können; diese fand sich denn auch sehr bald, aber eine unwürdigere Wahl hätte Elisabeth Schmelingen mit ihrem Herzen, wenn dasselbe überhaupt im Spiele war, nicht treffen können, als in dem Violoncellisten der königlichen Kapelle, dem Böhmen Ignatius Mara.

Die Künstlerin scheint selbst Sorge dafür getragen zu haben, daß das Verhältniß zu Mara dem Könige nicht lange verborgen bleiben konnte. Hatte er verweigert, ihren Vater des Landes zu verweisen, so mußte er zusehen, wie sie sich anders gegen denselben zu wahren suchte. Mara war ein übelberüchtigtes Subjekt, in jeder Hinsicht ein der Künstlerin unwürdiger Gegenstand. Das wußte der König und darum war ihm das Verhältniß unangenehm und auch störend, um so mehr, als es Elisabeth Schmelingen mit einer Heirath wirklich Ernst zu sein schien, der Geliebte sie natürlich zur Bethätigung ihres Entschlusses drängte und Beide Miene machten, Berlin und ihrem bisherigen Verhältnisse ohne Abschied den Rücken zu kehren. Am Violoncellisten wäre dem Könige nichts gelegen gewesen; tausend Bogenstreicher wegen eine Nachtigall nicht auf, die im Adagio eine solche Zaubergewalt hatte, und das Adagio war auch die Leidenschaft und die Meisterschaft des Königs auf der Flöte.

Das Liebespaar schien seine Absichten gar nicht verhehlen zu wollen, vielleicht, daß es dadurch hoffte, den König für eine Heirath geneigter zu stimmen. Statt der ersehnten Heirathsbe-

willigung erschien jedoch eine Kabinetsordre Friedrichs an den „directeur des spectacles“, den Grafen Zierotin, des Inhalts, daß ihm Manches über Aeußerungen der Signora Schmelingen zu Ohren gekommen sei, woraus zu schließen sei, daß sie nicht übel Lust habe, zu echapiren, Zierotin möge daher Mittel und Wege suchen, daß sie „kein Loch in den Mond“ mache, um durch dieses zu entkommen, mit kurzen Worten ausgedrückt — er solle sie überwachen lassen. Just zu gleicher Zeit erschien eines schönen Morgens ein Offizier mit militärischer Begleitung in der Wohnung des Herrn Mara und zeigte diesem einen Befehl des Königs vor, kraft dessen Herr Mara mit Vorzeiger Dieses und einiger vor der Thür befindlicher militärischer Begleitung eine Spazierfahrt nach Spandau und dort einen längeren Aufenthalt zu machen habe. Es war kein Gewaltstreich des Königs, sondern die Strafe für eine Insolenz, die Mara gegen den Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, sich erlaubt hatte.

Ohne Zweifel war diese Veranlassung dem Könige höchst willkommen, vielleicht wurde durch diese zeitweilige Entfernung die Leidenschaft der Künstlerin abgekühlt. Hatte Friedrich überhaupt keine große Meinung von der Standhaftigkeit und Treue der Frauen, so setzte er den geringen Rest davon vollends bei der Künstlerin außer Cours. „Aus den Augen, aus dem Sinn“, mochte er denken, aber die Jungfer Schmelingen machte diese Schlußfolgerung zu Schanden. Vielleicht weil sie *Mara nicht liebte* und ihre Wahl nur ein Schritt *verzweifelter Selbsthilfe* war, eben darum suchte sie ihren Willen durchzusetzen und dem Könige Trotz zu bieten. Und der Gewaltige, der während sieben Jahre Europa in Schach gehalten hatte, gab wirklich nach. Die Zeit ihres ersten Kontraktes war abgelaufen, der Ruhm ihres Namens ging schon durch ganz Europa, es kamen Anerbietungen von Paris, London, Petersburg — ehe der König ihr jedoch einen Schritt entgegen that, wollte er hören, ob ihre Stimme unter den „Katastrophen, die sie durchgemacht hatte (!), wirklich nicht gelitten habe.“ So sehen wir die Künstlerin Ende März 1772 wieder nach Potsdam fahren, dort singt sie in einem Konzerte, jedenfalls wieder *ein Adagio* und der König muß davon nicht weniger befriedigt *gewesen sein*, als das erste Mal — denn nun erhielt sie die Freilassung ihres Geliebten, die Erlaubniß zum Heirathen — eine bedeutende Gagenzulage und dann sang sie in „Merope“ von Graun, in „l'Eroe Cinese“ und „Arminius“, Opern von Hasse, und Signora Mara entzückte Hof und Publikum und Alles war gut. Nicht lange. Es war nur Waffenstillstand zwischen ihr und dem Könige, kein Friede. Die Berliner Verhältnisse wurden ihr mit der Zeit zu eng, London und das *englische Gold lockten* sie und ihren Mann, der viel Geld *verbrauchte*. Der König schlug den Urlaub zu einer Reise nach London ab, als Gegengefälligkeit dafür that sie Alles, um den Wünschen des Königs entgegen zu sein. Zur Feier der Anwesenheit des russischen Czarewitsch sollte sie in einem Prologe eine Arie singen, welche Graun für ihre Vorgängerin, die *Astrua*, komponirt und der Kapellmeister Reichardt ihrer Stimme *angepaßt* hatte. Sie setzte sich hin und schrieb an den König, daß sie die Arie nicht singen könne, worauf der König antwortete: Sie sei bezahlt, nicht um zu schreiben, sondern um zu singen. Sie müsse singen.

Aber auch auf diesen Befehl hin gehorchte sie nicht, sondern erst nachdem ihr Mann zum zweiten Male nach Spandau gebracht worden war. Köstlicher Gedanke! Um die Frau zum Singen zu bewegen, schickte man den Mann in Arrest. Die Sache hatte aber auch eine ernsthafte Seite und was ein Gewaltstreich schien, war eine gerechte Strafe; denn der Mann war der Anstifter aller Intriguen, er grollte dem Könige, der ihn in Folge jener Insolenz aus der Kapelle entlassen hatte.

Signora Mara trug zwar die überarbeitete Arie von Reichardt vor, aber unter aller künstlerischen Würde; erst in der darauf folgenden von Hasse ließ sie die Brillanten ihrer Kunst in allen Lichtern spielen, freilich nicht ohne noch die Malice, daß sie in ihren Fiorituren das Thema Reichardt's wieder aufnahm, karrikirte und lächerlich machte.

Zuletzt schienen die Verdrießlichkeiten und Mißhelligkeiten bei dem Könige das Vergnügen, welches die Künstlerin ihm machte, denn doch überwogen zu haben — es kam eine Zeit, wo die Mara anderthalb Jahre nicht sang und bald danach erhielt die Sängerin die längst ersehnte Entlassung, um ihre große Künstlertour durch Europa zu machen, die allerdings zu einem Siegeszuge wurde. Aber auch in seinem Widerwillen gegen den späteren Gatten der Künstlerin und in der Opposition gegen die eheliche Verbindung mit ihm hat sich der Scharfblick des Königs bewährt — freilich zum Unglücke für die arme Mara, die vielleicht zu spät einsehen mochte, wie gut es der König mit ihr gemeint hatte. Vom Jahre 1776 an, wo die Sängerin Berlin verließ, bis zum Jahre 1808, wo Ignatius Mara, als Vagabund umherstreichend, ein trauriges Ende fand, begleitet uns auf dem Gange durch das Leben der Künstlerin das schmerzliche Gefühl, daß eine so hoch begnadete Begabung die Kette der Verdammten in der Ehe mit einem so unwürdigen Manne nach sich schleppen muß.

Die Mara war ein Gesangsgenie, wie es später die Catalani, die Malibran, die Pasta und die Lind wurden. Ihre Stimme war eine jener außerordentlichen, die zum beredten Organ für jede Empfindung, jede Leidenschaft und jeden Charakter werden. Stark und klar, rein und geschmeidig war sie von einer Würde, Größe und Fülle des Tones, von einem Schmelz und Zauber des Ausdrucks, der weit über das Entzücken hinaus und bis in die Tiefe des Herzens ging. Ihre Modulirung, ihre Uebergänge in den Rondeaux, ihre Kadenzen, Fermaten waren unnachahmliche Muster. Sie hatte in ihrer Kehle einen Umfang von G bis zum dreigestrichenen F. Sie beherrschte das ganze Orchester, und die Kadenzen der Instrumente nachzusingen, war ihr ein Spielwerk. So machte sie z. B. von einem hohen ausgehaltenen Tone einen Sprung von mehr als 2 Oktaven auf einen tiefen Ton, ein Kunststück, welches eine Idee von ihrer musikalischen Sicherheit zu geben vermag.

Eine Probe ihrer Schlagfertigkeit haben wir schon bei der parodirenden Variirung der Reichardt'schen Arie mitgetheilt. Im seriösen wie im komischen Gesang war sie von gleich hoher Begabung und zündender Wirkung. Sie war darum ein Genie, weil sie dem deutschen Gesange die Bahn anwies, die er zu wandeln hatte, um sich von den Italienern unabhängig zu machen und einen selbstständigen Aufschwung zu nehmen, weil sie in die feststehende, hohl gewordene italienische Form und Manier neuen Geist und neues Leben goß und den Nachdruck ihres Gesanges auf den Charakter dessen legte, was sie durch ihre Töne und deren Macht auszudrücken hatte, auf dramatische Beseelung. So sehen wir in ihr Diejenige, welche zuerst die Grundzüge zum deutschen Operngesang gab. Jene erste Gesangsprobe im Stadtschlosse zu Potsdam war nicht allein ein Sieg der Schmelingen, sondern der deutschen Gesangskunst über die italienische. Virtuosinnen der Stimme hatte der König schon genug gehört, aber hier kam eine, bei der Wort und Ton in ein Ganzes zusammenflossen, jenes sich versinnlichte,

dieser sich vergeistigte, der Gesang so ein festes charakteristisches Gepräge bekam und hier, in dem deutschen Kunstelemente, fanden und berührten sich der große König und die große Sängerin. Ein treffender Beweis für diesen künstlerischen Umschlag ist die Thatsache, daß nach der Mara keine Italienerin in der Gunst des Königs mehr Platz gewinnen konnte, daß er nur noch deutsche Sängerinnen hörte, wie die Koch, die Eichner und Andere. Es war die Zeit und freilich auch das Ende seines Lebens, wo die Saat, die er gesäet, den deutschen Geist durch fremde Befruchtung im Keime zu erwecken, im Reifen war und der deutsche Geist in Wissenschaft, Literatur und Kunst sich zu freiem, selbstständigem, nationalem Leben erhob.

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 11. April. Wer hat nicht in seiner Jugend, da er noch in hoffnungsvollen Bengeljahren in die Schule ging, das eine oder andere Mal, wenn er eines dummen Streiches bezichtigt wurde, die so oft gebrauchte und leider so selten geglaubte Betheuerung: „ich bin es nicht gewesen“ entweder selbst geäußert oder von Anderen gehört. Und für Schulbuben ist das am Ende auch am Platze; wer seinen eigenen Rücken salvirt, denunzirt noch keinen anderen. Daß dergleichen aber auf der Bühne passiren kann, ist bis auf den gestrigen Tag gewiß Niemanden eingefallen. Der Eindruck, den die Erklärung des Mimen Seiler nach einer höchst bedeutenden Kunstpause — ich habe nichts mehr zu reden, ich bin fertig — auf das anwesende Publikum machte, wird entschieden ein unauslöschlicher bleiben; schade, daß Shakespeare dieses nicht seiner Zeit schon erfahren, es würde einen höchst ergötzlichen Zug zu seiner Rüpelkomödie „Pyramus und Thisbe“ gegeben haben. Ein Glück ist es, daß nicht noch manche andere verkannte Unschuld zu diesem Mittel der Rechtfertigung griff, denn sonst würde auch Hrn. Lang der Humor ausgegangen sein, dieselben jedesmal so glücklich zu pariren. Fast jeder Auftritt, jeder Scenenwechsel ging in der Aufführung von Nestroy's: „Zu ebener Erde und erster Stock“ erst nach längerer Pause vor sich, um sich unter immerwährenden Störungen sprungweise zu entwickeln. Wahrhaftig, wenn Oesterreich mit seinem neugeschaffenen Dualismus ebenso schlechte Erfahrung macht, wie unsere Bühne mit ihrer Zweitheilung, so können wir ganz genau voraussehen, wohin es die Staatskarrenschieber bringen werden. Daß unter solchen Umständen die Einzelleistungen gleichfalls beeinträchtigt werden müssen, ist selbstverständlich, doch waren manche recht erfreulich. In erster Reihe steht natürlich die köstliche Figur des Damian von Hrn. Lang, mit vollem Humor und innerlicher Naturwahrheit vorgeführt, die selbst dort, wo der Darsteller die Grenze des Vorgeschriebenen überschritt, niemals vollständig hintangesetzt wurde. Als Salerl traf Frln. Maynz recht glücklich den einfach bescheidenen Ton einer armen Verwandten, als Johann Hr. Evenbach, wenn auch etwas monoton, den des betrügerischen, vorlauten Bedienten. Ein ergötzliches Genrebild bot die Tandler-Familie Schlucker, deren ältesten Sproß Frln. Muckenthal zu einem prächtig naseweisen Rangen herausstaffirte. Wenn Frln. Meißner zur Darstellung einer Kammerkätzchenparthie sich auch gar nicht qualifizirt, so zeigte sie doch als Fanny viel mehr Geschmeidigkeit und Elastizität, als wir es von den Sprechparthien der Opern her an ihr gewöhnt sind.

— 12. April. Holtei's „Leonore“ ist entschieden ein Volksstück im besten Sinne des Wortes, wie ich auch jederzeit bereit bin, zuzugestehen, daß es hier biedere Gemüther genug geben mag, die den spezifisch preußischen Patriotismus, der aus dem Ganzen spricht, durchaus nicht verkennen mögen. Ich konstatire mit Vergnügen, daß die „Leonore“ viel besser in Scene ging, als wir es in den letzten Wochen gewohnt waren. In den beiden ersten Akten ist es vorzüglich die Figur des Wilhelm und die des alten Husaren Wallheim, im dritten die der Leonore, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der Wilhelm wurde von Herrn Bethge mit genügendem Feuer und lebendiger Empfindung gegeben, und Hr. Feuchter wußte aus dem alten Wallheim eine vortreffliche charakteristische Soldatenfigur zu schaffen, die nur zuweilen um ein Weniges aus der Rolle fiel. Der 3. Akt verarbeitet nicht zu seinem Vortheil einen Theil des Textes der Bürger'schen Ballade, so daß sich die bekannten Verse, in Prosa umgesetzt, halbwegs wie Schulexercitien ausnehmen. In Folge dessen muß sich auch Leonore „ihr Rabenhaar zerraufen“, mit „wüthender Geberde“ zur Erde werfen u. s. w. — Daß diese balladenhafte Schilderung, ins Dramatische übertragen, einen harten unnatürlichen Eindruck macht, empfanden wir auch gestern, und es gelang Frl. Steinburg nicht, die ganze zur Concentrirung einer so prononcirten Verzweiflung nothwendige Kraft zu entfalten. Viel ansprechender, und theilweise recht gelungen war die Soloscene mit dem Brautkranz bis zur Erscheinung Wilhelms. Von den Figuren zweiten Ranges verdienen hervorgehoben zu werden die edelgezeichnete Gräfin Aurora der Frau Hahn, der Pastor Bürger (Hr. Heinemann) und der Major von Starkow (Hr. Fellenberg).

Miscellen.

Die „Neuen Berliner Nachrichten“ beklagen sich bitter darüber, daß der Zwischenhandel mit Theaterbillets in Berlin eine fast unglaubliche Höhe erreicht habe und in keiner Hauptstadt Europa's mit solcher Schamlosigkeit betrieben werde. Das vorüberfahrende Publikum wird bei beliebten Vorstellungen auf der Straße von den Billetwucherern förmlich angefallen und die Höhe der geforderten und bewilligten Preise grenzt oft ans Unglaubliche.

•

Der König von Preußen hat der Mad. Pauline Viardot-Garcia die goldene Medaille für Kunst verliehen und diese Auszeichnung mit einem eigenhändigen Schreiben begleitet. Damit die der berühmten Künstlerin verliehene Medaille nicht auf der Brust getragen zu werden brauche, ist sie in einen sehr werthvollen Ring gefaßt.

•

In Paris ist dieser Tage ein deutscher Sänger, Dr. Ludwig Wagner, gestorben, welcher von der Direktion der großen Oper für Baßpartie engagirt worden. Er besaß eine sehr klangvolle Stimme, studirte fleißig, um eine gute französische Aussprache zu erlangen und hatte eine sehr schöne Zukunft. Der Tod raffte ihn fast plötzlich fort. Viele Künstler und Freunde und die Gesangsvereine „Liederkranz“ und „Teutonia“ geleiteten ihn zur letzten Ruhestätte.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 31. Mittwoch den 17. April. 1867

Mathilde.

Novelle.

(Fortsetzung.)

III.

Hastigen Schrittes und gesenkten Hauptes eilte Richard n die Hauptstraße, welche nach Daisy Mount führte. Die ruhige Schönheit der englischen Herbstnacht und die süß duftenden Hecken blieben jetzt unbeachtet, während das Zusammenkneifen der Lippen und das krampfhafte Oeffnen und Schließen seiner Hände deutlich seine Gefühlserregtheit bekundeten.

Wie hatte er doch einst über Ahnungen und diejenigen, welche an sie glaubten, gelacht und gespottet! und nun war er selbst genöthigt, an sie zu glauben, denn hatte er nicht schon in Indien gefühlt, was in England vorgeht?

Er war zu sehr von schmerzlichen Gedanken eingenommen, als daß er seines schnellen Ganges sich bewußt geworden wäre, und die Thurmuhr schlug zehn, als er das von hohen Ulmen überwölbte Eisenthor erreichte, welches nach einer Allee öffnete, die in schönen Krümmungen zu dem Hause führte.

Das Thor war nicht geschlossen und Helder, der, seiner Handlungen sich schwerlich bewußt, es hinter sich zuwarf, vernahm, als er den Pfad fortschritt, mehrere Stimmen, welche ihn bewogen, plötzlich stehen zu bleiben. Eine Stimme und ein freudig tönendes Lachen war nicht zu verkennen. Wie munter, wie glücklich klang es in der stillen Nacht. Welch' ein Kontrast mit seinem schweren Herzen! und sie hatten sich einst Liebe geschworen!

Jeder Nerv des starken Mannes zitterte, und er drückte seine Hände fest an's Herz, als wollte er verhindern, daß dessen wildes, leidenschaftliches Pochen nicht gehört werde. Konnte er sich ihr, in Gegenwart der Fremden, die um sie waren, also vorstellen? Nein, es war unmöglich! Sie nahm wahrscheinlich von Besuchern Abschied. Er wollte warten und mit ihr sprechen, wenn sie allein in's Haus zurückkehren würde. Er schritt rasch einer Gruppe von Immergrün in der Nähe des Thores zu und entzog sich unter dem dichten Schatten der Ulmen den Blicken der Vorüberkommenden.

Er war kaum da, so kamen an der Krümmung der Allee ein Herr und eine Dame, Beide schon bejahrt, plaudernd und lachend daher.

Als sie das Thor erreichten, wendeten sie sich um und Helder erkannte Sir Frederick und Lady Mathilde.

„Kommet, kommet!" rief der Erstere; „was doch ihr jungen Leute für langsame Gänger seid! Mylady und ich, wir würden trotz unserer grauen Haare und unserer siebenzig Jahre gar nicht zurückschrecken vor einem großen Wettgange mit Ihnen."

„Soll ich die Herausforderung annehmen, Sir Frederick?" erwiderte eine junge Dame in einem leichten Mousselinkleide und in einem über die Schultern geworfenen Shawl, welche jetzt zum Vorscheine kam.

Welch einen Stich empfand Helder in seinem Herzen bei dem Klange dieser Stimme, und als er sich vorwärts bog, wurde er inne, daß sie am Arme eines elegant gekleideten jungen Mannes war, dessen zögernder Schritt und gesenktes Haupt nur zu deutlich bekundeten, welchen Werth er auf die wenigen Augenblicke legte, welche noch bis zu ihrem Scheiden waren.

„Ich will die Wette eingehen, wenn es Ihnen beliebt," fuhr Mathilde Latimer lächelnd fort, „und zwar wollen wir von hier bis Beaumont gehen."

„Ich wünsche, daß Sie Frederick zustimmen, Miß Latimer," flüsterte ihr Gefährte, als sie an dem Verstecke Helder's vorbeikamen; „es wäre für mich ein Vergnügen sondergleichen."

Mathilde lächelte und eilte auf Sir Frederick zu, welcher erwiederte:

„Nein, Miß Maude, nicht heute Nacht, ich möchte Ihrer verehrten Mutter nicht ohne Noth Besorgniß machen, oder mich, indem ich Sie der Verkühlung aussetze, möglicherweise um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft beim morgigen Pic-nic bringen. Gute Nacht also. Komm, Charles, halte Miß Latimer nicht lange in der kühlen Nachtluft zurück, du wirst morgen Zeit genug zum Sprechen haben."

Nach diesen Worten gingen Sir Frederick und seine Frau aus dem Thore auf die Straße gegen Beaumont zu.

„Bevor ich mich entferne, theure Miß Latimer," sagte der noch immer zögernde junge Mann, „muß ich Sie bitten, das heute Abend gemachte Versprechen zu erfüllen."

„Ah, ich habe vergessen! — ja, Sie haben meine Handschuhe," antwortete sie lachend, „und ich brauche sie morgen. Aber Hauptmann Charles, man muß doch nicht immer bei einem Pfande nach jüdischer Ueblichkeit vorgehen —".

„Ich hätte es nicht gewagt, das zu thun," unterbrach er; „Sir Frederick schlug vor, daß Sie es auslösen sollen, und da mir dies die Gelegenheit bot, ein kleines Andenken an die wenigen glücklichen Abende von Ihnen zu erhalten, so war ich zu selbstsüchtig, um mir dieselbe entwischen zu lassen, theure Mathilde."

Ein helles, aber keineswegs Zürnen andeutendes Erröthen färbte die Wangen Mathildens, als sie erwiderte:

„Wohlan, ich will die Schuld davon auf Sir Frederick wälzen, was aber das Auslösen betrifft, so habe ich nichts, was ich Ihnen als Tausch dafür anbieten könnte.“

„Das armseligste Ding — wäre es nichts als ein heruntergefallenes Blatt — wenn es von Miß Latimer berührt worden, wird von mir wie ein Schatz bewahrt werden, von mir, Ihrem ergebensten Bewunderer,“ sagte er, sich verbeugend.

Als Helder den süßlichen, gedehnten Ton hörte, welcher manchen Männern eigen ist, wenn sie Frauen Komplimente machen, die sie in ihrem Innersten als Lüge und Hohn betrachten, kreuzte er die Arme auf der Brust und murmelte:

„Das ist also der Mann, um dessentwillen sie meineidig geworden ist? Ich sehe es, trotz des Ernstes, zu dem er sich zwingt, liebt er sie nicht.“

„Ich muß mich hüten, Hauptmann Charles, Ihren Schmeicheleien Glauben zu schenken,“ sagte Mathilde lachend, „denn wenn ich auch nur ein Landmädchen bin, so weiß ich doch, daß in dem lustigen London eine solche Sprache leicht von den Lippen der Männer fällt und ebenso von den Frauen aufgenommen wird.“

„Das ist ganz richtig; glauben Sie mir aber, Miß Latimer, unsere Schmeicheleien, wie Sie es nennen, werden oftmals, wie dies jetzt der Fall ist, in aller Aufrichtigkeit gesprochen. Doch ich bin wahrlich der eigensüchtigste Mensch in der Welt, daß ich Sie so lange hier in der Nachtluft zurückhalte. Lösen Sie dieses aus, Miß Latimer,“ dabei hielt er ein Paar Handschuhe in die Höhe, „und ich werde gehen.“

„Wie kann ich dieses?“

„Leicht; mit diesem goldenen Herzchen, das ich an meinem Herzen tragen werde.“

„Dieses!“ sagte Mathilde und das Blut schoß ihr in die Wangen. „Nein, wählen Sie etwas Anderes, nicht dieses.“

„Ist denn eine süße Erinnerung damit verbunden?“

„Nein — ja — es ist — war ein Geschenk,“ stammelte Mathilde Latimer.

„Und darf ich, von meinen Gefühlen gedrängt, so frei sein, zu fragen, ob Sie ein anderes als Gegengeschenk hergegeben haben?“

„O, nein; mein Herz ist noch immer frei und,“ setzte sie mit einem koketten Lächeln hinzu, „ich gedenke auch, es mir frei zu erhalten.“

„Dann,“ sagte er leiser, „darf ich noch immer hoffen.“

Mathildens Hand zitterte, als sie den Ring lockerte, in welchem das Herzchen hing. Ein blendend Gaukelbild des Ehrgeizes tauchte in ihrer Phantasie auf. Sie besaß Reichthümer, weshalb sollte sie dazu nicht auch einen Titel besitzen, und wäre es auch nur der, welcher einem jüngern Sohne, dem ehrenwerthen Hauptmann Charles Errington, zukam? War es Erregtheit, oder das Vergessen der Vergangenheit über den glänzenden Hoffnungen der Zukunft, was sie bestimmte, Richards Verlobungsgeschenk loszubinden und es dem Hauptmann Errington hinzuhalten, welcher, als er es empfing, ausrief:

„Ah! Sie haben mir das gegeben, was ich gewünscht habe, es wird einen doppelten Werth für mich haben, Miß Latimer, dadurch, daß ich weiß, Sie stellen meine Bitte höher, als den Freund, von welchem dieses Andenken ist.“

Diese Worte drückten schwer auf Maud Latimer's Herz. Der Moment, in welchem, und der Mann, von dem ihr das Geschenk gegeben worden, tauchten lebhaft und schmerzerregend in ihrer Erinnerung auf. Hastvoll sagte sie:

„Jetzt habe ich meine Handschuhe ausgelöst und muß ich Ihnen gute Nacht sagen. Mama wird nicht wissen, was aus mir geworden ist.“

„Gute Nacht, theure Miß Latimer. Auf Wiedersehen morgen.“

Nachdem er ihre Hand an seine Lippen geführt hatte, eilte Hauptmann Errington durch das Thor fort, durch das Sir Frederick und Lady Mylin längst hinausgegangen waren.

Miß Latimer blieb noch eine Weile an's Thor gelehnt da, dem forteilenden Hauptmanne, wie es schien, nachsehend, es war aber in ihren Augen jene gedankenvolle Starrheit, welche andeutete, daß Erinnerungen der Vergangenheit, und zwar keine freudigen, sich den Vorstellungen der jüngsten Gegenwart zugesellten.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Kriegsgefangenen in Sibirien.

Es gibt noch immer Leute, welche glauben, daß es in dem großen nordischen Reiche wirklich vorwärts gehe, daß die eisige Starrheit des Czarenthums geschmolzen sei vor den wärmenden Strahlen der Neuzeit. Rußland aber ist das alte geblieben; seine Gesetze, besonders jene, die den Anforderungen der Gegenwart Rechnung tragen sollen, bestehen nur auf dem Papier; die Handhabung der Gesetze aber ist so inhuman, wie sie ehedem war. Ja selbst dann, wenn die Gnade des Czaren in vollstem Maße über das Land ausströmt, wenn Amnestien erlassen und die Thüren der stets überfüllten Kerker geöffnet werden, dringen nur in den seltensten Fällen die Strahlen dieser Gnade bis zu Jenen, denen sie gegolten haben. Zwischen dem Throne und den Völkern Rußlands steht eben eine Bureaukratie, die mächtiger ist, als der beste Wille, als das erhabenste Streben.

Wie es mit Rußland eigentlich beschaffen ist, wissen Jene am besten zu erzählen, die in seinen Kerkern schmachteten oder in Sibirien sich vergebens nach der Freiheit sehnten. Sibirien ist das Golgatha Alles dessen, was in Rußland nur an den Anbruch einer besseren, einer schöneren Zeit zu denken wagt, es ist vor Allem aber das riesige Leichenfeld, unter dessen eisiger Decke die edelsten Herzen Polens ausruhen von einem Leben, das nichts kannte, als hoffnungsloses Kämpfen. Auf dieses Leichenfeld wollen wir heute unsere Leser führen, und zwar soll uns ein Franzose, Emil Andreoli, geleiten, der sich an dem letzten polnischen Aufstande betheiligte, in Folge dessen nach Sibirien deportirt wurde und, nachdem er zwei Jahre dort verbracht hatte, durch Intervention der französischen Regierung seine Freiheit wieder erhielt. Die Schilderungen seiner Gefangenschaft in Sibirien, die er im „Temps“ veröffentlicht, tragen in ihrer Schmucklosigkeit den Stempel der Wahrheit an sich, und sie verdienen um so größere Beachtung, weil sie uns die Ursachen zeigen, welche zu der noch immer in Dunkel gehüllten verzweiflungsvollen Erhebung der Polen in Sibirien führten

„Ich will,“ schreibt Andreoli, „rasch und kurz die vier letzten Monate meiner Gefangenschaft erzählen. Diese Epoche, die vom Juni bis zum September 1866 reicht, verdiente gewiß eine eingehendere Schilderung, denn unser Kerker war der Schauplatz ergreifender Ereignisse. — Aber die Stunde ist noch nicht gekommen, um diese Dinge ausführlicher zu berühren und sie so in den Vordergrund zu stellen, wie sie es verdien-

ten. Ich gebe die Thatsachen wie Ziffern, trocken und nackt, und überlasse es dem Leser, die Schlüsse zu ziehen und sich ein Urtheil zu bilden. Ich will zeigen, wie man Gefangene zu einer Revolte treiben kann und dieser Brief soll nur der erklärende Prolog zu jenem Drama sein, welches sich nennt: „Der Aufstand der Polen in Sibirien an den Ufern des Baikalsees".

Nach dem Attentate vom 4. April 1866 erließ Kaiser Alexander II. einen Ukas, durch welchen den politischen Gefangenen aus Polen die Hälfte ihrer Strafe erlassen wurde. Jeder, der in Sibirien z. B. zu zwölf Jahren Zwangsarbeit verurtheilt ist, muß nach dem Gesetze zwei Jahre Eisen tragen und noch weitere drei Prüfungsjahre im Kerker verbringen, zusammen fünf Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit kann er sich in seinem Aufenthaltsorte frei bewegen, obwohl er noch immer gezwungen ist, für Rechnung der Regierung zu arbeiten. Hat er das zwölfte Jahr seiner Strafzeit zurückgelegt, so kann er als Kolonist in's Land gehen oder er wird internirt. Die Folge des oben erwähnten Ukases mußte daher sein, daß ein zu zwölf Jahren Verurtheilter in die Kategorie Jener trat, die nur zu sechs Jahren verurtheilt sind, und daß er daher nur ein Jahr in Ketten und ein Jahr im Kerker zu verbringen habe. Und so hätten auch durch diese Amnestie viele Polen frei werden müssen, welche früher, nachdem sie bereits mehr als zwei Jahre im Kerker gelebt hatten, als Kolonisten in's Exil gehen sollten.

Das kaiserliche Manifest befriedigte aber durchaus nicht unsere Herren Kerkermeister. Die Umstände deuteten in der That darauf hin, daß in nächster Zeit schon und zwar bei der Vermählung des Großfürsten-Thronfolgers, eine neue Amnestie erlassen werden sollte, und dann wären die Kerker leer gestanden. Ohne Gefangene aber keine Kerkermeister! Der Sturm mußte daher beschworen werden. Würde eine neue Amnestie unterzeichnet werden, dann wäre es auch aus gewesen mit den guten Diners, mit dem vergnügten Leben, mit den feinen Liqueuren und den Weinen aus Frankreich! Dann gäbe es keinen Champagner, keine fetten Bezüge mehr und man müßte sich auf den gewöhnlichen Gehalt beschränken. Da gab es keine Fonds mehr zu manipuliren und auch keine Kunststückchen mehr. Die kaiserliche Gnade hätte überhaupt allen „honneten Benefizien" ein Ende gemacht.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 16. April. Die Oper, welche längere Zeit in einem todtähnlichen Starrkrampfe gelegen war und in ihrem Paroxismus nur noch schwache Lebenszeichen von sich gegeben, hat alle ihre Kräfte noch am Ende der Saison zusammengerafft und gleich einem Kunstfeuerwerke, welches seine Knalleffekte auf das Ende aufspart und in einem großartigen Tableau concentrirt, mit einem sehr gewählten Programme, dem der geschätzte Tenorist Herr **Nachbauer** besonderen Glanz verliehen hat, abgeschlossen.

Nachdem wir einige Wochen lang mit sehr oberflächlichen Wiederholungen abgespeist worden und in unserem Eifer für die Oper begreiflicher Weise sehr abgekühlt waren, bekamen wir in verflossener Woche Nikolais reizender Oper „die lustigen Weiber" zu hören. Warum man diese allgemein beliebte Oper so weit hinausgeschoben, ist uns nicht bekannt; mögen die Gründe sein welche immer, zweckmäßig war diese Verzögerung nicht; rechtzeitig in Scene gesetzt, hätte sie großen Erfolg erzielt. Die Hauptschuld dürfte in dem plötzlichen Urlaube der Frl. Hausen zu suchen sein, welcher der Direktion gewiß sehr ungelegen kam und eine nachhaltende Repertoirstörung zur Folge hatte. Glücklicherweise ist dieselbe noch rechtzeitig zurückgekommen, um wenigstens noch vor Thorschluß die Aufführung der „lustigen Weiber" zu ermöglichen.

Dieselbe hat nicht so ganz befriedigt; es fehlte an jenem heiteren frischen Leben, welches uns in dieser Oper entgegentreten sollte. Hr. **Görlich** bot Alles auf, was in seinen Kräften stand, um der Rolle des Falstaff Ehre zu machen und zeichnete auch den plumpen lüsternen Junker in seiner lächerlichen Ueberhebung, Einbildung und Leichtgläubigkeit mit glücklicher Hand; allein seine Farben waren mitunter zu grell aufgetragen und beeinträchtigten dadurch seinen Erfolg. Frau **Hain-Schnaidtinger** hat die Frau Fluth brav gesungen, konnte aber in den Deklamationsstellen nicht aufkommen und den richtigen Ton dieser ränkespinnenden Frau nicht finden, weil derlei Rollen einmal nicht in ihrer Sphäre liegen. Wie im Einzelnen, so hat es auch im Ganzen an Schwung und Elasticität gefehlt, was sich sogar im Orchester fühlbar gemacht hat, indem es den humoristischen Motiven der Musik größere Beachtung hätte zuwenden dürfen.

Was das Eingangs erwähnte Gastspiel des Hrn. **Nachbauer** anlangt, so beschränkte sich dasselbe auf zwei Abende; am Samstage hörten wir von ihm den Propheten und gestern den Postillon. Hr. **Nachbauer** hat hier schon auf den Brettern und auf dem Podium des Konzertsaales Proben seiner reich begabten und gebildeten Stimme abgelegt und sich als lyrischer Tenor auf der Bühne nicht minder wie als Liedersänger reichen Beifall erworben. Die Zeit hat seinen eminenten Stimmmitteln noch keinen Eintrag gethan; mit ungeschwächter Kraft dringt sein Tenor zu seltener Höhe hinauf und bewegt sich in drei Registern mit vollster Sicherheit; er vereinigt alle Vorzüge ungewöhnlicher Naturanlage und gediegener Schule in sich; sein schöner leichter Aufschlag, die Abrundung und Fülle des Tones, das kräftige Portament und insbesondere die Deutlichkeit des Vortrags können nicht genug gelobt werden und bilden im Vereine mit einer eigenthümlichen Weichheit der Stimme Anziehungspunkte, welche ihre Kraft nicht leicht verfehlen. Berücksichtigen wir dabei noch die bühnengerechte elegante Erscheinung des Hrn. **Nachbauer** und sein routinirtes Spiel, so müssen wir ihm die volle Berechtigung auf einen Platz unter den hervorragenden Tenoristen der Jetztzeit zuerkennen.

Im Propheten und Postillon, zwei sehr heterogenen Rollen, gleich vorzüglich, hat uns sein Postillon doch besser gefallen; der Prophet ist für einen Heldentenor geschrieben, während die Stimme unseres Gastes mehr zu den lyrischen Tenorpartien hinneigt und doch nicht jene Energie und Kraft besitzt, welche die Grundlage des erstern bildet. In der vorerwähnten gefälligen Spieloper des französischen Componisten Adolph Adam war Hr. **Nachbauer** unübertrefflich, meisterhaft war namentlich das bekannte Lied im ersten Akte, dessen Refrain durch die brillante Technik und seinen reizenden Vortrag einen glänzenden Eindruck machte.

In den Peitschensignalen, welche nun einmal zu diesem Liede gehören, hat Hr. Nachbauer den ersten Postillon der Gegenwart, Herrn Wachtel, welcher durch seine Peitsche allein schon die empfänglichen Wiener in Enthusiasmus zu versetzen

weiß, jedenfalls erreicht und gibt ihm in Bezug auf diesen Knalleffekt im engsten Sinne des Wortes nichts nach. Das Spiel des Hrn. Nachbauer war leicht und elegant, doch gegenüber der Gräfin etwas übertrieben und carrikirt.

Wie im Propheten wurde derselbe auch bei seinem letzten Auftreten mit reichlichen Beifallsbezeugungen bedacht und wiederholt hervorgerufen.

Was die übrigen Leistungen anlangt, so war die erstgenannte Oper ein ziemlich armseliger Abklatsch der früheren Aufführungen und noch von dem Unsterne begleitet, daß die Rolle der Fides auffallend incorrekt gesungen wurde. In der Adam'schen Oper hat Frau Hain-Schnaidtinger die Rolle der Madelaine recht artig gesungen, aber sehr ungenügend deklamirt, da sie sich von ihrem Dialekt nicht frei machen kann. Eine glückliche Durchführung fand die Rolle des Schmiedes Baptiste durch Hrn. Görlich; derselbe entwickelte darin einen Humor, dessen man ihn nicht fähig gehalten, und machte durch Vortrag und Spiel einen sehr günstigen Eindruck. Angesichts dieses Erfolges müssen wir uns wundern, warum Hr. Görlich früher sein Licht unter den Scheffel gestellt hat; übrigens finis coronat opus!

Von den Chören können wir dieses nicht sagen, im Gegentheil waren sie unter aller Kritik und verdienen nicht, daß nur ein Wort an ihnen verloren werde.

Und so nehmen wir mit dieser letzten Vorstellung früher als sonst von der Oper Abschied in der Hoffnung, durch keine Welthändel gestört, im Herbste wieder unsere friedliche Thätigkeit aufnehmen zu können, um das gerechte Verdienst zur Anerkennung zu bringen und zur Abstellung von Fehlern und Mängeln nach Kräften mitzuwirken. —δ—

△ Würzburg, 16. April. Es war einmal ein Mann, der hatte ein Weib und ein Hündelein, die waren alle drei, jedes auf dem rechten Auge blind und lebten im Uebrigen recht glücklich. Da geschah es eines Abends, daß ein einsamer Reisender an ihre Thüre pochte und um Obdach bat, weil sie ihn aus dem Wirthshaus herausgeworfen. Er habe die üble Angewohnheit, immer die Wahrheit zu sagen, und das könnten die Leute nicht vertragen. Ei, wenn es weiter nichts ist, erwiderte der Mann, so tretet nur ein, wir lieben die Wahrheit, da seid ihr ganz unser Mann. Als sie nun beim Abendbrod saßen, hub der Reisende an: Ich bin zwar weit in der Welt herumgekommen, aber eine solche Familie, wo nicht nur die Menschen, sondern auch das Hausgethier auf dem rechten Auge blind ist, ist mir noch nicht vorgekommen. Da erhoben sich Mann und Weib und sprachen: Es ist zu viel, daß wir uns im eigenen Hause sollten verhöhnen lassen, und sie wiesen ihm die Thür, und das Hündelein biß ihm in die Beine. — Das ohngefähr ist auch das Loos des Recensenten, hören will jeder die Wahrheit von ihm, aber ertragen keiner und die alte Redensart: „Schmeißt ihn 'naus, er ist ein Recensent!" würde entschieden häufiger in Anwendung gebracht werden, wenn sich dieses feige Otterngezücht nicht verkappte und wegelagererartig gedeckt durch geheimnißvolle Winkel irgend eines Freimaurerzeichens oder mit einem griechischen Buchstaben klassischer Gelehrsamkeit behangen, hinterrücks auf sein Opfer herniederschöße. „Armer Mensch, du treibst ein trauriges Handwerk," sagt Louise Miller, und es ließe sich dieses Wort recht gut auf die recensirenden Bösewichte anwenden, denn es gewährt durchaus kein Vergnügen, dem Mimen, dem die Nachwelt ja ohnehin keine Kränze flicht, mit rauher Hand die dünnen Ranken, die er sich bei Lebzeiten selbst um das Haupt zu winden beliebt, zu zerpflücken. Doch, Gott sei Dank, wir kennen ja die ganze, nackte Bosheit des Recensententhums viel zu sehr, um uns darum zu kümmern. Jeder Schauspieler, der schon irgend was durchgemacht, ist zur festen Ueberzeugung gekommen, wie wenig der wahre Künstler auf die zusammengestoppelten Bosheiten eines verkappten Weißgottwer zu geben hat, der nur zum Gaudium des scandalsüchtigen Publikums seine verruchte Feder führt, und wenn er einmal dennoch in Zorn geräth, so ist es eben nur der noch nicht durchgeistigte Theil seines eigenen Ich's, der sich in rein menschlicher Weise gegen den irdischen Anfang eines unfreiwilligen Märtyrerthums für die gute Sache auflehnt. Daß mitunter Recensionen wirklich ein Waizenkorn enthalten können, ist schon möglich, weiß man ja doch, daß auch arg Geisteskranke lichter Momente nicht völlig entbehren; dieses Waizenkorn aber aus der Spreu zu sichten, liegt natürlich dem Künstler fern, er hat nicht die Zeit, das, was er vermittelst göttlichen Impulses so längst empfand, erst noch mühsam herauszuklauben.

So lebe denn wohl, kritische Lanze, in eitler Donquixoterie gegen Windmühlen geführt, um noch ein paar harmlosen Bemerkungen Platz zu machen. Die Thätigkeit unseres Schauspiels, das mit jungen Kräften und gutem Eifer im Anfange der Saison die Theilnahme des Publikums in vollem Maße zu erwecken verstand, und abgesehen von einem etwas allzureichen Possenrepertoir, namentlich auf dem Gebiete des Konversationsspiels („Ein schlechter Mensch", „Die Kompromittirten", „Zärtliche Verwandte" 2c.) und selbst des klassischen Drama's („Braut von Messina") Vorzügliches, auch was das Ensemble anbetrifft, leistete, fing leider in immer größerem Maße an, ihre straffe Haltung aufzugeben um zuletzt in recht laxer Weise, mit allen charakteristischen Anzeichen eines abgespannten Dilettantentheaters auszuklingen. Nicht nur, daß Neueres fast gar nicht oder recht wenig gelernt wurde, auch die Repetitionen früherer guter Aufführungen kehrten in den neuen Schlendrian behaglichen Schrittes ein. So sind wir wohl zu dem Glauben berechtigt, daß von den vielen Anfängern, welche in diesem Jahre zu den Mitgliedern unserer Bühne zählten, — auf dem Gebiete des Schauspiels — kaum nennenswerthe, oder resp. gar keine Fortschritte gemacht sind. Wenn die eine oder die andere halbgelernte Rolle auch mit viel Selbstbewußtsein dem Repertoir hinzugefügt und von den Erfahrungen einer ganzen Wintersaison gesprochen wird, so sind eben diese Erfahrungen doch eben deßwegen so negativer Natur, weil die positiven Leistungen notorisch alle in den Anfang der Saison zu fallen beliebten, und daher, wie oben erwähnt, Fortschritt und Entwicklung nicht zu den Errungenschaften unserer diesjährigen Bühnenpraxis gehören.

Während in früheren Jahren das schöne Frühlingswetter es gewöhnlich unternahm, die Anhänglichkeit der lieben Würzburger an's Theater zur Erleichterung des Abschieds zu lockern, ist heuer, wo die brausenden Aprilstürme keine rechten Frühlingsgefühle aufkommen lassen, unsere Bühne selbst so gefällig gewesen, uns den Trennungsschmerz so leicht an den Nagel hängen zu lassen, daß derselbe wohl kaum krumm davon wird.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 32. Sonntag den 21. April. 1867.

Mathilde.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Sie wendete sich bald um und war im Begriffe, in's Haus zurückzukehren, als das Gebüsch an ihrer Seite auseinandergethan und eine Hand fest, nahezu derb auf ihr eigenes Handgelenk gelegt wurde. Sie trat mit einem Entsetzensschrei zurück und blickte auf. Ihre Augen begegneten den Augen Richard Helder's, welcher mit leidenschaftlichem, wildem Ausdrucke sie anblickte. Im Gewissen getroffen und verblüfft prallte sie zitternd zurück, harrend, daß er zu ihr sprechen — sie anklagen werde.

Aber Helder schwieg, ohne Zweifel die Worte scheuend, welche er in dem Momente vorbringen sollte, wo sein Gehirn in Folge der vor ihm stattgefundenen Scene glühte. Endlich gelang es ihr mit großer Anstrengung, das fürchterliche Schweigen zu brechen und mit bebender Stimme zu sagen:

„Ihre — Ihre Rückkunft ist unerwartet, Richard." — Sie stockte einen Augenblick, als wäre sie im Zweifel, ob der Ausdruck in dem gegenwärtigen Falle nicht zu familiär sei, und setzte dann hinzu: „Helder."

„Und unwillkommen," sagte er. „Weßhalb beenden Sie den Satz nicht, den Sie in Ihrem Herzen bereits ausgesprochen haben?"

Maud Latimer fuhr zusammen. Sie fühlte nur zu sehr die Wahrheit, welche in Helder's Worten lag, doch zwang sie sich, zu erwiedern:

„Nein, nicht unwillkommen. Der Anblick eines Mannes, der —"

„Von Ihnen getäuscht worden ist, Maud Latimer, kann und ist kein willkommener Anblick," rief Helder erregt, bitter aus. Und als er dann ihre zitternde Gestalt sah, fuhr er ruhiger fort: „Ich bitte Sie, Fräulein, geben Sie diese Scheinheiligkeit auf. Es wird diese Scene für uns beide minder schmerzlich machen, und die meinerseits unabsichtlich erfolgte Uebernahme einer Horcherrolle hat Sie der unangenehmen Nothwendigkeit einer Erklärung überhoben. Zwischen uns ist ein fernerer Wortaustausch zwecklos."

Erstaunt, so viel Ruhe zu finden, wo sie nur vorwurfsvollen und leidenschaftlichen Aerger zu erwarten geglaubt hatte, gewann Mathilde Latimer ihren Muth wieder und sie machte es wie viele Leute, die von ihrem Gewissen verurtheilt werden; als sie sah, daß sie nicht mehr die Besiegte sei, versuchte sie es, die Siegerin zu werden.

Ihre Hand losmachend, denn Helder hatte sie noch immer gehalten, sagte sie frostig, hochmüthig:

„Lassen Sie mich aus, Hauptmann Helder. Wünschen Sie mit mir zu sprechen, so werde ich bleiben, ohne daß Sie es nöthig haben, Gewalt anzuwenden."

„Gewalt, Mathilde! Ich bitte Sie um Vergebung, Miß Latimer," rief der junge Mann aus mit einem Klange in seiner Stimme, der an seine alte Liebe gemahnte, der sich aber bald wieder verlor, als er ruhig fortfuhr: „Ich hatte keine Absicht, Gewalt anzuwenden, Ihre Beschuldigung ist so falsch wie Ihre Liebe."

Maud schauderte, bewältigte aber ihr Gefühl und erwiederte:

„Sie sagten, Sir, es bedürfe keiner weiteren Erklärung; entschuldigen Sie mich aber, wenn ich sage, daß es wohl einer bedarf, und zwar besser jetzt, denn später, denn Keines von uns beiden kann die Wiederholung eines solchen Zusammentreffens wünschen."

Helder blickte mit Erstaunen und Kummer auf das einstige Idol seiner leidenschaftlichen Liebe, wie sie, zum Theile im Schatten, zum Theile im Mondlichte, dastand, so frostig und scheinbar so ruhig.

Und dieses war Mathilde Latimer — seine Mathilde Latimer, wie er einst mit Grund sie zu nennen hoffte. Und um einen solchen Empfang zu finden, war er zurückgekehrt. Weßhalb hat er Indien verlassen? Warum ist er nicht, anstatt seiner Offiziërskameraden, dort gestorben?

Doch Maud Latimer's Ruhe war nicht von der Art, wie er es meinte. Hätte er seine Beschwerden in zornigen Beschuldigungen vorgebracht, so wäre sie vor ihm erschrocken und vielleicht in Ohnmacht gefallen. Aber daß er das Wesen, welches er einst verehrt hatte, für eine leichtsinnige Dirne hielt, das war zu viel. Maud Latimer fuhr daher fort:

„Sie haben meine Gefühle, mein Benehmen falsch genannt, ich soll sie rechtfertigen."

„Wie werden Sie das können?" fragte er.

„Ich, ich" — sie stockte und ihre Stimme bebte. Sie hatte das Vorgefühl, welchen Schmerz sie ihm verursachen würde! „Ich" — sagte Mathilde dann wieder — „konnte Sie nicht lieben."

Sie hielt einen Moment inne, einer auffahrenden Einwendung gewärtig. Aber Helder verschränkte die Arme, schwieg und richtete Blicke auf sie, vor welchen ihre Augen sich senkten. Sie fuhr dann fort:

„Ich hatte wirklich geglaubt, daß ich Sie liebe, fand aber, daß ich mein Gefühl verkannt hatte, als —"

„Als Maud Latimer," unterbrach Helder — „lassen Sie mich den Satz schließen und Ihrer Seele eine zweite Lüge ersparen, gönnen Sie meiner einstigen Liebe dieses — als Maud Latimer, Sie eine Erbin geworden, ich aber nur ein Hauptmann geblieben war, mit kleinem Solde. Dann geschah es, daß Sie sich nicht mehr um mich kümmerten und sich bereit fanden, jeden mit Ihrer Hand zu beglücken, der besser im Stande sein würde, Sie in diesen weltlichen Nichtigkeiten, die Ihnen so werth sind, zu erhalten."

„Herr, Ihre Worte sind Beleidigungen, es wäre besser, daß unsere Zusammenkunft ein Ende habe."

„Ja, in einem Augenblicke," rief Helder aus, während er hastig vorwärts sprang, um ihr Weggehen zu verhindern. „Sie müssen mir zuerst eine Frage beantworten, Miß Latimer. Es wird die letzte sein, die ich an Sie stelle."

Mathilde blieb stehen, wendete sich ihm stolz zu und sagte:

„Was betrifft es, Hauptmann Helder? Ich bitte, seien Sie kurz, denn die Nacht ist kalt und ich bin nicht genug geschützt gegen die Kälte."

„Ich bitte Sie also, mir Namen und Adresse des Herrn anzugeben, welcher Sie vor wenigen Augenblicken verlassen hat."

„Wozu?" fragte sie, bemüht, ihre frühere Kaltblütigkeit zu bewahren, wenngleich ihre Wange blaß wurde.

„Lediglich deshalb, weil ich das goldene Herzchen zurückerhalten möchte, das Sie für so geringfügig gehalten haben. Glauben Sie mir," fügte er bitter lachend hinzu, „ich bin nicht gewillt, mich zum Gegenstande des Spottes und der Heiterkeit Ihrer vielen Bewunderer machen zu lassen."

Mathilde errieth seine Absicht, als sie aufblickte und gewahrte, daß nur sein starker Wille seine wilde Leidenschaft in Schranken hielt, die sich vergebens hinter einer gezwungenen Gleichgiltigkeit zu verbergen suchte.

„Sie werden es zurückerhalten, Richard Helder," rief sie aus, nunmehr zu aufgeregt, um Gleichgiltigkeit zu heucheln. „Ich selbst werde es Ihnen verschaffen."

Helder lachte höhnisch und erwiederte:

„Ich danke Ihnen, Sie sind sehr großmüthig, Miß Latimer; mich däucht aber, daß ich Ihren schätzbaren Beistand nicht annehmen kann. Die Kleinigkeit muß mit einer Erklärung zurückgestellt werden."

„Richard, was wollen Sie beginnen?" rief Maud, die Hände in flehender Weise faltend.

„Es handelt sich jetzt nicht um das, was ich thue, sondern was ich haben will. Antworten Sie mir und ich will Sie dann nicht länger mit meiner Anwesenheit belästigen."

„Nein, nein!" rief Maud, vollständig von ihrer fürchterlichen Ahnung ergriffen. „Ich werde nie etwas sagen, Richard, denn ich lese Ihren Vorsatz in Ihrer Miene. O, beflecken Sie Ihr reines Gemüth selbst nicht durch den Gedanken an eine solche That."

„Maud Latimer, vor Gott allein sind wir für unsere Gedanken und Thaten verantwortlich. Antworten Sie, wo wohnt dieser Hauptmann Charles, ich will und muß es wissen. Vergessen Sie nicht, daß ich dies leicht im Dorfe erfahren kann; ich möchte es aber von Ihnen vernehmen."

„Das werden Sie nie, niemals."

Helder sagte nichts mehr und Maud Latimer, besorgt, er werde etwas unternehmen, ohne ihr vorher vollständig seine Absicht mitgetheilt zu haben, sprang vor und legte ihre Hand auf seinen Arm, um ihn zurückzuhalten. Die einst so magische Berührung brachte in Helder einen frostigen Schauer hervor und er zitterte gleich einem Kinde.

Diese Wirkung ging für Maud nicht verloren. Mit einer Stimme, aus welcher all' ihre einstige Zärtlichkeit hervorklang, sagte sie:

„Richard, Richard Helder, Sie werden ihm nichts zu Leide thun, er ist am wenigsten zu tadeln. O, bei der Liebe, die Sie einst für mich empfunden haben, —"

Die letzteren Worte gaben Helder all seine Selbstbeherrschung wieder. Er entzog sich rasch ihrer Berührung und unterbrach:

„Die Liebe, so ich einst für Sie hatte, Maud Latimer, ist todt, für immer todt, die ärmste Person in jenem Dorfe dort kann sich mit mehr Hoffnung auf Erlangung eine Gunst von mir erbitten, als Sie. Worte sind unnütz; ich bin nicht Einer, der eine Liebe wieder erbetteln will, die nie gegeben wurde, oder, um der Eitelkeit eines falschen Weibes zu schmeicheln, seinen Kummer zur Schau tragen will."

„Sie thun mir unrecht, Sie sind grausam."

„Sie haben sich geweigert, meine Frage zu beantworten, ich gehe nun in's Dorf hinab, um dort zu erfahren, was ich wissen will. Leben Sie auf immer wohl. Begegnen wir uns in der Folge, so werden wir einander fremd sein."

„Bleiben Sie nur noch einen Augenblick," rief Maud, während ihrer Bemühung, ihn zurückzuhalten, halb im Grase kniend; „auch ich habe eine Frage an Sie zu richten, und ich bitte, ich beschwöre Sie, Richard Helder, antworten Sie mir. Ihr seid beide in der Armee. Sagen Sie mir, o sagen Sie mir, daß Sie sich nicht schlagen werden!"

„Fräulein," erwiederte er, „ein Weib, das ein treues Herz täuscht, ist nicht werth, daß dieser Mann ihretwillen seinen Hoffnungen auf den Himmel entsage. Aber," setzte er hinzu, „meine Ehre muß gerettet werden."

Und er verließ den Ort, als Maud Latimer mit einem Schrei bewußtlos im Grase niedersank.

IV.

Am nächsten Morgen gegen halb neun Uhr, als der ehrenwerthe Hauptmann Charles Errington in seinem Zimmer zu Beaumont, wo er ein Gast war, rauchend auf und ab ging, seine schön gebräunte Meerschaumspitze anguckte, oder von den Freuden der nächsten Londoner Season träumte, wurde ein Besucher gemeldet.

Er nahm seinem Diener die Karte aus der Hand, mit dem Bedeuten, der Fremde soll hereingeführt werden und las:

„Hauptmann Helder, —tes Regiment."

Es ist wohl unnöthig, die Unterredung, welche nun folgte, ausführlich zu erzählen. Die wenigen, zu allerletzt gemachten Aeußerungen werden genügen, die Scene und ihre Folgen erkennen zu lassen.

„Hauptmann Errington, meine Ehre erfordert, daß das Kleinod zurückgestellt wird."

„Und meine, Herr, verbietet mir, auf ein Geschenk zu verzichten, das eine Dame mir gegeben hat, welcher Art auch das Betragen derselben sei" — er zuckte die Achseln — „ich muß als Ehrenmann handeln."

„Dann, Herr, muß ich Sie aufmerksam machen, daß mir nur ein Weg bleibt, den ich einschlagen kann."

„Nur einer! Ich bedauere es, Hauptmann Helder, um unser Beiden willen; wenn Sie, wie ich sehe, auf diese Ge-

ringfügigkeit nicht verzichten wollen, so will ich es auch nicht! Ich kann nicht anders."

„Ich habe Sie blos noch darum zu ersuchen, daß um der Dame willen die Sache geheim bleibe. Ich denke, Sie werden mit mir hierin übereinstimmen."

„Ganz gewiß. Mich dünkt, Hauptmann Helder, daß wir beide hier keine Freunde haben, welchen wir uns mit unserer Angelegenheit anvertrauen."

„Ich denke daher, daß es besser sein wird, wenn wir die Sache in London abmachen, wo wir uns nach Sekundanten umschauen können. Meine Adresse wird der Royal-Club sein."

„Und meine das Imperial-Hotel."

„Mein Sekundant wird, sobald Sie eintreffen, zu Ihnen kommen. Guten Morgen."

„Guten Morgen, Hauptmann Helder."

Eine halbe Stunde danach war Richard Helder auf dem Wege nach London.

Frühmorgens an einem neblichten Herbsttage wurden die Einwohner — zumeist Fischer — des kleinen Dorfes P. nächst Boulogne durch das ungewohnte Rasseln eines Wagens aus dem Schlafe gestört; und kaum war der eine Wagen vorübergerasselt, so kam ein zweiter dahergefahren, welcher der Richtung des ersten folgte.

Dann war alles ungefähr eine Stunde lang still, später aber wurde die Stille durch den Knall zweier Pistolenschüsse unterbrochen.

Kurz danach kehrten die Wagen zurück, doch fuhr der zweite langsamer als der erste.

Nur Helders Kugel hatte eine Wirkung erzielt und Hauptmann Errington fiel, gefährlich verwundet, zu Boden.

Mit einem Gefühle tiefer Besorgniß und stiller Selbstanklage blickte Helder auf den gefallenen Gegner.

Er hatte nicht die Absicht gehabt, ihn tödtlich zu treffen, aber in seiner Erregtheit hatte er anders gezielt, als er gewollt. Mit dem Gefühle von Kain's Brandmal an der Stirne, sprang er vorwärts und war er der erste, der des Gegners Haupt aufrichtete und ihm beistand. Jeder Gedanke an seine eigene Gefahr war gänzlich von ihm gewichen, doch Andere waren nicht so gedankenlos. Der Sekundant des Hauptmanns Errington klopfte ihm auf die Schulter, um seine Aufmerksamkeit zu erregen und sagte:

„Entschuldigen Sie, Hauptmann Helder, wenn ich Ihnen bemerke, daß Sie nicht mehr hier am Platze sind; Alles, was gethan werden kann, sind wir im Stande zu thun. Sie müssen nun auf Ihre eigene Sicherheit bedacht sein. Mr. Mortimer", fuhr er, zum andern Sekundanten gewendet, fort, „Sie thäten gut, die Wagen herzubeordern. Hauptmann Helder, sprach er dann leise, mein Freund hat mich ersucht, Ihnen, falls die Sache die Wendung nehmen sollte, welche sie unglücklicherweise genommen hat, dieses hier zu geben und damit die Versicherung zu verknüpfen, daß er dieserhalb keinen Groll gegen sie hegt.

Helder griff gedankenlos nach dem goldenen Herzen und sagte mit einer vor Bewegung erstickten Stimme:

„Oberst Hemery, ich hoffe, daß das Duell keine unglücklichen Folgen haben wird. Der Himmel weiß, daß dies nie meine Absicht war. Ist es aber doch der Fall, so werde ich Kains Fluch auf mir fühlen, denn für einen kaltblütigen Mord gibt es wohl keinen andern Namen. Ich möchte einem Menschen verzeihen, der einen andern in der Hitze des Streites tödtet, aber nicht Einem der zeitlich, kaltblütig und gesammelt aufsteht, um eine so unmenschliche, so unchristliche That zu verüben."

„Wenn die Wunde nicht tödtlich ist," fuhr Helder fort, „so sagen Sie meinerseits dem Hauptmann Errington, daß, wie er mir, ich auch ihm nicht grolle; es war nur Eine verantwortlich. Ja, so viel für eine Metze — ein Menschenleben auf dem Altare ihrer Herzlosigkeit geopfert! Verdammte Kokette," brummte er.

„Gehen Sie denn und seien Sie auf Ihre eigene Sicherheit bedacht."

„Versprechen Sie mir, daß Sie mich das Resultat dieses verfluchten Duells werden wissen lassen. Da haben Sie meine Adresse in Paris."

„Ja, gewiß, Sie können darauf zählen. Schauen Sie hin, dort kommen Leute. Gehen Sie. Gott behüte Sie."

Noch am Ende der Woche brachten die Londoner und die Pariser Journale Meldungen von dem Duell. Die Namen waren zwar unrichtig angegeben, das war aber kein Hinderniß, daß zehn Tage lang von der Sache geschwätzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Kriegsgefangenen in Sibirien.

(Schluß.)

Da wurde ein höllischer Plan entworfen, dessen Zweck es war, die Polen derartig in den Augen der Macht zu kompromittiren, daß es unmöglich geworden wäre, sie neuerdings zum Gegenstande einer Amnestie zu machen. Wie bereits gesagt, erzähle ich nur summarisch und theile nur die Hauptsakten mit. Ich werde dies Gefängnißleben malen, und Sie werden sich überzeugen, ob ich zu weit gehe, indem ich diese Elenden brandmarke, die uns ausrotten wollen. Es sind dies Offiziere; aber verachtet nicht die Armee selbst diese epaulettentragenden Stockmeister, deren Benehmen hinreichen würde, um den Namen Offizier verabscheuenswürdig zu machen? Was ein Etappen-Offizier in Rußland und Sibirien bedeutet, was überhaupt jene Offiziere sind, die von Grad zu Grad avanciren, indem sie Gefangene peinigen und martern, das wird man dort kaum begreifen, wo man gewohnt ist, die Worte: Ehre und Armee für unzertrennbar zu halten; und es ist, meiner Ansicht nach, eine große Schmach für die russische Armee, daß sie Lieutenants, Kapitäne und Oberste duldet, die nichts Anderes als Galeeren-Wächter sind. Es ist wahr, es gibt gewisse Leute, die dies Ergebenheit nennen und ich selbst ließ mir erzählen, daß russische Offiziere in Warschau auf offener Straße Polen verhaften, die ihnen verdächtig erscheinen. Dies ist vielleicht nicht wahr; sicher aber ist es, daß wir auf der Warschauer Citadelle von einem Gardeoffizier durchsucht wurden, der unsere Briefe gelesen hat, und ich erinnere mich auch, daß er, da einer dieser Briefe italienisch geschrieben war, einen Artillerie-Offizier ersuchte, ihm denselben zu übersetzen. Ist dies nicht zu viel Eifer? Von einem Polizeimanne würden wir dies begreifen; aber von einem Offizier der Garde . . . Uebrigens, ländlich sittlich!

Für die zur Arbeit in den Bergwerken Verurtheilten gibt es drei Commandanten: einen zu Irkutsk (Chalachnikow, Civilgouverneur der Stadt); einen zu Tbila (General Ditmar, einer von den wenigen achtungswerthen Männern, die wir gekannt haben); der dritte, Zawod, befindet sich zu Alexandrowski. Nur von dem letzten Bezirke, welcher der Nertschinsker Bezirk heißt, wollen wir sprechen. Er steht unter einem gewissen Worongow, welcher, im Juni noch einfacher Kosakenoberst, im September

die Generals-Epauletten erhielt, als Belohnung für die Thätigkeit, die er in unserer Verfolgung entwickelte.

Trotzdem die Amnestie den Gefangenen die Hälfte ihrer Strafe abnahm, wurde in den Minen von Nertschinsk nicht ein einziger Pole in Freiheit gesetzt; und doch hatten, dem Wortlaute der Amnestie entsprechend, Viele ein Anrecht auf Freiheit. Bis dahin war die Arbeit beinahe ganz unbedeutend gewesen, weil die Minen von Akatuja, wo wir uns befanden, seit längerer Zeit erschöpft waren. Demungeachtet organisirte man, um uns zum Aeußersten zu treiben, eine Arbeit, die um so peinlicher und aufregender wirkte, weil man uns nur arbeiten ließ, um uns zu martern, und so sahen wir uns, statt daß die Amnestie unsere Lage erleichtert hätte, härter behandelt denn je.

Wir unterwarfen uns aber dennoch. Bald sollten aber neue Vexationen folgen. Da der uns vorgesetzte Offizier, ein junger Mann von einundzwanzig Jahren Namens Momontow, bemerkte, daß wir die vorgeschriebene Anzahl von Stunden arbeiteten, so wollte er uns in Bausch und Bogen arbeiten lassen. Da aber diese Art von Arbeit schon längst durch einen kaiserlichen Ukas beseitigt war, so weigerten wir uns anfänglich, fügten uns aber dann, um einen Conflikt zu vermeiden, in dem wir mit Sicherheit unterliegen müßten. Wir sahen ein, daß man uns zu einer Revolte treiben wollte, und deßhalb nahmen wir uns in Acht.

Bald darauf wurde uns eine Verordnung vorgelesen, die uns die Sonntags- und Feiertagsruhe entzog. In Folge der neuen Maßregel waren wir nur am Osterfeste, Weihnachten, am Geburts- und Namenstage des Kaisers und an zwei oder drei Jahrestagen von der Arbeit befreit, im Ganzen sechs oder sieben Tage im Jahre. Man hatte sich diesmal nicht verrechnet. In unserem Gefängnisse trat Widersetzlichkeit zu Tage, die man als Rebellion qualifizirt hat. Wir waren achtzig Personen, unter denen sich ungefähr sechzig Priester befanden, die, wollten sie sich nicht compromittiren, sich nicht in eine Verletzung der Gebote Gottes fügen konnten, die doch die Heilighaltung der Sonn- und Feiertage vorschreiben. Und wir Anderen, wir machten gemeinsame Sache mit den Geistlichen und erklärten, daß, da auch unsere Genossen am Sonntage nicht arbeiten, es uns unmöglich sei, anders zu handeln. Wir machten uns erbötig, für den Fall, daß es uns gestattet würde, den Geboten unserer Religion zu folgen, jede Woche eine Quantität Arbeit zu liefern, die dem entspräche, was man in sieben oder acht Tagen arbeiten könne. Wir machten alle nur möglichen Combinationen, die annehmbarsten Vorschläge, aber immer ohne Erfolg, denn es handelte sich hier weder um Arbeit, noch um Gesetz, sondern einzig und allein darum, uns zur Insubordination, zur Rebellion zu treiben.

Die Polen richteten hierauf eine Petition an den Chef der Gendarmerie (bekanntlich ist dieses Corps in Rußland allmächtig) und ersuchten, daß man ihnen, wie früher, gestatten möge, an den heiligen Tagen zu feiern. Unser commandirender Oberst überreichte die Petition, denn er war hiezu verpflichtet; zugleich wurden wir eingesperrt und einer viel strengeren Disciplin unterworfen. Einen Tag später wurden wir an den Händen gefesselt; der Offizier selbst wohnte diesem Akte bei; die Sache wurde vorschriftsmäßig zu Ende geführt; die Ketten wurden um die nackten Arme fest genietet! Den nächsten Tag wurden auch die Füße gefesselt. Man verbot uns, irgend etwas zu kaufen; wir mußten einzig und allein von der Gefängnißkost leben, ohne daß es uns gestattet gewesen wäre, uns Thee, Milch, Zucker, Tabak zu verschaffen, was doch den einzigen Luxus des Gefangenen bildet und seine Lage einigermaßen mildert. Diese Maßregel lag schwer auf uns, da wir bald auf „halbe Portion“ gesetzt wurden. Die Soldaten und Kranken waren fortwährend in den Kasernen consignirt, und den Landleuten wurde ausdrücklich verboten, sich bis auf fünfzig Schritte dem Gefängnißraume zu nähern. So begann das große Fasten und selbst um übertrieben hohe Preise war kaum etwas zu erlangen, womit wir unsern Hunger hätten stillen können.

Nichtsdestoweniger arbeiteten wir, an Händen und Füßen gefesselt, in den Bergwerken. Jeden Tag prüfte man unsere Eisen und durchsuchte unsere Zimmer und Koffer. Geld und Briefe, die man den Gefangenen schickte, wurden ihnen nicht mehr übergeben. Die Strenge nahm zu, und alle wurden wir derselben Behandlung unterworfen, was nur zu klar beweist, daß man uns zum Aeußersten zwingen wollte, denn es befanden sich unter uns Schwächlinge und Kranke, die von jeder Arbeit befreit waren, Leute, die seit mehr als einem Jahre ihre Eisenzeit zurückgelegt hatten, endlich Juden, denen der Sonntag eine gleichgiltige Sache war. Ja noch mehr, nachdem wir in unseren Zellen bald elendiglich verbrannt wären, mußten wir unter der schweren Last der Anklage der Brandlegung leben, was man nur benützte, um uns noch mehr zu mißhandeln. Der Typhus grassirte in unserer Mitte, den Kranken wurden aber die Ketten nicht abgenommen. Und wenn der Arzt seinen Rundgang machte, so war er, Dank den Maßnahmen unseres Offiziers, so betrunken, daß er weder sprechen, noch das verstehen konnte, was man ihm sagte, und so blieben, zu unserem größten Aerger, unsere Kranken gefesselt.

Endlich vernahmen wir, daß die Untersuchungs-Commission angekommen sei. Seit mehr als drei Monaten dauerte bereits unser Belagerungszustand. Man machte einen letzten Versuch. Ohne irgend ein Motiv wurden zwei unserer Freunde, Twarowski und Ososko, geschlagen, von den Kosaken zerfleischt und dann in ein finsteres Loch geworfen. Dies war die letzte Provokation. Aber wir hatten dem Hunger, dem schrecklichsten Elend widerstanden, wir hatten Alles ertragen, sollten wir jetzt die Frucht einer so langen und schrecklichen Prüfung compromittiren, sollten wir in eine so grobe Schlinge gehen?

Es bedurfte von unserer Seite großer Kraft und Klugheit, um nicht eine Revolte zu versuchen, die, wie wir wußten, nicht reussiren konnte. Hätten wir den Eingebungen unseres Grimmes Folge geleistet, so wären wir verloren gewesen. Was aber mit den Gefangenen der Minen von Nertschinsk nicht gelang, die nur zu genau die Hinterlist des Bagno's, die Politik ihrer Herren kannten, das gelang leider nur zu sehr mit den Gefangenen an den Ufern des Baikalsee's und man erreichte dort das Resultat, welches man so sehnsüchtig herbeigewünscht hatte. Man compromittirte die Polen in Sibirien, für die es jetzt vorläufig keine Amnestie gibt. Die Bagnos in Sibirien werden noch lange mit politischen Gefangenen gefüllt bleiben, und nichts wird geändert werden in diesem Stand der Dinge, der so geeignet ist, die Bedürfnisse jener „edlen“ Personen zu befriedigen, deren Obhut wir anvertraut waren.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 33. Mittwoch den 24. April. 1867

Mathilde.

Novelle.

(Fortsetzung.)

V.

Drei Jahre waren vergangen und Mauo Latimer war nicht mehr das Landmädchen, sondern beherrschte als Schönheit, als reiche Erbin, folglich als gute Partie einen der vielen vornehmen Kreise Londons. Bis zu jener Zeit war jedoch ihr Name, selbst von den bekanntesten Trätschmäulern, mit keinem von dem andern Geschlechte in Verbindung gebracht worden. Jetzt aber geht ein Gerücht -- und ein Gerücht hat wie die meisten von der Schmähsucht erzählten Geschichten, einen ganz winzigen Ursprung — es geht also das Gerücht, daß Einer da ist, der in der Gunst der jungen Erbin höher als jeder andere ihrer zahlreichen Verehrer steht. Die Lästerzungen sagen: „Die Kokette hat endlich gefunden, daß auch sie ein Herz hat und daß der Eine blos es zu begehren hat, um es zu erhalten. Es war in der That die Schuld des Gentleman und nicht der Dame, daß die Erklärung so lange hinausgeschoben wurde.

Am 12. Dezember desselbigen Jahres hätte Jemand, der in's Zimmer John Milwoods getreten wäre, diesen mit einem Rappier in der Hand, vor einem hochgewachsenen, militärisch dreinschauenden Mann, der ebenfalls ein Rappier in der Hand hielt, stehen gesehen. Stampfen auf Stampfen, die Uebung begann.

„Jetzt den coup de fouet! Diese glizade war vortrefflich. Probiren Sie diese flanconade noch ein Mal.“

Diese und ähnliche Ausrufe konnte man von dem hochgewachsenen Manne vernehmen, als die Thüre plötzlich geöffnet wurde und unangemeldet — denn bei Junggesellen wird die Etikette nicht so genau beobachtet — ein Mann eintrat, der, weil er außen gehorcht hatte, ein lautes Gelächter vor sich her schickte.

„Bravo! Ausgezeichnet! Mann, wenn Sie mit der Pistole so geübt sind wie mit dem Degen, so möchte ich mich nicht getrauen, Sie herauszufordern; wir wollen also in des Himmels Namen keinen Streit mit einander beginnen, damit ich meine Ehre unangetastet erhalte.“

Milwood senkte mit heiterem Lächeln seinen Degen, wendete sich zu seinem Gegner, oder vielmehr Lehrer, und sagte:

„Ich denke, Mr. Johnston, daß wir für heute die Lektion beendigt sein lassen wollen. Wie Sie gesagt haben, Errington,“ fügte er, zu seinem Besucher sich wendend, lachend hinzu, „hüten Sie sich, mich herauszufordern, denn ich bin in einer gefährlichen Stimmung.“

„Kein Wunder, stehen Sie doch im Begriffe zu heirathen,“ sagte Errington, während er das Bein über einen Stuhl legte, auf dem er sich ausstreckte, und eine Cigarre anbrannte. Sein Leiden in Folge des Duelles war ein langes und schweres gewesen, aber nach einigen Monaten war er doch endlich geheilt. „Es ist ein ominöses Zeichen, alter Kamerad, am Vorabend seiner Verheirathung fechten zu lernen,“ fuhr er fort: „Aber es ist noch immer gut, daß Sie zu solcher Zeit fechten und nicht boxen lernen möchten. Ich habe soeben vernommen, daß Sie die schöne und reiche Erbin heirathen.“

„Still!“ rief Milwood aus, als bei der Thüre, durch welche der Fechtmeister hinausgegangen war, ein anderer von ebenso militärischem Aussehen hereintrat. „Du lieber Himmel! Wer hätte gedacht, daß man dich sehen wird, theurer Dick. Du bist, glaube mir es, Helder, herzlich willkommen. Weßhalb hast du mich es aber nicht wissen lassen, daß du kommen wirst?“

Als der Name Helder Erringtons Ohr traf, stand er hastig auf und blickte den Neuangekommenen an, welcher Milwoods Hand innig drückte. Letzterer wendete sich plötzlich um und sagte:

„Es freut mich sehr, dich zu sehen, Alter. Ich will dich hier meinem Freunde Charles Errington, einem Soldaten gleich mir, vorstellen.“

Errington war gefaßt, aber Helder fuhr zusammen und wurde plötzlich sehr blaß. Mit dem wahren Feingefühle eines Edelmannes sagte Errington, als er inne wurde, welche schmerzliche Erinnerungen seine Gegenwart hervorrief:

„Dieser Herr und ich, lieber Milwood, wir sind uns zuvor begegnet, und ich bedauere, daß mich ein Stelldichein, das ich pünktlich einhalten muß, abhält, noch besser mit ihm bekannt zu werden; allein ich muß fort, lebe wohl, lieber Milwood, bei Mistreß Vanderville werden wir uns heute Abend sehen. Guten Morgen, Hauptmann; ich bitte Sie um Vergebung, Oberst Helder; ich hoffe, daß Sie in London bleiben und mir die Freude einer nochmaligen Zusammenkunft mit Ihnen gönnen werden.

Er verbeugte sich und verließ das Zimmer.

„Es ist sonderbar, daß ihr schon einander kennt, Alter,“ sagte Milwood, sich seinem Freunde gegenüber an den Kamin setzend. „Es ist auch sonderbar, daß Charles mir nichts davon gesagt hat, denn ich habe oft von dir in seiner Gegenwart gesprochen, er nahm aber niemals Notiz davon.“

Helder dankte innerlich dem Hauptmann Errington für sein Schweigen, unterbrach aber Milwood nicht, welcher fortfuhr.

„Wann wurdest du mit ihm bekannt, Dick?

„Man kann das kaum eine Bekanntschaft nennen, da wir nur zweimal und zwar bereits vor drei Jahren zusammenkamen."

„In jenem Jahre?" fragte Milwood in einem etwas leiseren Tone, da er wußte, daß diese Worte seinen Freund an eine schmerzliche Periode erinnern mußten.

„Ja, Jack, in jenem Jahre und in jener Zeit."

Als Helder dieses sprach, war in seinem Gesichte und in seinem Ausdrucke nicht mehr denn ein gewöhnlicher melancholischer Ernst. Dies machte Milwood Muth, fortzufahren, in der Hoffnung, herauszubringen, was wir so lange gewünscht hatten — die Ursache der plötzlichen Veränderung, welche drei Jahre früher mit unserem fröhlichen Freunde vorgegangen war.

„Ich werde es nie vergessen, lieber Dick," sagte er, die Spitze einer Cigarre abkneipend, „wie erschüttert ich war, als ich dich aus Indien zurückkommen sah, bevor noch ein Viertel deines Urlaubes abgelaufen war. Ich hätte es nie geglaubt, daß etwas im Stande sei, einen Mann in so kurzer Zeit zu verändern. Es thut mir leid, daß du noch immer nicht dein früheres Aussehen und Heitersein wieder erlangt hast. Sollte noch immer jene Sorge, welcher Art sie auch sein möge, dich drücken? Glaube mir, ich frage nicht aus bloßer Neugierde, sondern mit der Theilnahme eines wahren Freundes."

„Ich weiß es, Jack, ich hätte nie das Gegentheil gedacht. Sei aber getröstet. Was vergangen ist, ist vergangen. Zeit und Nachdenken haben die Ursache zu tief vergraben, als daß sie wieder so leicht ausgegraben werden könnte, doch der Steinmetz schneidet die Grabschrift zu scharf in den Grabstein ein, als daß sie nicht lange, nachdem der Gegenstand, auf welchen sie sich bezieht, Staub geworden ist, unverwischt bleiben sollte."

„Wenn sie begraben ist, und es freut mich herzlich, dies zu hören," sagte Milwood nach einer Pause, „willst du nun das mir gemachte Versprechen erfüllen, daß du mir einst dein Vertrauen in meine Freundschaft durch die Mittheilung der Ursache deiner raschen Rückkehr zu deinem Regimente beweisen wirst? Der plötzliche Tod meines Vaters, welcher mich einige Monate später nach England rief, verhinderte mich, bis jetzt eine Gelegenheit zu finden, dich zu fragen."

„Ja, ich will dir Alles sagen, Jack; ich kann dies jetzt ruhig und unparteiisch thun," erwiederte Helder. „Gib mir eine Cigarre her. Ich glaube, Rauchen fördert das Hervorrufen der Vergangenheit."

Und seine Füße auf das Kamingitter stützend und sein Gesicht der hellrothen Feuerflamme zugewendet, erzählte Helder die Vorfälle vor drei Jahren.

Milwood unterbrach ihn nur ein einziges Mal, und zwar als er erwähnte, wie der Glaube an Maud's Falschheit in Nancy Feltons Hütte plötzlich in ihm erwachte, da rief Milwood aus:

„Ich vermuthete, daß dies die Ursache sein möchte. Ein Weib, das einem solchen Herzen und solcher Liebe, wie die deinige, falsch mitzuspielen vermag, verdient keines andern Mannes Achtung, noch weniger Liebe. Fahre fort. Es wundert mich nur, wie du jemals diese herzlose Dirne lieben konntest."

Helder, während der Erzählung in die bittersten Erinnerungen vertieft, erhob nicht ein einziges Mal seine Augen vom Feuer und gewahrte nicht die seltsamen und plötzlichen Veränderungen, welche in Gesicht und Ausdruck seines Freundes vorgingen. Darin spiegelte sich zuerst Erstaunen, dann Zweifel, schließlich Angst ab, die plötzlich in die Aeußerung tiefer Wehmuth überging.

Helder wartete, nachdem er seine Erzählung geendet hatte, schweigend seines Freundes Bemerkung über das Gehörte ab, aber die Frage, welche kam, war keine solche, wie man sie von einem Manne, der in so warmer Weise seine Theilnahme ausgesprochen hatte, erwartet hätte:

„Du hast sie, die dich so grausam betrogen hat, nur mit dem Taufnamen Maud genannt. Wie war denn ihr anderer Name?"

„Dieser kann sicherlich für dich keine Bedeutung haben, lieber Jack. Es ist besser, daß er vergessen wird," erwiederte Helder, während er, da ihm der sonderbare Ton der Stimme seines Freundes aufgefallen war, zum ersten Male aufblickte."

Milwood hatte sich vorgebeugt, den Ellbogen aufs Knie und dies auf die Hand gestützt. Die Blässe und der starre Ausdruck seines Gesichtes, die Helder ängstlich anstierenden Blicke, welche einer Antwort harrten, bestimmten den Letzteren, hastig aufzustehen und zu ihm zu eilen, als Milwood sagte:

„Es ist von der größten Wichtigkeit für mich. Beunruhige dich nicht und sei nicht erschrocken. Es ist mir nicht unwohl, beantworte aber meine Frage. War nicht ihr anderer Name Latimer — ja, Maud Latimer."

„Er war es; wie aber hast du es erfahren? Hat Hauptmann Errington des in ihn, als einen Mann von Ehre und als einen Edelmann gesetzten Vertrauens gespottet?"

„Nein, und hätte er es gethan, so kennst du mich zu gut, als daß du glauben könntest, ich hätte es ungestraft geschehen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Justus v. Liebig über den Kaffee.

Aus einem sehr interessanten Aufsatze des berühmten Chemikers über den Kaffee in den „Westermann'schen Monatsheften" theilen wir folgenden Auszug mit:

Ueber die beste Methode der Bereitung des Getränkes „Kaffee" gehen die Meinungen der Liebhaber und Köchinnen sehr weit auseinander, und die Schwierigkeiten müssen dem nicht gering erscheinen, welcher weiß, daß die Erfindungsgabe der Spengler und anderer Künstler das bereits vorhandene halbe Hundert von Kochgeschirren oder Kaffeemaschinen, wie man sie nennt, jährlich mit neuen Verbesserungen bereichert. Da meine Vorschrift zur Bereitung des Kaffee's alle diese mannigfaltigen Kochgeschirre überflüssig zu machen droht, so muß ich freilich fürchten, die zahlreiche Klasse der Fabrikanten derselben zu ihren Gegnern zu machen, ich appellire aber an die Unparteiischen, die meinen Kaffee trinken, und hoffe, sie auf meine Seite zu bringen. — Ueber den Einfluß des Kaffee's und Thee's auf die moderne Geistesrichtung und Civilisation ist so viel schon geschrieben worden, daß es überflüssig ist, hier näher darauf einzugehen; sicher ist, daß Anna Boleyn, nachdem sie beim Frühstück ein halbes Pfund Speck und eine Maß Bier zu sich genommen hatte (wie sie in einem ihrer Briefe erwähnt), mit andern Empfindungen vom Tische aufstand, als wenn sie eine Tasse Thee oder Kaffee, Butterbrod und ein Ei gefrühstückt hätte. Ich übergehe auch die national-ökonomische Bedeutung des Kaffee's und will hier nur ein paar Worte über den Einfluß sagen, den der Kaffee auf die moderne Krieg-

führung gehabt hat. In dem ersten schleswig-holsteinischen und dem letzten italienischen Kriege hat die Einführung des Kaffee's sehr wesentlich dazu beigetragen, den Gesundheitszustand der Soldaten zu verbessern, und ich bin versichert worden, daß auch in mehreren Regimentern in der bayerischen Armee die Einführung des Kaffee's zum Frühstück und auf Märschen sich sehr nützlich erwiesen habe.

Die Engländer sind bekanntlich Meister in der Bereitung des Thee's, aber die Kaffeebereitung behaupten die Deutschen besser zu verstehen. Richtig ist, daß im Verhältniß sehr viel mehr Kaffee in Deutschland getrunken wird als Thee. Die deutschen Gelehrten im Besondern ziehen den Kaffee dem Thee vor, was vielleicht mit ihren Gewohnheiten und den Wirkungen beider Getränke in Verbindung steht. Der Thee wirkt bekanntlich direkt auf den Magen ein, dessen Bewegungen zuweilen in dem Grade dadurch vermehrt werden, daß er, nüchtern genossen, einen Brechreiz hervorbringt. Der Kaffee hingegen vermehrt die peristaltischen Bewegungen abwärts, und so betrachtet denn der deutsche Gelehrte bei seiner mehr sitzenden Lebensweise, des Morgens eine Tasse schwarzen Kaffee, unterstützt durch eine Cigarre, als ein schätzbares Mittel zur Beförderung gewisser organischer Vorgänge. Auch die russischen Damen sind, wie man behaupten hört, aus gleichen Gründen Verehrerinnen des Kaffee's und Tabaks geworden. Nach dem Vorhergehenden bietet die Bereitung eines Kaffee's, welcher die eben erwähnten vortrefflichen Wirkungen im vollsten Grade besitzt, Interesse genug dar.

Als die beste Methode der Kaffeebereitung habe ich folgende gefunden:

Bei der Bereitung des Kaffee's behält man sein gewohntes Verhältniß von Wasser und geröstetem Kaffee bei; ein kleines Blechgefäß, welches eine halbe Unze (ein Loth) rohe Bohnen faßt, mit gerösteten Bohnen angefüllt, gibt in den meisten Familien ein Maß ab für zwei sogenannte kleine Tassen Kaffee, von mäßiger Stärke; ich liebe etwas stärkeren Kaffee. Man bringt das Wasser mit drei Viertel des Kaffeepulvers, welches man zur Bereitung verwenden will, zum Sieden und läßt es volle zehn Minuten, oder auch länger, bei gelindem Feuer und mit schwachem Aufwallen kochen. Nach dieser Zeit wird das zurückbehaltene Viertel Kaffeepulver eingetragen und das Kochgeschirr sogleich vom Feuer entfernt; es wird bedeckt und fünf bis sechs Minuten ruhig stehen gelassen; beim Umrühren setzt sich alsdann das auf der Oberfläche schwimmende Pulver leicht zu Boden und der Kaffee ist jetzt, vom Pulver abgegossen, zum Genusse fertig. Angenommen, man wolle acht kleine Tassen Kaffee machen, so mißt man mit dem erwähnten Blechgefäß vier Maß geröstete Kaffeebohnen ab, drei Maß davon werden zuerst und dann das vierte Maß gemahlen und und beide Portionen getrennt gehalten. Man mißt dann acht volle Tassen Wasser ab, setzt die drei Maß Kaffeepulver zu und verfährt bis zu Ende, wie so eben beschrieben worden ist. Man kann, um alles Pulver abzusondern, den fertigen Kaffee vor dem Serviren durch ein reines Tuch fließen lassen; in der Regel ist dies nicht nöthig und für den reinen Geschmack oft nachtheilig. Das fertige Getränk soll eine braune (nicht schwarze) Farbe haben; es ist immer trübe, wie etwa mit Wasser verdünnte Chocolade. Die trübe Beschaffenheit des nach dieser Methode bereiteten Kaffee's kommt nicht von aufgeschlämmtem Kaffeepulver, sondern von einem eigenthümlichen butterartigen Fett her, wovon die Bohnen etwa 12 Prozent enthalten und welches durch starkes Rösten zum Theil zerstört wird. Der Feinschmecker sieht nicht auf die Klarheit des Kaffee's, sondern liebt ihn so, wie er im Vaterlande des Kaffee's getrunken wird, wo man von Filtriren und von Hausenblase, um ihn zu klären, nichts weiß. In größeren Haushaltungen, in welchen diese Kaffeebereitung Eingang gefunden hat, wird der zurückgebliebene Kaffeesatz mit Wasser nochmals aufgekocht und dieses bei der nächsten Bereitung anstatt reinem Wasser verwendet; ein Verfahren, was auch für kleine Haushaltungen zu empfehlen ist. Bei der gewöhnlichen Bereitung des Kaffee's bleibt häufig mehr als die Hälfte der löslichen Theile der Bohnen im Kaffeesatze zurück. Um die nämliche gute Meinung von dem nach meiner Methode bereiteten Kaffee zu gewinnen, die ich selbst davon habe, muß man zunächst sich ganz strenge an meine Vorschrift halten, was wie ich wohl weiß, eine schwierige Aufgabe für Köchinnen ist, die von dem Gewohnten kaum abzubringen sind, und man darf sodann den Geschmack des gewöhnlichen Getränkes nicht zum Muster nehmen, sondern mehr die guten Wirkungen beachten, welche mein Kaffee auf den Organismus hat. Viele, welche mit der dunklen oder schwarzen Farbe den Begriff von Stärke oder Concentration verbinden, haben häufig den nach meiner Methode bereiteten Kaffee für dünn und schwach gehalten; bei diesen ist es mir stets gelungen, durch Färbung desselben mit gebranntem Zucker oder einem Kaffeesurrogate, wodurch er eine dunkelschwarze Farbe bekam, eine bessere Meinung für meinen Kaffee zu gewinnen. Dick, schwarz und allzusüß darf der Kaffee nicht sein.

Der wahre Kaffeegeschmack ist den meisten Menschen so gänzlich unbekannt, daß viele Personen, die meinen Kaffee zum erstenmal trinken, seinen Geschmack beanstanden, weil er nach den Bohnen schmecke. Ein Kaffee aber, der nicht nach den Bohnen schmeckt, ist kein Kaffee mehr, sondern ein künstliches Getränk, dem man irgend ein anderes ähnliches substituiren kann; daher kommt es denn, daß die Getränke aus den Kaffeesurrogaten, geröstete Cichorienwurzel — gelbe Rüben — Runkelrüben — wenn man eine Spur gebrannten Kaffee hinzufügt, von dem ächten Kaffee von den Meisten nicht unterschieden werden können, und daß die Kaffeesurrogate eine so große Verbreitung haben. Eine dunkelbraune Brühe, welche empyrematisch schmeckt, ist für die meisten Menschen Kaffee. Theesurrogate gibt es dagegen nicht, weil jeder Theetrinker weiß, wie Thee schmeckt. Als ich in Erlangen studirte, bekam ich zum Frühstücke einen Kaffee von der schönsten Farbe, der mir aber häufig übel machte; auf meine Bemerkung darüber erhielt ich regelmäßig den Bescheid, daß mein Kaffee von der besten Sorte in der Stadt bereitet sei, bis ich denn zuletzt die Hausfrau ersuchte, mir ihren Kaffee zu zeigen, und es kam richtig der bekannte längliche Cylinder mit dem rothen oder auch gelben Umschlag zum Vorschein, auf welchem der Käufer die Versicherung erhält, daß er „ächten Mokka" kaufe. Die Leute im Hause wußten gar nicht, daß es „andern" Kaffee gebe; und so erhielt ich häufig in der Umgebung Münchens, wenn ich die Kellnerin schüchtern fragte, ob der Kaffee, den sie mir brachte, wirklich aus Bohnen bereitet sei, mit Entrüstung die Antwort, daß „in ihrem Hause der Kaffee niemals aus Bohnen gemacht werde." In der Regel war ich hierüber nicht im Zweifel. Auf Eisenbahnstationen und Dampfschiffen trinkt der Eingeweihte keinen Kaffee, denn was man dort so nennt, ist in der Regel nichts anderes, als eine heiße wässerige Lösung von Kaffee-Extract, welcher aus schwarzgebranntem Zucker, sogenanntem schwarzen Caramel besteht, ohne Zusatz eines Dinges, das in Kaffeebohnen ist. Es ist dies eine schwarze glänzende Masse (in

einem Umschlag von Staniol), von welchem in dem Nebenzimmer ein Stückchen in die Tasse gethan, und mit heißem Wasser angerührt, den Gästen vorgesetzt wird; Die, welche ein solches Gebräu als Kaffee trinken, verdienen in der That nichts Besseres. Wenn man die Zahlenangaben über den Verbrauch des Kaffee's in Europa liest und in Betracht zieht, daß die Hälfte der Bevölkerung geröstete Rüben, Feigen oder Zucker anstatt Kaffee trinkt und die andere Hälfte durch die fehlerhafte Zubereitung dem wahren Kaffee alle seine nützlichen und wohlthätigen Eigenschaften nimmt, so wird man an dem Instinkt der Menschen irre und man versteht nicht mehr, für welchen vernünftigen Zweck jährlich so große Summen vergeudet werden. Es ist eben viel Einbildung dabei und Selbstbetrug wie bei unzähligen andern Genüssen."

Der fanariotische Klerus und das bulgarische Volk. *)

Mit der an Armuth grenzenden Besitzlosigkeit und schlichten Einfachheit türkischer Imams (Geistlichen) contrastirt nichts so grell, als der Reichthum und die übergroße Prunkliebe der bulgarischen Bischöfe. Kaum gelingt es den türkischen Paschas, den Pomp, welchen die Kirchenfürsten der Rajah entwickeln, zu erreichen, selten, ihn zu überstrahlen. Welches sind die Dotationen, die Kirchengüter und Fonds, aus welchen der hohe Klerus Bulgariens ein so reiches Einkommen bezieht? fragt der Uneingeweihte. Vergebens späht und sucht er nach solchen. Denn es gibt nur eine einzige nie versiegende Einnahmsquelle für die griechisch-bulgarischen Bischöfe; doch fließt sie weder aus Dotirungen, noch Gütern oder Stiftungen — diese Domäne ist das arme bulgarische Volk.

Aus dem „Fanar" (fena-yer), dem griechischen Stadttheile Konstantinopels, in dem sich die faulen Reste corrupten Byzantinerthums mit asiatisch-türkischem Wesen vermählt zu haben scheinen, gehen die geistlichen Kaufleute hervor, welche um die vacant werdenden bischöflichen Pachtsitze Bulgariens feilschen. Nicht höhere Intelligenz, größere Frömmigkeit oder sonstige Zier und Eigenschaft, die wir bei hohen Kirchenhirten gewöhnlich suchen, nicht gereiftes Alter oder hervorragende der Kirche geleistete Dienste sind bei Vergebung der bulgarischen Bischofsstühle maßgebend, nein — sie werden einfach den Meistbietenden zugeschlagen. Die Genesis dieser aller apostolischen Satzungen spottenden Uebung ist im 16. Jahrhundert zu suchen. Bis zu Ende desselben hatten die türkischen Eroberer den griechischen Klerus nicht nur geschont, sondern mit Privilegien überhäuft, welche demselben von den byzantinischen Kaisern stets bestritten, um welche derselbe von dem abendländischen Klerus vielfach beneidet wurde. Die Sultane und ihre Großen konnten an den erbeuteten Reichthümern, an dem Marke der niedergeworfenen Nationen ruhig zehren, nachdem sie deren höchstes geistliches Oberhaupt und durch dasselbe ihre Bischöfe sich zu Dank und treuer Ergebenheit verpflichtet hatten. Auch die Nachfolger Murad's und Bajazid's, weniger kriegslustig, als die berauschenden Genüsse der Harems liebend, suchten und fanden durch Schonung der griechischen Geistlichkeit ein willkommenes Mittel, um des ererbten Raubes und der von ihren Feldherren aus christlichen Ländern heimgebrachten Beute ungestört sich zu erfreuen.

Selbst die unermeßlichsten Schätze erschöpfen sich aber. Auch die türkischen Nachfolger des Propheten machten diese alte Erfahrung — man gestaltete deßhalb die Verleihung der Patriarchenwürde, welche in der ersten Zeit der türkischen Eroberung Konstantinopels aus dem Staatsschatze dotirt wurde, zu einen neuer Einnahmsquelle. Der griechische Clerus, welcher sich in den Augen der Rajah durch zwei Jahrhunderte zu Mitschuldigen ihrer türkischen Bedrücker erniedrigt hatte, und dessen Einfluß auf die Massen demgemäß längst nicht mehr zu fürchten war, kam hiebei den golddürstenden Sultanen mit sich gegenseitig steigernden Anerbietungen entgegen.

Tausend Dukaten betrug zuerst die Ernennungstaxe für den neugewählten Patriarchen. Simeon, ein Mönch, bezahlte zuerst dieselbe, indem er zugleich auf jede Dotation aus dem Staatsschatze Verzicht leistete. Schon im nächsten Jahre wurde sie auf das Zweifache erhöht. Bald darauf begann die Pforte die höchste geistliche Würde der orientalischen Christenheit beinahe alle zwei Jahre aufs Neue auszubieten und zu verleihen. Mit den Jahren steigerte sich auch der Kaufpreis. Ursprünglich 1000, betrug derselbe schon 1573 an 6000 Ducaten, und gegenwärtig hat derselbe die fünfundzwanzigfache Höhe erreicht. Beinahe einer gleich großen Summe bedarf es aber zur Bestechung der einflußreichen Pfortenbeamten. — Trotzdem finden sich stets mehrere Konkurrenten für die fette Würde ein, die mit Bakschischen nicht geizen, um sich die Bestätigung der hohen Würde zu sichern.

Die Erschwingung so ungeheurer Summen wurde bald nur noch den Geistlichen aus den reichen fanariotischen Familien Konstantinopels möglich. Diese betrachteten die Konkurrenz um das Patriarchat als ein Geldgeschäft, als eine Quelle der Bereicherung für sich und ihre Familien. Der Candidat für die Patriarchenwürde borgt von einzelnen Familiengliedern und Geldverleihern Theilbeträge des Pachtpreises zu hohen Zinsen und sichert deren Zurückzahlung durch den Verkauf der Bischofssitze. 4000 Dukaten beträgt durchschnittlich der Erstehungspreis derselben. Diese Summe erscheint nicht zu hoch gegriffen, wenn man bedenkt, daß viele Sprengel des armen Bulgarenlandes, z. B. der von Samakov — freilich nur durch Erpressungen aller Art — an 200,000 Piaster jährliche Einkünfte bringen.

(Schluß folgt.)

*) Aus einem größeren Aufsatze: „Bulgarische Fragmente" von F. Kanitz in der „Oesterreichischen Revue".

Miscellen.

Aus Reichenau, 15. April, schreibt man: Heute Nachts kam Se. Majestät der Kaiser mit dem Wiener Postzug hier an und begab sich sogleich in die Prein auf die Auerhahnbalze. In Seiner Begleitung befand sich der Herr Großherzog von Toscana und der Flügeladjutant Baron Fejervari. Der Kaiser, wie immer ein glücklicher Schütze, erlegte drei Hähne, der Großherzog einen. Einige Minuten nach halb 7 Uhr fuhr Se. Majestät mit einem Extrazug nach Wien zurück.

In mehreren Blättern finden wir die Nachricht, daß der Verkauf der „Presse" an ein Konsortium von Geschäftsmännern nur eine Scheinmanipulation, und daß vielmehr der eigentliche Käufer des Blattes der Finanzminister v. Becke sei. Herr Zang soll für sein Blatt 800,000 fl. erhalten haben

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 34. Sonntag den 28. April. 1867.

Mathilde.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Es ist wahr. Verzeihe mir, lieber Jack, ich sprach, ohne zu bedenken, was ich sagte; doch, was hast du denn, weshalb bist du so blaß? Bist du unwohl? Ja, du mußt es sein.“

„Nein, es wird gleich wieder Alles bei mir in Ordnung sein. Ich will dir meine Erregtheit in wenigen Worten erklären, Richard. Maud Latimer ist unverheirathet, in London, und ich liebe sie.“

„Gerechter Gott! Kann dies möglich sein?“ rief Helder aus und fuhr zusammen, als wäre er tödtlich in's Herz getroffen worden. „Wie, welcher seltsame Zufall führte dich mit ihr zusammen?“

„Als ich nach meines Vaters Tode zurückkehrte, ersuchte mich Sir Frederick Malin, der Vetter meiner Mutter, einige Zeit bei ihm in seinem Stadthause zu bleiben. Ich that dies und traf sie da. O, Dick, Dick, alter Kamerad, warum hast du mir das nicht früher enthüllt? Welche Sorge, welchen Seelenkampf hättest du mir erspart!“

Er verdeckte das Gesicht mit beiden Händen und sein ganzes Wesen schauderte.

„Ja freilich, warum that ich es nicht! Wollte Gott, ich hätte es gethan!“ murmelte Helder, während er seinen Freund mit dem tiefsten Mitleid anblickte. „Du lieber Himmel, konnte ich denn aber diese unglückliche Fügung voraussehen?“

Es trat eine Pause ein, dann sprach Helder in dem freundlichen, zärtlichen Tone eines Vaters, der zu seinem Sohne spricht:

„Theurer Jack, hör mich an! Verzweifle nicht. Gedenke deines eigenen Ausspruches: ein Weib von Herz kann nur einmal lieben. Maud Latimer gestand mir, daß sie mich nie liebte; sie wird dich vielleicht wahrhaft lieben.“

„Sie liebte dich!“ rief Milwood aus, indem er hastig sich erhob und auf- und abging. „Sie liebte dich so innig, als sie zu lieben vermag, konnte dich aber verwerfen, um im Sinne der vornehmen Welt eine bessere Heirath zu machen. Zudem bin ich doch nach deiner eigenen Angabe der Dritte, dessen Liebe zu erwiedern sie bekannte. Gott allein weiß, wie viele Derer noch gewesen sind! Jetzt ist mir Alles klar. Bevor ich von dem, was du mir mitgetheilt hast, etwas gewußt hatte, war sie meine Mathilde — meine Mathilde“ — dabei lachte er höhnisch. „Ich habe vorhin ihren Charakter richtig bezeichnet. Sie ist eine herzlose Dirne! Nein, Dick, sage nichts in der Absicht, mich anderer Meinung zu machen, es wäre zwecklos, obgleich ich gerne mein Leben opfern würde, wenn ich die Sache anders machen könnte.“ — „Nein!“ fügte er hinzu, krampfhaft die Hände an die Stirne pressend, — „nein, ich möchte dich jetzt nicht mehr heirathen, Maud Latimer, nicht um die Welt. Ich könnte dir nicht glauben, wenngleich mein Herz darüber brechen wird, daß ich dir entsagen muß.“

Armer Milwood! Die Hände abwechselnd an die Stirne drückend oder hinter dem Rücken verschränkend, ging er noch immer im Zimmer unter einem Schweigen hin und her, das der von den aufeinander gefolgten Ereignissen ganz betäubte Helder nicht zu brechen suchte.

Plötzlich wendete sich Milwood zu ihm und sagte:

„Dick, alter Kamerad! Du hast mich einem schrecklichen Schicksale entrissen, — dem nämlich — unwiderruflich mit einer herzlosen, ehrgeizigen Kokette verehlicht zu werden. Morgen wäre es zu spät gewesen, denn ich hatte die Absicht, mich heute verloben zu lassen.“

Es vergingen einige Stunden und die Freunde saßen noch theils sprechend, theils in langen Zwischenräumen schweigend beisammen. John Milwoods heiterer Blick und munteres Lächeln waren verschwunden, und der frostige melancholische Ausdruck seines Freundes hatte sich auch auf ihn gelagert.

Die beiden Freunde waren nun durch ein Band aneinander geknüpft, welches ihr früheres übertraf — das einer gleichen Sorge nämlich.

Wir wollen uns daher nicht zu einer Scene drängen, die einem heilig sein und vor theilnahmslosen Zuschauern nicht enthüllt werden sollte.

Lassen wir den Vorhang fallen.

VI.

Gegen drei Uhr an demselben Tage, an welchem die im vorhergehenden Kapitel erzählten Ereignisse vorfielen, saß Maud Latimer im Salon eines Stadthauses. Sie war wenig verändert und dies auch nur zumeist in ihrer Kleidung und in der Gesichtsfarbe, denn der nette einfache Anzug hatte den immer wechselnden Moden der Londoner Gesellschaft Platz gemacht, und das schöne Roth, mit dem die gesunde Landluft ihre Wangen gefärbt hatte, war blässer geworden, was aber gerade in London beliebter war, als die frischen Rosenwangen des Landmädchens.

Sie war über einem Stickrahmen gebeugt und blickte von Zeit zu Zeit nach einem andern Mädchen hin, welches auf einem Sopha lag und aufmerksam in einem Buche las.

Das Schweigen, welches nahezu eine halbe Stunde gewährt hatte, wurde durch die junge Leserin plötzlich unterbrochen.

„Maud, Theure, glaubst du, daß ein Weib zweimal wahrhaft lieben könne?“

„Welch' eine seltsame Frage, Evelyn!“ erwiederte lachend Mathilde Latimer. „Wie kamst du auf diesen Gedanken?“

„Weil ich gelesen habe, daß ein Weib, welches in seiner ersten Liebe enttäuscht wurde, derselben doch bis zu seinem Tode treu geblieben ist, obgleich ihm viele Andere Herz und Vermögen zu Füßen gelegt hatten. Nun fühle ich aber ihre ernstliche Anhänglichkeit für ihren ersten Geliebten (welcher starb) derart, daß ich weiß, ich würde ebenso handeln und daß ich auch recht hätte, so zu handeln.“

„Ach, theure Evelyn, du bist noch sehr jung, und der Jugend klebt immer ein Stück Romanhaftigkeit an, die durch Poesieen, wie du sie in der Hand hältst, noch vermehrt wird. Ich bitte dich, laß dich nicht zu sehr davon einnehmen, denn romantische junge Mädchen sind heutzutage nicht en vogue.“

Evelyn schien ein wenig verletzt durch den sarkastischen Ton, in welchem Maud Latimer sprach. Sie dachte nicht, dies durch ihre Worte hervorgerufen zu haben und erwiederte:

„Ich sehe nicht ein, wie meine Ansicht irgendwie zum Romantischen hinneigen könnte, Maud. Wahrhaft und rein lieben ist ein Religionsgesetz, und du kannst wohl das nicht Liebe nennen, was sich von einem Gegenstande leicht einem andern zuwendet.“

„Seht doch, welch' eine ernste Denkerin Miß Evelyn Tremenher geworden ist,“ erwiederte Maud mit einem gezwungenen Lachen. „Ach, die Welt, in welche du jetzt eintrittst, wird viel zu verantworten haben, daß sie eine so junge und unschuldige Philosophin verdirbt.“

„Ich hoffe, daß es nicht gelingen wird,“ entgegnete Evelyn ernsthaft, dann aber fuhr sie mit gutmüthigem Lächeln fort: „Theure Maud! ich sehe, du lachst über mich; gestehe mir aber, könntest du zweimal wahrhaftig lieben?“

Bevor aber noch Maud antworten konnte — denn sie zögerte damit — kam Evelyn, lehnte sich über den Stickrahmen und sagte mit halb ernstem, halb scherzhaftem Ausdrucke:

„Geh theure, theure Maud, mache mich zu deinem Beichtiger. Bist du nicht jetzt verliebt, und zwar bist du es nicht in meinen schönen Vetter Milwood? Ah, dein Erröthen sagt Alles, beichtet für dich. Antworte also nicht hierauf, sondern auf diese Frage, könntest du, wenn ein Zufall, wie beispielsweise der Tod oder etwas Aehnliches, dich von ihm trennen sollte — ich bemerke dir jedoch, daß ich nicht meine, etwa durch seine oder deine Schuld, was ohne Zweifel einen großen Unterschied machen würde — könntest du, theure Maud, jemals einen Andern lieben?“

„Still, Evelyn; wie einfältig du doch bist,“ sagte Maud Latimer mit stark erröthender Wange und zitternder Hand. „Dein Vetter hat niemals —“

„Einen Antrag in der herkömmlichen Form gemacht, wie sie von der Gesellschaft gefordert wird. Ich sehe, was du sagen willst,“ unterbrach das junge Mädchen. „Er wird es aber bald thun, ich weiß es, theure Maud. Es ist ein Geheimniß, hinter das ich gekommen bin, frage nicht wie. Und dann,“ rief sie mit fröhlichem Lächeln und in die Hände klatschend aus, „dann werden wir Muhmen sein. Wie herrlich.“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und vom Bedienten „Hauptmann Milwood“ angemeldet.

„Mein werther Vetter selbst, bei Allem was wundervoll ist!“ rief Evelyn. „Ich werde hier überflüssig sein; also auf Wiedersehen, Maud, ich gehe in's Lesezimmer hinauf.“

Sie nahm ihr Buch vom Sopha und verschwand durch eine Thüre, während Milwood bei einer anderen hereintrat.

Mit einem, in Folge der Worte Evelyns pochenden Herzen erhob sich Maud, um dem Besucher mit ausgestreckter Hand und freundlichem Lächeln entgegen zu gehen. Letzteres verlor sich jedoch langsam, als sie mit dem Instinkte eines eitlen Weibes fühlte, daß die Hand, die er ihr reichte, kalt, und die Lippen, welche er auf ihre Hand drückte, keine Glut haben. Ein momentaner Zweifel regte sich in ihr, aber sie erinnerte sich der Worte Evelyns, und sagte mit allem Liebreize, als Milwood sie zu ihrem Stuhle zurückführte und sich einen zu ihr hinrückte:

„Ihr Besuch ist unerwartet, doch, glauben Sie es mir, Hauptmann Milwood, sehr willkommen, denn ich kann sagen, daß ich den ganzen Vormittag allein gewesen bin, da Mama ausgegangen und Ihre niedliche Cousine — die theure Evelyn — in ein Buch voller Liebesgedichte vertieft war und, wie ich glaube, noch jetzt ist.“

„Ihre Bewillkommung ist sehr schmeichelhaft, Miß Latimer. Es freut mich, daß Mistreß Latimer ausgegangen ist, da ich mit Ihnen allein zu sprechen wünsche.“

Milwood's Blässe war noch nicht ganz verschwunden und in seiner Stimme lag etwas Gezwungenes, Unsicheres, als wären seine Gedanken nicht bei seinen Worten.

Maud sah es, schrieb es aber in ihrer Einbildungskraft der Schwierigkeit seiner Lage zu.

Es trat eine Pause ein, denn Milwood saß, den Hut auf dem Knie, anscheinend in Gedanken vertieft. Maud Latimer hatte ihn nie so mürrisch blicken gesehen.

Sein dichtes, schönes Haar war von seiner Stirne in struppiger Weise weggestrichen, als drückte ihn dessen Schwere.

Maud fühlte das Peinliche des Schweigens und unterbrach es, indem sie sagte:

„Welch ein herrlicher Tag ist heute! Es freut mich ganz besonders, weil Mama so selten ausgeht. Ist es nicht so angenehm in der Luft, als es aussieht, Hauptmann Milwood?“

„Ja, der Tag ist schön,“ antwortete er zerstreut. Dann, gleichsam seine Zerstreutheit inne werdend, erhob er das Haupt und sagte, als er Maud's staunendem Blicke begegnete: „Ich bitte Sie um Vergebung, Miß Latimer; Sie sind erstaunt über mein, wie ich mit Recht sagen kann, unartiges Benehmen. Das ist nicht zum Verwundern.“

„Ich muß bekennen, Hauptmann Milwood, daß Ihr Benehmen gegen mich in der That nicht so ist, wie es sonst war,“ sagte Maud.

„Ja,“ fuhr er fort, „Sie haben recht, sich verletzt zu fühlen, bis Sie Alles gehört haben werden. Denn Sie müssen wohl sehen, daß meine Gedanken nicht bei den Worten sind, die ich gesprochen habe, nein, sie sind bei einem Gegenstande, welcher Sie betrifft, Maud, sonst würde, dürfte ich nicht hier sein.“

Maud Latimer beugte sich über ihren Rahmen nieder. Das warme, in ihrem Herzen freudig pochende Blut stieg ihr in die Wangen, doch konnte sie sich der Vorstellung nicht erwehren, daß Milwood für einen Mann, der im Begriffe stehe, seine Hand anzubieten, von deren Annahme er überzeugt ist, sehr ernst und eigenthümlich dreinschaue.

Milwood sprach weiter: „Es wäre daher die größte Thorheit, um nicht zu sagen im gegenwärtigen Momente ganz unmöglich — die Zeit mit einem Austausch von Komplimenten zu vergeuden. Verzeihen Sie mir also, Maud, wenn ich gleich zur Sache gehe, die mich hieher geführt hat. Ich fürchte, dies wird einem von uns Beiden schmerzlich sein."

„Sie erschrecken mich, John — Hauptmann Milwood!" rief Maud Latimer beunruhigt aus. „Welcher Art kann dieser Gegenstand sein, dessen Erwähnung uns Schmerz machen würde? Reden Sie, ich bitte Sie."

„Der Mensch kann nicht errathen, was die nächste Stunde seines Lebens bringen werde, sonst hätte ich es Ihnen schon gestern gesagt. Ich bitte Sie aber, setzen Sie sich wieder, und ich werde Ihnen, wenn Sie mir Zeit gönnen wollen, ein in meinem Leben vorgekommenes Ereigniß erzählen, dessen Schluß ich erst heute Morgens erfahren habe."

„Wäre meine Zeit auch kostbarer, als sie es ist, Hauptmann Milwood, so möchte ich Ihnen dennoch zuhören, theils um Aufschluß über die plötzliche und auffallende Veränderung in Ihrem Benehmen, theils um Befriedigung für mich selbst zu erhalten. Ich möchte wissen, was das für ein Gegenstand ist, bei dem ich, wie Sie sagen, so unglücklich interessirt bin."

Und sie setzte sich ruhig, einigermaßen stolz wieder nieder, doch war ihre Wange blaß wie Marmor, und Besorgnisse bezüglich der glänzenden Pläne, die sie sich für die Zukunft gemacht hatte, schlichen sich in ihr Herz.

(Schluß folgt.)

Der fanariotische Klerus und das bulgarische Volk.

(Schluß.)

Die schnöden Bedingungen, an welche die Erlangung des Patriarchenstuhles und der Bischofssitze in den Provinzen der europäischen Türkei geknüpft wurden, sicherten dem Fanar Konstantinopels deren beinahe ausschließendes Monopol. Unter den zahlreichen Bischöfen Bulgariens zählt man kaum einzelne von bulgarischer Nationalität. Die griechischen Bischöfe verpachten wieder ihrerseits, um zu dem an den Patriarchen bezahlten Kaufpreis zu kommen, die Popenstellen (Pfarren) ihrer Diöcesen. Auch hier wiederholen sich dieselben Mißbräuche wie in Konstantinopel. Höheres Angebot ist maßgebend bei ihrer Verleihung. Einzelne reiche Popen kaufen deren bis zwanzig, um sie einzeln wieder — natürlich mit Wucherzinsen — zu verpachten. So wurde die bulgarische Rajah das Pacht- und Nutzungsgut des hohen griechischen Clerus — dieser aber ihr böser Genius.

Wohl enthält der Hat-Humayum, der in Paris zwischen der Pforte und den Großmächten zu Stande gekommene Vertrag, die am 18. Februar 1856 zu Konstantinopel in feierlichster Weise verkündete Bestimmung: „Das Prinzip der Ernennung der Patriarchen auf Lebenszeit wird, nach der Revision des heute geltenden Wahlreglements, in den Fermanen ihrer Investitur genau bestimmt werden. Die Patriarchen, Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe und Rabbiner werden beim Antritt ihrer Aemter beeidet werden nach einer zwischen der Pforte und den geistlichen Häuptern der verschiedenen Communitäten gemeinsam festgesetzten Formel. Die kirchlichen Zehnten, welcher Form und Natur sie sein mögen, werden aufgehoben und ersetzt durch die Fixation der Gehalte der Patriarchen und Häupter der Gesellschaften nach Verhältniß der Wichtigkeit des Ranges und der Würde der verschiedenen Glieder des Clerus." Der fanariotische Clerus begnügte sich, § 3 und die ihn arg bedrohende „Fixation der Gehalte" zur Kenntniß zu nehmen, und die zu diesem Zwecke einzuberufende Versammlung von Geistlichen und Laien, ungeachtet der Mahnung von Seite der Hohen Pforte (April 1857), bis heute zu verhindern. Es darf uns dies nicht wundern. Nicht die religiöse und intellectuelle Veredlung des Volkes, nicht Schutz und Vertretung seiner nationalen Interessen, nur Bereicherung um jeden Preis bildet das einzige Streben der Geistlichkeit aus dem Fanar, die sich sogar bis zu dem schmutzigen Geschäfte der Steuer-Einsammler für die Türken, wie jener Metropolit Ignatius von Arta, erniedrigt hatte.

Der gänzliche Mangel aller Bildung und die große Unwissenheit des niederen bulgarischen Dorfklerus sind bekannt. Kaum ist er nothdürftig des Lesens kundig. Taufen und derlei Akte werden oft noch am Kerbholze, statt in Büchern verzeichnet. Als Priester haben die Popen nur die Sakramente zu verwalten, die Evangelien zu lesen und die Liturgie abzusingen. Sonst treiben sie haus- und landwirthschaftliche Arbeiten gleich dem geringsten Bauer, von dem sie sich nur durch einige äußere Merkmale, den Vollbart und die Popenmütze unterscheiden. Der Dorfklerus Bulgariens ist jedoch beinahe immer der slavischen Volkssprache mächtig. Inmitten der ländlichen Bevölkerung lebend, entbehrt er auch nicht gänzlich aller Theilnahme für deren Wohl und Wehe. Wie aber den höheren Clerus schildern? Ich habe ihn irgendwo im Gegensatze zu den türkischen weltlichen Paschas als griechische geistliche Paschas bezeichnet. Die folgende eingehendere Beleuchtung seines Treibens möge zeigen, daß dieses Epitheton, auch im schlechtesten Sinne genommen, kein ungerechtes sei.

Die dringende Nothwendigkeit einer Verbesserung des Volksunterrichts war von einigen intelligenteren Organen der Pfortenregierung in Konstantinopel erkannt und vor wenigen Jahren warm befürwortet worden. Zur Ehre der türkischen Autorität sei hier hervorgehoben, daß sie die bulgarischen wie moslim'schen Gemeinden gleich nachdrücklich ermahnten, ihrem Schulwesen eine höhere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Bildung eigener Schulfonds wurde empfohlen, die Erbauung von Schulgebäuden verlangt. In einigen größeren Städten sah man wirklich in Folge dieser Anregung hübsche Schulhäuser an der Stelle der engen Nebenstuben der Moscheen sich erheben, in welchen sonst die türkische Jugend durch einen Hodscha unterrichtet wurde.

Den christlichen Gemeinden wurde auch diese wohlgemeinte Verordnung der Pforte durch das Medium ihrer Bischöfe bekannt gegeben. Doch wie interpretirte der Clerus aus dem Fanar dieselbe? „Was sollen euch bessere Schulen?" meinte beispielsweise der Erzbischof von Nis, „sollen eure Kinder ungläubige Ketzer werden? Besser ist es, wir sammeln Gelder zum Bau von Kirchen! Große, geräumige Tempel zur Ehre Gottes sind die besten Schulen!"

Der verstorbene Erzbischof von Nis rieth seiner Gemeinde, eine Kirche statt der viel nothwendigeren Schule zu erbauen. Sein Nachfolger untersagte deren Vertretern, ihre Klagen über die Vernachlässigung ihres materiellen und intellectuellen Wohls dem Regierungs-Commissär offen vorzutragen. Beides geschah ganz im Geiste des Patriarchats von Konstantinopel, das dem Bulgarenvolke nicht nur seiner Sprache unkundige Priester, sondern sogar auch fanariotische Lehrer sendet, um die Volkssprache aus Kirche und Schule zu verdrängen. In dem

ganzen Benehmen der fanariotischen Erzbischöfe äußert sich jene gründliche Verachtung alles Bulgarenthums, wie sie einst Byzanz vor vielen Jahrhunderten gegen dasselbe empfand. Die alten Traditionen haben in diesen Ländern sich merkwürdig lebendig erhalten. Weder das moderne weltliche noch das klerikale Griechenthum scheut sich, seinen tiefen Haß gegen alles bulgarisch-nationale Streben zu dokumentiren. Zur Erfüllung der neugriechischen Großmachtsplane ist es nothwendig, die bulgarische Masse zu gräcisiren oder, da deren Zähigkeit diesen Prozeß bisher wenig begünstigte, sie wenigstens in größtmöglicher Verkommenheit und Ignoranz zu erhalten.

Die frechste Aeußerung dieser Tendenz kam von Neophytos, dem Metropoliten von Trnova. Hier, auf dieser seit 1186 geheiligten altbulgarischen Bischofsstätte und am einstigen Sitze der bulgarischen Czare ließ er eine Sammlung unersetzbarer Manuscripte — auf die bulgarische Geschichte vom 7. bis 16. Jahrhundert bezüglich — verbrennen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die intelligenteren Kreise Bulgariens über diesen Akt fanariotschen Barbarismus. Man führte Klage gegen Neophytos, der durch vielfache andere Beleidigungen seine Gemeinde erbittert hatte, bei dem Patriarchate zu Konstantinopel. Dieses nahm jedoch seinen fanariotischen Sendling in Schutz und bewirkte, daß die Klageführenden verhaftet wurden. Erst in den letzten Jahren wurde Neophytos wegen einiger gemeiner Vergehen seines Bischofstuhles enthoben.

Sahen wir, wie in dem fanariotischen Clerus die Grundursache der niedrigen Bildungsstufe des Bulgarenvolkes wurzelt, wie es demselben seine Geschichte und Nationalität in schnöder Weise zu rauben sucht, so bleibt uns leider zur Vervollständigung eines treuen Bildes seines Wirkens in Bulgarien noch zu zeigen übrig, wie die Bischöfe aus dem Fanar auch die gemeine Moral der von ihnen gepachteten Heerden in nichtswürdigster Weise zu untergraben suchen.

Ich will hier nicht von den kleinen geweihten Geschenken sprechen, welche der Bischof beim Antritt seines Hirtenamtes an die einzelnen Familien seiner Stadt sendet: Rosenkränze, Kreuzchen und dergleichen Kleinigkeiten, die mit dem vier- bis zwanzigfachen Werthe erwidert werden müssen. Ich erwähne dieses Mißbrauchs nur, weil er das erste Glied einer wohlorganisirten Kette von Erpressungen unter den verschiedensten Titeln bildet. Sie aufzuzählen würde hier zu weit führen. Unter ihnen verdient jedoch das Verfahren der griechischen Bischöfe bei Ehescheidungen einer besonderen Erwähnung. Um solche herbeizuführen, werden Mißhelligkeiten zwischen Eheleuten reicher Familien von den bischöflichen Richtern am liebsten bis zum Trennungsprocesse gesteigert. Ist dieser nun in Gang gebracht, so wird er zu einer lange nicht versiegenden Quelle von Sporteln und Taxen für den Bischof aus dem Fanar. Dann werden bestehende und nicht existirende Kirchencanones producirt. Schwierigkeiten aller Art tauchen auf. Dispense aus Konstantinopel werden nothwendig und sind sie mit theurem Gelde erkauft, nach zahllosen Schreibereien — die wieder natürlich honorirt werden müssen — endlich angekommen, so machen sich früher übersehene Bedenken geltend. Es dauert dies so lange, bis das Vermögen der Clienten bedeutend erleichtert und kaum noch etwas zu erhoffen ist. So wird der geistliche Kirchenhirt, der Bischof — nach der orthodoxen Anschauung das Abbild der Apostel — zum sportelsüchtigen Rechtsverdreher der verwerflichsten Sorte. Arme Eheleute, die in schlechtester Gemeinschaft zusammenleben, wagen es nicht, ihre Trennung zu verlangen. Sie sind überzeugt, abgewiesen zu werden, da sie die Kosten des Scheidungsprozesses nicht zu tragen vermögen. Jene Bewunderung erregende Geringschätzung irdischer Güter, die einst den griechischen hohen Clerus so sehr auszeichnete und von dem ein Schreiben des Patriarchen Germanus von Nicäa an die Griechen Cyperns herrliches Zeugniß gibt (1223), ist bis auf den letzten Rest bei den Kirchenfürsten aus dem Griechenviertel Konstantinopels geschwunden.

Die schlimmste Demoralisation wird aber in direktester Weise in die Familien hineingetragen. Weder Frauen noch Jungfrauen sind vor den Gelüsten des höheren Clerus aus dem Fanar sicher. Die dem Großvezier im Jahre 1860 vorgebrachten Anklagen in allen Städten, die er durchzog, übersteigen, was die Abscheulichkeit und Zahl betrifft, alle Begriffe. Unter vielen Thatsachen sei hier nur erwähnt, daß der Bischof von Sarköi von dem — griechischen — Arzte dieser Stadt beschuldigt wurde, dreizehn- bis vierzehnjährige Mädchen der dortigen Schule geschändet zu haben. Zu diesen Verheerungen in der unmündigen Jugend ihrer Sprengel gesellt sich ein anderer nicht minder schwerer, sehr häufig gegen die griechische Geistlichkeit erhobener Vorwurf: ihre Begünstigung des Kindesmordes im Mutterschooße. Nur mit Widerstreben schreibe ich diese verbürgten Thatsachen nieder; denn ihre Kenntniß ist zur Erklärung der großen religiösen Bewegung unumgänglich nothwendig, welche in den letzten Jahren die bulgarischen Massen erfaßt hat.

Diese Bewegung ist von mancher Seite unrichtig verstanden worden. Sie machte zahlreiche, ebenso unbegründete Befürchtungen als Hoffnungen rege. Daß die Bulgaren seit einigen Jahren den meisten ihrer fanariotischen Bischöfe Anerkennung und Gehorsam verweigern, daß sie gegen ihre geistlichen Bedrücker den Schutz des Occidents und insbesondere des katholischen Frankreich angerufen haben, gab zu dem vielverbreiteten Gerüchte Anlaß, die Bulgaren wollten in Masse zur römisch-katholischen Kirche übertreten, und Viele sahen bereits den heil. Stuhl Petri einen neuen Triumph über das Schisma feiern, das alle bisherigen Versuche, so wenig wie die von der orthodoxen Hierarchie lebhaft zurückgewiesene Encyclica Papst Pius' IX. vom Jahre 1848 aufzuheben im Stande waren.

Miscellen.

(Ausstellungs-Notizen.) Ein Erlaß der Ausstellungskommission, welchen der „Moniteur" veröffentlicht, verfügt vorbehaltlich näherer Angaben von Zeit und Ort, daß internationale Regatten in den Bassins von St. Cloud und Argenteuil, ferner auf der Seine vor der Insel Billancourt und vor dem Marsfelde stattfinden sollen.

Man hat jetzt in der Ausstellung Alles zur Bequemlichkeit des Publikums gethan, man hat Telegraphen- und Postbureaux eingerichtet, ja sogar einen Universal-Interpreten angestellt, den Chevalier Mollheim da Fonseca, den bekannten Hamburger Theaterdirektor. Der Chroniqueur des „Moniteur" sagt von diesem merkwürdigen Manne: „cet érudit possède à miracle toutes les langues d'Orient et d'Occident sans oublier le sanscrit etc. etc."

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 35. Mittwoch den 1. Mai. 1867.

Mathilde.

Novelle.

(Schluß.)

Milwood blickte sie betrübt, aber zärtlich an, dann richtete er die Augen zu Boden und sagte mit klarer und fester, doch etwas gedämpfter Stimme:

„Ich bin vielleicht zu sehr mit der Thür in's Haus gefallen, Miß Latimer, allein ich verstehe es nicht, meine Gefühle hinter einem Wuste von gewählten und gewundenen Worten zu verbergen. Ich weiß, daß ich dieserhalb tadelnswerth bin, allein ich kann nicht anders. Lassen Sie mich nun nach dieser Apologie weiter sprechen. Außer meinen vielen Bekannten während meiner Schuljahre hatte ich einen Freund, den ich, je mehr wir einander kennen lernten und fanden, wie gleichartig unsere Anschauungen und Neigungen waren, schließlich wie einen Bruder liebte. Ich hatte damals eine schwache Konstitution und wurde als Student von einer schweren und gefährlichen Krankheit befallen. Meine Familie war fern und ich wäre ganz vereinsamt gewesen, vielleicht so gestorben, hätte ich nicht meinen Schulfreund gehabt, der meiner so zärtlich wartete, daß keine Mutter es liebe- und hingebungsvoller im Stande gewesen wäre. Bei meiner Wiederherstellung ging meine Liebe für ihn in Verehrung über und ich empfand es daher tiefschmerzlich, als er kurz danach das Kollegium verließ. Stellen Sie sich nun mein Entzücken vor, als ich zwei Jahre später bei meinem Eintritt in ein nach Indien beordertes Regiment meinen theuren Freund bei demselben fand. Durch Protektion wurde ich derselben Kompagnie zugetheilt, zu welcher er gehörte. Unsere alte Freundschaft wurde inniger denn je erneuert. Halten Sie es meinem Egoismus zu Gute, Miß Latimer, daß ich Sie mit solchen trivialen Zwischenfällen behellige, sie sind jedoch nothwendig, um die Hauptsache einzuleiten."

„Ich bitte, fahren Sie fort, es bedarf keiner Entschuldigung, Hauptmann Milwood, es interessirt mich sehr," sagte Maud Latimer so freundlich, daß Milwood nicht umhin konnte, sie wehmüthig anzublicken. Dann sammelte er sich wieder und fuhr fort:

„Obgleich unsere Freundschaft, wie gesagt, so groß war, vielleicht Bruderliebe überbot, schmerzte es mich doch, daß ich gewahren mußte, mein Freund habe ein Geheimniß, das er mir nicht mittheilen wolle. Ich fühlte dies um so mehr, als es mir manchmal vorkam, dieses Geheimniß bereite ihm einen Kummer, von dem ihn zu befreien nicht in meiner Macht stand. Es vergingen viele Monate und er suchte um Urlaub nach. Bevor er nun von mir schied, enthüllte er mir zum Theile sein Geheimniß. Er liebte und eilte nun frohen Herzens heim, um die Erfüllung ihres Versprechens zu erhalten, denn er hatte in edler und erfolgreicher Weise gestrebt, um sie in edler und anständiger Weise erhalten zu können."

„Es war nicht mehr als ein Viertel dieser Urlaubszeit verflossen, als er plötzlich wieder in meinem Zimmer in Indien erschien, blaß, gebrochen, ein Schatten des kraftvollen und schönen Mannes, welcher mich verlassen hatte. Ich war erstaunt, betroffen von dem melancholischen Anblick vor mir und mit jener Sympathie, welche stets in treuer Freundesbrust vorhanden ist, vermuthete ich bald den Grund. Dieser stiere Blick, diese herzzerreißende Niedergeschlagenheit, welche ich sah, war nicht durch einen Tod verursacht worden, dem wir uns alle in Ergebung beugen müssen. Nein, er war von ihr, die ihm mehr als sein Leben war, getäuscht worden."

„Ich habe bereits vorhin bemerkt, daß ich ihn bis zur Verehrung liebe und ich verfluchte aus dem innersten Herzen das Weib, welches die niedrige Ursache dieser schrecklichen Veränderung war, die mit ihm vorgegangen war. Ich kannte die reine, männliche, unverlockbare Treue seiner Liebe, ich wußte, daß er eine zu edle Natur sei, um unbedachtsam seine Liebe zu verschenken. Seinem Gefühle nach mußte Liebe einen hohen heiligen Charakter haben, nur einmal, aber ganz, mit allem Wesen, aller Innerlichkeit des Gebers geschenkt werden. Und sie. — dieses Weib — hatte dieses unschätzbare Geschenk verschmäht. Gütiger Himmel! Sie hätte besser gethan, ihn zu erschlagen, als so mit ihm zu verfahren. Sein Schmerz war auch der meinige und in der Erbitterung meines Herzens fluchte ich ihr und flehte den Himmel an, mein Zeuge zu sein."

Milwood war in der Erregtheit seiner Gefühle vom Stuhle aufgestanden, aber seine Stimme behielt noch ihren tiefen, gedämpften Klang. Seine Augen waren nun auf Maud Latimers Gesicht gerichtet, das so weiß wie das seinige war.

„Sie haben aber noch immer nichts von meinem Antheil an diesem Allen erwähnt, Hauptmann Milwood," sagte sie mit gezwungener Fassung, denn eine schreckliche Ahnung tauchte in ihr auf. Doch wie konnte er, Milwood, diese schmerzliche, schuldbelastende Vergangenheit kennen? Das war unmöglich!

„Wenige Angaben werden Alles darthun," erwiederte Milwood, „ich bitte Sie also, mir zu erlauben, daß ich fortfahre. Ich glaubte zu jener Zeit, ich könnte für meinen Bruder keine größere Theilnahme, kein tieferes Mitgefühl haben, als für meinen Freund, und ich nannte ihn auch wirklich Bruder. Doch vier Monate danach kehrte ich nach England zurück, sah und liebte Sie, Maud, und Gott weiß es, wie innig

meine Liebe für Sie war. Ich hatte bis dahin wahre Glückseligkeit nicht gekannt, nie die Schönheit, die Züchtigkeit, den Glauben dieser Welt anerkannt. Ich hätte mein Vermögen, mein Leben, selbst die Achtung der Welt für Ihre Liebe geopfert. Sie wußten dieses vor dem gegenwärtigen Augenblicke. Sie ließen mich glauben, dieses mein Gefühl werde erwiedert. Könnte ich aber jetzt einem Weibe glauben, geschweige zum Ehebunde meine Hand reichen, welchem ich kurz vorher geflucht hatte!"

Er stand jetzt aufgerichtet, und als er von seiner Liebe sprach, zeigte sich in seinem Gesichte der Kampf einer tiefen, aber hoffnungslosen Leidenschaft, während seine Stimme mit dem Ernste seiner Worte immer lauter geworden war, aber bei dem letzten Satze, wo er sein Gesicht in die Hände begrub und sich abwendete, bis zu einem Lispeln gedämpft erschien.

Auch Maud Latimer hatte sich erhoben und lehnte sich blaß, zitternd an ihren Rahmen. Obgleich die letzten Worte so leise gesprochen worden, waren sie ihr doch nicht entgangen; sie fuhr aber nicht zusammen, nur lief es ihr eiskalt über den Rücken, als sie, sich noch an die schwache Hoffnung klammernd, daß ihre Vermuthung doch unrichtig sein dürfte, Folgendes frugte:

„Und wie heißt das Weib, dem Sie geflucht haben?"

„Sie haben sicher nicht nöthig, diese Frage zu stellen, Maud," antwortete er, sich zu ihr wendend. „Was ich erzählt habe, muß Ihnen nur zu lebhaft einen Theil der Vergangenheit in Erinnerung gebracht haben, ohne daß es nothwendig gewesen wäre, meinen Freund zu nennen. Von ihm, der meine Gefühle nicht kannte, da er eben aus Indien zurückgekehrt ist, habe ich heute Morgen den Namen derjenigen zum ersten Male vernommen, die ihn hintergangen hatte, und vor einer Stunde habe ich, auf mein eigenes Verlangen, dieses hier von Richard Helder erhalten."

Während er dieses sprach, trat er näher und legte auf den Rahmen neben ihr ein zerbrochenes goldenes Herzchen.

„Sehen Sie, es ist zerbrochen, wie das seinige, das Sie einst zu lieben fälschlich vorgaben."

Diesem letzten Schlage konnte Maud's Kraft nicht länger trotzen, sie sank mit einem schrillen Schrei zu Boden.

Milwood sprang herbei und hob sie mit der größten Zartheit auf, während die Leidenschaft, welche jeden seiner Züge in stete Bewegung gesetzt hatte, dem tiefsten Mitleid und der Liebe wich. Er legte die Ohnmächtige auf ein Sopha, holte eine Riechessenz von einem Seitentische und rieb vergebens eine Zeit lang ihre Stirne.

„Maud, o Maud Latimer," murmelte er, „ich habe bis jetzt nicht gewußt, wie sehr ich Sie liebe, jetzt, wo Sie auf immer für mich verloren sind! Gott weiß es, daß ich mein Leben dafür gegeben hätte, wenn die Beschuldigung gegen Sie hätte als falsch erwiesen werden können; doch dies ist nicht möglich, und ein Weib, das in solcher Weise mit andern Herzen zu spielen im Stande ist, kann in ihrem Herzen niemals Liebe fühlen."

Er war noch immer über die Bewußtlose hingebeugt, deren Wangen sich übrigens wieder zu röthen begannen, als eine niedliche, aber Erschrockenheit bekundende Stimme hinter ihm ausrief:

„Vetter Milwood, was geht denn vor?"

„Ah, Sie sind es, Evelyn? Sie kommen gerade recht," sagte er, sich umwendend. „Miß Latimer ist unwohl; sie ist ohnmächtig geworden, kommt aber jetzt wieder zu sich. Bleiben Sie bei ihr, und wenn Sie ihr beistehen können, rufen Sie nicht ihre Magd — Miß Latimer dürfte es nicht gerne sehen. Was ich Ihnen aber besonders empfehlen möchte, ist, daß Sie Maud nicht mit Fragen quälen sollen, wenn sie wieder zu sich gekommen sein wird. Hat sie die Absicht, Sie zu ihrer Vertrauten zu machen, so wird sie es thun, ohne daß Sie es anregen. Sehen Sie her, sie erholt sich. Es ist besser, daß ich nicht hier bin, wenn sie wieder zu sich kommt, ich will also fortgehen."

Er beugte sich einen Augenblick über Maud Latimer hin und murmelte:

„Lebe wohl, theure Maud, geliebte Maud, lebe wohl für immer!"

Er hob ihre kalte Hand zu seinen Lippen und drückte einen langen, innigen Kuß auf sie. Nach diesem wendete er sich um, grüßte seine junge Cousine flüchtig, nahm das Verlobungsgeschenk, das goldene Herzchen, wieder an sich und verließ das Zimmer.

* * *

Wenige Worte werden hinreichen, diese Geschichte zu schließen, welche erzählt wurde, um das verderbliche, sündhafte Leben eines eitlen, ehrgeizigen und koketten Weibes zu zeigen.

Oberst Helder begab sich kurz nach dem obenerwähnten Vorfalle wieder nach Indien, wo ein blutiger Krieg auszubrechen drohte. Avancement suchte er nicht, doch kam es schneller, als er es wünschte und er fiel als Generallieutenant ehrenvoll auf dem Schlachtfelde.

John Milwood reiste noch in derselben Nacht nach Paris ab, wo er nahezu zwei Jahre blieb; da er aber nicht so tieffühlend wie sein Freund Helder war, überwand er während dieser Zeit seinen Gemüthsjammer, und als er dann nach England zurückkehrte, suchte und fand er in seiner hübschen Cousine Evelyn Tremenhere ein liebevolles und treues Weib.

Wir haben nun noch eine Person zu erwähnen — Maud Latimer.

Sie erholte sich nach jener schrecklichen Scene noch hinlänglich, um in der Abendgesellschaft der Mistreß Vanderville zu erscheinen und mit ihren zahlreichen Bewunderern zu kokettiren.

Am nächsten Tage fand sie aber, die Wahrheit werde bekannt werden, daß sie Milwood geliebt hatte und von ihm verlassen worden sei. Sie und ihre Mutter kehrten daher der Stadt den Rücken und begaben sich eiligst auf ihren Landsitz, um dem Skandal für einige Zeit das Feld frei zu geben.

Im nächsten Jahre aber erschien sie wieder in London und wurde noch vor dem Schlusse desselben Lady Armington, indem sie den reichen Lord dieses Namens heirathete. Er war freilich nahe an Siebzig, geschminkt und in einem Mieder steckend. Was lag ihr aber daran? Der Titel und der Park von Armington litten dadurch nicht. — Damit glaubte sie ihre Wünsche befriedigt.

Ostern unter den Rumänen in Siebenbürgen.

Von Chev. de Vincenti.

Längst schon sind die Faschingsfreuden der Narrenwoche — septemune nebunilor, wie die Rumänen sagen — verrauscht, das Wahrzeichen dieser tollkustigen Zeit, der Strohmann,

Hodeize, ist von der jauchzenden Dorfjugend auf offenem Felde dem Flammentode übergeben worden und die magere Siebenwochenzeit der Osterfasten nährt die Bevölkerung in demuthsvoller Entsagung mit ölduftenden Fisolen, Kraut und der unvermeidlichen „Puszka“ aus Kukuruzmehl.

Kein hellfarbiges Kleid erfreut an diesen Tagen das Auge und in stiller, gläubiger Sammlung lebt sich's fort bis zum „Domenica floriiloru“, d. h. dem Palmsonntage. Dann beleben sich die öden Ruhestätten der einsamen Thäler, Blumen sprießen plötzlich hervor unter den müde hingesunkenen Holzkreuzen, die schlanken, bunt beflaggten Gebirgstannen, die eines jungen Burschen frühes Grab bezeichnen, schmücken sich mit neuem Bänderschmuck und hie und da brennen Lichter auf den Grabhügeln zu Ehren der Längstdahingegangenen.

Je wüster, ungepflegter und lieblos vergessener sonst der Gottesacker des Dorfes erscheint, je gleichgiltiger sonst der Landmann über die Gräber wegschreitet, um so frommer erscheint die Pflege des Todtenfeldes am Tage der blühenden Palmen. Während sonst im ganzen Jahre der durch keinen Zaun geschützte Ruheort nicht mehr, nicht weniger als des Nachbars Feld von Mensch und Vieh profanirt und entweiht wird, so scheint an diesem Tage Jeder sich zu erinnern, daß diese Stätte das Feld der ewigen Saat sein solle, dessen Ernte am Tage des Gerichtes eingeheimst wird.

Nun folgt die „große Woche,“ d. h. „septemune mare“, die Charwoche, wo das Osterbrod gebacken wird, um am Gründonnerstage geweiht zu werden. Sorgfältig und fromm liest der Rumäne von diesem geweihten Kuchen jedes Krümchen auf, um es dem Futter des Viehes beizumengen, damit auch dabei der Segen Gottes wohne. Heute ist's, wo alle Glocken verstummen und an ihre Stelle tritt die Lärmklapper, toca, die mit ihrem betäubenden Rasseln bei dem mächtig lodernden Feuer ertönt, das die Dorfburschen vor der Kirche angezündet haben und die ganze Nacht auf den Charfreitag unterhalten. Niemand schläft und die Frau, welche diese Nacht verschläft, wird dafür mit ewiger Trägheit gestraft. Am Abende geht's lustig in den Höfen her; die Buben winden Kränze, bezeichnen einen Jeden mit einem Namen, und werfen die grünen Gewinde auf die Dächer der Namensbezeichneten. Fällt der Kranz herab, dann ist's aus mit dem Eigenthümer dieses Hauses — er wird keine Kränze mehr winden sehen, es war seine letzte Charwoche.

In der Nacht dann verlassen die Jungen, einer nach dem andern, das große Feuer, ersteigen Thore, Dächer und Thürme, um über Alle, die sie hassen, Unglück heraufzubeschwören. In der Gegend von Klausenburg scheint auch der Glaube an die Heiligkeit des Charfreitagsbades wie bei den Slaven zu bestehen, indem das in einem nach Sonnenaufgang fließenden Wasser genommene Bad für das ganze Jahr von heilkräftiger Wirkung gegen alle Hautkrankheiten sein soll.

Die Nacht auf den Charsamstag ist den Gebeten für die ewige Ruhe der Verstorbenen geweiht, während der Charsamstag selbst mit Ostervorbereitungen, besonders auch mit Weihwasserbesprengung des Viehes zugebracht wird.

Geheimnißvoll geht's in der Osternacht zu. Hexen treiben ihr lichtscheues Wesen, in Ruinen und Höhlen leuchten kolossale Schätze, die von den kühnen Schatzgräbern in dieser Nacht selbst, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, gehoben werden müssen.

Unwiderstehlich anziehend und verführerisch ist das Auflodern dieser Schätze, aber Sünde ist's dennoch, sich ihnen zu nahen, denn wachend und betend, wie der Herr sagt, soll diese Nacht in der Kirche zugebracht werden und wehe dem, den Mitternacht anderswo, als beim nächtlichen Gottesdienste überrascht. Wehe dem, der hier, wenn die Gläubigen, paarweise vor den lichtstrahlenden Altar hintretend, den allversöhnenden Freuden- und Friedenskuß austauschen, nicht zugegen ist, um sich mit seinem Feinde zu vergleichen im Angesichte Gottes und seines Dieners, des betenden Popen. Eine Krankheit für's ganze Jahr und viel Schlimmes zieht ein solch gottlos versäumter Kirchgang in der heiligen Osternacht nach sich.

Dann wird's Morgen. Ueber Berg, Thal, Flur und Haide zieht freudig tönendes Glockengeläute. Glück dem, der unter diesem Geläute die Welt betreten, denn Alles wird ihm gelingen. Wer aber an diesem Freudentage zur stillen Ruhestätte hinausbegleitet wird, den betrauern Alle tief und schmerzlich, denn an diesem Tage sterben, heißt zweimal sterben. Keine Ehe darf am Ostersonntage geschlossen, keine Reise unternommen, kein wichtiges Geschäft abgemacht werden. Im Farbentopfe tanzen die bunten Eier, und der Löffel, der sie umdreht, muß heute im breiten, buntabgesteppten Ledergürtel der Burschen figuriren. Allenthalben klebt man die Eierschalen an die Thüren zur Erinnerung, wie uns gesagt wurde, an die beim Auszuge aus Egypten mit dem Blute des Lammes bestrichenen Thürpfosten der Israeliten. Viel Schmaus und Tanz findet an diesem Tage statt und selbst der ärmste Schafhirte, ciobanu, erhält ein wohlgenährtes Lamm zum Geschenke.

Am Ostermontage ist großes Kinderfest. Diese besuchen ihre Pathen, was bekanntlich in Oesterreich nach Emaus gehen heißt und werden von diesen tüchtig bewirthet. Die Jungen stellen sich auf die Brücken und bringen da den ganzen Tag als Schildwachen zu, um die Hexen zu zwingen, herbeizukommen und so sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Folgt nun die „weiße Woche, septemune cea luminata“, eine Nachfeier gegen Hagel und Kälte bei der Saatfrucht. Damit ist die Osterfeier abgeschlossen und die Gemeinde erwartet mit Ungeduld den nächsten Festtag, den „Sanct Georgstag“, wo's unter den siebenbürgischen Rumänen ebenfalls wieder eigenthümliche Gebräuche gibt.

Aus Paris.

Hans Wachenhusen, einer der geistreichsten und beliebtesten Feuilletonisten Deutschlands, schreibt in einem Pariser Briefe in der Berliner „Post“:

„Vierzigtausend Schneider, die ihre Arbeit eingestellt, bedrohen Paris mit ihrer Unzufriedenheit. Sie sind zum großen Theil Deutsche, und wer weiß nicht, wessen ein deutscher Schneider fähig ist.

Man armirte deshalb die Forts um Paris. Ich weiß nicht, gegen Preußen oder gegen die Schneider. Paris trägt ja einen gefährlichen Feind in sich — es sind an die zweimalhunderttausend Deutsche hier!

Die Patrone der Schneider setzten sich inzwischen die Märtyrerkrone auf; sie wurden sentimental, schlossen ihre Magazine und hängten ein großes Plakat aus: „Fermé par cause de grève des ouvriers tailleurs.“ Die Heroen der Nadel, Dusautoy, Blanc, Pomadère, Renard, und wie sie alle heißen, schmückten die Boulevards mit großen Trauer-Affichen.

Auch die Friseure drohen der guten Gesellschaft bereits mit einer Kriegserklärung. Alles, was noch Haare auf dem

Kopfe hat, eilt, sich dieselben noch schneiden zu lassen, um nicht später als Wilder umherzugehen. Andere Gewerbtreibende und Dienstleistende drohen mit einer gleichen Demonstration, denn Alle erklären sie, vor dem Hungertode zu stehen, bis auf jenen Diener eines bekannten hiesigen Virtuosen, der bei seinem Herrn speiste und trank und neulich zu ihm trat mit der Erklärung, er verlange höheren Lohn wegen der Preiserhöhung der Lebensmittel.

Was soll jetzt aus den Frühjahrsmoden werden? Longchamps ist nur noch eine Sage. Die Pariser Zeitungen erklären selbst, daß es seit diesem Frühjahr nicht mehr existire. Es waren nur die Fremden und die Provinzialen in's Bois gefahren, unter den ersteren die Japanesen, die in einem unglaublichen Gemisch asiatischer und europäischer Mode erschienen.

Ich schrieb Ihnen vor einigen Tagen von den kurzen Zigeuner-Röckchen unserer Damen, die, sobald es die Jahreszeit erlaubt, wohl nur noch bis zum Knie reichen werden. Irgend ein erleuchtetes blondes Köpfchen unserer Biches vom guten Ton hat nun, in der Ueberzeugung, daß die Zeit des Feigenblattes noch nicht gekommen sei, eine glorreiche Erfindung gemacht. Diese kurzen und engen jupes, nicht viel weiter als ein großer Geldbeutel, taugen unmöglich in alle Situationen der Gesellschaft; man ist also auf folgende sehr sinnreiche Vermittlung gerathen. Man wird die jupe relevée tragen.

Was ist eine jupe relevée?

Eine jupe relevée ist eine enge Robe mit der Schleppe. Diese wird an der einen Seite bis zum Knie aufgeheftet, damit das schöne Bein nicht verdeckt werde. Dieses schöne Bein wird nun in einen perlgrauen Strumpf gesteckt, und über diesen Strumpf schließt sich durch eine goldene Agraffe ein Beinkleid von schwarzem Sammt unter dem Knie.]

Ich denke mir: wenn diese Mode in Berlin eingeführt wird, müssen erst alle Straßenjungen eingesperrt werden.

Nicht minder ausschweifend sind die Frühlingsmoden der weiblichen Kopfbedeckungen, die ebenfalls wieder zur Schäferzeit zurückkehren. Kleine Strohdächer, feuilles mortes darauf, trockene Blätter nämlich, dazwischen Maikäfer, Libellen, Raupen und anderes Insekt. Nehmen Sie dazu die buntesten Bänder, durchsichtige Blousen, wilde Locken auf dem Nacken, die nie gekämmt werden, damit der Puder nicht aus dem gewaltsam blond gewordenen Haar fällt, denn es ist hier nichts Ungewöhnliches, daß eine junge Dame, die mit braunem Haar ihrem Liebhaber gute Nacht sagt, mit blondem wieder aufsteht, und daß ein Ehemann, der eine Brünette geliebt und geheirathet hat, plötzlich eine Blondine oder gar eine Rothe an seiner Seite sieht.

Und inzwischen bereitet man den Krieg! Während die Weiber mit den Modistinnen berathen, gehen die Männer mit sorgenschweren Gesichtern umher. Es braucht nur ein Geschäftsmann auf dem Wege zur Börse einem Ministerialbeamten mit ernster bedenklicher Miene zu begegnen, so fallen die Course um einen halben Franken.

Hundert Gerüchte coursiren täglich, nie ist so viel blaguirt worden, wie jetzt. Dazwischen schreit Girardin: Krieg und wieder Krieg! Er hat im vorigen Jahre in den deutschen Zeitungen gelesen, daß man den König von Preußen wieder zum Kurfürsten von Brandenburg machen wolle, und jetzt hat er diese schwierige Aufgabe übernommen.

Im Café du Helder, dem Offiziers-Kaffeehause, hat man beschlossen, die Preußen mit dem Spazierstock aus Luxemburg zu treiben. Der Charivari hilft Girardin redlich; er verspeist täglich einige Tausend Preußen zum Frühstück. Vor einigen Tagen setzte er einen kleinen preuß. Musketier einem riesigen Zouaven auf den Schooß, der es wagt, ihm seinen großen Schnauzbart anzustoßen. „Ne touche pas!“ ruft der Zouave, mit dem Finger drohend. Und mit solchen Helden wagen wir, uns ins Zeug zu legen! Kleine Kanonen werden sie, wie wir ja gelesen haben, in den Armen tragen und die Preußen umblasen; sie werden in Köln frühstücken und in Berlin zu Abend speisen. Nom d'un zouave! Die grande nation kann Alles, und unsereins kann schon mit keinem Pariser mehr ein vernünftiges Wort reden.

Die arme Weltausstellung hat dabei natürlich das schlechteste Loos gezogen. Der Besuch während der letzten Tage war auffallend schwach, wovon freilich viel auf Rechnung des schlechten Wetters kommt.

Der Kaiser erschien bisher wöchentlich drei, auch viermal, um nach dem Rechten zu sehen und das Interesse des Publikums anzufeuern, endlich aber wird er auch wohl den Sinn dafür verlieren müssen, wenn ihm die Politik den Kopf so warm macht.

Man hat Alles gethan zur Bequemlichkeit des Publikums, sage ich; man hat sogar Schreib-Cabinets für die Fremden eingerichtet, Water-Closets für Alle; man redet alle Sprachen mit Allen, die da sprechen wollen, man hat die Dampfschiffs-Verbindung hergestellt durch ein paar Schiffe, die uns von der Exposition überall hinschaffen, wohin wir wollen, und uns Stunden lang warten lassen, wenn wir selbst wollten; man fährt mit Eisenbahnen, die niemals Platz haben, wenn der Verkehr stark ist, aber daß der Gast einen Wagen finde, mit dem er die weite Strecke zur Stadt zurücklegen könnte, daran ist noch immer nicht gedacht.

Man kann sich dollmetschen lassen, Briefe schreiben, Briefe empfangen, aufs Water-Closet und in die Restaurants gehen, Alles kann man, aber einen Fiaker finden, das kann man nicht.

Riecht die russische Abtheilung nach Juchten, so verbreiten wir andern Barbaren, wir Preußen, einen Geruch von Eau de Cologne, der weithin über alle Nachbaren duftet. Die Farinas, die echten und die unechten, spenden Jedem ein paar Tropfen und zahllos sind die Taschentücher, die sich zur Quelle ausstrecken. Auch die preußische Hyacinthen-Ausstellung im Park strömt ihren Duft allen Kommenden aus. Boonekamp of Maagbitter treibt die Bescheidenheit so weit, sein eigenes Portrait auszustellen und ich schätze mich glücklich, die Bekanntschaft dieses berühmten Mannes zu machen, dessen Verdienste ich bisher vielleicht nicht in ihrem ganzen Umfange zu schätzen gewußt habe.

(Schluß folgt.)

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 36. Sonntag den 5. Mai. 1867.

Die Frauen Joseph's II.

I.

Es ist eine der trübsten Schattenseiten im Leben dieses großen Fürsten, daß die Freuden des häuslichen Herdes, aus denen der Mann einen großen Theil seiner Kraft, Ruhe und Heiterkeit schöpft, ihm versagt waren.

Bei seinen edlen Kämpfen und seinen schweren Arbeiten schuldete ihm das Glück diese Ermuthigung und Belohnung. Es fehlt aber viel, daß das Glück immer seine Pflichten erfüllte. Oft bleibt es dem Menschen sein Leben lang schuldig, was es ihm hätte verleihen sollen.

Isabella, Infantin von Parma, war die Dame, welche Maria Theresia für ihren Thronerben wählte. Ihr Vater war der Herzog Philipp von Parma, ihre Mutter Luise, die älteste Tochter Ludwigs XV., so daß sie von beiden Seiten zur Familie der Bourbons gehörte. Der Fürst Wenzeslaus Liechtenstein († 1773) hielt im Namen der Kaiserin um sie an, und am 6. Oktbr. 1760 wurde in Wien die Hochzeit gefeiert. Die junge Prinzessin zählte achtzehn und Joseph neunzehn Jahre, als die Trauung stattfand.

Da der Erzherzog ein von Natur zärtliches Herz hatte, so verliebte er sich bald in seine Frau. Ohne gerade eine Schönheit zu sein, hatte sie ein angenehmes Aeußeres. Ihre bräunliche, echt spanische Gesichtsfarbe kontrastirte mit der weißen Haut und den rothen Wangen der Erzherzoginnen, ihren Schwägerinnen, von denen einige zu den reizendsten Damen in Europa gerechnet werden konnten. Sie hatte einen hübschen Mund, regelmäßige Zähne, ausdrucksvolle Augen, und obgleich ihr Gesicht ein wenig lang war, erhielten ihre Züge etwas Reizendes, wenn sie zuhörte oder sprach; aber sobald sie schwieg und sich ihren Betrachtungen überließ, schien sich eine Wolke über ihr Gesicht zu verbreiten und eine geheimnißvolle Traurigkeit umhüllte sie mit ihren Schatten.

Mit einem hellen Verstande begabt, hatte sie die sorgfältigste Erziehung erhalten. Sie malte gut, spielte mehrere Instrumente, am besten die Violine, auf der sie Virtuosin war, und wurde von der Lebhaftigkeit ihres Temperamentes zu fortwährenden Beschäftigungen getrieben. Wenn sie mit ihrem Gatten allein war, so verstand sie die Kunst, zu fesseln und die Unterhaltung angenehm zu machen. Aber weder diese Talente, noch diese natürlichen Hilfsquellen, noch Joseph's Leidenschaft vermochten den Trübsinn zu zerstreuen, der sie gefangen hielt. Dieser vermehrte sich im Gegentheile von Tag zu Tag und verschleierte nach und nach, einem Nebel gleich, ihren Charakter und ihren Verstand, so daß alle ihre Fähigkeiten in dieser trüben Wolke verschwanden. Kein Vergnügen, keine Zerstreuung, keine Bemühung ihrer Umgebung vermochten ihr die Heiterkeit oder die Ruhe wieder zu geben. War dies die Wirkung einer Krankheit, einer unglücklichen Leidenschaft? Man hat dieses Räthsel nie lösen können; wenn sie, wie man annimmt, in der Tiefe ihres Herzens einen geheimen Schmerz nährte, so hat sie ihn mit sich ins Grab genommen.

Als Fürst Liechtenstein nach Italien kam und um ihre Hand anhielt, sagte sie ihm mit ernster und fast düsterer Miene: „Die Ehre, welche mir Ihre kaiserlichen Majestäten erzeigen, indem sie mir vor den übrigen Prinzessinnen Europa's den Vorzug geben und mich ihrem ältesten Sohne bestimmen, schmeichelt mir außerordentlich und diese Verbindung geht über meine Verdienste und meinen Ehrgeiz weit hinaus. Umsomehr muß ich bedauern, ihren Erwartungen nicht entsprechen zu können, denn ich bin überzeugt, daß ich nicht lange genug leben werde, um die Wünsche erfüllen zu können, welche sie hegen und die ihnen das Verlangen eingeflößt haben, mich in ihre Familie aufzunehmen."

Diese finstere Ahnung hörte keinen Augenblick auf, sie zu verfolgen. Von dem Tage an, wo sie Parma verließ, versicherte sie stets, daß sie nicht lange leben werde. Man glaubt, daß sie in Italien über ihr Herz verfügt und ihre Liebe nicht habe besiegen können*).

Ihre durch übertriebene Frömmigkeit verdüsterte Phantasie stellte ihr das Leben auf der Erde als eine vorübergehende Prüfung dar, auf die ein ewiges Glück folgen werde, wenn der Tod sie mit dem Gegenstande ihrer Anbetung vereinigt habe. Sie hatte ihren Vater um die Erlaubniß gebeten, den Schleier zu nehmen, und sich für den Rest ihrer Tage in ein Kloster zu begeben; da sie diese Gunst nicht erlangen konnte, so irrte sie gleich einem Gespenste durch die Welt. Wenn sie lächelte, so geschah es mit der Ergebung einer zum Tode Verurtheilten. Die Töne, welche sie ihrem Klaviere oder

*) Nach einer anderen Annahme hatte Isabella, von Schmerz aufgelöst, Tag ein Tag aus am Sarge ihrer Mutter, die kurz vorher, ehe der kaiserliche Hof ihrer gedachte, gestorben war (6. Dez. 1759), gekniet und zu Gott gefleht, sie bald mit der Vorangegangenen zu vereinigen. Als sie diesem verderblichen Kultus ihres Schmerzes sich hingab, schien es ihr einmal, als spräche Jemand in der stillen Gruft die Zahl Drei aus. Exaltirt, wie sie war, ergriff ihre Seele mit Begierde diesen, wie sie glaubte, prophetischen Ausspruch, und sie hoffte in drei Tagen ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen; aber die verhängnißvollen drei Tage vergingen, es verflossen drei Wochen, drei Monate und der Engel des Todes, auf dessen Kommen die Schwärmerin so zuversichtlich gehofft hatte, blieb noch immer aus.

ihrer Violine entlockte, sprachen eine unüberwindliche Traurigkeit aus.

In ihrer neuen österreichischen Heimath gaben ihr Franz und Maria Theresia die Freude, welche ihnen ihr Kommen und ihre Verbindung mit dem Kaiserhause verursachten, auf tausend Arten zu erkennen. Auf der anderen Seite bewies ihr Joseph eine grenzenlose Liebe. „Ich bedauere weiter nichts“, sagte er, „als daß ich nur ein Herz zu schenken habe.“ Wenn sie ins Theater fuhr oder irgend einen anderen öffentlichen Ort besuchte, so begleitete ihr Gemahl sie fast immer, trug ihr den Mantel und bewies durch seine Haltung, seine Züge und seine Blicke, welche Freude er empfinde. Sein Benehmen überraschte um so mehr, als man ihn lange für einen kalten Mann gehalten hatte, der auf eheliches Glück keinen Anspruch mache. Isabella schien seine Liebe zu erwidern und gab ihm alle äußeren Zeichen der Theilnahme, obgleich sie ein todtes Herz in der Brust trug und gegen die Beweise seiner Zärtlichkeit unempfindlich blieb. Erschien sie mit ihm öffentlich oder war sie allein mit ihm, so zwang sie sich, einige Heiterkeit zu verrathen, aber sie bedurfte dazu einer großen geistigen Anstrengung. Kehrte sie in ihre Zimmer zurück und ließ man sie endlich allein, so fiel sie sogleich in ihre Niedergeschlagenheit und Verzweiflung zurück. Dann schien es dunkel um sie zu werden, und sie befand sich in jener düsteren, von Seufzern, unheimlichen Klängen und Stürmen erfüllten Nacht, die in Dante's Hölle die unglücklichen Verliebten umgibt. Mit ihren Damen und mit der Erzherzogin Christine, welche sie sehr liebte, sprach sie nur vom Tode. Begräbnißfeierlichkeiten und Grabgewölbe bildeten den ganzen Hintergrund ihrer Gespräche. Ihre Traurigkeit war ihr so lieb geworden und sie überließ sich ihren Betrachtungen so gerne, daß sie die Einsamkeit aufsuchte, um sich in den Abgrund ihres Schmerzes ganz versenken zu können.

Ach, mit dem Trübsinn ist es wie mit dem Tode; wenn er auch hauptsächlich die Hütte des Armen heimsucht, so vermögen doch die Wachen, die an den Gitterthoren der Schlösser schildern, die Könige nicht gegen ihn zu schützen. Auch ihr Großvater Philipp V. von Spanien († 1746) hatte immer an schwarzer Schwermuth gelitten, die oft Zufälle herbeiführte, welche fast wie Wahnsinn aussahen. Ohne bestimmte Krankheit blieb er oft sechs Wochen hintereinander im Bette liegen, ohne sich den Bart scheeren oder die Nägel schneiden zu lassen und ohne das Leibweißzeug zu wechseln. Wenn dann das Hemd ihm in Stücken vom Leibe fiel, nahm er ein anderes nur aus den Händen der Königin an, weil er fürchtete, daß er sonst ein vergiftetes bekommen würde; mit seinen langen und harten Nägeln verwundete er sich öfter im Schlafe und behauptete nachher, man habe ihn boshafter Weise überfallen. Ja, manchmal bildete er sich ein, daß er gestorben sei und äußerte seine Verwunderung darüber, warum man ihn nicht begrabe. Mehrere Tage sprach er oft kein Wort und diese Stummheit endete gewöhnlich mit einem Anfalle von Wuth, er schlug, zerkratzte die Königin, den Beichtvater, den Leibarzt, oder wer ihm sonst unter die Hände kam oder zerbiß unter entsetzlichem Geschrei seine eigenen Arme. Wenn man ihn fragte, was ihm denn sei, so antwortete er, „nichts fehlt mir“, fing dann an zu singen, oder fiel wieder in sein beharrliches Schweigen zurück.

Im Jahre 1761 gebar Isabella eine Tochter, die man nach der Großmutter Therese nannte und die von ihr leidenschaftlich geliebt wurde. Aber das Muttergefühl, die Liebe des Erzherzogs zu ihr und die sichere Aussicht, eines Tages den Thron zu besteigen, konnten den bösen Geist nicht bannen, der sich an ihre Schritte geheftet hatte. Mit düsterer Gleichgiltigkeit hörte sie von der Krönung Josephs und von den Festen reden, die man für diese Gelegenheit vorbereitete, wiederholte häufig: „Das geht mich nichts an. Ich werde die Krone nie tragen, die man mir auf die Stirne drücken will.“ Weit entfernt davon, ihre schmerzlichen Ahnungen zu verbergen, schien sie nach Gelegenheiten zu suchen, sie gegen die Kaiserin, die Erzherzoginnen und ihre eigenen Ehrendamen auszusprechen. Eine Wahrsagerin ihres eigenen Unterganges war es, als ob sie immer rief: „Wehe mir! Wehe mir!“ Viele Frauen vom höchsten Range, in deren Aussagen kein Zweifel zu setzen ist, haben später bezeugt, daß diese düsteren Vorhersagungen immer wiederkehrten und fast aus allen ihren Gesprächen wie eine Todtenglocke herausklangen. Selbst die Kaiserin legte zuletzt ihre gewöhnliche Zurückhaltung ab und gab jenen Berichten in jedem Punkte recht.

„Mehrmals,“ sagte eine jener Damen dem Reisenden Wraxal, „wenn die Prinzessin Isabella mich von ihren finsteren Gedanken unterhielt, machte ich den Versuch, sie durch ernste Gründe und durch Scherze zu widerlegen, aber sie blieb immer in derselben Stimmung und wiederholte unabänderlich, daß sie bald sterben werde. Als sie mir eines Tages wieder ihr nahes Ende verkündete, sagte ich ihr:

„Können Ihre Hoheit Ihre Tochter, dieses so zärtlich geliebte Kind, vergessen? Können Sie so gleichgiltig und kaltblütig davon reden, sie zu verlassen?“

„Sie glauben also, daß ich Ihnen meine Tochter lassen werde?“ antwortete die Prinzessin. „O nein, Sie werden sie sechs, höchstens sieben Jahre behalten.“

Das Merkwürdigste ist, daß diese Vorhersagung buchstäblich in Erfüllung ging. Ihre Tochter starb am 23. Jänner 1770, genau sechs Jahre und zwei Monate nach dem Tage, an dem ihre Mutter im Grabgewölbe des Hauses Habsburg beigesetzt worden war.

Im Sommer des Jahres 1762 fühlte sich Isabella zum zweiten Male Mutter. Je näher die Zeit ihrer Niederkunft rückte, um so energischer wurde der Gedanke in ihr, daß sie bald aufhören werde, zu leben. Der Erzherzogin Christine erklärte sie nicht blos, daß sie noch vor Ende des Jahres sterben werde, sondern bot ihr auch eine Wette an — die sonderbarste und düsterste Wette, die es vielleicht jemals gegeben hat. Ihre Schwägerin machte aus dieser Vorhersagung kein Geheimniß und die letztere wurde dadurch aller Welt bekannt.

In ihren Blicken, ihren Handlungen, ihren kleinsten Reden trat die fixe Idee hervor, die von ihr Besitz genommen hatte. Als sie im Herbste vom Schlosse Laxenburg nach Wien zurückkehrte und die Höhe erreichte, von der man die Stadt überblickt, überlief sie ein Frösteln und sogleich rief sie aus:

„Da kommt der Tod, der Tod!“

Indessen brachte der Monat November seine Kälte und seine Nebel mit, ohne daß irgend etwas auf die Erfüllung ihrer Vorhersagung hindeutete. Nichtsdestoweniger blieb sie bei ihrer Behauptung, daß ihre Tage gezählt seien. Als sie am 18. Abends in ihrem Zimmer war, ließ ein Wecker, der auf einem Möbel stand, mehrmals sein Rasseln hören. Dieser unbedeutende Vorfall, der in irgend einer Störung des Mechanismus seinen Grund hatte und von einer heitern Frau gar nicht beachtet worden sein würde, traf die Erzherzogin mit der Wucht eines übernatürlichen Ereignisses. Sie wurde auf der Stelle bleich wie eine Bildsäule, und als ihre Damen sie nach dem Grunde fragten, antwortete sie mit dumpfer Stimme:

„Begreifen Sie denn nicht, daß es ein Signal, ein Ruf des Grabes ist?"

Indessen blieb sie bis zum Morgen des 19. wohl, aber als sie am Abend jenes Tages durch ihr Zimmer ging, hatte sie eine Anwandlung von Ohnmacht und fiel auf die Knie. Man trug sie auf ein Ruhebett und rief die Aerzte herbei. Ein Fieber brach aus und bald zeigten sich die Symptome der Blattern. Die Kranke begann zu phantasiren, glaubte abwesende Personen an ihr Bett treten zu sehen, rief ihnen unzusammenhängende Worte zu und hielt leidenschaftliche oder rührende Reden an sie. Ein Name, den sie oft wiederholte, bekräftigte die von Manchem gehegte Vermuthung, daß sie von einer unglücklichen Liebe gequält werde.

Am 22. November um 1 Uhr Morgens wurde sie von einer Tochter entbunden, der man den Namen Christine gab. Dieses Kind lebte kaum vierundzwanzig Stunden.

Fünf Tage später, am 27. November, erlag auch die Mutter den verheerenden Blattern; es waren drei Jahre seit jenem verhängnißvollen Besuche am Sarge ihrer Mutter dahingegangen. Seit sie erkrankt war, hatte Joseph ihr Bett kaum verlassen. Von Schmerz und Müdigkeit überwältigt, wollte er sich sogar dann nicht entfernen, als die arme Prinzessin ihren letzten Seufzer ausgestoßen hatte. Man mußte ihn fast mit Gewalt aus dem Zimmer führen, dessen Luft mit gefährlichen Dünsten geschwängert war. Sein Kummer war so heftig, daß er untröstlich zu sein und alle Herrschaft über sich verloren zu haben schien. Seine Schwester, die Erzherzogin Christine, Isabella's Freundin und Vertraute, benützte in bester Absicht ein bedenkliches und ungeschicktes Mittel. „Die Frau, welche Sie so schmerzlich betrauern," sagte sie zu ihrem Bruder, „und die Sie mit so viel Sorgfalt und Zärtlichkeit behandelt haben, gab sich nur den Anschein von Zärtlichkeit gegen Sie und hat Sie nie geliebt."

Der Erzherzog war ein gefühlvoller Mann, und diese grausame und nutzlose Enthüllung nagte ihm am Herzen. Von nun an faßte er eine Abneigung gegen die Ehe und zweifelte am Herzen der Frauen. Sein grausames Geschick begann sich zu erfüllen: er sollte seiner hochherzigen und mühevollen Aufgabe allein, ohne Stütze und Ermuthigung, genügen.

Ein sonderbares Ereigniß vollendete gewissermaßen die düstere Geschichte dieser ersten Ehe Josephs. Siebzehn Monate nach Isabella's Tode (am 18. Juli 1765) verirrte sich ihr Vater, Herzog Philipp von Parma, auf einer Jagd im Walde von Colorno und kam seinen Höflingen und Treibern aus dem Gesichte. Man suchte ihn lange und fand endlich nur Fetzen seines Körpers. Man vermuthete, daß er vom Pferde gefallen sei, und daß er, da er sich nicht habe erheben können, oder bei dem Sturze plötzlich den Tod gefunden habe, von seinen Hunden zerrissen worden sei. Dies war wenigstens die Erklärung, welche man diesem tragischen Ereigniß gab, dessen Geheimniß niemals enthüllt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fee von Argouges.

Von Louise Büchner.

Sie war reizend schön und wunderbar, so erschien sie auch dem edlen Herrn von Argouges in der Normandie, als er sie zum ersten Mal erblickte.

Der Ritter von Argouges wohnte auf dem Schlosse seiner Väter in der Nähe der alten Stadt Bayeux, und trieb da all die Kurzweil, die einem hochgebornen Herrn erlaubt und angenehm ist. Er war tapfer, schön, gewandt und in allen ritterlichen Künsten wohlerfahren. Obgleich er gerade nicht an übergroßer Bescheidenheit litt, schien es ihm doch seit einiger Zeit, als ob ihn bei seinen Unternehmungen eine höhere Kraft unterstütze und lenke. Erst in der jüngsten Zeit war ihm die Besiegung eines furchtbaren Riesen, der die ganze Gegend unsicher machte, gelungen, und noch in der Erinnerung däuchte es ihm fast unmöglich, wie er dessen Keulenschlägen hatte entgehen können. Mein Gott, der Ritter hatte eben Glück und er war wenigstens so ehrlich, sich dies selber zuzugestehen.

Eines Tages, es war im Juli — aber ein köstlicher Seewind lähmte die Kraft der Sonne, die breit und golden auf dem saftigen Grün der Wiesen lag und in lichten Scheiben durch die verschlungenen Aeste einer Lindenallee fiel — als der Herr von Argouges diese langsam durchritt, um sich zur Jagd in den nahegelegenen Wald zu begeben.

Da erhob sich plötzlich am Ende der Allee eine goldglänzende Staubwolke, die näher und näher kam, bis aus dem Rahmen eine Gestalt nach der andern klar und deutlich hervortrat. Dem Ritter vergingen fast die Sinne, als er nun sah, wie eine Schaar von zwanzig Frauen, so schön wie er noch keine gekannt, ihm auf prächtigen, schneeweißen Rossen entgegenkam. Sie trugen lange grüne Jagdgewänder, ein grünes Hütchen mit weißer, wallender Feder auf den blonden oder braunen Locken und ein silbernes Hüfthorn an der Seite. Als sie den Ritter gewahrten, blickte die Eine schelmisch, die Andere stolz, die Dritte schlug die Augen nieder — aber sie hätten sich alle diese Mühe ersparen können, denn er hatte nur Augen für sie, die an der Spitze des Zuges ritt und die Uebrigen, wie unmöglich dies auch fast erschien, doch noch weit an Schönheit übertraf. Sie war frisch und blühend, wie das Land, dem sie entstammte und recht eigentlich das Urbild seiner starken, kräftigen Frauen. Wie der sonnendurchglühte Apfel am Baume, so blühte die Wange, welche die nußbraune Locke umflog, und dem Meerschaume mochte das glänzende Weiß der Stirne entwendet sein, unter der die braunen Augen hell aufblitzten.

Der Herr von Argouges war ehrerbietig zur Seite geritten, den königlichen Zug vorüberzulassen, und sein Blick hing unverwandt an dessen Führerin.

Da, als sie dicht vor ihm war, zog sie den goldenen Zügel ihres Rosses scharf zurück, daß es sich hoch aufbäumte, und sagte mit einer Stimme, die voll und lieblich klang, wie der Ton einer silbernen Glocke:

„Mein Herr Ritter, wollt Ihr mir erlauben, mit meinem Gefolge in Eurem Forst zu jagen und wollt Ihr uns dahin begleiten?"

Der Herr von Argouges war wie verzaubert; er nickte stumm, lenkte seinen Rappen an die Seite der schönen, hohen Frau und nachdem sie noch einen langen Blick miteinander getauscht, setzten sie ihre Pferde in Bewegung. Schneller, immer schneller, wie von der Erde losgelöst, flogen sie dahin über den Wiesenplan, über Gräben und Hecken, und hinein in den Wald. Aber die schattige Kühle, die er ausathmete, vermochte die Gluth, die Beider Herzen schon erfüllte, nicht mehr zu dämpfen. Ohne Rast flohen sie tiefer und tiefer hinein in das grüne Dickicht, bis sie den Blicken ihres Gefolges vollständig entschwunden waren. Schon lange hatten die Schelmische, die Stolze, die Sittsame und alle Uebrigen ihren Lauf gemäßigt — diesem Ritter war weder bei- noch nachzukommen und Eine

nach der Andern blieb zurück, ihre Königin dem Schutze des Herrn von Argouges überlassend.

Diese war in der That wohl aufgehoben; dort wo die Quelle zwischen weichem Moose über glatte Kiesel sprang und ein Kranz von Buchen ihre breiten Aeste zu einem grünen Dome ineinander flocht, saß die schöne Frau auf einem moosbewachsenen Felsen und fächelte sich die heiße Wange mit einem Buchenzweige, zwischen dessen Blätter nun ihr Auge so goldene Lichter spielen ließ, als vorhin die Sonne zwischen den Zweigen der Lindenallee. Der Ritter war auch vom Pferde gesprungen, hatte sich der schönen Dame zu Füßen geworfen, sog die gefährlichen Sonnenblicke immer tiefer in das Herz hinein und seufzte laut, er, dem das noch nie im Leben geschehen war.

„Was fehlt Euch, Herr Ritter?" sagte die stolze Frau mit fröhlichem Lächeln; warum sollte sie nicht vergnügt sein, sich so unterwürfig angebetet zu sehen? „Ihr, der Tapferste aller Eurer Gegner, Ihr, der erst kürzlich den Riesen besiegte, Ihr liegt hier wie ein kleiner Knabe, dem man das Spielzeug genommen."

„Himmlisches Wesen," seufzte der Ritter mit bebender Stimme, „holdselige Frau, deine Schönheit wirft mich tiefer in den Staub, als ich dem Riesen oder einem andern meiner Gegner gethan — ach!"

„Du sprichst schön," antwortete die Dame, die Augen niederschlagend, „und ich fühle an dem Klopfen meines eigenen Herzens, daß du die Wahrheit redest!"

Der Ritter seufzte nun nicht mehr, mit einem Freudenschrei sprang er auf und ließ sich auf dem Felsen neben seiner schönen Freundin nieder.

„Also wirklich — du liebst mich?"

„Ich liebe dich!"

„Du bist sie, die ich —"

„Du bist der, den ich —"

„Ach! O welch ein Glück!"

Der Ritter umfaßte die schöne Dame und drückte sie an sein Herz, aber sie machte sich los und sagte, seine beiden Hände mit ihren weißen Fingern umschließend:

„Höre erst, o mein Geliebter, was ich dir zu sagen habe. Ich bin keine gewöhnliche Sterbliche."

„Nein, eine Göttin, ein Engel, eine Fee," rief der verliebte Ritter.

„Du hast es errathen," sagte sie sanft, „ich bin eine Fee, welche dich schon lange zärtlich liebt; mit der überirdischen Kraft, die dich seit einiger Zeit beseelt, habe ich dich ausgerüstet und so groß ist meine Liebe zu dir, daß ich allen Freuden und Genüssen des Feenlebens entsagen, dir nach deinem Schlosse folgen und deine Gattin werden will!"

So demüthigend für den Ritter auf der einen Seite die Entdeckung war, daß nicht er allein den Riesen besiegt, so schmeichelhaft war hingegen das Bewußtsein, von einer Fee geliebt zu werden. Da seine Hände gefangen waren, so drückte er einen heißen Kuß auf die Stirne seiner geliebten Fee und schwur ihr ewige Treue.

„Dieses Schwures bedarf es nicht," sagte sie lächelnd, „es ist meine Aufgabe, deine Treue ohne solchen festzuhalten, wohl aber mußt du mir schwören, niemals in meiner Gegenwart das Wort: „Tod!" auszusprechen. Sobald du es thust, muß ich dich auf ewig verlassen."

„Sonst nichts?" rief entzückt der Ritter. „Wie soll ich an den Tod denken, wenn ich dich, mein Leben, bei mir habe? Ich schwöre dir bei allen Mächten der Ober- und Unterwelt, daß dieses Wort niemals meine Lippen verlassen soll."

Nun ward der Bund geschlossen, man sank einander entzückt in die Arme und nach einer Weile ward beschlossen, den Heimweg wieder anzutreten. Wie lange der währte, weiß Niemand; langsam ritt man durch den mondbeglänzten Abend, hielt an, um sich in die Augen zu sehen und süße Worte zuzuflüstern und kam endlich im Schlosse von Argouges an, wo am nächsten Tage die Hochzeit mit aller erdenklichen Pracht und Lustbarkeit gefeiert wurde.

Das Glück des schönen stolzen Paares war vollkommen und wurde nur selten durch kleine Zwischenfälle gestört. Die liebenswürdige Frau von Argouges faltete bescheiden ihre Schwingen zusammen, um den Gemahl ihre feenhafte Ueberlegenheit nicht empfinden zu lassen, und der Ritter gewöhnte sich nach und nach an das berauschende Bewußtsein, eine Ueberirdische zur Gemahlin zu haben. Schöne, blühende Kinder belebten bald die sonst so stillen Räume des Schlosses, und in der ganzen Normandie war keine glücklichere Familie aufzufinden.

(Schluß folgt.)

Aus Paris.

(Schluß.)

Auffallend wenig beschäftigen sich die Pariser Journale noch mit der Ausstellung. Hat aber seine Gründe. Die Pariser Zeitungen glauben nicht die Verpflichtung zu haben, den Industriellen für Nichts und wieder Nichts Reclame zu machen. Nur wer sich mit der Administration abfindet, dessen Artikel werden besprochen. Papier und Druck kosten Geld und müssen bezahlt werden.

Es ist unglaublich, welch eine Geldquelle diese Reclame den hiesigen Zeitungen ist. Die hier erwartete amerikanische Kunstreitergesellschaft, die Nigger, Büffel, Indianer und, Gott weiß, was mitbringen wird, hat wenigstens schon ihre 20,000 Franken für Reclame geopfert; ein Artikel über irgend etwas in irgend einem gelesenen Blatte kostet unter Brüdern seine 500 Frcs. Das „petit Journal" brachte z. B. kürzlich einen ganzen fünfspaltigen Leitartikel über einen großartigen Kleiderladen, „la belle jardinière", in welchem der Verfasser Röcke, Westen und Paletots besang. Welche Opfer mußten um ihretwillen vorher dem Herrn Thimothée Trimm gebracht werden!

Einer der hiesigen Feuilletonisten, Rochefort, beklagte sich neulich über die bei den Malern herrschende Sucht nach Reclame. Ein mittelmäßiger Maler, der einen großen historischen Uebergang über die Alpen gemalt, bat, ihm doch einen Artikel über sein Gemälde zu schreiben. Der Feuilletonist weigerte sich, der Maler erklärte das für Ungefälligkeit.

„Gut," sagte der Feuilletonist, „ich habe auch eine Bitte an Sie. Gewiß haben Sie noch so viel Platz auf Ihrem Bilde. Malen Sie mich auf demselben, wie ich oben auf den Alpen sitze und einen Schoppen Bier trinke!"

„Aber, mein Gott, was würde das Publikum sagen, wenn ich Sie auf meine Leinwand brächte!" rief der Maler.

„Zugegeben!" antwortete der Feuilletonist. „So denke auch ich: was würde das Publikum sagen, wenn ich Sie auf mein Papier brächte!"

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 37. Mittwoch den 8. Mai. 1867.

Die Frauen Joseph's II.

(Fortsetzung.)

II.

So unglücklich die erste Ehe Josephs gewesen war, bestand die Kaiserinmutter unbedingt darauf, daß ihr Sohn sich zum zweiten Male vermähle; er war ja erst 23 Jahre alt. Um sein Widerstreben zu besiegen, bedurfte es der bestimmtesten, oft wiederholten Befehle und seines eigenen Wunsches, einen Sohn und Thronerben zu haben. Er gab endlich seine Einwilligung, und Maria Theresia beeilte sich, ihm eine Frau zu suchen. Vier Prinzessinen boten sich ihr zur Auswahl dar. Zuerst dachte man an die reizende Elisabeth von Braunschweig, die man bald darauf mit dem Neffen und Nachfolger Friedrichs II. vermählte. Sie war nicht blos schön von Gestalt und Gesicht, sondern hatte auch viel Geist und tanzte zum Entzücken.

Gerade ihre Talente und Reize waren vielleicht die Ursache, daß sie von der Wahl ausgeschlossen wurde; von Natur etwas eifersüchtig, mochte Maria Theresia vielleicht fürchten, verdunkelt zu werden. Ueberdies war Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, einer der besten Generale des preußischen Heeres, der Bruder der jungen Dame, und die Kaiserin wollte nicht von ihr reden hören. Für die Prinzessin und Joseph II. war das ein Unglück. Von ihrem Gatten bald angeeckelt und durch seine Ausschweifungen gereizt und ermächtigt, sich einige Freiheiten zu nehmen, wurde sie nach vier Jahren verstoßen und in die Festung Küstrin eingeschlossen, wo ihre natürliche Heiterkeit sie nicht gegen Langeweile zu schützen vermochte. Sie überlebte ihren Gemahl um 43 Jahre und starb 94 Jahre alt im Jahre 1840.

Benedikta von Portugal war die zweite Kandidatin, deren Eigenschaften und Ansprüche man geprüft. Der Kaiser gab gewissen Einflüsterungen Gehör und erklärte sich gegen sie. Diese Dame blieb unvermählt und erreichte ebenfalls ein sehr hohes Alter; 1828 ließ Dom Miguel, ihr Großneffe, die arme, 82jährige Prinzessin in's Gefängniß werfen; bald darauf starb sie.

Nun blieben noch eine Prinzessin von Sachsen und eine Prinzessin von Bayern, welche die Natur beide nicht dazu bestimmt hatte, den Augen zu gefallen. Maria Theresia wollte ein Urtheil über sie hören, und befragte ihren Oberstallmeister Karl v. Dietrichstein, der für einen großen Kenner der weiblichen Schönheit galt. Er sollte ihr sagen, welcher von beiden er den Vorzug geben würde, wenn er zwischen beiden zu wählen hätte. Lang verweigerte er jede Erklärung, aber als die Kaiserin in ihn drang und ihm die Versicherung gab, daß er ohne Furcht vor ihrer Ungnade sprechen könne, sagte er endlich:

„Ich gestehe Eurer Majestät, wenn ich der freie Herr meiner Handlungen wäre, so würde ich weder die eine noch die andere wählen, aber setzte man mir das Messer an die Kehle und zwänge man mich, eine zu nehmen, so würde ich die Bayerin wählen, denn sie hat doch wenigstens einen schönen Körperbau."

Die Kaiserin lachte laut auf und erklärte sich mit dem mildernden Umstande einverstanden, welchen der Höfling anführte.

Joseph wollte sich dann erst entscheiden, wenn er nach dem Augenschein urtheilen könne. Man traf daher Anstalten, ihm die junge sächsische Dame vorzustellen. Kunigunde, eine jüngere Tochter des polnischen Königs August III., war eine Schwester des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, welcher der Erzherzogin Christine den Hof machte und ihr Herz erobert hatte. Die letztere wünschte die Heirath zu Stande zu bringen, um dadurch ihre eigene Verbindung zu erleichtern, die der Kaiser Franz, der Gemahl Maria Theresia's, nicht gerne sah. Die verabredete Zusammenkunft fand im Sommer von 1764 auf einer Jagd in der Nähe von Teplitz statt. Weder die Schönheit der Landschaft, noch das frische Grün, noch die reizende Jahreszeit, noch alle Hilfsmittel der Toilette vermochten den beklagenswerthen Einfluß zu schwächen, den die junge Dame machte. Sie saß zu Pferde, mager wie ein Gerippe und mit einem sehr sichtbaren Barte geschmückt. Joseph kam ganz aus der Fassung, brach die Unterredung nach einigen Minuten ab und beeilte sich, die Erscheinung zu vergessen. Um die männliche Braut zu trösten, gab ihr der österreichische Hof die beiden Abteien Essen und Thoren, in deren Besitz sie es zu einem Alter von 86 Jahren brachte und 1826 starb.

Nun gab es keine Wahl mehr, und mit geschlossenen Augen nahm Joseph die bayerische Prinzessin, eine Schwester Maximilian Joseph's. Beide waren die letzten Mitglieder der kurfürstlichen Familie, und da der Kurfürst keine Kinder hatte, so gestattete die beabsichtigte Heirath vielleicht eines Tages seine Staaten in Anspruch zu nehmen, auf die der österreichische Hof stets seine Augen gerichtet hatte.

Am 20. Jänner 1765 erfolgte die eheliche Verbindung unter mehrtägigen Festlichkeiten, denen Joseph doch so gerne entgangen wäre. Indessen knüpfte seine Mutter hieran ein schönes Fest, welches auch seinem Herzen Freude machte. Sie gab nämlich fünfundzwanzig Brautpaaren von gutem Rufe eine reichliche Ausstattung, ließ sie 10 Tage nach Josephs Vermählung durch 25 Jubelpaare nach St. Stephan geleiten und

allen zusammen auf einmal die priesterliche Einsegnung ertheilen.

Die junge Dame war nicht unbedingt häßlich, obgleich sie weder die anmuthige Haltung, noch den lebhaften Gesichtsausdruck, noch den merkwürdigen Verstand Isabella's besaß. Im Anfange schien Joseph mit ihr zufrieden zu sein, und man hoffte, daß sein gutes Herz ihn darüber hinweg sehen lassen werde, daß es ihr an Reizen fehlte. Selbst diejenigen, welche ihr übel wollten, mußten eingestehen, daß sie gegen Jedermann liebenswürdig und zuvorkommend sei, aber sie hatte einen beschränkten Geist und dies war um so trauriger, als man ihre Erziehung vernachlässigt hatte. Bayern ist damals ein großes Kloster gewesen, in dem eine kleinliche und übertriebene Frömmigkeit Geschmack Wissen und Talent ersetzen mußte. Ein Körperfehler machte sie unfähig, die Hoffnung der kaiserlichen Familie zu erfüllen. Dem Kurfürsten konnte das nicht unbekannt sein, und er hätte daher die Zukunft seiner Schwester nicht dadurch aufs Spiel setzen sollen, daß er den Wiener Hof betrog, aber der Ehrgeiz oder richtiger gesagt, die Eitelkeit trug in seinem Herzen über die Klugheit, die brüderliche Liebe und die Ehrlichkeit den Sieg davon. Er wollte sich um jeden Preis mit dem Kaiserhause verbinden.

Joseph II. hatte die schmerzliche Folge zu tragen. Welch' ein seltsames Geschick! Seine erste Frau, die er anbetete, hatte keine Zuneigung für ihn, und die zweite, die er nicht leiden konnte, liebte ihn leidenschaftlich. Was hätte sie nicht Alles gethan, um ihm zu gefallen? In der Hoffnung, sein Herz zu rühren, trieb sie die Gefälligkeit und den Gehorsam gegen ihn bis zur Demuth. So oft er in ihr Zimmer trat, zitterte und erbleichte sie. Vergebliche Mühe! Wie es Frauen, die nicht geliebt werden, gewöhnlich zu geschehen pflegt, machte ihn ihre Zärtlichkeit kälter, statt ihn an sich heranzuziehen. Nach und nach gab er ihr seinen Widerwillen offen zu erkennen. Beschämend war die grelle Entfernung, in der er sich von ihr hielt, trotz der Vorstellungen der Mutter, welche dieser Skandal oft in Harnisch jagte. Unter Anderm ließ Joseph auf dem Balkon, der vor dem gemeinsamen Salon war, einen Verschlag machen, damit seine Gemahlin ihm dort nicht begegnen könne, und er stieg lieber vor aller Welt Augen zum Fenster hinaus, als daß er durch den Salon ging, aus dem die Thüre zum Balkon führte. Um ihr Unglück zu vollenden, machte ein Skorbutanfall das Gesicht der armen Josepha häßlich und entstellte ihren Körper. Ihr Gatte, so gut und mitleidig er war, vermochte ihren Anblick von dieser Zeit an nicht mehr zu ertragen.

„Meine Frau wird mir unausstehlich," sagte er eines Tages zu einer Dame, die sein Vertrauen hatte, „und ich kann dieses Gefühl nicht mehr überwinden. Man wünscht, daß ich Kinder habe, aber wie soll ich dazu kommen? Wenn es an ihrem Körper nur eine einzige Stelle gäbe, so groß wie die Spitze eines Fingers, die nicht mit Finnen bedeckt wäre, so könnte ich sie lieben und würde ich den Versuch machen, meine Mutter zufrieden zu stellen."

Der Kaiser Franz war der Einzige der ganzen kaiserlichen Familie, welcher der Unglücklichen Theilnahme und Liebe bewies, sie schützte und tröstete. Als er im Schlosse zu Innsbruck am 18. August 1765 plötzlich starb, konnte sie den Verzweiflungsschrei nicht zurückhalten: „Ich Unglückliche, ich habe meine einzige Stütze verloren!" In der That war sie von diesem Tage einsam und wurde wie eine Geächtete oder wie ein unheilbringendes Wesen gemieden. Selbst Maria Theresia behandelte sie mit Kälte. Die Erzherzogin Christine, welche dieser Heirath aus persönlichen Gründen stets entgegen gewesen war, versuchte vergebens, dem unglücklichen Geschöpfe ihre feindseligen Gesinnungen zu verbergen.

Die Arme irrte im Schlosse wie in einer Einöde umher, keine Hand streckte sich der ihrigen entgegen, Niemand tröstete sie in ihrem Leiden, Niemand richtete sie durch sein Mitleid auf. Allerdings war sie in Folge ihrer Gesichtszüge und ihrer Körperformen wenig dazu geeignet, die Herzen zu gewinnen; aber durfte man sie für diese natürlichen Fehler büßen lassen? Sie war gut, sanft und liebevoll, das Volk hatte seine Hoffnungen auf sie gesetzt, und wie mußte man nicht mit ihrem unglücklichen Geschicke Mitleid empfinden?

Endlich machte die Ruhe des Sarges ihrem Leiden ein Ende. Am 21. Mai 1767 wurde sie von den Blattern befallen und die Krankheit nahm bald einen furchtbaren Charakter an. Maria Theresia, welche sie besuchte, wurde auf der Stelle angesteckt und erkrankte so schwer, daß sie ihre Rettung blos der außerordentlichen Sorgfalt Van Swieten's verdankte. Zwischen seine Gattin und seine Mutter gestellt, beschäftigte sich Joseph nur mit Maria Theresia. Er wollte sie keinen Augenblick verlassen, ließ im nächsten Zimmer ein Bett für sich aufschlagen und brachte mehrere Nächte bei ihr zu, ohne die öffentlichen Geschäfte darum zu vernachlässigen. Als auch die Erzherzogin Christine an den Blattern erkrankte, herrschte am Hofe und in ganz Wien die größte Bestürzung, denn es ließ sich nicht voraussehen, wo die Ansteckung in der kaiserlichen Familie Halt machen werde. Man erinnerte sich keiner Zeit, in der drei Mitglieder derselben zugleich die Blattern gehabt hätten. Die Theater spielten nicht mehr, das heil. Sakrament wurde in den Kirchen Tag und Nacht ausgestellt, die Menge strömte aus der Stadt und den Vorstädten dorthin, der Erzbischof hielt in Person Gottesdienst und überall wurden Messen gelesen und Gebete angestellt.

Während dieser Zeit kam die Schwester Maximilian Joseph's dem Tode näher und näher. Das Uebel hatte sie auf eine so furchtbare Weise befallen, daß noch bei ihrem Leben mehrere Theile ihres Körpers abstarben und gewisse Stellen ihres Gesichtes schwarz wurden und sich zersetzten. Vom ersten Augenblicke an bis zum letzten besaß sie eine engelgleiche Ergebung. Am 27. August verlor sie das Bewußtsein, am 28., um 6 Uhr Morgens starb sie. Die rasche Verwesung ihres Körpers machte es nöthig, sie mit bedecktem Gesichte auf dem Paradebette auszustellen. Dieser Umstand rief das einfältigste Gerücht hervor; das Volk behauptete nämlich, daß die junge Frau nicht todt sei, daß man statt ihrer einen Stein begraben habe, daß sie selbst, allen Blicken unzugänglich, in einer belgischen Festung oder in einem böhmischen Kloster lebe, und daß dies allein Joseph während seiner ganzen Regierung verhindere, sich zum dritten Male zu vermählen, so allgemein eine solche Verbindung auch gewünscht werde.

Am 30. führte ein schweigsamer Leichenzug die Verstorbene in das Grabgewölbe der kaiserlichen Familie. Mit Maria Theresia ging es schlechter und schlechter. Am 1. Juni begann sie zu phantasiren und man gab ihr die letzte Oelung. Der Herzog von Sachsen-Teschen, der sie besucht hatte, wäre beinahe auch gestorben. Endlich besserte es sich aber mit allen drei Kranken und am 22. Juni wurde in der Stephanskirche wegen ihrer Genesung ein feierliches Tedeum gesungen. Maria Theresia wohnte dem Gottesdienste bei, trotz des strömenden

Regens, von dem auch die Menge der Neugierigen sich keinen Augenblick vertreiben ließ.

(Schluß folgt.)

Die Fee von Argouges.

Von Louise Büchner.

(Schluß.)

Der Ritter hielt fest an seinem Schwure, obgleich ihm dies anfänglich schwerer fiel, als er selber dachte. Ein Ritter, der nicht fluchte, wäre eine so seltene Erscheinung, als Schnee und Eis mitten im Sommer und „Tod und Hölle!" oder „Tod und Teufel!" das sind denn doch die echt adeligen Ritterflüche, bei denen der Brustharnisch so herrlich rasselt, wenn man mit der Eisenfaust darauf schlägt. Aber der Herr von Argouges bezwang sich ritterlich, so oft ihm diese Kraftausdrücke auf die Zunge stiegen und wenn sein belastetes Herz durchaus einer Explosion bedurfte, begnügte er sich mit einem einfachen „Donnerwetter!" oder einem andern plebejischen Fluche, den er seinen Knappen entlehnte.

Die finsteren Mächte aber, die nimmer rasten, sie suchten auch dieses Glück feindlich zu zerstören. — Auf dem Nachbarschlosse des Herrn von Argouges sollte eine große Hochzeit gefeiert werden, zu der man von weit und breit die vornehmsten Gäste geladen hatte. Daß der Ritter mit seiner schönen Frau unter diesen war, versteht sich von selbst. Besonderes Interesse erregte das Fest durch die große Schönheit der jugendlichen Braut, die in dem weißen Atlasgewande mit dem Schleier und dem Myrthenkranz geradezu wie ein Engel aussehen mußte.

Die Frau von Argouges fühlte sich durch diese Betrachtung weniger erbaut, bis dahin war sie überall, wo sie erschien, unbestritten die Schönste gewesen — sollte ihr nun dieser Preis entwendet werden? Es stand ihr nun zwar nur ein irdisches Wesen gegenüber, aber einestheils war man an ihre Erscheinung schon gewöhnt, und zweitens konnte die bekannte beauté du diable für einen Augenblick selbst einer Fee gefährlich werden. Sie beschloß daher, auf ihre Toilette eine Mühe zu verwenden wie nie zuvor. Schon seit Wochen bewegte ihr überirdisches Herz die inhaltsschwere Frage: „Welches Kleid werde ich anziehen? Das Weiße, das die Elfen aus Mondesstrahlen gewoben, oder das Himmelblaue aus Aetherduft gebildet, oder das seegrüne, gewirkt aus der spiegelglatten Fläche des Oceans?" Weiß — das ging nicht, diese Farbe trug die Braut! Blau — keine rechte Abendfarbe! Rosa — zu mädchenhaft! Seegrün — dies paßte und war das Neueste zugleich!

Der verhängnißvolle Tag erschien und schon frühzeitig zog sich die schöne Frau in ihr Gemach zurück, ihre Toilette zu beginnen. Der Gemahl begleitete sie bis an die Thüre und sagte, nach einem zärtlichen Abschiedskuß, in etwas gedrücktem Tone: „Nicht wahr, mein Liebchen, du läßt mich nicht zu lange warten?" Man konnte merken, daß hier ein wunder Fleck war, den er mit demüthiger Scheu berührte. „Sei ohne Sorgen", antwortete sie, „ich bin in einer Viertelstunde fertig!"

Der Ritter mochte der Viertelstunde nicht ganz trauen, denn er befahl seinem Knappen, die Pferde in zwei Stunden bereit zu halten.

Im Toilettenzimmer begann die Arbeit und die Kammerzofen der Frau von Argouges waren jedes Winkes ihrer Gebieterin gewärtig. Sie kämmten ihr die langen braunen Locken und durchflochten sie auf die kunstreichste Weise mit köstlichen Perlen. Aber sie war nicht damit zufrieden; kaum waren sie fertig, als sie erklärte, dieser Kopfputz sei unerträglich steif, sie wolle weiße Rosen haben und mit diesen müsse auch das grüne Kleid geschmückt werden. Die Zofen flogen hinab in den Garten, kamen mit prachtvollen Rosen zurück und vollbrachten neue Wunder der Geschicklichkeit an Haupt und Gestalt. Als sie eben fertig waren, wurden die prächtig geschmückten Pferde des edlen Paares vor die Schloßtreppe geführt, denn die zwei Stunden waren herum und der Ritter pochte an die Thür und fragte bescheiden, ob seine Gemahlin fertig sei.

„Keineswegs!" lautete etwas ärgerlich die Antwort der schönen Frau, indem sie die weißen Rosen wieder aus den Locken riß. Zu ihren Kammerfrauen gewendet, fuhr sie fort: „Ich kann mich so nicht sehen, ich bin wie eine geschmückte Leiche! geschwind das rothe Kleid herbei, grün steht mir heute gar nicht!"

Während der Ritter ungeduldig im Nebensaale auf und niederschritt, wurde das grüne Kleid ausgezogen und das rothe geholt. Es stand ihr herrlich, aber nun konnte die Frau von Argouges sich nicht entscheiden, ob sie eine weiße oder rothe Schärpe um ihre schlanke Taille binden solle. Man probirte aus und an — der Ritter ging, um nach der Uhr zu sehen. Welche Vortheile bot doch die alte Zeit! Nun reißt ein ungeduldiger Gatte die Uhr in einer Sekunde zehnmal aus der Westentasche, er aber mußte hinunter in den Garten steigen und die Sonnenuhr aufsuchen. Ihre Zeiger warfen lange Schatten; die Hände geballt, ging er wieder hinauf an die verhängnißvolle Thür: „Bist du noch nicht fertig? Wir müssen fort?"

Zähneknirschend trat der Ritter an das Fenster, die Pferde scharrten den Boden und bäumten sich empor, in seinem Herzen bäumte sich gleichfalls ein wilder Zorn; die schöne Frau aber stand ruhig vor ihrem Spiegel, hielt sich prüfend blitzende Demantschnüre an die Locken und befahl endlich ihren Zofen, sie damit zu schmücken. Der Ritter raste an die Thür. — „Bist du noch nicht fertig? Ich gehe allein!"

„O, es ist schändlich, wie du mich behandelst! Wenn du nur eine Minute auf mich warten sollst, so ist es dir zu viel!" Sie hätte gerne geweint, wenn dies den Glanz ihrer Augen nicht beeinträchtigt hätte. Erschöpft, seiner Sinne kaum noch mächtig, sank der Herr von Argouges in einen Sessel.

„Nun hole mir noch eine volle Purpurrose," sagte indessen seine reizende Quälerin zu ihrer Zofe. Die Rose kam, sie wurde am linken Ohre befestigt, noch einen Blick in den Spiegel, die schöne Fee war mit sich zufrieden, sie konnte es nun mit der jüngsten und schönsten aller Bräute aufnehmen.

Der Ritter hatte indessen alle Stadien des Zornes und der Wuth durchlaufen und war auf dem Gipfel der Verzweiflung, bei der Ironie angekommen, als seine liebreizende Gattin ihm nun entgegentrat. „Schöne Dame," sagte er mit kaltem Tone, „Ihr brauchet wahrlich so viel Zeit, um Euch schön zu machen, daß man Niemand besser, als Euch, nach dem Tode schicken könnte!"

Ein furchtbarer Schlag erschütterte das Schloß in seinen Grundfesten, tiefe Finsterniß umgab den Ritter, und als sie gewichen und er wieder zu sich selbst kam, war seine geliebte Gattin auf ewige Zeiten verschwunden. Er hatte das entsetzliche Wort ausgesprochen, das sie nicht hören konnte.

Die einzige Spur, die sie von sich zurückließ, war der Abdruck ihrer zarten Hand auf dem Schloßthore; in stillen Nächten aber, da wimmert es heute noch leise und klagend durch die Gärten und Hallen des Schlosses von Argouges: „Tod! Tod!" —

So grausam, aber gerecht wurde der Mann gestraft, der seiner Gemahlin das unschuldige Vergnügen, sich nach Lust und Laune zu putzen, nicht gönnen mochte. Aber ein großes Glück scheint uns doch zu sein, daß heutigen Tages die Frauen, die zu lange Toilette machen, nicht mehr kraft des männlichen Zornes zu verschwinden brauchen, denn wir fürchten, es würde da gar manche Fee von Argouges ruhelos zwischen Himmel und Erde umherirren.

Zur Pariser Ausstellung.

(Die Baulichkeiten im Park.)

Unter der Umhüllung des sogenannten Palastes haben wir, schreibt ein englischer Berichterstatter, eine prächtige Schaustellung, aber nichts wesentlich Verschiedenes von dem, was wir schon vorher gesehen haben. Es ist der größte Bazar, den die Welt jemals besessen hat, und es macht sich auch der Versuch bemerklich, dessen Inhalt einer genaueren Klassifizirung, als man bisher für möglich hielt, zu unterwerfen; aber das ist auch Alles. Die eigentliche Novität der Ausstellung, das Charakteristische derselben, findet sich außerhalb des Palastes, in dem ihn umgebenden Park, wo den Herrlichkeiten des Tages die noch anziehendere Pracht der Nacht folgen wird. Diesem Aehnliches ist bis jetzt noch nirgends gesehen worden; der Ruf desselben wird die Welt durchdringen, und man erwartet, daß hier Massen zusammenströmen werden, wie sie bei keiner früheren Ausstellung beisammen gewesen sind.

Wenn wir den Park betreten, finden wir mitten in einem Gewirr von Baulichkeiten, deren Zweck Anfangs schwer zu begreifen ist, Tempel, Kirchen, Leuchtthürme, Paläste, Hallen, Museen, Zelte, Windmühlen, Aquarien, Ställe, Behältnisse für wilde Thiere, Treibhäuser, Sommerhäuser, Theater, Seen, Wasserfälle, Springbrunnen, Kasernen, Höhlen, Grotten, Musterfarmen, Briefkasten, Gärten, Kiosks, Statuen, Panoramen, zahllose Restaurationen, Clubs, Läden, Telegraphenbureaus, Wechselgeschäfte u. s. w. So wie sich der Tag seinem Ende naht, erwartet man, werden sich die Besucher aus dem Palast in eine der Restaurationen verfügen, um dort französisch, deutsch, englisch, italienisch, spanisch, russisch, türkisch, chinesisch oder japanesisch zu diniren, obgleich sich in diesem Punkte erhebliche Zweifel geltend machen. Es mag sein, daß man sich durch ein Frühstück hindurcharbeitet; Viele frühstücken überhaupt nicht zum zweiten Male; aber das Diniren ist eine ernstere Angelegenheit und verlangt, was Baron Brisse eine cuisine sérieuse nennt. Werden die Speisezimmer der Ausstellung, da sie keine cuisine sérieuse haben und im momentanen Gedränge den nöthigen Comfort nicht gewähren können, im Stande sein, die besseren Klassen zu vermögen, sich Abend auf Abend ein Diner zu erkämpfen, anstatt nach Paris selbst zu gehen, wo man hinlänglichen Platz, Ruhe und gute Bedienung findet? Was jedoch Paris nicht bieten kann, und was die Ausstellung bietet, das ist der Contrast entgegengesetzter Anregungen. Hier bemerkt man ein hübsches Paar girrende Turteltauben in einem heiligen Bauer, dicht daneben accompagnirt von dem Brüllen der Löwen und Panther unter dem Palaste des Bey von Tunis; dort tritt man aus einem Theater, wo man sich an der Darstellung des tollsten Pariser Lebens amüsirt hat, und wird in der unmittelbaren Nachbarschaft von einer Kirche angezogen, wo man sich an den Wunden von Heiligen und Märtyrern in Wachs weiden kann, um sich dann abermals in den Strudel des Vergnügens zu stürzen oder ein Concert im Freien, wenn nicht den Gesang stark bemalter Jungfrauen anzuhören.

Auch ein internationales Theater wird es geben, in welchem Dramen aller Nationen zur Aufführung kommen sollen. Außer diesem werden die Chinesen ein Theater für sich in Verbindung mit einer Restauration haben, wo der Thee in echt himmlischer Manier servirt werden soll. Natürlich ist das Ballet vertreten, in welchem die Tänze aller Nationen zur Darstellung kommen. Hier gibt es ein Café-Concert, dort wird Bier getrunken, anderwärts kohlensaures Wasser; Feuerwerke und Illuminationen bringen Abwechselung in die Unterhaltung, einige Schritte weiter läßt man sich wiegen oder die genaue Quantität Luft angeben, welche man aus seinen Lungen ausathmet. Willst du reiten, so hast du die Wahl zwischen einem Carrousel, zwei weißen Kameelen oder zwei ditto Elephanten. Die zu erwartetende warme Temperatur der Abende wird durch Fontainen und Cascaden abgekühlt werden, sollte man es nicht vorziehen, in kühlen Grotten oder prachtvoll hergerichteten Tropfstein-Höhlen auszuruhen. Hat man Musik und Tanz, begleitet von dem Anstoßen der Gläser und dem Brüllen der Löwen, satt, befindet man sich in der Stimmung, wo man alles Irdische wie Kinderspiel verachtet und über die blos sinnlichen Vergnügungen seufzt, nun wohl! Hier steht das Modell eines alten ehrwürdigen Tempels, in welchem man seine bitteren Empfindungen freien Lauf lassen kann. Es ist der Typus eines mexikanischen für Menschenopfer bestimmten Tempels, decorirt mit schauderhaft grinsenden Schädeln, an welchen das Haar der Opfer festklebt. Das Gebäude ragt mit seinen malerischen innen und außen angebrachten Verzierungen in geisterhafter Unheimlichkeit unter dem Getöse der Musik und Lustigkeit gegen Himmel empor und bildet gegen das unstäte Getreibe in seiner Nachbarschaft einen Kontrast, welcher den Vorübergehenden unwillkürlich durchfröstelt.

Die einzigen ganz fertigen Gebäude sind dieser mexikanische Tempel, eine katholische Kirche und der Palast des Bey von Tunis, welcher sehenswerth und eine getreue Reproduktion eines wirklichen Palastes ist, wo man das maurische System der Verzierung mit minutiöser Sorgfalt ausgeführt hat. Unter diesem Gebäude befindet sich eine Höhle mit wahrhaft königlichen Löwen, und neben diesem ein Café, wo tunesische Musikanten auf der Guitarre und dem Tambourin spielen.

Neben diesen Tempeln, Kirchen und Palästen stößt man auf verschiedene andere Baulichkeiten, wie Gemäldegalerien, in denen Belgier, Bayern, Holländer und Italiener für sich separate Ausstellungen besorgt haben; russische Pferde- und Hundeställe, ungeheure Pflanzen- und Treibhäuser, ein reservirter Garten mit Pavillon für die Kaiserin, am Haupteingange ein zweites für den Kaiser, und diesem fast gegenüber eine englische Cottage. Da jetzt die Aquarien überall so beliebt sind und namentlich das auf dem Boulevard Montmartre vielen Zulauf hat, wird jetzt auch in dem reservirten Garten ein großartiges Aquarium angelegt und ist bereits so weit fertig, um in einigen Tagen mit großen und kleinen Fischen u. s. w. angefüllt zu werden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 38. Sonntag den 12. Mai. 1867.

Die Frauen Joseph's II.

(Schluß.)

III.

Es war wirklich, als ob eine Art von Fluch auf der armen Josepha von Bayern geruht hätte. Schon während ihres Lebens so verhängnißvoll, wurde sie nach ihrem Tode noch gefährlicher. Eine Namensschwester sollte ihr unter wahrhaft tragischen Umständen zum Opfer fallen.

Die Erzherzogin Josepha, die sechste Tochter der Kaiserin, entzückte durch ihre Schönheit alle Augen und gewann durch ihre Liebenswürdigkeit alle Herzen. Ferdinand IV., König von Sizilien, hatte um die Hand ihrer älteren Schwester, Erzherzogin Johanna, gebeten. Diese war aber 1762, vor der zur Vermählung festgesetzten Zeit gestorben. Nach Verlauf einiger Zeit entschied man, daß die liebenswürdige Josepha sie ersetzen solle. Die Abreise der Braut war für den 15. Sept. 1767 bestimmt und man hatte alle Vorbereitungen getroffen, als eine düstere Scene sie überflüssig machte.

Maria Theresia wollte nicht, daß Josepha Oesterreich verlasse, ohne sich dem Gebrauche der Familie gefügt und in der Kirche der Kapuziner, unter den Gräbern ihrer Ahnen, ihre Andacht verrichtet zu haben. Sie bestand unbedingt darauf, daß ihre Tochter im Grabgewölbe bete. Als ob die Letztere ihr unglückliches Ende ahne, sträubte sie sich gegen den mütterlichen Befehl. Sie bat dringend, ihr eine so traurige Ceremonie zu erlassen, welche sie mit einem unüberwindlichen Abscheu und geheimnißvollen Schrecken erfülle. Die fromme Mutter ließ sich so wenig rühren wie das Schicksal. Als die Erzherzogin in den Wagen stieg, der sie zu den Kapuzinern führte, zerfloß sie in Thränen und zitternd stieg sie die Stufen zum Grabgewölbe hinab. Seit dem Tage der Beisetzung der Gemahlin Joseph's II. waren erst drei und ein halber Monat verflossen; nach der allgemeinen Meinung war der unterirdische Raum noch von den Miasmen der Leiche erfüllt. In Folge einer Verkettung unglücklicher Umstände war der bleierne Sarg noch nicht fertig geworden, der sie gleich allen anderen Mitgliedern der kaiserlichen Familie umschließen sollte. Ihre pesthauchenden Ueberreste lagen also in einem hölzernen Sarge, doch hatte man Sorge getragen, das Gewölbe zu lüften und einen dicken Teppich auf den Sarg zu legen.

Die Erzherzogin kniete vor der Leiche nieder, wie der Verurtheilte vor dem Blocke des Henkers kniet. Sogleich theilte ein Keim der Krankheit sich ihr mit; kaum hatte die Erzherzogin die düsteren Räume verlassen, so fühlte sie sich unwohl. Bald brachen die Blattern aus, d'e Anstrengungen der Wissenschaft scheiterten an dem furchtbaren Uebel, und am 15. Oktober, einen Monat nach dem für ihre Abreise bestimmten Tage, hatte die junge Prinzessin ausgeathmet. Die Kronen, die man auf die Gräber legte, ersetzten ihr die Brautkrone;, und statt der Freudenfeuer leuchteten ihr Todtenfackeln. Der phegmatische Ferdinand IV. von Sizilien heirathete ein Jahr später die jüngere Schwester seiner beiden verewigten Bräute, Maria Karolina, die ihm bekanntlich in einer 46jährigen Ehe genug zu schaffen machte, ihm aber den Geschmack am häuslichen Glücke doch so wenig verleidete, daß der schon 63jährige König zehn Wochen nach ihrem Tode (1814) sich mit einer erst 27-jährigen Gunstdame wieder vermählte, die er zur Herzogin von Floridia erhob.

So verging die Jugend des großen Kaisers. Ein verhängnißvolles und ungerechtes Geschick entführte ihm, einem Sturmwinde gleich, die süßesten Freuden, welche die Natur dem Menschen schenkt und beraubte ihn aller Blüthen seines Frühlings. Joseph war als Gatte und Vater gleich unglücklich. Sein liebebedürftiges Herz wendete sich nun ausschließlich den Völkern zu; aber eine gewisse Bitterkeit blieb im Herzen zurück und brach oft plötzlich hervor, wie ein verderbender Blitz; die Wolke, aus der er kam, waren die vernichteten Hoffnungen seiner Jugend. Es blieb ihm kein anderer Trost, keine andere sittliche Stütze, als die großen Ideen, die seinen Geist erwärmten. Er vergaß sich selbst; von den gewöhnlichen Leidenschaften gewissermaßen befreit, dachte er allein an das Glück Anderer, liebte blos die Wahrheit, hatte keine andere Erholung als die Gerechtigkeit, verachtete den Kummer, die Ermüdung, den Haß seiner Feinde und schritt mit Begeisterung dem Ziele seines Strebens entgegen. In seinen späteren Jahren f.nd der Kaiser jeden Abend in einem Kreise von fünf ausgewählten Frauen, die alle verheirathet waren, und denen er eine ideale Verehrung widmete, eine willkommene Erholung von allen Mühseligkeiten des Lebens. Diese Damen waren die verwittweten Fürstinnen Franz Liechtenstein und Karl Liechtenstein, die Fürstinnen Kinsky und Klary, nebst der Gräfin Kaunitz. Ernste Besprechungen über Wissenschaften und Künste wechselten hier mit harmlosem Scherz, Vorlesungen interessanter Bücher mit musikalischen Aufführungen. Nur auf die Politik ließ sich Joseph nicht ein. Jeden Versuch, die politischen Tagsneuigkeiten auf das Tapet zu bringen, beseitigte er auf ungezwungene Weise oder führte die Fragerinnen wohl auch zuweilen ab. So fragte einst eine von den Fürstinnen Liechtenstein, um dem Monarchen irgend eine Aeußerung zu entlocken:

„Was den Türkenkrieg betrifft, so glaube ich nicht, daß viel dabei zu gewinnen ist . . .“

„Wenigstens die Pest," fiel der Kaiser ein und das Gespräch hatte natürlich ein Ende.

Auf dem Todtenbette nahm er in folgendem Briefe von diesen fünf Damen Abschied:

„Mein Ende naht heran. Es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Feinheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen, die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag, keiner war mir zuwider. Das Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank anerkennen; im Vertrauen auf sie erwarte ich mit Resignation meine letzte Stunde. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand. Joseph."

Die Damen übersandten Tags darauf (am 19. Februar 1790) folgende „Antwort auf das Abschiedsbillet ihres Kaisers":

„In meinem und meiner vier Gespielinnen Namen wage ich es, Euerer Majestät ihre Gesinnungen, verbunden mit den meinigen, auszudrücken. Bewunderung, lebhafteste Erkenntlichkeit, heftigster Schmerz sind die einzigen Gefühle, für welche wir in diesem Augenblicke empfänglich sind. Diese Gesellschaft, deren Seele Euere Majestät waren, wird sich nie mehr (sollte ja der göttliche Rathschluß uns des Glückes, Höchstdieselben darin zu sehen, berauben) in einer andern Absicht versammeln, als um Euere Majestät zu beweinen, Ihren Verlust zu betrauern, des verflossenen Glückes zu gedenken und zu Gott für Euere Majestät jeden Tag unseres Lebens zu beten. Dieses ist es, wozu sich jede von uns bis zu dem letzten Athemzuge auf das Feierlichste verbindet."

Die Krönung des Königs von Ungarn

Einer der wichtigsten und feierlichsten Akte im Staatsleben Oesterreichs war stets die Krönung der Herrscher von Oesterreich zu Königen von Ungarn. Es ist fast keine Nation auf Erden, welche die königliche Krone mit größerem Respekt verehrt, als die Ungarn. Sie sehen in ihr nicht blos die Hauptzierde des Herrschers, sondern gleichsam ein vom Himmel stammendes Kleinod, das die Herzen des Volkes stärker fesselt, als der Magnet das Eisen.

Seit der letzten Krönung in Ungarn sind nun nahezu vier Dezennien verflossen. Binnen Kurzem soll die feierliche Ceremonie der Königskrönung wiederholt werden, und die Vorbereitungen, die mit rastlosem Eifer betrieben werden, sind ihrer Vollendung nahe. Bei der hohen Bedeutung, die man diesem Staatsakte in Oesterreich beilegt, dürfte es auch unsern Lesern von Interesse sein, wenn wir der „Wiener Abendpost" nachfolgende Schilderung des Krönungs-Ceremoniels entnehmen: In dem Krönungsceremoniel verbinden sich Reminiszenzen aus der Periode des Wahlkönigthums mit dem sichtbaren Bestreben, es an Feierlichkeit und Pomp den germanischen Kaiserkrönungen gleich zu thun. Wir folgen hier älteren Darstellungen, blos in der Absicht, die wesentlichen Momente des feierlichen Aktes darzustellen, wie er in früheren Zeiten vollzogen wurde. Daß dabei auf die Gegenwart und die Modifikationen, welche geänderte Verhältnisse erheischen, nicht Rücksicht genommen werden kann, bedarf, wo es sich blos um einen Rückblick handelt, kaum besonderer Versicherung.

Noch bevor der Krönungstag angekündigt ist, begibt sich eigentlich eine Deputation beider Häuser des Landtages an das Allerhöchste Hoflager, um die Bestimmungen desselben einzuholen. Zum Empfange des Monarchen an der Grenze findet sich wieder eine Deputation der Stände ein, ebenso außerhalb der Krönungsstadt „unter einem grünen Zelt", während an dem Thore der Stadt Bürgermeister und Magistrat mit den Schlüsseln der Stadt harren und den Fürsten entblößten Hauptes zur Kirche begleiten, wo sofort zur Feier der Ankunft das Tedeum angestimmt wird.

Die nächste Feierlichkeit galt den Krönungsinsignien, die, in einer Kiste verwahrt, am dritten Tage vor der Krönung in die Königsburg gebracht und fortan von den Kronhütern und den hierzu ernannten Hofkommissären bewacht wurden. Am Nachmittage vor der Krönung wurde die Krone wieder, und zwar diesmal mit großem Pomp in die Kathedrale übertragen, wobei Deputationen beider Häuser und die städtischen Behörden assistirten. Dem Hofgalawagen, in dem die Kronhüter mit der Kiste saßen, folgten der Palatin oder dessen Stellvertreter und die Bischöfe zu Wagen, die Magnaten zu Pferde; ungarische und deutsche Leibgardisten säumten den Zug ein, der sich fortwährend durch Militärspalier bewegte. Vor der Kirche angelangt, rief der Palatin (wir behalten diese Bezeichnung bei, weil uns natürlich nur Berichte über ältere Krönungen vorliegen) vier Magnaten und der königliche Personal vier Edelleute auf, welche die versiegelte Kiste in die Sakristei trugen, deren Schlüssel die Kronhüter in Verwahrung nahmen, während den Schlüssel zur Kirche selbst der Kapitularkustos behält. Vor der Sakristei bilden Leibgardisten Ehrenwache, auf dem Platze vor der Kirche bleibt das Militär postirt. In früher Morgenstunde erscheinen dann die Kronhüter, um die Kiste in Gegenwart der Landtagsdeputation und der Hofkommissäre zu öffnen und die Reichsinsignien, welche nunmehr theils in der Sakristei, theils nächst dem Hochaltar ausgestellt werden, fortwährend zu bewachen.

Mittlerweile haben sich die Stände im Palatinal-Palais, der Klerus in der Kirche versammelt. Geleitet von den Magnaten, verfügt sich der Palatin unter dem Geläute sämmtlicher Glocken in die k. Burg, wo sich der Krönungszug schon formirt hat. Denselben eröffnen die k. k. Hof-Einspanier, die k. k. Hof-Fouriere zu Pferde; ihnen folgt die Dienerschaft der Landesstände, die k. k. Hofdienerschaft, die Edelknaben — sämmtlich zu Fuß —; dann die Magnaten, Stände und Kämmerer zu Pferde, die wirklichen geheimen Räthe und die Minister gleichfalls zu Roß und neben jedem ein Läufer, der Palatin, der ungarische Obersthofmeister, der ungarische Herold mit dem Stabe, endlich unmittelbar vor dem König der ungarische Oberststallmeister entblößten Hauptes und mit gezücktem Schwerte, sodann die Majestät in der ungarischen Marschalls-Uniform, gefolgt von dem ungarischen Oberstkämmerer und den Kapitänen der deutschen und ungarischen Leibgarde, geleitet von dem Bürgermeister und dem Stadtmagistrat, umgeben von Gardisten beider Garden. Den Zug schließt eine Abtheilung Husaren.

An der Kathedrale hält der Zug; der Oberstkämmerer springt vom Pferde und hält Sr. Majestät den Steigbügel beim Absteigen; der Primas reicht dem Monarchen das Weihwasser. In der Kirche selbst ist vor dem Hochaltar ein Thron

mit Baldachin aufgeschlagen, zu dem sich nun der Zug in folgender Reihenfolge bewegt: Voran die Mitglieder beider Häuser des Landtages, die Kämmerer und geheimen Räthe; sodann die Bannerträger (Magnaten) mit den Fahnen der sogenannten zehn ungarischen Provinzen (Ungarn, Croatien, Slavonien, Dalmatien, Kumanien, Serbien, Bulgarien, Ruma, Galizien und Lodomerien — nach dem Titel, den der König von Ungarn führt), die Ritter des Stephans-Ordens, des Theresien-Ordens und des goldenen Vließes. Sodann der Herold, die Kronhüter und Magnaten mit den Reichsinsignien, und zwar der Oberstkämmerer mit dem Kreuz, der Oberstmundschenk mit dem Schwerte, der Banus von Croatien mit dem Reichsapfel, der Reichsschatzmeister mit dem Pace, der Judex Curiae mit dem Scepter, der Paladin mit der Krone. Sämmtliche Insignien werden auf rothen Sammtkissen getragen, nur der Oberststallmeister trägt dem König das gezückte Schwert vor. Se. Majestät wird von zwei Bischöfen geleitet, von den Gardekapitänen und dem Obersthofmeister gefolgt. Unter Fanfaren, Paukenwirbel und Orgelklängen bewegt sich der feierliche Zug zum Throne, den der König besteigt, während sich die Reichsbarone mit den Insignien auf der Evangelienseite, die anderen Würdenträger hinter dem Monarchen aufstellen.

Nunmehr beginnt die Vornahme der heiligen Handlung. Der Erzbischof von Kalocsa spricht den Primas folgendermaßen an: „Die h. Nährmutter, die katholische Kirche fordert, daß Ihr den anwesenden erlauchten (folgt der Name) zu der Würde eines Königs von Ungarn erhebet.“ — Hierauf sagt der Primas: „Wißt Ihr, daß er würdig und tüchtig sei zu dieser Würde?“ — Der Erzbischof von Kalocsa erwiedert: „Wir wissen es und glauben es u. s. w.“ Der Primas wendet sich nun zu dem Monarchen und richtet an denselben die Exhortation, nimmt sodann die Insignien, um sie bei dem Hochaltar aufzustellen, reicht dem Könige das Kreuz zum Kusse, während dieser selbst auf einem Sammtkissen niederkniet, um den Pontificaleid zu leisten, wobei er beide Hände auf das aufgeschlagene Evangelium legt, das ihm der Primas darreicht. Die Eidesformel nach dem pontificale Romanum lautet in Uebersetzung:

„Ich — mit göttlicher Zustimmung fortan König (folgt der Name) gelobe und verspreche vor Gott und dessen Engeln, fortan Gesetz, Gerechtigkeit und Frieden der heiligen Kirche und dem mir untergebenen Volke nach Können und Wissen zu üben und zu wahren, gemäß der Ehrfurcht vor der göttlichen Gnade, sowie ich es nach dem Rathe meiner Getreuen am besten werde befinden können; desgleichen den Priestern der Kirche Gottes die gebührende und kanonische Ehre zu erweisen und dasjenige, was von den Kaisern und Königen der Kirche übertragen und erstattet wurde, unverletzlich zu bewahren, den Aebten, Gespänen und meinen Vasallen die entsprechende Ehre nach dem Rathe meiner Getreuen zu erweisen. So wahr Gott helfe und dieses heilige, göttliche Evangelium.“

Die Versammlung stimmt die Litanei an, zwei Bischöfe erheben den König und führen ihn in Begleitung des Oberstkämmerers und Oberhofmeisters hinter den Altar, wo er sich zur Salbung vorbereitet, die sodann am Hochaltar in der Weise vorgenommen wird, daß der Primas den Monarchen unter den vorgeschriebenen Gebeten auf der rechten Schulter und zwischen den Schulterblättern mit dem heiligen Chrysam bestreicht. Nun erst legt der König, der abermals hinter den Altar geführt wird, den Krönungsornat an, besteigt den Thron und der Primas pontificirt das Hochamt.

Nach der Epistel kniet Se. Majestät abermals, diesmal um eine Stufe höher als zuvor, am Altare nieder, um aus der Hand des Primas das entblößte Schwert des hl. Stephan zu empfangen, wobei der Kirchenfürst folgende Worte spricht:

„Empfange das Schwert, das unsere zwar unwürdigen, aber an Stelle der hl. Apostel geweihten Hände vom Altare genommen, das dir königlich gewährt und durch unsere Segnung zur Vertheidigung der hl. Kirche Gottes von Gott bestimmt ist.“

Der Monarch erhebt das Schwert und schwingt es in Kreuzesform dreimal gegen die Versammlung, steckt es sodann in die Scheide und läßt sich dasselbe vom Primas umgürten, der dabei die Formel sagt:

„Umgürte deine Lenden mit dem Schwerte, Mächtigster, und gedenke, daß die Heiligen nicht durch das Schwert, sondern durch den Glauben die Reiche besiegt haben.“

Jetzt wird dem Monarchen die Krone vom Primas und vom Palatin gemeinschaftlich auf's Haupt gesetzt, worauf der Primas mit den Worten:

„Empfange das Scepter der Wahrheit und der Tugend, auf daß du einsehest, daß es dir zustehe, die Frommen mit Milde zu behandeln und die Ruchlosen zu schrecken“ — den Scepter in des Königs rechte, den Reichsapfel in die linke Hand legt. Mittlerweile hat Se. Majestät das Schwert abgegürtet, das der Oberstmundschenk übernimmt. Unter Vorantritt des Herolds der Bannerträger, des Primas-Palatins, des Obersthofmeisters und der Gardekapitäne besteigt nun der Gekrönte den Thron. Dort angelangt spricht der Primas die Weiheformel:

„Stehe und bewahre fortan den Platz, den du bisher als Nachfolger deines Vaters einnahmst nach dem Erbfolgerecht und das dir von Gott zugewiesen ist, nach dem Rathschlusse des Allmächtigen.“

Der Palatin bringt nun ein dreimaliges Vivat aus, in das die Versammlung einstimmt; die Glocken tönen und mischen sich in den Gesang des Tedeums, Kanonenschüsse dröhnen und künden es der Menge, daß Ungarns Herrscher die Krone des heiligen Stephan sich aufsetzen ließ. Der Monarch hört noch das Evangelium an und legt dann Krone, Scepter und Reichsapfel wieder in die Hände der Reichsbarone. Die heilige Handlung nimmt ihren Fortgang. Nach dem Credo opfert Se. Majestät eine Goldmünze. Während der Wandlung und der Kommunion werden die Banner gesenkt, ebenso das Schwert und der Heroldsstab. Dann legt der König wieder den Ornat an.

Hiermit ist die kirchliche Feier, die Inthronisirung und der Pontificaleid beendet. Was jetzt folgt, hat einen weltlichen Charakter. Der ganze Zug bewegt sich aus der Krönungskirche zu Fuß durch die Straßen, die mit Tuch in den Landesfarben belegt sind, das, sobald der Zug vorüber ist, dem Volke anheimfällt. Nur der Präsident der ungarischen Hofkammer reitet und wirft Münzen unter die Menge. Der Zug begibt sich nun wieder in eine andere Kirche, wo gleichfalls ein Thron aufgeschlagen ist, den der König besteigt, um die „Ritter vom goldenen Sporn“ zu schlagen. Diese equites aurati (aranyos sarkantyu vitézek) bilden jedoch keinen eigenen Orden, tragen auch sonst keine besonderen Abzeichen.

Nach Beendigung dieses Ritterschlages folgt der Inauguraleid, die politische Seite der Feier. Diesmal geht es zu Pferde nach dem freien Platze, auf welchem im Angesichte des versammelten Volkes dieser Akt stattfindet. Eine Tribune ist zu diesem Behufe aufgeschlagen, in deren Mitte auf einer mit Gold-

brokat bekleideten Stufe der Monarch steht, in der Linken das Kruzifix, die Rechte zum Schwur erhoben, und die Eidesformel nachspricht, wie ihm sie der Primas vorsagt. Die Formel für den Dekretaleid ist in ihrem wesentlichen Theile dahin lautend, daß der König beschwört:

„Er werde die Gerechtsame und Freiheiten des Königreiches wahren, für Alle Gerechtigkeit handhaben, die goldene Bulle Andreas II. (mit Ausnahme jedoch der Klausel des Art. 31) aufrecht halten, die Grenzen des Reiches, und was zu diesen gehört, nicht verändern, vielmehr es nach Möglichkeit mehren und ausdehnen, und Alles thun, was er für das öffentliche Wohl, die Ehre und das Gedeihen der Stände und des ganzen Königreiches rechtmäßig werde thun können."

Abermals setzt sich der Zug in Bewegung, dießmal der König allein voran. Im Galopp sprengt er den Krönungshügel hinan, zückt das Schwert und, sein Pferd rasch wendend, führt er nach allen vier Weltgegenden einen Kreuzhieb durch die Luft, zum Zeichen, daß er sein Reich schirmen wolle gegen jeden Angriff von jeder Seite. Hierbei soll das Pferd mit goldenen Hufen lose beschlagen sein, die es beim Ritte verliert und die dann auch der nachströmenden Menge als Beute anheimfallen. Die alten Diarien erzählen mit enthusiastischer Begeisterung von der Majestät und Anmuth, mit der die jugendliche Kaiserin Maria Theresia diesen Ritt und die Schwerthiebe vollzog, so daß ihr alles Volk, unwillkürlich hingerissen von dem Zauber der Erscheinung, zujauchzte.

Damit ist aber auch die eigentliche Krönungsfeier zu Ende. In derselben Ordnung, wie er ausgegangen, bewegt sich der Zug zurück nach der Königsburg. Was nun folgt, sind eigentlich mehr Förmlichkeiten im Zusammenhange mit dem Feste, das auch dem Volke bei diesem Anlasse bereitet wird. Der gekrönte Monarch speist, die Krone auf dem Haupte, bei offenen Thüren und die Reichsdignitäre bedienen ihn. Der Palatin reicht das Waschbecken, der Primas das Trockentuch, der Oberstkämmerer stellt den Stuhl zurecht. An der Tafel sitzen Kraft ihrer Würde der Palatin, der Primas, der apostolische Nuntius und der Erzbischof von Kalocsa.

Der Oberstmundschenk gießt den Wein ein, der Oberstküchenmeister trägt die Schüssel und bringt dem Monarchen auch ein Stück von dem Ochsenbraten, der im Schloßhofe für das Volk gebraten wurde. So oft der König trinkt, erheben sich die Tischgenossen. Dieser zeremoniellen Tafel folgt dann erst die eigentliche Hoftafel, zu der auch die Mitglieder des Landtages gezogen werden. Man wird den germanischen Zug, der durch diese Ceremonie geht, nicht verkennen; das Ganze erinnert lebhaft stark an die sieben Kurfürsten, die beim Königsmahle auch ihre besonderen Funktionen auszuüben hatten.

So weit das herkömmliche, mehr durch Ueberlieferung als durch gesetzliche Bestimmungen sanktionirte Programm. Man wird, wie gesagt, leicht sehen, daß dasselbe in vielen Punkten den neuen Verhältnissen angepaßt werden muß. Dann bedarf der Umstand, daß auch die Kaiserin an dem Krönungsmahle participiren wird, besonderer Vorkehrungen. Der Bischof von Vesprim wird dadurch zu besonderen Funktionen berufen.

Biernamen.

Einer sehr interessanten Abhandlung über „das Bier in technologischer und kulturhistorischer Hinsicht", welche die bei Brockhaus in Leipzig erscheinende „Unsere Zeit, deutsche Revue der Gegenwart" enthält, entnehmen wir folgende Stelle:

„Eigenthümlich und charakteristisch sind die jetzt großentheils veralteten Namen, welche das Volk von jeher, namentlich in Deutschland, den verschiedenen Bieren beigelegt hat. Eine Blumenlese aus den Benennungen deutscher Lokalbiere ist ebenso interessant, als sprachlich wichtig. Die berühmtesten Namen des Biers (oder eines Biers) sind: Alter Klaus in Brandenburg; Auweh in Lützerode; Angst in Garden; Bauchweh in Grimma; Beißdenkerl in Boitzenburg; Black in Kolberg; Brausegut, auch Brauseloch, Bruselock in Beneckenstein am Harz; Breihahn oder Broyhahn in Magdeburg, Halle, Hannover; Dorfteufel auf den Dörfern um Jena; Cacabulle in Duisburg; Bruse in Osnabrück; Einbock oder Bock in München oder Spandau (neuerdings in allen größeren Bierbrauereien); Bocksbart in Wartenburg; Doppelaugustiner in München; Bitterbier in Zerbst; Duckstein in Königslutter; Filz in Rostock, Magdeburg; Fried' und Einigkeit in Kyritz; Garlei in Gardelegen; Gose in Goslar, Dölitz, Leipzig; Hansla in Bamberg; Heidecker in Merseburg; Heiliger Vater (Zacherl) in München; Hund (weil es im Magen bellt) in Bremen, Dasseln, Corvey; Hosenmilch in Dransfeld; Jammer in Ostpreußen; Junker in Marburg; Ichweißnichtwie in Buxtehude; Israel in Lübeck; Kater in Stade; Kamma in Herfort; Klatsch oder Klotsch in Jena (Lichtenhainer heißt ein leichtes Dorfbier in der Nähe); Keuterling in Wettin; Klappit in Helmstedt; Klotzmilch in Bautzen; Knisenak in Güstrow; Krabbelanderwand in Eisleben; Kühle Blonde in Berlin (Weißbier); Kuhschwanz in Delitz (Böhmen); Kuckuck in Wittenberg; Lorch (auch Steinbier) in Livland (wird mit glühenden Steinen angemaischt); Lumpenbier in Wernigerode; Maulesel in Jena; Masnotz in Teschen (Weizenbier); Menschenfett, bestes Dorfbier um Jena; Ministerbier (Kaiserbier) in Wien; Moll in Nimwegen; Mordundtodtschlag in Köpenick, Kyritz; Mumme (Süßbier) in Braunschweig; Plunder in Ziegenbrück; Plutzerl in Horn bei Wien (Haferbier); Püffel in Frankfurt; Preußig (Dickbier) in Danzig; Puff in Halle a/S.; Peetermann in Löwen; Pohl in Pattensen; Rammenach in Glückstadt; Rammeldiest oder Daus in Ratzeburg; Rastrum oder Raster (Braunbier) in Leipzig; Reuterling in Weimar; Sehtdenkerl oder Stähldenkerl in Hadeln; Salvator in München; Schlagnach (Schlacknack) in Eisleben; Schlung und Luntsch in Erfurt; Schüttekappe in Rügen; Schüttelkopf in Riddagshausen; Schweinepost in Straßburg; Stürzebartel in Merseburg; Witteklaus in Kiel; Wollsack in Brockhusen; Scheps in Breslau; Stier in Schweidnitz; Störtenkerl in Dornburg; Todtenkopf in Schöningen; Würze in Zerbst; Zitzenmille in Naumburg. Ohne Zweifel gibt es außer diesen noch eine große Anzahl anderer Bezeichnungen für das Nationalgetränk, in deren Erfindung und steter Neugestaltung der Volkswitz unerschöpflich ist.

Bekannt ist auch, daß die Biertrinkgefäße in den verschiedenen Städten verschiedene Namen führen: Seidel, Töpschen, Stange, Stiefel, Maß, Kanne (Hanne), Fäßchen, Halbe, Krause, Hagel, Bantscher, Kumme, Pinte, Krug, Tulpe, Meier (Birke), Schoppen, Glas, Kelch, Pokal, Kind, Apostel, Stäbchen, Humpen, Kuffe, Bütschen, Plämpel, Korbel (Kudelsburg!), Stutzen, Trichter, Raupen, Warzen (alemannisch), Kukuk, Willkomm, Füllhals und Füllhälslein u. s. w.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 39. Mittwoch den 15. Mai. 1867.

Johanna, Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken.

Alexander, Herzog von Zweibrücken, zog, dem Drange seines frommen Herzens folgend, im Jahr 1495 in das gelobte Land, um an dem Grabe des Herrn sein Gebet zu verrichten. Diese Reise war für ihn eine sehr gefährliche, und mehrmals wurde sein Leben bedroht. Schon die Seereise hinwärts auf dem Mittelmeer brachte ihn in Lebensgefahr, indem das Schiff, worauf er sich befand, bei einem Sturm beinahe gestrandet wäre. Auch in dem gelobten Lande selbst war er mehrmalen in der bedenklichsten Lage; denn obgleich er unter einem fremden Namen reiste, so vermuthete doch das raub- und geldgierige Volk der Moslemin einen hohen Fürsten in ihm, und trotz der stets bedeutenden Bedeckung von Seiten der Statthalter und ihrer Aufmerksamkeit für den edlen Fürsten, gelang es ihm nur mit großer Mühe, der Gefangenschaft zu entgehen, denn das Räubervolk hoffte durch ihn sich ein hohes Lösegeld verschaffen zu können. Doch die Hand des Herrn schützte ihn, und er kehrte nach beinahe einem vollen Jahre glücklich in seine Heimath zurück. Bei der Nachricht, daß er sich nahe, zog ihm seine betagte Mutter eine Stunde Weges zu Fuß entgegen; die durchlauchtigste Frau, die so schweren Kummer um den theueren Sohn während seiner Abwesenheit getragen hatte, konnte die Zeit nicht mehr erwarten, wo sie sein geliebtes Angesicht wieder sehen werde. Der Herzog war noch unvermählt; bisher hatte er es immer verweigert, sich zu verehelichen, indem er Kränklichkeit vorschützte. Nun aber gelang es doch endlich der zärtlichen Mutter, ihn dazu zu bestimmen und er wählte zu seiner Gemahlin die Tochter des Grafen Craften von Hohenlohe, Margarethe, aus welcher glücklichen Ehe sechs Kinder entsproßten, nämlich drei Prinzen und drei Prinzessinnen.

Die älteste der Prinzessinnen hieß Johanna. Sie war schön und lieblich von Angesicht und wonniglich anzuschauen. Sie hatte zwar als Erbin ihres Herrn Großvaters, Herzog Ludwig des Schwarzen, eine mehr dunkle Gesichtsfarbe; allein dies störte nicht im Geringsten den Eindruck des Schönen, welchen sie bei Allen hervorbrachte, die sich ihrer Nähe erfreuen durften. Ihre lebhafte Farbe, das blühende Roth ihrer Wangen erhöhte den Glanz ihrer tiefblauen Augen, welche sanft, aber verständig unter den schwarzen Ringellocken hervorsahen, die voll und weich auf Schultern und Nacken herabfielen. Ihre hohe, schlanke Gestalt schwebte leicht und mädchenhaft dahin und zeigte sowohl jungfräuliche Anmuth, als auch durch ihre königliche Haltung einen festen Charakter an. Johanna wurde schon vor mehreren Jahren, durch Uebereinkunft beiderseitiger Eltern, mit dem Kurprinzen Ulrich von Brandenburg verlobt. Der junge Fürst war schon längere Zeit auf Reisen gewesen und sollte nun zurückkehren und Kurpfalz zu Heidelberg begrüßen, wohin auch sein erlauchter Vater kommen wollte, um den langentbehrten Sohn dort früher umarmen zu können. Der Kurfürst von Brandenburg benachrichtigte den Herzog Alexander von diesem Plan und bat ihn freundschaftlichst, auch mit Gemahlin und Tochter dort eintreffen zu wollen; und der Herzog ging willig in den Vorschlag ein, weil dadurch den Verlobten Gelegenheit geboten wurde, sich zu sehen und kennen zu lernen, und ob sich das Herz zum Herzen finden möge; denn beiden war die Uebereinkunft der Aeltern unbekannt geblieben. Johanna, welche erst vor wenigen Wochen ihren siebzehnten Geburtstag gefeiert hatte, zog mit ihren Eltern in unbefangener, fröhlicher Zufriedenheit ab und erfreute sich der Herrlichkeit in der schönen Natur, die in ihrem glänzendsten Brautschmucke prangte. Es war zu Anfang Mai, als die hohen Herrschaften in Heidelberg ankamen, nachdem sie über Annweiler und Bergzabern, den östlichsten Städten des Herzogthums, ihren Weg genommen, an welchen Orten sie sich einige Tage aufgehalten hatten.

Für Johanna ging nun ein neues Leben auf, indem der Hof des Kurfürsten von der Pfalz immer sehr besucht war und außerdem die fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen alles aufboten, ihrem lieben und werthen Gast und fürstlichen Base den Aufenthalt auf Schloß Heidelberg schön und angenehm zu machen. Die heitere Jugend konnte dies um so ungestörter thun, als noch Kur-Brandenburg nicht eingetroffen war, was vielleicht, wie sie sich untereinander zuraunten, eine Störung hervorbringen könnte. Sie schwärmten vereint und frei von allem Zwange in allen Theilen des Schloßgartens herum und genossen mit echt jugendlicher Lust und Munterkeit die schönsten Frühlingstage in den schönsten Räumen des Heidelberger Schloßberges. Ursula, die älteste Tochter des Kurfürsten, fühlte sich besonders innig zu Johanna hingezogen, und diese, die in gleichem Alter mit ihr war, nahm sie mit herzlicher Liebe auf, und es wurde bald, in den ersten Tagen schon, ein Freundschaftsbund für's ganze Leben geschlossen so warm und innig, wie er nur im Alter von sechzehn Sommern geschlossen werden kann. Acht Tage hatten sie so in seliger Unbefangenheit verbracht, als ein Ritter zu Roß den Schloßberg heraufstürmte und die Nachricht verkündete, daß, bevor die Sonne gesunken sei, sein Herr, Kurfürst Joachim von Brandenburg, auf Schloß Heidelberg erscheinen werde, um seinem erhabenen Amtsbruder, dem erlauchten Kurfürsten von der Pfalz, seine

unterthänigste Referenz zu machen und Hochdemselben und Dero Durchlauchtigsten Frau Gemahlin seine Ehrerbietung in eigener Person zu versichern. Plötzlich überfiel Johanna ein beängstigendes Gefühl, nachdem sie diese Verkündigung vernommen hatte, und seufzend drückte sie die Hand ihrer Freundin Ursula. „Ach mir ist," sagte sie, „als wenn dieser Joachim unser schönes Zusammenleben hier oben stören wollte."

„Was denkst du hin," sagte Ursula; „das ist ein alter Herr, der mehr zu meinem Vater paßt als zu uns. Komm nur einstweilen noch mit; die Sonne steht noch hoch, wir wollen auf unser schönes Plätzchen gehen, und kommt der Kurfürst früher als am Abend, so sehen wir es von dort oben; hast du dann nicht Lust, gleich bei dem Empfang zu sein, so bleiben wir noch auf der Terrasse."

Und damit eilten beide Prinzessinnen Hand in Hand zum Schloßhof hinaus, um in den Garten zu gehen. Aber es kam anders, als sie sich vorgenommen hatten. Sie waren kaum in den nächsten Seitenweg eingebogen, als eine Zofe ihnen nachgeeilt kam mit der Nachricht, daß die erlauchten Frauen Mütter der beiden Prinzessinnen dieselben auffordern ließen, in's Schloß zurückzukehren, um ihre Toilette zu machen, damit sie bei dem Empfange des Kurfürsten zugegen sein könnten. Johanna sah Ursula an, als wolle sie sagen: „Habe ich nicht recht?" Und mit klopfendem Herzen gab sie ihrer Freundin die Hand und beide folgten der Dienerin.

Kurfürst Joachim von Brandenburg war ein stolzer, glanzliebender Fürst und ein Beschützer der Wissenschaften und schönen Künste. In seinem Gefolge waren nicht blos Krieger und heldenkühne Ritter, sondern auch Gelehrte, Sänger und Dichter. Er selbst war ein für seine Zeit hochgebildeter Mann. Obgleich damals schon die Zeit vorüber war, wo Minsterle und fahrende Sänger die Höfe der Fürsten besuchten und auch zum Hofstaat gehörten, so befanden sich doch am Hofe des Kurfürsten von Brandenburg immer noch Dichter und auch Sänger, wenn sie auch nicht beides zugleich waren, wie dies bei den Minsterle oder Minnesängern der Fall war; denn er liebte leidenschaftlich den Gesang und hielt es mit Kaiser Rudolph, zum Nachtisch wollte er denselben hören. Da geschah es denn auch öfters, daß er selbst mit einstimmte und mit seiner schönen sonoren Stimme den Sänger blos begleitete oder auch einen Wechselgesang mit demselben aufführte. Aber unter seinem Gefolge war jetzt ein vollständiger Minnesänger, der mit seiner Harfe Lieder begleitete, von welchen er nicht allein der Dichter, sondern auch der Tonsetzer war, und ein zweiter Blondel, unzertrennlich von seinem Herrn, dessen Liebling er war. Der Vater desselben, ein einfacher Ritter und Vasall des Kurfürsten, hieß Kurt von Werthenstein. Bei einem Feste, welches Joachim einem fremden Fürsten zu Ehren anstellte, womit ein Turnier verbunden war, erschien auch Ritter von Werthenstein, welcher als einer der gewandtesten Lanzenbrecher bekannt war. Er brachte zu diesem Feste seinen Sohn Friedrich mit, damals ein Jüngling von achtzehn Jahren. Nicht in Eisen und Stahl erschien er bei dem Feste, sondern in friedlicher Kleidung; nur ein kurzes Schwert an seiner Seite, das mehr zum Schmuck als zur Waffe diente; ein schwarzes Sammetbarett mit reichen Schwungfedern bedeckte eine Fülle von gelben Locken, und eine leichte Zither hing ihm auf dem Rücken. So wurde er dem Kurfürsten von seinem Vater vor den Schranken vorgestellt; und als dieser ihn verwundert fragte, ob er nicht seinem Vater folgen wolle, der sich durch seine Tapferkeit so sehr ausgezeichnet habe, so erröthete der Jüngling bis unter die Locken und sah dabei seinen Vater an. Dieser beeilte sich auch alsbald, für den Sohn zu antworten, indem er sagte: schon von Jugend auf habe Friedrich mehr Neigung zu friedlicher Beschäftigung, als zu kriegerischer gehabt, und so viel und oft er ihm auch vorgestellt habe, welchen hohen Ruhm er als Held sich erwerben könne, so war doch immer seine Antwort, daß man auch Gelegenheit hätte, sich Ruhm auf friedlichem Wege zu erwerben, und vielleicht noch dauerhafteren, als mit den Waffen. Auch sein träumerisches Wesen treibe ihn durch Wälder und Gefilde, unzertrennlich von seiner Zither, und zu Hause singe er dann zur Harfe, was ihm seine Phantasie erzähle. Der Kurfürst erkannte bald, daß er hier mit einem jugendlichen, begeisterten Dichter in Berührung gekommen war, und nahm sich vor, gelegentlich denselben zu prüfen. Deswegen hieß er ihn zu einer gewissen Zeit, wenn die lärmenden Feste vorüber wären, zu ihm zu kommen, wo er ihm dann einige von seinen Liedern vortragen solle. Und so geschah es; der Jüngling sang viele Lieder, die zu Herzen gingen, weil er die Natur belauscht hatte und sie von Herzen kamen. Er sang Lieder, die zu Heldenthaten entflammten; denn er besang die Helden seiner und früherer Zeit. Auch das letzte Turnier hatte er besungen, in dem der Kurfürst selbst die bedeutendste Rolle spielte. Aber auch ohne dies war schon des Fürsten Entschluß gefaßt, den Jüngling an seinem Hofe zu behalten, um ihm alle Gelegenheit zu bieten, seine schönen Talente ausbilden zu können.

Sechs Jahre waren seitdem verflossen, und Friedrich hatte zu seines Herrn Freude Zeit und Umstände also benutzt, daß seine Kenntnisse groß waren und seine Talente im schönsten Glanz erschienen. Dabei waren seine Sitten zart und rein, seine Bescheidenheit nach wie vor sehr groß; und obgleich er der Liebling des Kurfürsten war, wie er es wohl wissen und fühlen mußte, so war doch sein Benehmen von der anspruchslosesten Weise und seine Zurückhaltung seinen Verhältnissen so angemessen, daß ihm auch sein Feind, wenn er einen solchen gehabt hätte, nicht hätte nachsagen können, er habe nur einmal seine Stellung mißbraucht. Er war darum auch auf allen Zügen dem Kurfürsten ein treuer Begleiter und oft auch sein leiblicher Arzt, indem er Sorgen und Kummer aller Art durch seine Lieder und den Klang seiner Harfe von ihm scheuchte. Er war dem Kurfürsten auf seine Weise das, was einst der große Harfner David dem Saul gewesen war.

Auch nach Heidelberg folgte Friedrich seinem Herrn und Gönner, wo derselbe hoffte, heute oder morgen seinen Kurprinzen zu sehen. Der Empfang war vorüber, die üblichen Vorstellungen dabei abgethan, und die neuen Gäste hatten von den ihnen angewiesenen Zimmern Besitz genommen, als Ursula und Johanna abermals ihren Weg in den Garten nahmen.

„Nun," fragte Ursula schon unterwegs, „wie gefällt dir der Kurfürst, ist dir noch bange vor ihm? Ich meine, du hast nicht nöthig, dich vor ihm zu fürchten, war er doch außerordentlich freundlich und aufmerksam gegen dich. Weißt du was," fuhr sie lachend fort, „wenn es ein junger Ritter gewesen wäre, der dich so augenscheinlich der Tochter des Hauses vorgezogen hätte, ich wäre dann eifersüchtig über dich geworden."

Lächelnd erwiderte Johanna: „Gut, daß dies jetzt nicht der Fall ist, denn sonst hättest du ganz unnöthiger Weise in deinem lieben Herzen einem häßlichen Gefühle Raum gegeben, das es nur beunruhigt hätte. Aber ich kann dir sagen, meine Ahnung ist nicht verschwunden und ich gestehe dir, liebe Ursula, gerade dieses auffallende Benehmen gegen mich, diese

grinsende Freundlichkeit, wie ich sie nennen muß, hat mir etwas Widerwärtiges. Ich möchte wissen, was er denkt?"

„Ach nun gehst du wieder zu weit, liebe Hanna, er war aufmerksam gegen dich, deinen Eltern zu Liebe. Auch gegen sie war er zuvorkommend, welche er so lange nicht gesehen hatte."

„Ja, und ich sah wohl, daß er dann immer wieder zu mir her sah," erwiederte Johanna, „und jedes Mal, ich weiß nicht warum, ging mir ein Stich durch's Herz. Doch lassen wir den alten Herrn, und laß' uns von etwas anderem sprechen."

Und so verfolgten sie ihren Weg und fanden bald ansprechendere Unterhaltung, die Johanna wieder in ihre gewohnte heitere und unbefangene Weise brachte.

Am anderen Tage nach der Tafel war es, daß Friedrich von Werthenstein vom Kurfürsten aufgefordert wurde, eine Romanze zu singen, welche er auf der Reise hierher gedichtet habe. Alsbald holte er seine Harfe herbei. Aller Augen ruhten auf ihm, und es war ein schöner Anblick, den Jüngling in seiner Begeisterung zu sehen. Der Kurfürst liebte, wie schon gesagt, den Glanz, darum war es auch seine Sorge gewesen, daß sein treuer Minstrel mit Glanz und Pracht umgeben war, was seine anmuthige Schönheit noch mehr hervor hob. Ein Collet von hellblauem Sammet umgab seine Glieder, die voll Ebenmaß und Feinheit waren; ein kurzer Mantel hing ihm über die Schultern, der mit weißer Seide gefüttert und reich mit silbernen Troddeln besetzt war, ein kurzes Schwert mit goldenem Griff hing an seiner Seite, und eine schwere goldene Kette, an welcher der Schlüssel seiner Harfe hing, umgab ihm Brust und Nacken. Sein Barett von schwarzem Sammet hatte er abgelegt; dasselbe war mit kostbaren Schwungfedern gezieret, welche eine schöne goldene Agraffe, reich mit Edelsteinen besetzt, festhielt. Nun strich er sich die Fülle von goldenen Locken aus der Stirn, nahm seine Harfe in die Arme, griff mit Begeisterung in ihre Saiten und begann einen Gesang, der alle Herzen fesselte. Eine tiefe Stille herrschte ringsum, und mit Bewunderung lauschte man sowohl den süßen Tönen als auch der Erzählung. Den allgemeinen Beifall, welcher dem schönen Sänger zu Theil wurde, nahm derselbe mit bescheidenem Danke hin. Aber bald rührte er abermals seiner Saiten Gold und alles war wieder ganz Ohr. Mit Begeisterung erhob er sein Haupt und seine schönen blauen Augen glänzten in heiligem Feuer, denn er sang

„von Treu und Heiligkeit,
Er sang von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Er sang von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

Aber es erging Johanna wie jener Königin; des Herzogs Töchterlein zerfloß in Wehmuth und in Lust und würde gerne dem Sänger die Rose von ihrer Brust gereicht haben, wenn sie dem Zuge ihres Herzens hätte folgen können, das ihr in der Brust zitterte. Friedrich aber hatte die Perlen bemerkt, die aus ihren schönen Augen seinem Sange zum Opfer fielen, und ein seliger Himmel dehnte sich nun in seiner eigenen Brust aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hand als Schicksalsbuch.

Von Chev. de Vincenti.

Enthüllungen einer Zigeunerin in Siebenbürgen.

Die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes mag wohl in nicht geringerem Maße die forschende Wißbegierde interessiren, als die wunderbaren Errungenschaften der wahren, echten Wissenschaft. Oft und vielfach ist die Chiromantie, diese mysteriose Kunst: aus den Linien der inneren Hand, die Zukunft zu lesen, verlacht, verspottet und abgeurtheilt worden. Ferne sei von uns, einem nur hie und da noch im Volke fortglimmenden Aberglauben hier neue Nahrung geben zu wollen; wir möchten über diese Zigeunerwissenschaft nur einiges Interessante mittheilen, was wir einer in den Westgebirgen Siebenbürgens allenthalben berüchtigten Wahrsagerin verdanken. Gerne verweisen wir sonst diese so verrufene Kunst und ihre Arcana in die düstere Rumpelkammer des mittelalterlichen Aberglaubens, obwohl hin und wieder in Spanien und Egypten insbesondere gar wunderliche, eintreffende Fälle unsern aufgeklärten Skepticismus wenn auch nur vorübergehend frappirt haben. Sei dem, wie ihm wolle, man vergönne uns hier ausnahmsweise, die Chiromantie als systematische Wissenschaft zu behandeln, wie wir sie aus zerstreuten Mittheilungen der Chiromantiker gleichsam zusammengetragen und aufgebaut haben.

Die pittoresk mit ein paar rothen und blauen Lacken aufgeputzte Zigeunermatrone, die von Zeit zu Zeit das einsame Thal am Fuße der wilden Aranyosfelsgebirge heimsucht, pflegt aus der Hand selbst und den Fingern zu weissagen, während die spanischen gitanas z. B. nur aus den Handlinien und dem kleinen Finger die Zukunft lesen. Vor uns liegt dann die innere Hand wie ein aufgeschlagenes Buch, worin die Alte vom Gebirge uns lesen lehren wird.

Vier Hauptlinien durchfurchen die innere Handfläche. Die Gelenklinie, auf der Handwurzel liegend, die Lebens- oder Herzenslinie, die, zwischen Daumen und Zeigefinger beginnend, die Hand schief durchkreuzt, sodann die Gesundheitslinie, die von der Lebenslinie auslaufend, die Hand mitten entzweischneidet und endlich die Glückslinie, die an der Zeigefingerwurzel entspringend, sich nach der Handwurzel zu verläuft.

Auf diese vier Linien hin basirt sich gemeiniglich das chiromantische wissenschaftliche System. Ist die Gelenklinie lebhaft gefärbt, so heißt dies gute Gesundheit, läuft sie gerade herüber, bedeutet es Reichthum und läßt sich bei einer Frauenhand auf dieser Linie ein Kreuz erkennen, so kann der Gemahl sich glücklich preisen, denn Keuschheit, weibliche Tugend und Sanftheit bewohnen sein Haus. Die Lebenslinie läßt schon verschiedenartigere Combinationen zu. Lang, stark gefärbt und gleich in der Zeichnung läßt sie auf ein langes, kummerloses Leben, kurz, farblos und verwischt auf ein kurzes, thränenvolles Dasein schließen. Sehr breit und bleich spricht sie von bösen Instinkten, tief und ungleich angedeutet verräth sie großen Hang zur Eifersucht. Hängt ein Kreuz auf der Lebenslinie der schönsten Damenhand, so fürchtet der Chiromantiker Neigung zum Lasterhaften. Seht Euch vor!! Zwei kleine, leicht sichtbare, diese Linie durchschneidende Linien bedeuten unfehlbar gewaltsamen Tod, was, nebenbei gesagt, in unserer Gegenwart dem berühmten Schriftsteller Gerard de Nerval geweissagt wurde und wie bekannt eingetroffen ist. Fasert sich diese Linie in kleine Runzeln nach oben aus, so erwarten große Ehrenstellen die betreffende Person, nach unten ist Armuth vor der Thüre. Ist sie oft unterbrochen, so deutet man dieß auf ebenso viele Krankheiten als Unterbrechungen; zeigt sich unten ein Punkt von einem Ring umgeben, so wird die Person sicher ein Auge verlieren, und sind es zwei Punkte, dann kann auch Blindheit eintreten.

Was die dritte, die Gesundheitslinie betrifft, so muß sie sehr gerade und scharf gezeichnet sein, um Gesundheit, ein scharfes Gedächtniß und überlegene Urtheilskraft anzuzeigen. Zu kurz heißt sie Schwachheit des Charakters, lang bedeutet

sie Muth, verwischt jedoch viel Perfidie, und gekrümmt endlich eine ausgesprochene Neigung, fremdes Eigenthum mit dem seinigen zu verwechseln. Diese gekrümmte Linie muß sich zweifelsohne auf allen Zigeunerhänden der Welt vorfinden und kann dann nie trügen. Ist sie glänzend und frisch gefärbt, dann erfreut sich die Person eines guten Gewissens, bildet sie in der Mitte einen Halbkreis, dann hat der Betreffende sich vor reißenden Thieren zu hüten, und ein Kreuz darauf sagt Tod für das Jahr selbst an.

Die vierte oder Glückslinie kann sehr, sehr unglücklich sein, nämlich nicht mitten in der Hand, wo sie verrätherischen Tod enthüllt. Mit drei Aesten nach oben aber verspricht sie den Damen die volle Gewißheit, Männer nach ihrem Geschmacke zu bekommen, und den Herren die Gunst der Schönen. Stark geröthet nach oben verräth sie viel Neid, Schmähsucht und Verleumdungslust, mit einem kleinen Kreuzchen darüber hat die Person einen friedlichen Charakter, und bleich in ihrer ganzen Länge läßt sie an dem Schamgefühl des Betreffenden nicht zweifeln. Fehlt die vierte Linie vollkommen, was manchmal vorkommt, dann ist von dieser Hand das Allerschlimmste zu erwarten; es gibt keine Schandthat, deren sie nicht fähig wäre, selbst des Vatermordes nicht. Sollten sich jedoch in ihrem unteren Theile eine Anzahl kleiner Kreuzstriche befinden, so kann man daran die Zahl der schon geschlossenen und noch zu schließenden Ehen des Individuums abzählen. Hier müssen wir als Freund der Wahrheit hinzufügen, daß neulich erst unsere Wahrsagerin einem eingefleischten, verstockten Junggesellen nicht mehr und nicht weniger als sieben eheliche Frauen abgezählt hat, gerade wie beim galanten König Heinrich VIII. von England. Manchmal, doch selten, zeigt sich noch eine fünfte, die Triangellinie auf der Hand, die schwer zu erkennen ist und nur von den Routinirten unter den Sachverständigen gedeutet zu werden vermag.

Was nun von der inneren Fingerfläche abzulesen ist, wollen wir dem Leser noch in Kürze mittheilen. Mehrere kleine Kreuze auf dem Daumen deuten auf Frömmelei, dünne Linien der ganzen Länge nach von der Nagelspitze bis zur Wurzel des Daumens versprechen eine fette Erbschaft in nächster Zukunft. Wer auf dem Zeigefinger bei der Wurzelerhöhung viele gedrängte Linien besitzt, soll sich ja dem Priesterstande widmen, denn ein Cardinalshut steht ihm in Aussicht. Eine Dame, deren Mittelfinger auf jeder Seite der Wurzel eine kleine Linie aufweisen kann, wird so glücklich sein, ihrem Gatten einen Knaben zur Welt zu bringen, und besitzt ein Mädchen längs des zweiten Ringfingergelenkes Linien der Länge nach, so bekommt sie einen steinreichen Mann. Der kleine Finger, el mennique, wie die Gitanas des schönen Andalusiens sagen, ist der Thermometer der Leidenschaften; ein Kreuz an der Spitze verräth vulkanische Liebe, tolle Vergnügungssucht, und zwei Kreuze zwischen dem zweiten und dritten Gelenk bedeuten zwei Morde aus rasender Eifersucht. Was sonst der kleine Finger dem schönen Geschlechte erzählt, ist oft so bizarr und närrisch, daß die Spanier sich vor nichts mehr als den Launen des „Mennique“ ihrer Frauen fürchten.

Dies ist in Kürze, was wir dem Leser über die Wahrsagekunde aus der Hand mittheilen können. Jeder glaube nun, was er wolle, prüfe die eigene Hand, die seiner Frau, seiner Geliebten, seines Freundes und schaue dann zu; denn hier gilt wirklich der Wahlspruch: „Jeder hat sein Schicksal in der Hand.“ Ich selbst kann dieser seltsamen Wissenschaft durchaus nicht gram sein, denn die Alte vom Gebirge hat mir geweissagt, daß ich lange Jahre noch in die schönen leuchtenden Augen des Weibes schauen werde, das ich so sehr liebe. Zudem hat sie unsere Hände glückliche genannt, nämlich mit frisch und scharf gezeichneter Lebenslinie, einer drei Viertel der Hand durchschneidenden Gesundheitslinie und einer stark gerötheten reichgefaserten Glücklinie, alles wie glückliche Hände es sein müssen . . . . und wie wären unsere Hände es denn nicht, haben sie sich doch beide in der Welt zusammengefunden.

Miscellen.

Unlängst starb zu Heiligenstadt bei Wien der Schuhmachermeister Joseph Tanod in dem seltenen Alter von 114 Jahren. Er hatte bis an das Ende seines Lebens sich des vollständigen Gebrauches des Gesichtes und Gehöres erfreuen können. Geboren 1752 zu St. Georgenstadt in Ungarn, war er früh zu einem Schuhmacher in die Lehre gekommen, dann Soldat geworden und nahm als solcher an dem Türkenkriege Theil, in welchem er fünf Wunden erhielt. Nach Beendigung seines Dienstes ging er nach Wien, wo er bis zum Jahre 1805 sein Handwerk trieb, als ihn die Napoleonischen Kriege veranlaßten, abermals in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten. Er war niemals krank gewesen, lebte stets nüchtern und mäßig und genoß schon seit 11 Jahren kein Fleisch mehr, aus dem er sich überhaupt während seines ganzen Lebens nicht viel gemacht hatte. Dafür war er aber ein entschiedener Tabaksfreund, er rauchte fortwährend und starb auch, so zu sagen, mit der Tabakspfeife im Munde.

•

(Selbstmord als Bettlerkniff.) Vor wenigen Tagen fanden einige Herren im Berliner Thiergarten einen Mann an einem Baume hängen, der augenscheinlich seinem Leben ein Ende machen wollte, nur zeigte er eine derartige Unkenntniß mit dem Speditionswesen in jene Welt, daß er sich den Strick um den Leib gebunden hatte und somit, statt zu sterben, entsetzlich zappelte. Man schnitt ihn ab, und als ein Offizier die Bemerkung machte, daß, wenn er durchaus sterben wolle, er sich doch den Strick um den Hals hätte legen sollen, erwiederte der Lebensmüde, daß er dies bereits den Tag zuvor versucht, dabei aber die Bemerkung gemacht habe, daß ihm die Luft ausginge. Die Heiterkeit, welche diese Erklärung unter den Umstehenden hervorrief, benützte denn der Lebensmüde, alsbald einige Groschen Geld sich zu erbitten, um neuen Lebensmuth zu schöpfen. Man merkte zwar die Absicht, aber seinen Zweck erreichte der kuriose Selbstmörder dennoch.

•

Bei Gelegenheit des Todestags Napoleons I. wird folgender historischen Reminiscenz erwähnt: In einem alten Werke finden sich die offiziellen Noten des Hrn. v. Keralis, Inspektor der königl. Militärschulen, über den jungen Bonaparte, die am 17. Okt. 1784 seine Aufnahme in die Militärschule veranlaßten. Es heißt darin: „Hr. v. Bonaparte, geb. 15. Aug. 1769, 4 Fuß 10 Zoll 10 L. Gute Constitution, vortreffliche Gesundheit, gehorsam, ehrlich, dankbar, sehr ordentliche Aufführung; großen Fleiß für Mathematik; kennt sehr passabel Geschichte und Geographie. Sehr schwach in schönen Kenntnissen und im Latein. Wird einen vortrefflichen Seemann geben.“

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 40. Sonntag den 19. Mai. 1867.

Johanna, Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken.

(Fortsetzung.)

Die Sitten waren auf der hohen Burg von Kurpfalz nicht so strenge, daß man Anstand genommen hätte, den verehrten Gästen den Theil des Schloßgartens zum Besuche zu öffnen, welcher vornehmlich den Frauen und Kindern des Schlosses zugetheilt war. Darum war es natürlich, daß sich die männliche Jugend aus dem Gefolge des Kurfürsten bald dort einfand, und es wurde auch bald in fröhlicher Unbefangenheit die schöne Zeit gemeinschaftlich verspielt und verplaudert, wie es der Jugend natürlich und eigen ist und ihr so wohl ansteht. Besonders war es ein Steno von Löwenhaupt, welcher sich zum Ritter Ursula's aufgeworfen hatte und sich ihr in allen edlen Ritterkünsten und Ritterkraft zeigte, so daß er fast unausgesetzt ihre Aufmerksamkeit auf sich zog; um so leichter wurde es Friedrich, sich Johanna zu nähern. Ihre Unterhaltung war mehr geistiger Natur und auf den Flügeln der Phantasie ergingen sich ihre Seelen in einer Welt, die sie unendlich beglückte, um so mehr, als beide in kindlicher Unbefangenheit den Abgrund nicht sahen, dem sie zuwandelten.

Der sechste Tag neigte sich seinem Ende, nachdem der Kurfürst von Brandenburg auf dem Schlosse eingetroffen war; allein noch immer wurde der Prinz, sein Sohn, umsonst erwartet, so daß der Vater theils unruhig wurde über sein Ausbleiben, theils auch unwillig darüber. Es zog sich eine trübe Wolke über seine Stirn, die sonst, wenn sie sichtbar wurde, sein Minstrel wohl zu verscheuchen wußte, indem er seine Harfe stimmte und von Heldenthaten sang, die Anklang in dem Herzen seines Herrn fanden. Heute bemerkte der Sänger keine Wolken, sondern nur klaren blauen Himmel, welcher ihn zu den sinnigsten und innigsten Liedern begeisterte; und als er endlich aufgefordert wurde, weil es ihm gar nicht einfallen wollte, seinem Herrn etwas zu singen, um ihn aufzuheitern, so sang er das lieblichste und zarteste, was nur ein jugendliches Mädchenherz entzücken und beglücken kann; die Wolken aber auf des Fürsten Stirn trübten sich so, wie wenn sie als ein Gewitter losbrechen wollten. Zum Glücke wurde Friedrich von einem Freunde auf die Laune seines Herrn aufmerksam gemacht, und schnell suchte er seinen Mißgriff dadurch zu verbessern, daß er das Lieblingsthema seines Herrn anstimmte und die Heldenthaten seiner Ahnen als Großmeister im gelobten Lande besang. In etwas milderte sich darauf das Trübe seiner Stimmung, doch erklärte der Kurfürst, wenn morgen sein Sohn nicht komme, so wolle er ihm entgegenziehen. Wie ein elektrischer Schlag berührte dieses Wort zwei Herzen, daß sie unwillkürlich zusammen schracken und sie eine trübe Ahnung beschlich.

Als am anderen Morgen die gewöhnliche Gesellschaft sich im Garten einfand, fehlte Friedrich von Werthenstein und Niemand wußte von ihm zu sagen, wo er geblieben. Aber es hieß, dies ist seine Gewohnheit, so vor Sonnenaufgang in die Wälder und Felder zu laufen, die Berge zu besteigen und dann die Schönheiten zu besingen, die sein leibliches und geistiges Auge erschaute. Johanna zog mit den Uebrigen herum, indem sie die kleine Mathilde an der Hand führte, die gern bei ihrer Joanna war, als das Kind sich aber viele Blümchen holen wollte, woraus ihr Joanna einen Kranz flechten sollte, setzte sich diese in den Schatten einer Linde, um dasselbe zu erwarten; aber bald wurden ihre Gedanken von demselben abgezogen, indem sie aus weiter Ferne eine Stimme vernahm, die ein ihr wohlbekanntes und liebgewonnenes Lied sang. Sie lauschte mit Entzücken diesen Tönen und dankte Gott um die Stille um sich her; denn der Schauplatz der geselligen Spiele war jetzt etwas entfernt. Als sie jedoch lange nicht zur Gesellschaft zurückkehrte und dort vermißt wurde, eilte Ursula, sie aufzusuchen und fand sie selig lächelnd auf einer Bank sitzen.

„Johanna, wo weilest du," rief Ursula, „höreſt du wieder dem Gesange — der Nachtigallen zu —" wollte sie sagen; allein Johanna unterbrach sie und sagte:

„Ich höre ihn schon lange! Wer mag es sein? Hast du ihn auch gehört?"

„Ei freilich," antwortete diese, indem sie sie erstaunt ansah, „wie kannst du fragen; sind denn nicht alle Gebüsche voll von diesen lieblichen Sängern des Frühlings; da schlagen sechs, acht auf einmal."

Johanna erröthete auffallend und würde einer Nachforschung ihrer Freundin nicht entgangen sein, wenn nicht im Augenblicke Löwenhaupt zu ihnen getreten wäre, um sie in's Schloß zu begleiten, wo man sie verlangt hatte. Dort angelangt hörten sie, daß ein Abgeordneter des Kurprinzen angekommen sei mit der Nachricht, daß derselbe in der Stadt Köln am Rheine krank darnieder läge, wohin er vor sechs Tagen noch mit Mühe gekommen sei, da ein hitziges Fieber seine Gebeine verzehrte. Jedoch lagen Zeugnisse von zwei Aerzten bei, die auf Pflicht und Gewissen versicherten, daß die Krankheit gehoben und Se. kurfürstl. Hoheit die Reise längstens in vierzehn Tagen unternehmen dürften. Der Kurfürst bestimmte nun selbst, am anderen Morgen in Eile nach Köln zu reisen, um seinen Sohn zu sehen, wenn's nöthig wäre, demselben von seinem Gefolge

zurück zu lassen und auf kürzestem Wege nach Hause zu eilen, wo seine Gegenwart nöthig sei.

Herzog Alexander, dem diese Störung und Verzögerung auch unangenehm war, da er so bereitwillig in den Plan des Kurfürsten eingegangen war, wünschte nun sobald wie möglich die Entscheidung der Sache, und der Kurfürst kam mit ihm überein, daß er mit seinem Sohne Alles besprechen wolle, vorausgesetzt, daß derselbe so weit genesen sei, um solche wichtige Angelegenheit bedenken zu können; dann solle der Prinz, ehe er in sein Vaterland zurückkehre, nach Zweibrücken eilen, um dort sein Glück zu versuchen und sich's zu sichern. Alexander war hiermit einverstanden und beschloß nun, auch bald nach seiner Heimath aufzubrechen.

Die genußvolle und liebliche Zeit auf dem schönen Heidelberger Schlosse war nun für Johanna und für Friedrich vorüber, und beide erwachten aus süßem Traume zur kalten Wirklichkeit. Keine Möglichkeit bot sich dar, um nur einmal noch sich sprechen zu können, und nur aus der Ferne konnten sie sich sehen. Als am Abend die Frauen von der Tafel aufstanden, um sich zu entfernen, da verabschiedete sich der Kurfürst von denselben, weil er am anderen Morgen fort sein werde, ehe sie sich vom süßen Schlummer würden erhoben haben. Dies war nun abermals ein peinlicher Auftritt für Johanna, welche, wie bei der Ankunft, auch jetzt bei dem Abschied wieder besonders das Augenmerk des alten Fürsten war; und die arme Prinzessin mußte alle ihre Kraft zusammenfassen, um nicht in heftiges Weinen auszubrechen, sondern mit freundlichem Anstande seine Huldigungen zu empfangen. Die Uebrigen des Gefolges beurlaubten sich von ferne, ohne die Frauen mehr gesprochen zu haben und diese zogen sich hierauf zurück. Johanna war zum Sterben müde und suchte alsbald ihr Lager auf. Dort zerfloß das junge Mädchen in heiße Thränen, denn die Herzogstochter war zu verständig, als daß sie nicht ihre Stellung und die Friedrichs von Werthenstein erkannt hätte. Ihr Herz war todeswund! Mitternacht war vorüber und noch fand sie keine Linderung, noch flossen ihre Thränen und kein Schlaf wollte einkehren; da hörte sie aus weiter Ferne Zithertöne, die immer näher kamen und endlich in einer bestimmten Entfernung verblieben, von woher bald ihr aufmerksames Ohr die Worte eines Gesanges vernahm, die von der Zither begleitet wurden und also lauteten:

Auf der Halde sang die Lerche
Ihres Gottes Lob und Ehr'!
Schwebend schwang sie ihr Gefieder,
Sang so frohe, helle Lieder,
Die erklangen bis an's Meer.

An der Halde blüht die Rose
Zu des Herren Lob und Ehr'!
Ihre reinen Balsamdüfte
Haucht sie willig in die Lüfte,
Spendet Weihrauch weit umher.

Und die Lerche sah die Blume,
Sah die süße Rose blüh'n,
Fühlte, wie zu ihrem Preise
Lieder mannichfacher Weise
Wonnig ihr die Brust durchglüh'n.

Und des Adlers Flug zu wählen,
Drängt sie eig'ner Lieder Gluth.
Aber in den hohen Sphären,
Die des Aaren Kraft bewähren, —
Bricht der Lerche kühner Muth.

Und gelähmt sind ihre Schwingen,
Rasch gehemmt der kühne Flug!
Flatternd singt sie leise, leise
Eine kurze Trauerweise — — —
Und verschwebt im Nebelzug!

Der Gesang schwieg. Und gewiß auch nur ein so geschärftes Ohr hätte die Weise vernommen und die Worte verstanden. Johanna erkannte die Lerche und fühlte in ihrem eigenen Herzen deren hoffnungslose Zukunft. — „O du leidest nicht allein," lispelte sie für sich; „was kann aus mir werden? was wird mein Loos sein? — Verschweben!"

Johanna erschien am anderen Morgen bleich beim Frühstück, so daß die Frau Herzogin bestürzt sie fragte, ob sie unwohl sei. „O nein", antwortete sie, „ich habe nur nicht gut geschlafen; aber wenn die gnädige Mutter erlauben, so wollen Ursula und ich heute einen hohen Spaziergang machen, ich habe schon mit ihr gesprochen; dann bin ich am Abend wieder vollkommen hergestellt. Wir wollen heute miteinander den Kaiserstuhl besuchen, den ich noch nicht bestiegen habe." „Da thust du wohl daran, mein theueres Kind, zumal dies heute der letzte Tag unseres Hierseins ist, da der Herzog beschlossen hat, morgen frühe abzureisen."

Die beiden Freundinnen gingen nun Hand in Hand dem Wege zu, der zum Kaiserstuhl führt, indem sie die Dienerschaft, die sie begleitete, weit zurück ließen. Anfänglich gingen sie ziemlich stillschweigend neben einander, bis Ursula sagte: „Aber theuere Johanna, du bist so ganz verändert, bist du nicht mehr gerne in unseren schönen Wäldern?" „O Ursula, du sagst wohl recht, ich bin verändert und möchte darum gerne mit dir sprechen. Laß uns hier in diesen hohen Hallen niedersitzen und laß die Dienerschaft vorausgehen." Es geschah also. Und Johanna, nachdem sie in Ursulas Armen, zu deren Erstaunen und Schrecken einen Strom heißer Thränen vergossen hatte, begann also: „Ach Ursula, wie unglücklich ist jetzt deine Freundin! Als ich vor so kurzer Zeit hierher kam, war ich ein Kind, ein fröhliches Kind wie du. Und nun meine ich, ich habe ein ganzes Menschenleben hinter mir. Das ist gewiß, Erfahrung habe ich gemacht für mein ganzes Leben und auch maßgebende Erfahrung für dasselbe."

Und nun erzählte sie der erstaunten Freundin, wie der erste Ton von Friedrichs Gesang ihr Herz mit solcher Gewalt berührt habe, daß sie, unbewußt warum, in seligen Gefühlen warme Thränen vergießen mußte; wie ihr seine Nähe so erwünscht wie wohlthuend gewesen sei, und sein Gesang jeder Zeit ihre ganze Seele erschüttert habe.

„Daß ich ihn heiß liebe, das wurde mir erst gestern klar, als der Kurfürst von der Abreise gesprochen hat; ach Ursula! da wurde das entzückende Gefühl meiner Seele, welchem ich mich so ganz hingegeben hatte, plötzlich zu einem tiefen, tiefen Schmerz, und dies, meine theuere Freundin, wie ich ebenso gewiß fühle, für meine ganze Lebenszeit! Daß Friedrich die nämlichen Gefühle für mich hegt, daß auch er unbefangen sich denselben hingab; das weiß und fühle ich und sah es an seinem Erbleichen gestern. Ach, welchen Kampf wird auch er nun zu kämpfen haben! Ach wie Schade um des schönen Jünglings heiteren und unbefangenen Sinn!"

Dabei fing die arme Herzogstochter wieder an, heiße, schmerzliche Thränen zu vergießen. Ursula, die der Freundin Thränen theilte, suchte auf alle Weise derselben ihr Mitgefühl zu beweisen; ihrer Kindlichkeit war alles entgangen und ihr Erstaunen unendlich groß, daß der Aufenthalt ihrer geliebten Freundin bei ihr solche Wendung genommen hatte. Ebenso erstaunt hörte sie derselben zu, als diese fortfuhr:

„Du glaubst es vielleicht nicht, geliebte Ursula, daß die mir so unangenehme Freundlichkeit des Kurfürsten einen Zweck hat? Ja, glaube mir, ich habe es schon gleich bei seinem Empfang vermuthet. Dann habe ich hie und da Worte gehört, die zwischen meinen Eltern und ihm gewechselt wurden, wobei ich immer sein Augenmerk war, das mir verdächtig vorkam. Und endlich, warum wollte er just hier seinen Sohn begrüßen? Warum drang er so darauf, daß er auch meinen Eltern sollte vorgestellt werden, ehe er nach so langer Zeit seine Heimath wieder sah? Ach, Ursula, meine liebe, gute Freundin, dies Alles, sagt mir mein Herz, ging um meine Person. Aber," fuhr sie nach einer längeren Pause fort, „das ist nun zu spät! Ich verlasse dich morgen, mein theueres, gutes Kind, vielleicht sehe ich dich nie wieder, vielleicht that ich großes Unrecht, in dein unschuldiges, ruhiges Herz solch' wichtiges Geheimniß gelegt zu haben, dessen Größe dir erst später recht deutlich werden wird; und ich habe für alle Unruhe, die ich dir mache, um deine Vergebung zu bitten."

Ursula streichelte der Armen die heißen Wangen und versicherte ihr ihre Liebe und Treue.

„Dir sage ich es," fuhr Johanna fort, „denn mein ganzes Wesen stimmt damit überein, in deine Seele versenke ich meinen Entschluß: Ich werde keines anderen Mannes Weib! Die Kluft zwischen mir und Friedrich ist nie auszufüllen — aber nur sein bin ich, **keines anderen Mannes Weib!**"

Die mit solcher Bestimmtheit und mit noch erhöhter Wärme ausgesprochenen Worte hatten Ursula beinahe erschreckt. Sie weinte bitterlich, und indem sie ihre Freundin innig umfaßte, rief sie einmal über das andere aus:

O, Johanna, das muß anders kommen! O, Johanna, das wird besser werden, du wirst noch glücklich werden, du gute, liebe Freundin! O verzweifle nicht!"

Dann weinten sie noch lange mit einander, bis sich ihre Herzen erleichtert fühlten und sie sich wieder Ruhe erworben hatten. Endlich setzten sie ihren Weg fort.

(Schluß folgt.)

Ein bayerischer General.

Lebensskizze vom Verfasser des „Deutschen Offiziers."*)

.... Auf dem Wege von Kißingen nach dem Dorfe Winkels — kurz vor dem sogenannten Hain-Hölzchen, welches die Mulde zwischen dem Sinn- und Osterberge bedeckt, steht am Rande der Chaussee eine schlanke Pappel, deren üppiger Wuchs alle ihre Gefährtinnen überstrahlt. Es ist der schönste Baum der ganzen Chaussee, und viele Vorübergehende haben hier ihren Namen in die Rinde geschnitten. Etwas tief, rechts unter den obigen Einschnitten kann man röthlich-frische Buchstaben sehen, die erst vom vergangenen Sommer datiren und daher vielen unbemerkt geblieben sind. „O. v. Z. † 10. Juli 1866." steht da geschnitten — und der schaffenden und verjüngenden Natur bleibt die Hut dieser traurigen Buchstaben — ein lebender Nekrolog — überlassen. Sie wurden am 10. Juli Abends 7 Uhr von einem leicht verwundeten bayerischen Soldaten eingeschnitten — im Augenblicke, wo die Bayern den unaufhörlich vordringenden Preußen gänzlich das Feld räumen mußten. — Der Sinn dieser Buchstaben ist: „Hier starb Generallieutenant Freiherr **Oskar von Zoller** den Soldatentod!"

Diese Pappel war die stumme Zeugin der kurzen und herben Katastrophe; — bis hierher kam der todesmuthige Offizier, dem wenige Augenblicke zuvor sein Pferd unter dem Leibe erschossen war — all den Seinen voraus, kühn herangesprengt — hier entfielen Zügel und Waffe seiner Hand .... und hier sank er mit einem röchelnden Schmerzensschrei todt vom Pferde! — Ein mächtiges Granatenfragment hatte seinem Leben ein Ende gemacht. — Seine beiden Adjutanten, der Major von Vallade und der Rittmeister von Dürig, warfen sich von ihren Pferden und im dichtesten Kugelregen — inmitten der unendlichsten Gefahren gelang es ihnen, den Leichnam ihres hochverehrten Chefs aus dem Bereiche der preußischen Geschütze bis ins Pfarrhaus von Nüdlingen zu bringen. Der dritte von ihnen, der Hauptmann von Schlagintweit, hatte einige Stunden vorher schon an der Saline von Kissingen, von einer preußischen Kugel getroffen, sein so hoffnungsvolles Leben ausgehaucht und so dem Namen, den seine beiden Brüder im Dienste der Wissenschaft allbekannt gemacht haben, mit seinem Blute einen neuen unvergeßlichen Glanz verliehen. — Noch in der Nacht brachte man den General von Zoller nach Münnerstadt, da Nüdlingen jetzt im Besitze der preußischen Truppen war und von da am folgenden Tage nach München zur feierlichen Beisetzung. — König Ludwig II. hat befohlen, seinem gefallenen General neben jener Pappel ein Denkmal zu errichten.

Aus dem Leben dieses Mannes, dessen Tod wir in kurzen Worten so eben erzählt, wollen wir dem Leser einige Seiten öffnen, damit er sehe — mit Stolz sehe, daß Heldennaturen in unserem Lande nicht so selten sind, wie wir es in den langen Friedensjahren uns vorgestellt ... daß es Tode gibt, die würdig eines Lebens sind, und daß das Leben eines biedern Soldaten keine bessere Belohnung finden konnte, als den Tod auf der Wahlstatt für den Ruhm und die Waffenehre seines Landes.

Oskar von Zoller, im Jahre 1808 zu Straubing geboren, war der Sohn eines Generallieutenants, welcher sämmtliche Napoleonische Feldzüge mitgemacht hatte und Neffe des Artillerie-Generals von Zoller, des Erfinders des allbekannten Lafetten-Systems. Die Familie stammte aus Lothringen, war mit Max Joseph von der Pfalz-Zweibrücken nach Deutschland gekommen und hatte sich stets hohe militärische Grade in den mannichfaltigen Wendungen und Schicksalen ihres neuen Vaterlandes zu erwerben gewußt. Der junge Mann vollendete nicht allein seine Gymnasialstudien, sondern machte auch noch einen philosophischen Cursus an der Universität München durch, ehe er 1827 als Junker in das Leibregiment eintrat. Im nächsten Jahre ward er Unterlieutenant, und nun mußte auch er sich dem Schicksale fügen, welchem so viele junge, talentvolle Offiziere in den süddeutschen Staaten unterlegen sind. Er blieb 12 Jahre Unterlieutenant, und erst 1840, in seinem dreiunddreißigsten Jahre und im Augenblicke, wo er im Begriff war, seinen Abschied zu nehmen, erhielt er sein Patent als Oberlieutenant. Dem Kronprinzen Max hatte er diese Beförderung zu danken; er war ihm im vorhergehenden Jahre als Kammerherr zuertheilt worden und that bei ihm Dienste eines Ordonnanzoffiziers; der geniale und herzensgute Prinz hatte oft den Mißmuth auf der Stirne des jungen Mannes gesehen und hatte durch gütiges Zusprechen ihm das Geheimniß seines gekränkten Ehrgeizes von den Lippen gelockt. König Ludwig I. — der Leser weiß es vielleicht — war dem Militärwesen so sehr abhold, daß die jüngeren Offiziere unter seiner Regierung alle Hoffnung verloren hatten, es je zu etwas zu bringen. Wie

*) Aus dem „Daheim." [illegible]

gewisse Regierungen, welche es nicht wagen, ein Institut öffentlich zu unterdrücken, ihm nur die Erlaubniß zur Aufnahme neuer Mitglieder verweigern und es so langsam aussterben lassen — ebenso schien König Ludwig I. sich die Aufgabe gestellt zu haben, die höheren Stellen seiner Armee nach und nach zum Erlöschen zu bringen. Er konnte den jungen Leuten, die ein strenges Examen bestanden hatten, nicht die Aufnahme in die Armee verweigern, doch er legte ihrem Avancement so viele Hindernisse in den Weg, daß mehr als zwei Drittheile sicherlich, nachdem sie die langen schönen Jugendjahre im nutzlosen Warten auf Avancement vergeudet, sich von einer Carriere zurückzogen, die ihnen so wenig Aussicht auf Erfolge bot. Es fand sich manchmal, daß einige dieser jungen Leute Protektoren hatten, die für sie an die Gerechtigkeit des Königs appellirten, und man erzählt gar viele Geschichten, wo selbst Prinzen des königlichen Hauses, — sogar der oberste Chef der Armee, Prinz Karl von Bayern, — vom Könige abgewiesen worden waren, wenn sie um Avancement für irgend einen bewährten Offizier nachsuchten. Der Kronprinz hatte hierin schon herbe Erfahrungen gemacht; nichtsdestoweniger versuchte er es noch einmal zu Gunsten seines Kammerherrn, und es gelang ihm, seinen königlichen Vater in einer jener Stunden nervöser Aufregung zu treffen, die der König so oft hatte und wo ihm jegliches Regierungsgeschäft unangenehm und lästig war.

„Gut, gut“ — soll er seinem Sohne, der um Zoller's Avancement bat, geantwortet haben; „mache lauter Generallieutenants aus deinen Kammerherren, aber lasse mich damit in Frieden.“

Dieser üblen Laune des Königs hatte es also Zoller zu danken, daß er — wie oben erwähnt — nach zwölf Jahren vom Unter- zum Oberlieutenant avancirte; aber der Kronprinz, dem es am Herzen zu liegen schien, diese Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, bewirkte schon nach zwei Jahren auf eine fast ähnliche Weise, daß er Hauptmann wurde. König Ludwig unterzeichnete das Patent mit einem sarkastischen Lächeln, indem er sagte:

„Nun, Gott sei Dank — da haben wir ja einen Kapitän mehr!“

Dieselbe Scene wiederholte sich fast wörtlich, als ihn der Prinz zwei Jahre später zum Major vorschlug und ihm dieser Grad auch zuerkannt wurde. Zoller hatte sich das ganze Vertrauen seines jungen Gebieters zu erwerben gewußt; er lebte mit ihm in einem innigen geistigen Verhältniß und die Jahre, die nun folgten und die wie ein unheilschwangeres Gewitter, welches nach und nach den Horizont immer mehr verdüstert, für die öffentliche Ruhe Europa's heraufbeschworen zu sein schienen, verflossen für den Kronprinzen und seine Umgebung in heiterer Ruhe, in die sich ernste Studien für das künftige Wohl des Landes mischten. . . . Da brach der Sturm los, riß wie ein angeschwellter Gebirgsstrom alles zerstörend vor sich hin, und eine der ersten Eichen, die er zu entwurzeln suchte, war der halbtausendjährige Stamm, auf dem die Krone der Wittelsbacher so lange und so glorreich geruht hatte. König Ludwig des Ersten Energie reichte nicht hin, um die Krone im letzten Augenblicke zu vertheidigen . . . . sie fiel von seinem Haupte in die Hände des irregeleiteten Volkes und wäre vielleicht dort zerbrochen und zerschellt, wenn Kronprinz Max sie nicht gerettet hätte, indem er seine Stirn damit zierte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Helgolanderin.

Es ist heute Tanz auf Helgoland
Im Saal zum „rothen Wasser“.
So lieblich lockt der Landler drin,
Die schöne Helgolanderin
Hin eilt zum „rothen Wasser“.

Bunt Tüchlein zierlich um den Kopf,
Im scharlachrothen Kleide, —
Vor Freuden ihr der Busen hüpft,
Schon war sie in den Saal geschlüpft,
Gar liebe Augenweide.

„Ei Gottwillkomm, Veronika!“
Wie grüßten und wie nickten
Im Sonntagswamms, die Knöpfe blank,
Die jungen Lootsen, frisch und schlank,
Als sie die Maid erblickten!

Vier Musikanten spielen auf
Zum Tanz im „rothen Wasser“.
Zu Geige, Horn und Klarinett
Wie drehen sich die Paare nett
Zum Takt im „rothen Wasser“!

Und Einer reicht ihr dar die Hand,
Der schmuckste Bursch von allen.
So lieblich lockt der Landler drin,
Wie hat die Helgolanderin
Am Tänzer ihr Gefallen!

So selig ruht sein Aug' auf ihr,
Sie schaut ihn an so sittsam. —
„Wo Du nicht bist, mein Augenlicht,
Veronika, da leb' ich nicht!“
Er sagt's, sie blickt so bittsam.

Und lustig lockt der Landler drin,
Ein Fremder tritt zum Saale:
„Du schönes Insulanerkind,
Erlaub' ein Tänzchen mir geschwind,
Ich lohn' Dir's tausend Male!“

Erblassend schleicht, mit trübem Blick,
Abseit der Helgolander.
So lustig tönt der Landler drin,
Der Herr, die Helgolanderin
Sie schwingen sich selbander.

„Du schönes Insulanerkind,
So tanz' mit mir durch's Leben!
Im warmen Süden steht mein Schloß,
Ich nehme Dich zum Eh'genoß,
Und will Dich hoch erheben!“

Sie wurde roth und weiß und roth,
Er hält sie fest im Arme, —
Der Reigen schwieg, — der Schall der See
Erfüllt ihr Herz mit Lust und Weh,
Mit heimathsüßem Harme.

Sie rang sich los, sie reicht die Hand
Dem Lootsen, trotz dem Werben,
Und ihrer Stimm' Harmonika
Erklingen läßt Veronika:
„Hier will ich lieben und sterben!“

Ignaz Hub.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 41. Mittwoch den 22. Mai. 1867.

Johanna, Prinzessin von Pfalz=Zweibrücken.

(Schluß.)

Es waren ungefähr sechs Wochen verflossen, seit man Abschied vom Schlosse Heidelberg genommen hatte, während welcher Zeit Johanna, die gänzlich verändert von ihrer Reise zurückgekommen war, ihren Eltern viel zu denken machte. Obgleich sie freundlich und liebevoll, vielleicht noch inniger als zuvor gegen die Ihrigen war, so war ihre Erscheinung jetzt eine ganz andere, und wenn ihre jugendlichen Züge dem nicht widersprochen hätten, so würde man sie ihrem Wesen nach um mehrere Jahre älter gehalten haben. Aber sie war nicht krank, klagte nicht, und so ließ man alles bei ihr unbesprochen. Da kam die Nachricht bei Hofe an, der Kurprinz von Brandenburg erbäte sich die Gnade von dem Herzog von Zweibrücken, ihm seine unterthänige Aufwartung machen zu dürfen. Er wurde mit Freuden angenommen, und wenige Tage darauf erschien er mit einem glänzenden Gefolge. Bei Johanna ging äußerlich keine Veränderung vor; nur erschien sie etwas bleicher, was aber kaum bemerkt und gar nicht besprochen wurde.

Der Kurprinz war ein hochgebauter schön gewachsener junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, der sich vortheilhaft vor anderen fürstlichen und adeligen Männern seiner Zeit durch seine Sitten und gewandtes Wesen auszeichnete. Man sah ihm an, daß er die Welt gesehen hatte und nicht umsonst. — Als ihn sein Vater in Köln aufsuchte, war er aber noch unfähig, das Lager zu verlassen, so stark hatte ihn das Fieber mitgenommen, von welchem er befallen war, und der Kurfürst mußte sich einige Tage bei ihm aufhalten, ehe er ihn mit seinem Plane vertraut machen konnte. Es wurde nun ausgemacht, daß der Prinz, sobald er wieder hergestellt sein und sich völlig erholt haben würde, die Reise nach Zweibrücken antreten solle, zu welchem Zuge er sein Gefolge vermehren müsse, wofür der Vater sorgen werde. Einstweilen ließ er ihm seinen Blondel da, der den Genesenden durch seine Lieder erquicken sollte. Ohnehin waren beide Jünglinge in so freundschaftlichem Verhältniß zusammen, wie es in solcher Lage nur möglich sein kann; denn Friedrich hatte dem Kurprinzen häufig als Lehrer und Mentor gedient, und wurde von demselben gerne um sich gesehen.

Als nun der Zeitpunkt da war und die Abreise nach Zweibrücken bestimmt wurde, da begehrte Friedrich v. Werthenstein Urlaub vom Prinzen. Erstaunt fragte ihn dieser um die Ursache. Sein Vater habe ihn ja darum zurückgelassen, damit er ihn nach Zweibrücken begleiten solle. Allein Friedrich erklärte bestimmt, nach Brandenburg gehen zu müssen. Sie trennten sich daher.

Obgleich der Kurprinz überrascht war über den Plan seines Vaters, so ging er doch in denselben ein, insofern er keine Abneigung gegen die vorgeschlagene Braut fühlen werde und sie auch liebenswerth wäre; denn sein Herz war noch völlig frei. Und nachdem ihm sein Vater mit vieler Begeisterung alle schönen und herrlichen Eigenschaften der holden Prinzessin vorgespiegelt hatte, erregte er solche Sehnsucht in dem Jüngling, daß er kaum sich so viel Zeit gönnte, seine völlige Herstellung abzuwarten, um derselben genügen zu können. Wie oft er auch forschende Fragen an Friedrich stellte, so war doch derselbe schweigsam über die Jungfrau; und nur einmal, wie in Gedanken sagte er: „Sie ist zu hehr für diese Welt!“ — Wiewohl in Friedrichs Nähe nicht bestimmt von dem Zwecke gesprochen wurde, warum diese Reise unternommen werden sollte, so wußte er ihn doch und nahm seine Maßregeln danach.

Johanna machte einen eigenthümlichen Eindruck auf den Prinzen. Schweigsam und ernst und wenig jugendlich heiter, wie sie jetzt erschien, konnte er doch nicht anders, als sie schön und reizend finden. Bald fühlte er sich angezogen, bald wieder abgestoßen, und es war ein unerklärlicher Zauber, welcher ihn immer wieder in ihre Nähe zog. So vergingen viele Tage, in welchen sich aber sein Herz mehr und mehr ihr zuneigte. Wenn er in ihrer Nähe weilte und mit ihr also sprach, daß sie sein inneres Wesen vor sich aufgethan sah, — daß sie sein reiches Gemüth erkennen mußte, da füllten sich oft ihre schönen Augen wie unwillkürlich mit Thränen und seine Seele glühte ihr entgegen. Ein solcher Augenblick war es, der ihn so mächtig ergriff, daß er vor ihr hinsank und ihr seine Liebe gestand. Mit heftiger Erschütterung sank sie auf ihren Sitz zurück, und indem sie mit beiden Händen ihre Augen bedeckte, um die Thränen zurück zu halten, die stromweis flossen, rief sie:

„O nein, nein, o Gott, o Gott!“

Der Prinz suchte sie zu beruhigen, wollte ihre Hand ergreifen und bat sie mit dem innigsten Tone der Liebe und Ergebenheit um ihr Herz. Aber unaufhaltsam flossen ihre Thränen und ihre Angst vermehrte sich, je inniger der Prinz wurde. Bestürzt erhob er sich und Johanna bestrebte sich, sich so zu fassen, daß sie endlich ihre Thränen lindern konnte. Sie stand auf, faßte die Hand des Prinzen und sagte mit bebender Stimme:

„O edler Jüngling, wie bedauere ich dich, wenn dein Herz bluten sollte, wie das meinige blutet! Ich kann dir kein

Herz mehr schenken, es gehört nicht mehr mein. Möge ein guter Engel das deinige beglücken, wie du es verdienst! Ich bin unfähig!" — Dann entfernte sie sich hastig.

Vernichtet stand der Prinz lange Zeit da, und ein heißer Schmerz erfüllte seine Seele, denn nun wurde er sich bewußt, daß er Johanna liebe, innig und tief liebe.

„Verloren!" sagte er, „verloren!" Und auch seinen Augen entstürzte endlich ein Strom heißer Thränen. Dann ging er den Herzog und die Herzogin aufzusuchen, um ihnen sein Unglück mitzutheilen. Bald schied er von dannen; aber lange ging es zu, bis er nur mit einiger Ruhe dieser Epoche seines jungen Lebens gedenken konnte, selbst dann noch, als er das fernere Schicksal der Geliebten erfahren hatte; und länger noch, bis sein Herz so heil war, — Jahre vergingen darüber, — bis er dem Drängen des bekümmerten Vaters nachgeben und sich eine Gemahlin nehmen konnte.

Mit Bestürzung vernahmen die fürstlichen Eltern die Erzählung des Kurprinzen; und als Johanna der Eltern ansichtig wurde, warf sie sich auf die Kniee vor sie hin und bat mit dringendem Flehen, ihr zu erlauben, eine Gottesbraut werden zu dürfen! Das sei ihre Bestimmung, versicherte sie, und so nur könne sie glücklich werden. Alle Bitten und Ermahnungen, aller Hinweis auf ihre unerfahrene Jugend waren vergebens; und alle Fragen warum? wurden nur so beantwortet, daß es ihre Bestimmung sei. Niemand ahnte den wahren Grund zu solcher Entschließung!

Johanna trat denn auch wirklich, nachdem die fürstlichen Eltern mit schwerem Herzen ihre Einwilligung gegeben hatten, zu Trarbach an der Mosel in das St. Agnaten-Kloster, wo sie auch später, nach der vorgeschriebenen Probezeit, eingekleidet wurde.

Friedrich war nach Brandenburg gegangen, um seinen väterlichen Freund und Gönner zu bitten, ihm Urlaub zu geben, damit er seinem Drange folgen könne, in das gelobte Land zu pilgern. Er gab vor, daß die Erzählungen von Herzog Alexanders Reise dahin in ihm eine unwiderstehliche Sehnsucht erregt haben. Die Wahrheit aber war, daß er sich unfähig fühlte, in der Nähe des erhabenen Wesens eine Stelle zu begleiten, die ihn vielleicht jeden Tag in ihre Gesellschaft brachte, was vielleicht — sagte ihm sein zitternd Herz — auch für sie beunruhigend sein könnte. Nur widerstrebend beurlaubte ihn sein hoher Gönner, der ihm mit so freundlicher Liebe zugethan und so sehr an seinen Umgang gewöhnt war. Friedrich wollte die Rückkehr des Kurprinzen nicht mehr abwarten und von ihm seine glückliche Werbung vernehmen und bereitete sich, vorher wegzuziehen und als Pilger die weite Reise zu unternehmen, von welcher er nie wieder zurückkehren wollte. Da erschien plötzlich und ganz unerwartet der Prinz, um seinem Vater sein schweres Leid zu klagen. Ueberrascht und bestürzt, wie er war, konnte der alte Herr seine verfehlte Hoffnung nicht geheim halten, um so weniger, als sein Sohn in tiefer Trauer darüber war. Friedrich vernahm die Ursache von Johanna's Weigerung selbst aus dem Munde des Prinzen und ihren Entschluß, der Welt zu entsagen. Nun war auch sein Schicksal entschieden. Peinlich war ihm der Kummer des jungen Fürsten, und da er keinen Trost für ihn hatte, so nahm er Abschied von Allem, was sonst seine Heimath, seine Welt gewesen, und schied als Pilger von dannen.

* * *

Es waren wenige Tage vergangen, nachdem Johanna von Pfalz-Zweibrücken in das Kloster der heiligen Agnate bei Trarbach eingezogen war, als man um Mitternacht auf dem Hügel jenseits der Mosel, gegenüber dem Kloster, eine schöne volltönende Stimme, begleitet von Harfentönen, vernahm. Ruhe und Stille herrschte rundum, und nur das melodische Gemurmel der Mosel, die den Fuß des Klosters bespülte und welche vom Monde hell beleuchtet war, unterbrach das nächtliche Schweigen auf leise Weise. Da schwebte der Gesang in hehrer Melodie bis hinüber an das Fenster einer Zelle, und alsbald öffnete sich jenes Fenster, eine weiße Gestalt lehnte sich an dasselbe, als ob sie lausche, und ihr Ohr vernahm:

Auf der Haide sang die Lerche rc.

Und als es hieß:

Flatternd singt sie leise, leise
Eine kurze Trauerweise — — —
Und verschwebt im Nebelzug!

da schloß sich das Fenster wieder.

Friedrich von Werthenstein wallte nicht ins gelobte Land; aber als unbekannter Harfner umschwebte er in weiten Kreisen das Kloster und von Zeit zu Zeit erklang sein Gesang wieder dem Kloster gegenüber, wo sich dann immer das Fenster öffnete, auch dann noch, als der Schleier das schöne Haupt umwallte, der es unwiderruflich in jene Klause bannte.

Zwei Jahre waren vergangen, seitdem die Fürstentochter eingekleidet worden, der Sänger regelmäßig erschienen war und das Fenster sich auch der geliebten Weise regelmäßig geöffnet hatte. Da geschah es, daß der Harfner umsonst seine Stimme erhob, umsonst auf den Sehnsuchtsflügeln den Gesang hinüberschickte an die Zelle, wo die Theure wohnte — das Fenster blieb verschlossen. Um Mitternacht aber ertönte ein Trauergesang aus des Klosters Mitte und die Glocken von St. Agnaten stimmten zu dem Chor der Nonnen. Friedrich wußte, wem der Grabgesang gelte.... Noch einmal stimmte er seine Harfe, er sang der Geliebten eine Trauerweise und zerschlug sie dann am nahen Felsen.

Das Wörschweiler Kloster, in der Nähe von Zweibrücken, wählte er nun zu seinem Aufenthaltsort, wurde alsbald in den Orden der Cistereienser aufgenommen und lebte noch zehn Jahre dort. Niemehr hat er gesungen; aber unter seinem angenommenen Klosternamen sind nach seinem Tode eine Anzahl Balladen oder Romanzen und lyrische Gedichte bekannt geworden, die alle eine erhabene, unerreichbare Gestalt verherrlichen, zu heilig und hehr für diese Erde, welche Gedichte zerstreut unter den besten jener Zeit zu finden sind. (Pf. K.)

Ein bayerischer General.

Lebensskizze vom Verfasser des „Deutschen Offiziers."
(Fortsetzung und Schluß.)

Während dieser ganzen grausen Zeit, einer Zeit, die für das kindlich gute Herz des Kronprinzen eine schreckliche sein mußte, stand Zoller ihm wie ein treuer Freund in allen Verhängnissen zur Seite. Schon 1848 war er zum Oberstlieutenant ernannt und bald darauf zum Flügeladjutanten des neuen Königs. Jetzt war die Unbill des Schicksals, welches ihn in seinen ersten Jahren verfolgt, fast ausgeglichen; er hatte noch im rüstigsten Mannesalter eine der einflußreichsten Stellungen des Hofes und der Armee — war vermögend, hochgeachtet, von seinem Könige geliebt . . . . was kann ein Mensch auf Erden wohl mehr sich wünschen?

Doch nur eine kurze Rast war dem Unglücklichen gewährt — — es war, als ob ihm — kein Mitleid . . . keine Ruhe gegönnt werden sollte!

Was war es, das ihn traf? welchen Schlag, so schmerzlich wie keinen andern hatte das Schicksal für ihn auserlesen? — Noch heute schütteln seine besten Freunde sinnend den Kopf, wenn man ihnen von jener Zeit aus dem Leben Zollers spricht.

Niemand weiß etwas Bestimmtes; jeder von ihnen vermuthet etwas anderes — aber wie gesagt, vermuthet es nur. Dem spähenden Auge seiner Freunde und seiner Feinde blieb alles verborgen. Immer noch war die Gnade und die Freundschaft des Königs in eben so hohem Grade wie früher sein — Niemand hatte ihm etwas zu Leide gethan, seine äußeren Umstände — in einem Worte — waren dieselben geblieben; doch wie kam es, daß aus dem kräftigen, heiteren Manne mit offenem Blicke und stets lächelnden Lippen in wenigen Wochen am Ende des Jahres 1849 ein düsterer, ernster, fast despotischer Mann geworden ist? kein Lächeln belebt mehr sein schönes, männliches Gesicht, kein gütiges oder freundliches Wort kommt mehr von seinen Lippen . . . ernst und schweigend verrichtet er seinen Dienst, dann zieht er sich in seine Wohnung zurück, läßt sich bei allen denen, die ihn besuchen, verläugnen und erscheint erst wieder am nächsten Tage mit demselben marmorblassen Gesichte und demselben ehernen Ernst, der sich so plötzlich seinem ganzen Wesen aufgeprägt hat . . . . Und nichts ist geschehen, die Neuigkeitskrämer des Hofes mit ihren immer spähenden Augen, mit ihren so glatten Zungen, mit ihren so geübten Ohren, die jeden Luftzug des Hofes verstehen und ihm eine Deutung geben, scheinen blind, stumm und taub geworden zu sein; sie begreifen nicht . . . und haben noch heute nicht begriffen. Das Geheimniß ist gut bewahrt worden, dermaßen gut, daß es fast in Vergessenheit gerathen ist und daß im vorigen Jahre erst, als die Kriegsnachrichten ganz Bayern in Bewegung setzten, einige Wenige sich entsannen, daß der Commandant der 3. bayerischen Armeedivision jener selbe Zoller wäre, welcher sich vor sechszehn Jahren eines Tages stumm und bleich vor dem Könige Max verbeugt hatte, als dieser ihm zum Lebewohl herzlich die Hände drückte und ihm nach mehrfachen Gesuchen die Erlaubniß ertheilt hatte, zum Regimente zurückzukehren! — Wir vergaßen zu erwähnen, daß seit längerer Zeit Zoller schon das Amt eines Hofmarschalls bekleidete und daß ihm in der Carriere des Hofdienstes die glänzendste Zukunft bevorstand.

* * *

Oscar von Zoller übernimmt in Augsburg das Kommando des dritten Infanterieregiments, und seine erste Amtshandlung ist die, dem ältesten Major die Leitung des Regiments zu überlassen. Dann läßt er sich den Unteroffizier kommen, welcher mit dem Einexerziren der Rekruten gewöhnlich betraut ist, zieht seine reichbetreßte Uniform aus, läßt sich einen Soldatenrock und ein Gewehr bringen und sagt dem seinen Augen und Ohren nicht trauenden Unteroffizier:

„Sie werden mich wie einen Rekruten behandeln — mich einexerziren, und je strenger Sie gegen mich verfahren werden, desto zufriedener werde ich mit Ihnen sein."

Sechs Wochen hindurch, Morgens und Abends zwei Stunden lang, setzt der Unteroffizier seine Instruktionen fort, denen der Oberst stets mit der größten Aufmerksamkeit zuhört, indem er die ihm gegebenen Befehle mit der peinlichsten Präcision ausführt. Nachdem sein „Einexerzirungscursus" beendet, macht er wochenlange Marschübungen mit gepacktem Tornister und dann endlich Schießübungen und läßt nicht eher nach mit allen diesen Disziplinen, bis der Unteroffizier ihm sein Wort gibt, daß der Herr Oberst der geschulteste Soldat seines ganzen Regimentes sei. Die Offiziere, wie leicht vorauszusehen, schütteln bei allem diesem den Kopf und meinen, daß man ihnen vom Hofe ein Original geschickt habe, um ihr Regiment zu kommandiren, das — man auch wohl besser gethan hätte, bei Hofe zu behalten. Doch wie erstaunten sie, als der Oberst sie am Tage, nachdem er von dem Unteroffizier sein „Reisezeugniß" erhalten, um sich versammelt und ihnen etwa folgende Rede hält:

„Meine Herren! Ich bin seit fünfzehn Jahren nicht beim Regimente gewesen und erinnere mich wenig der Gebräuche, die hier herrschen, doch so viel weiß ich noch, daß man bei Ihnen diejenigen Offiziere, denen man Avancement für ihre Dienste bei Hofe gibt, mit dem wenig schmeichelhaften, aber desto gerechteren Namen „Antichambre-Soldaten" zu benennen pflegt. Solch ein „Antichambre-Soldat" bin ich! — Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich mich nicht im geringsten für würdig halte, Ihr Regiment zu commandiren, daß aber all meine Mühen und Anstrengungen darauf gerichtet sein sollen, es so bald wie möglich so weit zu bringen, daß Sie sich Ihres Obersten nicht zu schämen brauchen!"

Dann, sich an einen Hauptmann wendend, bittet er diesen, ihm zu erlauben, unter seiner Leitung seine Compagnie zu führen, und während einer ganzen Saison versieht der Oberst in seinem Regiment den Dienst eines Compagniechefs; — dann übernimmt er ein Bataillon und endlich, ungefähr dreiviertel Jahr nachdem er zum Regimente zurückgekehrt, läßt er sich vom Major die Leitung des Regimentes wieder übergeben.

Zoller machte aus seinem Regiment ein Musterregiment — jeder gestand das ein, aber man beschuldigte ihn, dies nur durch eiserne Strenge, die oft an Despotismus grenzte, zu erreichen. Vielleicht hat der etwas indolente Charakter des bayerischen Soldaten diese Strenge übertrieben, auf jeden Fall jedoch — und das mußte jeder bezeugen — war der Oberst gegen sich selbst strenger und härter, als gegen den letzten seiner Soldaten. Er schlief jahraus, jahrein auf einem einfachen Feldbette, begnügte sich mit der schmalsten, oft nicht ausreichenden Kost — vor fünf Uhr, Sommer und Winter, saß er an seinem Studirtische und gönnte sich den ganzen Tag keine Minute Ruhe und Rast.... Es war, als wenn er all seine Gedanken fortwährend betäuben müßte und dazu kein besseres Mittel fände, als die vielleicht übertriebene Ausübung seiner Soldatenpflicht.

So ward Zoller in wenigen Jahren einer der tüchtigsten Offiziere der Armee; schon 1851 war er Oberst geworden, 1855 Generalmajor und 1861 Generallieutenant und Generalcommandant von Nürnberg. Mehrere Male war er der Inspektion der Bundescommission beigesellt — die höchsten militärischen Orden, nicht allein Bayerns, sondern auch anderer Länder (Preußen verlieh ihm den rothen Adlerorden 1. Klasse) schmückten seine Brust — er hatte den Traum, den jeder Offizier träumt und auf dessen Verwirklichung er so oft sein ganzes Leben lang wartet, er hatte diesen Traum sich verwirklichen sehen . . . . und dennoch hatte Niemand je ein fröhliches, zufriedenes Lächeln auf seinen Lippen gesehen und die, welche oft bei fröhlichem Mahle, an dem ihn seine Stellung zwang, Theil zu nehmen, in seiner Nähe saßen, konnten sich eines unheimlichen Gefühles nicht erwehren, wenn sie bemerkten, wie die eisernen Züge dieses noch immer männlich-schönen Gesichtes selbst im heiteren, kameradschaftlichen Geplauder, beim

schäumenden Champagner kein Atom ihres bedrückenden Ernstes verloren.

Man gab ihm die dritte Division im Kriege des letztverflossenen Jahres, und der Enthusiasmus des bayerischen Volkes, dessen Verblendung in seinen Sympathien fast noch größer war, als in seinen Antipathien, schrieb dem General von Zoller in den zukünftigen Triumphen der bayerischen Waffen, welche Preußen überwältigen sollten, eine bedeutsame Rolle zu. Da cursirte plötzlich — schon vor der Affaire bei Dermbach — das Gerücht wie ein Lauffeuer, daß General Zoller sich geäußert haben solle, man würde — man müsse von den Preußen geschlagen werden und daß dieses nicht das größte Unglück sei, das Bayern treffen könne. Nun fand obenerwähntes Treffen statt, in welchem ein Theil der Division Zoller nach heroischem Widerstande den Preußen unter General von Kummer bei Zella weichen mußte. Jetzt brach der Sturm los! „Verräther! an Preußen verkauft!" — so richtete die widersinnige Volksstimme den bewährten General, und eine feile, lügnerische Presse übertraf von Tag zu Tag die unsinnigen Gerüchte des bayerischen Volksmundes.

Die Erbitterung gegen ihn war vielleicht noch größer als gegen von der Tann und den Prinzen Carl. Von Tag zu Tag wuchs der Sturm der Verleumdungen, und am 9. Juli konnte man in bayerischen Blättern lesen, daß der General von Zoller, von seinen eigenen Soldaten des Verraths überführt, gefangen und an Händen und Füßen geschlossen, nach irgend einer Festung abgeführt sei.

Während dessen führte der wackere Offizier seine Division, in welcher er die Disciplin mit eiserner Strenge selbst im Felde aufrecht erhielt, der fränkischen Saale zu und stand am 10. in Kissingen dem General v. Goeben gegenüber, der mit seiner siegreichen Division das Rhöngebirge überschritten hatte.

Es ist nicht unsere Aufgabe, auf die vielen Anschuldigungen, die dem General von Zoller über dieses Gefecht gemacht worden sind, zu antworten. In diesem Kampfe, wo sich die dritte Division am besten geschlagen hat von der ganzen bayerischen Armee während des ganzen Feldzugs, blieb am Nachmittage dem General von Zoller, welcher seine sämmtlichen Truppen ins Gefecht geführt hatte, und welchem keine Verstärkung von der vierten Division zukam, nichts weiter übrig, als den Kampf abzubrechen oder seine Division ohne Zweck in Stücke hauen zu lassen. Er wählte das erstere — und es ziemt dem Laien wahrhaftig schlecht, ihn darob zu tadeln.

Man erzählt, daß, nachdem er die Stellung bei Hausen aufgegeben und seine Division sich auf dem Rückzuge befand, er selbst einige Augenblicke Ruhe in einem Landhause bei freundlichen Leuten gesucht habe. Gedankenlos, während man ihm das erbetene Glas Milch holte, soll er ein zufällig auf dem Tisch liegendes Zeitungsblatt ergriffen und seinen Blick darauf geheftet haben. Plötzlich sah die erschreckte Wirthin ihn auffahren . . . mit verstörten Mienen . . . mit sprühenden Augen und den Degen halb aus der Scheide reißend stand er da . . . sein ganzer Körper zitterte einige Secunden lang wie einer unbeschreibbaren Aufregung unterliegend . . . . . dann legte er das Blatt bei Seite — warf ein Geldstück auf den Tisch und eilte hinaus.

Dieselben Blätter, die ihn des Verraths beschuldigten, ihn zum Gefangenen seiner Soldaten machten, behaupteten später, er habe den Tod freiwillig gesucht, und man erzählte in Bayern, daß, als ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, er gerufen haben soll: „Es wird doch noch eine Kugel geben, die trifft!" — Wir wissen nicht, ob dies auf Wahrheit beruht . . . es wäre schrecklich!

* * *

Der stille, ernste bayerische General ruht jetzt in München neben seinen drei Brüdern, von denen der eine Hauptmann, der andere Oberst und der dritte Oberappellationsrath war. An seinem Grabe hat die Verleumdung ihre giftige Zunge verloren, und Bayern sieht jetzt mit Wehmuth ein, daß es einer seiner heldenmüthigsten Soldaten war, dem die preußische Granate am Abend des 10. Juli einen so schnellen Tod bereitete und dessen letzter Gedanke vielleicht . . . o wir wollen es nicht aussprechen! — Bayern hat schwer gesündigt, indem es duldete, daß seine besten Söhne, so von der bethörten und irregeleiteten Volksmeinung verfolgt, zum Kampfe auf Leben und Tod gingen und sich dabei vielleicht nicht von dem herben Gedanken trennen konnten, der den besiegten Brutus am Abend von Pharsalä wie ein Gespenst verfolgte und ihm — dem Philosophen — den Tod so schrecklich machte!

Friede der Asche des Mannes, der siebenzehn Jahre lang mit einem nagenden Schmerz in der Brust sein Leben der Pflicht, nur der Pflicht weihte, der alle Lebensgenüsse floh, um seinem Vaterlande täglich treuer, täglich ergebener dienen zu können, — und der den Tod für sein Vaterland fand mit dem verzweifelten Gedanken . . . . von seinem Vaterlande mißachtet zu sein!

Er ist dahin! man wird ihm prächtige Denkmäler und Statuen errichten, man wird seine Verdienste jetzt wohl anerkennen; aber der tiefe Gram, der sein Erdendasein vergiftete, hätte doch wohl verdient, daß die letzten Stunden seines Lebens nicht so überaus bitter gewesen wären! . . Geschlagen — besiegt — verläumdet! . . . . . O welch ein Tod für einen Soldaten!

Miscellen.

(Ein entsetzliches Telegramm.) Von der Berliner Börse wird im Feuilleton der „Weser-Ztg." erzählt, daß in vergangener Woche ein Bankier durch häufige Privatdepeschen politischen Inhalts vielfach der Neid von Mitspekulanten und zugleich deren Neugierde erregte. Eines Tages erschien wieder der Comptoirdiener mit der blauen Envelope eines Telegramms. Ein Haufen Börsenmänner stürzt ihm nach, um aus den Mienen des Bankiers beim Lesen zu errathen, ob Kaufen oder Verkaufen, ob Krieg oder Frieden. Diesmal geräth der Leser beim ersten Blick auf die Depesche in Bestürzung, zerreißt aufgeregt das Papier und eilt fort. Sicherlich hat Preußen den Krieg erklärt, es kann nichts Geringeres sein. Die Neugierigen rafften schnell die Bruchstücke vom Boden auf und ersehen aus dem künstlich wieder zusammengeflickten Telegramm, daß die Schwiegermutter des Bankiers sich auf vier Wochen zum Besuche anmeldet.

*

Am 12. d. Mts. speiste Professor Liebig beim Kaiser Napoleon. Eine gewiß sehr schmeichelhafte Aufmerksamkeit für den berühmten Gelehrten war es, daß für die Suppe des Diners Fleischextracte seines Systems verwendet waren. Der Kaiser unterhielt sich mit dem Münchner Professor und zwar — was er sonst nicht immer liebt — in deutscher Sprache über die nationale Nahrung für die niederen Klassen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 42. Sonntag den 26. Mai. 1867.

Spurlos verschwunden!

Nach dem Englischen von Lina von B....

Mein Leben werde ich die Freude nicht vergessen, welche ich empfand, als ich vom Medizinal-Collegium das Diplom meiner Befähigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erhielt; der Gedanke, daß ich nun John Merrifield, Med. Dr. zeichnen durfte, schien mir genügender Lohn für alle Mühen des Studiums. Den ganzen Tag schrieb ich den gewichtigen Titel auf jedes Blättchen Papier, um zu sehen, wie er sich ausnehme. Diese kindische Eitelkeit mag verzeihlich sein, wenn ich sage, daß ich drei Jahre lang mich nach diesem glücklichen Tage, als dem Ziele meines Strebens, gesehnt hatte; daß ich, um es zu erreichen, keine Mühe gescheut und manch' lange Nacht durchwacht hatte, weil dieses Diplom mir die Stufe zu ehrenhafter Stellung im Leben, wenn nicht zu Ruhm und Reichthum schien. An die Mühen und Trübsale, die der junge, angehende Arzt zu überwinden hat, dachte ich kaum; mir war's, als müßte sogleich eine hübsche Praxis unter wohlhabenden Patienten sich finden, und ich träumte nur von glücklichen Kuren, wachsendem Ruhm und Einkommen.

Die Stadt New-York bot mehr Spielraum als das Land, und ich miethete alsbald ein passendes Lokal in der Bleeckerstraße, richtete es bescheiden ein, ließ ein schönes Schildchen, auf dem mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Grund mein Name an der Thüre prunkte, befestigen, und wartete auf Patienten.

Tage, Wochen, Monate hatte ich zu warten, kein Patient wollte erscheinen. Mein kleines Kapital schmolz zusammen, und ich dachte bereits mit schwerem Herzen daran, ein Fortkommen zu suchen, das wenigstens mein tägliches Brod abwerfen würde. Endlich faßte ich den Entschluß, noch eine Woche zu warten, und, wenn sich kein Patient zeige, das Med Dr. von meinem Namen zu streichen und ein Unterkommen als Gehilfe in einem Droguerie-Geschäfte zu suchen.

Sechs Tage waren vergangen, aber kein Hilfesuchender hatte sich gemeldet. Es war am Sonntage (o wie ich mich dessen erinnere!), ein kalter Märztag voll Frost und Schnee. Ich trat an's Fenster; das trübe Aussehen der Straße stimmte zu meinen Gefühlen, — muthlos setzte ich mich in meinen Schaukelstuhl und starrte in die wenigen, glimmenden Kohlen des Kamins, als ob ich in ihrem Verglühen mein Schicksal lesen wollte.

Plötzlich ertönte meine Glocke. Ich rieb mir die Augen, als ob ich geträumt hätte. Der schrille Ton hallte ein zweites Mal durch mein stilles Stübchen. Eilig rannte ich an die Thüre und öffnete. Eine junge Dame stand vor derselben.

„Wohnt Dr. Merrifield hier?“ fragte sie.

„Ich bin es selbst.“

„Bitte, kommen Sie und sehen Sie nach meinem Vater, er ist sehr krank.“

Endlich!

„Wo wohnt Ihr Vater?“

„In der Third Avenue, bei der Sixteenth-Straße; wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich Sie begleiten. Ich habe eine Droschke mitgebracht, weil Sie unser Haus wohl nicht leicht finden würden.“

Eine Minute später befand ich mich neben dem jungen Mädchen in der Droschke. Erst jetzt hatte ich Muße, ihre große Schönheit zu bewundern. Sie mochte achtzehn Jahre zählen. Reiches dunkelbraunes Haar umgab ihr liebliches Antlitz in dicken Flechten; die blauen Augen waren von langen Wimpern verschleiert und gaben dem Gesichtchen einen träumerischen, reizenden Ausdruck. Jede Bewegung ließ auf sorgfältige Erziehung schließen.

Die junge Dame sprach nur wenig während der Fahrt; doch meine Fragen bezüglich der Symptome, welche sich bei ihrem Vater zeigten, beantwortete sie ausführlich und klar; alle ihre Gedanken schienen sich auf ihn zu koncentriren. Das Gebäude, vor welchem der Wagen hielt, lag etwas von der Straße zurück und deutete auf Wohlhabenheit, ja Reichthum. Das Fräulein geleitete mich durch eine geräumige Halle in ein Besuchzimmer, woselbst sie mich einen Augenblick zu verweilen bat. Dieses Gemach war reich möblirt; werthvolle Oelgemälde, welche größtentheils Seestücke vorstellten, zierten die Wände. Ich schloß daraus, daß der Hausbesitzer mit dem Seewesen zu thun hatte.

Nach kurzer Zeit erschien die junge Dame wieder und theilte mir mit, daß ihr Vater, Kapitän Linton, bereit sei, mich zu sehen. Ich folgte ihr in's obere Stockwerk und betrat alsbald das Krankenzimmer. Der Kapitän, der mich freundlich begrüßte, war ein ältlicher Herr, dessen Aussehen kein besonderes Unwohlsein anzeigte. Sobald ich jedoch den Puls gefühlt hatte, wußte ich, daß er ein organisches Herzleiden hatte. Er beantwortete meine Fragen ruhig und entschieden; ich verschrieb Arznei und entfernte mich. Dies alles war in einer Viertelstunde geschehen.

Am folgenden Tage schien mein Patient sich wohler zu fühlen; ich entdeckte in ihm einen gebildeten, geistreichen Mann, dessen Unterhaltung wirklich fesselnd war. Meine ärztlichen Besuche dauerten drei Wochen; während dieser Zeit hatte ich

oft Gelegenheit, die Tochter des alten Herrn zu sehen und zu bewundern. Sie war voll Anmuth, Geist und Liebenswürdigkeit. Es freute mich deshalb doppelt, als der Kapitän, nachdem mein ärztlicher Beistand nicht mehr nothwendig erschien, mich bat, ihn hie und da als Freund zu besuchen. Helene hatte mich angegangen, ihr offen meine Ansicht über des Vaters Befinden zu sagen, und ich konnte ihr nicht verhehlen, daß er an einem Herzübel litt, welches plötzlich den Tod nach sich ziehen könnte. Sie bat mich, mit Thränen in den Augen, meinen Einfluß geltend zu machen, damit der Kapitän ein streng geregeltes Leben führe. Ich that es und hatte bald die Freude, zu bemerken, daß er weniger geistige Getränke genoß, als bisher.

Helenen's Bild beschäftigte meine Seele immer mehr, und so kam es, daß ich mich nach und nach fast täglich in des Kapitäns Hause einfand, der mich beinahe zur Familie zählte. Das junge Mädchen empfing mich stets mit freundlicher Herzlichkeit; aber ich wußte nicht, galt es dem ärztlichen Freunde, oder zog ein innigeres Gefühl sie zu mir. Eines Abends benutzte ich die Abwesenheit des Kapitäns, um mein Schicksal kennen zu lernen. Ich gestand ihr in leidenschaftlichen Worten meine Liebe und hatte das Glück, den Bund unserer Herzen auf ihren Lippen besiegeln zu dürfen. Noch am gleichen Abend bat ich den alten Herrn, mir seine Tochter zum Weibe zu geben, und er legte bewegt unsere Hände in einander. Die Hochzeit sollte in Monatsfrist gefeiert werden. Von der Stunde an, wo mein süßes Bräutchen die Glocke meiner Wohnung gezogen hatte, hatten sich auch Patienten gefunden, und ich erfreute mich bereits einer hübschen Praxis.

Acht Tage vor unserer Trauung ließ Helene mich schnell zu sich bitten, weil ihr Vater sehr krank sei. Bevor ich das Haus erreichte, war der arme Kapitän todt, und wir hatten einen Leichenzug, anstatt einer Hochzeit! Das arme Mädchen war vor Schmerz außer sich. Unsere Heirath wurde natürlich verschoben, und Helene beschloß, sich während der ersten Trauerzeit zu einem Onkel zu begeben, der im Dorfe Industry an den Ufern des Ohio wohnte. Unsere Trennung war schmerzlich; aber die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens brach verklärend durch die trüben Wolken. Ich versprach meiner Braut, sie nach vier Wochen zu besuchen.

Ungefähr acht Tage nach Helenens Abreise erhielt ich zu meiner großen Ueberraschung einen Brief von ihrem Onkel, in welchem er sich erkundigte, warum seine Nichte nicht angekommen sei, und die Hoffnung aussprach, es werde doch wohl nicht Krankheit sie zurückgehalten haben. Mein Entschluß war schnell gefaßt; ich ersuchte einen Kollegen, meine Praxis während meiner Abwesenheit zu besorgen, ordnete das Nöthigste und hatte in wenigen Stunden New-York verlassen. In Wheeling erkundigte ich mich in allen Gasthöfen nach Helene und fand ihre Spur; sie hatte sich zu Wasser nach Wellsville begeben. So schnell als möglich, reiste ich nun nach diesem Orte; aber es gelang mir nicht, Weiteres über sie zu erfahren. Nun blieb nichts übrig, als nach Industry zu eilen, weil es möglich war, daß die Gesuchte das Haus ihres Onkels erreicht hatte, nachdem dessen Brief bereits abgegangen war.

Bei meiner Ankunft wurde mir die trostlose Nachricht, daß man nichts von ihr wisse. Onkel Linton sandte sogleich Boten nach allen Richtungen aus; wie gerne hätte ich dieselben begleitet! Aber meine physische Kraft war so erschöpft, daß ich kaum mehr stehen konnte.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich wieder frisch und eilte, sobald ich mich angekleidet hatte, in den Garten, wo Linton ziemlich erregt auf und ab schritt. „Guten Morgen, Doktor", rief er mir zu, „ich denke, Sie werden sich wieder auf die Beine machen wollen?"

„Ja, ich will Helene finden und wenn ich die ganze Welt durchsuchen müßte!"

„Gott gebe, daß es Ihnen gelinge."

„Sie zweifeln? Sie werden doch nicht glauben, daß ihr etwas zugestoßen sei?"

„Hoffentlich nicht; aber wir leben in schlimmen Zeiten."

Es lag etwas Eigenthümliches in dem Tone des alten Herrn, was mich beunruhigte und erschreckte. „Sagen Sie mir, was Sie fürchten!" rief ich ängstlich.

„Ich sollte es Ihnen allerdings mittheilen, Doktor, und doch würde es mir leid thun, Sie unnöthiger Weise zu beunruhigen."

„Sagen Sie mir, um Gottes willen, alles, was Sie wissen! Haben Sie schlimme Nachrichten von meiner Braut?"

„Nein, ich habe gar nichts von ihr gehört; aber es ereignen sich geheimnißvolle Dinge in der Nachbarschaft. Mehrere Fremde und fünf oder sechs unserer besten Bürger sind im letzten halben Jahre verschwunden und Niemand weiß, wo sie hingekommen sind."

„Aber hat man denn keine Nachforschungen angestellt? Weiß man gewiß, daß sie nicht aus freiem Willen verschwunden sind?"

„Wenn nur Einer oder Zwei vermißt würden, hätte letztere Annahme vollen Grund; aber es ist unmöglich, daß fünf geachtete Kaufleute und Landwirthe Weib und Kind in solcher Weise verlassen hätten. Die ganze Umgegend wurde auf's genaueste durchsucht, aber nicht die mindeste Spur der Verlorenen ließ sich finden."

„Sonderbar! Und was glaubt man, daß aus ihnen geworden sei?"

„Das weiß Gott allein. Hundert Vermuthungen sind aufgetaucht, aber keine bot einen vernünftigen Anhaltspunkt. Diesen Morgen kam mir nun der Gedanke, Helene könnte auf gleiche Weise verschwunden sein."

„Das ist nicht wahrscheinlich," erwiederte ich, obgleich eine kalte Hand mein Herz zu erfassen schien. „Wer sollte ein junges Mädchen verderben wollen? Ihre Muthmaßung wird mich übrigens zu doppeltem Eifer anspornen. An welchem Orte hat man die Vermißten zuletzt gesehen, oder von ihnen gehört?"

„Es waren meistens Landwirthe, die vom Markte in Rochester heimkehrten. Sie hatten dort ihre Erzeugnisse verwerthet, waren dort gesehen worden; man konnte ihre Spur bis außerhalb der Stadt verfolgen und dann war jeder Faden verloren."

„Der Hinterhalt müßte also zwischen Rochester und Industry liegen?"

„So scheint es, aber jedes Fleckchen Erde ist sorgfältig durchsucht worden."

Ein Diener meldete, daß das Frühstück bereit sei. Nachdem wir es eingenommen hatten, ließ Linton ein Pferd satteln und ich machte mich auf, den Weg zwischen Rochester und Industry in Augenschein zu nehmen. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen; der Ohio zog sein im Glanze der Morgensonne strahlendes Silberband durch die Felder; die Bäume widerhallten von dem frohen Gesange der Vögel, und das zarte Grün des Frühlings schmückte die ganze Natur. Während ich durch die reizende Gegend ritt, beschäftigten sich meine Gedanken mit den Andeutungen, die Onkel Linton mir gegeben

hatte, und es schien mir immer noch nicht wahrscheinlich, daß Helene, was ihr auch begegnet sein mochte, das Schicksal der übrigen Vermißten theilen sollte.

(Schluß folgt.)

Das Leben der Frauen auf Cuba.

Wer nicht auf Cuba war, hat gewöhnlich ganz falsche Begriffe über die dortige Lebensweise und die Gewohnheiten. Die Frauen, meint man, liegen auf weichen Kissen neben marmornen Springbrunnen und schlürfen bei dem Wohlgeruche der Blumen und dem Gesange der befiederten Sänger Nectar aus Bechern von lauter Silber und Gold. Aber das Alles existirt nur in der Phantasie des Dichters, der gar zu gerne diese Schönheits-Insel, dieses Land der Citronen und Orangen, mit den glühendsten Farben schildert. Eines ist gewiß: daß Mutter Natur hundertmal mehr als die civilisirten Menschen gethan hat, um diesen Fleck Erde anziehend zu machen, denn nirgendwo werden die letzten Spuren des Barbarismus mit solcher Zähigkeit festgehalten, als auf Cuba.

Creolische Frauen, welchem Range und Stande sie auch angehören mögen, genießen ihr Leben sehr wenig, und doch besitzt eines reichen Pflanzers Frau so viel von dem, mit dessen Hülfe man sich alles Wünschenswerthe auf der Erde soll verschaffen können. Alle die Hilfsquellen sind ihnen meistens verschlossen, die durch eine gute Erziehung dem weiblichen Geiste geboten werden; ihr Verstand ist beschränkt, weil ihm keine Gelegenheit gegeben wird, sich zu erweitern; ihr Ideenkreis bewegt sich nur in dem kleinen Cirkel, in dem sie selbst leben. Und warum das Alles? Weil der schöne Boden unfruchtbar bleibt, weil man von dem üppigsten Unkraut die prachtvollen Blumen ersticken läßt, die trotz aller Vernachlässigung hie und da emporblühen und zeigen, was eine sorgsame und vernünftige Cultur bewirken könnte. Hier herrscht noch überall die Meinung vor, daß das Lernen ausschließlich für das männliche Geschlecht paßt. Bei einem Gespräche über diesen Gegenstand sagte ein reicher Mann, Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft: er hielte seine Töchter für hinreichend erzogen, wenn sie im Stande wären, einen Liebesbrief zu beantworten.

Es ist constatirt, daß in den ländlichen Distrikten der Insel von neunzigtausend freien Kindern nur neuntausend in die Schule gehen. Vor einigen Jahren wollte ein Schottländer eine große Pflanzung im Innern besuchen, und hatte zu diesem Zwecke einen Empfehlungsbrief an den Pflanzer. Man denke sich sein Erstaunen, als er den Brief überreichte und entdeckte, daß der Pflanzer Geschriebenes nicht lesen konnte; sein Sohn, ein Junge von sechzehn Jahren mit sehr wohldressirtem Schnurrbart, kam dazu und bekannte, ohne zu erröthen, daß er nicht klüger als sein Vater sei; da wurde denn der Ingenieur des Etablissements herbeigerufen, der, obgleich Franzose, das Spanische vortrefflich sprach und schrieb, und von ihm wurden die geheimnißvollen Züge entziffert. So etwas ist natürlich nicht die Regel, sondern hoffentlich nur eine vereinzelte Ausnahme, denn ich habe Pflanzer gekannt von feiner wissenschaftlicher Bildung und hoher Intelligenz; diese hatten denn auch, anstatt faul bis zu ihrem Tode auf dem kleinen Flecke Erde hängen zu bleiben, auf dem ihre Wiege gestanden, den Vortheil von Reisen in das Ausland reichlich ausgebeutet.

Die häuslichen Pflichten, welche die Herrin des Hauses zu erfüllen hat, sind durchaus nicht gering. Die Sennora steht mit der Sonne auf, oft früher noch als ihre Kinder und begibt sich im Morgenkleid in die Despensa oder Vorrathskammer, um zu sehen, was der Koch für des Tages Bedürfniß vom Markte mitgebracht hat. Sie macht den Speisezettel für das Frühstück und das Mittagsessen, und läßt den Koch aus Töpfen, Krügen, Fäßchen und Flaschen alles das nehmen, was er zur Ausführung seiner complicirten Kunst nöthig hat. Dann kommen die Monteneros, d. h. Bauern, in den Hof hereingefahren, die einen mit Pferdefutter, die andern mit Spanferkeln, Geflügel und Eiern, wieder andere mit Obst und Gemüse, und zuletzt erscheinen die Maulesel, beladen mit kleinen Säcken voll Holzkohlen. Da ist eine Weile die Scene recht belebt, die Hunde bellen die Neuankommenden an, die Kinder kommen heraus, um nach ihren verschiedenen Lieblingen auf dem Hofe zu sehen, die Ferkel quicksen und die Papageien lachen und schreien so laut wie möglich, gleich als ob ihnen das muntere Leben so recht gefiele.

Der duftende frisch geröstete Kaffee füllt die Morgenluft mit seinem Wohlgeruch und bald sieht man die Kaffeetassen nach den verschiedenen Zimmern wandern. Die Sennora verläßt die Speisekammer aber nicht, ohne sich noch einmal besonders davon überzeugt zu haben, ob auch der Koch die Oliven, die Nudeln, den Knoblauch oder eines von den vielen Gewürzen nicht vergessen hat, ohne welche letztere die spanische Küche nicht bestehen kann. Dann geht sie in das Arbeitszimmer, um die Arbeit für die Nähmaschine herauszulegen und um der Näherin die nöthigen Anweisungen wegen des Besatzes an den Kleidern und der Spitzen an den Hemden zu geben. Nachdem sie nun noch einmal nach den Kindern gesehen und der verschiedenen Dienerschaft allerlei Befehle ertheilt hat, geht sie wieder in ihr Zimmer, wo sie ein Bad erwartet. Ist die Morgentoilette vollendet, dann ist sie bereit, jeden Bekannten oder Freund zu empfangen, der sich etwa von selbst zum Frühstücke einladen sollte. Nach beendeter Mahlzeit hält sie mit dem Sennor, der gemüthlich seine Cigarre raucht, Rath über Familien-Angelegenheiten &c. Kaum ist er aber weggegangen, dann geht es an die Lieblingsunterhaltung des schönen Geschlechtes, an die Handarbeit. Ja, die Nadel führen und wieder die Nadel führen ist sogar in einem tropischen Klima die Hauptbeschäftigung von Vielen; denn so allgemein auch die Nähmaschinen gebraucht werden, ziehen doch die meisten das Werk ihrer eigenen Hände vor. Das Leinengeräth ist gewöhnlich äußerst kostbar und oft reich besetzt mit einer Art Spitzen, welche die zarten Finger der Sennoritas selbst verfertigt haben. Ich erinnere mich in dem Zimmer eines Junggesellen einen Kopfkissenüberzug gesehen zu haben, der mit einer eine halbe Elle breiten Spitze besetzt war. Die Bett- und Handtücher sind auch nicht selten reich gestickt.

Da vor dem Abend kein Besuch kommt, so wird die Einförmigkeit des Tages durch nichts unterbrochen, es sei denn, daß gelegentlich die regelmäßig unterstützten Armen erscheinen, die oft blind und manchmal lahm sind, und einzig und allein von der Mildthätigkeit leben, da es so zu sagen keine Zufluchtshäuser für die Armen in Cuba gibt. Gegen 1 Uhr wird eine Erfrischung von Früchten genommen, die Diener häufen geschälte Orangen auf eine Schüssel, die wie lauter Schneeballen aussehen, und bereiten ein angenehmes Getränk aus frischen Citronen, Wasser und Zucker. Auch andere Früchte werden gegessen, je nach der Jahreszeit, wie Mangos, Sapoten, Ananas und Bananen. Ein widerlich süßes Getränke

wird aus dem Guanabana*) mit Zucker und Eiswasser bereitet.

(Schluß folgt.)

Heinrich Beitzke.

(Nekrolog.)

Beitzke war am 15. Februar 1798 als Sohn eines Landpredigers in Pommern geboren, zeigte als Kind große Begabung und Neigung für die Arbeiten einer gelehrten Bildung und sollte nach dem Wunsche der Seinigen und nach seinem eigenen durch ein Universitätsstudium sich seine Stellung in der Welt verschaffen. Da er den Vater aber früh verloren hatte und kein Vermögen besaß, so fehlten die Mittel, die Universität zu beziehen. In diesem Suchen nach Mitteln und den dadurch schwankenden Entschlüssen traf ihn die große Zeit der Freiheitskriege. Nach der ersten Nachricht von der Rückkehr Napoleon I. von Elba nach Frankreich trat der kaum siebenzehnjährige, seiner Konstitution nach eher schwächliche als starke Jüngling in das preußische Heer als Berufssoldat freiwillig ein. Der Truppentheil, dem Beitzke angehörte, traf erst nach der Schlacht bei Waterloo auf dem Kriegsschauplatze ein. Doch hatte Beitzke bei den Belagerungen von Maubeuge und Philippeville noch Gelegenheit, ein Stück wirklichen Krieges zu sehen. Als Offizier kehrte er aus dem Feldzuge zurück.

In dem langen Garnisonsleben, das nun folgte, wandte er sich ganz seinen ersten Neigungen zu wissenschaftlichen Arbeiten wieder zu. Es waren besonders Geschichte und Geographie, die dem Berufssoldaten zunächst liegenden Wissenschaften, die ihn besonders beschäftigten. Langsam aber reifte doch nun der Gedanke in ihm, sich selbst schriftstellerisch auf diesem Gebiete zu bethätigen. Abgesehen von verschiedenen Aufsätzen in wissenschaftlichen, besonders militärischen Zeitschriften, ist das erste größere Werk unter dem Titel: „Die Alpen, ein geographisch-historisches Bild" erst im Jahre 1843 erschienen. Diese Arbeit ist ihrer Natur nach in weiteren Kreisen wenig bekannt geworden, hat aber bei Fachmännern ihm schon damals große Anerkennung eingetragen. Die nächste Arbeit wandte sich schon der letzten Kriegsgeschichte zu, die er immer mit Vorliebe behandelt hatte. Es war eine Biographie des preußischen Kavalleriegenerals v. Sohr und zwar nur den Theil seiner militärischen Wirksamkeit im Kriegsleben betreffend. Inmitten dieser Arbeiten hatte nun aber der Friedensdienst in der Armee, der einförmige Garnisonsdienst, den er nun seit 30 Jahren mitgemacht hatte, allen Reiz für Beitzke verloren, und so entschloß er sich, den Dienst zu quittiren und sich in der Muße ganz den wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Er war damals Hauptmann und wurde als Major pensionirt. Viel mag wohl zu diesem Schritt der Entschluß beigetragen haben, die Geschichte der Freiheitskriege von 1813 und 1814 zu schreiben, der während der biographischen Arbeit über Sohr in ihm gereift war.

Er machte sich nun auch frisch an die Arbeit und selbst das Jahr 1848, das ihn zwar tief ergriff und die höchsten Hoffnungen für die politische Wiedergeburt des Vaterlandes in ihm erweckte, riß ihn nicht aus der Einsamkeit, die für seine Arbeit so zuträglich war. Die Stimmung, in die ihn das Jahr 1848 versetzt hat, ist aber seinem Werke über die Freiheitskriege auf das Herrlichste zu Gute gekommen. Ihr verdanken wir wohl hauptsächlich das warme Kolorit, das so wesentlich bei der Strenge der wissenschaftlichen Arbeit zu dem großen und allgemeinen Erfolg derselben beigetragen hat. Besonders ist es die Anerkennung, die der Soldat hier den geistigen Mächten jener Zeit verschafft, dem Idealismus der Zeit, jene Begeisterung für Freiheit und Vaterland, die er so warm bewahrt hat, die dieses Werk unbestritten an die Spitze unserer Literatur über die Freiheitskriege stellt. Das Buch war mitten in der Zeit der schwersten Reaktion ein epochemachendes Ereigniß; von allen Freiheits- und Vaterlandsfreunden wurde es jubelnd begrüßt, als ein Beweis, daß auch uns noch eine Zukunft beschieden sei. 1856 folgte die Geschichte des russischen Krieges, 1865 aber erst die Geschichte des Jahres 1815.

Inzwischen hatte ihn nämlich der Strom des politischen Lebens ergriffen. Das Vertrauen eines westphälischen Wahlkreises hatte den Patrioten im Jahre 1861 in die Kammer als Abgeordneten geführt. Beitzke schloß sich daselbst der Fortschrittspartei an und ist bis zum Tage seines Todes nicht blos äußerlich eines ihrer Mitglieder gewesen, sondern hat immer treu und unwandelbar an ihrem Programm festgehalten. So sehr er mit dem Resultate des Krieges des vorigen Jahres einverstanden war, so sehr er sich begeisterte für die Thaten der Armee, so wenig Einfluß hatte das doch auf sein Urtheil über die Wege, auf welchen diese Politik zu Stande gekommen, über die Mittel, die dabei angewandt waren und über die Ziele, die dabei verfolgt wurden. Doppelt bemerkenswerth ist diese Festigkeit bei einem Soldaten und bei einem Historiker, weil wir gerade bei beiden gewohnt sind, eine fast unbegrenzte Anerkennung der glücklich vollbrachten Thatsachen zu finden.

Beitzke hat in den glücklichsten Familienverhältnissen gelebt. Er hinterläßt eine Wittwe und drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, alle jetzt erwachsen, die ihm seinen Lebensabend verschönt haben.

In der deutschen historischen Literatur hat sich Beitzke für immer einen ehrenvollen Platz in der vordersten Reihe gesichert und dem treuen Kämpfer für Freiheit und Volksrecht wird das deutsche Volk ein dankbares Andenken bewahren. Er starb zu Berlin am 10. Mai plötzlich am Schlage, nachdem er zwei Tage vorher noch gegen die Verfassung des norddeutschen Bundes im preußischen Abgeordnetenhause gestimmt hatte.

*) Annona muricata.

Miscellen.

Ein Theil der berühmten gräfl. Schönborn'schen Gemäldegalerie von Pommersfelden wird bekanntlich in Paris versteigert. Der erste Tag der Versteigerung brachte 511,470 Frks. ein. Bezahlt wurden unter Anderm ein Teniers 15,000 Frks., ein zweiter 9000 Frks., vier Bilder von Gerard Dow mit 42,000, 13,000, 15,600 und 13,000 Frks. Ein Quintin Matsys 45,500 Frks.; P. Potter 29,000 Frks.; A. van de Velde 40,000 Frks.; Pourbus jun. 11,000 Frks.; drei Bilder von Philipp Wouvermans zu 65,000 Frks., 24,500 und 18,100 Frks.; zwei Bilder von Jan von Huysum 15,200 und 13,700 Frks.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 43. Mittwoch den 29. Mai. 1867.

Spurlos verschwunden!

Nach dem Englischen von Lina von B....

(Schluß.)

In Rochester fragte ich jede Straße der Stadt durch; aber Niemand hatte eine Dame gesehen, auf welche Helenen's Beschreibung paßte. Es war Nacht geworden, ehe ich meine Forschungen beendet hatte. Mein Herz fühlte sich erleichtert, als ich hier nichts von meiner Braut vernahm; denn die Mittheilungen der Leute in der Stadt bestätigten Linton's Angaben auf's Entschiedenste. Es dunkelte bereits, als ich mich auf den Heimweg machte; Industry lag aber nur acht englische Meilen entfernt, und ich hoffte, es in einer guten Stunde zu erreichen. Noch hatte ich kaum drei Meilen zurückgelegt, da fing mein Pferd zu hinken an, und ich mußte absteigen und es am Zügel führen. Nach einer Viertelstunde erreichte ich ein großes Wirthshaus an der Landstraße. Ich beschloß, mein Pferd in demselben zurückzulassen und mir von dem Wirthe ein anderes zu verschaffen, das mich an's Ziel meiner Reise bringen sollte. Mein Klopfen blieb anfangs, obgleich Licht im Hause brannte, unberücksichtigt. Ich wiederholte es; endlich wurde die Thüre geöffnet, und ein Mann erschien auf der Schwelle. Nachdem ich ihm mein Anliegen mitgetheilt hatte, erklärte er, er habe kein Pferd, aber ich könne bei ihm übernachten und in der Frühe mit dem vorüberfahrenden Omnibus meine Reise fortsetzen.

Es war spät, und die Aussicht, fünf oder sechs Meilen durch eine Gegend zu wandern, über die solch' abenteuerliche Gerüchte im Umlauf waren, erschien mir nicht sehr lockend; ich nahm daher den Vorschlag an und betrat das Haus. Im Gastzimmer saß die Wirthin; es war eine hübsche Frau, und auch der Hausherr, welcher sich, nachdem er mein Pferd untergebracht hatte, zu uns gesellte, zeigte das wahre Urbild eines gemüthlichen Wirthes. Ich fühlte mich bald heimisch, und wir unterhielten uns über tausenderlei Dinge.

„Was halten Sie von den Gerüchten, die über die Umgegend zwischen Rochester und Industry im Umlaufe sind?“ fragte ich nach einer Weile.

„Es ist ganz passend, daß Sie „Gerüchte“ sagen, Herr,“ erwiderte der Wirth; „ich glaube auch, es ist kein wahres Wort an der Sache. Ich bin nun seit zweiundzwanzig Jahren Inhaber des Wirthshauses „zum weißen Schwan“, aber es ist mir in all' der Zeit nie etwas Unrechtes widerfahren. Mir däucht, der Erste hat sich aus dem Staube gemacht, und die Andern haben von der entstandenen Aufregung Vortheil gezogen und sind in aller Stille seinem Beispiele gefolgt.“

„Der Grund ließe sich hören, wenn nicht alle Vermißten höchst achtbare Männer gewesen wären.“

„Möglich, aber wer kann das menschliche Herz ergründen? Da führt Mancher ein scheinbar rechtliches Leben und ist im Grunde ein schlechter Kerl. Zudem hat erst neulich ein Reisender behauptet, er habe einen der Vermißten in Wisconsin gesehen.“

„Wenn das der Fall ist, sollte man es bekannt machen, um die Gemüther zu beruhigen.“

„Damit geschähe mir der größte Gefallen. Sehen Sie, Herr, früher war mein Haus immer voll; seit dieses Gerücht aber aufgetaucht ist, spricht höchst selten Jemand bei mir ein. Wir wären schon lange zu Grunde gegangen, wenn ich mit meinem Handwerk, als Schreiner, nicht mein Stückchen Geld verdiente.“

Unsere Unterhaltung dauerte noch eine kurze Weile, dann verlangte ich, in mein Schlafzimmer geführt zu werden. Ein eigenthümlicher Blick zwischen Mann und Weib, der erst später in seiner furchtbaren Bedeutung in meiner Erinnerung auftauchte, fiel mir auf, aber ich beachtete es nicht.

„Das weiße Zimmer?“ fragte die Frau.

„Nein, das rothe,“ entgegnete der Mann und runzelte die Stirn.

Das Weib schwieg. Der Wirth geleitete mich selbst in das bestimmte Gemach, ein altmodisches Zimmer mit einer großen Himmelbettlade, welche von schweren Vorhängen umgeben war. Sonderbarer Weise befand sich kein Teppich auf dem Boden.

Der Wirth stellte die Lampe auf den Tisch und empfahl sich.

Die Aussicht vom Fenster war reizend. Der Vollmond spiegelte sich in den silbernen Fluthen des Ohio, und die Sterne schimmerten golden durch die dunklen Bäume. Um den Eindruck der schönen Nacht besser zu genießen, löschte ich das Licht, setzte mich an's Fenster und überließ mich meinen Gedanken. Helenens Bild und ihr geheimnißvolles Verschwinden beschäftigten bald ausschließlich meinen Geist; ihr weiches, liebevolles Herz, ihr edler Charakter leuchteten vor meinem inneren Auge und fesselten alle meine Gedanken. Da hörte ich plötzlich einen leisen Tritt auf der Treppe, und eine Sekunde später steckte die Wirthin ihren Kopf vorsichtig zur Thür herein.

„Was gibt's?“ fragte ich aufstehend.

„Haben Sie nicht gerufen?“

„Nicht doch — ich brauche nichts.“

„Ich bitte um Entschuldigung; gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Das Weib schloß die Thür und ließ mich wieder allein. Dieser Besuch erweckte meinen Argwohn. Es war zu still im Hause, als daß ein Irrthum bezüglich des Rufens mir möglich erschien; der zwischen Mann und Weib vorhin unten gewechselte Blick fiel mir ein: — — sollte der Wirth vielleicht mit dem geheimnißvollen Verschwinden der Reisenden in Verbindung stehen? Des Mannes gutmüthiges Gesicht widersprach dem Argwohn. Ich habe von Natur ein scharfes Ohr, möglich auch, daß meine Nerven in diesem Augenblicke erregt waren, kurz, es kam mir vor, als ob Jemand an der Thür horche. Daraus, in Verbindung mit dem auffälligen Erscheinen der Wirthin, zog ich den Schluß, man wünsche aus irgend welchem Grunde, ich möchte zu Bette gehen, und so legte ich mich, vollkommen angekleidet, auf's Lager. Alsbald — ich vernahm's deutlich — verließ die Person an der Thüre ihren Posten und schlich die Stiege hinab.

Meines Argwohns war ich jetzt nicht mehr Meister, aber ich beschloß, diplomatisch zu Werke zu gehen. Leise erhob ich mich wieder von meinem Bette und versteckte mich hinter den schweren Vorhängen des Fensters, entschlossen, zu wachen und zu warten. Eine halbe Stunde verfloß, nichts regte sich und ich wollte mich eben wirklich zur Ruhe legen, als gerade unter mir ein Laut ertönte, der dem Einhacken einer eisernen Kette glich.

Wieder entstand eine lange Pause, alles war todtenstill. Da trafen meine Augen zufällig das vom Monde beschienene Bett und ich sah zu meinem Entsetzen, daß es sich langsam und geräuschlos senkte und durch eine große Fallthür verschwand.

Entschlossen, das Geheimniß zu ergründen, klammerte ich mich schnell an einen der Pfosten der versinkenden Bettlade, deren Vorhänge mich vollständig verhüllten. Die Bewegung war so langsam und unmerklich, daß ein Schlafender sie in keinem Falle bemerkt hätte. Wie weit es hinunter ging, konnte ich nicht bemessen, aber mir schien es eine beträchtliche Tiefe. Endlich stand die Maschine still und ich wartete ängstlich auf die Ereignisse der nächsten Augenblicke. Es dauerte nicht lange, bis eine schwere eiserne Platte mit Macht auf das Bett niederfiel. Wenn ich in demselben gelegen, würde ich ohne Zweifel augenblicklich getödtet worden sein. Die Gewalt des Falles warf mich von meinem Verstecke auf die Erde. Ich verletzte mich jedoch nicht und versuchte die Dunkelheit zu durchdringen. Der weiche Boden ließ mich annehmen, daß ich mich in einem Keller befinde, ich tastete mit den Händen vorwärts und gelangte endlich an eine Oeffnung, durch welche ein Lichtschimmer drang. Der Wirth und die Wirthin befanden sich im anstoßenden Gewölbe.

„Du willst also nicht?“ schrie der Elende. „Wart'! ich will dich's lehren!“ Und er schlug das Weib mit schwerer Hand zu Boden.

Dann nahm er ein Bowiemesser zwischen die Zähne und schlich, mit der Talgkerze in der Hand, in ein weiteres Gewölbe. Ich folgte ihm leise, vorsichtig.

Er schloß eine Gitterthür auf; ein Schrei ertönte bei seinem Eintritt. Barmherziger Gott, der fahle Schein der Kerze fiel auf die Züge meiner Braut, welche gefesselt in der feuchten Höhle lag!

„Du mußt sterben, Mädchen,“ sagte der Elende, „ich will dir noch zwei Minuten zu deinem Gebete lassen.“

„Hilfe, Hilfe!“ jammerte die Arme, „o John, warum bist du nicht da, mich zu schützen?“

„Ich bin da!“ rief ich und packte den Schurken an der Kehle.

Bei meinem Anblick war er wie gelähmt, — er dachte wohl, ich sei von den Todten erstanden. Nachdem ich ihn gebunden hatte, befreite ich Helene von ihren Fesseln und schloß den Mörder in das Gewölbe ein.

Keine Worte vermögen unsere Wonne, unsere Freude zu schildern.

Ihre Anwesenheit in der Mördergrube erklärte sich leicht. Aus Versehen war sie in Rochester, anstatt in Wellsville gelandet und hatte sich auf dem Werfte über den Weg nach Industry erkundigt. Der Mann, an den sie sich gewendet und der kein Anderer war, als der Wirth „zum weißen Schwan“, antwortete, er gehe eben des Weges und wolle sie mitnehmen. Er brachte das junge Mädchen sammt dessen Gepäck in sein Haus und würde sie wohl gleich ermordet haben, wenn die Wirthin nicht stets für sie gebeten hätte.

Letztere fanden wir noch bewußtlos am Boden liegen. Von dem Gemache führte eine Wendeltreppe in's obere Stockwerk. Wir brachten die Frau hinauf, legten sie auf ein Bett und eilten dann, sobald es tagte, nach Rochester.

Kurze Zeit später hatte sich die Kerkerthür hinter dem Wirthe und seinem Weibe geschlossen; sie hatten keinen Widerstand geleistet. Die Leichen der Vermißten fanden sich in den unterirdischen Gewölben. Der Verbrecher wurde nach wenigen Monaten gehenkt und sein Weib zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt.

Das Wirthshaus bildete lange einen Schauplatz der Neugierde und der Nachfolger des früheren, verbrecherischen Besitzers erntete ein hübsches Stückchen Geld, indem er die geheimen Vorrichtungen zeigte. Der Schwanenwirth war von Profession ein Schreiner gewesen und hatte erst mit klugem Sinn und geschickter Hand in seinem Hause mechanische Vorrichtungen zu bloßer Unterhaltung angebracht. Nach und nach fiel ihm ein, welcher Vortheil sich daraus ziehen lasse. Ein Schritt führte zum andern; das erste Verbrechen erstickte das Gewissen, und der Unglückliche sank immer tiefer in den Abgrund des Verderbens. Die mechanischen Vorrichtungen waren wirklich kunstvoll, und Menschenwitz würde sie wohl nie entdeckt haben. Aus dem Keller führte kein anderer Ausweg, als der durch die Wohnstube; die Fallthür aber war so geschickt versteckt, daß selbst, als das Geheimniß entdeckt war, nur die Wenigsten den Ort, wo sie sich öffnete, bestimmt angeben konnten.

Linton's Freude war grenzenlos, als ich Helene in seine Arme führte. Er rieth uns, unsere Trauung nicht länger aufzuschieben, und bevor ich nach New-York zurückkehrte, durfte ich Helene mein Weib nennen.

Das Leben der Frauen auf Cuba.

(Schluß.)

In der Mittagszeit sind die Hausirer sicher, vorgelassen zu werden, und sind sie nur erst einmal in dem Hause, dann thut sich wie durch ein Wunder der Reichthum ihrer Ladung auf. Die Sennora wünscht nur ein wenig Mousselin für ein Kinderkleidchen zu kaufen, aber sie kann nicht widerstehen, es ist natürlich Alles gar zu schön, und sie nimmt auch noch ein Dutzend gestickter Sacktücher für sich, ein Staatstaschentuch für die Tochter, wenn sie in die Kirche geht, ein Stück superfeinen Stoffes für Hemden und schließlich einen Fächer, der direkt

aus Paris kommt. Da kommt auch die Kinderschaar — hat er denn keine Kinderfächer? Denn jedes muß auch einen haben. Inzwischen hat sich nach und nach die ganze Haushaltung versammelt, um die verführerischen Dinge zu besichtigen, sogar der Kopf des schwarzen Kochs guckt hinter der fetten Dinah hervor, die ihn sonst ganz verdeckt, da er jedenfalls nicht gesehen sein will. Die hübsche Mulattin kauft ein buntfarbiges seidenes Tuch zur Bedeckung ihrer Schultern und einen Strang großer, weißer Perlen; Dinah eine durchsichtige Schürze und Ohrringe. Die beiden Wäscherinnen entschließen sich nach langem Handeln zu einem weißen Mousselinkleide, bedeckt mit vielen Schmetterlingen, die natürlich nach der ersten Wäsche weggeflogen sein werden. Und schließlich sind Alle zufriedengestellt, vor Allem der Hausirer, dessen Bündel wesentlich leichter, und dessen Taschen um einige Goldunzen schwerer geworden.

Um vier oder fünf Uhr ist ein reiches, köstliches Mittagsmahl bereitet, Fische, Suppe, Fleisch und Wildpret werden zusammen auf den Tisch gesetzt, und wenn man so glücklich ist, dem Knoblauch zu entgehen, der zuweilen mit Willen vergessen wird, dann muß man bei so reicher Auswahl gewiß ein gutes Mahl halten. Der dunkelfarbige catalonische Wein mit Eiswasser trägt auch dazu bei, zahlreiche Süßigkeiten folgen und zuletzt kommt eine kleine Tasse mit Kaffee-Essenz, zu der die Herren ihre Cigarren rauchen.

Jetzt nimmt die Abendtoilette die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und lange zuvor, ehe die Damen angekleidet sind, steht der Wagen vor der Thüre mit Allem, was zu einer eleganten Spazierfahrt gehört. Endlich steigen die Sennora und die Sennorita ein, um Besuche zu machen. Die Großmutter hingegen begibt sich in den Salon und nimmt die Kinder zu sich, welche zum Zeitvertreib durch die eisernen Fensterstäbe auf die Straße sehen. Auch der Papa hat sich in volle Toilette geworfen und ist in dem Billardzimmer; von da geht er in irgend einen Klub, nachher macht er einige Besuche und beschließt gewöhnlich den Abend in dem Theater.

Der gänzliche Mangel an Kultur und Bildung in Cuba wird von denen nicht gefühlt, welche niemals ihre Insel verlassen haben; anders aber ist es mit denen, die auf ihren weiten Reisen die soziale Stellung und die Bildung der Frauen anderer Nationen kennen gelernt haben. Glücklicherweise fangen die jüngeren Damen an, wenigstens ihr musikalisches Talent ernstlich zu kultiviren, und nach und nach scheinen auch noch andere Bildungsmittel in die Mode zu kommen, die das einförmige langweilige Leben, zu dem diedortigen Frauen verdammt sind, beleben und erheitern werden.

Die Damen gehen fast nie auf den Straßen, höchstens zur Kirche; bei ihren Einkäufen bleiben sie im Wagen sitzen, da es gegen die Sitte verstößt, die Läden zu betreten. Es besteht eine höfliche Vertraulichkeit zwischen den Verkäufern und ihren schönen Käuferinnen; erstere lehnen sich nachlässig an den Wagen und drehen ihren krausen Schnurrbart, und während die Gönnerin die Waaren besichtigt, lassen sie die Augen bewundernd auf ihren blendendweißen Schultern ruhen, die auch dem Vorübergehenden, der neugierig in jeden Wagen starrt, durchaus nicht verborgen werden.

Die ärmeren Klassen besuchen fast nie die Läden, sondern kaufen ihre Bedürfnisse bei den Hausirern, die in großer Zahl die Städte und Dörfer besuchen. Diese Menschen sieht man in der brennendsten Sonnenhitze daherwandern, auf dem Kopfe einen enormen Pack, den die eine Hand balanciren hilft, während die andere eine Elle schwenkt und noch dazu eine große Zahl von Reifröcken trägt.

Nirgends werden die jungen Mädchen so streng bewacht als in Cuba, und da sie so wenig Gelegenheit haben, die jungen Männer zu sehen, entspinnen sich sehr viele Liebesgeschichten öffentlich an den Fenstern, d. h. sie steht in der Stube und er draußen vor den Fenstergittern, und obgleich man es ungern sieht, muß man es doch ignoriren und dulden.

Was ist auch in diesem hellen sonnigen Klima natürlicher, als daß ein Mädchen, das den ganzen Tag wie ein Vogel in seinem Käfige eingeschlossen ist, nach der ermüdenden Arbeit der Toilette, um frische Luft zu schöpfen, an das offene Fenster geht? Zufällig geht ein Bewunderer vorüber, er bleibt stehen, um sie zu begrüßen, und bietet ihr eine Rose an; sie nimmt sie und befestigt sie scherzend in ihrem Haare, während der Zeit muß er ihr natürlich Taschentuch und Fächer halten. Sie sprechen von dem letzten Concerte, von dem nächsten Balle, auf dem sie sich zu treffen hoffen. Er dreht in größter Ruhe seinen langen Schnurrbart, aber sie merkt doch, daß seine Blicke bewundernd auf ihr ruhen; da wendet sie sich schnell ab nach der Straße hin, aber keiner der Vorübergehenden bemerkt sie. An was sie wohl denkt? Und da tritt ihre Mutter in den Saal, begleitet von der Tante und Großmutter; der Cavalier verschwindet, aber sein Lebewohl klingt noch lange in ihrem Ohre nach, während sie die glänzenden Augen ihm nachschweifen läßt. Jetzt fährt der Wagen vor, sie muß mit der Tante spazieren fahren; vielleicht erblickt sie ihn dann wieder.

Trotz des zurückgezogenen Lebens der Frauen in Cuba lieben sie Schmuck und Kleider mehr als alle anderen. Jede Gelegenheit zur Entfaltung einer glänzenden Toilette ergreifen sie begierig und sparen weder Kosten noch Mühe, um ihre Reize noch zu erhöhen. Die Pariser Mode spielt eine große Rolle, und manche schöne Form wird durch das Pariser Corsett verunstaltet. Ein üppiger Haarwuchs wird hoch geschätzt, und um denselben zu erlangen, nehmen sie häufig Waschungen des Kopfes vor. Eine junge Dame sagte mir, sie brauche dazu jedesmal ein Dutzend Eier. Eine andere Sennorita ließ bei voller Toilette immer das Haar aufgelöst die Schultern umwallen. Ganz besonders erinnerlich ist mir noch eine Scene, die von einem mondhellen Abende wunderbar beleuchtet wurde. Eine junge Braut erhob sich aus dem Kreise der sie umgebenden Schwestern, Tanten und Cousinen, um ihren Bräutigam zu begrüßen. Er kam geritten, sie eilte ihm entgegen; es war mir, als sehe ich eine Waldnymphe, so bedeckten die schönen Locken fast ihre halbe Gestalt und ihr weißes Gewand. Ohne Zweifel ist auch etwas Koketterie bei einer solchen Mode im Spiele, denn eine schöne Figur und ein schöner Kopf mit glänzenden Augen, halb verborgen von dem natürlichen Schleier, müssen ja das stärkere Geschlecht unwiderstehlich anziehen.

Bälle und die Oper sind für sie das höchste im Leben; da müssen sie denn jedesmal ein neues und sehr elegantes Kleid haben. Mit dem Schneider, dem Juwelier wird Rath gepflogen; weiße seidene Schuhe werden bestellt, Mode-Journale studirt, kurzum an dem Ball- oder Operntage sind die Läden bis zum Abende nicht leer. Im Familienkreise sind die Damen sehr einfach; ein weißes Kleid, das nett, kühl und dauerhaft ist, genügt ihnen; ein solches kostet gewöhnlich 3 bis 4 Guineen.

Gänzlich unfähig beweisen sich die cubanischen Mütter, ihre zahlreiche kleine Nachkommenschaft zu behandeln und zu erziehen, und leider gibt es wenige spanische Schriftsteller, die

so viel gesundes Urtheil und praktischen Sinn in dieser Beziehung haben, daß sie sie in ihrer schweren und wichtigen Aufgabe unterstützen könnten. Die Kinder sind höchst eigenwillig, und die nachgiebige, nachsichtige Mutter ist meist nicht im Stande, den selbständigen und herrischen Charakter der Kinder zu leiten, der ja allüberall in den Familien zu Hause ist, wo man ihnen von klein an freien Willen läßt. Der demoralisirende Einfluß der schwarzen Kinderfrauen und Mädchen bringt Eigenschaften hervor, die nicht leicht wieder auszurotten sind; die arglose Unschuld, diese lieblichste Blüthe der Kindheit, wird oft in schlaue Hinterlist verwandelt. Die Hausthiere werden z. B. den einen Augenblick gehätschelt und geliebkost, den anderen müssen sie die größten Grausamkeiten erdulden, denn die gefühllose Kinderfrau erlaubt es. Auch die Regeln der Gesundheit verstehen die Mütter so wenig, daß das physische Wohlsein häufig wesentlich Noth leidet. Wenn die Kinder in anderen Ländern sich im süßen Schlafe stärken, dann machen sie hier ihre Abendtoilette und gehen noch in Gesellschaften. Deßhalb haben auch diese kleinen Märtyrer der Gewohnheit und der Mode troß ihrer leuchtenden Augen ein schmachtendes Aussehen, und nirgendwo findet man die schöne Farbe der Gesundheit. Jedoch rührend und unermüdlich sind die cubanischen Mütter an den Krankenbetten ihrer kleinen Lieblinge und erlauben nie, daß ein anderer sie davon ablöst. Ueberhaupt zeigt sich hier, wo keine öffentlichen Anstalten für die Armen, Alten und Kranken sind, die hingebende Natur des Weibes so recht deutlich. Ihr Ohr ist stets jeder Erzählung der Armuth und des Kummers offen, und ihre Hand stets bereit, den Unglücklichen zu helfen. Unter jedem Himmel und bei jeder Religion hat eben Gott das Herz der Frauen so geschaffen, daß es reich ist an Mitgefühl und Menschlichkeit, und je mehr sie selbst gelitten hat, desto fähiger ist sie zu helfen und zu trösten. (Hours at Home.)

Miscellen.

(Mechanisches Kunstwerk.) Auf der Pariser Ausstellung macht eine Pendeluhr, die ein belgischer Uhrmacher aus Vervier ausgestellt hat, besonderes Aufsehen. Dieselbe stellt das Haus dar, welches Napoleon I. auf Elba bewohnte. Das Zifferblatt befindet sich mitten auf dem Gesimse des Hauses. Oberhalb desselben erhebt sich ein von sechs Säulen geschlagenes Thürmchen, über welchem der Napoleonische Adler schwebt. Der Fuß der Uhr stellt die Insel Elba, das Meer und das Festland dar. Auf dem Meer schwimmen acht Kauffahrteischiffe. Ein englischer Garten, in dessen Mitte ein Wasserstrahl emporspringt, liegt vor dem Palais. Der Adler zeigt die Stunden an, indem er ein Bündel Waffen zerbricht, ein Schwert in den Schnabel nimmt, mit demselben auf einer Kanone die Stundenzahl schlägt und dann das Schwert wieder an seinen Platz bringt. Bei dem Schlag der ersten Stunde tritt der Kaiser aus seinem Hause mit einem Gefolge von sieben Personen. Die Wachen treten aus den Schilderhäusern hervor und präsentiren. Der Kaiser bewegt sich eine kurze Zeit in dem Garten und besteigt dann den Thurm, um zu spähen, ob das Meer frei sei und ob er sich mit seinen Truppen einschiffen könne. Mit der zweiten Stunde hat er sich eingeschifft, man sieht die Kriegsschiffe auf natürlichem Wasser, welches eine kleine hydraulische Mühle in Bewegung hält, vorüberfahren. In der dritten Stunde erscheint Napoleon I. reitend auf einem Schimmel, gefolgt von seinen Truppen und von bespannten Geschützen. Es ist begreiflich, daß diese Uhr gerade in gegenwärtiger Zeit Bewunderer in Menge findet.

*

In Brünn starb vorige Woche im Spitale ein Baron v. Montmorency, welcher viele Jahre Chorsänger am dortigen Theater unter dem Namen Kaminsky war, jedoch Dokumente besuß, die seine Abstammung aus adeligem Stamme und von der gleichnamigen unglücklichen herzoglichen Familie in Frankreich bewiesen. Er genoß die letzten Jahre gleichsam das Gnadenbod von der Theaterdirektion und war seines bescheidenen Wesens und seiner größeren Bildung wegen allgemein beliebt.

*

Auf dem Friedhofe von Montmorency bei Paris wurde am 21. ein Denkmal des polnischen Dichters und Patrioten Adam Mierkiewirz enthüllt. Reden wurden gehalten von den Herren Carnot, Iranyi, Tetrowicz und Fricz. Der Letztere, ein böhmischer Schriftsteller, protestirt laut gegen die Reise seiner Landsleute Rieger und Palacky nach Moskau. Das Denkmal des Dichters ist sehr einfach; eine Halbsäule, in welche ein bronzenes Medaillon gefaßt ist, das die melancholischen Züge des polnischen Schiller zeigt.

Der Bergfürst.

Hell leuchtet der Himalaya
Herüber auf Kandahar:
Bewundernd steht der Rajah,
In Demuth der Tschandalar.*)

Im Purpurmantel prächtig,
Umflossen von Hermelin,
Ein Sultan, herrscht er mächtig
Im Wolkenbaldachin.

Tief wallt durch goldne Matten
Der Sind im heil'gen Traum;
Es breitet hehre Schatten
Der Banianenbaum.

In glänzender Pagode
Entzückt der Hindu lauscht,
Wie auf dem Abendrothe
Der Flügel Brahma's rauscht.

Hell leuchtet der Himalaya
Herüber auf Kandahar:
Da reicht ein stolzer Rajah
Die Hand dem Tschandalar.

Ignaz Hub.

*) Paria.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 44. Sonntag den 2. Juni. 1867.

Der falsche Ton.

Eine Novellette aus dem Eheleben.

„Ich kann es nicht!"

„O doch, meine gute Frau, du kannst es, wenn du es nur ernstlich willst!"

„Ich will aber nicht! Ich weiß doch, daß ich's nicht kann! Warum quälst du mich nur so, Eduard?"

„Herz, weil du zu oft sagst: Ich kann es nicht! Nicht allein in diesem Falle, wo es sich nur darum handelt, aus Gefälligkeit gegen mich diesen Aufsatz zu lesen, der nicht nach deinem Geschmack ist. Du sagst auch so, wenn du ein Gemälde ansehen sollst, das mehr charakteristisch als schön ist, oder wenn du mit eigenen Augen menschliches Elend wahrzunehmen Veranlassung . . . genug, bei allen Gelegenheiten, in denen deine Sympathie nicht mitwirkt. Ich will dir ja nicht zu nahe treten, Helene, ich sage nicht, du thust es aus Laune; aber du machst auch keinen ernstlichen Versuch, dich zu bezwingen. Man muß können, wenn man will!"

„Nein, nein, Herzensmann, du irrst dich sicher! Wenn ich sage, ich kann nicht, so sage ich's aus Ueberzeugung. Ich gebe zu, es ist ein Fehler, aber ich hoffe, es ist mein einziger. Oder hast du mich noch anderer anzuklagen, lieber Eduard?"

„Nein, Helene, nur dieses einen. Du bist sonst eine musterhafte Gattin, empfindungsreich, aufmerksam gegen deinen Gatten, sorglich, würdig im gesellschaftlichen Leben . . ."

„Bst, bst! genug, mein herziger Junge! Du sollst mich nicht beschämen; aber das Eine ist wahr; ich habe die ernstliche Absicht, dich glücklich zu machen. Du kannst mir deßhalb den einzigen kleinen Fehler immerhin nachsehen."

Helene legte ihren Arm um den Nacken Eduard's und küßte ihn. Was sollte er mit dem liebenswürdigen Geschöpf beginnen? Er schloß sie fest an seine Brust und bedeckte ihr Mund, Stirn und Augen mit Küssen. Glückselig, wie immer nach solcher Wendung kleiner Dispute, schlüpfte Helene davon, um nach ihrem schlummernden Kinde, ihrer herzigen Ludmilla, dem Ebenbilde ihres Gatten, zu sehen. Eduard war ein Maler. Sein Ruf im historischen und Porträtfache war anerkannt, es ging ihm gut, er kannte seit dem Augenblicke seiner Verheirathung noch keine drückende Nahrungssorge, obschon ihm Helene, die feingebildete, etwas verzogene und verzärtelte Tochter eines angesehenen Beamten, kein Vermögen zugebracht hatte. Der „einzige Fehler" seiner Gattin ging ihm aber doch in dem Kopf herum; er konnte sich einer unbestimmten Ahnung nicht erwehren, daß doch einst noch schwere Folgen aus diesem fatalen „Ich kann nicht" entstehen könnten. Er sann und sann und blickte im eleganten Gemach umher, als suche er nach einem äußeren Anhalt für seine Gedanken. Da fiel sein Blick auf das Pianino. Helene war eine leidenschaftliche und gewandte Klavierspielerin und entzückte ihn oft mit ihrem Spiel und Gesang.

Rasch erhob sich Eduard und trat an das Instrument — er hatte eine Idee. Leise öffnete er das Pianino, nahm den Schlüssel zum Stimmen und schraubte eine der unentbehrlichsten Saiten um einen halben Ton zurück. Dann schloß er das Instrument wieder und begab sich, als wäre nichts geschehen, an seine Arbeit.

Abends, als die kleine Ludmilla zur Ruhe gebracht war, und er mit Helenen soupirt hatte, setzte diese, wie oft, sich an's Klavier und Eduard bat sie, ihm eines ihrer schönsten Lieder zu singen. Sie gab ihm einen Kuß und erklärte sich damit bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. Nach einem kurzen Präludium erhob sie ihre kraftvolle, liebliche Stimme, in welcher ihre ganze Seele zum Ausdruck kam. Plötzlich nach der ersten Strophe brach sie ab und zog mit einem gelinden Schauder ihre Finger von den Tasten zurück.

„Was ist dir denn?" fragte Eduard, scheinbar verwundert.

„Welch' ein schauderhafter Diskord! Und du hast ihn nicht einmal herausgehört?"

„O ja, gewiß!"

„Nun, wahrhaftig, du sagst das mit ungeheurer Gelassenheit! Wart', ich will den verdorbenen Ton suchen." Sie gleitete mit den Fingern über die Klaviatur. „Hier ist er."

„Laß ihn doch!" versetzte Eduard gleichgiltig. „Es sind der Noten noch genug; wegen der einen verstimmten Saite brauchst du doch nicht aufzuhören!"

Helene schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Bist du von Sinnen, Eduard? Wie kann ich über diesen ohrzerreißenden Ton hinwegkommen?"

„Nun wahrlich, Kind, du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, dieser einzige Fehltritt einer simplen Note könne eine ernstliche Störung hervorrufen?"

„Aber Eduard! Du bist doch sonst nichts weniger als ein Vandale. Du verstehst genug von der Musik, um zu wissen, daß dieser einzige Fehler die ganze Harmonie stört. Es ist ebenso, als wolltest du mit einem geschwärzten Pinsel über eines deiner Gemälde fahren."

„Das ist wirklich wunderbar!"

„Was ist wunderbar?" fragte Helene ein wenig gereizt.

„Nun, daß ein einziger kleiner Fehler solche Störung verursachen kann."

„Ich sehe darin nichts Wunderbares, Eduard. Ein Diskord ist ein Diskord; sei er klein oder groß — er wird bemerkbar und stört die Harmonie."

„Ja, ja, du hast vollständig recht, Helene. Ich begreife, daß die vollkommene Klangwirkung dieses Instrumentes ohne Zweifel abhängig ist von der Vollkommenheit jedes einzelnen angeschlagenen Tons, und daß ein einziger falscher Ton das Ganze effektiv beeinträchtigt. . . . Wie ähnlich ist doch dies Pianino dem menschlichen Herzen, meine Helene! Auch hier kann ein einziger, scheinbar kleiner Fehler die Harmonie des häuslichen Lebens zerstören."

Helene blickte ihren Gatten überrascht und forschend an. Sie wußte, daß er nie ohne Bedeutung sprach, sie sah an dem feinen Lächeln seines Mundes, daß er den Vergleich nicht ohne Beziehung aufgestellt hatte.

„Eduard, gesteh's nur — du hast die Saite herabgeschraubt!"

„Ja, Herz, ich that es. Ich wollte dich auf deinem eigensten Gebiete mit deiner Behauptung schlagen; ein einziger Fehler sei ohne Einfluß auf die Harmonie des Lebens."

„Ah, ich verstehe dich, Eduard! Du wolltest mir eine Lektion geben — du böser Mann!" Sie legte ihren schönen Kopf schmeichelnd an seine Brust.

„Hat die Lektion auch genützt, mein süßer Schelm?" fragte er liebkosend.

Helene versprach, künftig sich daran zu erinnern.

„Aber jetzt stimme mir die Saite wieder, Eduard!" Dieser that es und Helene sang ihr Lied süßer, bezaubernder als je.

Das waren glückliche, selige Tage der Ehe. Es kamen aber auch trübe Tage. Eduard hatte Unglück, er erkrankte, seine schöpferische Kraft ward gelähmt, seine Einnahmen wurden spärlicher. Helene aber hatte längst die Lektion von der Harmonie der Saiten vergessen; sie sollte Manches, ja Vieles entbehren und sagte doch oft: „Ich kann es nicht! Ich kann Dies, kann Jenes nicht!" Es kamen Tage des Zerwürfnisses. Der kranke Eduard war reizbarer, er verlangte wohl manchmal von seiner Frau zu viel. Als sein Uebel sich lebensgefährlich gestaltete, hörte er das odiöse Wort nicht mehr, doch schwebte es vor dem Auge seiner hinsterbenden Einbildungskraft wie ein Gespenst. Eduard starb an der Schwindsucht, als sein einziges Kind kaum acht Jahre zählte. Helene fühlte nun wohl, daß sie an ihm ihren theuersten Schatz verloren habe, daß sein Verlust ihr unersetzlich sei. Nichts war ihr von dem geliebten Manne geblieben als sein Bild, von ihm selbst gemalt, mit der hohen, freien Stirn, dem klaren, gemüthvollen Auge und herzigen Zug um den Mund. Oft saß sie stundenlang, durch Thränen blickend, in tiefem Sinnen davor und erinnerte sich mit heißem Schmerz, daß sie wohl manchmal anders hätte sein können. Es war die einzige Genugthuung ihrer Seele, daß sein Bild durch nichts verdrängt werden konnte. „Nie werde ich dich vergessen, mein verklärter Eduard — ich kann es nicht!"

Die Naturwunder Californiens.

Das Gold Californiens ist nur ein Glied in der Reihe von Schätzen, die dieses Land bietet, und unter seinen Wundern ist es das geringste. Aber dieses Metall hat nun einmal einen solchen Werth, eine so allmächtige Bedeutung in der Welt erhalten, daß Alles, was Schönheit oder Großartigkeit, was wildromantischer oder ehrwürdiger Charakter der Natur dem menschlichen Gemüthe bieten kann, Schätze, die man durch das bloße Hinblicken gewinnt, die keine andere Arbeit als die Reise verlangen, vor ihm in den Hintergrund treten müssen. Wer hat in Homburg und Wiesbaden Sinn für die Kunst und Pracht in Bau und Ausschmückung der Säle, wenn das Gold auf dem grünen Tische rollt? Wer hat Sinn für die majestätischen Schönheiten in der Natur Californiens, wo ihm das Gold in den Adern der Gebirge, im Sande der Flüsse verführerisch entgegenlacht? Ja, wäre die Verehrung des goldenen Kalbes nicht so allgemein, beherrschte die Gier nach dem gleißenden Götzen den Sinn des Menschen nicht ausschließlich, es müßte gerade umgekehrt sein; der Goldreichthum der neuen Welt würde vor den Offenbarungen ihrer herrlichen Natur zurücktreten und verschwinden müssen.

Californien nimmt nur einen kleinen Raum auf der Karte der westlichen Hemisphäre ein; aber dem Auge, welches über die Küste des stillen Oceans hinstreift, fällt es sofort durch seine musikalischen, bedeutungsvollen Namen auf, welche mit der harten, nichtssagenden englischen und der phantastischen indianischen Nomenclatur der anderen, weiter nach Norden gelegenen Staaten des Westens einen angenehmen Contrast bilden. Diese Namen sind schon in sich selbst Poesie, und ihr bloßer Klang führt uns in ein Feenland, dessen Grenze Los Angeles, dessen Eingang das „Goldene Thor", dessen Schildwachen die Städte, eine Armee von Heiligen, dessen lebenspendender Strom der Sacramento und dessen Allerheiligstes das Thal Eldorado, in seiner ehrfurchtgebietenden Abgeschiedenheit, ist. Welch schöneres Reiseziel könnte man sich wählen, als dieses Reich an der fernen Küste des stillen Oceans? Lassen wir die Goldminen, die „Wasserprivilegien" und die Triumphe des Handels und der Colonisation bei Seite, und folgen wir dem Pfade des Jägers, des Künstlers, des Naturforschers durch einen Theil dieses wundervollen Landes, dem gegenüber die menschliche Einbildungskraft verstummt. Der große Continent des Westens hat Nichts aufzuweisen, das man nicht hier vertreten fände; Seen und Forsten, Berge und Minen, lachendes Weideland und schreckliche Abgründe, schwindelnde Höhen und finster gähnende Tiefen, und die mächtige Stimme nimmer schweigender Wasserfälle; während der großartige Maßstab, in welchem die Natur, wie um zu zeigen, was sie zu leisten im Stande wäre, sich hier produzirt, dem Lande Californien einen ganz besonderen Stempel aufdrückt.

Die Wasser des stillen Ocean bilden, sich zwischen eng zusammentretenden Landzungen hindurchdrängend, eine Reihe schöner, malerischer Buchten, mit einer Menge von kleinen Inseln, von denen jede ihren eigenen, sie besonders kennzeichnenden Charakter trägt; und eine Fahrt an diesen Inseln vorüber ist eine gute Vorbereitung für den Wunderanblick der urweltlichen Haine in Calavera. Wenn wir das Meer mit den Flüssen vertauschen und den gewaltigen Windungen des breiten, glänzenden Stromes folgen, bietet uns die Landschaft mit jedem Schritt einen neuen, größeren Reiz; vorüber geht es an den stattlichen Städten Stockton und Sacramento, hinter denen die große Sierra Nevada-Kette ihre rothglühenden Schneegipfel erhebt, vorüber an den majestätischen finsteren Fichtenwäldern, vorüber an den flüchtig vor unseren Augen vorbeitanzenden Dörfern und Flecken am Ufer. Ueberall regt es sich, in Wasser und Luft, in Wald und Flur von animalischem Leben; und hoch oben, längs der Bergkette, sieht man hie und da die großen düsteren Feuer der Indianer ihre flackernden Flammen gegen Himmel senden. Vorüber an Städten und Bergwerken, wo

wir gern einen Augenblick verweilen möchten, um zu beobachten, wie der Mensch dem widerstrebenden Busen der Erde seine Schätze abringt, wenn unsere Reise nicht gegen den Zauber des Goldes gefeit wäre; vorüber an üppigen Geländen, wo unzählige Arten von Blumen von seltener Schönheit und von köstlichem Wohlgeruch die Spalten und Schluchten bis zum Rande bedecken; vorüber an den Eichen- und Fichtenhainen, die zu einer Rast in dem Schatten ihrer gewaltigen rauschenden Zweige einzuladen scheinen; und dann hinein mitten in das Herz des majestätischen Waldes, mit seinen zweihundert Fuß hohen Fichten und den gewürzig duftenden Lichtungen, die sich in anscheinend endlosen Fernsichten hindurchziehen; das ist der wundervolle Weg, den wir verfolgen.

Etwa eine Meile von den Mammuth-Hainen erweitert sich die Aussicht und die umliegenden Bergkegel und Bergrücken treten deutlich hervor. Dort im Südwesten erhebt der „Kahle Berg" sein unbedecktes Haupt; im Westen dehnt sich der ununterbrochene Gürtel der Küstenberge aus und im Osten begrenzt der schneeige Reifen der Sierra Nevada die prächtige Scene. Das ist die Umgebung der Mammuth-Haine. Wer die Bäume liebt, wer für ihre Schönheit und Pracht ein offenes Auge hat, wer diese Zeugen der Vergangenheit nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht betrachtet, auf den wird dieser Hain der Mammuthbäume, deren Alter hineinreicht in die Zeit der ältesten Denkmäler und Kunst, einen gewaltigen, einen unvergeßlichen Eindruck machen. Die Einzelheiten dieses Wunderhaines bieten zwar auch Interesse genug; aber sie verschwinden doch vor der Großartigkeit des Gesammteindruckes. Mitten in der Wildniß der neuen Welt ein ganzer Wald von Bäumen, welche sich zu den stattlichsten Herren der Wälder auf unserer Hemisphäre wie die Heroen und Gottheiten Homers zu Swifts Liliputern verhalten, von denen jeder seinen bezeichnenden poetischen Namen hat; ein Wald, welcher den Wechsel der Jahreszeiten mehr denn dreitausendmal an sich vorüberziehen sah, von Niemanden gesehen und gekannt, wenn nicht vielleicht dann und wann von dem blöden, gleichgiltigen Auge umherstreifender Indianerstämme. Das Interesse an der wundervollen Scene wird, wenn das überhaupt möglich, vielleicht noch erhöht, wenn man erfährt, daß der „Verbrannte Baum", ein hohler, auf der Erde liegender Stamm, solche Dimensionen hat, daß ein Reiter sechzig Fuß weit in seine Höhlung hineinreiten kann; daß auf dem „dicken Baumstumpf" eines Tages zweiunddreißig Personen zu gleicher Zeit Cotillon tanzten, die Musiker und Zuschauer gar nicht gerechnet; und daß auf dem Stamm eines der gefallenen Mammuthbäume eine doppelte bedeckte Kegelbahn gezimmert worden ist. Die Haine von Calaveras bannen uns mit magischer Gewalt in ihrem Bezirke fest — mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt, können wir uns nicht losreißen, und je länger wir weilen, um so tiefer, um so heftiger wird unser Sehnen nach der Gabe, die Geschichte vergangener Zeiten diesen Riesen der Vorwelt ablauschen zu können, zu erfahren, ob ihre Einsamkeit je durch den Fußtritt des Menschen gestört wurde; aber vergebliche Mühe, und wir werfen uns an den Fuß eines der ehrwürdigsten Bäume in das duftende Gras, um zu sinnen und zu träumen; vielleicht, daß uns die Nymphe des Baumes im Traume ein Märchen aus alten Tagen zuflüstert.

Hinter den Wäldern befinden sich die Tropfsteinhöhlen, ebenso wundervoll und ebenso schön, wenn auch in einer andern Art; das Geheimnißvolle, Ehrfurchtgebietende dieser majestätischen von der Natur gebauten Hallen, in welche noch nie ein Strahl des Tageslichts gefallen ist, erfüllt die Seele des Besuchers mit einem eigenthümlichen, unnennbaren Zauber. Bis vor fünfzehn Jahren, wo Kapitän Taylor die Calaverashöhlen entdeckte und die Mitwelt mit dieser Verwirklichung eines der reizendsten und phantastischsten Wunder aus „Tausend und eine Nacht" bekannt machte, wußte die Welt noch nichts von dieser unterirdischen Herrlichkeit. Kapitän Taylor war in den Bergwerken von O'Neill's Creek, drei Meilen westlich von den Mammuthwäldern, als Ingenieur thätig; und er pflegte sich nach Tisch in Gesellschaft einiger Kameraden mit Büchsenschießen zu vergnügen. Eines Tages wollte er die Scheibe in einer etwas weiteren Distanz anbringen, und sah sich zu diesem Zwecke nach einem Baume um, an dem er dieselbe befestigen konnte, als seine Augen plötzlich auf eine Oeffnung zwischen den Felsen fiel. Bei näherem Hinsehen bemerkte er, daß sich dieselbe weit in den Berg hinein zu erstrecken schien, und er und seine Gefährten begannen dieselbe weiter zu erforschen. Die Gegend, in welcher sie sich befanden, trug einen äußerst wilden und romantischen Charakter; einzelne Felsblöcke und zusammenhängende Felsmassen wechselten mit einander ab, bald schroffe Vorsprünge, bald tiefe Einbuchten bildend, und ein dichter Teppich üppig wuchernder Schlingpflanzen zog sich, hier vorhangartig herabhängend, dort sich den Formen des Bodens anschmiegend, darüber hin. Hinter einem dieser vorspringenden Felsblöcke hatte sich der Zugang zu einer unterirdischen Wunderwelt Jahrtausende lang verborgen.

Die Entdecker folgten dem sich vor ihnen eröffnenden Wege, der zuerst ziemlich steil hinabführte, aber bald eine sanftere Neigung annahm, und der, nachdem er auf einer Strecke von etwa vierzig Fuß sich ziemlich eben gehalten hatte, plötzlich in einen weiten Saal von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite mündete. Ernst und schweigend eröffnete sich die majestätische Halle vor den staunenden Beschauern; das düstere Licht der Kienfackeln erleuchtete mit seinem röthlichen Glanze nur einen geringen Umkreis, und das Auge mußte sich erst an das Dämmerlicht in den größeren Entfernungen gewöhnen, ehe es die unregelmäßig gewölbte Decke, die an einzelnen Stellen eine Höhe von 40 Fuß hatte, ehe es die edelen Proportionen, ehe es den Ausgang weit hinten am anderen Ende erkennen konnte. Sie gaben dem Raum, den vorher wohl nie ein menschlicher Fuß betreten hatte, den Namen „Rathssaal"; dann gingen sie weiter; neue Hallen, neue Säle enthüllten sich vor ihnen, schön und ehrfurchtgebietend, in dem tiefen Schweigen und dem Düster, in welchem sie vor ihnen lagen, wenn sie hineintraten, und wahrhaft erhaben, wenn das flackernde, nur Einzelnes beleuchtende Licht die uralten Geheimnisse dieser unterirdischen Welt mehr ahnen ließ, als enthüllte. Zuletzt betraten sie einen Raum, in dem die ganze wunderbare, feenhafte und majestätische Schönheit dieses Zauberlandes ihren Höhepunkt zu erreichen schien; sie traten aus dem „Bischofspalast" in den „Hochzeitssaal". Die Fee, „welche Perlen spricht", wäre allein im Stande, die Herrlichkeiten der Scene in ebenbürtigen Worten zu berichten; und sie müssen auf die von Staunen überwältigten Entdecker den Eindruck gemacht haben, als ob sie plötzlich durch ihren Zauberstab hervorgerufen worden wären.

(Schluß folgt.)

Aus Paris.

Paris, Ende Mai. *) „Paris capitale du monde!" Dieses eitle Wort von Texier und Kämpfen gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Haben doch alle Nationen und alle Staaten die Erzeugnisse ihres Landes und ihres Fleißes hergesandt auf den großen Weltmarkt, den man „Exposition universelle" nennt. Und der Weltmarkt hat auch sein Weltpublikum. Täglich bringt das Dampfroß neue Gäste aus allen Weltenden. Nicht die Völker allein, auch ihre Fürsten kommen; schon sind die kleinen Könige, die Herzöge und Prinzen da, und bald werden die großen eintreffen, die Kaiser-Könige, die Zaren und Sultane. Lassen wir deßhalb — wenigstens bis zum Schlusse der Ausstellung — das Wort passiren: „Paris, die Hauptstadt der Welt." Soll doch kürzlich ein fremder Fürst geäußert haben: „Ich wünschte, daß mein Land ein Boulevard von Paris wäre!" Das klingt allerdings etwas anders, als der Wunsch: „Neapel sehen und dann sterben." Das heißt vielmehr: „Paris sehen und dann — leben." Mag der Anblick von Paris auch ein Verlangen erfüllen, so öffnet er doch zugleich tausend neue. Verlangen, immer neues Verlangen, darin besteht die Lebenslust.

Doch keine Seufzer à la Lamartine! Paris weckt nicht nur Wünsche, es bietet auch Genuß, viel Genuß, wenn man den Journalen und Affichen glauben darf. Der „Moniteur" ist des trockenen Tones satt und besingt die Festivitäten der hohen und höchsten Welt. Die Vergnügungen, von denen der „Herold der Regierung" nichts erzählt, sind vielleicht noch — interessanter. Die feuilletonistische Lokalpresse erhitzt ihre Phantasie an der Schilderung eines Halb.-Hofballes, welchen eine Königin der Demi-Monde (es gibt in diesen Reichen keine erbliche Souveränetät, alles macht sich durch die — Wahl!) ihren zu kostbaren Huldigungsgaben verpflichteten Kurfürsten und Vasallen vorige Woche veranstaltete. Das Wort „Fürsten" bitte ich nicht etwa blos bildlich zu nehmen, denn in Wahrheit soll dort die „fürstliche Jugend" vertreten gewesen sein. Es fehlte nicht an Diamanten zum Schmuck, nicht an Trüffeln beim Souper. Die Etikette soll derjenigen bei einem Ministerball in nichts nachgestanden haben. Streng wurde die Rangordnung bei Vertheilung der Plätze beobachtet. Neben den Cavalieren throuten vielgenannte Damen, von denen manche ein wenig mit der linken Hand herrschen mögen. Man tanzte bis früh Morgens um 8 Uhr, aber immer mit Etikette. „Plus que du demi-monde, de la demi-cour", sagt der Henri de Pène, der geistreiche Plauderer: es war „mehr als Halbwelt, es war Halbhof."

Geben die Zeitungen die Geschichte der Vergnügen, so erscheinen dagegen die Affichen als Propheten, welche das, was kommen soll, verkündigen. Nie noch waren die Mauern und Säulen so überdeckt mit Zetteln, wie gegenwärtig. Zu den großen Propheten gehören die amerikanischen. Ja, die Kunstreiter und Jongleure aus Amerika wissen noch Mittel, um selbst einen Pariser in Staunen zu versetzen. Entsprechen die Leistungen der transatlantischen Gesellschaft, welche sich im Circus des kaiserl. Prinzen eingemiethet haben, um dort Vorstellungen zu Pferde und zu Fuß, auf dem Seile und dem Trapez zu geben, ihren Affichen, so muß das Vergnügen großartig sein.

Der erhöhte Straßenverkehr hat die Fuhrwerke zu einer gesuchten Waare gemacht. Natürlich ist das nicht ohne Einwirkung auf die Kutscher geblieben; sie haben sich bewogen gefunden, ihre übergroße Höflichkeit mit einem übergroßen Hochmuth zu vertauschen. Wenn einem solchen Gaullenker dein Hut nicht gefällt, darfst du nimmer hoffen, in seinem Wagen befördert zu werden; er wartet lieber, um vielleicht einen Japanesen oder einen Russen, wenn nicht gar eine Primadonna zu fahren. Langbein hat Recht: Das Glück ist schwerer zu tragen als das Unglück. Einige Franzosen mit dem Wahlspruche: „Egalité" fanden sich durch den Hochmuth eines Kutschers so erregt, daß sie, als er ihnen den Eintritt in seinen Wagen verweigerte, ihn vom Bocke warfen, dann einstiegen und ruhig fortfuhren. Das war gewiß sehr Unrecht und hat wenig gebessert. Am besten wäre es wohl, wenn die Regierung an die Fuhrwerkbesitzer der umliegenden Städte die Aufforderung ergehen ließe, ihre Voituren, so weit diese entbehrt werden können, nach Paris zu bringen; denn in diesem Punkte helfen nicht Taxen und Polizeimaßregeln, sondern nur eine ordentliche Concurrenz.

Sie sehen aus diesen Notizen, daß die Ausstellung anfängt zu blühen. Es war auch Zeit, daß der kalte Nebel der Kriegsbedrohungen, welcher alle Entwickelung hemmte, sich endlich verzog. Es gibt Leute, welche das Wort „Luxemburg" nicht mehr hören können. „Voriges Jahr der Luxemburg-Garten," sagte ein Industrieller auf der Weltausstellung, „in diesem Jahr die Luxemburg-Festung, lassen Sie uns mit diesem Luxus, der nichts einbringt, als — Verlust."

(Schluß folgt.)

*) Aus der „Schles. Ztg."

Miscellen.

In Wien fand am 26. Mai, Vormittags 9 Uhr, in der Stiftskaserne ein musikalischer Wettkampf statt. Auf allerh. Anordnung wurden nämlich vier Militär-Musikkapellen, und zwar jene der Infanterieregimenter: König von Hannover, Graf Khevenhüller, Graf Crenneville und Herzog von Württemberg, im Beisein einer musikalischen Jury beauftragt, behufs Auswahl einer dieser Militär-Musikkapellen zur Beschickung des internationalen Musikfestes in Paris Ouverturen aus den Opern „Freischütz" und „Zampa" vorzutragen. Die Musikkapellen vollzogen ihre Aufgabe auf das Beste, doch trug den Sieg über die Mitkonkurrenten die Kapelle des Regimentes Herzog von Württemberg unter der Leitung ihres Kapellmeisters Zimmermann davon, in Folge dessen auch dieser Musikkapelle die Ehre zu Theil werden wird, die österreichische Militärmusik in Paris zu vertreten. Die genannte Musikkapelle wird am 12. Juli mit der ersten Division das Lager bei Bruck an der Leitha beziehen und begibt sich sodann nach Paris.

*

Marie Seebach (Niemann) erregt in Petersburg Furore; unter Andern wurde die Künstlerin an einem Abende 18 Mal hervorgerufen.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 45. Mittwoch den 5. Juni. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.*)

I. Im warmen Nest.

1. Ein Prachtjunge.

Ich stamme aus einem kleinen Städtchen mitten in Frankreich, wo mein Vater eine sehr kleine Stelle hatte mit einem höchst kleinen Gehalt, von dem wir kaum hätten leben können, wenn meine Mutter, die ein Engel von Entsagung, Ordnung und Sanftmuth war, nicht durch Sparsamkeit und Arbeit es fertig gebracht hätte, daß es reichte. So eingeschränkt wir lebten, waren wir doch glücklich, bis plötzlich mein Vater erkrankte und starb. Ich war fünf Jahre alt und weiß es noch wie heute.

Ja, wie heute. Meine Mutter in Thränen, die Augen verweint, eine einzige Kerze brannte im Zimmer, der Vater lag unbeweglich, seine Stirne war eisig, als die Mutter meine Lippe zum Kuß darauf neigte. Wie kalt war der Kuß, wie fest geschlossen die Augen, wie schrecklich blaß sah er aus! Ich rief „Papa, Papa!“ und zum ersten Male blieb die Antwort aus.

Den Tag darauf kam eine lange, schwarzbehangene Kiste, wo man den Vater hineinlegte (so sagte mir eine Nachbarsfrau); der Priester folgte mit einigen Leuten aus dem Ort — ich seh's noch vor mir. Dann blieb ich mit der Mutter allein in dem leeren Zimmer. Der Anblick der einsamen Kerze bei Tageslicht fiel mir aufs Herz, und ich fing an zu schluchzen, die Mutter fiel wie verzweifelt vor mir auf die Knie und sagte: „Bernhard, mein armer, kleiner Bernhard, mein lieber Herzensjunge, jetzt sind wir beide allein auf der Welt!“

In dem Augenblick trat plötzlich ein Herr, den ich nie gesehen hatte, ins Zimmer und sagte mit einer etwas rauhen Stimme zur Mutter: „Nein, liebe Schwester, Sie sind nicht allein auf der Welt.“

Meine Mutter schrie laut auf, streckte dem Unbekannten die Arme entgegen und fiel in Ohnmacht.

Es war mein Onkel, der Onkel aus Amerika.

*) Aus der Nouvelle Série der Bonnes fortunes parisiennes des unter dem Pseudonym Stahl schreibenden Buchhändlers und Schriftstellers J. Hetzel. Die Einkleidung ist dieselbe, wie die bei der neulich mitgetheilten Novelle „Liebesabenteuer eines Pierrot“; eine Gesellschaft Franzosen, die auf der Bastei bei Dresden eingeregnet ist, vertreibt sich die Zeit mit Erzählungen aus ihrem Leben. Die nachfolgende Geschichte ist eine Art **Paul et Virginie**, aus dem Sentimentalen ins Modern-Reale übersetzt, aber Erfindung und Charakteristik wahrhaft originell.

Ein wahrer Ueberraschungs-Onkel! Kein Mensch wußte von seiner Heimkehr, und da er seinen Bruder in bester Gesundheit zu finden glaubte, so hatte er sich im Voraus das Wiedersehen sehr vergnüglich ausgemalt. Da kam er freilich gut an.

So ein Onkel aus Amerika war natürlich Millionär, aber ein Original wie er war, ließ er Niemand was davon merken. Selbst gegen die Mutter machte er ein Geheimniß daraus und sagte ihr nur, sie solle außer Sorge sein, er habe im Baumwollengeschäft sich eine Kleinigkeit zurückgelegt und mit einiger Sparsamkeit werde es schon gehen.

Er kaufte sich in der Nachbarschaft ein kleines Haus, machte den Küchengarten zum Rosengarten und erwarb sich in der ganzen Gegend bald den Ruf eines ausgezeichneten Blumengärtners.

Wir lebten vergnügt und behaglich. Wäre nicht die Erinnerung an den Vater gewesen, die Mutter hätte glücklich sein können. Hätte ich nicht auf ihrem lieben Gesichte die sanfte Trauer gesehen, ich wäre der glücklichste kleine Junge von der Welt gewesen.

Onkel war derb und absonderlich, aber herzensgut. Mit mir gab er sich wohl ab, aber auf seine Art. „Aus dem Jungen muß ein ganzer Kerl werden“, sagte er bisweilen zur Mutter, „so ein Junge ist kein Mädchen. Wenn die Zeit kommt, lootse ich Ihnen den Bengel fort, den Bernhard. Sie verziehen ihn, liebe Schwester.“

„Er hat keine Fehler“, antwortete die Mutter.

„Er könnte immer solche haben, daraus machte ich mir nichts“, und dabei gab er mir einen Klaps auf den Kopf. „Meine Zeit wird schon kommen“, drohte er mit dem Finger, als ich mich in den Schooß der Mutter flüchtete.

Ich muß sagen, ich war ein prächtiges Kind. Als ich ein Jahr alt war, galt ich für eine Schönheit. So einen dicken kleinen Jungen gab es zwanzig Meilen in der Runde nicht. Die Leute auf der Straße blieben stehen und gafften mich an. Die Mütter kamen auf mich zu und küßten mich und die alten Herren gingen nie vorüber, ohne mich auf die Backe zu klopfen. „Ein wahrer Apfel“, sagten die einen, „ein Pfirsich“ sagten die andern, „ein Prachtbengel“, hieß es auf allen Seiten. Die Bauernfrauen, und namentlich die Ammen, betrachteten meine Mutter mit Bewunderung und Eifersucht; denn sie selbst hatte mich genährt. „So eine schwächliche Frau und so ein strammer Bub — wie ist das möglich?“ sagten sie, wenn sie mein blühendes Gesicht an dem kleinen Eckfenster sahen, wo mich die Mutter jeden Marktag ausstellte.

Die gute Mutter! Noch sehe ich sie vor mir, wie sie mir gegenübersitzt, den Kopf auf die Arbeit geneigt und nur aufblickend, um ihren Bernhard anzusehen. Ich war ihr Stolz.

Glücklicher Weise schadete meine Schönheit meinem Charakter nicht, ich war ein gutes dickes Kind, sehr ruhig, sehr verständig, verwunderte mich mäßig über das, was ich begriff, verwunderte mich gar nicht, wenn ich was nicht begriff, lächelte stillvergnügt ins Leben hinein, war sehr anstellig, sehr gehorsam, nirgends im Wege, ein stiller Anbeter meiner Mutter, machte nie Lärm — kurz, ich war so recht eine gute ehrliche Haut. Doch muß ich gestehen, hätte Jemand an meiner kleinen — bitte um Verzeihung — meiner dicken Person etwas auszusetzen gefunden, so hätte mich das sehr überrascht. Ich hatte so oft sagen hören, was ich für ein Prachtjunge sei, daß ich's endlich selbst glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Naturwunder Californiens.

(Schluß.)

Niemals hätte die Kunst zu ersinnen und die Hand des Künstlers auszuführen, niemals hätten die größten Baumeister des Mittelalters, mochten sie sich noch so tief in die Ideale der Schönheit versenkt haben, und durch den Glauben erleuchtet gewesen sein, in ihren kühnsten Träumen zu ahnen, niemals hätten die Abendlandes wie die Dichter des Orients in ihren glühendsten Phantasieen auszumalen vermocht, was hier in so zauberhafter Schönheit Taylor und seinen Gefährten, Fremden in einem fremden Lande, entgegentrat. Ein ungeheuerer Raum von stattlicher Höhe, über deren Ausdehnung das Auge durch die Fülle der Ornamente getäuscht wurde; eine Kuppel mit zahllosen Tropfstein-Rosetten von jeder denkbaren Größe und Gestalt besetzt, die wie Edelsteine funkelten; Wände, an denen sich in gefälliger Ordnung Tropfsteinsäulen erhoben, bereit, den Statuen der Könige und Prinzen einer vergangenen Welt als Piedestal zu dienen, Stalaktiten, bald Waffentrophäen mit Speer und Schild und flatternden Bannern bildend, bald wie Vorhänge vor weiten Nischen herabhängend, bald in losen, luftigen Massen am Boden liegend, wie die schneeigen Gewänder, die eine Schönheit beim Entkleiden hingeworfen hat — eine verzauberte Prinzessin — die wir vielleicht weit von hier, in den entlegensten Räumen, dort wo das Licht einen einzelnen Strahl durch endlose Säulengänge hinzittern läßt, in ihrem Zauberschlummer antreffen. Wohl möglich, daß den Entdeckern solche Ideen aufstiegen, und daß ihr Auge unwillkürlich nach ihr suchte, als sie die in der Luft hängende Wundertreppe von Krystall erblickten, deren Säulen, Geländer und Schnitzwerk, weiß wie Schnee und durchsichtig wie Krystall, die verschiedensten Formen bildeten und, die Lichtstrahlen tausendfach brechend und zurückwerfend, in unbeschreiblichem Glanze leuchteten und funkelten.

Doch nicht genug des Auge und Herz erfreuenden Anblicks, auch für den milderen Zauber einer köstlichen Musik hat die Natur im unterirdischen Palast gesorgt. Hinter dem „Hochzeitssaal“ befindet sich die „Musikhalle“, ein Saal, in welchem ein wunderbarer Stalaktit, wie ein Schallbret, von der Decke herabhängt, an dessen Seite sich eine ganze Reihe dünner cylindrischer Stalaktiten von verschiedener Größe erhebt; und als die Entdecker mit einer Gerte auf dieselben schlugen, gaben sie jede ihren besonderen Ton, bis zuletzt eine klare laut rauschende Harmonie durch die in der Tiefe der Erde ruhende Halle hinzog. Mit dieser Halle schließt die Reihe der bis jetzt entdeckten Räume.

Die natürlichen Brücken über den Stanislaus River in der Grafschaft Calaveras geben den wundervollen Höhlen an Kühnheit des Baues und an launischer Schönheit wenig nach. Wenn der Reisende den Fluß entlang fährt, so springt ihm zunächst die obere Brücke in die Augen — ein edeler gothischer Bogen von massivem Steinwerk, 32 Fuß über dem eilenden Gewässer und an den Widerlagern 25 Fuß breit. Ueber diesem wunderbaren Mauerwerk liegt eine Fels- und Erdmasse von 30 Fuß Dicke. Das Vorhandensein einer von der Natur selbst gebauten Brücke ist an und für sich merkwürdig genug; aber das Hauptwunder und die Hauptschönheit liegen in der vollkommenen Form und der Regelmäßigkeit des Bogens, welcher sich in der Mitte bis zu einer Höhe von 50 Fuß erhebt und auf das Reichste mit Tropfsteingebilden geschmückt ist. Wenn der Reisende darunter wegfährt, so ist es ihm, als wäre er plötzlich unter die Kuppel eines gewaltigen gothischen Domes, mit ihren von zahlreichen Säulen getragenen Spitzbogen und ihren reichen und prächtigen Ornamenten, versetzt.

Von den Riesenbäumen der Vorwelt, von den Tropfsteinhöhlen und den natürlichen Brücken lenken wir unseren Schritt zu dem mächtigen Berggipfel Shaste, der sich am Nordende des Sacramentothales in der Höhe von 18,000' über dem Meeresspiegel erhebt. Dort steht er in ehrfurchtgebietender Abgeschiedenheit, in einsamer Größe, gleich abgesondert von der Sierra Nevada und dem Küstengebirge. Schneegekrönt, mit einem Gürtel von Fichtenwäldern umgeben, groß und majestätisch lenkt dieser König unter den Bergen des Westens in gleichem Maße das Auge auf sich, wie der Ararat in der alten Welt. Das fruchtbare, blumenbedeckte Thal erstreckt sich tief unten in unermeßliche Ferne und von dem Berge scheint es wie eine Zauberstimme herabzuflüstern: „Komm hinauf! komm hinauf!“ Aber Wenige haben bis jetzt den Muth gehabt, der Stimme zu folgen. In seinen schneeigen Pelz gehüllt, den er nicht Sommer, nicht Winter ablegt, hält er, eine gewaltige Schildwacht, an der Westküste Amerikas seinen Luginsland auf den unermeßlichen Ocean, nur selten durch den Tritt des Menschen in seiner Einsamkeit gestört. Aber nicht Alle scheuten zurück vor der steilen Höhe; ein kühner Abenteuerer, Herr Diehl, unternahm es, und zwar ganz allein, den Berg zu erklimmen und in die schreckliche Abgeschiedenheit seiner Schluchten einzudringen. Und seine Reise, von der er einen ausführlichen und malerischen Bericht giebt, erinnert uns durch den auf ihr ruhenden Zauber der tiefen Einsamkeit und der Abgeschiedenheit von allem, was Mensch heißt, durch den immer wieder vereitelten Versuch, in das geheimnißvolle Gebiet einzudringen, bis sich plötzlich wie mit einem Zauberschlage das erhabene und furchtbare Schalten und Walten der Natur in ihrer unersteiglichen Festung enthüllte, durch das Geheimnißvolle, die Gefahr, die Entzückung, und die alten Feenmärchen, denen wir in unserer Kindheit gläubig lauschten. An den Abhängen des Bergriesen hinauf, hindurch durch die düsteren Schluchten, gingen der Reisende und sein getreues Roß unaufhaltsam vorwärts; vorüber an den Schlupfwinkeln der kleinen, aber um so wilderen Löwen und der gewaltigen grauen Bären, die in den entlegenen Klüften und den rauhen Plätzen des Shaste umherstreiften, durch die weiten pfadlosen Schneegefilde hindurch, immer weiter und weiter, immer höher und höher, bis der Weg für den vierfüßigen Wanderer unpassirbar wurde

und sein Herr sich von ihm trennen mußte. Dann verfolgte Herr Diehl seinen Weg zu Fuß und allein weiter, mitten durch das tiefe Schweigen der Natur, bis wohin der Ton menschlicher Freude und menschlichen Kummers oder das Geräusch der menschlichen Industrie noch niemals gedrungen war; ein Schweigen, das durch nichts unterbrochen würde, wenn nicht ab und zu sich einer der gewaltigen Felsblöcke von den hervorspringenden Höhen ablöste und mit donnerndem Gekrach in die gähnende Tiefe hinabrollte. Weiter und weiter ging der Reisende, ganze Stunden lang auf zerbröckeltem Gestein — seinem einzigen Fußpfad — einherschreitend und immer von Neuem durch das Blendwerk der reinen und strahlenden Atmosphäre über die Entfernung seines Reiseziels getäuscht. Wieder wand er sich aus einer Schicht hervor; aber anstatt, wie er gehofft hatte, nun den Gipfel zu erreichen, lagen weite Schnee- und Lavafelder vor ihm und der Gipfel war wieder in weite Ferne verrückt. Dann kam ein sehr beschwerlicher und gefährlicher Theil seiner Reise; durch die festen Lava- und Felsenmassen zogen sich Risse und Spalten von hundert Fuß Tiefe und einbis dreihundert Fuß Breite in den verschiedensten Richtungen hin. Oft waren sie bis zur Hälfte mit Schnee und Eis gefüllt und die Eisschollen lagen wie Meereswellen an- und übereinander. Ein Fall hier und er mußte in Atome zerschellen. Immer weiter und weiter; er erreichte ein anderes weites Eisfeld, und als er hier einen Blick in die Spalten und Risse hinabwarf, sah er tief unten die Quellwasser des gewaltigen Sakramento, wie sie, ihre Fluthen durch die engen Schluchten dahinwälzend, bald an der Spitze der Hügel an das Tageslicht treten, bald wieder auf Meilen hin verschwinden, um dann wieder, mit Schwefel- und Sodaquellen vermischt, in prächtigen Fontainen und Miniatur-Flüssen hervorzubrechen. Auf diesem Eisfeld erhob sich ein Berg von Lava und Asche, nach dessen Ersteigung dem kühnen Wanderer der eigentliche Gipfel in Sicht kam, ein kahler, abgestumpfter Felskegel, welcher durch die Klippen und Klüfte ringsherum so versteckt ist, daß man ihn von unten unmöglich erkennen kann. Bevor Herr Diehl diesen Kegel erklimmte, durchschritt er ein drittes Schneefeld und entdeckte auf diesem den ursprünglichen und Hauptkrater des gewaltigen Vulkans, eine Höhlung, die sich über viele Morgen ausdehnte und von einem Rande titanischer Felsen umgeben war. Hier fand er auch die lang gesuchte Schwefelquelle, an der er sich niedersetzte, um seine frugale Mahlzeit zu halten und seine erstarrten Finger in der natürlichen Wärme ihres Wassers zu beleben. Nach kurzer Rast stieg er die wenigen hundert Fuß hinan, die ihn noch von dem eigentlichen Gipfel trennten und blieb dort lange Stunden, versunken in Betrachtung jener weiten Welt zu seinen Füßen, jener Welt von Fruchtbarkeit, Reichthum, Pracht und Schönheit, über welche der majestätische Shaste seit undenklichen Zeiten die Wacht hielt. Zwar konnte sein Auge die weiten Wasser des stillen Oceans nicht erkennen; aber die Phantasie enthüllte sie ihm hinter den Küstenbergen, als er westwärts blickte; Berge thürmten sich hinter Bergen und ihre Gipfel schimmerten durch den Nebelschleier hindurch, der sich bis an die goldene Küste hinabzog. Im Norden dehnte sich Oregon aus mit seinen langen Strichen fruchtbarer Thäler, seinen tiefen, weiten, sich windenden Seen, seinen Bergspitzen und seinen düsteren Fichtenwäldern. Als das Auge des Wanderers sich an diesem Anblick genug ergötzt hatte, als er müde geworden war, länger auf der Schönheit dieses Panoramas zu verweilen, brauchte er seinen Blick nur ostwärts zu wenden, um von einer Landschaft wieder ganz anderen Charakters gefesselt zu werden; dort blickte er weit über die Sierra hinaus, bis nach Utha hinein, mit seinen zahllosen, funkelnden Seen in ihrer Smaragdfassung, und dann weiter, über die endlosen Ebenen der Savannen hinaus, bis in die Einöde. Im Süden dehnt sich das Land durch welches wir eben unsere Gedankenreise gemacht haben, vor seinen Augen aus, durchzogen von den zahlreichen Wassern des Sakramento, bis sie sich in dem Dampf und Nebel der großen Städte verlieren. Es war ein klarer schöner Tag, wie es die Tage im goldigen Californien zu sein pflegen, ein wahrer Hochzeitstag, als Herr Diehl seine Flagge neben das Sternenbanner pflanzte, das ein früherer Reisender auf dem Gipfel des Shaste zurückgelassen hatte.

Unsere kurze Skizze berührt nur einige wenige von den Wundern und Schönheiten Californiens. Das Yo-Semite-Thal allein würde Stoff zu einem ganzen Bande geben; es übertrifft an Reichthum das Detail, an malerischer Schönheit, an Pracht und Erhabenheit, ja selbst an Schrecken die wildesten Phantasien der Dichter und Künstler. Ein wahrer Garten des Paradieses ist diese reiche und wunderbare Gegend; in Sonnenschein gebadet, ist die Schönheit ihr Gewand, der Reichthum ihre unerschöpfliche Mitgift. (Nordd. A. Z.)

Aus Paris.

(Schluß.)

Wir sind plaudernd auf die Ausstellung gekommen, also auf ein Gebiet, welches allein Ihren fachkundigen Ausstellungs-Correspondenten gehört. Gewiß hält der Herr Redakteur schon den Rothstift in der Hand, um mir etwaige Grenzüberschreitungen „anzustreichen" oder vielmehr auszustreichen. Allein ich verspreche, keinen Jagdfrevel auf dem Reviere meiner Herren Collegen zu begehen. Wenn ich einen Käfer davon mitnehme oder eine Grille dort fange, so wird dies, hoffe ich, als keine Verletzung ihres besonderen Jagdrechts angesehen werden. Folgen Sie mir, lieber Leser, ich will Ihnen alsbald den Käfer zeigen, dem ich nachgehe. Betreten wir die „Galerie des aliments!" Welch' ein Summen, welch' ein fröhliches Geplauder! Sie erkennen es am Sprechen, an den Bewegungen, an der Kleidung, das sind Pariser, echte Pariser, welche ihren Sonntag benützen, um hier die „Errungenschaften der Civilisation" zu bewundern —, zu bewundern, das ist nicht genug für eine Nation, welche an der Spitze der Civilisation marschirt; man muß die Produkte des Menschenfleißes und Menschenwitzes auch prüfen, und das kann man in der „Galerie der Nahrungsmittel" am besten dadurch, daß man sie — ißt und trinkt. Man sieht es klar, dieses Studium bereitet ihnen großes Vergnügen, und was besonders ihr Herz so begeistert und die Zunge so leicht macht, ist nicht das zweideutige Sprudelgetränk aus der Champagne, nicht der rothe Wein von Bordeaux, sondern der hell blinkende Gerstensaft der deutschen Brauereien. Wie leichtsinnig, unter solchen Umständen an einen Krieg mit Deutschland zu denken! Tauschen wir friedlich die „Errungenschaften der Civilisation" aus und bleiben wir Freunde! Es ist Thatsache, die Pariser begeistern sich immer mehr für das deutsche Bier; die Brauereien, welche in den letzten Jahren in Paris entstanden sind, können das am besten wissen. Diese Erscheinung hat — um im Style des „Moniteur" zu reden — etwas Civilisatorisches. Das Biertrinken wird die Franzosen ruhiger und den Wein billiger machen. Das Letztere könnte allerdings leicht einen Rückschritt

für die Weinkultur zur Folge haben, allein ich hoffe vielmehr, daß dadurch mehr Wein nach Deutschland gehen wird. Meinen deutschen Landsleuten kann etwas mehr Feuergeist nicht schaden. Welche segensvolle Umschmelzung und Ausgleichung der Nationalcharaktere würde daraus entstehen. Glückliche Enkel, die ihr nicht den Völkerkrieg und sein schlimmes Gefolge, sondern die Früchte des ungestörten Völkerverkehrs genießen werdet!

Treten wir nur in den zweiten Rundgang, wo sich die Kunst im Dienste der Nützlichkeit zeigt, man nennt das: „Matérial et application des arts libéraux“ Dort befindet sich ein Etablissement, wo man auf's Schnellste Visitenkarten improvisirt. Napoleon III. bestellte, während er hier Platz nahm, einige hundert Karten, welche nur das Wort tragen sollten: l'Empereur. Sie waren im Nu fertig, und der Kaiser gestattete, sie an das Publikum zu vertheilen. Ein Pariser nahm sich einige dieser Karten mit, um sie seiner Familie zu zeigen. Des andern Morgens besuchte er einen bekannten Arzt, der ihm überlassen hatte, einen Ort zu bestimmen, wo sie zusammentreffen sollten, um gemeinschaftlich die Ausstellung zu besuchen; aber er traf ihn nicht zu Haus. Da ging er in das nächste Café, nahm eine Visitenkarte heraus und schrieb auf deren Rückseite: „Monsieur le medicin etc. Venez aux Tuileries — à 3 heures! Nous dînerons ensembles.“ Diese Karte fand der Arzt vor, als er um 12 Uhr, die Zeit seiner Sprechstunde, nach Hause kam. Hastig fragte er den Portier, wer die Karte gebracht habe, doch dieser wußte darüber keine Auskunft zu geben, es waren zu viel Briefe und Bestellungen für die Bewohner des Hauses eingegangen, und ein Portier hat — mit Ausnahme für das Trinkgeld, d. h. das erwartete, nicht für das erhaltene — ein schlechtes Gedächtniß. Aber trotzdem war nicht zu zweifeln, der Kaiser hatte ihn eingeladen, es stand ja klar darauf: „l'Empereur“, und auf der Rückseite: „Kommen Sie in die Tuilerien — um 3 Uhr! Wir werden mitsammen diniren.“ Freilich konnte das auch heißen: „Kommen Sie zu den Tuilerien.“ Aber wenn man ehrgeizig, sehr ehrgeizig ist, wenn man Jahre lang Allem, was mit der Regierung zusammenhängt, den Hof gemacht hat und fieberhafte Mühe anwendet, sich in feine Kreise einzudrängen, dann weiß man die Worte „aux Tuileries“ besser zu übersetzen. Unser Arzt war so glücklich, daß er sich mittheilen mußte, jedem Patienten erzählte er es, daß er, wahrscheinlich zu einer wichtigen Consultation in die Tuilerien berufen sei und mit dem Kaiser diniren werde. Um zwei Uhr stand er bereits im Galakleide da. Es galt nun eine Staatskarrosse zu finden, das war nicht leicht, aber doch, es gelang. Um dreiviertel auf drei langte er auf dem Carrouselplatze an; aber bevor noch der Wagen den Eingang der Tuilerien erreichte, hielt der Kutscher an, bewogen durch das energische Winken eines Herrn. Es war des Arztes Freund und unser Bekannter von der Weltausstellung. „Sie werden also,“ rief er, an das Wagenfenster tretend, „uns nicht nach der Ausstellung begleiten?“ — „Unmöglich,“ antwortete der Arzt, „ich bin zum Kaiser befohlen.“ — „Wunderbar!“ — „Warum wunderbar? Da lesen Sie die Karte.“ — „Aber, das ist ja meine Schrift!“ — „Wie? — „Verzeihen Sie,“ bat der Andere, der sich ärgerte und doch lachen mußte, als er den feierlich gekleideten Arzt in der feierlichen Carrosse sah, „verzeihen Sie, ich habe eine Karte, die ein Lithograph auf der Ausstellung vertheilte, mit meiner eigenen verwechselt; das Diner, mein lieber Freund, sollten Sie mit meiner Familie in der „Galerie des aliments“ einnehmen. Kommen Sie!“ Es gibt Enttäuschungen, die nicht nur unbeschreiblich, sondern auch unverzeihlich sind. Als der Arzt seine Lage begriffen hatte, befahl er dem Kutscher, ihn nach Hause zu bringen, ohne seinem Freund ein Wort zu antworten. Laboulaye sagt: „Der Ehrgeiz gehört zu den schwersten Narrheiten, denn er wird allzuselten geheilt.“

Neben der Weltausstellung ist auch die jährliche Kunstausstellung in dem alten Industriepalast eröffnet worden. Da die Weltausstellung auch mit Kunstwerken versehen werden mußte, so zählt der Salon in diesem Jahre einige Hundert Gemälde weniger, als im vorigen, doch besitzt er mehr lobenswerthe Stücke, als der vorjährige. Wir werden wohl noch ein andermal Zeit finden, dahin zurückzukehren.

Für Freiligrath.

Ein Nachhall zu dem Aufruf deutscher Frauen in Würzburg.

(Enthalten in Nr. 140 des „Würzb. Anz.“)

O seid gegrüßt, Ihr edlen deutschen Frauen,
Aus tiefstem Herzen, freudigst seid gegrüßt!
Ihr weckt aufs Neu ein besseres Vertrauen
In mancher Brust, die es schon eingebüßt.
Ein Feld erstrebt Ihr liebend zu bebauen,
Das viel zu sehr verwahrlost liegt und wüst,
Auf welchem reiche Früchte doch gedeihen,
Die Linderung für Leidende verleihen.

Für einen Märtyrer, um den wir weinen,
Dem Sänger, dessen Lied die Freiheit preist,
Nicht für ein todtes Bild von Erz und Steinen,
Nicht blos dem Angedenken, seinem Geist, —
Mag schön und edel auch dies Ziel erscheinen, —
Nicht für den Ruhm nur und aus Eitelkeit
Ertönt die Stimme hier aus Frauenmunde,
Nein, für das Leben, noch zur rechten Stunde.

In edlerm Sinn, für heil'ge Liebesziele,
Ergeht der Ruf an Dich, mein deutsches Land.
D'rum hört und wirket, spendet! und durch Viele
Wird Kleines groß, zu einem Segenspfand,
Ob auch das Leben noch so traurig spiele,
Durch Liebe Schmerz zum heitern Loos gewandt.
Es sei der Ruf zur Liebe von dem Dichter
Ein „Weck- und Mahnruf“ jetzt auch für den Dichter.

Ein Weck- und Mahnruf, ja, an die Gemüther
Für ihn, der für des Vaterlandes Ehr',
Freiheit und Recht, der Menschheit höchste Güter,
Begeisterte, und mit des Geistes Wehr
Gewappnet, stritt und fiel als treuer Hüter,
Ein Opfer in unreifer Zeiten Meer.
Und so in seinem Sinn und Geist ertöne
Zugleich an euern Geist, ihr Deutschlands Söhne:

Ein Weck- und Mahnruf. Ja, laßt ihn ergehen
Durch Deutschlands Gauen mächtig weit und breit,
Daß Friede, Recht und Freiheit soll bestehen,
Nicht Unrecht und Gewalt und blut'ger Streit.
Wach auf, mein Volk, wach auf! nicht blos zu sehen, —
O nein, zum Wirken endlich ist es Zeit.
Mit Weck- und Mahnruf für den Dichter paaret
Den seinen auch, daß ihr für's Recht euch schaaret.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 46. Sonntag den 9. Juni. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

1. Im warmen Nest.

2. Mutterliebe, Onkelsorgen.

Der erste, der schon vor Onkels Ankunft diesen Glauben erschütterte, war ein gewichtiger Bauersmann, der, wie alle Leute thaten, eines Tages vor mir stehen blieb und zur Mutter sagte: „Der ist ja beinahe wie ein Kürbis, Ihr Kleiner!“

Die Mutter war sonst sehr sanftmüthig, aber der Blick, der auf dies bedenkliche Compliment folgte, gab mir zu denken. Doch beruhigte ich mich endlich in dem Gedanken, so ein hübscher runder Kürbis sei doch auch nicht häßlich.

Der Zweite, der mir nach der Krone griff, war der Onkel. Einige Jahre war er schon bei uns, da hatte mich die Mutter Sonntags einmal recht schön gemacht, die Glocke läutete zur Messe und wir wollten eben gehen.

Während die Mutter einen letzten Blick auf meine Toilette warf, betrachtete mich der Onkel sehr aufmerksam, die Hände in den Taschen.

„Ist's nicht ein hübscher Junge?“ sagte die Mutter.

„Viel zu hübsch.“

„Zu hübsch? Wie kann einer zu hübsch sein?“ entgegnete die Mutter.

„Ich meine nur so,“ bemerkte der Onkel.

Die Mutter wurde ängstlich. „Gefällt er Ihnen denn nicht?“

„Doch, doch!“ sagte der Onkel und wiegte den Kopf bedächtig hin und her; „nur — nur — er könnte meinetwegen etwas magerer sein.“

„Magerer?“ rief die Mutter; „ein Kind soll mager sein?“

„Ich fürchte, der Junge ißt zu viel,“ fügte der Onkel hinzu.

„Ja, guten Appetit hat Bernhard, das ist wahr, aber essen thut er nicht mehr als nöthig, ein Vielfraß ist er nicht,“ antwortete die Mutter mit gesteigerter Betonung.

„Sie müßten ihm doch etwas mehr Bewegung machen; so ein Junge muß sich müd' laufen,“ bemerkte der Onkel.

„Müd' laufen — der arme Junge! wie können Sie nur an so was denken, lieber Bruder!“

„'s ist nur so meine Idee,“ sagte der Onkel.

Die Wahrheit zu sagen, der Onkel hatte Recht, ganz Recht; ich war viel zu hübsch. Vor lauter Schönheit hatte ich's so weit gebracht, daß ich's auf der großen Waage des Nachbar Krämer mit zwei oder drei meiner Altersgenossen aufnehmen konnte. Jeden einzeln schnellte ich wie eine Feder in die Luft.

An jenem Sonntag kamen wir sehr spät zur Kirche und die Mutter, so fromm sie sonst war, hatte nicht die rechte Sammlung. Sie blätterte in ihrem Gebetbuche mit einer Aufregung hin und her, die wenig in ihrem Charakter lag.

Bald darauf erneuerte der Onkel seinen Angriff. Er wollte mich auf den Arm nehmen, um mich aus dem Fenster des Eßzimmers in den Garten hinabzulassen.

„Was der Junge schwer ist,“ sagte er zu der Mutter; „der Bengel ist ja wie Blei.“

„Ich kann ihn schon heben,“ erwiderte sie; „mir ist er nicht zu schwer.“

Zur Antwort erzählte ihr der Onkel die Geschichte aus dem Alterthum, wo einer zur Uebung alle Tage ein Kalb trägt und es dahin bringt, es noch tragen zu können, als es zum Ochsen herangewachsen ist. Die Mutter fand wenig Geschmack an der Geschichte, aber ihre einzige Antwort war ein vornehmes Schweigen.

Nun war Schweigen gerade das, was den guten Onkel am meisten reizte. Er schnalzte mit den Fingern, — das sicherste Zeichen, daß ihm, um mich seines Lieblingsausdruckes zu bedienen, der Senf in die Nase stieg.

„Sagen Sie,“ fragte er die Mutter, „wie war denn der Junge, als er zur Welt kam? wie war er mit sechs Monaten, mit einem Jahre, mit anderthalb Jahren — der Monsieur Puff?“

Ich habe nämlich vergessen zu sagen, das war der Beiname, den mir der Onkel gleich bei seiner Ankunft gegeben hatte, um nachträglich Gevatter-Stelle an mir zu vertreten.

„Hat er denn immer so ausgesehen wie jetzt?“

„Wie ausgesehen, Herr Schwager?“

„Ei, so sehen Sie ihn doch an,“ meinte er.

Der freundliche Blick der Mutter ruhte bewundernd auf mir, als sie erwiderte:

„Nun er sieht sehr gut aus.“

„Und ich,“ fuhr der Onkel heraus, den die Kaltblütigkeit meiner Mutter fast zum Sieden brachte, — „und ich, ich finde, mit seinem ruhigen dicken Gesicht sieht er aus wie ein wohlgenährter Notar, und mit zehn Jahren ist das etwas sehr früh.“

„O, Schwager, Schwager,“ sagte die Mutter, „mit Ihrem Scherz bringen Sie mich zum Weinen, ich sehe wohl, Sie mögen den lieben Puff nicht leiden.“

Der Onkel war ein alter Murrkopf, aber dabei die Güte selbst. Er merkte, die Mutter sei im innersten Herzen getroffen, und wollte daher die Sache wieder in's Geleise bringen.

„Ich den Puff nicht leiden können! Den Sohn meines lieben Bruders — Ihren Sohn, liebe Schwester, nicht leiden können — meinen Jungen, meinen Puff nicht lei . . . wie können Sie so was sagen! Bucklig könnte er sein, schief und krumm, — ein Nilpferd meinetwegen — und ich würde ihn doch anbeten, das liebe dicke Kerlchen!" Und um den Worten die That folgen zu lassen: „Komm her du kleiner Amtmann, komm zum Onkel auf den Schooß — und mach's fix!"

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und da ich trotz meiner Dicke sehr behende war, sprang ich dem Onkel so lebhaft in die Arme, daß ich ihn beinahe umwarf.

„Saperlot," rief er halb lachend, halb böse, „das ist ja, als fiele einem ein Elephant um den Hals!"

Die Mutter zerfloß in Thränen.

Ich bin sehr schön, aber die Backen sitzen zu hoch.

Eine Verständigung war offenbar nöthig geworden.

Der Onkel schneuzte sich, gewann seine ruhige Fassung wieder, sah der Mutter fest in's Auge und sagte:

„Früher oder später würden Sie's von selbst einsehen. Da ist's besser, es geschieht gleich. Liebe Schwester, mit Ihrer grenzenlosen Bewunderung für Bernhard machen Sie ihn am Ende noch ganz dumm. Unter uns gesagt, er muß ein gutes Schaf sein, wenn Sie ihm nicht schon jetzt den Kopf verdreht haben. Worauf es im Leben ankommt, ist, daß einer genau weiß, was er an sich selbst hat, was er kann, was er ist, damit er nichts unternimmt, wozu seine Natur nicht reicht. Sich körperlich oder geistig übernehmen, das straft sich früher oder später. So wissen Sie denn: was Sie Bernhards Schönheit nennen, fängt an, mich ernstlich zu beunruhigen. Wie er ist, das heißt nicht schön sein, das heißt übertrieben dick sein, und wenn's so weiter geht, wird Puff am Ende für Jedermann ein Phänomen sein, nur für Sie nicht."

„Gerechter Himmel," rief die Mutter, „ein Phänomen! was meinen Sie damit?"

„Damit meine ich," erwiderte der Onkel, „eine Merkwürdigkeit, die man für Geld sehen lassen kann. Das wird ihn zwar nicht hindern, seinen Weg in der Welt zu machen und eine Rolle zu spielen, aber wohl wird's ihn hindern, für einen hübschen Jungen zu gelten, der alle Welt beim ersten Anblick entzückt. Kurz, liebe Schwester, es ist die höchste Zeit, daß Sie sich das klar machen und daß Sie ihm nicht bei jeder Gelegenheit und ohne jede Gelegenheit wiederholen, er sei ein Prachtjunge. Wenn's wahr wäre, er würde dumm davon und wenn Sie's ihm in den Kopf setzen, da's nicht wahr ist, so macht es ihn närrisch und lächerlich."

„Wer marschiren will, muß wissen, wo ihn der Schuh drückt. Ein erster Liebhaber ist Bernhard nicht und wird er nie sein; das müssen Sie ihm einbläuen, damit er auf solche Rollen nicht verfällt und nicht die Fehler annimmt, wo ihm die Vorzüge abgehen. Bernhard hat eine Art von Schönheit, die ungefähr auf dasselbe hinauskommt wie . . . Häßlichkeit."

Diese Worte, die kurz und trocken herauskamen, machten auf die Mutter einen so schmerzlichen Eindruck, daß ihr für den Augenblick die Antwort fehlte.

Endlich hatte sie's gefunden und fragte siegesgewiß:

„Hat er nicht eine schöne Nase?"

„Nase? — passabel," sagte der Onkel.

„Nicht eine schöne Stirne? schöne Augen? schönen Teint? hübschen Mund? schönes Haar? reizende Zähne?"

„Eine schöne Stirn hat er," erwiderte der Onkel, „schöne Augen — ja, schönen Teint — auch, hübschen Mund — dito schönes Haar — ebenfalls und die Zähne sind solche."

„Nun?" fuhr die Mutter triumphirend fort, „wenn das kein schönes Gesicht macht, was macht's denn?!"

Der Onkel stand auf.

„Kreuzdon —," rief er, „sage ich denn, Bernhard ist ein Ungeheuer? ich sage ja blos, er hat was Ungeheuerliches, er ist zu dick, er ist kolossal, und dies Uebel, welches alles Andere verdirbt . . ."

„Ein Uebel!" entgegnete die Mutter; „Bernhard war nie krank; seit wann ist Wohlbefinden ein Uebel?"

Der Onkel ging auf mich zu.

„Deine Mutter ist ein Engel," redete er mich an, „und du, du bist ein guter Junge, aber eins versprich mir: so oft sie dir sagt, du seist hübsch, dann glaubst du ihr kein Sterbenswörtchen. Das ist das einzige, worin deine Mutter sich irrt, aber es ist wichtig. Du bist nicht hübsch! Schreib dir das fest hinter's Ohr, und gebe der Himmel, daß die Worte deines Onkels dir wieder in's Gedächtniß kommen, wenn du ein Mann bist; das wird dich vor Narrheit schützen und dir viel Herzeleid ersparen."

„Du dickes Kerlchen," setzte er hinzu, nachdem er neu Athem geschöpft hatte, — „du dickes Kerlchen, wenn Amseln und Elephanten zusammenpaßten, dann kämst du wohl so gut durch, wie die andern auch, aber so! — so ist's nicht für dich."

Da nahm er meinen dicken Kopf in seine Hände und küßte mich zärtlich, aber sein derber Humor ging mit ihm durch und er rief aus: „Welche Backen! Hol' mich dieser und jener, aber — zum Gesichte passen sie nicht!"

Das ging der Mutter doch über den Spaß. Mit dem erhabenen Eigensinne einer Mutter, die nicht sehen will, sagte sie zum Onkel:

„Herr Bruder! Mein Sohn Bernhard ist erst elf Jahre alt, aber wäre er zwanzigjährig, so brächte das, was Sie ihm seit einer halben Stunde versprechen, ihn zur Verzweiflung, nähme ihm jede Sicherheit des Auftretens, und machte ihn so verlegen und ungeschickt, daß er's schwer wieder los würde. Glücklicher Weise werden ihm im heirathsfähigen Alter die Mädchen schon beweisen, daß sein Herr Onkel nicht unfehlbar ist."

Vor Kindern wird mancherlei gesprochen, wovon sie nichts begreifen, aber auch nichts überhören; das schlummert dann in irgend einem Winkel ihres Gehirns, um bei passender Zeit zu erwachen.

Die Reden von Onkel Bernhard, von denen ich nichts verstand, als daß ich magerer sein müßte, waren von dieser Art. Meine Mutter verdrossen sie, aber das achte Wunder der Welt blieb ich für sie doch.

Meine Erziehung war bisher, da die Mutter mich auf das nächste Gymnasium zu schicken hartnäckig verweigerte, einem gutherzigen alten Geistlichen anvertraut, der sie so lässig betrieb, daß zu Onkels wahrer Verzweiflung mit fast vierzehn Jahren in der mächtigen Hülle meines Leibes noch das harmlose Gemüth eines Mädchens stak.

Einige Monate lang war Onkel Bernhard schweigsam. Bisweilen führte er mich hastig an's Ende des Gartens, offenbar in der Absicht, mit mir von was Anderm zu sprechen, als von seinen tausend Sorten Rosen. In einer Laube, wo er mir gewöhnlich Vortrag hielt, nahm er Platz, öffnete schon zum Sprechen den Mund, schwieg aber, küßte mich, stieß einen mächtigen Seufzer aus, murmelte was — ich fürchte, einen Fluch — in seinen Bart und schickte mich endlich mit den Worten wieder fort: „Geh' zur Mutter, geh' zum Lehrer; du hast ein so gutes Gesicht, Dickerchen, ich bring's nicht über's Herz, dich zu betrüben."

Was hatte der Onkel, was quälte ihn? Es muß wohl was Besonderes sein, daß es gar nicht heraus wollte. Endlich kam's.

(Fortsetzung folgt.)

Im Frühling auf den Schlachtfeldern.

Der Frühling breitet sein grünes blüthengesticktes Gewand über die Erde aus, über die Höhen und Thäler, über die Felder und Wiesen, über die Gärten der Freude und die Gärten des Todes, überall neues Schaffen, neues Leben, neues Entstehen! Der Frühling ist die Jugend, sein belebender Hauch zieht erwärmend durch die Natur, hoffnungerweckend in die Herzen der Menschen. Ein herrlicher Frühlingsmorgen lag über dem reizenden Thale von Lewin; die dunklen Tannen an den Bergwänden hatten sich mit hellen Ausläufern, wie Christbäume, geschmückt, dazwischen wehten die duftig grünen Schleier der Birken, und an den Buchen zitterte das erste jungfräuliche Laub. Die Dörfer lagen im Blüthenschmuck der Obstbäume und über die anmuthig gezogenen Berglinien blickte der blaue Himmel in das liebliche Thal hinab.

Rasch rollte der leichte Wagen auf der glatten Kunststraße dahin, immer näher den Stellen, auf denen kaum vor einem Jahre der heiße Kampf entbrannt war. Wenn man aus dem engen Thal in das breitere des Grenzflusses, der Methau, kommt, welches dasjenige des Schnellebaches im rechten Winkel durchschneidet, gegenüber steil ansteigende Höhen, eine festungsartige große Spinnerei, dann Nachod mit seinem alten, auf steilem Felsen gelegenen Schloß sieht, so hält man es kaum für möglich, daß hier der Weitermarsch, das Ausbreiten der heranziehenden Truppen, die Ueberschreitung der Methau, die Einnahme von Nachod ohne Kampf stattgefunden haben könnte. Der nicht militärisch geschulte Verstand hält sich vielmehr zu der Annahme berechtigt, daß hier eine gutgeführte, wenn auch schwache Kraft einer bedeutenden Uebermacht den Vormarsch hätte verwehren können. Von alledem hat aber nichts stattgefunden.

Die Brücke über die Methau, jetzt wieder friedlich halb schwarz-weiß, halb schwarz-gelb angestrichen, war von den Oesterreichern nur zur Hälfte zerstört, und nachdem ein Mann gefallen, zogen sie sich bis eine Viertelstunde hinter Nachod zurück, dem Feinde die Entwicklung aus dem verhängnißvollen Defilée ruhig gestattend. Nachod ist ein böhmisches Städtchen, deutsche Sprache und deutsche Gesinnung bilden bereits die Ausnahme. Die Straße hört sofort auf, gut zu sein, und der Reisende empfindet nach Ueberschreitung der Methau die durchlöcherte Fahrbahn österreichischer Zustände. Alle Schilder an den Häusern sind böhmisch, zuweilen mit einer deutschen Uebersetzung versehen. Hinter Nachod zieht sich die nach Skalitz führende Straße in einer mäßigen Steigung bergan und wird links auf einer Höhe von einem lichten Walde begrenzt, während rechts ein Thal bis an die Straße herantritt, das ein ziemlich tief einschneidendes Defilée bildet. Diese Höhen waren von den Oesterreichern besetzt, der Wald und das Defilée bildeten den Hauptkampfplatz der Schlacht von Nachod.

Rechts, dicht unterhalb der Straße, liegt ein breiter, vom Gebüsch begrenzter Wiesenplan; dort ist die Grabstätte von 600 Gefallenen, welche ein Denkmal, Zierpflanzen und Blumen schmücken; überall rechts und links die Höhen hinauf stehen eiserne schwarze Kreuze; über die meisten Gräber aber, welche der Liebe Ueberlebender unzugänglich geblieben oder derselben entbehrt haben, hat der Frühling seine grüne Decke ausgebreitet. Droben, links im Walde, wo der Kampf sehr hart gewesen, stehen viele Kreuze, von der Straße aus nicht sichtbar. Weiterhin sieht man noch mehrere in Ruinen liegende, von den Oesterreichern niedergebrannte Häuser, auch andere, welche man beschäftigt ist, wieder aufzubauen. Dann mahnt eine Zeit lang nichts an den vorübergerauschten Krieg, die Straße führt auf dem wellenförmigen Plateau fort bis zu dem Schlachtfeld von Skalitz. Dort stehen wieder die Kreuze, auch mit Denkmälern versehene Gräber zahlreich an der Straße und zerstreut in den grünen Saatgefilden. Mehrere sind von den Böhmaken bereits niedergeackert worden, die keine Verpflichtung anerkennen, derartige störende Gegenstände auf ihren Feldern zu dulden. Die ersten Häuser von Skalitz sind von Kugeln durchsiebt, auch im Rathhause befinden sich noch derartige Abzeichen, dann hören die Mahnungen an den Kampf wieder auf, der sich größtentheils links von der Straße ab in der Verfolgung der Oesterreicher nach Josephstadt hingezogen hat.

Es gehört überhaupt schon eine von den Sinneneindrücken unabhängige geistige Thätigkeit dazu, um sich in dieser lachenden Umgebung die Bilder des Todes und des Elendes wieder zu vergegenwärtigen; wie bald werden auch die schwarzen hölzernen Kreuze in den Saatgefilden verschwunden sein, und nur die wenigen aus festerem Material gefertigten Gedenkzeichen den lebenden Menschen von diesen preußischen Ehrentagen Kunde geben. Von Leichengeruch keine Spur; der Duft der blühenden Rapsfelder und des Flieders zog auf dem leichten Frühlingswinde dahin und vermischte sich mit dem würzigen Geruche frischgemähter Wiesen.

In Jaromir hat der Kommandant von Josephstadt, wie man mir erzählte, noch nach der Schlacht von Königgrätz den ganzen schönen Bahnhof bis auf den Grund zerstören lassen, jetzt befinden sich daselbst einige schmutzige hölzerne Schuppen. Der Kommandant, auf den man überhaupt sehr übel zu sprechen ist, hat dafür einen höheren Orden bekommen.

Von Josephstadt nach Pardubitz, so weit man von der Eisenbahn aus sehen kann, Alles wie ein großer Garten. Ueppige Felder, Dorf an Dorf, keine zerstörten Häuser, und selbst in der unmittelbarsten Nähe von Königgrätz, wo sich der ganze wüste Rückzugsstrom hingewälzt hatte, wenigstens für das mit der Oertlichkeit nicht völlig vertraute Auge keine Spur, welche an den Tag des 3. Juli erinnert. In Prag trat kaltes, wüstes, regnerisches Wetter ein; es stand in Harmonie mit dem Eindrucke, den diese Stadt jetzt auf den Fremden ausübt. Der Kampf des deutschen mit dem überwiegenden czechischen Element tritt überall deutlich hervor, die Stimmung ist im höchsten Grade düster, resignirt und hoffnungslos, namentlich unter den Deutschen. Man erwartet nichts von der Zukunft, sieht noch immer keinen Anfang zum Bessern, ein unaufhaltsames Fortgleiten auf der schiefen Ebene, zerrüttete, dem Bankerot

nahestehende Finanzen, ein sich steigernder Haß der verschiedenen Nationalitäten, die von den Ungarn sich übervortheilt glauben und daher in gleicher Weise operiren wollen, Unterdrückung des deutschen Elementes, gesteigerte Herrschaft der Aristokratie und der Geistlichkeit, eine weder sich selbst noch einem ihrer Führer vertrauende Armee, stockender Verkehr, — das sind die Hauptstriche eines in seinen Einzelnheiten noch düstereren Bildes.

(Schles. Ztg.)

Miscellen.

Frau Niemann-Seebach, welche soeben in Petersburg einen Cyclus von Gastrollen beendet hat, ist daselbst auch wiederholt in Hofgesellschaften gezogen worden und hat vor dem Kaiserpaare und den Großfürsten und Fürstinnen Verlesungen und deklamatorische Vorträge gehalten. Bei ihrem Scheiden wurden ihr ein Bracelet von Brillanten und ein silbernes Reisenecessaire überreicht, während die Intendanz der kaiserlichen Schauspiele und das Personal der letztern der Künstlerin ein reich mit Edelsteinen verziertes Album verehrt haben, welches photographische Ansichten von Petersburg und die Porträts sämmtlicher Geber enthält. — Die Wiener Opernsängerin Frl. Bettelheim wird der Bühne völlig Valet sagen, indem sie sich demnächst mit dem Bankier Gompertz vermählt. Auch Frau Grobecker vom Carl-Theater wird in kurzer Zeit Herzogin von Rocca, nachdem ihre Kollegin, Frl. Fontelive, nach Beseitigung mancher Hindernisse, soeben in Zürich sich mit dem Fürsten Thurn und Taxis verheirathet hat. — Johann Strauß aus Wien, der mit 60 seiner Musiker in Paris angekommen ist und auch am Freitag bei dem Fürsten Metternich zum Tanz aufspielte, gab am 29. v. M. sein erstes Concert im italienischen Theater. Es hatte ungeheuern Erfolg und verdiente ihn auch. Das Concert bestand aus zwei Abtheilungen. In der zweiten spielten Strauß und seine Leute, und in der ersten trugen Bilse aus Berlin und seine ausgezeichneten Musiker klassische Stücke vor. Sie ernteten ebenfalls rauschenden Beifall.

*

(Eine Räuberbraut.) In der Umgegend von Frosinone, wo Linien-Soldaten und Gensdarmen jetzt mit aller Anstrengung den Räubern ihr schändliches Gewerbe zu legen bemüht sind, hat kürzlich, wie der „Univers" erzählt, gegen eine verwegene Bande unter Anführung des berüchtigten Cinna ein Kampf stattgefunden, der durch einen romantischen Zug bemerkenswerth erscheint. Nachdem beide Theile hart aneinander gerathen und, besonders auf Seiten der Räuber, Viele verwundet waren, hielten es diese für das Gerathenste, sich schleunigst zurückzuziehen. Wiewohl verfolgt, gelang es doch den Meisten, sich durch die Flucht zu retten; nur Cinna's Geliebte entkam nicht. Lisetta Sarafolo — so lautet ihr Name — ist jung, schön, kühn bis zur Verwegenheit. Ihr Muth und ihre Todesverachtung haben ihr den Beinamen „Königin des Gebirges" verschafft, eine Bezeichnung, die ihrem Stolze nicht wenig schmeichelt. Kein Wunder daher, daß Cinna sie mit Eifersucht bewacht, und Jeden bedroht, der seiner Angebeteten zärtliche Blicke zuwirft. In ihrer Nähe entbrannte dann auch das Gefecht am Heißesten. Die Erschöpfung ihrer Begleiter scheint aber so groß gewesen zu sein, daß sie ihre Herrin aufgaben und den Händen der Verfolger überließen. Als Lisetta gefangen nach Frosinone eingebracht wurde, drängte sich das Volk neugierig heran, um die schöne Räuberbraut zu sehen, von der das Gerücht so viel erzählt hatte. Einzelne aber wollten es bei dem bloßen Ansehen nicht bewenden lassen, sondern machten Miene, ihrer habhaft zu werden und sich für alle Unbill, die sie von ihrer Umgebung so lange erduldet hatten, persönlich an ihr zu rächen. Die bewaffnete Macht hatte Mühe, die Wüthenden von einem Akte der Lynchjustiz zurückzuhalten.

Bierlied.

Hin zu den Gambrinushallen,
Zu dem Trank voll Würz und Kraft,
Lasset wohlgemuth uns wallen,
Köstlich schmeckt der Gerstensaft.
Gambrinus Lohn
Für seinen Trank,
Ist Preis und Dank
Und gold'ne Ehrenkron'.

Nach vollbrachten Tagewerken
Zieh'n wir froh zur Halle hin,
Uns am Gerstensaft zu stärken,
Zu erheitern unsern Sinn.
Der Labetrank
Belebet neu!
Heil dem Gebräu,
Gambrinus Lob und Dank.

Unter Bäumen und in Räumen
Wird das Bier uns dargereicht,
Das mit Brausen und mit Schäumen
Duftend dem Champagner gleicht.
Wie Blüth' und Frucht
Ist's Duft und Kern!
Ein lieber Stern
Erglänzt es, würzt die Luft.

Wein ist gut, jedoch er gähret,
Bier ist Trank und ist auch Speis,
Stillt den Durst, indem es nähret,
Darum gebühret ihm der Preis.
Gern greifen wir
Zum vollen Glas
Mit edlem Naß!
Gambrinus, Dank sei Dir.

Bei dem Bier ist es gemüthlich,
Denn da herrscht Behaglichkeit,
Jeder thut nach Lust sich gütlich,
Angenehm vergeht die Zeit.
Der guten Gähr
Aus Gerstensaft
Und Hopfenkraft
Erschalle Lob und Ehr'.

Hin zu den Gambrinushallen,
Zu dem Trank voll Würz' und Kraft,
Lasset wohlgemuth uns wallen,
Köstlich schmeckt der Gerstensaft.
Gambrinus Lohn
Für seinen Trank,
Ist Preis und Dank
Und gold'ne Ehrenkron'.

J. B.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 47. Mittwoch den 12. Juni. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

1. Im warmen Nest.

4. Onkel nimmt das Wort, behält's und behält Recht.

Eines schönen Abends nach Tisch, wobei er den Mund nicht aufgethan, eröffnete Onkel Bernhard plötzlich das Feuer.

„Liebe Schwester," sagte er zur Mutter, „könnten Sie sich wohl entschließen, mir mehr zu vertrauen, als sich selbst — wegen — Bernhard's Zukunft?"

Bei diesen Worten fuhr die Mutter ängstlich zusammen. „O lieber Bruder," antwortete sie, „ich bin gewiß, Sie wollen nur sein Bestes."

„Glauben Sie," fuhr der Onkel fort, „daß ich ihn mehr lieben könnte, wenn ich sein eigener Vater wäre, als ich ihn jetzt lieb habe?"

„Ich glaube, beim besten Willen könnten Sie nicht besser an ihm handeln, als Sie thun."

„Nun glauben Sie" sagte der Onkel weiter, „daß ich außer Ihnen, außer Bernhard und meinen Rosen mir aus irgend was in der Welt das Geringste mache?"

„Ich glaubte das nicht," antwortete die Mutter, „und ich setze gern hinzu, lieber Bruder, daß mein Mann, sein Vater, Ihr Bruder, Sie von da oben segnet für die Vollendung des Werkes, welches er an Bernhard begonnen."

„Gut, gut, liebe Schwester, das soll ein für allemal abgemacht sein."

„In tiefstem Grunde meines Herzens sage ich es Ihnen alle Tage," erwiderte die Mutter, „und es wäre mir eine Erleichterung gewesen, wenn ich es Ihnen recht oft hätte laut sagen dürfen, aber ich mußte fürchten, bei Ihnen anzustoßen. Sie können sehr — sehr lebhaft sein, lieber Bruder."

„Wohl möglich, wohl möglich. Aber nicht um mich handelt sich's heute, sondern um Sie. Geben Sie zu, liebe Schwester, daß es nur eine rechte Art von Liebe gibt, und daß diese rechte Liebe die ist, die Menschen um ihrer selbst willen zu lieben, nicht um unsertwillen?"

„Nichts könnte wahrer sein, lieber Bruder."

„Sie lieben Ihren Sohn?"

„Ob ich ihn liebe!"

„Und lieben ihn so, wie wir eben beide sagten."

„Ich liebe ihn über alles," gab die Mutter feierlich zur Antwort.

„Nun gut, dann geben Sie mir jetzt den stärksten Beweis, den ich von ihnen zu fordern mich berechtigt glaube."

Wieder bebte die Mutter zusammen, nur noch stärker als vorhin, ihre Lippen wurden ganz blaß.

„Reden Sie," sagte sie mit so mattem Ton, daß nur ihre Blicke zu sprechen schienen.

„Sie müssen einwilligen, sich von Bernhard zu trennen."

„Ach," rief die Mutter und fuhr mit der Hand nach dem Herzen, „also das ist's!"

„Bleibt Bernhard bei Ihnen, bei uns beiden," fuhr der Onkel fort, „dann ist er verloren, dann ist's um seine Zukunft geschehen. Der gute alte Pfarrer kann ihm nichts mehr lehren; unser Städtchen hier ist ein elendes Nest. Nach meiner Ueberzeugung ist es hohe Zeit, daß Bernhard fortkommt und begreifen lernt, Vaterhaus und Vaterstadt sind nicht die Welt."

„Auf's Gymnasium wollten Sie ihn nicht schicken. Ich tadle Sie darum nicht; es wäre doch nur ein schlechter Nothbehelf gewesen, und vielleicht haben Sie ganz Recht gehabt. Hören Sie mich also zu Ende. Wir haben einen Vetter in Dresden; das ist ein zuverlässiger Freund, ein gescheidter vortrefflicher Mensch, wie Ihnen mein verstorbener Bruder gewiß oft gesagt hat. Stoeber ist ein wohlhabender Fabrikant, hat eine brave Frau, fünf Mädchen, zwei Buben, die gewiß besser erzogen sind und mehr wissen, als im Durchschnitt unsere jungen Leute in Frankreich. Diesem Vater wollen wir unsern Puff anvertrauen; der soll aus ihm machen, was weder Sie noch sich aus ihm machen können."

„Ich hatte zwar auch an Paris gedacht, weil das nicht so weit ist. Aber, alles in allem genommen, ziehe ich doch Deutschland vor. Namentlich für unsere Jungen. In Deutschland gedeihen die „Väter" besser, bei uns mehr die „jugendlichen Liebhaber" und Bernhard — gestehen Sie's nur, liebe Schwester — gedeiht für unsere französischen Begriffe zu gut, um als „Liebhaber" zu passiren. Unter den breitschultrigen Hartköpfen an der Elbe wird er sich schon zurechtfinden. Die Deutschen sind gutmüthig, machen sich nicht leicht über jemand lustig, schon weil sie's nicht gern haben, daß sich andere über sie lustig machen. Unser Puff hat da nichts zu fürchten von all den Neckereien, denen er in Paris gewiß ausgesetzt wäre. Körperlich wird ihm eine Luftveränderung gut thun, und geistig gewinnt er wenigstens eins: er lernt Deutsch. Wer nur seine Muttersprache kann, ist nicht viel nütz; hätte ich in Amerika nicht deutsch und englisch verstanden, ich wäre verhungert. Auch sonst wird er mehr lernen. In einem Lande, wo Schulzwang besteht, wo die Bettler so gut in die Schule gehen wie hier

unsere Geschäftsleute und Handwerker, da ist der Bildungsstand nothwendig höher.“

„Ich habe an Vetter Stecher geschrieben und ihm meinen Plan auseinandergesetzt; er billigt ihn. Hier ist ein sechs Seiten langer Brief, in welchem alle Mitglieder der Familie vom kleinsten bis zum größten mir jedes in seiner Art schreiben, Vetter Bernhard solle willkommen sein und wie ein Kind vom Hause behandelt werden. Also lauter offene Arme, die ihn erwarten — dicke und dünne! In Deutschland hält man was auf Verwandtschaft; von einem Ende der Welt zum andern haben sich die Leute lieb, auch wenn sie sich nie gesehen haben, blos weil sie dasselbe Blut in den Adern haben. Die kleinen Vettern und Basen sind darum schon jetzt ganz vernarrt in unsern Puff, ohne ihn zu kennen. Kurz, ich habe geglaubt, ja sagen zu dürfen; es bedarf blos noch Ihres Ja. Was sagen Sie?“

Die Mutter war ganz blaß geworden. All ihr Blut hatte sich nach ihrem Herzen gezogen. Ihre Augen, die lieben guten Augen, hingen mit so schmerzlichem Ausdruck an mir, daß der Onkel ganz weg war. Zu meinem großen Erstaunen sah ich ihm zwei dicke Thränen in den Augen, die sich langsam in den Runzeln seines Gesichtes verloren, und mit bewegter Stimme sagte er:

„Wenn Sie anders wollen, liebe Schwester, dann ist noch nichts abgemacht, aber Unrecht wär's, von mir noch mehr als von Ihnen, denn besser als Sie erkenne ich, daß von der jetzigen Entscheidung das ganze Glück unseres lieben Dicken abhängt.“

Die Mutter stand auf und ging grad auf den Onkel zu, legte ihre zarten weißen Finger auf die Spur, welche die Thränen auf seiner Wange gelassen hatten und sagte:

„Sie sind derber als Bernhard's Vater, aber ebenso gut wie er, und Gott weiß, wie gut er war! Sehen Sie“ — und dabei wischte sie ihm die Thränen ab wie eine Mutter ihrem Kinde — „sehen Sie, das hat mich überzeugt. Sie werden mich um Bernhard weinen lassen, wenn er fort ist, da Sie schon um ihn weinen, wo er noch hier ist. Ihr Wille geschehe, Sie lieber, guter Onkel.“

„Ah, was Sie für eine Frau sind,“ rief der Onkel, „und was für eine Mutter! Gründe sind nichts, Gefühl ist alles. Ja freilich werden wir weinen um unsern lieben Dicken, beide mitsammen. Meinen Sie denn, wir Männer wären von Stein? Bernhard wird mir fehlen so gut wie Ihnen, und sein rundes freundliches Gesicht werden weder Sie noch meine Rosen mir ersetzen.“

Und Puff selbst, was that er unterdessen, fragt Ihr —? Ich that, was recht war, ich hatte wohl verstanden, was die beiden sprachen; und in meiner Ecke weinte ich still vor mich hin, aber ich kann versichern, nicht um den Schmerz der Trennung von allem, was ich liebte, nicht aus eigenem Kummer, ich weinte um die Trauer von Mutter und Onkel. Ich weinte, weil ich zum ersten Mal im Leben so recht empfand, wie sehr sie mich liebten, — weil angesichts des Kummers dieser beiden herzensguten Menschen das Gefühl der Bewunderung und Achtung vor der großen und erhabenen Elternliebe, die sich in Aufopferung gefällt, mir aus dem Herzen in den Kopf stieg und mich mit Dankbarkeit erfüllte.

Indem ich mir in meiner Kinderlogik alles wiederholte, was ich von des Onkels Reden begriffen hatte, faßte ich den Entschluß, die Mutter fortan nicht wie bisher meinetwegen, sondern um ihrer selbst willen zu lieben, und nächst der Mutter den Onkel ebenso.

Sachte stand ich auf, trat zur Mutter, umfaßte ihren zarten Leib mit meinen Armen, neigte ihren Kopf zu Onkel hinüber und sagte:

„Gib ihm einen Kuß, er hat Recht.“

Aber weiter konnte ich nicht; ich drohte fast zu ersticken, da machte sich das gepreßte Herz in heftigem Schluchzen Luft.

Ach, was sind das für gute Thränen, die aus so reiner Quelle fließen! Die brennen das Auge nicht, die baden es; da geht die Seele nicht drin unter; erfrischt und gekräftigt geht sie daraus hervor.

Und hier ihr Herren, laßt mich euch sagen und für euch alle mitsagen: eine Frau gibt's, gegen die sind wir alle undankbar; wenn wir von unserer ersten Liebe sprechen, dann vergessen wir unsere Mutter. Aber die Mütter mögen sich trösten; wenn die Zeit der Träume, der Täuschungen, der Irrthümer, der Lügen vorbei ist, wenn der Mann in ruhiger Rückschau auf sein Leben im tiefsten Herzensgrund das Bild sucht, welches die Jahre nicht haben verwischen, die Leidenschaften nicht haben zerstören können — Mutter, so oft du dich vergessen glaubtest — Mutter, er findet dein Bild! —

Es war spät geworden. Der Onkel stand rasch auf, nahm Stock und Hut und ließ uns allein.

„Wir müssen zu Bett,“ sagte die Mutter, nachdem sie mich lange ans Herz gepreßt hatte.

Die Nacht verging mir in schweren Träumen; so oft ich wach wurde, machte ich mir mehr Gedanken, als ich sonst gewohnt war. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, man könne auch zu sehr geliebt werden und das könne gefährlich werden, und der Onkel habe daher Recht, mich ganz allein in die Welt zu schicken. Diese neue Lage erschreckte mich und hatte doch auch etwas Anziehendes. Ein fremdes Land, eine unbekannte Familie, das war freilich schlimm, aber ich glaube, hätte man mir die Wahl gelassen: „Bleiben oder Gehen“, ich hätte gesagt; „Gehen!“ Einer Mutter diesen Drang in die Ferne begreifen lehren, das ist zwar grausam, aber welcher Vogel bleibt im Nest, wenn er flügge geworden?

Und doch: die Mutter verlassen, mein Nest verlassen, — es war bitter, schmerzlich, und unter Thränen schlief ich wieder ein.

5. Adieu, Mama!

Am andern Morgen fand ich die Mutter blaß und nachdenklich, aber schon mit den Vorbereitungen zur Reise beschäftigt. Sie erwartete den Onkel. Onkel kam, that ganz munter, aber ich möchte wetten, der gute Mann hatte eine eben so schlechte Nacht gehabt wie wir.

„Prächtiges Wetter“, sagte er; mein Garten ist ein Bouquet. Diese Nacht ist eine Rose aufgeblüht — die wird Aufsehen machen; ein wahres Wunder, dick und fein zugleich. Ganz Puff's Porträt und darum soll sie auch unter dem schönen Namen Puff im Katalog stehen. Einen Ableger schicke ich an den Luxemburg-Garten; da soll sie glänzen unter den schönsten des ganzen Jahres — die schöne Rose Puff.

Die Mutter saß in Gedanken und hörte nicht hin.

„Wie kommt er nach Dresden?“ fragte sie.

Der Onkel biß sich die Lippen.

„Wie er hinkommt? Mit der Eisenbahn natürlich!“

„Mit der Eisenbahn,“ sagte die Mutter, „aber wer bringt ihn hin?“

„Bernhard wird bald vierzehn,“ erwiederte Onkel; „er ist ja kein Mädchen, er sieht schon nach was aus und fällt

ins Gewicht; den trägt keiner fort, ohne daß er's merkt. Der kann ganz gut allein reisen."

„Allein!" seufzte die Mutter.

Der Onkel fuhr fort: „Die Eisenbahnen verlaufen sich nicht, die gehen gerade aus, ganz gerade, für die Leute, welche allein reisen, so gut wie für die, welche Gesellschaft haben. So ein Zug kratzt nicht aus und spielt Verstecken. Bernhard reist wie ein artiges und verständiges Packet und so wird er schon gut fortkommen. Kann sich gar nicht verirren, wenn er auch wollte. Bis Paris bringe ich ihn selbst, da soll er schon lernen, wie kinderleicht und einfach das Reisen ist; er sieht da, wie man sich unterwegs benimmt, wie man ißt und trinkt, wie man aussteigt und wieder abfährt; in ein paar Stunden ist er ein ausgelernter Reisender.

„Paris besehen wir zusammen; in einer Woche weiß er zur Genüge, was man auf Reisen braucht. Sollte ich gar was vergessen, ihm zu zeigen, dann lernt er's schon allein; das ist die allerbeste Art zu lernen."

Und zu mir gewandt, setzte er hinzu:

„Nicht wahr, Bernhard, sag's der Mutter selbst, daß dir gar nicht bange ist, in die Welt zu gehen. Bist ja groß genug!"

Ueber Nacht war ich wie umgewandelt; jedes Wort vom Onkel war mir ein Evangelium; ich folgte ihm blindlings, denn wer drei oder vier Mal die Reise um die Welt gemacht hatte, mußte sich auf's Reisen ja wohl verstehen. Ich versicherte also die Mutter mit vollster Sicherheit, sie habe für mich nichts zu fürchten, und — die Abreise war da, ehe wir's uns versahen.

Ueber den Abschied laßt mich schweigen; mir selbst halfen die ersten Reiseeindrücke drüber weg. Reisen, sagt man, bilde den Menschen; so trivial das ist, es ist wahr. Mit jeder Station fühlte ich mir die Flügel wachsen. Paris überwältigte mich zuerst, aber ich gab's ihm gehörig wieder. Dank dem Onkel, der mich überall herumführte, ruinirte ich in acht Tagen ein paar Sohlen nicht von den dünnsten. „Nur zu Fuß sieht man gut," sagte der Onkel, „die Wagen braucht man nur soweit zu kennen, um ihnen auszuweichen; wer quer über den Boulevard kommt, ohne überfahren zu werden, der zeigt, daß er flinker ist als sie."

Eines Abends, nachdem wir besonders gut gegessen hatten, sagte Onkel: „in einer Stunde reisest du ab." Wir packten und eben zur rechten Zeit kamen wir auf den Nord-Bahnhof. Der Onkel schien mit allen Leuten bekannt; man ließ ihn frei passiren, er packte mich in's Coupé, er küßte mich, und — fort gings.

Onkel hatte mir alle seine Anweisungen mit mathematischer Genauigkeit gegeben. „In Köln steigst du aus; da bleibst du vierundzwanzig Stunden und besiehst dir den Dom. Mit dem Omnibus fährst du in den „Holländischen Hof", dessen Besitzer ich kenne. Du beziehst dich auf mich, da wird er schon für dich sorgen. Am nächsten Tag fährst du weiter, ohne Aufenthalt bis Dresden. Von Köln schreibst du. Sollte dir — undenkbarer Weise — unterwegs was passiren, so telegraphirst du, aber an mich, versteht sich, nicht an die Mutter; die würde ohnmächtig."

(Fortsetzung folgt.)

Von der Welt-Ausstellung.

Das Marsfeld bildet ein regelmäßiges Parallelogram, von dem Pont de Jena bis zur Ecole militaire 970 Meter lang und 472 Meter breit. In der Mitte dieses Vierecks liegt das Ausstellungs-Palais. Es bildet einen aus fünf zusammenhängenden, concentrisch parallelen Gallerien zusammengesetzten Baukörper, welcher in seiner Mitte einen unbedeckten Garten mit Blumen-Anlagen und Springbrunnen, umschließt. Die Form des Gebäudes ist eine Elipse, deren, genau in der langen Mittel-Linie des Marsfeldes liegende Längen-Axe 482 Meter mißt, und welche auf den beiden anderen Seiten durch grade Linien von je 112 Meter, abgestumpft ist, so daß sich für die kurze Axe eine Länge von 370 Meter ergibt. Die äußere Umfassung bleibt demnach von der Seine 256, von der Ecole militaire 230 und von jeder der beiden anderen Grenzlinien des Marsfeldes 51 Meter entfernt. Der so freibleibende Theil ist zur Anlage des Parkes benutzt, welcher eine Oberfläche von 300,000 Q.-Meter, also ungefähr das Doppelte der Oberfläche des von ihm umschlossenen Bauplatzes für das Palais, umfaßt. Der Park ist mit dem Central-Garten, welcher, 144 Meter lang und 38 nur breit, sich in seiner Form nach der des Gebäudes selbst richten mußte, für welches die Parallelität der äußeren und inneren Umfassungswand Bedingung war, zuerst durch vier Hauptgänge verbunden, welche den Gürtel des Gebäudes, genau in der langen und kurzen Ax-Linie rechtwinklig durchschneiden. Diese Hauptgänge sind so die Transversal-Verbindungen der einzelnen Gallerien, deren Zugänge rechts und links offen bleiben. Der Gang auf der Seite des Pont d'Jena, welche Seite zur Hauptfront des Gebäudes gewählt ist, gilt als Haupt-Eingang und hat bei einer Breite von fünfundzwanzig Meter eine Höhe von durchweg 25 Meter. Er bildet so eine Art von Halle, welche auf dem Plane als Vestibule bezeichnet ist. — Seine Verlängerung auf der Seite der Ecole militaire ist nur 15 Meter breit und die Breite der Gänge der kleinen Axe beträgt 10 Meter. Die Höhe dieser drei Passagen entspricht der Höhe der durchschnittenen Gallerien. Zwischen je zwei dieser soeben angedeuteten vier Hauptgänge befinden sich außerdem noch drei, 5 Meter breite Transversal-Gänge, das Gebäude rechtwinkelig oder radienweise durchschneidend, so daß also die Verbindung des Parkes mit dem Central-Garten und der einzelnen Gallerien unter sich durch 16 Quergänge bewirkt ist. Das ganze Gebäude ist in Eisen konstruirt und nur die innerste Gallerie in Mauerwerk ausgeführt.

Die äußerste und gleichzeitig Haupt-Gallerie, zur Aufnahme der Maschinen bestimmt, hat eine Breite von 35 Meter und eine Seitenhöhe von 19 Meter, welche nach der Mitte des Daches bis zu 25 Meter ansteigt. 176 eiserne Pfeiler, welche paarweise, 88 Abschnitte bildend, das Dach von Eisenblech tragen, reichen, bei einer Höhe von 26 Meter, 7 Meter hoch über den Stützpunkt desselben hinaus, sich dort durch eiserne Streben mit dem Dachstuhl verbindend, so daß sie auf der äußeren Seite einen sogenannten Luftgang bilden. Der durch das Hervorragen dieser Säulen auf das Auge ausgeübte Eindruck ist kein gefälliger, wird jedoch durch die angebrachten Ausschmückungen mit Fahnen und Emblemen etwas gemildert; jeder dieser 176 eisernen Pfeiler hat ein Gewicht von ca. 24,000 Pfund. In der Mitte dieser Maschinen-Gallerie und in der ganzen, 1200 Meter betragenden Länge derselben ist eine durch gußeiserne Säulen getragene Plate-Form, bei 3 Meter Breite, in einer Höhe von 6 Meter über dem Boden

errichtet und in ihrem Zusammenhange nur durch die großen Quer-Gänge unterbrochen. Sie dient einmal den Wellbäumen zur Stütze, welche die Kraft der in dem Park vertheilt angebrachten Dampfmaschinen der im Innern aufgestellten Maschinen und Apparate übertragen; dann aber, mit einer Balustrade versehen, den Besuchern als Promenadengang, um von hier aus mit Ruhe und übersichtlicher die arbeitenden Maschinen überblicken zu können. Das Tageslicht wird der Maschinen-Gallerie durch große Fenster zugeführt, welche auf beiden Seiten in einer Höhe von acht Meter angebracht sind und bis zum Dache reichen, also 11 Meter Höhe haben.

Die massive Masse der Maschinengallerie überragt in ihrer Höhe die sich nach innen anschließenden Gallerien um mehr als die Hälfte und verdeckt dieselben so vollständig, daß sie von außen ganz unsichtbar sind. Dadurch macht das Gebäude wohl durch seine Massenhaftigkeit und kolossalen Dimensionen einen großartigen, aber nur sehr einförmigen und durchaus nicht gefälligen Eindruck. Von einiger Entfernung gesehen, könnte das Ganze nur einem großen Gasometer zu vergleichen sein. Eine Abwechselung wird allerdings durch die großen Fenster geboten, deren sich immer drei zwischen zwei Säulen befinden und welche durch den Uebergang vom Eisen- zum Glasbau die Konstruktion leichter erscheinen lassen; dann aber auch durch einen an diese Vorderwand sich anlehnenden und in seiner Höhe bis dicht unter die Fenster reichenden Vorbau, gleichmäßig 10 Meter breit, welcher nur durch die Quergänge unterbrochen wird. Dieser Vorbau wird als besondere Gallerie gerechnet, bestimmt für das Verpflegungsfach. Durch Querwände in besondere Abtheilungen zerlegt, bilden diese so viel Restaurations-, Kaffee-, Wein- und Bierlokale, deren Aufgabe es eigentlich sein soll, nur solche Alimentations-Produkte zu verabreichen, welche den einzelnen Ländern eigenthümlich sind, zu deren Abtheilung im Ausstellungs-Gebäude sie gehören. Die Vorderwände der Erfrischungslokale sind aus leichtem Glasbau gebildet, welcher einen Ueberblick über den weiten Park gestattet. Noch ist eines, um das ganze Gebäude führenden, sieben Meter breiten Promenadenganges Erwähnung zu thun, dessen flaches Dach auf der Parkseite durch eine offene Säulenreihe getragen, wird auf der anderen Seite sich aber an das Dach der Restaurations-Gallerie anschließt und so eine Vorhalle zu derselben bildet.

Die vier Gallerien, welche der Maschinen-Gallerie sich nach dem Innern des Gebäudes anschließen, sind in ihren Breite- und Höhe-Dimensionen nicht viel von einander abweichend; die Breite variirt von 14 bis 23 Meter, die Höhe von 7 bis 12 Meter. Jede Gallerie hat ihr eigenes, nach der Mitte sich winklig erhebendes Glasdach und erhält durch dieses ihr Licht. Die Aufstellung der Gegenstände in diesen Gallerien erfolgt bald auf der einen, bald auf der anderen, meistens aber auf beiden Seiten, wie es die Eigenthümlichkeit der Gegenstände und die Eintheilung des Raumes nothwendig erscheinen lassen; die im Innern angebrachten Einlagen und beweglichen Abtheilungswände richten sich nach Art der Aufstellung. So wie sich die Vorderwand des Palais auf seiner äußersten Linie durch einen Promenadengang nach dem Parke hin öffnet, so umgibt auch den Centralgarten eine, sich an die innerste Gallerie anlehnende bedeckte Säulenhalle. Dieser auf der Gartenseite offene Portikus wird als eine besondere Gallerie gerechnet und trägt, nach der offiziellen, vom Centrum ausgehenden Nummerirung, die Nummer I; die vier inneren Gallerien folgen als Gallerien Nr. II, III, IV und V; die Maschinengallerie ist Nr. VI und die Reihe der Restaurationslokale bildet die Gallerie Nr. VII. Bei der Klassifikation der Ausstellungs-Gegenstände sind diese in so viel Gruppen getheilt, als Gallerien vorhanden sind und die Gallerien I, II, III u. s. w. zur Aufnahme der Gruppe bestimmt, welche die gleiche Nummer trägt. Jede Gruppe zerfällt wieder in mehrere Klassen, doch alle diese Klassen vereinigen sich in derselben Gallerie. Zwar hat die Klassifikation der Ausstellungs-Gegenstände 10 Gruppen aufgestellt, doch sind von diesen die Nummern 8, 9 und 10 in den Park verwiesen worden, welcher ihrer Eigenthümlichkeit auch mehr entspricht.

Miscellen.

Die Leiche der Frau Erzherzogin Mathilde ist die einhundertste, welche in der Kaisergruft bei den PP. Kapuzinern in Wien beigesetzt wird. Die erste Leiche war die der Kaiserin Anna, Gemahlin des Kaisers Mathias (1618), die hundertste die der Frau Erzherzogin Maria Anna, gebornen Prinzessin von Sachsen (1865).

•

Aus Wien, 7. Juni, wird berichtet: Am 5. Juni Nachmittags halb 6 Uhr brachte ein Lakai nach Hetzendorf eine riesige Schachtel: „Für die durchlauchtigste Frau Erzherzogin Mathilde!“ Es waren frische Alpenblumen — aus Berchtesgaden. Und wer sendete sie? König Ludwig I. von Bayern! Der gute alte Herr beeilte sich, als er von dem Unglücke hörte, das seinen „Liebling“ betroffen, der Aermsten eine Freude zu machen und ihr „Alpenblumen“ zu senden: sie trafen ihre Leiche und werden ihren — Sarg schmücken.

•

Wien, 8. Juni. (Zum internationalen Musikkampfe in Paris.) Heute wurde dem Regiments-Kommando des Infanterie-Regiments Herzog von Württemberg die Entscheidung der Prüfungs-Kommission zugestellt, zufolge welcher die Musikkapelle dieses Regiments berufen ist, die österreichische Militärmusik beim internationalen Musikfeste in Paris, welches für den 21. Juli festgesetzt ist, zu vertreten. Die ausgeschriebenen Preise bei diesem Musikwettkampfe bestehen aus 10,000 Franks in Gold, und zwar der erste in 4000, der zweite in 3000, 2000 und 1000 Franks. Jede der sich produzirenden Musikkapellen muß die Ouverture von „Oberon“ und eine zweite beliebige Ouverture zur Aufführung bringen; als letztere hat die Musikkapelle Württemberg die „Tell“-Ouverture gewählt.

(Seltsamer Zufall.) Am 6. ds. Mts. Nachmittags um dieselbe Zeit, da die Pistole des Attentäters im Bois de Boulogne knallte, erschien im Warschauer Regierungsblatte, dem „Dz. Warsz.“, eine Danksagung des Czaars an alle Gemeinden, Aemter, Vereine, die Geistlichkeit u. s. w., die aus Anlaß der Jahreserinnerung an das vorjährige Attentat Karakasoffs Festlichkeiten arrangirt, selben beigewohnt oder auf andere Weise ihre Freude über die Rettung des Czaars bezeigt hatten.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 48. Sonntag den 16. Juni. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

II. Sah ein Knab' ein Röslein steh'n, Röslein auf der Haiden.

1. Cocotte und Lulu.

Drei Herren waren mit mir im Coupé; die schwiegen, d. h. sie schnarchten, und zwar ziemlich von Anfang an. Ich ängstigte mich nicht schlecht bei all dem Geschnarche, das könnt ihr euch wohl denken. Wär's nach dem Mond gegangen und ich mutterseelenallein, ich hätte nicht verwundert sein können. Meine glückliche Vergangenheit erschien mir wie ein plötzlich entschwundener Traum, die Zukunft wie ein unlösbares Räthsel. Ich dachte an Alles, nur nicht an's Schlafen, und zuletzt schlief ich doch ein. Erst in Verviers wachte ich auf, meine drei Schnarcher waren fort — wohin waren sie, wie heraus gekommen — wo — wann? Weiß der Himmel. Das Coupé schien mir leer. Nur in einer Ecke sah ich was wie ein kleines Packet, fast formlos, in ein großes Umschlagetuch eingeschlagen; — wahrscheinlich, sagte ich mir, hat es einer von den Herren liegen lassen. Es war nicht sehr hell im Coupé, und zu genau hinzusehen, hielt ich für unartig.

Aber es blieb und blieb; also war's was. Indeß, dies Etwas endete auf einer Seite in zwei Dingen, die in dem Halbdunkel eine unbestimmte Aehnlichkeit hatten mit zwei kleinen Hacken und Schuhsohlen, und so wußte ich wieder nicht, woran ich war. Wenn in den Schuhen Füße stacken, dann war ja das Uebrige nicht mehr ein Was, dann war's ein Jemand. Aber so ein Jemand hat wieder nicht blos Füße, der muß auch einen Kopf haben und sogar einen Körper, und von Kopf und Körper war hier keine Spur. Dieser kleine längliche Klumpen, in der Mitte etwas dicker als an den Enden, konnte doch unmöglich ein vollständiges Menschenkind sein. Je mehr ich hinblickte, um meiner Ungewißheit ein Ende zu machen, desto mehr stieg meine Ungewißheit. Schon hatte das unförmige Ding in meinen Augen allerlei phantastische Gestalten angenommen, so daß der Kopf anfing zu schwirren, und ich glaube, ich wagte nicht mehr zu athmen, noch mich zu mucksen, als plötzlich aus dem kleinen Packet auf der Bank ein Kästchen hervorrutschte, ein weißliches Kästchen von seltsamer Form, an einem Ende mit einem Drahtgitter verschlossen wie ein kleiner Käfig. Von der Sitzbank rutschte das Kästchen auf den Boden, und im selben Augenblick, wo es fiel, stieß es einen Schrei aus, so durchdringend, so kläglich, daß ich von Kopf zu Fuß erbebte. Ein Kästchen, das schreit — so was sieht man nicht alle Tage. Aber dabei blieb's nicht; die Sache kam noch schlimmer. Der Schrei aus dem Kästchen hatte auch das übrige Packet geweckt; dies fing an, sich zu schütteln, bog sich aus einander, wie wenn eine Springfeder darin stäke, und stellte sich mit einem Male vor mich hin mit einem so bitterbösen Gesichte, wie die kleinen Teufelchen, die aus einer Vexirdose hervorschnellen.

„Sie sind recht schlecht; Sie haben Cocotte was gethan."

Diese schneidenden Vorwürfe galten mir — mir! Glücklicher Weise stand mir die Unschuld so deutlich auf dem Gesichte geschrieben, daß die kleine Person ohne eine Antwort abzuwarten, eifrig fortfuhr:

„Wenn Sie's nicht sind, wer hat's denn gethan?"

„Madame oder Fräulein," antwortete ich der seltsamen kleinen Person, die mich dieses furchtbare Kreuzfeuer bestehen ließ und sich mittlerweile aus dem Umschlag immer mehr loswickelte, wie ein Nachtfalter aus der Puppe — „Madame oder Fräulein, ich kann Ihnen von der Geschichte nur soviel sagen, wie ich weiß und das ist wenig. Seit Paris habe ich mich nicht aus der Ecke gerührt, wo ich sitze. Als ich vor ungefähr einer Stunde aufwachte, sah ich da auf dem Sitz in Ihrer Ecke ein Packet in einem Umschlagtuch und da ist zuerst ein Kästchen herausgekommen, das vor Sie hin fiel und dann sind Sie selbst herausgekommen. Das Schreien hat mich recht geängstigt, aber Cocotte — was ist das? Ihre Vorwürfe begreife ich nicht und verdiene ich nicht."

Das kleine Ding hörte mich kaum an; es hatte sich ohne Weiteres hingeworfen, kroch auf allen Vieren im Coupé herum und suchte nach dem verhängnißvollen Kästchen; endlich fand sie es in den Falten des großen Tuchs, welches sie beim Aufstehen darauf hatte fallen lassen.

Endlich hatte sie's und hielt es mit dem Drahtgitter vor die Laterne oben in der Decke des Coupé's; ängstlich sah sie hinein und nun entspann sich zwischen dem Kästchen und der kleinen Dame folgendes Gespräch:

„Hast dir wehgethan, Cocotte? weh, weh hat Cocotte? Der junge Herr dir was gethan, Cocotte? Kleine Cocotte, gute Cocotte!"

Die Stimme, die so das Gespräch einleitete, war frisch, wohlklingend, beinahe kindlich, nur hatte sie etwas Festes und Entschiedenes, was mir zu einem Kinde nicht passen wollte. Die Stimme, die dann aus dem Kästchen antwortete, war offenbar die einer alten Frau.

„Arme Cocotte, gute Cocotte!" rief diese Stimme mit einem Tone, der mir Herz und Ohr zugleich zerriß. „Gute Cocotte, kleine gute Cocotte!"

„Ihr fehlt nichts,“ sagte die junge Stimme zu mir. „Ich gebe ihr ein Stück Zucker, dann ist sie stille. Jetzt sehe ich auch, wie's gekommen ist. Ich hatte Cocotte in mein großes Umschlagtuch gesteckt, damit der Schaffner sie nicht sähe; sonst hätte sie in den Gepäckwagen müssen. Die Schaffner sind so garstig hier. Dann habe ich im Schlafe das Bauer losgelassen und die arme Cocotte ist hingefallen. Ich bitte, entschuldigen Sie, was ich vorhin sagte.“

„Arme Cocotte!“ rief die zittrige Stimme von Zeit zu Zeit dazwischen.

„Aber so sei doch still!“ sagte die kleine Dame; „wenn der Schaffner dich hört, steckt er dich zu den Hunden, und das würde dir schlecht gefallen.“

„Arme Cocotte, arme kleine Cocotte!“ antwortete die Stimme im Kästchen.

„Fräulein,“ sagte ich zu meiner Reisegefährtin, — „Fräulein, bitte, bitte, Cocotte — was ist das? ein Vogel?“

„Aber, wo sind Sie denn her? wo kommen Sie her?“ lachte mir die Kleine aus vollem Halse zu; „in einem Bauer kann doch blos ein Vogel sein, und wenn der Vogel spricht, dann ist's ein Papagei.“

Da mußte ich denn bekennen, ich hätte noch nie einen Papagei gesehen; in meiner Vaterstadt hätte es keinen gegeben, und diese Reise sei mein erster Ausflug

„Hör' einmal, Cocotte,“ rief die Kleine, „der da hat noch keinen Papagei gesehen; ha, ha, so lache doch, Cocotte!“

„Ha, ha,“ stimmte Cocotte mit heiserer Stimme ein — „ha, ha, ha, ha!“

„Cocotte lacht Sie aus, junger Herr; sie schämt sich in ihre Seele hinein,“ und dabei lachte das Dämchen ihr bestes Lachen. „Sie können sich rühmen, der erste junge Herr zu sein, der noch keinen Papagei gesehen hat.“

Ich wurde puterroth und war nahe daran, mich zu ärgern — so ein großer Schlingel, wie ich war — als die Kleine mit freundlichster Kinderstimme plaudernd das Gitter des Käfigs öffnete und einen reizenden kleinen grünen Papagei herausließ, der sich hin- und herwiegend ihr an Finger und Arm auf die Schulter kletterte und oben angekommen, sich zu ihr neigte, um sich küssen zu lassen.

„Präsentir' dich auch dem Herrn da, zeig' ihm, wie schön du bist, sag' ihm, du beißest nie, nie, nie, und er solle nicht bange vor dir sein. Willst du ihm einen Kuß geben?“

„Ja, ja, ja,“ sagte Cocotte ganz drollig.

Und ihr mögt denken, was ihr wollt — dies „Ja, ja, ja“ ging mir grad in's Herz. Ich erklärte Mamsell Cocotte für das reizendste Geschöpf von der Welt, ich küßte sie, liebkoste sie, kraulte ihr den Kopf, so lange sie wollte, kurz, ich wurde plötzlich ihr Anbeter, ihr Freund.

Das Dämchen war entzückt. Wir erwiesen dem Thierchen alle möglichen Ehren und setzten es dann wieder in's Kästchen, ob es vielleicht „noch ein bischen einnicken“ wollte. Wir erklärten, wir wollten unterwegs sein Papa und seine Mama sein. Ich unternahm es, bis Leipzig für unser Kind zu sorgen; von da wollte meine Reisegefährtin nach Berlin. Auf jeder Station sollte ich aussteigen und Cocotte an die frische Luft führen; beim Frühstück sollte sie Zwieback haben, und vor Allem gelobte ich feierlich, sie ja nirgends stehen zu lassen. Darauf fanden wir, wir hätten nichts besseres zu thun, als uns gegenseitig unsere Geschichte zu erzählen, aber aufrichtig, ohne zu lügen.

„Meine Geschichte, die ihr schon kennt, setzte Lulu in Verwunderung; die Kleine mußte sich dabei mehr als einmal die Augen wischen, so weinte sie. Endlich kam sie an die Reihe und sagte: „Meine Geschichte ist anders, ganz anders; Vater oder Mutter habe ich nie gehabt.“

Lulu's Geschichte war kurz, aber wenn sie euch überrascht, mich überraschte sie noch viel mehr, denn sie versetzte mich in eine Welt, von der ich nicht erst zu versichern brauche, daß ich keine Ahnung davon hatte.

Lulu war dreizehn und ein halbes Jahr alt; wie sie bemerkte, stimmte das sehr gut zu meinen vierzehn Jahren, denn die Herren müßten immer älter sein als die Damen. Sie fügte hinzu, es werde mir gewiß angenehm sein zu erfahren, daß sie nicht so eine beliebige junge Dame sei, nicht so eine Erste Beste, sondern eine sehr berühmte Persönlichkeit, von der ganz Wien und andere Hauptstädte sprächen und schwärmten, eine große Künstlerin, sehr renommirt, erste — Tänzerin in der berühmten Wiener Kindertruppe, die alle Welt bewundere. Sie sei unterwegs krank geworden, aber die Vorsteherin habe viel Vertrauen zu ihr und habe sie deßhalb bei Freunden in Brüssel gelassen; nun sei sie hergestellt und reise zu ihrer Truppe; sie dürfe allein reisen, habe die Vorsteherin gesagt, weil sie so sehr verständig sei.

Wir verabredeten, bis Leipzig wollten wir zusammenreisen und sehr gute Freunde sein; nachher wollten wir uns oft schreiben. Lulu konnte gut französisch, auch englisch, aber sie wünschte, ich solle rasch deutsch lernen, damit ich ihr in ihrer Muttersprache schreiben könne; die habe sie am liebsten.

Lulu sagte mir auch, ich dürfe hoffen, sie in Dresden wiederzusehen, wo ihre Truppe für zehn Vorstellungen engagirt sei; hoffentlich würde ich ihr da applaudiren und von der Vorsteherin Billets bekommen; sie selbst werde mich zwar schwerlich bei meinen Verwandten aufsuchen können, aber meine Besuche zu empfangen würde die Vorsteherin ihr gewiß erlauben.

Doch, ich habe ja auch noch nicht gesagt, wie Lulu aussah. Sie war ein klein Persönchen, abwechselnd sehr gemessen und wieder sehr ausgelassen; nicht mehr ein kleines Mädchen, und noch durchaus nicht eine junge Dame, außer vielleicht, wenn sie von ihrer Kunst sprach. Sie war brünett, hatte einen Wald von schwarzen, sehr weichen, sehr feinen Haaren, der Teint blaß, glanzlos; die Augen glänzend schwarz wie Kohlen; außerordentlich regelmäßige Züge, die durch die Reinheit des Schnitts mit der Freiheit ihrer Manieren contrastirten. Für ihr Alter eher groß als klein, hatte sie die Haltung eines Kindes, nur daß oft die Manieren einer Dame plötzlich durchbrachen, welche sie von ihrer absonderlichen Erziehung her angenommen hatte; kurz, sie war die seltsamste Mischung von Sanftheit und Keckheit, von Gegensätzen und Widersprüchen aller Art; mir schillerte sie vor den Augen in den buntesten Farben. An Scheffer's Mignon hätte man denken können, wenn dieses wunderbare Gebilde des Meisters mit einem Male aus dem Reiche des Idealen in die lebensprühendste Realität sich versetzen ließe.

Nachdem wir uns über unsere kurze Vergangenheit zur Genüge ausgelassen hatten, beschlossen wir mit einem Ernst, über den ich später oft gelacht habe, unterwegs des Anstands halber Bruder und Schwester zu sein; so konnte ich in den Gasthöfen als ihr Cavalier und Beschützer auftreten, und sie ihrerseits konnte mir mit ihrer Kenntniß der deutschen Sprache aushelfen. Damit gaben wir uns treuherzig die Hand zur Besiegelung unseres Kontraktes und schliefen wieder ein. Bei der Ankunft in Köln war ich schon über eine Stunde wach, hatte mich aber nicht zu rühren gewagt. Lulu schlief an meine

Schulter gelehnt. Lange Wimpern beschatteten das hübsche Gesicht, dem der Schlummer einen Ausdruck von schwermüthigem Ernst gab, der mir außerordentlich gefiel. Ich machte sie nicht wecken; leise athmend hob sich die Brust. Mit der ganzen Zärtlichkeit eines Papa blickte ich auf das reizende Wesen, welches ich eben so sehr bewunderte, wie es mir Mitleid einflößte.

Die Geschichte dieses seltsamen Kindes, welches nie gewußt hatte, was Haus und Familie, was Vater und Mutter ist, war mir so wunderbar vorgekommen, daß ich trotz aller Lustigkeit, mit der sie erzählt hatte, doch tiefes Mitleid mit ihr empfand. So wollte ich denn den süßen Schlaf nicht stören. Indeß —

„Fräulein Lulu," sagte ich, als der Zug hielt — „Fräulein Lulu, wir sind in Köln."

„Vergessen Sie Cocotte nicht!" rief sie mit noch halb geschlossenen Augen und dabei sprang sie den Wagentritt hinab, wie ein Vogel vom Baum hüpft.

Für das Gepäck wollte sie sorgen. „Sie nehmen blos Cocotte," sagte sie zu mir.

Blos Cocotte — das war mir gerade recht. Ich folgte ihr bewundernd mit den Augen, während sie den Beamten, den Gepäckträgern rief und kommandirte, hier antrieb, dort abwies und sich namentlich derer erwehrte, die uns bald dies, bald jenes Hotel anpriesen.

Während wir durch die Stadt nach dem Hotel fuhren, bemerkte ich, daß die Straßen sehr schlecht röchen.

„Ja freilich," sagte Lulu, „darum macht man hier auch Eau de Cologne; wenn die Straßen gut röchen, dann brauchte man kein Flacon."

(Fortsetzung folgt.)

Pesther Skizzen.

Unter allen den strahlenden Frauengestalten, welche am Krönungstage das Auge entzückten und zugleich blendeten, war die strahlendste ohne Widerrede die neugekrönte Königin. In der Kirche und beim Banket trug Ihre Majestät eine Robe aus weißer Seide, über und über besäet mit weißen Fliederdolden in natürlicher Größe und aus reinem Silber auf das Kunstreichste gearbeitet. Eine ausnehmend reiche Bordüre aus denselben Blumen faßte unten das Kleid ein und die ganze Vorderseite bis an den Boden hinab bedeckte ein sprühender, funkelnder Regen von Diamanten. Eine lange kostbare Schleppe folgte der majestätischen Gestalt, ein Brillanten-Diadem strahlte aus den üppigen dunklen Haarflechten hervor und wie eine Caskade von Spitzen und Diamanten wallte der lange weiße Schleier von dem königlichen Haarschmuck hernieder. Ein Brillantenkollier von unvergleichlicher Schönheit und eine ungarische Spitzenschürze, mit Diamanten überstreut, vervollständigten das Aeußere der blendenden Erscheinung. Auf dem Balkone des Lloydgebäudes jedoch trug Ihre Majestät blos ein einfacheres weißes Tüllkleid mit weißem Schleier.

Zwölf Palastdamen versahen am Krönungstage den Dienst um die Königin. Sie fanden sich Morgens 3/4 7 Uhr im kgl. Schlosse ein, erwarteten die Monarchin in einem Nebensaale und begleiteten sie in sechsspännigen Hofequipagen zur Kirche, nach der Ceremonie aber in ihre Appartements zurück, dann zum Lloydgebäude, endlich zum Banket. Hier waren sie zugegen, bis die Königin vom Weine genippt hatte, wornach sie sich mit der Oberstho[f]meisterin in einen Nebensaal zurückzogen, daselbst das Diner einnahmen und zu Ende des Desserts wieder in den Banketsaal zurückkehrten, um Ihre Majestät in ihre Appartements zurückzugeleiten. In der Kirche waren in der unmittelbaren Nähe der Königin die Gemahlin des Judex Curiae Frau v. Majlath und die Palastdamen Baronin Sennyey und Gräfin Georg Festetics. Die übrigen saßen auf der für sie bestimmten Tribüne in der Kirche. Der hervorstechende Charakter aller Toiletten war: reiche Gold- und Silberstickerei, Brillantendiademe und goldgestickte Schleier und Schürzen. Frau v. Majlath trug eine Robe aus sehr reichem weißen Seidenrips mit der erwähnten Ausschmückung, ihr prächtiges Diadem war Wiener Arbeit. Baronin Sennyey strahlte in goldenen Blumenbouquets, auf weißem Tüll gestickt, mit Unterlage von weißer Seide, Gräfin Georg Festetics in einem schweren Seidenkleide groseilles des Alpes mit gespitzten Goldspitzen. Die hohe, schöne Gestalt der Gräfin Klarisse Kornis-Karolyi glänzte in einem purpurrothen Sammtkleide von geradezu wunderbarem Effekte, die Bordüre dieses Kleides war ein Meisterwerk der Goldstickerei, sie bestand aus halberhaben gearbeiteten Blumen mit außerordentlich reichem, arabeskenhaft verschlungenen Blätterwerk, und theilte sich eigentlich in zwei Bordüren hart übereinander, jede fast einen Schuh hoch. Gräfin Geza Szapary hatte eine Robe, ganz aus Goldstoff, der besonders an der Sonne einen unbeschreiblich glänzenden Eindruck machte, der Leib war rother Sammt, die Bordure aus Gold- und Silberspitzen kombinirt.

Zum Schluß sei die wunderbare Toilette der Gräfin Paul Zichy erwähnt; das Kleid dazu war aus weißem Seidenrips, das Ganze en plein mit goldenen Wasserblumen sammt Blättern, welche durch kleine silberne Schleifen, die jedoch Perlenschnüren glichen, zu Bouquets zusammengeschlossen waren; dazu eine dunkelroth sammtene Mente nach altungarischem Schnitt (von Kuzmik).

Die Herrenkostüme im Krönungszuge gaben jedoch den Damentoiletten nichts nach, ja sie übertrafen sie sogar zum Theil durch das historische Studium, welches ihnen zu Grunde lag und den reinen Styl, der bis in die geringsten Details hinab strenge beobachtet wurde. Damit die Leser einen Begriff davon bekommen, mit welcher minutiösen Sorgfalt, welchem Aufwande historischer, heraldischer, archäologischer und malerischer Gelehrsamkeit einzelne dieser Kostüme ersonnen waren, schildert der „Pesther Lloyd" ausführlich das Ritterkostüme, mit dem Graf Edmund Batthyany im Krönungszuge die allgemeine Bewunderung erregte und dessen Plan und Details sämmtlich von dem Maler Karl Telepy herrühren. Graf Edmund trug ein feingearbeitetes silbernes Panzerhemd, aus 18,000 Ringen zusammengesetzt, an den kurzen Aermeln und am unteren Rande mit goldenen Zacken (Wiener Arbeit), darüber einen Halspanzer, auf dem oberen Theile von Brust und Rücken, der Hals blieb stylgemäß ganz blos. Quer über das Panzerhemd lief ein Bandelier aus Goldplatten, welches mit Pelikanen (dem Wappenvogel aus dem ursprünglichen ältesten Wappen der Batthyany's) aus getriebenem Silber ganz bedeckt war. Daran hing ein altes Familienschwert, der arabische Griff aus Rhinozeroshorn, silberbeschlagen. Um die Schultern flog ein schön gepreßtes Pantherfell, und zwar reichte der ausgestopfte Kopf des Raubthieres über die Schulter auf die Brust herab, während die Vordertatzen desselben, unter den Achseln hervorlangend, die Brust des Reiters gleichsam umarmten. Die gefletschten Zähne des Thieres waren aus gediegenem Silber, mit den beiden Vorderzähnen biß es in einen goldenen Ring,

während die gleichfalls goldenen Klauen ähnliche Ringe hielten, alle drei Ringe endlich waren in der Mitte der Brust durch eine goldene Kette zusammengehalten.

Unter dem Panzerhemd zeigte sich ein tiefbraun gefärbter Sammtattila mit goldenem Schnürwerk, die Seiten- und Vorderspangen in der Form von goldenen Pelikanen. Daran schlossen sich nach unten Seidentrikot-Beinkleider von einer ganz eigenthümlichen namenlosen Schattirung von Roth, ähnlich wie das Futter des Pantherfelles (in Paris eigens gearbeitet). Die Stiefeln aus goldbraunem Lackleder und silberne Sporen in Pelikanform, die Flügel als Seitentheile, Kopf und Schnabel als Kamm des Sporns. Hiezu kamen noch silberne Panzerhandschuhe von meisterhafter Arbeit, jeder einzelne aus 111 Theilen bestehend und so gelenkig, daß man mit ihnen eine Stecknadel aufheben konnte (von Agoston in Pesth). In einer Hand hielt der Graf einen silbernen vergoldeten Streitkolben in altem Styl, am oberen Ende mit einem großen Pelikan. Als Kopfbedeckung diente eine braunsammtene Mütze à la Barcsay, mit Edelmarder verbrämt, die Agraffe ein Pelikan aus getriebenem Silber, darüber eine mächtige dunkle Adlerfeder. Das dunkelbraune Pferd war prachtvoll geschirrt. Die Pferdedecke Goldstoff mit silbernen Schuppen, die Mähne mit Gold- und Silberschnüren eingeflochten, am Halse ein halber Halspanzer aus Silberplatten, dazu ein Stirnpanzer mit einer Lanzenspitze als Sporn, auf dem Kopfe wallende Straußenfedern, die Zügel endlich aus Goldstoff mit Silberschuppen und Goldfransen und die Brustriemen in einem riesigen Pelikan aus Silber zusammenlaufend.

Geführt wurde das Pferd von zwei Knappen, deren Tracht die folgende war: Antike ungarische Helme aus geschmiedetem Eisen, welche schon ehedem die Batthyany'schen Leibwachen getragen hatten, jeder einzelne $6\frac{1}{2}$ Pfund schwer, nachdem je 2 Pfund durch das Neupoliren verloren gegangen waren; dazu halbe Brust- und Rückenharnische und Schulterplatten aus Stahl, lange Ueberröcke von geschweiftem altungarischen Schnitt, die Aermel kurz und geschlitzt, aus ihnen die engen Aermel eines dunkelblauen Sammtattilas mit golddamastenen Aufschlägen hervorgehend, die Knopfschlingen des Attila Silberschnüre mit Blau gemischt (Batthyany'sche Farben), die Enden derselben statt der Quasten niedergebogene silberne Tulipanen mit je drei hammerförmigen Staubfäden (unpaarig nach ungarischer Sitte), sonstiges Schnürwerk gleichfalls Blau mit Silber, das Wehrgehänge blaues Leder mit Gold, die Waffen breite Krummsäbel antiker, primitiver Form, mit überall schief abgehackten Ecken, der Griff Gold, die Scheide dunkelblauer Sammt (wie der Attila), mit Goldspangen, welche durchbrochene Rillen hatten; die Beinkleider wieder blau mit Schnüren wie oben, die Stiefel lederfarbig, von altem ungarischen Schnitt, mit sehr spitzem Schnabel und dreieckig zugeschnittenem Schaft, daran Stahlsporen von Schilfform.

Und so wie diese Kostüme, so waren auch alle übrigen kombinirt, jedes einzelne ein Meisterstück in seiner Art. Der Eindruck, den der Zug selbst auf die verwöhntesten Zuschauer machte, war denn auch mit Recht so groß, daß der norddeutsche kühle Baron Werther selbst im reinsten Berlinerisch eingestand, Aehnliches niemals gesehen zu haben, und Duc de Gramont seinem Souverän telegraphirte, der Krönungszug habe an Glanz, Reichthum und Geschmack alle seine Erwartungen weit aus übertroffen. (Frdblt.)

Miscellen.

Aus New-York vom 24. Mai berichtet man: Das Tagebuch von Lincoln's Mörder, das jetzt, so viel davon übrig, im Drucke der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, bringt nichts, was nicht schon längst aus dem Prozesse und sonstigen Angaben bekannt wäre. Insofern nur ist es nicht ganz ohne Interesse, einen Blick auf die Ergüsse des ehemaligen Schauspielers zu werfen, als daraus mehr und mehr die Gewißheit hervorgeht, daß die beklagenswerthe That weniger das Resultat einer weitverzweigten Verschwörung, als vielmehr die krankhafte Ausgeburt einer überspannten Phantasie war. Eine gehörige Quantität Selbstüberschätzung liegt in jedem Worte ausgesprochen und das tragische Pathos der Erzählung erinnert an manche handwerksmäßige Schauspieler, die auch im gewöhnlichen Leben sich mit dem Bühnenflitter umgeben: „Ich schritt mit festem Schritte durch Tausende seiner Freunde, ich wurde angehalten, aber ich drang weiter vor. Ein Oberst saß an seiner Seite. „Sic semper!" rief ich, ehe ich feuerte. Im Sprunge brach ich das Bein. Ich ging durch alle seine Wachen hindurch und ritt 60 Meilen in selbiger Nacht, während der Knochen meines Beines bei jedem Sprunge das Fleisch aufriß." So geht es weiter und wir sehen vor uns eine Art von modernem Brutus, der noch dazu an christlichen Gewissensbissen leidet.

(Der Krönungshügel.) Zu den Zeremonien der Krönung gehört auch die, daß der König auf einem Schimmel den Krönungshügel hinansprengt und dort nach den vier Weltgegenden mit dem Schwert Streiche führt. Ueber den Krönungshügel entnehmen wir nach der „N. Z. Z." Folgendes: „Der Krönungshügel wird aus Erde gebildet, welche jedes Comitat im Gewichte von 40 Pfund von einem historisch merkwürdigen Orte sendet. So wird der Hügel Erde aus der berühmten Burg Ungvar enthalten, um die sich die Ungarn, als sie vor tausend Jahren vom Lande Besitz ergriffen, zuerst niederließen, und von wo sie unter Führung ihres Herzogs Arpad auf weitere Eroberungen auszogen; ferner Erde von der Stelle, wo nach der Volkssage König Stephan der Heilige, der fleißigste Cultivator des Landes und eifrigste Bekehrer seines Volkes zum Christenthum, das Licht der Welt erblickte; Erde von merkwürdigen Schlachtfeldern; Erde von der Geburtsstätte des berühmten Patrioten Franz Deak, des populärsten lebenden Mannes in ganz Ungarn; Erde von dem Königsberge, wo einst der Sage gemäß der neugekrönte ungarische König das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Himmelsgegenden zu schwingen pflegte. Die Sitte des Schwertschwenkens gründet sich auf uralte Traditionen und bildete immer einen wesentlichen Bestandtheil der Krönungszeremonien; und je nachdem die Krönung des Königs bald in dieser, bald in jener Stadt, bald in Preßburg, bald in Stuhlweißenburg vollzogen ward, wurde auch ein in der Nähe der Stadt gelegener Hügel oder Berg als Krönungshügel oder Königsberg bestimmt. Gegenwärtig, wo sie in Pesth-Ofen vor sich ging, war der Krönungshügel auf dem Franz-Josephs-Platze in der oben geschilderten Weise künstlich errichtet.

Berichtigung. In der vorigen Nummer der „Mnemosyne" ist unter der Rubrik Miscellen, Z. 1 statt des Druckfehlers „einhundertste" zu lesen: einhunderterste.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 49. Mittwoch den 19. Juni. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

II. Sah ein Knab' ein Röslein steh'n, Röslein auf der Haiden.

2. Bruder und Schwester.

Endlich sind wir im Holländischen Hof.

„Der Herr ist mein Bruder," sagte Lulu; „geben Sie uns zwei Zimmer neben einander, aber beide nach dem Rhein hinaus."

Das Gepäck wird hinaufgetragen.

„Werden die Herrschaft auf dem Zimmer frühstücken und haben wir vielleicht die Ehre zu Tisch?"

„Das wird sich finden, das wird sich finden," erwidert Fräulein Lulu mit vieler Würde; „jetzt lassen Sie uns in Ruhe, Herr Portier; wir sind beschäftigt."

Der Portier verneigt sich. Wir besehen unsere zwei Zimmer. Ich lasse Lulu die Wahl. Lulu geht erst mehrmals aus einem Zimmer in's andere, ehe sie sich entscheidet. Endlich trifft sie ihre Wahl. Der Hausknecht setzt das Gepäck zurecht und läßt uns allein.

Wir verabreden, bis zehn Uhr wollen wir schlafen, dann gemeinsam Kaffee trinken, dann die Stadt besehen; Lulu kennt alles und wird mich führen. Ich wünsche Lulu gute Nacht; sie lacht, denn es ist schon fünf Uhr Morgens. Wir geben uns die Hand; ich gehe in mein Zimmer.

Als ich meinen Koffer öffne, finde ich das Bild meiner Mutter; heimlich hatte es mir der Onkel am Abend vorher eingesteckt. Beim Anblick des lieben Gesichts breche ich in Thränen aus. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich seit Verviers kaum an sie gedacht habe. — An die liebe, liebe Mutter! — und um das wieder gut zu machen, setze ich mich hin und schreibe ihr einen Brief. Ich erzähle ihr von der Reise, wie ich geschlafen habe, wie ich aufgewacht bin, was für eine reizende kleine Reisegefährtin mir das Glück zugeführt hat. Aber — weiß der Himmel, wie's kam! — daß die Reisegefährtin eine Tänzerin ist, das schreibe ich der Mutter nicht. Der Brief ist fertig, gesiegelt, ich lege mich zu Bett, schlafe ein.

Ein fürchterliches Geläute erweckt mich. Wie viel Uhr ist's! Meine Uhr ist stehen geblieben. Ich werfe mich in die Kleider. Zehn Uhr kann's nicht sein, gewiß nicht, sonst wäre Lulu schon da. Als ich die Thür öffnen will, wird sie von außen aufgestoßen. Lulu tritt herein, aufgeregt, wüthend.

„Warum haben Sie mich nicht geweckt? Es ist ein Uhr, es läutet zu Tisch, und wir haben noch nicht gefrühstückt."

Ich erkläre, erst vom Läuten sei ich erwacht; Lulu lacht hell auf und springt im Zimmer herum.

„Grade wie ich — der Langschläfer! Aber jetzt müssen wir unsere Namen angeben, müssen uns einschreiben in's Fremdenbuch, und wenn wir nicht beide einen Namen angeben, dann sehen die Leute, wir sind nicht Geschwister. Wir wollen schreiben: Herr Bernhard und Fräulein Amalia Lulu, seine Schwester."

In dem Augenblicke trat der Kellner mit einem großen Buche herein. Roth bis über die Ohren schrieb ich, wie Lulu wollte.

„So," sagte sie, als der Kellner fort war, — „so! nun bin ich deine Schwester, und nun kann ich dir einen Kuß geben." Dabei küßte sie mich. „Hast du aber Backen! Wärst du nicht so dick, du wärst ein hübscher Bruder. Aber — ich dutze dich ja!" Und indem sie sich faßte: „Doch, ich muß wohl, bin ja deine Schwester. Aber einerlei, wir dutzen uns nur, wenn Leute dabei sind, mein Herr!"

Es läutet zum zweiten Mal; das Essen ist auf dem Tisch. Fräulein Lulu besieht sich im Spiegel, gibt ihrer Frisur einen letzten Wurf, da fällt mir auf, wie hübsch ihr Kopfputz ist. So was hatte ich bisher nur auf Bildern gesehen. Lulu hatte reizende kirschrothe Sammtbänder im Haar, die ganz um den Kopf gingen, ihr das Haar in einem Knoten nach hinten schlangen, wo es in tausend Löckchen abfiel.

Lulu bemerkte, daß ich sie ansah.

„Roth steht mir sehr gut," sagte sie.

„Freilich," erwiderte ich.

„Freilich?! das ist kein großes Kompliment," sagte sie. „Finden Sie mich nicht sehr hübsch?"

Ich fand sie reizend, wagte es aber nicht zu sagen.

„Hübsch galant, wenn ich bitten darf! Auch gegen eine Schwester muß man galant sein."

Unser Eintritt in den großen Speisesaal erregte einiges Aufsehen; wir kamen etwas spät. Ich fühlte mich sehr verlegen. Fräulein Lulu hatte würdevoll meinen Arm genommen. Ein Kellner führte uns an unsere Plätze. Wir thaten beide dem Essen alle Ehre an; ohne Frühstück, waren wir ausgehungert.

Beim zweiten Gange war Lulu's Hunger besänftigt, und sie verlor etwas von der Majestät, die sie zuerst angenommen hatte. Sie amüsirte sich damit, mich zu foppen, und nahm mir die besten Stücke vom Teller, gerade wenn ich sie selbst nehmen wollte. Beim letzten Gange ließ sie nur einen Teller für uns Beide bringen. „Einer ist genug," sagte sie; „von einem Teller essen ist viel lustiger." Der Kellner gehorchte

lächelnd und so ging das Diner zu Ende. Es war Zeit; Lulu war schließlich wie toll vor Ausgelassenheit. Beim Dessert sagte sie: „nun müssen wir für Cocotte sorgen," und dabei steckte sie mir die Taschen voll Biscuit, Mandeln, Makaronen. „Die reine Ersparniß," bemerkte sie; „Cocotte kostet mich nie was."

Wie ich zu meiner Freude wahrnahm, fand Lulu's hübsches Gesicht bei den Tischgästen viel Anklang.

„Sie ist köstlich," sagte mein Nachbar rechts, „aber doch, welch' komische kleine Person!"

„Muß wohl eine Creolin sein," antwortete sein Nachbar. Lulu sprach nämlich mit den Kellnern nur englisch, um die Leute irre zu machen.

„Und nun," sagte Lulu, indem sie sich gemessen erhob, „nun besehen wir die Rheinbrücke und den Dom."

Arm in Arm ging's fort. Auf der Brücke schlug mir Lulu derb auf die Schulter und lief davon. „Fang' mich," rief sie mir zu.

Ja, da kam ich schön an; sie war flink wie eine Gazelle. Bald blieb sie stehen, drehte mir spöttisch eine Nase, that, als ob sie auf mich warte, und wenn ich nahe herankam, stürzte sie weiter. Am Ende der Brücke war ich ganz außer Athem.

Lulu nahm ihr Taschentuch und trocknete mir den Schweiß von der Stirn. „Wenn Sie ein bischen öfter laufen, Herr Bruder, sagte sie, dann kommen Sie nicht so leicht außer Athem und dann werden Sie auch nicht so dick, Herr Bruder!"

Wir wollten umkehren, aber zu meinem großen Erstaunen war die Schiffbrücke in der Mitte offen; ein mächtig langes Floß trieb langsam hindurch.

„Nun," sagte Lulu, „dann bleiben wir auf dieser Seite; hier auf der Terrasse im Prinz Carl ist Musik — sehen Sie nur die vielen Menschen! Da trinken wir etwas Gutes — oh Maitrank! Das wird Sie erfrischen und mir bekommt's auch gut."

Lustig verging uns eine Stunde.

„Musik gehört dazu," sagte Lulu; „ich schwärme für Musik; ohne Musik kann man nichts anfangen, am wenigsten tanzen."

Auch der Maitrank war ganz nach unserm Geschmack.

„Er ist sehr gut," sagte Lulu und nahm, einen kleinen Schluck nach dem andern; „bekommt auch gut; ist nicht so stark wie Wein, und was riecht er so gut! Recht schade, daß man ihn blos im Mai trinken kann."

Als ihr Glas leer war, trieb sie zum Aufbruch. „Wir müssen uns eilen, den Dom müssen wir noch vor Dunkelwerden sehen."

Den ganzen Weg entlang ein Lachen, ein Necken. Vor dem Dom sagte sie: „Sehr schön von außen, aber im Innern ist er noch schöner, obschon er noch nicht fertig ist. Das dauert lange, so ein Dom."

Wir traten hinein. An heiliger Stätte nahm Lulu eine ernste Miene und Haltung an, deren ich sie nicht fähig gehalten hatte. Sie reichte mir Weihwasser, kniete nieder und betete mit Inbrunst. Mich versetzte der Anblick dieser mächtigen Räume in unsre kleine Kirche daheim zurück, wo ich so oft neben der Mutter auf den Knieen gebetet hatte. Ich stützte mich an einen Pfeiler und verlor mich ganz in die Erinnerungen der Kindheit.

Lulu's Hand weckte mich aus diesen Träumen. „Du bist dem Weinen nahe," sagte sie; „faß dich, Männer müssen tapfer sein. Und weißt du, für wen ich gebetet habe? Für deine Mama."

Gott verzeih mir, aber ich nahm das liebe Kind in die Arme und küßte sie vor seinem Angesicht.

„Ich glaube beinahe" sagte sie, „wir sind beide recht gut, und wir hätten im Ernst Bruder und Schwester sein können."

Als wir den Dom verließen, wollte Lulu immer noch mehr von meiner Mutter hören, und nachdem ich ihr wieder erzählt hatte, sagte sie: „Möchte doch wissen, warum ich keine Mama und keinen Papa gehabt habe. Ich bin wohl gleich als Waisenkind auf die Welt gekommen. Erzogen hat mich unsere Vorsteherin; keine böse Frau das, aber es muß doch ganz was Anderes sein, so eine Mama. Eine Tante hab' ich, in Dresden, die schickt mir bisweilen kleine Geschenke, aber so amüsant wie dein Onkel ist sie nicht. Was du mir von Onkel Bernhard erzählst, das ist alles so lustig."

Wir schlenderten lange in den Straßen auf und ab. Lulu erzählte von ihrer Erziehung, ihrem Auftreten. Sie hatte viel Unglück gehabt; einmal hatte sie das Bein gebrochen, weil ein Brett unter ihr eingestürzt war; ein anderes Mal war sie ausgezischt worden, und das Zischen lastete ihr schwerer auf der Seele, als der Beinbruch.

„Es war eine schändliche Intrigue von einer großen Tänzerin, aus Eifersucht," setzte sie hinzu.

Vor allen Läden blieb sie stehen. Beim ächten Farina kaufte sie Kölnisches Wasser für sich und mich.

„Auf der Reise müssen wir gut parfümirt sein," sagte sie, „und nachher, wenn wir dann die Flacons öffnen, dann ist's eine Erinnerung, daß wir zusammen in Köln waren. Das wollen wir unser ganzes Leben nicht vergessen. Bin recht froh, daß ich Cocotte hinfallen ließ, sonst wären wir gar nicht in's Gespräch gekommen; denn auf Reisen bin ich sehr stolz und spreche mit Niemand. Cocotte hat's nichts geschadet und wir sind gut Freund dabei geworden. Wenn Sie an Mama schreiben, dann müssen Sie um Erlaubniß bitten, daß Sie mein Bruder sein dürfen. Ich schicke Ihnen auch meine Photographie, die als Sylphide, wo ich so viel Erfolg drin gehabt habe. Sie schicken Sie dann Ihrer Frau Mama, damit sie doch sieht, wie ich bin und ob ich Ihre Schwester sein darf. Sie müssen ihr auch sagen, wie lieb ich sie habe, und dem Onkel müssen Sie sagen, ich hätte über alles gelacht, was Sie von ihm sagten, er ist wirklich sehr komisch."

Mittlerweile fing's an zu dunkeln, und um 4 Uhr sollten wir aufstehen.

„Müssen früh zu Bett," bemerkte Lulu; „Sie sind so ein Langschläfer, und wenn wir zu spät einschlafen, werden Sie gar nicht wach. Ich werde dem Portier sagen, daß wir geweckt werden. Aber erst müssen wir zu Abend essen — nur eine Kleinigkeit — wir haben es beim Mittag zu gut gemacht. Ich möchte blos was Süßes, das mögen Sie doch auch?! Aber viel darf's nicht kosten. Beim Conditor nehmen wir Johannisbeer-Gelée, beim Bäcker Semmel und dann essen wir oben bei mir auf dem Zimmer. Ich lege ein weißes Taschentuch auf den Tisch — das wird sehr lustig, so ein Dinerchen oder Souperchen."

Und wir lachten vor lauter Plaisir.

Das Souperchen, ganz nach Lulu's Vorschlag, war höchst vergnüglich. Nach deutscher Art verstand sich Lulu vortrefflich auf dergleichen Süßigkeiten; sie machte kleine Schnittchen, theilte die wieder in kleine Stückchen und fütterte mich. Bisweilen steckte sie mir statt des süßen Brodes ihren kleinen Finger in den Mund, um mich zu täuschen, und wenn's ihr gelang, lachten wir wie toll.

„Eine kleine Freundin von mir," sagte sie, „Fräulein Rosa, — mit der mach' ich's auch oft so, aber die versteht schlecht Spaß. Einmal hat sie mich so gebissen, daß es beinahe blutete. So was thäten Sie nicht, das sehe ich wohl."

Nun aber kam die Reihe an Cocotte. Indeß Mamsellchen hatte von unsern Nüssen und Mandeln den ganzen Nachmittag so reichlich genossen, daß sie gar nicht hungrig, nur müde war. Auch meinte Lulu, sie sei böse, weil wir sie zu lange allein gelassen hätten. Jedenfalls war sie brummig, und so spazierte sie wieder in den Käfig.

Im Lauf des Gesprächs hatte ich fallen lassen, der Onkel habe mir den Namen Puff gegeben. Dieser Name gefiel Lulu natürlich sehr und von dem Augenblick ging's fortwährend: Puff hier, Puff da. Als ich bemerkte, daß ihr die Augen zu schwer wurden, wollte ich aufstehen und gehen. Da rief Lulu:

„Hör einmal, Puff, wenn's dir recht ist, beten wir zusammen; ich sage das Gebet laut her."

Damit kniete sie am Bett nieder und sprach mit heller Stimme ihr übliches Gebet. Ich ließ sie gewähren und als sie geendet, sagte ich Amen, indeß setzte ich gleich hinzu: „das ist recht schön, aber was haben wir denn eigentlich gebetet?"

„Hast's denn nicht verstanden?" erwiderte Lulu, „das ist nicht recht, beim Beten zerstreut zu sein. Man muß immer bedenken, was man thut, zumal wenn man mit dem lieben Gott spricht. Das ist gar nicht hübsch von Ihnen."

„Fräulein Lulu," entgegnete ich, „ich bin nicht der liebe Gott und verstehe nicht alle Sprachen, und wenn einer auf deutsch betet, dann weiß ich nicht, was er betet."

Lulu lag noch auf den Knieen. Nun sah sie mich groß an und als sie begriff, was sie gemacht hatte, schoß ihr das so in's Lachen, daß sie hintenüber fiel und sich längelang auf dem Teppich ausstreckte, um zu lachen nach Herzenslust.

„Hahaha, der Puff, der gute dicke Puff!" rief sie in einem fort.

Sie lachte so laut, daß Cocotte darüber wach wurde und nun auch zu schreien anfing: „Arme Cocotte, arme kleine Cocotte!"

Und wieder lachten wir. Endlich mußte ich Lulu am Arm fassen und aufheben. Als sie auf den Füßen stand, sagte sie:

„Willst du einmal sehen, wie ich tanze? Aber nein, es geht ja nicht, ohne Musik geht's nicht, und dann habe ich auch kein Costüm; muß warten, bis ich in Dresden auftrete."

„Tanze doch! nur immer zu!" bat ich.

„Nein, nein — so nicht!" Ihre Gedanken waren schon bei was anderem.

„Jetzt will ich bei Ihnen nachsehen, Herr Bruder, ob Sie auch alles in Ordnung haben; o, ich halte sehr auf Ordnung; Unordnung kann ich nicht ausstehen; Ihren Koffer müssen Sie heute noch fertig packen, bis auf's Zuschließen."

Sie nahm ein Licht in die Hand, besah alles, legte eins oder das andere zurecht und sagte mir dann:

„Nun lege ich mich rasch in's Bett, hören Sie, und Sie warten ein bischen und dann kommen Sie und geben mir einen Kuß und decken mich warm zu, als wären Sie mein kleiner Papa. Wollen Sie's thun?"

Ich wartete fünf Minuten, dann trat ich in ihr Zimmer. Ihr kleines Köpfchen ruhte auf dem Kissen; in der Hand, nahe am Kinn, hielt sie ein kleines Veilchenbouquet, das ich ihr auf unserm Spaziergang gekauft hatte; sie schlief schon.

Leise machte ich die Thür wieder zu und legte mich auch schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Augenarzt.

Es war im Herbst 1855. Die reichen Russen und Amerikaner, die munteren Franzosen und gesetzten Engländer hatten uns verlassen und nur eine kleine Anzahl Gäste war in der Pension Latoque zurückgeblieben. Ich will die Wenigen dem Leser gleich vorstellen. Zuerst war es die alte blinde Mrs. Gunning mit ihren beiden jungen Begleiterinnen, ihren „Augen", wie sie dieselben nannte; sie war bei ihrer Heimkehr aus der Schweiz nach Paris ins Hotel Hampton gekommen, und von dort nach der Pension Latoque übergesiedelt, nachdem sie den Entschluß gefaßt, den Winter über in Frankreich zu bleiben. Die vierte Person war Mark Umberslade, ein junger Engländer und speciell mit Monsieur Achille Brunel, dem Eigenthümer der Pension, befreundet; er verbrachte seine Zeit abwechselnd bei dem Letzteren und im Hotel Hampton, je nachdem er die Heiterkeit des Pariser Lebens oder die Stille der ländlichen Umgegend vorzuziehen in der Laune war. Als fünften Gast stelle ich mich selbst vor: Mary Smith, ledig, in Jahren der Discretion. Wir bildeten mit Monsieur und Madame, die dem Etablissement in der liebenswürdigsten Weise vorstanden, eine fröhliche Gesellschaft, aus der das Gefühl des gegenseitigen Fremdseins längst geschwunden war; und obwohl Mrs. Gunning sich uns erst kürzlich angeschlossen und Niemand von uns sie früher gekannt hatte, so wußten wir doch bald, wer und was sie war, nicht von ihr selbst, sondern durch Mark Umberslade, der kurz nach ihrer und ihrer jungen Gefährtinnen Ankunft nach Paris gegangen und von Neuigkeiten überströmend zurückgekommen war. Mrs. Gunning war ungeheuer reich, die Wittwe eines Branntweindestillateurs und Bierbrauers, dem viele Ginpaläste und Bierschenken in London zugehört hatten. Ihres vor etwa vier Jahren verstorbenen Mannes Nachlaß war auf mehr als zweimalhunderttausend Pfund geschätzt worden. Sie selbst jedoch hatte sich Gewissensscrupel über ein auf solche Art erworbenes Vermögen gemacht und in Folge dessen einen großen Theil desselben zu milden Stiftungen verwendet, namentlich zu Armenhäusern für Wittwen und Waisen von Männern, denen die Trunksucht den vorzeitigen Tod gebracht. Mrs. Gunning machte entschieden den Eindruck einer verständigen Frau, wenn auch ihre Bildung auf einer niedrigeren Stufe stand, als ihre pekuniären Mittel; weßhalb Mark Umberslade, sowie Monsieur Brunel nicht selten Veranlassung hatten, ein Lächeln über die grammatikalischen Irrthümer zu unterdrücken, in welche die alte Dame verfiel, wenn sie, was sie gern that, von ihren Reisen in der Schweiz erzählte. Sie hatte dieses Land seit drei Jahren regelmäßig besucht und sich bei schwindender Sehkraft mit den Beschreibungen begnügen müssen, welche die sie begleitenden Personen ihr von der Umgebung machen konnten. Ihre „Augen" waren zwei außerordentlich anziehende junge Mädchen, die zwar nicht wie „ein Auge zum anderen" paßten, aber doch durch Contrast und so zu sagen Ergänzung, ein wohlassortirtes Paar bildeten. Die Eine war groß, die Andere klein, die Eine blond, die Andere braun, die schlanke Blondine auffallend hübsch, die kleinere Brünette äußerlich weniger von der Natur begünstigt, bei näherer Bekanntschaft jedoch jene geistigen Eigenschaften enthüllend, wel-

che sich mit bloser körperlicher Schönheit getrost messen können. Ehe Mrs. Gunning die beiden jungen Mädchen zusammenbrachte, waren sie einander gänzlich fremd gewesen; jetzt waren sie intime Freundinnen. Es war ihre erste Reise im Auslande und bei ihrer Jugend und Offenherzigkeit hielten sie sich nicht für verpflichtet, ein Geheimniß aus der Freude zu machen, welche ihnen diese Reise gewährte. Cornelia Roß, die hübsche Blondine, sprach geläufig Französisch und konnte daher der alten Dame nicht nur als „Auge", sondern auch als „Zunge" dienen; da man jedoch in der Schweiz nicht immer mit der französischen Sprache vorwärts kommt und auch zuweilen das Deutsche sehr nothwendig findet, so erwies sich Joanna Saville, die zweite Begleiterin, mit ihrer Kenntniß der letztgenannten Sprache besonders nützlich. Diese Umstände veranlaßten Mrs. Gunning, ihre jugendlichen Landsmänninnen auch dann und wann „Frankreich" und „Deutschland" zu benennen. Joanna war die Tochter eines armen englischen Geistlichen, der auf dem Lande lebte und eine Menge Kinder hatte, weßhalb für die Erziehung derselben nur karge Mittel zu Gebot standen. Es traf sich jedoch, daß eine deutsche Dame von hoher Bildung eine Zeitlang die Hausgenossin der Pfarrersfamilie wurde und Vergnügen daran fand, Joanna im Deutschen und der Musik zu unterrichten. In beiden machte das Mädchen außergewöhnliche Fortschritte; und damit sie es auch im Französischen zu jeiner gleichen Vollkommenheit bringen möchte, hat sich die gütige Mrs. Gunning entschlossen, den Winter in Frankreich zu verbringen.

So war unsere kleine Gesellschaft in der Pension Latoque zu Anfang November beschaffen. Zwei Mal wöchentlich gingen die beiden Mädchen, um Lektionen zu nehmen, nach Paris; sie benutzten die Post bis Versailles und fuhren dann mit der Eisenbahn weiter. Sie mußten jedesmal besonders früh aufstehen, was an sich schon eine Unbequemlichkeit war, aber junge Mädchen achten so etwas nicht, wenn sie ein Lieblingsunternehmen ausführen wollen. Mrs. Gunning schien es für ganz unnöthig zu halten, daß eine Anstandsperson sie begleitete. „Meine Mädchen," pflegte sie zu sagen, „können sich ganz gut selbst beschützen und überdies sind sie zu Zweien; es kann ihnen nichts zustoßen." Als aber Mrs. Umberslade ebenfalls von dem Verlangen ergriffen wurde, seine Kenntniß der französischen Sprache bei einem Pariser Lehrer zu vervollkommnen, hielt sie es für ein ganz herrliches Zusammentreffen. „Nun," meinte sie, „brauchen die armen Dinger doch nicht immer den langweiligen Weg ganz allein zu machen." (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In der Sitzung der Gesellschaft der Aerzte zu Wien hielt am 16. Juni Professor Pitha einen interessanten Vortrag über die Krankengeschichte der unglücklichen Erzherzogin Mathilde. Die Erzherzogin hatte schwere Brandwunden an den Ober- und Vorderarmen, an der Hüfte und an den Unterschenkeln erlitten, die Haut war stellenweise pergamentartig vertrocknet und matt durchscheinend, so daß man die unter der Haut verlaufenden Blutgefäße deutlich wahrnehmen konnte. An den Unterschenkeln waren die Brandwunden nach unten, an jener Stelle, wo die Stiefletten knapp anlagen, kreisförmig scharf begrenzt. Der Verbrennungshergang bei der Erzherzogin war folgender: Sie trat in ihrem Ankleidezimmer auf ein Zündhölzchen, welches sich durch die hiedurch entstandene Reibung entzündete, wodurch die Schleppe des Kleides in Flammen gerieth. Die Prinzessin bemerkte dies erst, als die Unterschenkel von den Flammen ergriffen wurden, worauf sie schnell durch zwei Kabinette, einen Salon und einen schmalen Korridor lief, um in das Zimmer zu gelangen, wo sich das Hofpersonal befand. Hier angelangt, stand sie — eine Feuersäule — da. Es wurden schnell die Kleider vom Leibe gerissen, das Feuer mit rasch herbeigeholtem Wasser gelöscht, doch leider war's zu spät, und die unglückliche Erzherzogin stürzte ohnmächtig zusammen. Professor Pitha bedeckte die verbrannten Stellen mit einer sehr dicken Lage feiner Watte, welche der hohen Kranken die unsäglichen Schmerzen augenblicklich linderte und die Rückenlage einigermaßen ermöglichte. Die Anwendung der Watte trug bei der Erzherzogin wesentlich zur Linderung ihrer Qualen bei. Prof. Pitha kann nicht genug den Heroismus, den Muth und die erhabene Resignation der Erzherzogin bewundern, denn trotz der unsäglichen Leiden bewahrte sie stets eine seltene Heiterkeit und Liebenswürdigkeit ihrer Umgebung gegenüber, kein Laut des Schmerzes kam über ihre Lippen, den besorgten Vater und die bekümmerte Schwester tröstete und beruhigte sie immer durch heiteres Lächeln. „Es ist nicht so arg, ich habe mir eine Verbrennung viel schmerzhafter vorgestellt, pflegte sie zu sagen, wenn sie gefragt wurde, wie es ihr gehe. Einige Tage nach dem höchst bedauerlichen Unglücksfalle wurde sie in's Hebra'sche Wasserbett gebracht. Dieses „Wasserbett" ist eine große Zinkwanne, in welcher ein fester, eiserner, mit Gurten überspannter Rahmen, dessen Kopftheil erhöht ist, durch eigene Vorrichtungen schwebend erhalten wird. Ueber den Rahmen wird eine Decke gespannt und auf diese der Kranke gelegt. An der Kopfseite befindet sich ein Reservoir, in welchem Wasser auf 28 Grad R. erwärmt und durch eine Röhre in die Wanne geleitet wird. Durch eine Oeffnung an der Fußseite fließt das Wasser wieder ab. Im Bade, bei einer Wassertemperatur von 28 Grad befand sich die Erzherzogin ziemlich behaglich, sobald aber die Temperatur nur um einen halben Grad sank, wurde sie von förmlichen Frostanfällen ergriffen, stieg die Temperatur um einen halben Grad, befiel sie wieder eine ungewöhnliche Hitze. Da der Grund dieser Temperaturschwankungen in dem Umstande lag, daß das Wasser in dem Reservoire neben der Wanne gewärmt wurde, so ordnete Prof. Pitha an, das Reservoire in ein anstoßendes Zimmer zu bringen. Als er nach mehreren Stunden die hohe Kranke besuchte, fand er bereits in einem Nebenzimmer ein großes Reservoir, aus welchem durch einen Schlauch in's Zimmer, wo die Wanne stand, auf 28 Grad erwärmtes Wasser geleitet wurde. Leider stellte sich der Uebelstand heraus, daß die leiseste Wellenbewegung der hohen Kranken heftige Schmerzen verursachte. Das Wasser mußte, da der Abfluß am Fußtheile der Wanne nicht genügte, mit Kaffeetassen in sehr behutsamer Weise ausgeschöpft werden. Dieser Umstand, ferner die Schlaf- und eingetretene Appetitlosigkeit veranlaßten Prof. Pitha nach 48stündiger Anwendung des kontinuirlichen Wasserbades, die Erzherzogin wieder in's Bett bringen zu lassen. Prof. Pitha schildert schließlich die Theilnahme für die unglückliche Prinzessin in den weitesten Kreisen. Nicht nur die erzherzogliche Familie, sondern auch Pitha wurde mit Briefen, Rathschlägen und Heilmitteln aus allen Theilen der Monarchie, aus Preußen, ja selbst aus Paris förmlich überfluthet. (Frdbl.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 50. Sonntag den 23. Juni. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

II. Sah ein Knab' ein Röslein steh'n, Röslein auf der Haiden.

3. Erste Klasse, aber die Rechnung stimmt nicht.

Am andern Morgen fünf Uhr weckte man uns; Lulu war schon auf den Beinen, schien's.

„Machen Sie rasch," rief sie und schlug kräftig gegen die Verbindungsthür zwischen unseren Zimmern; „rasch, rasch! und vergessen Sie nichts und machen Sie Ihren Koffer fest zu, daß nichts herausfällt. Und tüchtig gewaschen! Das frische Wasser macht munter. Guten Morgen, Bruder Puff, hast gut geschlafen?"

Fünf Minuten darauf fegte sie wie ein Sturmwind in's Zimmer und im Zimmer herum.

„Ich hab' mich zu sehr geeilt," sagte sie; „meinen Nachtsack habe ich zugedrückt, nun liegt der Schlüssel drin. Sehr ungeschickt! Leihen Sie mir Ihren Kamm, Puff, und Ihre Seife auch."

Ich gab ihr, was sie wünschte, fast im Nu brachte sie's wieder und hielt mir dabei die Wange hin.

„Das ist für den von gestern Abend," sagte ich, indem ich sie küßte.

„Von gestern Abend?" erwiderte sie. Und indem sie sich besann: „Oho, so ein schlechter Bruder kommt nicht einmal und gibt seiner Schwester einen Kuß."

Ich sagte ihr, sie habe schon geschlafen.

„Und hast mich nicht geweckt? Wenn mir das passirt wäre und ich hätte dich schon eingeschlafen getroffen, ich hätte dich schön geweckt, mit einem gehörigen Klaps. Aber du bist ein guter Junge, gutmüthiger als ich, das muß wahr sein."

Der Kellner brachte die Rechnung; Lulu riß sie ihm aus der Hand.

„Zwei müßten's sein, zwei Rechnungen," sagte sie und gab ihm einen Fünfthalerschein. „Wir bezahlen jedes apart, mein Bruder und ich. Diesmal können wir unterwegs abrechnen," setzte sie würdevoll hinzu. Und als der Kellner fort war, wandte sie sich zu mir: „Ihr Onkel hat Ihnen doch nicht all das Geld gegeben, scheint mir, damit Sie im Hotel für alle jungen Damen bezahlen, welche sich für Ihre Schwester ausgeben."

Und indem sie ihre vornehmste Stimme annahm und mir die tiefsten Reverenzen machte — „O, wenn Monsieur mein Mann wäre — dann! Wenn ich Madame Puff wäre oder er mei:etwegen Monsieur Lulu — ja dann! . . ."

„Aber ich heirathe ja nie," setzte sie hinzu und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Wir Künstlerinnen dürfen nie heirathen, Madame hat's gesagt!"

Seltsames Wesen, wunderbares Kind! — und reizend, so reizend! Ein Erwachsener hätte sie angebetet.

„Der Omnibus wartet," meldet der Kellner, der das Geld zurückbrachte.

Sein Eintritt hatte den Drang meines Herzens nur aufgehalten, nicht beschwichtigt. Kaum war er fort, so warf ich mich meiner lieben Kleinen zu Füßen:

„Lulu, höre mal, Lulu! wenn du willst, ich heirathe dich, wenn ich erst groß bin. Um einen Mann sollst du dich nicht grämen, das will ich nicht."

„Oh, der gute Junge, der liebe Puff!" rief Lulu und lachte mitten unter Thränen. „Der weiß nicht, was er sagt und bedenkt nicht, wie das einmal wird. Aber das schad't nicht, Puff; ein guter Bruder bist du doch, Puff, daß du deine Schwester heirathen willst, blos damit sie nicht weint. Merk dir, was ich dir sage; daß du mich hast heirathen wollen, obschon du mich noch nicht einmal hast tanzen sehen, das vergesse ich dir nie. Was bist du doch für ein herzensguter Junge, du lieber, kleiner, dicker Puff, und gibst gewiß auch einen sehr guten Mann ab, aber ich — aus mir wird keine gute Frau. Siehst du, im Grunde denke ich blos an's Tanzen, ich möchte eine bessere Tänzerin werden, als je eine gewesen ist. Ich möchte mehr werden als die Taglioni, und heirathen thue ich nie, damit mich kein Mensch daran hindert."

Wir zögerten zu lange; der Wirth selbst war so freundlich, herauf zu kommen.

„Liebe Kinder," sagte er, „Sie versäumen den Zug. Der Omnibus ist schon fort, aber ich habe eine Droschke kommen lassen und bringe Sie selbst nach dem Bahnhof. Ich habe so da zu thun."

Der Wirth war ein braver Mann; er hatte meinen Namen im Fremdenbuch gesehen, und da ihn derselbe an meinen Onkel erinnert hatte, den er von früher her kannte, so wollte er sich vergewissern, ob ich von derselben Familie sei. Lulu war nicht schweigsam — gewiß nicht —, ich war auch nicht sehr verschlossen, so erfuhr denn der Wirth auf der Fahrt zum Bahnhof ziemlich alles, wie's zwischen uns beiden stand. Es war hohe Zeit. Kaum daß ich die Billets nehmen konnte, kaum daß Lulu mit Hilfe des Wirthes durchsetzte, Cocotte bei sich behalten zu dürfen, kaum saßen wir alle drei, Fräulein

Lulu, Mamsell Cocotte und meine Wenigkeit im Coupé, als der Zug abfuhr.

„Aber," rief Lulu mit einem Male aus, „aber hier ist's ja zu vornehm für uns; das sind ja Sammtpolster! Zweite Klasse ist das nicht, und ich wollte zweite Klasse. In Deutschland ist zweite gut genug, erste ist zu theuer, blos für Prinzen und ganz reiche Leute. Puff, Sie hätten mich die Billets nehmen lassen sollen. Blos in Frankreich muß man erste fahren."

„Na, was ist denn dabei?" sagte ich.

„Was dabei ist? Viel ist dabei," antwortete Lulu und wurde feuerroth; „ich hatte blos Geld genug für zweite, und nun reicht's nicht mehr von Leipzig nach Berlin. Da, ich bin sehr böse."

Ich suchte sie zu beruhigen; ich hatte Geld für uns beide. Aber da kam ich schön an. Lulu antwortete mir ziemlich trocken: mein Geld sei nicht ihr Geld; sie gebe nur ihr Geld aus, ihr eigenes Geld, was sie selbst verdiene, Schulden mache sie nicht, auch die Vorsteherin leide das nicht, und ich hätte ihr einen recht schlimmen Streich gespielt. Meine Vorstellungen dagegen waren vergebens, und die Verhandlungen nahmen plötzlich einen Charakter an, der mich in Erstaunen setzte. Lulu's schwarze Augen wurden hart wie Stein. Dergleichen plötzliche Verhärtungen habe ich später oft gefunden, bei Leuten, die unter Entbehrungen aufgewachsen, allein wissen, welche Noth einem das Geld machen kann.

Mir dagegen schien es so einfach, Lulu mit Geld auszuhelfen, da ich doch selbst an ihrer Verlegenheit schuld war, daß ihre Weigerung und ihr Zorn mich kränkten und verletzten.

„Aber so hören Sie doch, Fräulein!" sagte ich; „ich denke gar nicht daran, Ihnen das Geld zu schenken; ich will's Ihnen blos leihen und Sie schicken's mir wieder, sobald Sie können."

„Und die Vorsteherin erfährt's doch," antwortete Lulu, „und ich selbst weiß es doch auch!"

Die Angst, welche Lulu vor der Vorsteherin hatte, brachte mich auf den Gedanken, das arme Kind sei gewiß sehr hart erzogen, und bei dieser Erwägung wich mein Aerger dem Mitleid.

Ich bat Lulu um Verzeihung, daß ich ihr solchen Verdruß gemacht, ich sagte ihr, es thue mir schrecklich leid und sie thue mir recht weh, daß sie nicht die zweiundzwanzig Francs von mir geliehen nehmen wolle, die ihr am Reisegeld fehlten, und das heiße doch nicht gerade schwesterlich handeln und nach dem, was sie mir vor zwei Stunden gesagt hätte, durfte ich doch was anderes erwarten. Ich fügte hinzu, wenn ich durch sie in solche Verlegenheit gekommen wäre, würde ich nicht so stolz gegen sie sein.

Aber statt zu schmelzen wurde das Eis nur immer härter und Lulu's kleines Gesicht immer starrer.

„Sagen Sie mir nichts mehr, lassen Sie mich nachdenken," sagte sie und hockte sich in die Ecke, indem sie das Gesicht in den Händen barg.

In dieser Stellung war sie wie eine Statue des gekränkten Stolzes; nichts bewegte sich an der kleinen Gestalt; sie war wie von Bronce, wie von Marmor. Sie erinnerte mich an jene Wilden, von denen ich in den Reisebeschreibungen aus Onkels Bibliothek gelesen hatte, jene Wilden, welche vor Schmerz sprachlos werden wie die Thiere und in unerschütterlicher Starrheit abwarten, bis das Schicksal seine Schläge erschöpft hat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Augenarzt.

(Fortsetzung.)

Somit war sie ganz ohne Sorgen und saß für gewöhnlich in aller Behaglichkeit in dem großen mit gelbem Plüsch überzogenen Lehnstuhl, der ihr als Ehrenplatz reservirt war. Madame leistete ihr meistens nach dem Essen Gesellschaft und gab sich alle Mühe, sich auf Englisch mit ihr zu verständigen. Machte sie arge Schnitzer, was häufig genug geschah, so lachte sie aus vollem Halse, als ob es für eine lebhafte hübsche Französin das Amüsanteste auf der Welt wäre, schlecht Englisch zu reden. Auch ich war eine regelmäßige Besucherin des allgemeinen Salons und Mrs. Gunning wurde bald ganz vertraut mit mir. Auf diese Weise erfuhr ich nach und nach, daß sie einen besonderen Grund hatte, jedes Jahr in die Schweiz und besonders an den Genfer-See und in die Nähe von Zürich zu gehen, und ihre häuslichen Verhältnisse, lange vor der Zeit, da sie Wittwe wurde, waren mir im Kurzen kein Geheimniß mehr. Es kam zu meiner Kenntniß, daß Cornelia's Mutter eine Verwandte ihres Mannes gewesen, „wie nahe oder wie weitläufig", sagte Mrs. Gunning, „darnach habe ich nie gefragt. Ich fand es in meinem Ehestande immer am Besten, nicht zu neugierig zu sein. Wenn es auch meine Pflicht war, für Thatsachen ein offenes Auge zu haben, so hielt ich es doch nicht für geboten, blosen Vermuthungen ein besonderes Gewicht beizulegen. Es war daher für mich genug zu wissen, daß ein Pathenkind meines Mannes Anspruch an seinen Schutz hatte, und da ich kinderlos und mein Leben ziemlich einsam war, so gefiel es mir ganz gut, ein hübsches junges gefälliges Mädchen zu meiner Gesellschaft bei mir zu haben. Mit einundzwanzig Jahren jedoch verheirathete sie mein Mann an einen Mr. Roß, einen seiner Untergebenen, der besonders bei ihm in Gunst stand; und ehe ein Jahr vorüber, verlor der junge Mann bei einem Eisenbahnunfalle das Leben. Cornelia kam als Wittwe zu uns zurück, und unter unserem Dache wurde ihr Kind geboren. Ich hatte immer den Glauben gehegt, daß sie nicht aus Liebe geheirathet, und wirklich erholte sie sich bald geistig wie körperlich und war wieder das junge fröhliche Geschöpf von früher. Von dieser Zeit an wurde unsere Anhänglichkeit noch inniger denn zuvor. Mr. Gunning war ein Stock-Engländer und voller Vorurtheile. Er hatte nie einen Fuß außer Landes gesetzt und wollte auch nichts von dergleichen Dingen hören. Ich meinerseits war immer an Männer gewöhnt gewesen, welche die Franzosen haßten und von Ausländern im Allgemeinen eine schlimme Meinung hatten. Mein Vater und Großvater waren ihrer Zeit nicht anders gestimmt, aber das war vor dem Frieden und ehe die Nationen einander besser hatten kennen gelernt. Ich meinerseits theilte nicht diese Ansichten. Alle Welt ging ins Ausland, und der jungen Mrs. Roß zu Liebe, dachte ich, es könne nicht schaden, wenn wir uns auch einmal außerhalb England ein wenig umsähen. Mein Mann hatte nie etwas dagegen, daß wir nach Brighton oder sonst einem englischen Badeorte gingen, aber er hatte keinen Begriff davon, daß man zum Vergnügen weiter reisen könne. Endlich als meine Gesundheit zu wanken begann und die Aerzte mir Luftveränderung anriethen, ließ er sich bewegen,

Cornelia und mich für den Sommer nach der Schweiz gehen zu lassen, nach welchem Lande ich mich seit meiner Jugend gesehnt habe. Wir gingen zuerst nach Genf, später nach Zürich, wo wir uns für einen mehrmonatlichen Aufenthalt einrichteten. Die Stadt, der See und die Umgegend gefielen uns über Alles. Was uns aber unser Verweilen besonders angenehm machte, war die Bekanntschaft mit einem jungen, seit Kurzem dort ansässigen Schweizer Arzte. Mrs. Roß war sehr hübsch, wohl so wie ihre Tochter Cornelia in ihrem Alter aussehen wird, und die Wittwentrauer verlieh ihr ein noch interessanteres Aussehen. Kurz und gut, meine Gesundheit besserte sich und wir kehrten nach London zurück, Cornelia mit dem Verlobungsringe am Finger, den sie von dem jungen Dr. Wittekind empfangen hatte. Sie sagte mir nichts davon, bis wir wieder zu Hause waren; und dann, da sie versprochen hatte, zu Anfang des folgenden Jahres ihren Verlobten zu heirathen, war es nöthig, Mr. Gunning von der Sache in Kenntniß zu setzen. Cornelia und ihr Kind waren nämlich ganz von ihm abhängig, da ihr erster Mann sie mittellos zurückgelassen hatte.

„Ich erwartete wegen dieser Heirath einen fürchterlichen häuslichen Sturm, aber mein Mann nahm die Neuigkeit viel besser auf, als ich gedacht, und es wurde beschlossen, daß die Hochzeit im Januar stattfinden sollte. Dr. Wittekind siedelte inzwischen nach Genf über, wo er viele Freunde hatte und auf Erlangung einer guten Praxis hoffen durfte. Es war ein außerordentlich strenger Winter. Die Hochzeit sollte ganz still abgehalten werden. Wittekind schrieb uns, daß er eine Menge Patienten hätte, welchen er seine volle Aufmerksamkeit schenken müßte, und daß wir ihn daher nicht früher als am Morgen des Hochzeitstages erwarten dürften. Wir hielten Alles bereit, und Mr. Gunning machte der Braut ein schönes Geschenk mit dem Versprechen, ihr bei der Abreise noch hundert Pfund zu geben. Der Morgen kam; wir Alle warteten, — ich werde es nie vergessen! Das Kind, die kleine Cornelia, damals erst drei Jahre alt, sollte natürlich mit ihnen gehen. Ihre warmen Reisekleidchen waren zurecht gelegt, damit sich sie gleich nach dem Hochzeitsfrühstück anziehen könnte, denn so bald wollte das junge Paar sich auf den Weg machen. Aber Wittekind kam nicht! Derartiges geschieht manchmal, doch Sie können sich denken, wie Mrs. Roß und mir zu Muthe war, und wie mein Mann von Neuem alle Ausländer zum Teufel wünschte. Er war so heftig und so maßlos in seinen Ausdrücken, daß ich es nicht länger anhören konnte. Wir hatten keine Gäste eingeladen, aber der Geistliche und der Kirchendiener warteten bis 12 Uhr, wann es zur Trauung zu spät wurde. Auch am nächsten Tage sahen und hörten wir nichts von dem Bräutigam. Endlich am dritten Tage kam ein verspäteter Brief, in dem Wittekind schrieb, daß eine gefährliche Krankheit in Genf grassire, daß er unmöglich seine Patienten, denen er Tag und Nacht beistehen müsse, habe verlassen können, und sie auch jetzt nicht verlassen könne, und daß er deßhalb bäte, die Hochzeit möchte bis zum März verschoben werden. In dieser Bitte lag eigentlich nichts Verletzendes oder Unvernünftiges; dennoch war es ein harter Schlag für Cornelia und mich, und in den Augen meines Mannes eine unverzeihliche Beleidigung, welche alle Bitterkeit und alle Vorurtheile seines Charakters von Neuem nach Außen kehrte. Was ihn betraf, hatte die ganze Geschichte hiermit ein Ende, und die Heirath war abgebrochen; denn er gehörte zu jenen leidenschaftlichen, dominirenden Männern, die man nur durch völlige Unterwerfung besänftigen kann. Meine Furcht vor ihm war so groß, daß ich kein Fünkchen Muth mehr in mir hatte. Tyrannische Ehemänner machen aus ihren Frauen entweder Feiglinge oder verschlagene Heuchlerinnen. Ich war feig. Ich hatte weder Macht noch Willen, mich zu einer eigenen Meinung zu bekennen. Ich bemühte mich daher, den Fall aus Mr. Gunnings Gesichtspunkt zu betrachten und Cornelia zu überreden, ihr Verlöbniß als aufgelöst anzusehen. Dies Alles machte mich ganz krank. Ueber die Heirath wurde nicht mehr gesprochen und im Frühjahr schickten mich die Aerzte nach Brighton. Mrs. Roß und das Kind begleiteten mich. Cornelia war traurig und schweigsam, doch fragte ich niemals, wie sie und Dr. Wittekind ihre Angelegenheit geordnet hatten. Ich hoffte, es sei zwischen ihnen Alles zu Ende. Doch gerade, als es mir besser zu gehen anfing und ich an die Rückkehr nach Hause dachte, war sie fort! Sie ließ einen Brief zurück, in dem sie sagte, daß sie die Trennung von Dr. Wittekind nicht ertragen könne und deshalb beschlossen habe, ihr Geschick mit dem seinigen zu verbinden.

„Was ihr Kind, die kleine Cornelia, anbetraf, — und ein Herz von Stein hätte von dem, was sie hierüber sagte, zu Thränen gerührt werden müssen, — so empfahl sie dasselbe meiner Obhut an, indem sie zugleich versprach, die Kleine nachkommen zu lassen, sobald sie mit dem von ihr über Alles geliebten Manne ehelich verbunden sein würde. Der Inhalt ihres Briefes machte mir den Eindruck, als ob sie an ihrem Verstande Noth gelitten. Ich befand mich nun einer neuen Sorge gegenüber: kaum von bedenklichen Körperleiden einigermaßen hergestellt, sollte ich meinem Manne einer solchen Neuigkeit entgegentreten! Ich war im Herzen selbst bös genug über die Geschichte, doch suchte ich sie bei Mr. Gunning in das beste Licht zu stellen. Hätte er nur im Geringsten den Verdacht hegen können, daß ich dabei die Hand im Spiele gehabt, er würde mir nie vergeben haben; so aber begnügte er sich, Cornelia's Namen nie wieder zu nennen; und was ihr Kind, den armen kleinen Engel, betraf, so schickte er es in ein Waisenhaus, dessen besonderer Wohlthäter er war.

„Während zwölf Jahren von dieser Zeit an ging es mit meiner Gesundheit sehr schlecht. Die Aerzte wußten keinen Rath mehr. Nicht eine Zeile kam von Mrs. Roß, und Gott weiß, welche Angst ich ihretwillen ausstand. Für mich schien es in dieser Welt keine Hoffnung mehr zu geben. Ich war in Brigthon, als Mr. Gunning starb. Er hinterließ ein bedeutendes Vermögen und es rührte mich tief, als ich fand, daß er es mir ohne alle Einschränkung vererbt hatte. Ich hatte meine eigenen Ideen über die Art der Verwendung, doch das gehört nicht hierher. Meine Augen waren seit lange schwach gewesen. Die Wahrheit ist, daß der Sehnerv durch vieles Weinen und viele unterdrückte Thränen angegriffen war. Aber damals war ich noch im Stande, Gesichter zu unterscheiden. Sobald ich demnach mein eigener Herr geworden, beschloß ich, Cornelia aufzusuchen oder wenigstens herauszubringen, was aus ihr geworden war. Ich war überzeugt, daß Dr. Wittekind, wenn er überhaupt noch lebte, in Genf sein oder doch in der Nähe eines See's wohnen würde. Unzählige Mal hatte ich ihn sagen hören, daß er anders nicht existiren könne, und wir Alle wissen ja, daß die Schweizer ihr Vaterland nicht entbehren können. Ich beauftragte daher meinen Anwalt, bei den britischen Konsuln in der Schweiz Nachfrage zu thun. Doch Alles war umsonst. Ich konnte weder von dem Doktor noch meiner armen Cornelia etwas erfahren. Zwölf lange Jahre waren verflossen, seit sie von uns geflohen und Gott allein mochte wissen, ob sie und Wittekind noch zu den Lebenden zählten oder nicht. Ungeachtet des entmuthigen-

den Ausganges meiner bisherigen Nachforschungen setzte ich sie dennoch fort. Jeden Sommer verbringe ich nun an den Schweizer Seen, und ich hege die feste Ueberzeugung, daß ich auf die eine oder die andere Weise die Verlorenen auffinden werde."

„Haben Sie noch immer eine gute Meinung von dem Schweizer Arzte?" fragte ich.

„Ja," entgegnete Mrs. Gunning bestimmt. „Er war in jenem unglücklichen Sommer in der Schweiz viel bei uns, und obschon ich nicht die Bildung der Damen unserer Zeit haben mag, so besitzt doch jede Frau mit gesundem Menschenverstande den rechten Instinkt, zu unterscheiden, was ein ehrlicher Mann oder ein Betrüger ist. Ich sah niemals einen Menschen, der so sehr mein volles Vertrauen erweckte als Dr. Wittekind."

„Aber," wandte ich ein, „die arme Mrs. Roß kann unmöglich noch am Leben sein, sonst würde sie doch gewiß ihr Kind begehrt haben."

„Weil wir davon sprechen," sagte die alte Dame mit plötzlich verändertem Ton, „so fällt mir ein, daß das, was ich Ihnen mittheilte, ganz unter uns bleiben muß. Meine arme kleine Cornelia weiß nichts von alldem. Um alles in der Welt möchte ich nicht, daß sie etwas darüber von einer dritten Person hörte."

Ich versicherte sie meiner gewissenhaftesten Verschwiegenheit und fügte die naheliegende Bemerkung bei, daß Mr. Umberslade in der Gesellschaft der beiden jungen Damen großes Vergnügen zu finden und namentlich Cornelia zum besonderen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit zu machen scheine.

„Das Letztere thut mir leid," erhielt ich zur Antwort, „denn Cornelia hat auf der ganzen Reise den Vorzug gehabt. Sie ist sehr hübsch und die Männer halten so viel auf ein schönes Gesicht. Es wäre mir lieber, er hätte ein Auge auf Joanna geworfen; Mr. Umberslade ist ein höchst respektabeler junger Mann und ich wünschte sehr, Joanna möchte, während sie bei mir ist, eine gute Partie machen. Cornelia wird einstens sehr reich sein; Joanna, das arme Ding, hat so gut wie nichts zu erwarten."

Nachdem ich dies alles erfahren, interessirte mich der kleine Liebesroman, der sich augenscheinlich in der Pension Latoque abspielen sollte, wo möglich noch mehr denn zuvor. Aber der junge Engländer ließ, ungeachtet meiner ersten Vermuthung, es sich im Laufe der Zeit nicht anmerken, welches der beiden jungen Mädchen ihn in Wirklichkeit am meisten fesselte. Vielleicht war er noch mit sich selbst uneins. Seine Mutter war todt und Schwestern hatte er nie gehabt; sein Vater und seine Studiengenossen waren bisher seine einzige Gesellschaft gewesen, so daß man sich nicht wundern konnte, wenn der erste nähere Umgang mit weiblichen Wesen ihm einigermaßen den Kopf verrückte. Joanna jedoch hegte den Glauben, daß Cornelia der Gegenstand seiner Aufmerksamkeiten war. „Und ganz natürlich," sagte sie in ihrer unselbstsüchtigen Bescheidenheit; „sie ist so hübsch und in Wahrheit bezaubernd. Wäre ich ein Mann, ich würde mich auf der Stelle in sie verlieben." Gute, treuherzige Joanna! Wie wenige Mädchen würden mit derselben Aufrichtigkeit unter ähnlichen Verhältnissen den gleichen Ausspruch thun!

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Würzburger Vaudeville-Theater.

□ Am 20. Juni. Es ist eine ziemlich bewahrheitete Sage, daß der immer gebrechlich und hinfällig erscheinende Papst Sixtus V., als er zum Oberhaupt der katholischen Kirche erwählt worden war, plötzlich die Krücken, an denen er bis dahin herumschlich, wegwarf und dann im besten Wohlsein noch lange Jahre regierte. Auch Hr. Carroné, welcher eigentlich ein gutes „Münchener Kindel" ist und von Hause aus einen biderben altbayerischen Namen trägt, hat es ähnlich gemacht. Aus dem Souffleurkasten sich mit Gewandtheit herausschwingend, hat er das Scepter eines Theaterdirektors mit Sicherheit ergriffen und regiert das Vaudeville-Theater mit Kraft und Energie zur Zufriedenheit aller Wohlgesinnten. Nachdem er uns der Reihe nach eine Anzahl der hübschesten Komödien, Lustspiele und Operetten der Neuzeit in abgerundeten Darstellungen vorgeführt hat, brachte er uns gestern wieder eine verdienstvolle Arbeit eines hiesigen Schriftstellers. „Die verhängnißvolle Flasche" heißt das gut erdachte und feine Lustspiel von W. Müller, einem kaum zwanzigjährigen hiesigen Studenten, welches uns durch Erfindung, Aufbau und Diktion sehr erfreute und auch von Seiten des Publikums reichen Beifall fand. Die Gestalten des „Baron von Pfullenberg" und seiner Gemahlin tragen das Gepräge der Wahrheit und sind dem Leben entnommen, ohne im mindesten carrikirt zu sein. Der „Verwalter" und der „Küster" sind ergötzliche Figuren, welche also noch in der Gegenwart vorkommen. Die Intrigue oder vielmehr die Handlung des Stückes ist leicht und anmuthig geschürzt und von der angenehmsten Lösung. Ein frischer Geist, ohne Neid und ohne Haß, weht uns aus dem Lustspiele an und berechtigt zu Hoffnungen auf größere Werke.

Dargestellt wurde das Lustspiel sehr meisterhaft. Frau Hinterberger gab die „Baronin" mit Feinheit, Anstand und wahrer Vornehmheit. Herr Ludwig war als „Baron" ganz vortrefflich. Herr Alberti stellte den „Küster" in der charakteristischen Maske hin und Herr Carlmüller gab den „Verwalter" in ganz vortrefflicher Weise so urkomisch, daß man wirklich eine Figur „aus dem frommen Wupperthale" vor sich zu sehen glaubte. Fräulein Krey erfreute als „Kammerjungfer" durch ihre liebliche Naivität und Herr Hofbauer brachte die kleine episodische Rolle des „Hugo" durchaus zur Geltung.

Die auf dieses Lustspiel folgende Estromadura wurde von den Damen Etienne und Schamann recht schön getanzt und „Hans und Hanne" von Friedrich zum Schlusse durch Hrn. Carlmüller und Fräulein Schwarzenberger recht brav gespielt und gesungen.

Mit Vergnügen registriren wir in den Annalen des Vaudevilletheaters auch diesen Abend und sind überzeugt, daß wir dort immer Eifer, Einsicht, Ernst und redliches Wollen in Betreff der Kunst finden werden.

Der Lebensstrom.

Frei aus dem Urquell des Lichts, aus der Feuerstätte des Geistes,
Strömet das Leben hinaus, kehrt dann zur Heimath zurück.

C. K.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 51. Mittwoch den 26. Juni. **1867.**

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

II. Sah ein Knab' ein Röslein steh'n, Röslein auf der Haiden.

3. Erste Klasse, aber die Rechnung stimmt nicht.

(Fortsetzung.)

Ich saß starr vor Staunen und Schrecken über das hartnäckige Schweigen; ich fühlte mich außer Stande, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen. Die kleinen Händchen Lulu's verdeckten mir den Kampf, der hinter ihnen in dem kleinen seltsamen Kopfe vor sich ging. Mit Herzklopfen wartete ich den Ausgang ab, und schon wollte ich ganz verzweifeln, als ich sah, Lulu's Hände seien naß; gewiß weinte die arme Lulu; die Thränen quollen zwischen den Fingern hervor.

Und so war's. Bald mußte Lulu eine Hand vom Gesicht nehmen, um das Schnupftuch aus der Tasche zu holen. Da hielt ich mich nicht länger und sagte:

„Ach, arme Lulu, du weinst, und meinetwegen weinst du, und ich möchte dich doch so glücklich machen für's ganze Leben!"

Lulu trocknete sich die Thränen, dann sah sie mir ohne die geringste Verlegenheit oder Härte in's Gesicht, als müßte ich das Vorgefallene ganz erklärlich finden und sagte:

„Ich will ihnen sagen, warum ich so bös wurde und geweint habe. Unter den jungen Mädchen in unserer Truppe war eine, die allerschönste und größte und geschickteste von uns allen, die hatte mich ins Herz geschlossen; auch habe ich von ihr am meisten gelernt. Sie war mir wie 'ne ältere Schwester oder wie 'ne Mama. Endlich verließ sie uns in Folge eines glänzenden Engagements und hatte die größten Erfolge. Vor ungefähr einem Jahre wurde sie schwer krank; sie schickte zu mir, um mich noch einmal zu sprechen. Ich traf sie im Bette, weiß wie die Wand; unter Thränen küßte sie mich und mit den schönen blauen Augen, die ich so sehr liebte, sah sie mir starr ins Gesicht und sagte: „Lulu, eins mußt du mir versprechen, mußt mir's zuschwören. Du bist noch zu klein, als daß ich dir den Grund erklären könnte, aber später, wenn du erst groß bist, wirst du's von selbst einsehen, und wenn du dein Wort hältst, dann wirst du mich segnen und wirst sagen: „Frida hat's gut mit mir gemeint; sie hat mich lieb gehabt, als wäre ich ihr Kind; sie hat gefühlt, daß ich die Kraft habe, ehrlich zu bleiben mein Lebelang." Nun sag, Lulu, willst du es mir zuschwören? Es ist zu deinem Besten, es ist für dein Glück hienieden, für dein Heil in jener Welt."

„„Gewiß will ich's dir zuschwören, liebe Frida, sagte ich."

„„So schwöre mir denn zu, sagte Frida, daß du unter keinen Umständen, unter keiner Bedingung, in keiner Form jemals im Leben, nicht von einer Frau, noch weniger von einem Manne Geld annimmst, welches du dir nicht durch deine Kunst selbst verdient hast. Das schwöre mir zu, Lulu."

„„Ich schwöre es, Frida," war meine Antwort.

„„So ist es gut," sagte sie und küßte mich; vergiß es nicht! morgen bin ich nicht mehr bei dir und nie mehr, um dich an dein Versprechen zu erinnern." Am andern Tag war Frida todt.

„Und wenn ich nun Ihr Anerbieten annähme", so schloß Lulu, dann bräche ich mein Versprechen. Ich nehm 's also nicht an."

Da war ich denn in einer schönen Verlegenheit, und leider die gute Lulu nicht minder.

„Ich habe überlegt und überlegt hin und her," sagte sie; ich muß nach Berlin und kann doch nicht nach Berlin; was soll ich machen, was soll ich machen? Denn ganz bestimmt Ihr Geld nehm ich nicht."

Da kam mir ein herrlicher Gedanke; es zeigte sich, ich war ein geborner Geschäftsmann.

„Höre, Lulu," sagte ich, „ich glaube, ich hab' da eine Idee, die uns aus der Verlegenheit hilft. Du hast doch Sachen, im Koffer, im Nachtsack, selbst in der Tasche, — Sachen, die du gewiß nicht gleich bei der Ankunft nöthig brauchst. Verkaufe mir etwas davon. Ich nehm's mit nach Dresden, du nimmst die zweiundzwanzig Francs zur Reise, dann schickst du mir das Geld von Berlin zurück und ich dir das andere von Dresden. Auf die Art hältst du Wort und Alles ist in Ordnung."

„O, du guter Puff, du lieber Puff!" schrie Lulu laut auf. „Soll's 'ne Menschenseele glauben, daß so'n dicker Puff so gute kleine Einfälle haben kann."

Der Sturm war vorüber, der Himmel voll Sonne, Lulu war selig.

„Ja, aber nun, was gebe ich dir denn zum Kauf?"

„Weiß nicht."

„Zunächst muß es das Geld werth sein, und noch drüber."

„Drüber? nein!"

„Aber jedenfalls ganz so viel werth; sonst ist es gegen das Versprechen."

„Such' nur; wirst doch irgend was haben, was du nicht brauchst oder nicht magst oder gar los sein möchtest, ehe du nach Berlin kommst!"

„Wäre mein Koffer hier statt im Gepäckwagen, so könnten wir nachsehen; da hab ich allerlei drin. Und nun habe ich gar den Schlüssel zum Nachtsack auch drin gelassen! Aber vielleicht findet sich was in den Taschen!"

Sie drehte die Taschen um. In der einen war ein kleiner Spiegel, eine kleine Scheere im Futteral, ein Fingerhut — so klein! — Castagnetten, die mir ganz neu waren und mit denen Lulu zu meiner lebhaften Bewunderung sofort im Coupé herumtanzte, dann ein Portemonnaie, mit etwas Geld, endlich Nadel und Zwirn.

Offenbar brauchte Lulu das alles nöthig.

In der andern Tasche hatte sie ihr Taschentuch, zwei große Stücke Zucker, einige Mandeln und ein ganz verkrümeltes Bisquit in Papier gewickelt. Ich redete ihr zu, der Zucker sei hinreichend; ich möchte ihn gern, und beim Preise komme es darauf an, wie gern man eine Sache habe, aber Lulu warf mir einen so strengen Blick zu, daß ich eilig einlenken und meinen Vorschlag für Scherz erklären mußte.

Bei dem Stück Zucker erinnerte sich Lulu wieder an Mamsell Cocotte, die wir im Eifer unserer geschäftlichen Verhandlungen ganz vergessen hatten, so oft sie auch in der allerindiscretesten Weise drein schrie. Das Stück Zucker in der Hand, wurde Lulu mit einem Mal so nachdenklich, daß ich wohl merkte, ihr ging was durch den Kopf.

„So sprich doch", sagte ich.

„Nein, noch hab' ichs nicht ganz in's Reine gebracht; wenn ich im Reinen bin und sehe, daß es geht, dann sag' ich's."

„Es geht, es geht ganz gut," sagte sie endlich, „wenn's mir auch zuerst schwer wird. Aber sollst gleich sehen, aus vielen Gründen ist's grad das rechte."

„Hör genau zu, Puff! Mich quält was. In Brüssel hab' ich Cocotte geschenkt bekommen, und ich habe Cocotte lieb; ich glaube, ich könnte ohne sie nicht leben. Nun ist mir aber eingefallen, daß Madame (die Vorsteherin) keine Papageien leiden kann; bringe ich Cocotte so mir nichts dir nichts mit, so ist Madame im Stande und mag sie nicht oder thut ihr was oder gibt sie weg an Jemand anders, bei dem Cocotte unglücklich wäre, denn sie hat bloß mich lieb.

„Siehst du, nun machen wir's so: Cocotte ist viel werth und mit dem Gelde wär's also in Richtigkeit, und dann, wenn du sie mitnimmst nach Dresden — du bist gut, Puff, und wirst schon für sie sorgen. In Dresden ist meine Tante, für die gebe ich dir in Leipzig 'nen Brief mit, worin ich ihr schreibe, sie soll dir das Geld geben und dafür Cocotte an sich nehmen und mir später nach Berlin mitbringen. Kommt Cocotte mit der Tante, dann kann Madame nichts sagen; auch über die Geldgeschichte nicht. So käme alles in Reih' und Ordnung. Was meinst du? Ist's dir so recht?"

„Ganz recht," sagte ich.

Und nun gab mir Lulu die genauesten und strengsten Instruktionen wegen Cocotte. Sie schilderte mir ihre Gewohnheiten, ihre Launen, ihren Charakter; das müsse ich alles wissen, sagte sie, damit wir gut mit einander auskämen, und wenn ich sie der Tante übergebe, sollte ich der genau dasselbe sagen, damit sie wisse, wie sie mit Cocotte dran sei. Die Tante, fügte sie hinzu, sei eine große, lange Person, sehr lebhaft, leicht aufgebracht, aber dabei nicht böse und im Handumdrehen wieder freundlich, so oft sie auch schelte. Ich müsse ja recht höflich sein und recht langsam sprechen, sonst verstehe sie mein Französisch nicht.

Außerdem verabredeten wir, in Leipzig wollen wir einen Tag bleiben, einmal damit wir ordentlich Adieu sagen könnten, und dann des Briefes wegen, und dann auch noch, weil Lulu den Nachtsack öffnen lassen wollte, um wieder zu ihren Schlüsseln zu kommen.

„Zudem", sagte mir Lulu, „Leipzig mit dir zusammen besehen, das macht mir Pläsir. Es wird wie in Köln, Geld brauchen wir nur wenig; wir frühstücken im Freien auf dem Rasen, in einem wunderschönen Garten, der Rosenthal heißt; da nehmen wir uns Brod mit und Wurst. Wird sehr hübsch, sollst mal sehen. Große Bäume, ein ganzer Park, und Eichen — die größten, dicksten, die allerschönsten auf der ganzen Welt. An den schönen Park wirst du denken, und an mich dabei auch, du lieber Dicker. Dann geht's zurück nach dem Bahnhof, und dann — Adieu! Wenn du bei Tante in Dresden gewesen bist und ihr Cocotte übergeben hast, dann schreibst du mir alles, wie's gegangen ist. Ich schreibe dir auch wieder und dann schreiben wir uns immer zu."

Ihr Stimmchen war immer leiser geworden; sie bekam Schlaf, die Augen fielen ihr zu, noch einmal blickte sie auf und sagte:

„Du mußt Cocotte lehren, daß sie Puff sagt."

Das Köpfchen sank mir auf die Schulter.

„Bist ein gutes Kopfkissen," meinte sie; dann schlief sie ein.

Ich auch bald, und ehe wir's uns versahen, erwachten wir in Leipzig. Das Erste, was wir thaten, war, uns nach einem Schlosser zu erkundigen, der Lulu's Nachtsack öffnen sollte. Der Packträger, an den wir uns wandten, sah von Lulu's Nachtsack auf meinen, maß die Schlüssellöcher mit dem Auge, ließ sich meinen Schlüssel geben, und richtig! mein Schlüssel paßte. Diese etwas beschämende Entdeckung war indeß weit entfernt, niederschlagend zu wirken; wir lachten aus vollem Halse, lachten so lange, daß es dem Packträger, welcher zuerst auch mitgelacht hatte, doch endlich zu viel wurde, mit unsrm Gepäck auf dem Rücken zu warten; er fing an zu brummen — so schien mir —, aber Lulu kehrte sich nicht daran, sondern erkundigte sich ruhig nach der Abfahrt unserer Züge, die glücklicher Weise dicht hintereinander abgingen. Dann faßte Lulu meinen Arm, nahm das Bauer mit Cocotte in die Hand und so durchzogen wir Leipzig. Lulu fand es hübscher als Köln; nur der Rhein fehle und der Dom — was denn allerdings viel fehlen heißt.

Unterwegs kauften wir uns Brod und vier Würste; wir waren Beide recht hungrig.

(Fortsetzung folgt.)

Der Augenarzt.

(Fortsetzung.)

Der Dezember ließ sich sehr winterlich an und die Ausflüge nach Paris mußten zuweilen unterbleiben. Doch verging kaum ein Tag, daß die jungen Leute nicht lange Spaziergänge zusammen machten und überhaupt viel beisammen waren. War das Wetter gar zu unfreundlich zum Ausgehen, so bot das Piano, das Billard, dann und wann auch eine Kartenpartie, hinlängliche Unterhaltung innerhalb der vier Wände des Salons. So verfloß ein Tag um den andern in ziemlich gleichmäßiger Ruhe, als plötzlich unser Kreis durch einen neuen Ankömmling vergrößert wurde. Er war ein russischer Arzt mit Namen Rigolewski, der ebenfalls vom Hotel Hampton aus, dessen Besitzer mit Monsieur Brunel in freundschaftlichen Beziehungen stand, nach der Pension Latoque empfohlen worden war. Zum Mit-

tagessen erschien er zum ersten Mal: ein großer, auffallend hagerer Mann, dessen dunkele Hautfarbe und schwarze Haare und Augen mich auf die Vermuthung gebracht haben würden, daß er ein Italiener sei. Beim Eintreten verbeugte er sich schweigend vor uns Allen und nahm dann den noch einzigen freien Platz am unteren Ende des Tisches ein. Die Unterhaltung war nicht sehr belebt und beschränkte sich, was ihn betraf, auf das Anerbieten dieser und jener Schüssel, worauf er kurz in französischer Sprache antwortete, im Uebrigen aber desto fleißiger seine forschenden Blicke über sämmtliche Tischgenossen schweifen ließ. Dieser wortkarge, einigermaßen unheimliche Russe bildete den größtmöglichsten Contrast zu unserem fröhlichen jungen Engländer, dem so recht eigentlich das Herz auf der Zunge saß, und eine Art von Abneigung entsprang sofort zwischen den Beiden, die namentlich bei Umberslade sehr markirt zu Tage trat. Bei Rigolewski waren es nur die Zornesblicke der düsteren Augen, welche uns seine vermeintliche Stimmung kund gaben. Wie dem auch sein mochte, so viel war gewiß, daß unser neuer Hausgenosse uns manchen Stoff zur Conversation gab. Mark Umberslade war der Meinung, er sei ein Jesuit, oder ein Spion, oder Etwas, das noch schlimmer war als Beides zusammen. Rigolewski hatte so gut wie gar kein Gepäck; er sagte zudem, er wisse nicht, wie lange er bleiben würde, und obschon er ein paar Ringe von großem Werthe trug, so hatte doch seine Uhr, wie Mark uns versicherte, keine zehn Franken gekostet. Ganz entschieden war er ein verdächtiger Mensch. Auch Madame fühlte sich zuweilen verletzt, weil er fast gar kein Fleisch aß und eine gewisse Art von trockenem Biscuit, mit dem er sich selbst versorgte, dem in der Pension servirten Brod vorzog. Mark behauptete denn auch, daß des Russen winziger Koffer nichts Anderes enthielte, als diese Biscuits.

„Er ist ein Spion," sagte der Engländer lachend zu den Mädchen, „und man hat ihn hierher geschickt, um das Thun und Lassen von Mrs. Gunning zu überwachen. Haben Sie bemerkt, wie seine dunkelen Augen immer verstohlene Blicke auf sie warfen?"

Das Letztere unterlag allerdings keinem Zweifel. Während der drei ersten Abende hatte er seine scharfe Beobachtung der Blinden fortgesetzt und Keines von uns konnte sich dabei rühmen, nur zehn Worte mit ihm gewechselt zu haben. Mrs. Gunning selbst bewegte sich unruhig unter dem blitzenden Strahl seines Auges, als ob sie einen magnetischen Einfluß desselben verspürte. Dies und eine gewisse Eigenthümlichkeit des Benehmens gegen Cornelia, was man als eine ihrer Schönheit gezollte Huldigung deuten konnte, waren übrigens die einzigen wirklichen Indiskretionen, die ihm bei strenger Beurtheilung zur Last zu legen waren; sonst war seine Manier vollkommen die eines gebildeten Mannes.

Er ging viel und bei jedem Wetter spazieren und kam nur zum Diner nach Hause. Blieb er noch später im Salon, so konnte man denken, es geschehe einzig, um Mrs. Gunning zu beobachten und Cornelia anzublicken und zu seufzen. Gewöhnlich zog er sich dann frühzeitig zurück und verbrachte den Rest des Abends auf seinem Zimmer. Vier oder fünf Tage nach seiner Ankunft luden Monsieur Brunel und Mark ihn zu einer Partie Billard ein. Er nahm die Aufforderung bereitwillig an und so groß war die Meisterschaft, die er bei dem Spiel entfaltete, daß die beiden Anderen, obschon sie sich immer für gewandte Spieler gehalten hatten, beständig im Verlust waren. Der Franzose drückte offen seine Bewunderung aus.

„Ich habe große Uebung," entgegnete Rigolewski kaltblütig, indem er Miene machte, sich zurückzuziehen, „meine Geschicklichkeit ist daher kein Verdienst."

„Wer und was zum Teufel sind Sie denn?" schwebte auf des Engländers Zunge, aber er unterdrückte den Ausruf. Der nächste Morgen brachte eine Antwort auf die Frage. Herr Rigolewski hatte, wie uns unser Wirth mittheilte, zeitig gefrühstückt und war dann für zwei Tage verreist; aber auf Cornelia's Teller lag ein Briefchen von seiner Hand. Es war eine sehr zierliche Handschrift.

„Eine Liebeserklärung!" dachte ich, und wahrscheinlich dachte Umberslade dasselbe, denn sein Gesicht verfinsterte sich. Cornelia entfaltete erstaunt das Blatt. Der Inhalt war auf Französisch folgender:

„Mademoiselle — ich bin Augenarzt und da ich die Ursache von Mrs. Gunning's Erblindung deutlich erkenne, so weiß ich auch, daß sie geheilt werden kann. Ich habe mit glücklichem Erfolg ähnliche Krankheiten der Sehnerven behandelt, welche schon zwanzig Jahre gedauert hatten. Mrs. Gunning's Leiden datirt von bei Weitem kürzerer Zeit, Heilung ist daher leicht. Ich beanspruche keine Belohnung. Ich frage nur einfach, ob sie sich mir anvertrauen und, so lange ich es für nöthig erachte, unter meiner Behandlung bleiben will. Ferner wird sie sich in einem dunkelen Zimmer aufzuhalten haben. Ich verlange schließlich, falls sie einwilligt, daß sie während der Cur kein Fleisch ißt und daß sie mich als ihren einzigen Arzt und Sie als ihre einzige Pflegerin betrachtet. Während der nächsten zwei Tage werde ich von hier abwesend sein, inzwischen kann sie sich entschreiben. Ich verbleibe u. s. w. Dr. B. W. Rigolewski."

Cornelia machte kein Geheimniß aus der Mittheilung, besonders als damit das räthselhafte Dunkel, das in unseren Augen den sonderbaren Mann umgab, aufgeklärt war. Sie und Joanna waren über das wohlwollende Anerbieten im höchsten Grade erfreut. Mr. Umberslade und Monsieur Brunel jedoch hegten die Befürchtung, der Fremde könne ein Quacksalber sein, der die Leichtgläubigkeit einer reichen ältlichen Dame zu seinem Vortheil ausbeuten wolle. Dies dämpfte sogleich den Enthusiasmus der beiden jungen Mädchen, und es wurde beschlossen, daß Monsieur Brunel als Hausherr des angeblichen Augenarztes Diplom zu sehen verlangen sollte, ehe er gestattete, daß seine würdige Einwohnerin sich der Operation unterzöge. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und man hielt es für's Beste, Mrs. Gunning vorläufig in Unkenntniß der Sache zu lassen. Als Rigolewski wiederkam, schien er durch das Mißtrauen, welches des Hausherrn Begehren andeutete, keineswegs beleidigt, sondern erklärte nur, daß er als Specialarzt von Augenkrankheiten kein Diplom zu zeigen habe und daß seine Ermächtigung, überhaupt als Arzt zu prakticiren, sich in Aleppo, seinem gegenwärtigen Domicil, befinde. Er hatte auch, wie er sagte, eine zweite Heimath in Rußland, woselbst er als Belohnung für die an dem zwanzigjährigen einzigen Sohne eines russischen Fürsten vollzogene Heilung von Blindheit eine Landdomäne zu Eigenthum erhalten. In Folge dieser Umstände hatte er den Namen Rigolewski angenommen und war er russischer Unterthan geworden; durch kaiserlichen Consens war es ihm gestattet, im Auslande zu reisen, und sein gütiger Protector, der Fürst, überwachte inzwischen die Verwaltung seines Gutes.

Dies alles schien so romantisch und wenig wahrscheinlich, daß keiner der Zuhörer sagen mochte, was er dachte.

„Meine Herren, fuhr Rigolewski fort, die Ringe an seiner Hand zeigend, „diese Kleinodien sind gleichfalls Beweise meiner Geschicklichkeit als Augenarzt. Könnten Sie die russische Inschrift lesen, so würden Sie sehen, daß dieser Ring (und dabei zog er einen derselben vom Finger) mir von dem Fürsten Michael Worakoff verliehen wurde, dem ich die Sehkraft wiedergab. Diesen zweiten erhielt ich von dem Vater meiner Frau, einem Kaufmann in Aleppo, den ich ebenfalls von Blindheit heilte. Ich will Ihnen die Ringe lassen, ein Sachkundiger kann Ihnen den Werth und die Echtheit derselben bezeugen."

„Es ist nicht nöthig," meinten beide Herren, denen Rigolewski's Offenheit den Eindruck der Wahrheit machte, „aber —" begann von Neuem der Engländer, dessen Argwohn sich sogleich wieder zu regen begann. —

„Sie möchten wissen," fiel der Russe ein, der Marks Gedanken zu errathen schien, was mich hierher brachte? Ich will es Ihnen sagen. Derselbe Antrieb, der mich manchem anderen Orte zuführte, nämlich die innere Ueberzeugung, daß ich eine Pflicht zu vollziehen hatte. Diese Eindrücke täuschen mich niemals. Ich habe das Leben von allen Seiten kennen gelernt," fuhr er nach einer Weile fort, „und gute und böse Tage sind mein Loos gewesen. Mit Ausnahme von England habe ich alle Länder Europa's durchreist, und ich spreche die Sprache der meisten; aber überall fand ich Etwas für mich zu thun. Ich bin wochenlang in einem abgelegenen Dorfe aufgehalten worden, wie es schien nur um einen Bettler zu curiren, und gleich darauf war ich der Gast eines Palastinhabers, der mich reichlich für die seinem armen Mitmenschen geleistete Hilfe belohnte. Einmal," schloß er lächelnd, „reiste ich von Bessarabien nach Nancy, ohne einen Sou in der Tasche; meine innere Stimme trieb mich hin, und weshalb? Weil ein armer augenkranker Handwerksbursche mich nöthig hatte." Wieder machten der Franzose und der Engländer ungläubige Gesichter und Rigolewski fuhr fort:

„Sie finden es sonderbar, und doch ist es so. Auf dem ganzen langen Wege traf ich Blinde oder solche, welche nahe daran waren, es zu werden. Ich konnte ihnen Allen Hilfe geben und gewann damit die Mittel zur Weiterreise. Als ich jedoch in Nancy ankam, war ich so von Geld entblößt, daß ich Hunger leiden mußte. Es war gerade Messe in der Stadt und ich vermiethete mich einem hausirenden Hutmacher und ging vor seinem Wägelchen her mit einem an der Vorderseite meines Rockes befestigten Zettel, worauf mit großen Buchstaben gedruckt war: „Geben Sie mir einen alten Hut; ich werde Ihnen dafür einen neuen um fünf Franken geben." Dies mag Ihnen demüthigend erscheinen, gleichviel! Ich leistete dem Hutmacher die verlangten Dienste, und einmal, als wir Halt machten, kam ein junger Mann, der an einer bösartigen Augenentzündung litt, um seinen alten Hut gegen einen neuen zu vertauschen. Dies war der Handwerksbursche. Um seinetwillen war ich nach Nancy gekommen."

Immer noch fand Rigolewski bei seinen Zuhörern keinen rechten Glauben. „Ich will nichts mehr sagen," fuhr er fort; „denn wenn Sie Ihrem besseren Selbst Gehör geben, so werden Sie überzeugt sein, daß ich kein Betrüger bin. Ertheilen Sie jedoch Mrs. Gunning Ihren Rath ganz nach Ihrem Gutdünken; nur das Eine ist gewiß: daß sie geheilt werden kann, — und daß, wenn sie und ich zu diesem Zweck zusammengeführt würden, Niemand den gehofften Ausgang wird verhindern können."

„Sie sind ein Fatalist", sagte Brunel.

„Ich glaube an Gott!" entgegnete der Doktor mit einer Feierlichkeit, welche ihren Eindruck auf die beiden Anderen nicht verfehlte.

Sie berathschlagten eine Weile mit einander, worauf Monsieur Brunel sich gegen Rigolewski dahin äußerte, daß er Mademoiselle Cornelia bestimmen wolle, mit ihrer Beschützerin über die Sache zu sprechen und sie zur Entscheidung aufzufordern. Dieß geschah und Mrs. Gunning willigte ein, sich der Behandlung des Doktors zu unterwerfen. Anfänglich war sie sehr aufgeregt und wußte nicht, ob sie Ja oder Nein sagen sollte; dann aber kam ihr ein neuer Gedanke. Sie schlug die Hände zusammen und rief aus: „Mein Gott, wie viel mehr Gutes werde ich thun können, wenn mir das Augenlicht wieder geschenkt ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Am 4. Juni segelte ein eigenthümliches Fahrzeug von New-York nach Havre. Es ist eine Art von Floß neuer Erfindung, bestimmt zur Rettung Schiffbrüchiger in See. Der eigentliche Körper des Fahrzeuges besteht aus drei luftgefüllten Schläuchen von Gutta-Percha mit russischem Segeltuch überzogen. Diese Schläuche sind cylinderförmig, 25 Fuß lang und 26 Zoll weit, darauf ruht das Deck. Die Takelung ist die eines Schooners. Das Fahrzeug hat nur drei Mann Besatzung. Man hofft, es werde die Fahrt in vierzehn Tagen machen können, wenn es überhaupt ankommt.

•

In Boston, der Stadt der Pharisäer, wie die New-Yorker sagen, ist, wie im ganzen Staate Massachusetts, der Ausschank von Spirituosen jeder Art seit dem Mai d. Js. gesetzlich verboten. In keinem Gasthofe dürfen geistige Getränke gegeben werden, wer dergleichen haben will, muß sich ein Privatzimmer geben lassen, wo er sein gekauftes Getränk zu sich nehmen darf. Dieses strenge Gesetz wird aber umgangen, indem die Wirthe ihre Häuser zu Clubs machen, deren Mitglieder Karten erhalten. Wenn ein solches Mitglied Durst hat, geht es in der Gesellschaftsstube an einen bekannten Schrank, bedient sich mit einem Gläschen oder mehreren und legt dagegen die entsprechenden Karten nieder. Indessen gilt auch dies als ungesetzlich, und neulich hat die Polizei in einem Wirthshause, wo ein solcher Club bestand, die ganzen Vorräthe an Spirituosen konfiscirt zum Belaufe von 3000 Dollars. Die Amerikaner dulden eine sociale Tyrannisirung, welche in Europa die ärgste Despotie nicht einzuführen wagen würde, sie unterwerfen sich Beschränkungen, von welchen sie wissen, daß sie unnöthig und absurd sind. Das ist freilich ganz republikanisch, denn das Gesetz, welches eine Majorität gegeben hat, kann auch durch eine Majorität wieder abgeschafft werden; so lange es aber besteht, muß es geachtet werden.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 52. Sonntag den 30. Juni. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

(Fortsetzung.)

II. Sah ein Knab' ein Röslein steh'n, Röslein auf der Haiden.

4. Ein Blick hinter die Coulissen, und — der Vorhang fällt.

Endlich kamen wir in's Rosenthal, — ein prächtiges Gehölz, zu dessen Lob Lulu nicht zu viel gesagt hatte. Wir mußten erst lange nach einem Ruheplätzchen suchen, ehe Lulu sich zufrieden erklärte; dann setzten wir uns in's Gras und frühstückten tüchtig.

Lulu war abwechselnd ganz ausgelassen und tief melancholisch; die Trennung von ihrer Cocotte und ihrem Puff that ihr weh; so zwei gute Freunde, sagte sie, werde sie sehr vermissen. Aber sie finde in Berlin viel zu thun; man bereite ein großes Feen-Ballet zur Aufführung vor, aus prächtigen Decorationen und mit Costümen — oh! — die ihr schon im voraus den Kopf verdrehten.

„Das wird mal voll werden," sagte sie; „es heißt: Die zwei Feen, aber es ist blos eine, denn die zwei, das ist ein und dieselbe — und die bin ich."

Der bloße Gedanke an diese Rolle setzte Lulu in Entzücken. Die Sache war die: die zwei Feen, die blos eine waren, waren eine gute Fee, die sich böse stellte, um die faulen Bauern, die nichts thun wollten als tanzen, durch allerlei Mittel und selbst durch Strafen zur Arbeit zu zwingen; nachdem die Bauern vernünftig und fleißig geworden, erschien ihnen die gute Fee, die ihnen bis dahin durch sehr strenges Wesen und schwarzrothes Costüm sehr bange gemacht hatte, plötzlich in einem rosa und weißen Costüme, strahlend von Blumen und Diamanten, gab ihnen ihren Segen und verschwand dann, auf einem von Vögeln gezogenen Wagen gegen Himmel steigend, in gold- und silberglänzenden Wolken.

Die Doppelrolle Lulu's war natürlich die Hauptrolle. Es sollte ihre Glanzrolle werden, ihr blendendster Succeß. Es gab Pas darin, eigens für sie erfunden, die unerhörten Beifall finden mußten. Der Besuch des Hofes war zu erwarten — Prinzen, Fürsten! Lulu's Augen glänzten wie Karfunkel, während sie von diesen nahen Triumphen sprach; sie drückte sich mit einer außerordentlichen Lebendigkeit aus; stand plötzlich auf und begleitete ihre Worte mit den entsprechenden Bewegungen, um mir den Gang der Handlung zu vergegenwärtigen. Die Sprache ihrer Geberden war von einer Kraft und einem Geiste, welche mich zur Bewunderung hinrissen. Wie besessen klatschte ich Beifall, rief laut: „Lulu hoch! es lebe Lulu!" — und zum Dank kam sie auf mich zu, gab mir einen Kuß und klopfte mich mit ihren reizenden Händchen auf die Backen.

„In Dresden spiele ich das auch, da sollst du mal sehen, auf der Bühne ist das noch ganz anders."

Mittlerweile hatten die etwas salzigen Würste und die lebhafte Unterhaltung uns einigermaßen durstig gemacht. Wir gingen also in die Restauration, wo Lulu auch ihren Brief an die Tante in Dresden schreiben wollte. Um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, mußte ich Bier bestellen, sie nahm Maitrank; eins nach dem andern tranken wir beide zusammen, und dazwischen schrieb Lulu den Brief.

Ehe wir das Rosenthal verlassen, pflückte Lulu im Gebüsch ein kleines Bouquet Gänseblümchen für mich; ich zeigte ihr dagegen einen Veilchenstrauß, den ich beim Spazierengehen gesammelt, aber noch nicht gewagt hatte ihr anzubieten; und wir verabredeten, diese beiden Bouquets nie zu verlieren, und jedesmal, wenn wir uns wiedersähen, müßte jeder seines bei sich haben; wer's verlöre, wäre ein schlechter Kamerad, oder, wie es Lulu ausdrückte, — treulos.

Der Spaziergang, der schöne Morgen, die Unterhaltung mit dem lieben Geschöpf — alles das hatte mich über die Maßen aufgeregt und namentlich über die Maßen gerührt.

„Lulu," nahm ich unterwegs das Wort — „Lulu, so sag mir doch nur, warum wir uns nicht heirathen können."

„Lieber Puff," antwortete sie, „ich verbiete dir ausdrücklich, an so was zu denken; ich heirathe Niemand, selbst dich nicht. Was du daher sprichst, zeigt nur, daß du vom Künstlerleben und von den Theatergeschichten nichts verstehst. Um dir's aber gerade herauszusagen, so höre! Die Leute, die Tänzerinnen heirathen, stehen bei uns selbst nicht sehr in Achtung, und das beweist doch wohl, daß die Geschichte ihren Haken hat."

„Aber warum denn?" fragte ich.

„Weil — weil — weil," und dabei stampfte sie mit dem Fuß auf, „weil solche Heirathen ganz unvernünftig sind, weil es sich für keinen Mann paßt, daß man immer nur seine Frau sieht, ihn selbst aber nicht, daß man von ihm spricht als von dem Mann der Frau So und so, der berühmten, der reichen Frau So und so, — kurz, weil es für einen Mann sich gar nicht schickt, daß alle Welt in seine Frau verliebt ist und ihr Erklärungen macht. Denn siehst du, Dickerchen, uns Künstlerinnen macht man sehr den Hof."

„Den Hof machen? Erklärungen machen? was heißt denn das?!“

„O, so'n Puff!“ rief sie. „Dem muß man ja alles sagen, der kennt ja nichts, weiß von gar nichts. Den Hof machen, Erklärungen machen, Mosjö Puff, das heißt genau das machen, was du mir gemacht hast, gestern Morgen in Köln und heute hier; das heißt, wenn man vor einer Dame auf die Kniee fällt, ehe sie sich's versieht und ihr dabei sagt: Wollen Sie meine Frau werden?“

„Ja aber,“ erwiderte ich, „wenn dann die Dame statt Nein zu sagen, wie du, vielmehr Ja sagt und der Mann sie dann heirathet, dann kann sie doch kein anderer mehr heirathen; dann können doch die andern nicht mehr vor ihr auf die Kniee fallen und sie fragen, ob sie ihre Frau werden will. Sie können ihr doch keine Erklärungen mehr machen, die zu nichts nützen.“

„Sie thun's aber doch in ihrer Unvernunft,“ sagte Lulu. „So'n Unvernünftiger, der verlangt auch das Unmögliche; da ist gar kein Halten, wenn einer keine Vernunft annimmt. Natürlich ist das dann recht schlimm, aber grade darum muß es dem, der die erste Erklärung gemacht hat, doppelt unangenehm sein, daß trotzdem die andern auch noch ihre Erklärungen machen können.

„Indeß, davon wollen wir nicht weiter reden, mein Herr Puff; wie ich sehe, sind Sie ein sehr ehrbar, sehr streng erzogener junger Mann; mit mir ist's etwas anderes; ich habe auf dem Theater viel wunderbare Geschichten mit ansehen müssen. Sie wissen noch nichts von der bösen Welt, und Ihre Mama ließe mich gewiß nicht Ihr Schwesterchen sein, wenn ich Ihnen sagte, was sie selbst Ihnen nicht hat sagen wollen.“

Noch hielt ich mich nicht für geschlagen.

„Sag' mir doch,“ erwiderte ich, „was ist denn so 'n Theater eigentlich?“

„Nein.“

„Sag's mir doch.“

„Wirst's schon selbst sehen,“ sagte sie, „wirst schon sehen Das ist gar nicht so leicht zu expliziren, Mosjö Puff.“

„Dann explizir mir's, soweit es geht; ich muß doch vorher etwas davon wissen, damit ich mich nicht zu sehr verwundere, wenn ich's sehe.“

„Na, denn, es ist ein Saal, sehr groß, sehr hoch, ungefähr wie die Hälfte von einem großen Ei, an einem Ende, etwa Drittelslänge, geht eine Reihe Gasflammen und Sitze für Musikanten quer durch; hinter den Flammen und den Musikanten, ein bischen höher, da ist die Bühne, und die ist für die Künstler, und alles Uebrige ist für das Publikum, welches zuguckt. Es ist auch viel Licht da, denn in der Mitte hängt ein glänzender Kronleuchter und ringsum sind auch noch Lichter oder Flammen, damit man überallhin und überallher sehen kann.

„Die Künstler spielen Rollen in Stücken, welche Geschichten vorstellen, wo sie die Personen drin sind, und wenn sie's fertig bringen, daß die Zuschauer glauben, alles sei wirklich so passirt, wie sie's sagen und zeigen, und alles habe wirklich so sein können, ja und wenn's den Zuschauern gar so zu Sinne wird, als passirt's in der That und Wahrheit vor ihren eigenen Augen, — siehst du, dann ist das Stück gut gemacht und die Geschichte gut dargestellt und die Künstler sind ausgezeichnet.

„Wenn das Publikum zeigen will, daß es zufrieden ist, dann lacht es bei den komischen Sachen, und bei den traurigen da weint es und putzt sich die Nase und dann, wenn es sehr zufrieden ist, dann applaudirt es, was es kann; wenn's aber unzufrieden ist, dann zischt es und das ist schrecklich. Applaudiren, das geht mit den Händen eine gegen die andere, und dann schreit's auch noch mit aller Macht: „Bravo, Amalia, bravo!“ und endlich werden auch noch Blumen geworfen und Kränze und Bonbons, und bisweilen, wenn Prinzessinnen da sind oder 'ne Königin oder Bankiersfrauen, dann fallen wohl Armbänder oder so was auf die Bühne.

„Wir — wir sind dann sehr glücklich. Wir machen schöne Verbeugungen und mit den Armen thun wir so —, das heißt danken. Wenn der Beifall sich wiederholt und immer stärker wird, dann werfen wir mit beiden Händen Kußhändchen in den Saal, nach oben, unten, überallhin. Ach, Puff ist das schön! So was vergißt man nie mehr, und in Stücke ließe man sich hacken, um das jedesmal zu erleben, wenn man auftritt . . . Aber du bist ja ganz still!“

„So? also das ist 'n Theater!“ antwortete ich. „Dann will ich dir sagen, ich gehe nie in's Theater, um dich tanzen zu sehen, das thue ich nicht, ich mag nicht sehen, daß du Leuten Küsse zuwirfst, die du gar nicht kennst — oder wenn du sie auch kenntest.“

„Sagt' ich's nicht?“ rief sie; „sagt' ich's nicht, mein Mann kannst du nicht sein? Nun siehst du selbst, daß dir das nicht ansteht. Du wärest gleich eifersüchtig auf das Publikum.“

„Ja, das wäre ich,“ war meine Antwort.

„Wie du das sagst, Puff! Weißt du, Puff, daß du sehr böse aussehen kannst. Hätt's nie geglaubt, du auch! Aber einerlei, du siehst nun, du wär'st recht unglücklich mit mir geworden, und dann hätte deine Frau doch auch nicht glücklich sein können.“

„Aber,“ sagte ich, „wenn man verheirathet ist, dann braucht man nicht mehr so vor allen Leuten zu tanzen. Wenn man denn noch tanzen will, dann kann man zu Hause tanzen, vor seinem Mann, und weil der dann der einzige ist, der applaudirt, dann kriegt er allein die Küsse.“

„Er allein!“ rief Lulu. „Ach, du alter Puff, so'n Mann hat gut klatschen, so Einer, das gibt ja lange nicht den wunderschönen Lärm, wenn die Leute . . .“

„Na, dann will ich dir was sagen,“ fuhr ich heraus, „dann kann das Tanzen ganz wegbleiben. Man kann zu Hause ganz gut leben, ohne zu tanzen, und sich mit der Haushaltung beschäftigen, grade wie Mama. Und, siehst du, Mama hab' ich kein einzig Mal tanzen sehen. Wenn einer 'ne Frau hat, welche nicht tanzt, dann arbeitet der Mann und verdient das Geld, und die Frau kann doch ganz glücklich sein.“

„Ja freilich,“ sagte Lulu, „manche Frauen mögen so recht glücklich sein, aber wir nicht; wir haben uns mal gewöhnt, wir können nur auf dem Theater glücklich sein. Ich sage dir, Puff, ich könnte es nie entbehren. Dazu bin ich nicht gut genug und nicht ruhig genug. Das ist vielleicht ein Malheur, aber da's mal so ist, so muß man's sagen.“

Und indem sie mich traurig ansah:

„Es macht mir rechten Kummer, was wir da sprechen. — Aber sieh mal, da sind wir schon am Bahnhof.“

„Ja, am Bahnhof, am — Abschied.“

„Ist recht häßlich, so von einander zu gehen,“ sagte sie. „Was soll ich nun anfangen ohne dich und ohne Cocotte? Zwei so freundliche Tage habe ich noch nie verlebt wie mit dir, lieber Puff! . . . . . Du bist so gut, so gut,

du lieber Puff, und ich möchte dir so gern immer nur Freude machen."

Ihre großen Augen füllten sich mit Thränen und blickten so lieb! Kein Mütterchen hätte ihren dicken Jungen freundlicher anblicken können.

Die Schaffner mahnten zur Eile. Mein kleines Mädel warf sich mir an die Brust, bebend hielten mich ihre Hände umschlungen, mit fieberhafter Hast riß sie sich los. Die Schaffner riefen; sie setzte sich in Lauf und war mit einem Satz im Coupé. Eben hatte sie noch Zeit, mir zuzurufen:

„Auf balde! Schreib mir gleich — meine Adresse hast du — geh zur Tante — sorge für Cocotte — verlier dein Bouquet nicht!" — da setzte sich der Zug in Bewegung. Sie neigte sich zum Fenster hinaus, und da ihre Stimme nicht mehr zu mir dringen konnte, warf sie mir Küsse zu.

Nein, solche Küsse kriegte das Publikum nicht — gewiß nicht, wahrhaftig nicht!

Noch einen Augenblick sah ich ihren Veilchenstrauß, dann ein kleines weißes Taschentuch in ihrer Hand wehen, dann war's vorbei, ich sah nichts mehr.

Bernhard hielt inne; seine Augen, verloren in dies Bild vergangener Tage, schienen nur noch das kleine weiße Taschentuch zu sehen, — das im Winde wehte. Aber als er sein Schweigen gewahr wurde, sagte er:

„Ach so, das Ende!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Augenarzt.

(Fortsetzung.)

Dr. Rigolewski begann ohne Verzug mit seiner Cur. Mrs. Gunning wurde aus unserem traulichen Kreise entfernt und auf's Strengste in ein dunkles Zimmer verwiesen, wo Cornelia und ihre Dienerin sie allein pflegten. Joanna büßte dadurch die weibliche Gefährtin ein, mit der sie französisch gelesen hatte oder in der Begleitung des jungen Engländers spazieren gegangen war, und sprach nun meinen Beistand an.

„Bleiben Sie doch nach dem Frühstück mit Ihrer Arbeit im Salon, liebe Miß Smith," bat sie, „während ich mit Mr. Umberslade lese, und thun Sie mir doch auch den Gefallen, mit uns auszugehen. Es würde so sonderbar aussehen, wenn ich jetzt, da Cornelia nicht dabei sein kann, nicht mehr spazieren gehen wollte. Ich weiß, es ist ihm recht leid, daß er Cornelia's Gesellschaft entbehren muß, und jedenfalls ist es sehr gütig von ihm, das Lesen und die Promenaden allein mit mir fortzusetzen. Aber ich wollte, Sie wären immer dabei, und ihm wird es auch angenehm sein."

Ich nahm das Amt einer Beschützerin bereitwillig an und Alles ging ganz herrlich während der nächsten zehn Tage. Mrs. Gunning zeigte große Geduld in ihrer Verbannung. Wir durften sie täglich besuchen, vorausgesetzt, daß wir uns ruhig verhielten, ihr keine aufregenden Neuigkeiten mittheilten — und nicht zu lange blieben. Der Doktor selbst verbrachte nur wenig Zeit bei seiner Patientin, aber das Wenige genügte, die alte wie die junge Dame mit wahrer Bewunderung für ihn zu erfüllen. Er schien die Beiden förmlich bezaubert zu haben. Cornelia mußte auf sein Verlangen dann und wann in die frische Luft, aber sie ging viel lieber mit ihm, als mit ihrer früheren Begleitung.

„Sie kennen Dr. Rigolewski nicht so gut als ich," gab sie auf unsere Vorwürfe zur Antwort; „er kennt alles vom Größten bis zum Kleinsten in der Schöpfung. Es ist ein Genuß, ihm zuzuhören. Und dann ist er so bescheiden, so echt und wahrhaft fromm! Er hat auch," fuhr sie begeistert fort, „andere Patienten außer meiner theueren Beschützerin, z. B. einen armen Mann in Versailles, der in den Schloßgärten zu arbeiten pflegte. Er war ganz blind geworden und nun hat Dr. Rigolewski ihn schon so weit geheilt, daß er alle Gegenstände unterscheiden kann und er wird völlig hergestellt werden. Zwei Mal wöchentlich besucht er eine arme Frau in St. Martin, die ohne ihn ganz erblinden würde. Wir wunderten uns früher über seine regelmäßigen Gänge dorthin, jetzt zeigt es sich, daß ein Werk der Barmherzigkeit damit verbunden ist. Wenn Sie ihn nur einmal über den Mechanismus des Auges würden sprechen hören, Sie würden es nie vergessen! Ich bin so froh über unsere nähere Bekanntschaft mit ihm und Mrs. Gunning liebt es so sehr, daß ich ihr von ihm erzähle.

Es unterlag keinem Zweifel, daß der Doktor eine gewaltige Herrschaft über die Gemüther der Beiden erlangt hatte, und es war wohl möglich, daß die Cur dadurch beeinflußt werden konnte. Ich hatte schon von Mesmerismus gehört, verstand aber nichts davon. Ich gerieth demnach auf die Vermuthung, daß etwas von dieser geheimnißvollen Macht bei der Sache im Spiele wäre, besonders da Mrs. Gunning mir gesagt hatte, der Doktor lege die Hand auf ihre Augen und sie verspüre dabei eine besonders besänftigende Einwirkung. „Ich glaube auch," sagte sie, „daß er viel betet, denn oftmals spricht er lange Zeit kein einziges Wort, während er dabei mit seiner Hand immer meine Augen bedeckt. Dann meine ich immer ich müsse auch beten."

Es war keine äußerliche Operation vorgenommen worden, nur ein sehr zartes feines Pulver wurde in bestimmten Intervallen unter die Augenlider injicirt. Der Doktor erklärte, daß geistiges Leiden die Blindheit veranlaßt habe und daß daher zur Heilung nur Ruhe, Dunkelheit und der Gebrauch von Mitteln, welche nervenbesänftigend wirkten, nöthig wären. Mrs. Gunning hegte eine große Dankbarkeit für ihren Helfer und hatte ihn schon gefragt, was sie ihm zu Weihnachten bescheeren solle. Sie hatte jedoch bereits im Geheimen Monsieur Brunel beauftragt, in Paris eine schöne goldene Uhr zu kaufen, wie sie ein Arzt brauchte, für den eine genaue Zeitbestimmung nach Sekunden wichtig war; denn des Doktors Uhr war, wie wir Alle wußten, eine sehr geringe von Silber. Es sollte natürlich eine Ueberraschung am Christtag für ihn sein, doch fragte sie ihn, wie sie ein Kind gefragt haben würde, was er sich wohl zum Christgeschenk wünsche. Er lächelte und entgegnete, auch wie es ein Kind gethan haben würde, daß er einen englischen Plumpudding haben möchte. Er hätte schon viel von dieser Nationalspeise gehört, sie aber noch nie gekostet. Das war es, was er sich von Mrs. Gunning's Güte erbat.

Sogleich kam denn auch aus dem dunkelen Zimmer die Ordre zu einem Plumpudding für den Weihnachtstag. Weder Madame noch ihre Köchin hatten eine Idee von der Zubereitung eines solchen, so daß die wichtige Aufgabe Joanna und mir zur Ausführung zufiel. Wir unterzogen uns derselben mit Freunden, und Mark Umberslade erklärte sich bereit, uns als Handlanger zu dienen. Wir bestellten demnach die nöthigen Ingredienzen und wollten uns gleich nach dem Frühstück am Tage vor Weihnachten ans Werk machen. Es ereignete sich jedoch eine ganz unerwartete Unterbrechung. Umberslade hatte

zeitig allein gefrühstückt und war dann unsichtbar geworden. Joanna sah sonderbar aufgeregt aus und konnte nichts essen, und sobald der Doktor, Madame und Monsieur das Zimmer verlassen, begehrte sie mit mir zu sprechen. Sie zitterte an allen Gliedern und schien nahe daran zu weinen.

„O, Miß Smith," sagte sie, „was soll ich thun? Mr. Umberslade hat mir soeben dieses Billet geschickt. Es ist ein sehr liebenswürdiges Billet und Sie wissen ja, wie gut er ist; aber ich habe nie gedacht, daß er in mich verliebt wäre! Ich weiß, daß meine liebe Cornelia ihn liebt, und ich war immer überzeugt, daß er ihre Neigung erwiederte. Es war auch ganz natürlich und ich bin es so gewöhnt, daß ihr alle Leute den Vorzug geben; sie schütteln mir die Hand, sehen aber dabei entzückt in ihr schönes Gesicht."

„Aber Sie selbst mögen ihn ebenfalls gern leiden, liebe Joanna," entgegnete ich, mich an Mrs. Gunning's Wunsch erinnernd, daß die Beiden ein Paar werden möchten.

„O ja," gab sie zur Antwort und erröthete so lieblich, daß sie außerordentlich hübsch aussah; „aber wenn Cornelia ihn liebt! Ich könnte dann niemals seine Hand annehmen und sie unglücklich machen, so gut und vortrefflich wie sie ist!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Cornelia trat ein. Ihre Miene war erregt und freudig zu gleicher Zeit; sie eilte auf Joanna zu, schlang die Arme um ihren Hals und rief: „Du liebes Kind! Also er hat um dich geworben? Und du wirst ihm doch dein Jawort geben? Miß Smith, nicht wahr, wir dulden es nicht, daß sie ihn ausschlägt?"

„Aber woher weißt denn du es?" fragte Joanna erstaunt.

„Dr. Rigolewski sagte mir voller Freuden, er sei überzeugt, es wäre so und Mrs. Gunning schickt dir diesen Kuß und wünscht nichts Besseres, als daß du Ja sagen möchtest. Denke nur, wie schön es sein wird, die Neuigkeit nach Hause zu schreiben!"

„Aber," wandte Joanna ein, „ich kann es gar nicht begreifen! Es schien mir das Natürlichste, daß du —"

„So irrtest du dich," fiel Cornelia rasch ein, „wie es ist, ist es ganz recht und in der Ordnung."

Dann verließ sie so eilig das Zimmer, daß ich auf irgend ein schmerzliches Gefühl bei ihr hätte schließen können, hätte ich nicht gesehen, wie sie den jungen Engländer, der eben in's Haus trat, freudig begrüßte, ihn bei der Hand ergriff und mit den herzlichsten Gratulationen überschüttete. Er durfte daher keinen Zweifel hegen, daß seine Bewerbung bei Joanna's Freunden wenigstens die beste Aufnahme gefunden.

Nach dem oben erwähnten Intermezzo ging es mit der Bereitung des Weihnachtspuddings höchst langsam von Statten. Erst machten die Liebenden einen Spaziergang miteinander. Später hatte Mark Umberslade eine Unterredung mit Mrs. Gunning, bei welcher es beschlossen wurde, daß gleich nach Neujahr der junge Mann nach England zurückkehren und sich Joanna's Familie vorstellen sollte. Der Einwilligung seines eigenen Vaters war er gewiß. Bis zu einem gewissen Grade war er von diesem abhängig, doch erfuhren wir jetzt zu unserer angenehmen Ueberraschung, daß Mark der Besitzer beträchtlicher von seiner verstorbenen Mutter ererbter Ländereien war, so daß Joanna, im weltlichen Sinne gesprochen, schon allein in dieser Beziehung eine sehr gute Partie machte. Erst nachdem diese wichtigen Besprechungen ihr Resultat geliefert, konnte ich mit Gemüthsruhe an meine culinarische Aufgabe gehen. Wir Alle befanden uns in der besten Stimmung; wir waren einander durch die unter uns vorgefallene Liebesaffaire sämmtlich näher getreten und Jedes freute sich, als sei ihm selbst etwas sehr Glückliches begegnet. Unser einziges Bedauern war, daß Mrs. Gunning an unserem Feiertagsdiner keinen Theil nehmen konnte. Allein der Doktor äußerte sich sehr zufrieden mit den Fortschritten seiner Cur und Cornelia durfte sich mit uns zu Tische setzen, schon deßhalb weil es ihr Amt war, später Abends die Weihnachtsgeschenke an uns Alle auszutheilen, namentlich dem Doktor die erwähnte goldene Uhr zu überreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Als Nachlese von der ungarischen Krönung erzählt ein Correspondent der „Bohemia": „Unmittelbar nach dem Krönungszuge fand in den kaiserl. Appartements das Krönungsmahl statt, bei dem nur Schaugerichte aufgetragen wurden. Der Kronprinz wohnte, wie allen, so auch dieser Ceremonie bei, und sprach in liebenswürdig-kindlicher Weise seine Verwunderung darüber aus, daß „Papa nichts esse." Man beeilte sich sofort zu erklären, daß der Kaiser von all' den schönen Speisen keine berühren dürfe. „Wenn aber der Papa hungrig ist?" — Auch dann nicht — lautete die Antwort. — „Das ist doch recht g'spaßig" — meinte das liebliche Kind und hätte mit seinem herzlichen Lachen bald die Umgebung zu einer Verletzung der Etikette verleitet. — Jener Herr, welcher den Krönungsschimmel für Se. Majestät den Kaiser zugeritten hatte, soll dafür den Orden der eisernen Krone bekommen haben, obwohl gerade die Dressur des edlen Pferdes nicht die beste war."

•

Paris, 21. Juni. Gestern Abend fand, nach langen, langen Jahren, die erste Wiederaufführung von „Hernani" im Theatre Français statt. Das Werk Victor Hugo's erregte von Anfang bis zu Ende einen ununterbrochenen Sturm von Begeisterung, und es war diese Aufführung ein Ereigniß, das unendlich weit über die Gränzen eines soliden Erfolges und einer gewöhnlichen Demonstration hinausging. Die Gattin Victor Hugo's ist augenblicklich in Paris und wohnte in einer geschlossenen Parterreloge dem Triumph des Dichters bei. Auch Alexander Dumas, Vater, war anwesend. Wie hätte er auch an einem solchen Abende fehlen sollen? Auch er erhielt seinen Antheil an dem Jubel und ließ, wie der „Figaro" constatirt, Freudenzähren ins Parterre hinabträufeln. „Der gestrige Abend", schreibt Louis Uhlbach, zählt zu den schönsten unserer literarischen Geschichte. Er war ein einziger, ununterbrochener Triumph, eine einzige Ovation von Anfang bis zu Ende. Nicht allein das Drama und die darstellenden Künstler überschüttete man mit Beifall, sondern auch den abwesenden Dichter und die zurückgekehrte Dichtkunst. Es war das Wiedererwachen alles Edlen und Hohen, es war die Leidenschaft der Ehre, die Treue dem geleisteten Schwur, es war die Weihe der schönen Verse . . ."

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 53. Mittwoch den 3. Juli. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

(Fortsetzung.)

III. „Einsam bin ich nicht alleine."

1. Rückschau — Umschau.

Alles verschwunden — mein Traum verflogen — ich glaubte mich in der Wüste. Ein Eisenbahnbeamter fragte mich auf französisch, ob ich den Zug verpaßt hätte.

„Ja, nein, ich weiß selbst nicht," antwortete ich, „ah, ich will nach Dresden."

„Da müssen Sie dort hinüber," sagte er, „in zehn Minuten geht's ab. Sie können schon einsteigen."

Ich folgte ihm; als ich mich zu ihm wandte, sah er meine rothverweinten Augen.

„Sie haben wohl Ihre Mama verlassen," sagte er; „ja, das thut weh."

Freilich hatte ich Mama verlassen, es war mir wie gestern, aber wie mochte es nur zugehen? Nicht um Mama hatte ich rothe Augen.

Und was war's denn, das ich verlassen hatte? Welchen Namen sollte ich dem geben, was mir da eben der Zug entführte? Liebe? Aber ich wußte nicht, was das Wort bedeute. Wenn aber nicht Liebe, und das konnt' es so wenig sein, wie die Blüthe die Frucht ist — was war's denn?"

Damals, ihr Herren, fragte sich der arme Puff das alles keineswegs. Der arme Puff hatte genug zu thun, seine Thränen zurückzuhalten.

Ich stieg ein, der Zug setzte sich in Bewegung, ich war ganz allein mit dem eben so verlassenen kleinen Papagei. Ich stellte Cocotte mir gegenüber. Ich sah sie an.

„Lulu ist fort," sagte ich.

„Ja, ja," erwiderte Cocotte, und gleich darauf: „Kleine gute Cocotte! arme Cocotte!"

„Armer Puff desgleichen!" rief ich und in einem Strom von Thränen machte sich mein gepreßtes Herz Luft.

„Oh, oh, oh!" schrie kläglich weinend eine heisere Stimme. Es war Cocotte. Denn Cocotte konnte weinen.

Nun denkt, was Ihr wollt, aber bei dieser Klage Cocotte's fühlte ich mich weniger verlassen in meinem Schmerz. Hätte Cocotte gelacht, ich glaube, ich hätte sie hinausgeworfen.

Als das Schwerste vorüber war, hielt ich mein Gesicht an's offene Fenster. Die frische Luft that mir wohl. Ich fing an, ruhig zu überlegen, was denn mit mir vorgegangen sei, seitdem ich Mama verlassen. Es schien mir die Unendlichkeit. In meinem bis dahin so stillen Kopf, welch ein Aufruhr neuer Gedanken! In meinem jungen Herzen, welch' ein Sturm von Gefühlen! Was mich am meisten bestürzt machte, war die Entdeckung, wie in all dieser Verwirrung eine Empfindung so ganz sich meiner habe bemächtigen können, daß das Andenken der geliebten Mutter und des guten Onkels nicht mehr allein darin herrschten. Was mir bisher alles gewesen war, was mich bis dahin ganz erfüllt hatte, das hatte nun eine Leere darin gelassen?! Im Vollen also gab es noch Raum?! War denn mein Herz größer geworden oder hatte ich von dem, was der Mutter und dem Onkel gehörte, etwas genommen, um es wegzugeben an — ja, an wen denn? an dies unbekannte kleine Wesen?! War ich strafbar oder nicht? und wenn schuldig, schuldig wessen? Denn bewußt war ich mir keiner Schuld.

Wenn ich mir das süße sanfte Bild der Mutter vergegenwärtigte, kam der Frieden der Kindheit wieder über mich. Die bloße Erinnerung an sie war mir wie Segensweihe. Und umgekehrt, wenn ich Lulu's gedachte, gerieth ich in die seltsamste Aufregung.

„War denn der Gedanke an Lulu strafbar?! Konnte ich denn umhin, sie zu lieben?! War sie nicht in ihrer Art sehr verständig?! Wenn Mutter sie nur kennte, sie fände sie gewiß auch allerliebst und dennoch . . . Warum war sie aber auch so was Apartes, so'ne Tänzerin vom Theater!" . . . Und dies Wort „Theater", das war, wie ich dunkel empfand, das schreckliche Schicksalswort, welches über Lulu's und meine Zukunft entschied.

„Warum," so grübelte ich weiter, „war sie auch nicht ganz einfach ein armes Mädchen, wie so viele andere auch? mit 'ner Mutter und mit so 'nem guten Onkel oder einem Papa, wie mein guter Papa gewesen?! Denen hätten wir dann geschrieben, wir wollten uns heirathen und so hätte sich die Sache gemacht."

Ich versuche, euch zu sagen, was in mir vorging, aber vergebens würde ich mich bemühen, die naive Formel für das wiederzufinden, was keine Formel hatte und zu erklären, was mir selbst nicht klar war. Nur den Ton kann ich ungefähr anschlagen, aber wenn ihr nicht eure ersten Erinnerungen selbst zu Hilfe nehmt, die rechte Weise kann ich euch nicht geben.

Was aber unzweifelhaft klar war, das ist: mein kleines Gehirn konnte der Sache nicht Herr werden und bald war ich nicht mehr im Stande zu denken. In damaliger Zeit passirte es mir immer, daß, wenn mein Geist nicht mehr arbeiten konnte, dann das Thierische in mir die Oberhand ge-

wann — auf deutsch: daß mein Leib einschlief. Ich schlief also ein.

Ich erwachte wieder von dem Eintritte eines Reisenden, dem's im Coupé nebenan zu eng geworden. In der That, meinem neuen Reisegefährten mußte es leicht zu eng werden — so furchtbar groß und dick war er; ich meinerseits war ihm gegenüber nur ein Wurm.

Uebrigens war's ein sehr einfacher Mann mit ernstem, aber einnehmendem Gesichte. Er setzte sich bequem zurecht und bekümmerte sich weder um mich (was mich eben nicht verwunderte) noch um Cocotte, was mich sehr verwunderte. Er nahm ein Buch aus der Tasche und vertiefte sich in die Lektüre, ohne mir aufzublicken.

Und dennoch war mir die Anwesenheit dieses stummen Reisegefährten eine Wohlthat: sie verscheuchte meine Hirngespinnste. Gegenüber diesem stattlichen Manne wurde ich wieder ein kleiner Junge und mein Geist kam wieder in's richtige Verhältniß.

Die letzten paar Tage hatte ich mich beinahe für einen Mann halten dürfen, und nun athmete ich förmlich auf, daß ich doch nur ein kleiner Junge sei. Mit dieser Verringerung meiner eigenen Wichtigkeit verschwand auch das Gewicht der Sorgen, die ich mir gemacht und der Verantwortlichkeit, die ich auf mir lasten gefühlt.

„Bist du wirklich nur ein kleiner Junge," sagte ich mir; „Böses hast du nicht gethan und kannst daher deine kleine Lulu ganz dreist lieb haben, da sie doch gewiß liebenswürdig ist."

So verlor ich denn die phantastische Seite des kleinen Persönchens völlig aus den Augen und dachte nur noch an ihre guten Eigenschaften. Mit mehr Gemüthsruhe als bisher und beinahe möchte ich sagen, kaltblütig wiederholte ich mir all unsere Gespräche, all die Belehrung, die mir Lulu in ihrer Art mundgerecht gemacht hatte. Unter anderem erinnerte ich mich an eins. Gedrängt durch meine Fragen, was denn ein Lustspiel sei — neben Oper und Ballet, meinte sie, etwas sehr Untergeordnetes, — erklärte sie mir:

„Siehst du: im Lustspiel ist immer Einer und Eine, die schöner sind als die andern; er muß ein bezauberndes Gesicht haben und eine zierliche Figur und allerliebste Manieren; sie muß reizend sein, eine angenehme Stimme haben, um gut zu sprechen, schöne Zähne, um nett zu lächeln, große Augen und wunderschöne Kleider.

„Neben dem schönen Manne ist dann noch einer, der ist recht vernünftig, auch nicht übel, aber doch lange nicht so wie der erste; der möchte denn nun von der reizenden Dame geliebt sein, aber lieben kann sie ihn nicht, dazu gefällt er ihr nicht genug. Bisweilen hat sie Freundschaft für ihn und sogar viel Achtung, namentlich gegen's Ende, wenn er sieht, sie mag ihn doch nicht und er entschließt sich denn und wird großmüthig und hilft dem andern, daß er sie kriegt. Er ist dann das Opfer. Das Publikum hat ihn oft gern, weil er sich gut aufführt, aber applaudiren thut's dem andern — weißt du, den die schöne Dame heirathet."

Es wollte mir scheinen, als sei ich nicht geboren zu der Rolle des Glücklichen, der die schlanke Figur hat, in allen Stücken geliebt wird und den die Schönste zum Manne haben will, sobald sie ihn erblickt. Vielmehr kam mir die Befürchtung, ich könne immer nur der andre sein, der viel Tugend, aber wenig Anmuth hat, dem man alles mögliche gibt — Achtung, Vertrauen, Freundschaft, nur eins nicht — sein Herz, und seine Person, der für alle Welt sorgt, blos für sich selbst nicht, der kein Glück hat, als was ihm ein glückliches Ungefähr zuwirft.

Lulu hatte mir zwar noch gesagt, es gäbe auch Stücke, wo die junge Dame nicht den heirathe, der ihr zuerst gefalle, weil sie nämlich früher oder später dahinterkomme, daß er, wenn auch der hübscheste, doch auch der leichtsinnigste, dümmste und schlechteste von den beiden sei, und dann entschlösse sie sich, den weniger Hübschen zu nehmen; aber diese Art, sein Glück zu machen, schien mir weder wünschenswerth, noch schmeichelhaft; dabei blieb man doch immer nur der Zweite und hatte immer schon einen Ersten bei sich.

Ich weiß wohl, dachte ich mir, zwischen Lulu und mir steht kein anderer kleiner Junge, der hübscher und zierlicher ist und den sie mir darum vorziehen sollte. Aber etwas hat sie doch, das opferte sie mir nie — das Tanzen, das Theater, und dies Etwas steht gerade so zwischen uns, wie in den Stücken der Jemand. Ist zwar immer noch gut, daß es kein Jemand ist, sondern das Theater, aber besser wär's doch, es wäre gar nichts.

Dieses erste Unglück in der Liebe (dem ich damals weit entfernt war, seinen rechten Namen zu geben) und dieser erste Erfolg in der Freundschaft gaben mir zu denken. Sah das nicht aus wie ein Fingerzeig auf die zweite Rolle, zu der ich mich bescheiden sollte fürs ganze Leben? Onkel hatte doch wohl Recht gehabt! Ich war gewiß nicht hübsch. Mein Spitzname Puff, der Lulu so sehr gefallen hatte, bewies ja, daß sie mehr Onkels Meinung als der meiner Mutter war. Ich ließ mir das gesagt sein.

Indeß, die einmal gegebene Lage angenommen, was konnte ich machen? Mich bescheiden zu einer bescheideneren Rolle! Nicht den Liebhaber spielen wollen, der gleich auf den ersten Blick erobert, sondern unter den weniger glänzenden Rollen wählen — unter den komischen Vätern, den Onkeln, den Bedienten, den Vertrauten. Ja, ja, das war mein angewiesenes Loos, darauf mußte ich mich einrichten.

Leicht zu sagen, freilich, aber ich fühlte, in der That könne das recht hart werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Augenarzt.

(Fortsetzung.)

Die Suppe war eingenommen und verschiedene andere Schüsseln ebenfalls beseitigt, welche der Doctor jedoch unberührt gelassen, da er, wie er sagte, seinen Appetit ganz für den Pudding aufsparen wolle, als plötzlich Jules, der Bediente, hereinkam und Monsieur Brunel etwas zuflüsterte, worauf der Letztere aufstand und das Zimmer verließ. Es vergingen ein paar Minuten und dann wurde Mr. Umberslade ebenfalls weggerufen. Es mußte etwas besonderes vorgefallen sein. Madame erblaßte; weder die beiden Mädchen noch ich waren im Stande, weiter zu essen; der Doctor versuchte zu scherzen, indem er mit einem Blick auf sein noch unbenütztes Besteck erklärte, es vor Hunger nicht länger aushalten zu können. Endlich erschien der ersehnte Pudding in seinem blauflammenden feurigen Bade. Madame schrie bei dem Anblick des letzteren ein klein wenig auf; Rigolewski blies die Flamme aus und er war der Erste, dem das Wunderwerk präsentirt wurde. Ehe er jedoch davon genossen, stand Monsieur Brunel hinter seinem Stuhl und verlangte mit einem sonderbar geheimnißvollen Blick, mit

ihm zu sprechen. Der Doctor legte wiederum Gabel und Löffel nieder und Beide entfernten sich. Wir Alle waren in der höchsten Unruhe. Monsieur, der sich dies denken mochte, streckte noch einmal den Kopf zur Thür herein und bat uns ganz ruhig, zu bleiben, er würde uns bald Alles mittheilen. Dies machte die Sache wo möglich noch schlimmer. Es mußte etwas ganz Schreckliches im Werke sein, denn warum sagte man uns nicht gleich mit zwei Worten, um was es sich handelte; warum that man so geheimnißvoll? Wir zurückbleibenden Frauen horchten in tiefem Schweigen und angsterfüllt, hörten aber nur das Rauschen des Regens, der in Strömen niedergoß, und die Laute mehrerer im Hausgange sprechenden Stimmen. Nach ein paar Minuten vermochte Madame ihre Neugierde nicht länger zu beschwichtigen und stand auf, um selbst zu sehen, was es gebe; doch gerade dann hörte man einen Wagen vom Hause wegfahren und Mark Umberslade kam mit verstörter Miene allein wieder. Mit der größten Bestürzung vernahmen wir seinen eilig abgegebenen Bericht des Vorgefallenen. Polizeibeamte waren von Paris angekommen, um einen gewissen Dr. Witzkind zu arretiren, vermuthlich einen Schweizer, welcher bei einem kürzlich entdeckten staatsgefährlichen Complott betheiligt war. Monsieur Brunel hatte sich in Gegenvorstellungen erschöpft, aber was kann ein Privatmann gegen die Polizei ausrichten? Der Verdächtige war bis nach dem Hotel Hampton und der Pension Latoque aufgespürt worden. Wir konnten vor schmerzlichem Erstaunen kein Wort hervorbringen und Umberslade fuhr fort:

„Die Polizei hatte sich der Effekten des Doctors bemächtigt, noch ehe er selbst herbeigerufen wurde. Aber worin bestanden die Effekten? Etwas Weißzeug im Koffer, kein einziges Papier von Bedeutung und ein Sack mit Biscuits. Brunel und ich hatten immer unsere besonderen Gedanken über ihn. Dennoch that es mir recht weh, den Mann, der sich bei uns so zufrieden gefühlt hatte, auf diese elende Weise in dem kalten Wetter weggeschleppt zu sehen. Er trug seinen dünnen fadenscheinigen Ueberrock, nichts weiter, deßhalb warf ich ihm meinen warmen Plaid über, der ihm hoffentlich gut thun wird. Aber ich fürchte, wir haben unseren Rigolewski zum letzten Mal gesehen."

„Wie mögen Sie so etwas sagen?" rief Cornelia entrüstet und mit Thränen im Auge, „ich kann es nicht zugeben, daß Sie so von ihm sprechen!"

„Und wie nahm er die Sache auf?" fragte ich.

„Er bezigte dem Anschein nach das größte Erstaunen und sagte, daß es ein Irrthum sein müsse. Man fragte ihn, ob er kürzlich in Italien gewesen, was er bejahte. „In Polen?" hieß es weiter. „Seit zwei Jahren nicht mehr." Sie sahen seine Papiere durch, welche sie schon in Beschlag genommen. Er erinnerte sich eines kürzlich von einem Marquis Bonneville, der einen höheren Staatsposten bekleidete und in Versailles wohnte, empfangenen Briefes. Dieses Schreiben würde beweisen, wer er war und daß ein Mißverständniß bezüglich seiner obwaltet. Man erlaubte ihm, den Brief zu suchen, allein er konnte ihn nicht finden. Monsieur Brunel sprach auf's Wärmste zu seinen Gunsten, doch ohne Erfolg, weshalb er sich entschloß, ihn nach Paris zu begleiten. Er beauftragte mich, ihn bei Madame und seinen werthen Gästen zu entschuldigen."

„Mein Mann hat ganz recht gehandelt und ich würde nöthigenfalls statt seiner gegangen sein," versetzte Madame mit großmüthiger Theilnahme; „diese Pariser Polizei ist „affreuse."

„Des Doctors letzte Worte waren," fügte Umberslade noch bei, „daß der bedauerliche Vorfall auf's Strengste vor Mrs. Gunning geheim gehalten werden solle, auf deren Nervensystem der Schreck die ungünstigste Wirkung üben könnte."

„Aber bekannte er sich zu dem Namen Witzkind?" bemerkte ich.

„Er sagte," entgegnete Mark, „daß sein Familienname ursprünglich Wittekind wäre, daß er aber bei seiner Naturalisirung als Russe auf den Wunsch eines fürstlichen Gönners, der ihm ein Landgut geschenkt, den Namen Rigolewski angenommen. Er hatte dieselbe Geschichte schon einmal Monsieur Brunel und mir erzählt."

Diese Neuigkeit kam mir ebenso überraschend als die unerwartete Arretirung. Rigolewski war also unzweifelhaft Mrs. Gunning's Schweizer Arzt, Dr. Wittekind! Da ich mich aber erinnerte, daß Cornelia nichts von dem traurigen Schicksal ihrer Mutter erfahren sollte, so bewahrte ich eine äußere Fassung und dachte schweigend über den zweiten Theil der seltsamen Geschichte nach.

An diesem Tage wurde kein Plumpudding gegessen. Wir Alle waren betrübt und niedergeschlagen und das so fröhlich begonnene Fest endete mit Angst und Beklommenheit. Unserer Patientin ließen wir nicht das Mindeste merken. Die Zofe, welche überdies kein Wort französisch verstand, hatte sich während der Arrestation im Zimmer ihrer Herrin befunden und Cornelia berichtete einfach, daß der Doctor während des Diners in aller Eile zu einem Patienten nach Paris gerufen worden wäre, weshalb sie ihm die Uhr noch nicht habe geben können. Das junge Mädchen ihrerseits war ganz untröstlich über die Geschichte. Es behauptete fest, daß Rigolewski unschuldig sei, zeigte noch immer offen seinen Unwillen über des Engländers ungerechten Verdacht und war so beredt in der Vertheidigung des Abwesenden, dessen Seelenadel und Ehrenhaftigkeit bei ihm wahre Glaubensartikel geworden waren, daß auch ich zu seiner Ansicht überging und auf einen zufriedenstellenden Ausgang zu hoffen begann. Immerhin war es ein recht trübseliger Abend und wohl für Alle eine schlaflose Nacht. Am folgenden Tage nahm Umberslade den Wagen, um den Nachmittagszug in Versailles zu treffen, mit dem Monsieur Brunel und, wie wir hofften, in des Doktors Begleitung zurückzukommen versprochen hatte. Um drei Uhr Nachmittags hörten wir einen Wagen sich dem Hause nähern; Alle stürzten an die Fenster und gewahrten das Signal guter Neuigkeiten in der Gestalt von Mark's weißem wehenden Taschentuche. Die Calesche fuhr die lange Allee herauf und der junge Mann hielt nicht inne, die Friedensfahne zu schwenken.

„Gott sei Dank!" rief Cornelia und trocknete sich die Freudenthränen aus dem Auge.

„Alles ist gut! Alles ist gut!" hörten wir Mark rufen.

Monsieur Brunel sprang aus dem Wagen und hielt die Thür desselben mit einer Geberde äußerster Ehrerbietung offen. Ein corpulenter Herr stieg bedächtig und langsam aus, ihm folgte der magere blasse Doktor in seinem fadenscheinigen Ueberrock. Es war der Marquis de Bonneville, welcher seinen Freund begleitet hatte, um vor den Damen der Pension dessen Unschuld zu bezeugen. Alles hatte in der That auf einem Irrthum beruht und dem Doktor waren die ausbündigsten Entschuldigungen von der Polizei zu Theil geworden. Jedes von uns äußerte die lebhafteste Freude; man hätte denken können, daß unter uns niemals ein Argwohn gegen Rigolewski rege geworden war. Er allein blieb vollkommen ruhig. Der Marquis fühlte sich schnell bei uns heimisch und versprach, beim

Mittagessen unser Gast zu sein. Während im unteren Stockwerk froher Tumult herrschte, saß der Doktor im oberen dunkelen Zimmer bei seiner Patientin und deckte wieder mit der Hand ihre Augen, welche, wie er gläubig hoffte, noch einmal sich der Schönheit der Gotteswelt öffnen sollten, und Cornelia kniete daneben, glücklich und dankbar, den treuen Freund wieder zu haben und seine von ihr nie bezweifelte Unschuld glänzend gerechtfertigt zu wissen.

Die Weihnachtskost war zum zweiten Mal auf dem Tische und Rigolewski erfreute sich endlich in Ruhe seiner ersten Bekanntschaft mit einem englischen Plumpudding.

An einem heiteren Tage während der Weihnachtswoche bat mich der Doctor, mit ihm auszugehen. Er wollte seine arme Kranke in St. Martin besuchen und Cornelia, welche wußte, daß ich eine Unterredung mit ihm zu haben wünschte, hätte dafür gesorgt, daß er mich zum Mitgehen aufforderte. Er hatte jetzt seine werthvolle goldene Uhr von Mrs. Gunning erhalten, benützte sie aber nur, wenn er bei ihr war, sonst blieb für alle gewöhnlichen Konsultationen die alte silberne in seiner Westentasche. Ich beschloß daher, dies als den Vorwand zu gebrauchen, um Mrs. Gunning's tiefes Interesse an ihm zur Sprache zu bringen und ihn auf diese Weise zu weiteren Aufklärungen zu veranlassen. Als ich demnach seiner Vorliebe für die alte Uhr besondere Erwähnung that, entgegnete er, daß sie für ihn als das Andenken einer theueren unvergeßlichen Freundin einen ganz unschätzbaren Werth besitze.

„Die Mutter von Cornelia Roß gab Ihnen diese Uhr?“ fragte ich, einer plötzlichen Eingebung folgend, auf's Gerathewohl.

Diesmal war der unerschütterliche Doktor doch außer Fassung gebracht. Er hielt plötzlich im Gehen inne, blitzte mich mit seinen dunkelen Augen an und fragte nun seinerseits, was ich von der Mutter von Cornelia Roß wisse?

(Schluß folgt.)

Freiligrath.

Ein dichter Nebel über Deutschland lag;
Die Sonne konnt' nicht in die Herzen scheinen;
Die Poesie verträumte ihren Tag
In der Romantik dunklen Hainen.
Kein Barde sang an dem Altar
Von Freiheit, Kraft und stolzer Schöne;
Es klagten nur noch wunderbar
Die unbestimmten Aeolstöne.

Da klang ein Ruf durchs Nebelgrau
Und weckte auf die Schlummermüden:
„Hinweg! hinweg! — Aus Wald und Au
Flieh'n nicht die Sänger all zum Süden?! —
Folgt meinem Flug ins ferne Land!
Ich führe euch zum blüthenvollen!
Ich zeig' euch, wo am fremden Strand
Der Dichtung Urquell einst entquollen!

Ich zeig' euch, wie im Orient
Natur noch ungebrochen waltet;
Wie heiß des Ew'gen Sonne brennt
Und was Gewalt'ges sie gestaltet!
Folgt meinem Liede! folget mit
Und lasset Deutschland seinem Traume!
Wir träumen auch! doch träumen wir,
So ruh'n wir unterm Palmenbaume!“ —

Die Herzen hörten's und sie zogen mit
Und eine neue Welt ward aufgeschlossen;
All' was die Seele freute, was sie litt,
Von ungekannter Gluth war's lichtumflossen. — — —
Doch unter Palmen träumten sie einmal,
Da wurden wach im Dichter heil'ge Triebe;
Er sang das Lied der deutschen Nachtigall:
„So lang du lieben kannst! o liebe!“

Und nach dem Lied hob aus dem Wüstensand
Sich ein Morganebild in weiter Ferne;
Er sah sein heißgeliebtes Vaterland
Und ihm erschienen heller Deutschlands Sterne. —
Das Bild verschwand; es hüllte ein
Vielleicht vom Sinai die Wolke;
Der Dichter fuhr empor in Sehnsuchtspein:
„Zurück! zurück! ich muß zu meinem Volke!“

Und sieh! der dichte Nebel war nicht mehr.
Es ging ein Zittern durch die Wälder;
Der Donner grollte dumpf und schwer,
Der Hagel mähte ab die Felder.
„Das ist der Sturm, der Frühling bringt!“
So jauchzte auf des Dichters Seele.
„Die Lieder, die der Sturmwind singt,
Singt nun der Freiheit Philomele!“—

Wohl war's ein Sturm; wohl klang des Sturms Gesang. —
Ein Aar, dem Sangesmacht gegeben,
Sah man im wilden Sturmesdrang
Den Dichter kämpfen, singen, streben!
Doch war's ein Wahn; es kam der Frühling nicht;
Den Sänger nur nahm mit der Sturm von dannen;
In Schmerz verhüllte er sein Angesicht;
Er mußte sich von seinem Volk verbannen!

Nicht unter Palmen! — In Verbannungsschmerz
Des Dichters Seele bange schauert;
Er singt nicht mehr. Es singt kein Dichterherz,
Das allzutief, das allzulange trauert.
Doch dann und wann, dann ist es wohl einmal,
Als würden wach die alten Triebe;
Der Dichter hört das Lied der Nachtigall:
„So lang Du lieben kannst! o liebe!“

Und horch! es geht ein Grüßen über's Meer,
Das möchte Echo diesem Liede werden!
„O komm zu lieben! komme wieder her!
Am besten liebt sich's doch auf deutscher Erden!
Dein Deutschland will Dir heilen alle Pein,
Will scheuchen von der Stirne Dir die Wolke!
Wie einst vom Süden! Kehre wieder ein!
Zurück! Zurück! Du mußt zu Deinem Volke!“

Carl Siebel.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 54. Sonntag den 7. Juli. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

(Fortsetzung.)

III. „Einsam bin ich nicht alleine."

2. Ein Kapitel über die Menschheit im Allgemeinen.

Ja, was sollen eigentlich die verschiedenen Schicksale der Menschen? Das fragte ich damals nicht, aber seither hab' ich die Frage mehr als einmal gestellt.

Nun, einfach so: Der Einzelne ist nichts, das Ensemble *allein* ist alles, und diesem Ensemble kommen jene verschiedenen Schicksale zu Gute. In dieser Beziehung ist die Bühne ein getreues Bild des Lebens.

Wie ein Menschlein zur Welt kommt, stellt ihn die Vorsehung vor die Rolle, zu der sie ihn bestimmt. Vom kleinsten bis zum größten stehen wir lediglich im Dienst des Allgemeinen, und diese Betrachtung bringt unter die sonst so verschiedenen Individuen wieder etwas Gleichheit. Da hat keiner stolz zu sein, keiner niedergeschlagen. Niemand hat sich gemacht, wie er ist, Niemand wird um seinen Eintritt ins Leben befragt; es ist eine Fügung, bei welcher nichts zu machen ist, als sich zu fügen und etwa noch sein Loos so viel wie möglich zu verbessern.

Die Rollenvertheilung im wirklichen Leben ist nicht willkürlicher als auf dem Theater. Die Natur ist ein vollendeter Regisseur; nicht etwa, daß sie jedem eine erste Rolle gibt, sondern alle Rollen, die das Spiel des menschlichen Lebens erfordert, besetzt sie so, daß am Schluß jeder sagen muß, die Aufführung war gelungen und jeder war an seinem Platze Die Menschen-Truppe muß immer vollzählig sein und folgeweise auch immer eine gewisse Anzahl Notare geboren werden und Aktuare und Kommissäre, und sogar Kreisrichter.

Ich meinerseits wäre gewiß so gern wie jeder andere geboren worden, um im Fach der glücklichen Liebhaber mit allen Apollo's und Antinous der Welt zu konkurriren, indeß unglücklicher Weise hatte die Natur, indem sie mich stattlich aber dick schuf, anders darüber entschieden; ihre Truppe hatte grade einen Notar nöthig, so kam ich als Notar zur Welt. Onkel hatte wohl recht, als er drei Tage nach unserer Bekanntschaft zu der Mutter sagte: „Wie der Schlingel sein Geschäft machen wird! Wer sollte zu solchen Backen kein Vertrauen haben!"

Aber nicht gleich von Anfang ergibt man sich in diese Ungleichheit der Rollenvertheilung. Das Herz wehrt sich, die Eigenliebe sträubt sich, selbst bei künftigen Notaren, und der Vernunft wird das Siegen nicht immer schon deshalb leicht gemacht, weil sie schließlich doch siegen muß. Ehe man so weit herangereift ist im Leben, seine Ansprüche möglichst zu ermäßigen und die Einsicht zu gewinnen, daß sich alles ausgleicht, da ist's wahrlich nicht vergnüglich, sich statt dessen, was man gerne hätte, mit dem zu begnügen, was man weniger gern hat. Die Liebe, die den ersten Liebhabern so leicht wird, ist eine Versuchung für alles, was lebt und Athem hat; aber der Beweis, daß die Liebe doch nicht alles ist auf dieser Welt und daß man ihr heutzutage vielleicht einen zu großen Platz gibt, — dieser Beweis liegt darin, daß sie nicht Jedermann gleich zugänglich ist, daß die Tenore in der Liebe eben so rar sind wie in der Oper, und daß, während die Tauber ihre großen Arien hertrillern, die übrige Welt doch nicht verurtheilt sein kann, mit untergeschlagenen Armen zuzuhören.

Es gibt also — mit Verlaub der Herren Liebhaber — für drei Viertel der Menschheit etwas anderes und besseres zu thun als die Liebe. Und Gottlob, daß dem so ist! Denn mit der ewigen Liebe würde ja die Welt eine große Cither mit zärtlichen Trillern und schmachtenden Seufzern! An deinen Platz also, du kleiner Liebesgott, und lerne endlich begreifen, daß du auf andere Empfindungen, welche auch ehrlicher Leute Kind sind, gar zu hochmüthig hinabsiehst, und daß zu unserm Glück du nicht allein auf der Welt bist — verstanden, Kleiner?

Allerliebst, so kleine verliebte Vögelein im Frühling, und reizend, ihre Ständchen im Wald und auf der Haide. Aber nicht blos Vögel gibt's auf dieser Welt, und wer zufällig ein Elephant ist, dem steht's schlecht an, sich auf den Zweigen zu wiegen, die Mandoline im Arm und das Auge träumerisch auf den Mond gerichtet. Die Erde unter den Füßen will auch ihr Recht, mit allem, was sie trägt und erhält; sie kommt zuerst; die Wolken und der Mond — die kommen nachher.

Gäbe sich die Menschheit nur mit Liebe ab, wer, frage ich, soll dann Stiefel machen? wer Brod backen, Wein bauen? wer mit der großen Frage der Beefsteaks sich abgeben, über die die Verliebten nur dann erhaben sind, wenn die Geliebtinnen sich schmachtend ansehen? wer die Häuser bauen, und die Balkone wieder in Ordnung bringen, die der kleine Schelm mit dem Flügelpaar in Unordnung bringt? wer die Wege bauen, die Brücken, die Eisenbahnen? wer das Vaterland vertheidigen, oder andrer Leute Vaterland angreifen? wer endlich die Kontrakte machen, die Heirathskontrakte unter andern? Mosjö Amor

doch nicht; denn dessen Metier, wie ihr's versteht, ist ja vielmehr, sie aufzulösen.

Kurz, ich will euch gern zugeben, daß die Liebe der Lenz des Jahres ist, — wie's Shakespeare nennt: „die Maiezeit, die lust'ge Freiezeit", daß sie so zu sagen das ganze Jahr ist, das bestreite ich durchaus, und nur Brauseköpfe oder Narren können dies erste Kapitel unsers Lebens für das ganze Buch halten.

Lieben wollt Ihr — wohl! Lieben müßt Ihr — wohl! Seid närrisch vor lauter Liebe, immerhin, aber, bitte, mit Verstand. Ist's doch unerhört, wie man die einfachsten Herzenssachen in so heillose Confusion gebracht hat. Will man einer anständigen Dame begreiflich machen, man möchte sie gern heirathen, — ganzer Bände voll Verse bedarf's da. Und zu welchem Ende? Zu jenem köstlichen herrlichen Ende das man die Prosa des Lebens nennt, das aber in Wahrheit alles Lebens Schmuck und Krone ist. Vater, Mutter, Vaterland, Natur, Wissenschaft, Kunst, alles Schöne und Liebe und Große — ja, das kann man lieben ohne so dummes Zeug, aber eine rechtschaffene Frau rechtschaffen lieb haben, dazu gehören Seufzer und Romanzen? Nein und aber nein! Rechtschaffen arbeiten für sie und die Kinder, das gehört dazu, und ihr für die Jahre der ruhigen Freundschaft ein behagliches angenehmes Dasein sichern, wo die Leidenschaft nicht mehr stört, sondern Herz und Geist allein regiert — das gehört dazu! Das allein ist Liebe!

Meine liebe kleine Lulu hat mir in dieser Beziehung einen unvergeßlichen Dienst geleistet. In naivster Unschuld, aber gerade heraus machte sie meine ersten Herzensregungen mir selbst klar und ließ mich die Klippe merken in einem Alter, wo Schiffbruch noch unmöglich war. Mit ihrem frühreifen, durch eine seltsame Existenz gezeitigten Verstande hat sie mich die Wahrheit, welche man gewöhnlich so theuer bezahlen muß, fast umsonst gelehrt. Nicht ganz umsonst. Denn auch so, das werdet Ihr gleich hören, war die Erfahrung schmerzlich genug.

3. Der Vetter aus Frankreich.

Wie hübsch ist dies Dresden! Ich war ganz entzückt. Aber zu fremden Leuten, in ein fremdes Haus —! Als die Droschke auf einem großen Platze hielt, der mir gar nicht französisch aussah, dachte ich mit Zittern und Zagen, wie erst die Sprache sein würde und die Sitten. Eine rechte Dummheit von uns Franzosen, zu meinen, alle Leute seien anders als wir. Ich hab' mehr als einen Franzosen sich verwundern sehen, daß die Deutschen den Kopf auf den Schultern und die Nase mitten im Gesicht hatten.

Das massiv steinerne Haus, in styllosem Stile, wollte mir nach den Pariser Kasernen nicht recht passen. Ein kräftiges Dienstmädchen, mit einem Eimer Wasser auf dem Kopf, nöthigte mich herein, als ich so gut wie möglich den Namen Stoeber aussprach.

„Oh ja," sagte sie und erklärte mich sofort für den Vetter aus Frankreich. Eine ziemlich eng gewundene Treppe mit Stufen aus Sandstein führte auf einen großen, mit breiten, weißen Fließen belegten Vorplatz, welcher leicht mit Sand bestreut war: kleine Fußstapfen in dem Sande mahnten im Voraus an die kleinen Vettern und Cousinen, welche ich nun sehen sollte.

Das Haus war etwas düster und zudem neigte sich der Tag. Die Magd, immer freundlich lächelnd aber schweigsam, öffnete mit leichtem Druck eine Thür, die sich ohne Geräusch öffnete, und da stand ich — denn die Magd ging fort, ohne ein Wort zu sagen.

Durch die offene Thür sah ich ein Bild, einladend genug:

Mitten im Zimmer ein großer, länglichrunder Tisch, mit einer leinenen rosacarrirten Decke; auf dem Tisch eine Kuppellampe mit Schirm. Oben am Tisch saß eine junge anmuthige Frau, von ernstem, mildem Wesen, dabei zart und etwas schwächlich, mit Nähen beschäftigt. Rechts neben ihr drei kleine Mädchen, welche stickten und zugleich Bücher vor sich aufgeschlagen hatten, in denen sie ihre Lection auf morgen lernten; das allerkleinste unmittelbar neben der Mutter in einem hohen Kinderstuhle, wiegte und küßte seine Puppe. Links von der Tante waren meine beide Vettern; der älteste, ungefähr zehnjährig, las laut aus einem großen Buche vor — wie ich bald hörte, aus der deutschen Bibel; sein jüngerer Bruder schrieb in seinem Schreibheft eine Uebung. Ein wenig seitwärts vom Tisch saß ein Dienstmädchen in ländlicher Tracht am Spinnrad und spann.

Alle sahen auf ihre Arbeit nieder; ein so friedliches Bild hatte ich nie gesehen.

Die Tante war blond und sah noch so jung aus, daß man sie für eine ältere Schwester ihrer Kinder halten konnte. Die kleinen Cousinen waren blond, die Cousins mehr als blond; es kam mir vor, als hätten sie weißes Seidenhaar.

Die Gesichter von allen sahen gesund und frisch aus, waren einnehmend und hübsch, aber auf den ersten Anblick einander so außerordentlich ähnlich, daß ich mich fragte, wie die Mama alle diese hellen Aehren von einander unterscheiden könne.

Noch immer stand ich auf der Schwelle wie festgebannt. Das Vogelbauer in der Hand, wartete ich, ob nicht eins von den Gesichtern von der Arbeit aufblicken würde. Cocotte riß uns aus der Verlegenheit; sie wurde ungeduldig und schrie auf einmal mit durchdringendster Stimme: „Cocotte hier, gute Cocotte!"

Sie liebte dergleichen Ueberraschungen.

Bei diesem plötzlichen Aufschrei richteten sich alle Köpfe im Zimmer in die Höhe. Alle Augen waren im Nu auf mich gerichtet. Mein Lebtag war's mir nicht so blau vor den Augen gewesen, und unter dem Eindruck dieser fragenden Blicke wurde ich feuerroth. Doch faßte ich soviel Muth, um zu sagen:

„Ich bin Bernhard, le cousin aus Frankreich."

Die beiden Knaben sprangen lebhaft auf, blieben aber an ihrem Platz stehen. Ueber das Gesicht der Tante leuchtete ein mildes Lächeln; sie legte ihre Arbeit auf den Tisch und kam mit offenen Armen auf mich zu. Auf dies Zeichen löste sich die ganze kleine Gesellschaft vom Tisch, und mit einem Male war ich umringt, umarmt, gedrückt von lauter kleinen Mündchen und Aermchen, die alle vom Vetter Bernhard was wollten.

Dieser Empfang rührte mich zu Thränen; ich fühlte mich als Kind vom Hause.

„Oh, liebe Tante," sagte ich, „wie glücklich wird Mama sein, wenn ich ihr schreibe, wie herzlich Sie mich empfangen haben und wie liebenswürdig die Vettern und Cousinen gleich gewesen sind."

„Mon cher cousin, mon cher cousin!" ging das von allen Seiten.

Die älteste Tochter, welche der Mutter wo möglich noch ähnlicher sah, als ihre kleineren Schwestern, hatte sich ein we-

nig zurückgehalten, trat auch heran und ließ sich auf die Stirn küssen.

„Mama," sagte sie zu der Mutter, indem sie mir die Hand auf den Arm legte, „der Vetter wird müde sein; wir wollen ihm sein Zimmer zeigen."

Dabei machte sie eine Wendung, ihr Kopf trat in volle Beleuchtung, und ich sah ein entzückendes — nein ein engelhaftes Gesicht.

Denn mit Erlaubniß der Herren Realisten: es gibt Engel. Nicht viele freilich, aber der liebe Gott hat ihrer doch genug in die Welt gesetzt, daß ihre Existenz unbestreitbar ist, und schade für den, der noch keinen gesehen hat. Meine kleine Cousine, das kann ich versichern, war einer; der erste Blick überzeugte mich davon. Welch andern Namen hätte ich wohl einem Bilde geben können, bei dem ich sofort an das Sanfteste und Beste denken mußte, was es gibt, — an ein Wesen, welches nur auf die Erde gekommen zu sein scheint, um zu erfreuen, zu lieben, zu lindern, zu trösten, welches schön und gut zugleich anzusehen ist, welches die kühlsten Betrachter mahnt an die Ruhe des Paradieses.

So war denn die kleine Cousine ein Engel, der Engel einer, denen Ary Scheffer die blauen Augen seiner Gretchen entnommen hat, — jene Augen, aus denen der Kummer dieser Erde hinüberzublicken scheint in die Seligkeit des Himmels.

Man hatte sofort den Eindruck, für ein Herz wie das ihrige könne nichts zu schwer sein: das Wohl ihrer Mitmenschen sei ihre einzige Freude, ihr einziger Gedanke, und daß dieser *erste* Eindruck nicht täuschte, werdet Ihr noch erfahren.

Wie sie aussah — ich muß es Euch nur gleich sagen, denn zu malen wär's nicht leicht. Marie war eilf Jahre alt, unter ihren Geschwistern stand sie wie eine seltene Blume im Garten. Ihr zarter wohlgebildeter Kopf schien wie beschwert von dem Gewicht zweier langer Flechten, in denen sie ihr mattblondes Haar trug; der Kopf war davon sanft geneigt, bald links, bald rechts. Auf ihrem milden Antlitz lag ein stiller Frieden, den nichts stören zu können schien. Ihre Augen waren von einem tieferen Blau als die ihrer Schwestern und hatte etwas verschwimmend Träumerisches — ich glaube, Göthe würde es nennen „feuchtverklärtes Blau". Ihr Blick offen und rein wie eine Blume; wenn er auf mir ruhte, war mir's, als müßte ich mich verneigen; es war der Respekt, den die Nähe reinster Unschuld immer einflößt. Ihr Körper war anmuthig, zart, fast gebrechlich. Die Geschwister nannten sie „unsre zweite Mama". Denn trotz ihrer Zartheit, im Haushalt nahm Marie eine bedeutende Stelle ein. Alles was Kleider, Wäsche und Toilette ihrer Schwestern anging, stand unter ihrer Aufsicht, und sie besorgte es still und geräuschlos. Ihre Mutter — das erfuhr ich natürlich erst später — vergaß fast, daß sie noch Kind war. Oft leidend hatte die Mutter sie trotz ihren elf Jahren zur treuen Gehülfin und Genossin heranwachsen sehen.

Ich verlor mich in Gedanken, von denen ich mir selbst keine Rechenschaft geben konnte; Cocotte, offenbar unwillig, daß man sie so lange vernachlässige, wiederholte mit klagendem Tone ihren Ruf: „Cocotte hier, gute Cocotte!"

Bei ihrem ersten Schrei hatte ich ihren Käfig bescheidentlich in den Schatten dicht an die Wand gestellt. Jetzt war kein Verbergen mehr möglich. Das kleinste Mädchen, welches noch immer mit seiner Puppe in dem hohen Kinderstuhle saß, guckte sich neugierig im ganzen Zimmer um, woher wohl die seltsame Stimme kommen möge, und sagte endlich zu ihrer Mama ein paar deutsche Worte, über die alle andern laut lachten.

„Mimi fragt, ob das der fremde Vetter sei, der so geschrieen habe," erklärte mir der älteste Knabe, „und ob ihm denn was weh thue, daß er so schreie."

Und da ich sah, daß die andern alle nicht weniger neugierig waren, holte ich Cocotte aus der Ecke und stellte sie der Gesellschaft vor. Welche Aufregung in der kleinen Welt!

„Oh, wie hübsch! Und wie klein! Ist das blos ein Papageienkind? Unsre Papageien hier in Dresden sind größer. Aber wie grün der ist! viel grüner als unsre! Und wie gut kann er sprechen! Beißt er auch? Darf man ihn anfassen? Darf man ihn auch herausnehmen aus dem Bauer? So ein enges kleines Bauer!!"

Darauf war natürlich schwer zu antworten, so bunt ging's durch einander. Aber mir wars doch leichter ums Herz als vorher bei der allgemeinen Stille.

„Ist das Vögelchen für uns?" fragte Marie.

„Nein," antwortete ich; „Cocotte habe ich nur in Commission; morgen muß ich sie abgeben, und das thut mir recht leid; ich hab' das Thierchen so lieb."

„Wie schade! wir hätten es auch so lieb gehabt!" riefen die Kinder. Selbst Mimi hatte ihre Puppe weggegeben und war mit Leib und Seele bei Cocotte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Augenarzt.

(Schluß.)

Ich glaubte keinen Vertrauensbruch zu begehen, indem ich ihm wörtlich wiedererzählte, was mir Mrs. Gunning mitgetheilt hatte. So erfuhr er von mir, welch' hohe Achtung sie für ihn hegte und daß sie nur bei Lebzeiten ihres Mannes nicht im Stande gewesen, ihren eigenen Eingebungen zu folgen; daß der verhaltene Kummer und die Angst vieler Jahre, meiner Ansicht nach, ihr das Augenlicht geraubt; daß sie, sobald sie ihre Freiheit erlangt, unermüdlich sich angestrengt, die Verlorene aufzufinden, und daß sie nie aufgehört, dem verwaisten Kinde der Letzteren die treueste mütterliche Liebe entgegenzutragen. Ngolewski hörte mir schweigend zu und ließ mich auch eine Weile auf seine Antwort warten. Endlich erzählte er mir, wie er, nachdem seine Hoffnungen so grausam getäuscht worden, Genf verlassen hatte und nach Italien gegangen war, um sich dort an dem Freiheitskampfe zu betheiligen und in der Aufregung der Gefahr Betäubung seiner Seelenleiden zu finden. Cornelia's Absicht, aus England zu entfliehen, mußte einem plötzlichen Impulse entsprungen sein, denn er hatte keine vorherige Anzeige davon empfangen und konnte daher auch keine Vorbereitungen zu ihrer Ankunft machen. Sie schrieb ihm von Paris aus und wartete auf Nachrichten von Genf, welche, da er diesen Ort verlassen, natürlich nicht kamen. Die Arme durchlebte eine furchtbare Zeit. Krankheit befiel sie und es konnte unter den Umständen als ein Glück betrachtet werden, daß sie im Hotel Dieu Aufnahme und folglich auch ausreichende Pflege fand. Der Aufstand in Italien mißglückte, unter den Anführern entstand Mißtrauen und Zwietracht. Durch irgend ein zufälliges Ereigniß, das dem religiösen Sinn des Doktors ein Fingerzeig der Vorsehung schien, wurde er auf das Studium der Krankheiten des Auges hingeleitet. Im Verfolg dieses humanen Zweckes kam er nach Paris und in der ersten Zeitung, die ihm in die Hände fiel, sah er eine Anzeige der Schwestern des Hotel Dieu, worin sie „Bruno N." baten,

seine „sterbende Freundin“ zu besuchen. Er zweifelte nicht, daß er mit jener Bezeichnung gemeint war. Auf diese Art fand er Cornelia wieder. Die frommen Schwestern hatten sie mit liebender Sorgfalt gepflegt. Dennoch waren ihre Stunden gezählt. Er sah sie nur wieder, um ihr die Augen zuzudrücken. Die alte silberne Uhr, ihre einzige irdische Habe, fiel ihm als Erbtheil zu. Es war ihre letzte Bitte gewesen. Er begrub sie auf dem Kirchhof Montmartre in einer eigens für sie erworbenen Ruhestätte, welche er jedesmal, wenn er nach Paris kam, besuchte und schmückte. Das traurige Ende Cornelia's erbitterte ihn noch mehr gegen das Gunning'sche Paar und er hatte, wie er offen gestand, Augenblicke gehabt, in denen er sein übriges Leben hingegeben haben würde, um sich an ihnen rächen zu können. So leidenschaftlich wie seine Liebe zu Cornelia gewesen, so heftig ward sein Haß gegen Diejenigen, welche ihren Tod und den Untergang seiner theuersten Hoffnungen veranlaßt hatten.

„„Die Rache ist mein, ich will vergelten,“ spricht der Herr,“ — dies kam mir in den Sinn und ich wiederholte die Worte.

Nach einem minutenlangen Schweigen entgegnete Rigolewski in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise: „Sie haben Recht. Mein Sinn war sündhaft und rebellisch. Nur langsam kam ich zu der Einsicht, daß es eine höhere Macht gibt, von welcher wir uns leiten lassen müssen. Unter der Einwirkung dieser Macht kam ich in dieses Haus, um Mrs. Gunning und die Tochter meiner verlorenen Cornelia wiederzufinden. Gottes Liebe und Barmherzigkeit zeigte sich mir unverkennbar in himmlischer Klarheit; ich weiß jetzt, daß wir irre gehen, wenn seine Wege nicht die unserigen sind!“

• • •

Mit wenigen Worten bin ich zu Ende. Umberslade kehrte in der ersten Woche des neuen Jahres nach England zurück. Sein Vater und Joanna's Eltern empfingen ihn mit offenen Armen und Herzen. Die Hochzeit sollte im Mai stattfinden, und da ich Anfang März nach England zurückzukehren wünschte, so begleitete ich die Braut nach Paris, wohin ihre Mutter ihr entgegenkam und wo wir das „trousseau,“ das Mrs. Gunning ihr zum Geschenke machte, auswählten und bestellten. Von Glücklichen ist selten viel zu sagen, daher habe ich nur noch zu bemerken, daß Mark Umberslade's Mustergut in Norfolk, auf dem er und seine Joanna mit einer blühenden Kinderschaar wohnen, Allen denen bekannt ist, welche sich für wissenschaftliche Agrikultur interessiren. Noch ein paar Worte über unsere anderen Freunde. Als Joanna und ich im März abreisten, fing Mrs. Gunning schon an, die Gegenstände ihrer Umgebung schwach zu unterscheiden. Zu Ende des Sommers war ihre Sehkraft völlig hergestellt, und der Doctor, welcher dann nicht mehr in der Pension wohnte, sondern nur zuweilen daselbst Besuche abstattete, überredete sie und Cornelia, ihn nach Aleppo zu begleiten, woselbst seine liebenswürdige gebildete Frau ihnen die herzlichste Aufnahme bereitete. Dort blieben sie bis zum nächsten Frühjahre, zu welcher Zeit sie mit Madame Rigolewski sich nach der russischen Besitzung des Doctors auf den Weg machten, welche nördlich von der Krim in einer ansprechenden Gegend gelegen ist. Der junge Fürst B., derselbe, den Rigolewski wie so viele Andere geheilt, empfing sie mit verschwenderischer Gastlichkeit. Sein Vater war vor Kurzem gestorben und er schien für seine ärztlichen Wohlthäter die Zuneigung eines Sohnes zu hegen.

Zweimal habe ich seitdem von Joanna gehört. Zuerst als sie von Cornelia ein kostbares Armband empfing, ein Geschenk des russischen Fürsten, mit dem sie an demselben Tage getraut worden war. Nach dieser Heirath wohnte Mrs. Gunning bei Madame Rigolewski auf der Besitzung des Doktors. Beide Frauen wurden einander mit schwesterlicher Liebe zugethan. Die zweite Nachricht, welche mir von Joanna zuging, war, daß der Fürst und die Fürstin B. mit ihren beiden schönen Kindern auf ein Jahr nach England gekommen, daß der Fürst zum Vortheile seiner Gutsunterthanen eifrig die neuen Erfindungen in der Landwirthschaft studire, und daß Mark dabei seine große Autorität sei.

Der Doktor aber hörte nicht auf, seiner inneren Stimme zu folgen, obgleich sie ihn nicht mehr so weit vom Hause wegruft; er ist noch immer der uneigennützige Wohlthäter seiner in so trauriger Weise leidenden Mitmenschen und findet in ihren Segnungen einen Ersatz für die schönste ihm entschwundene Hoffnung seiner Jugend. (Pf. Kur.)

Miscellen.

Prinz Salm-Salm, welcher das traurige Loos des Kaisers Maximilian theilte und in letzter Zeit vielfach genannt wurde, ist ein ehemaliger preußischer Husarenlieutenant, als welcher er 1848 den Feldzug in Schleswig-Holstein mitmachte und in kurze Gefangenschaft der Dänen gerieth. Später trat er wegen Bedrängniß seiner Kriegskasse in österreichische Dienste, verließ aber auch diese aus demselben Grunde wieder und kam 1862 nach Amerika. Bei der Audienz, welche ihm Lincoln gab, sagte ihm dieser: „Sein Rang als Prinz solle ihm bei seinem Fortkommen in Amerika nicht hindernd im Wege stehen.“ Prinz Felix wurde später als Oberst mit dem Titel als Brigade-General aus dem Dienste der Vereinigten Staaten entlassen und ging dann zu Maximilian nach Mexiko. Er ist persönlich ein tapferer, liebenswürdiger und bescheidener Mann. Auf seiner Frau, welche bekanntlich in den unglückseligen Tagen nach des Kaisers und ihres Mannes Gefangennahme eine diplomatische Rolle spielte, ruht ein gewisses romantisches Halbdunkel; nach Einigen ist sie eine Wittwe aus Canada, nach Anderen entstammt sie dem tropischen Süden von Cuba.

•

In Paris fand bereits eine Probe des Monsterkonzertes statt, welches Donnerstag den 4. und dann Sonntag den 7. Juli im Industriepalast der elysäischen Felder gegeben werden soll. Es wirken in demselben an 1300 Instrumente, worunter 420 Geigen, Violen, Violoncelle und Contrabässe, sowie 1500 Sänger und 800 Sängerinnen mit. Es kommen u. A. Chöre von Händel und Gluck, daneben aber auch zwei neue Compositionen von Rossini: eine Hymne an Frankreich und eine Hymne an den Kaiser, zur Aufführung. Zur Erhöhung des Effektes hat der Maestro des „Barbier von Sevilla“ in der Begleitung der Hymne an Frankreich eine Coloratur von Kanonenschüssen angebracht.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 55. Mittwoch den 10. Juli. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

(Fortsetzung.)

III. „Einsam bin ich nicht alleine.“

4. Onkel Stoeber.

„Aber, Mama,“ unterbrach Marie diese Vogelstudien — „Mama, wo ist denn Papa? Da er dem Vetter entgegengefahren ist, müßte er doch mit ihm zurückgekommen sein.“

Ich erfuhr nun, Onkel Stoeber sei mir den Tag vorher nach Leipzig entgegengereist, um mich auf dem Bahnhof abzuholen.

„Ich habe ihn nicht gesehen,“ erwiderte ich.

„Wir erwarteten Euch alle Beide mit dem Zwei-Uhr-Zug,“ sagte die Tante; „Ihr müßt Euch doch getroffen haben! Bist du denn nicht gleich weiter gereist von Leipzig? und wo hast du dich aufgehalten?“

„Jawohl,“ antwortete ich höchst verlegen, „ich bin nicht grad durchgefahren; daß der Onkel mir entgegenkäme, wußte ich nicht und ich bin einen halben Tag in Leipzig geblieben mit — mit Jemanden, welcher mir die Stadt und das schöne Rosenthal zeigen wollte. Erst um zwei Uhr bin ich weiter gereist.“

„Das beunruhigt mich aber,“ sagte die Tante; „doch hat mein Mann vielleicht einen späteren Zug abgewartet, weil er dich nicht getroffen hat.“

Sie hatte kaum ausgesprochen, als draußen auf der Treppe ein fester Tritt sich hören ließ. Onkel Stoeber trat herein, und zu meiner größten Ueberraschung erkannte ich in ihm den großen starken Mann mit dem gutmüthigen Gesichte, der unterwegs zu mir in's Coupé gestiegen war. Wir waren zusammen gereist, ohne es zu ahnen.

„Der Vetter aus Frankreich ist da; das ist der Vetter,“ riefen ihm die Kinder zu.

Er sah mich an, erkannte mich nun auch seinerseits und reichte mir freundlich seine große Hand.

„Wie? Du warst das, Junge, und mein Herz blieb stumm? Aber wie kommt dein Onkel denn dazu, mir zu schreiben, du seiest ein kolossaler Kerl und gar nicht zu verkennen? Bist ein tüchtiger Junge — ja! — und recht kräftig, aber ungewöhnlich doch gar nicht. Wie sind denn so französische Kinder, daß dein Onkel dich für ein Phänomen erklärt?!“ — und indem er auf seine Kinder wies: „Wenn ich Mama ausnehme und Marie, die schlank sind wie die Bienen, weil sie allen Honig an andere weggeben, dann bist du doch ganz wie wir anderen alle!“

Und in der That, jetzt erst bemerkte ich, daß ich durchaus unter meines Gleichen war; meine Vettern konnten es ganz gut mit mir aufnehmen. Das war denn eine sehr angenehme Entdeckung, die mich wesentlich erleichterte.

„Nun, mein Junge, Bekanntschaft hast wohl schon gemacht — und gefallen dir denn die deutschen Verwandten?“

„Gewiß gefallen sie mir, und die Tante erinnert mich schon ganz an die Mama.“

„Dann wirst du mich also lieb haben, als wenn ich's wirklich wäre,“ sagte die gute Frau, und ich antwortete mit einem herzlichen Ja.

Wie waren sie alle so gut, Vater, Mutter, Kinder! Kaum warm geworden, fühlte ich mich wie zu Haus.

Das hübscheste Zimmer in der ganzen Wohnung wurde mir angewiesen. Bisher hatte Marie es bewohnt; dem Vetter trat sie es ab. Es war ein kleines Heiligthum, alles so sauber und frisch. Zuerst wagte ich kaum etwas anzurühren, aber an das Behagliche gewöhnt man sich rasch, und bald betrachtete ich die vielen hübschen Kleinigkeiten, mit denen Marie ihr Zimmer zu schmücken verstand, als gehörten sie mir selbst. An den Wänden hing eine ganze Reihe Stiche von Overbeck'schen Bildern zum neuen Testament. Blasse, sanfte Gestalten, von einer Zartheit und Weichheit in den Frauen- und Kindergesichtern, über die man sich bei diesem Meister so sehr wundert. Er hat nur gemalt, was er sah — das ist Alles.

„Magst du gern Blumen?“ fragte Marie zur Thür herein, nachdem ich mich umgekleidet.

„Sehr gern,“ war meine Antwort, und sie brachte zwei Vasen mit Bouquets herein, welche sie auf die Commode stellte.

„Wenn wir auf's Land gehen, pflücken wir zusammen neue,“ sagte sie.

Es war Zeit zum Abendessen, und da ich tüchtig ausgehungert war, so that ich der einfachen kräftigen Küche alle Ehre an. Eine süße Speise, von Marie zur Ehre des Tages eigens gemacht, fand meinen ganzen Beifall und eine vortreffliche Nacht schloß den ereignißreichen wichtigen Tag.

Ich schlief lange; Marie mußte mich wecken. Der Kaffee mit deutschen Butterbroden vereinigte die ganze Gesellschaft wieder; dann gingen die Kleinen, mit Körben die Mädchen, mit Ränzchen die Knaben, zur Schule, alle nach traurigem Abschied von Cocotte, die ich sofort zu Lulu's Tante bringen wollte. Onkel ging in's Geschäft, ich blieb mit der Tante allein und indem wir die Pläne für meine weitere Zukunft besprachen, er-

fuhr ich, Onkel werde mit dem Direktor des Gymnasiums ausmachen, daß ich gleich am folgenden Tage eintreten solle, um mich an das Deutsche zu gewöhnen und allmälig mich einzuarbeiten; Nachmittags sollten zur Feier meiner Ankunft alle kleinen Vettern und Cousinen frei haben; wir wollten eine Spazierfahrt nach Tharand machen. Ich war mit allem zufrieden, umarmte die Tante und sah sie unverwandt auf das zärtlichste an.

„Du denkst an deine Mama," sagte sie.

„Ja freilich," erwiderte ich, „ich suche sie in deinen Augen, liebe Tante."

„Du guter Junge! Ganz werde ich sie dir nicht ersetzen können, aber ich will's versuchen. Und nun, — bring Cocotte an ihre Adresse. Unser kleiner Bediente soll dich hinführen und dir dabei die Brühl'sche Terrasse und den großen Garten zeigen. Ich denke, selbst nach Paris werden sie dir gefallen."

Jakob (so hieß der Diener) trug Cocotte, ich hatte Lulu's Brief in der Tasche, so machten wir uns auf den Weg zu Lulu's Tante.

5. Zwei Tanten.

Der Besuch war kurz, dafür desto unangenehmer. Das Fräulein Salome wohnte in einer armseligen Straße, in einem armseligen Häuschen; die elendeste Treppe tappte ich mich hinauf, alles war dunkel, endlich fand ich tastend eine Thür.

„Herein!" — klang es wie von einer Mannesstimme.

Ich trat ein. Die Mannesstimme mußte von Fräulein Salome kommen, denn außer ihr war Niemand im Zimmer. Sie war eine große kräftige Frau, von fast männlicher Gesichtsfarbe, mit einem Ausdruck von Härte und Derbheit.

Sehr respektvoll hielt ich ihr mit einer Hand den Brief, mit der andern das Bauer mit Cocotte hin.

Fräulein Salome musterte mich von Kopf bis zu Fuß, nahm den Brief, warf einen nichts weniger als zärtlichen Blick auf Cocotte und las den Brief mit immer steigendem Unwillen. Als sie ihn zu Ende gelesen, entfuhr ihren Lippen etwas, was nur ein Fluch sein konnte, dann riß sie die Thür auf und, ehe ich mich's versah, schob sie mich hinaus an die Treppe, indem sie im mörderlichsten Französisch rief:

„Ich will keine Franzosen, ich will keine Papageien, und ich werde Mamsell Lulu schreiben, wenn sie noch einmal Geld von mir verlangt, dann kriegt sie's mit mir zu thun. Und Sie, junger Herr — sehen Sie sich diese Thür an und kommen Sie mir nie wieder!"

Und damit warf sie mir die Thür vor der Nase zu, war verschwunden, und ich war — draußen.

Ueber den Schimpf, der gleichzeitig dem Briefe von Lulu und der armen Cocotte und mir selbst und in meiner Person allen Franzosen angethan war, empfand ich eine solche Wuth, daß ich mir schon überlegte, ob ich nicht wieder hinaufgehen und alle diese gehäuften Ehrenkränkungen an der ungezogenen Person rächen sollte. Die Kraft traute ich mir schon zu. Was mich am meisten empörte, war, daß eine so gemeine Person mit meiner lieben, reizenden Lulu verwandt sei. Indeß Jakobs Anblick, der unten vor dem Hause auf mich wartete, beruhigte mich einigermaßen. Er hatte nichts gesehen, noch gehört. Die Eigenliebe wenigstens war gerettet. Doch trug mein Gesicht zu deutlich die Spuren der furchtbaren Aufregung.

„Sein's krank?" fragte Jakob.

„Nein — furieux — zornig," antwortete ich.

Jakob kehrte sich nicht daran, schritt gerade wie ein Soldat vor mir her, führte mich durch die hübschen Gartenanlagen, wo mich die frische Luft und der Anblick der Blumen und Bäume bald zerstreuten, und als ich mir erst überlegte, nun könne ich Cocotte ja behalten, da fühlte ich mich vollends beruhigt.

Doch hatte ich noch den Kummer, Lulu in Kenntniß setzen zu müssen, wie schlecht mich ihre Tante aufgenommen. Zwar wollte ich die Sache mildern, so gut es ging, aber schreiben mußte ich und bald; denn die Tante hatte ja gedroht, selbst schreiben zu wollen.

So setzte ich mich denn hin und machte meinem Herzen Luft, erst an Lulu, dann an Mutter und Onkel, und so sehr vertiefte ich mich ins Schreiben, daß ich gar nicht merkte, wie Jemand hinter mir in's Stübchen trat. Nur war mir's, als hörte ich leise athmen, und als ich mich umwendete, war's Cousine Marie, ihren Schulkorb noch am Arm. In der Eile, sich nach mir umzusehen, ob auch mein Zimmer ganz in Ordnung sei, hatte sie den Korb noch nicht einmal abgelegt. Ich war für Haus und Familie auch heute noch das Ereigniß des Tages.

Sie hinter mir stehen zu sehen, überraschte mich. Aber ihr ganzes Wesen war überhaupt geräuschlos wie ein Geist, wie ein Gedanke. Eben hatte ich der Mutter von ihr geschrieben, und wie sie von all den freundlichen Verwandten mich am allerfreundlichsten aufgenommen habe.

Ich versuchte zu lächeln, um ihre Aufmerksamkeit von meinen verweinten Augen abzulenken, aber wie staunte ich, als ihr selbst die hellen Thränen ins Auge traten.

„Warum weinst du?" fragte ich.

„Weil du Kummer hast," antwortete sie; „ich sehe, du hast beim Schreiben geweint; gefällt es dir denn nicht bei uns, lieber Vetter?"

„Doch, doch — wohl gefällt mir's."

„Kannst mir ruhig sagen, warum du so traurig bist; ich verstehe mich auf Kummer und Trauer; habe schon Schweres durchgemacht im Leben."

„Wirklich?" fragte ich mit fast ängstlicher Theilnahme, so bekümmert sah sie mir aus.

„Ja, einmal", — und ihre Stimme bebte — „einmal war die liebe Mama so krank, daß wir fast fürchteten, Gott werde sie von uns nehmen.

Sie sagte das so rührend, daß ich von Achtung ergriffen mich auf ihre Hand beugte, um sie zu küssen; sie zog sie ganz verwundert zurück und hielt mir das Gesichtchen hin.

„Hab nur Muth, lieber Vetter, und sei recht verständig, und um Beides zu können, mußt du Gott lieb und im Herzen haben, der gibt Kraft."

Bei diesen Worten trat die Tante herein. „Nun, was habt ihr? was sagst du dem Vetter?" fragte sie ihre Tochter.

Ich antwortete statt dieser: „Marie hält mir eine kleine Predigt, wie die Mutter daheim mir oft gethan. Ich sehe, Marie ist in der That eine kleine Mama für uns alle.

Die Tante gab ihr einen Kuß, hieß uns fertig machen, und nach Tisch ging's in zwei Wagen nach Tharand. Marie hütete die Kleinen in der einen Kutsche; ich mit Onkel, Tante und der jüngsten Mimi waren im andern Wagen. Bei dieser Eintheilung hatte Onkel seine Absicht. Unterwegs stellte er ein förmliches Examen mit mir an; ich merkte, er sei ein gescheidter, gebildeter Mann, und er seinerseits merkte gewiß noch rascher, wo es mir fehlte. „Das wird schon gehen," meinte er; „dein Pfarrer hat dich wenigstens auf keinen fal-

schen Weg gebracht, und das wäre das Schlimmste: am schwersten lernt sich's, wenn man damit anfangen muß, Falsches zu vergessen."

Der Tag verging so heiter, wie man in diesem Lande der Familienfeste nur hoffen konnte, und ich empfand auf das Lebhafteste, daß, wenn ich bei diesen braven Menschen nicht glücklich würde, es nur meine eigene Schuld wäre. Jeder weitere Tag bestätigte diesen ersten Eindruck. Auch in der Schule kam ich leidlich vorwärts, bald war ich in der besten Stimmung und alles ging so glatt und sanft, daß selbst der Kummer um die Trennung von Mutter und Onkel etwas Süßes hatte.

6. Zwei Briefe von Ost und West.

Die Mutter hatte mir schon zweimal geschrieben, und dabei jedesmal einen Brief vom Onkel in Aussicht gestellt, aber Onkel schrieb so ungern, daß ich mich gar nicht darüber wunderte, von ihm keinen Brief zu erhalten.

Um so mehr beunruhigte mich das ganz unerwartete Stillschweigen von Lulu. Die Nachricht von der Aufnahme, welche Cocotte und ich bei ihrer Tante gefunden, hatte ihr doch gewiß Eindruck machen müssen. Wie ich sie kannte, war ich eher darauf gefaßt gewesen, sie werde mich Tag für Tag mit Neuigkeiten überhäufen.

Endlich, eines Sonntags Morgens, brachte mir Jakob zwei Briefe auf einmal, vom Onkel und von Lulu. Onkel mußte mir schon verzeihen, ich öffnete zuerst den von Lulu.

„Lieber Puff (schrieb sie), ich bin sehr böse auf meine *Tante*; ich sehe wohl, sie ist keine gute Tante. Auch hat sie an Madame einen Brief geschrieben, in Folge dessen ich viel Schelten bekommen habe, ohne daß ich so recht weiß warum. Ich habe ihr erzählt, wie gut Freund wir sind, darauf meinte sie blos, später würden wir mehr davon reden, und seitdem ist sie sehr streng gegen mich. Glücklicher Weise habe ich so viel zu thun, daß ich nicht näher darüber nachdenken kann. Cocotte behalte nur, Puff; wie gut, daß sie bei dir ist und bei deinen guten Vettern und Cousinen, die ich so lieb habe, weil sie dich lieb haben und Cocotte auch.

„O Puff, Puff! der große Augenblick kommt immer näher, nach dem ich mich so sehne und der mir doch wieder solche Angst macht. Alle Tage finde ich „die zwei Feen" schöner und schöner. Ist gar nicht so dumm, wie sonst die Ballets, und es wird ganz prachtvoll. Die Dekorationen sind fertig. Wir haben schon zwei Proben in Costüm gehabt. Meine Rollen sind herrlich, und man hat noch Manches hineingelegt, was mir sehr gefällt und was ich sehr gut mache. So klein ich bin, die Leute sollen von mir sagen, ich sei schon eine große, große Künstlerin. Wirst schon sehen, Puff! Alle Welt sagt, ich würde einen enormen Erfolg haben. Auch Madame ist sehr zufrieden, wenn sie's auch nicht zeigt; ich seh's doch. Ohne den Brief von der Tante würde sie mir mehr Complimente machen. Gestern bei der Probe haben die Leute vom Orchester und selbst meine Kameraden mich beklatscht.

„Montag ist die erste Vorstellung. Wenn dein Onkel eine Berliner Zeitung hält, findest du gewiß was drin über die zwei Feen und kannst alles lesen, wie's gegangen ist. Wenn du doch dabei wärst, Puff! dann tanzte ich noch viel besser, damit du dich mit dem Ballet aussöhntest und selbst sähest, wie lieb man's haben kann.

„Für die Veilchen aus Leipzig habe ich ein kleines seidenes Täschchen genäht: da will ich sie drin aufbewahren; sie riechen noch. Bei der Aufführung werde ich das Täschchen an mir tragen, damit mir's Glück bringt, als wärst du selbst da. Auch für deine Marienblümchen mache ich dir ein solches Täschchen; sie könnten sonst verloren gehen. Bis dahin lege sie in ein Kästchen. Auf das Täschchen sticke ich deinen Namen „Puff", und bring's dir nach Dresden.

„Vergiß deine Lulu nicht, lieber dicker Puff! Ich küsse und drücke dich, aber nun muß ich aufhören, es geht zur Probe.

„Hast du deiner Mama geschrieben, daß du eine kleine Schwester hast? und ist sie's zufrieden? — Adieu!

Deine Schwester Lulu."

Der Brief war allerliebst, indeß warum sprach Lulu so viel von ihrem Theater? Ich haßte das Alles — ihr Ballet und ihre Erfolge und ihre Rollen und ihre Kostüme, lauter Dinge, von denen ich nichts verstand und nur das einsah, daß sie in dem Briefe ebensoviel Platz einnahmen, wie unsere lieben gemeinsamen Erinnerungen. Und doch, was hatte ich ihr vorzuwerfen? Wenn sie auch nicht vergessen hatte, was ihre ganze Existenz ausmachte, hatte sie darum unsere Reise vergessen und Alles, was wir zusammen erlebt?!

Die geringsten Vorfälle aus unserm so kurzen und doch so inhaltreichen Leben zu zwei traten mir nach Lesung ihres Briefes mit voller Klarheit vor die Seele. Jene drei Tage, die ich Kind mit dem Kinde verlebt, waren offenbar das große Ereigniß meines Herzens und wogen meine ganze Vergangenheit auf.

„Indeß, wenn's Marie wäre?! sagte ich mir. „Wenn ich von Marie Abschied genommen hätte und sie schriebe mir, gewiß, sie schriebe nicht so, nicht von solchen Dingen; Mutter, Vater, Geschwister, unsre stillen Abende — davon allein würde ihr Brief handeln." Und beinahe hätte ich Lulu gezürnt, daß sie anders war als sonst die Mädchen. Warum aber hatte ich nicht gewagt, von meiner Freundschaft mit ihr an Mutter und Onkel zu schreiben? Warum hatte ich meinen Dresdener Verwandten nichts davon gesagt? — Selbst Marie nicht, der ich doch Alles sagte? Kurz, warum wußte von Lulu keine Seele, die ich kannte? Gelogen freilich hatte ich nicht, aber die Wahrheit gesagt auch nicht, und still im Herzen empfand ich, das sei der Anfang der Lüge. Dies Ausschweigen war gewiß kein gutes Zeichen für das Urtheil, das ich bei Andern über Lulu voraussetzte, oder wenn auch nicht über Lulu selbst, doch über ihre sonderbare Existenz. Hatte ich geschwiegen, weil ich fürchtete, die ganze Geschichte sei zu schwer zu erklären, oder aber, ich würde zu viel Unangenehmes über Lulu zu hören bekommen? Ja, wenn Lulu selbst da wäre und sich in all ihrer Liebenswürdigkeit den Leuten zeigte! Aber bis dahin — nein, nein, bis dahin konnte ich Niemand was sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schauspieler als Advokat.

Von Hibeau.

Arm sein ist bei Weitem kein so großes Unglück, als arm werden. Diese Wahrheit sollte die Familie Crawford in ihrer ganzen Bitterkeit erfahren. In der Nähe von London, auf der Landstraße von Windsor, steht noch heute die kleine ländliche Besitzung der genannten Familie; jetzt freilich ist dieselbe dem Verfalle nahe, und von der Wohlhabenheit ihrer

früheren Besitzer ist kaum noch eine Spur vorhanden. Doch treten wir ein.

Es ist Spätherbst des Jahres 1765. In einem mäßig großen Zimmer sitzt eine ziemlich bejahrte Dame, in Trauerkleider gehüllt, an einem Tische, in dessen Mitte eine Lampe den Raum nur spärlich beleuchtet, und liest mit Hilfe der Brille in einer großen Bibel. Neben ihr sehen wir ein reizendes junges Mädchen von 18 Jahren, ebenfalls in tiefer Trauer, im Begriff, einen Brief zu schreiben; es ist Mary, die Tochter der alten Dame. Die von Gram erfüllten Züge ihres bleichen Antlitzes, die Thräne, die ab und zu auf das Papier fällt, und die sie heimlich hinwegtrocknet, um den Schmerz der Mutter nicht zu vermehren, das halb erloschene Auge, dessen Blick unverwandt auf dem Anfange des Briefes ruht, den sie so eben wieder weggestrichen hat — genug, Mary glich in der That einer der vielen Unglücklichen, die ihr Loos nicht zu tragen vermögen, sondern entschlossen sind, auf das Leben mit seinen unendlich vielen und traurigen Wechselfällen zu verzichten und der Welt, der treulosen, den Scheidebrief zu schreiben. Aber sie sah auch schön, sehr schön aus, und Raphael's Pinsel würde es nicht verschmäht haben, sie als Original einer heiligen Madonna zu verewigen.

Noch vor wenigen Monden lebte der Vater, und die Familie befand sich in den glücklichsten Verhältnissen. Durch einen Prozeß, den ein Neffe gegen dieselbe angestrengt, hatte sie in kurzer Zeit ihr ganzes Vermögen verloren, das in einer nicht unbedeutenden Erbschaft bestand. Der Vater hatte diesen harten Schlag nicht überlebt und war vor Gram gestorben. Mary war einem jungen Offizier verlobt, der sich aber seitdem zurückgezogen hatte, und von dem armen Mädchen ohne Vermögen nichts wissen wollte, und diese verschmähte Liebe war es, die an ihrem Herzen nagte, weßhalb sie eben den Brief schreiben und ihm auf ewig Lebewohl sagen wollte.

Eben klopfte es an der Thür, ein alter treugebliebener Diener öffnet und herein tritt — der berühmte Schauspieler Garrick.

„Was geht hier vor," fragte er voll Verwunderung, als er Mutter und Tochter in tiefer Trauer erblickte.

„Crawford ist todt!" sagte die Mutter, und reichte ihm traurig die Hand.

„Todt — ?!"

„Ja — todt. Er starb aus Gram über den Verlust unseres ganzen Vermögens," fügte sie weinend hinzu.

Garrick war ein langjähriger Freund des Verstorbenen, und eben von einem Gastspiel in Paris zurückgekehrt. Ganz betroffen stand er da, denn er liebte die Familie sehr, und nahm daher den herzlichsten Antheil an dem Schmerze der Hinterbliebenen. Er kannte aber auch den Neffen und durchschaute auf der Stelle das ganze Gewebe des Prozesses, dem die gemeinste Erbschleicherei zu Grunde lag. Bekanntlich besaß Garrick in außerordentlich hohem Maße die Fertigkeit, seine Gesichtszüge augenblicklich so zu verstellen, daß er jedes andere Gesicht nachahmen konnte, denn er hatte die größte Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln vollständig in seiner Gewalt. Er wollte sofort Hilfe schaffen, besann sich einen Augenblick und — der Plan war fertig.

Garrick, dem der Verstorbene mit all' seinen Eigenthümlichkeiten und den kleinsten Gebrechen lebhaft vor die Seele trat, ließ sich dessen Kleider in ein Nebenzimmer bringen. Im Nu hatte er dieselben angelegt und glich in seinem Gange, in der Haltung, in der Sprache, bei welcher auch der kurze Husten, der den Heimgegangenen häufig verhinderte, einen angefangenen Satz zu beenden, nicht vergessen wurde, dem alten Crawford in so auffallender Weise, daß er bei seinem Eintritte in das Wohnzimmer Beide, Mutter und Tochter, obgleich sie eine Ahnung von seinem Vorhaben hatten, dermaßen überraschte, daß sie laut aufschrieen.

Eben trat der alte Diener ein, das Theegeschirr in der Hand, um den Tisch zu serviren.

„Gerechter Gott!" schrie der Erschrockene aus Leibeskräften, als er die wohlbekannte Stimme seines verstorbenen Herrn vernahm, ließ das theure Porzellan-Service zur Erde fallen, stand erstarrt und einer Leiche gleich, wie eingewurzelt da, und blickte den vermeintlichen Geist fragend in das hohle Auge.

„Lorenz!" sagte der Geist und wurde durch Husten am Weitersprechen verhindert.

„Herr — Crawford," stammelte der Alte und zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub. „Sind Sie denn wirklich wieder auferstanden — ?"

„Lorenz, warum zitterst du? — Ach, der fatale Husten — er läßt mir selbst im Grabe keine Ruhe! — Lorenz, warum zitterst Du? Antworte mir!"

„Ach — lieber Herr Crawford — das Service", — lispelte er kaum hörbar, „das kostbare Service — "

„Ist in tausend Stücke zerbrochen, die sollst du selbst zusammenkitten," befahl drohend mit aufgehobener Hand der Geist.

„O, ich Unglücklicher!" rief der Diener aus und wollte sich bücken, die Scherben aufzulesen, aber, so oft er auch den Versuch dazu machte, er vermochte nicht seinen Blick von dem Geiste wegzuwenden und auf den Fußboden hinzurichten, aus Angst, der erzürnte Geist seines Herrn möchte ihm das Lebenslicht ausblasen.

„Kommt her — du theures Weib und du, meine Tochter — küsset mich noch einmal herzlich, ehe ich in mein Grab zurückkehre," ließ jetzt der Verstorbene sich vernehmen, hustete und öffnete seine Arme.

Als aber der todtbleiche Lorenz Beide sich erheben und wirklich in die Arme des Geistes eilen sah, war er seiner Sinne nicht mehr mächtig; er lehnte sich, halb todt, an die Wand und schloß die Augen.

„Thut's nicht!" sagte er, indem er den letzten Rest seiner Kräfte zusammen nahm. „Thut's nicht — es geschieht ein Unglück!"

„Welches Unglück denn, du Narr? fragte jetzt Garrick mit natürlicher Stimme und nahm seine richtige Haltung wieder an. „Lorenz, sieh mich an! Komm auch du her zu mir!"

Wie aus einem schrecklichen Traume erwachend, wandte Lorenz den Rücken von der Wand ab, rieb sich die Augen, ob er seinen Blicken wohl trauen dürfe, stierte ihn verwundert an, fuhr dann mit der Hand über die Stirn und versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm den Dienst so vollständig, daß man an den abgebrochenen Lauten die furchtbare Aufregung seines Geistes deutlich wahrnahm, in welche diese Geisterszene den Alten versetzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 56. Sonntag den 14. Juli. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

(Fortsetzung.)

III. „Einsam bin ich nicht alleine."

6. Zwei Briefe von Ost und West.

Einem offenherzigen Menschen lastet jedes Geheimniß auf der Seele wie ein Vergehen, und für mich war's noch was Schlimmeres. Es war mir, als verleugne ich Lulu, und sie verleugnen, die Brave, Stolze! — es war eine Feigheit, deren sie nie fähig gewesen wäre und die sie mir gewiß niemals verziehen haben würde, hätte sie davon gewußt. Hatte sie nicht alles gesagt — selbst ihrer Vorsteherin, vor der sie doch so große Angst hatte?! O, wie mich das quälte und peinigte! Zum ersten Mal im Leben war ich mit mir selbst unzufrieden.

Gegen Marie, die noch verständiger war als Lulu, hätte ich mich wohl aussprechen können, aber doch wies ich diesen Gedanken ab. Zwei so verschiedene Wesen wie Marie und Lulu auch nur im Gespräch einander gegenüberstellen — nein, das war entschieden unmöglich, sagte mir der Instinkt.

Das geringste Uebel war und blieb schließlich, auch ferner zu schweigen, so lange Lulu nicht selbst nach Dresden käme, aber jedenfalls wollte ich ihr sofort ganz offen schreiben, daß ich noch keinem was gesagt hätte und auch keinem was sagen würde, als bis sie selbst in Dresden wäre; dann wollte ich sie meiner neuen Familie vorstellen als meine liebe Freundin, meine liebe kleine Schwester!

Während ich diese trüben Gedanken in mir hin und her wälzte, hatte ich den Brief vom Onkel in die Hand genommen und drehte ihn zwischen den Fingern hin und her. Mechanisch öffnete ich ihn. Wie war er so kurz! Und ehe ich noch eigentlich las — was sah ich! Mit großen, klaren Buchstaben — noch größer als die andern — den Namen Lulu! Unmöglich! Ich mußte mich täuschen! Ich sah genauer zu — und richtig! Ich täuschte mich nicht. Mitten im Briefe, groß und prächtig, stand Lulu, so dick, daß es mir vor allen andern Worten in die Augen sprang.

In fliegender Hast las ich den Brief, um mir dieses Räthsel zu erklären. Onkel mußte böse sein, recht böse! Er dutzte mich nicht einmal. Und was er schrieb, war Folgendes:

„Thun Sie mir den Gefallen, Puff, und lassen Sie mich umgehend wissen, wer ein gewisses Fräulein Lulu ist, von der Sie Ihrer Mutter kaum ein Wörtchen gesagt haben, — mit der Sie in Köln angekommen sind, obschon Sie von Paris allein abreisten, — mit der Sie an der Table d'hote gespeist haben, — von einem Teller gegessen haben, — die rothe Bänder im Haare trägt, — die im Zimmer neben Ihnen logirt hat, — die, wie's scheint, Ihre Schwester ist und also meine Nichte sein muß, mit der Sie endlich Arm in Arm nach Dresden abgereist sind."

„Ich erwarte, daß Sie mir alles sagen, Puff, alles, ohne irgend etwas auszulassen."

Die letzten Worte dick unterstrichen! Die Unterschrift lautet: „Ihr Onkel". Kein Gruß von der Mutter — kein Kuß vom Onkel!

7. Ich beichte.

Als ich gelesen, versank ich in das tiefste Staunen; ich war wie betäubt. Wie konnte Onkel das erfahren haben?... Ich zerbrach mir den Kopf, aber auf das Nächstliegende kam ich nicht, so sehr war ich noch Kind. Ich dachte nicht an den Mann im Holländischen Hof, an den Gastwirth in Köln. Ein alter Freund meines Onkels hatte der brave Mann nach unserer Abreise nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihm sofort zu schreiben und ihm das reizende Abenteuer seines kleinen Eroberers von Neffen mitzutheilen — in bester Absicht natürlich; er meinte, es würde dem Onkel Spaß machen, und welchen Kummer machte es ihm!

Nachdem ich lange gesucht und gesucht und immer vergebens, ergab ich mich in mein Schicksal und faßte einen großen Entschluß. „Kannst du nicht zurück," dachte ich, „so zeige, daß du Muth hast." Ich nahm mir vor, mich in mein Zimmer einzuschließen und dem Onkel einen vollständigen, ausführlichen, wahrheitsgetreuen Bericht über meine Reiseabenteuer abzustatten. „Wenn er genau erfährt, was Lulu und ich miteinander verhandelt und besprochen haben, dann wird Onkel schon wieder gut werden, und sollte er mir noch böse bleiben, so wird er mir wenigstens sagen warum, und aus dem Warum lerne ich dann etwas, was ich noch nicht weiß."

Sofort ging ich an's Werk, nahm eine ganze Lage Schreibpapier und schrieb in zwei Tagen genau und treu all das nieder, was ich Euch bisher erzählt habe. In dem Maße, wie meine Beicht fortschritt, fühlte ich mein Herz erleichtert. Von Zeit zu Zeit hielt ich an, um das Geschriebene zu überlesen. So kam es, daß gerade durch diesen Bericht ich mich auf's neue ganz in die Erinnerung an Lulu versenkte. Zum zweiten Male durchlebte ich die Tage der gemeinsamen Reise, sah nur meine Lulu, dachte nur an Lulu. Es war gerade Pfingsten, glaube ich; so hatte ich zwei volle Tage frei, in

denen ich meinen Verwandten nur die allernöthigste Zeit widmete und im Uebrigen schrieb und schrieb wie ein Aktenmensch. Sonntag Morgen um zehn Uhr hatte ich angefangen. Montag Abends war Alles fix und fertig, aber ich selbst leider hatte — das Fieber.

Meine anhaltende Abgeschlossenheit auf dem Zimmer, mein unaufhörliches Briefschreiben mußte meinen Verwandten natürlich sehr auffallend sein. Onkel Stoeber befragte mich darüber; auf meine Antwort, ich schriebe nach Haus, drang er nicht weiter in mich und (wie ich nachher erfuhr) sagte auch den andern, sie sollten mich ruhig gewähren lassen; an meinen verquollenen Augen erkannten sie sehr wohl, daß es nicht eben was Lustiges sei, was ich schriebe. Marie sah mich bei Tisch mitleidsvoll an; ihre Blicke sagten deutlich, wie gern sie mich getröstet hätte.

Als ich endlich Abends zu Bette ging, brannte mir der Kopf, und die Nacht von Montag auf Dinstag war voll unruhiger Träume, die bald freundlich bald schrecklich einander drängten. Ein paar Mal wachte ich auf wie vom Alpdrücken. Lulu stand vor mir; ich hätte darauf geschworen, sie sei's leibhaftig; selbst erwacht, glaubte ich sie noch zu sehen; sie trug ein seltsames Costüm, überaus prächtig, wie golden, und auf Silberwolken schien sie zu schweben, aber ihr liebes kleines Gesicht war so traurig in all dem Gefunkel, daß ich mit einem Strom von Thränen und kaltem Angstschweiß erwachte. Erst gegen Morgen verfiel ich in einen tiefen ruhigen Schlaf.

Marie hatte zweimal geklopft, um mich zu wecken; sie erhielt keine Antwort. Besorgt ging die Tante selbst zu mir in's Zimmer; ich schlief, meine Hände brannten, so ließ man mich ruhig schlafen.

Erst Nachmittags wachte ich auf; Onkel Stoeber stand am Bett, fühlte mir den Puls, sagte auf deutsch etwas zu seiner Frau und ging hinaus. Ich wollte mich im Bett aufrichten; Tante hieß mich liegen bleiben; ich sei angegriffen von dem vielen Schreiben, ich fiebre ein wenig, der Arzt werde kommen, mir was Beruhigendes verschreiben, morgen werde ich aufstehen können.

„Könnte Mariechen nicht zu mir kommen?“ fragte ich — „damit ich wach bleibe! Wenn ich die Augen zumache, habe ich so böse Gesichte.“

Der Arzt kam, meinte, es sei nichts, verordnete etwas Niederschlagendes und ich solle im Bett bleiben; eine ruhige Nacht und es sei vorüber.

Abends setzte sich die gute Marie zu mir an's Bett.

„Soll ich dir was vorlesen, lieber Vetter, was mich schon oft getröstet hat?“

Ich bejahte durch Zeichen und aus einem kleinen Gebetbuche für Kinder las sie mir eines jener rührenden Gebete vor, voll gläubigen Hoffens, liebenden Vertrauens. Ihre liebe Stimme wirkte besser als des Doktors Medizin. Sie las mit solcher Innigkeit, daß die Worte mir zu Herzen gingen wie Balsam in eine Wunde; ich entschlummerte sanft und hatte eine ruhige Nacht.

(Schluß folgt.)

Ein Schauspieler als Advokat.

Von Hibeau.

(Fortsetzung und Schluß.)

Garrick reichte ihm freudig die Hand, denn er war mit dem Erfolge seiner Komödie zufrieden. Nun theilte er der Familie seine Absicht mit, in dieser Gestalt dem Neffen noch an demselben Abend einen Besuch abzustatten, weil er sich hinreichend überzeugt habe, von ihm nicht erkannt zu werden, sondern vielmehr als der leibhaftige Crawford vor ihm zu erscheinen, und das durch List und Bestechung erschlichene Vermögen von ihm zurückzufordern. Frau Crawford und ihre Tochter wurden durch diesen lustigen Einfall des lieben, bewährten Freundes augenblicklich wenigstens in eine so angenehme Stimmung versetzt, daß auf ihren vergrämten Gesichtern ein leichtes Lächeln Platz griff; sie scherzten mit ihm über den eben gehabten komischen Auftritt und stellten allerlei Vermuthungen auf, wie wohl der Neffe bei der vorzunehmenden Affaire sich verhalten werde u. s. w.

„Laßt mich nur machen,“ sagte Garrick. „Die erste Szene des Lustspiels ist als gelungen zu betrachten, dann fallen die andern in der Regel gut aus.“

Er ging. In wenigen Minuten stand er vor dem Hause des Neffen und klingelte. Der Diener wollte ihn abfertigen, denn es war die spätere Abendstunde bereits angebrochen. Garrick aber wollte davon nichts wissen, sondern bestand darauf, eingelassen zu werden, weil er seinem Herrn sehr wichtige Mittheilungen zu machen habe.

In wenigen Augenblicken war der Diener wieder da und führte ihn eine Treppe hoch, öffnete die Thür, die er ein wenig offen ließ und ging hinein, den alten Mann anzumelden. Garrick benutzte auch diesen Moment und fing an zu husten, um sich als den Verstorbenen anzumelden.

„Aber mein Gott! Wer ist denn der Mann?“ hörte er den Neffen fragen, dem das Husten seines Oheims nicht unbekannt sein mochte. „Laß ihn eintreten, aber bleibe hier im Zimmer — hörst du wohl? Weiche nicht von meiner Seite.“

Der Geist trat ein und blieb, auf seinen Stock gestützt, unbeweglich an der Thüre stehen, wobei er aber mit fürchterlichem, stierem Blicke den Aermsten unverwandt anschaute. Der bedauernswerthe Neffe gerieth augenblicklich in eine Verfassung, die sich nur schwer beschreiben läßt. Entsetzen ergriff ihn. Er wollte einen Schritt zurücktreten, er war aber wie gelähmt und konnte nicht von der Stelle. Das einzige Lebenszeichen, das er wider seinen Willen von sich gab, war ein lautes Klappern seiner Zähne.

„William! William! Mußtest du in deiner Frechheit so weit gehen, mein Vermögen Denen zu entziehen, für die ich es bestimmt hatte? Warum hast du das gethan? Antworte mir, oder —“

„Oder — ach, Herr mein Gott! — Oder, lieber Oheim — oder“ — stammelte er und sank auf einen Stuhl hin, den der erschrockene Diener mit zitternder Hand ihm zuschob.

„Höre mich an. Daß du ein liederlicher Mensch bist, ein Verschwender, der sein eigenes Vermögen vergeudet hat, das weiß Jedermann; daß du aber mein rechtmäßig erworbenes Gut auf die schändlichste Weise an dich gerissen, soll ein Geheimniß bleiben, wenn du morgen Abends mit dem Glockenschlage neun Uhr die gestohlenen Werthpapiere in meiner Wohnung wieder ablieferst und die böse That ernstlich bereust. Thust du das nicht, so erscheine ich um dieselbe Stunde wieder, dich zu der großen Reise in's Jenseits abzuholen, für welchen Fall du dich vorbereiten magst. Bessere dich! Hörst du — bessere dich!“

Diese Worte begleitete der Geist mit einem so strafenden Blicke und einer so furchtbaren Geberde, daß der arme Neffe sicher war, seine letzte Stunde müsse schlagen, wenn er nicht

dieser Mahnung aufrichtig Folge leiste. Noch einen Augenblick, und der Oheim schickte unter vielem Husten sich an, das Zimmer zu verlassen. Er hatte die Thürschwelle bereits überschritten, wandte sich noch einmal um, hob feierlich seine rechte Hand empor und wies ihn hin nach Oben, ihn an die Reise zu erinnern. Dann verschwand er im Dunkel des Flurs, stieg hustend die Treppe hinab und eilte zum Hause hinaus.

Unglaublich und doch wahr! denn kaum war der Geist des Oheims verschwunden, so sank der Neffe auf seine Kniee und dankte dem Himmel für die gnädige Errettung aus der Gefahr des Todes, der ihm so nahe war. Ob er aber auch wirkliche Reue fühlen und das unrechte Gut herausgeben wird? Wir wollen sehen. In der Regel sind dergleichen Rührungen nur von kurzer Dauer. Ist die Gefahr glücklich überstanden, so werden die guten Vorsätze vergessen, und der Mensch kehrt in sein altes Geleise zurück, als wäre nichts vorgefallen.

Noch saßen Frau Crawford und ihre Tochter um den Tisch und unterhielten sich über den originellen Einfall ihres Freundes, als es an der Thür pochte. Lorenz erhielt die Weisung, nachzusehen, aber Niemanden in so später Abendstunde vorzulassen. Es war aber Garrick, den man natürlich mit Freuden begrüßte, um zu hören, wie sein Abenteuer abgelaufen sei. Er theilte unter großer Spannung seiner Zuhörerinnen getreulich mit, was er erlebt, und daß der liederliche Neffe wahrscheinlich zu Kreuze kriechen und morgen Abend sich einfinden werde, die besagten Dokumente in die Hand der Frau Crawford reuevoll abzuliefern. Es schien ihnen jedoch unmöglich, daß ein Mensch, der so gewissenlos gehandelt, durch einen bloßen Scherz, durch eine spaßhafte Maskerade sich zur Erfüllung seiner Pflicht werde bestimmen lassen. Indessen wurden beide Damen durch die Art und Weise, wie Garrick ihnen die ganze Szene mit den lebhaftesten Farben ausmalte, und durch die wortgetreue Wiederholung seiner Reden an den Neffen wiederum von ihrem Kummer abgezogen und in eine heitere Stimmung versetzt.

„Was war das?" fragte die Mutter erschrocken, denn es hatte abermals gepocht und zwar mit großem Ungestüm. „Sieh' einmal nach, Lorenz und sei vorsichtig!"

„Der Herr Neffe!" meldete er bald darauf an.

„Der Neffe?" riefen beide, Mutter und Tochter, wie aus einem Munde. „Unser Neffe — der William?"

„Er will sich nicht abweisen lassen," fuhr Lorenz fort, „er bringe wichtige Mittheilungen."

Während Beide ihres Erstaunens über den späten Besuch kein Ende wußten, lief Garrick laut lachend durch das Zimmer und freute sich dermaßen über die Wirkung seiner gespielten Rolle, daß er bald der Mutter, bald der Tochter um den Hals fiel und sie tüchtig abküßte. Dann eilte er in das Nebenzimmer, warf sich sofort wieder in Crawford's Kleider und blieb hinter der etwas geöffneten Thür stehen, um ein stiller Zeuge dieser neuen Scene zu sein, und sich an dem Erfolge seiner Bemühung weidlich zu ergötzen.

Der Neffe trat ein und schaute schüchtern und voll sichtbarer Angst nach allen Richtungen des Zimmers hin, denn der Geist des Oheims lag ihm noch immer wie ein Bleigewicht auf seinem Herzen und raubte ihm beinahe den freien Gebrauch seiner Glieder und der Sprache.

„Ach, liebe Tante," sagte er endlich und rückte fußweise und ganz allmälig dem Tische näher, „hier bringe ich dir das Erbschafts-Dokument voll und unverkürzt wieder."

„Das Dokument?" fragte sie erstaunt, und nahm es in Empfang.

„Ja," fügte er hinzu. „Ich habe noch nicht einmal die Siegel erbrochen."

„Wie, William, du hättest dich freiwillig entschlossen —"

„Freiwillig," setzte er rasch hinzu. „Gerechter Gott!"

„Was ist dir, William?"

„Wer hustet denn da?" fragte er und sein Gesicht war plötzlich bleich.

„Aber wo denn? Wir hören ja nichts!"

„Da — da in dem Nebenzimmer," sagte er zitternd und zeigte auf die halbgeöffnete Thür.

„Fürchtest du dich denn vor deinem braven Oheim?" fragte Frau Crawford. „Oder hast du vielleicht eine Unwahrheit gesprochen? Ist dir der Entschluß, uns das Geld wieder zu geben, aus eigenem Antriebe gekommen?"

„Ich habe eingesehen, daß —"

„Daß du ein schlechter Mensch bist!" sagte Garrick und trat in das Zimmer.

„Ach, du allerheiligster Gott!" rief er aus und sank in die Kniee.

„Junger Mann," sagte Garrick jetzt und warf die Kleider ab. „Sie haben Ihre Schandthat gesühnt. Stehen Sie auf, die Komödie ist zu Ende, gehen Sie nach Hause."

„Herr Garrick!" rief der Neffe aus, erhob sich und zeigte durch seine Haltung deutlich an, wie er ihn beleidigt habe. „Ich fordere Sie auf, mir —"

„Das Zeugniß zu geben, daß sie ein erzdummer Schlingel sind?" unterbrach ihn Garrick. „Das sollen Sie haben."

„Sie haben mich —"

„Vom Verderben gerettet, vielleicht vom Galgen," fiel er schnell ein. „Sie haben Recht. Nun aber machen Sie keine weiteren Umstände. Gehen Sie mit Gott nach Hause und bessern Sie sich!"

Unter solchen Aussichten blieb dem Neffen Nichts weiter übrig, als das Haus zu verlassen, mit der allbekannten Drohung, er werde schon Mittel und Wege finden, um zu seinem Rechte zu kommen, worauf er trotzig das Zimmer verließ.

Thränen der Dankbarkeit flossen aus den Augen der Glücklichen auf die Hand Garrick's herab, der sich vor Freude über das Gelingen seines Planes kaum auf den Beinen zu halten vermochte. Er war aber auch sichtbar gerührt und feierte einen Augenblick, wie es deren nicht allzu viele im Leben gibt: er empfand das beseligende Bewußtsein, zwei Menschen glücklich gemacht zu haben.

Noch aber sollte er seinem Werke die Krone aufsetzen. Garrick war unverheirathet und empfand bei seinen fortgesetzten Besuchen, daß Mary anfing, sein Herz zu fesseln. Aber der Gedanke, er könne leicht als eigennützig erscheinen, wenn er um ihre Hand anhielte, trieb ihn unausgesetzt an, sich selbst als Ehrenmann zu bekämpfen, und noch ehe die Gluth seines Herzens zur lichten Flamme emporloderte, verließ er London und ging zu einem abermaligen Gastspiel nach Paris.

Nach wenigen Wochen schon erfuhr er durch briefliche Mittheilung, daß der junge Offizier, nachdem er von den neuen günstigen Verhältnissen Mary's gehört hatte, sich auf's Neue um ihre Hand beworben habe.

Wie im Sturme eilte Garrick zurück und brachte einen jungen französischen Gelehrten, den Dr. Gireau, dem er befreundet war, mit. Von der Verbindung mit dem Offizier rieth Garrick aus naheliegenden Gründen ab. Dagegen feierte er bald darauf den Verlobungstag Mary's mit dem Dr. Gireau. An der Festtafel aber brachte die glückliche Braut selbst den Toast

aus auf Garrick, den uneigennützigen und menschenfreundlichen Advokaten.

Das Schachturnier in Paris.

Von — A.

Gestern, schreibt ein Korrespondent aus Paris, hatte ich die Ehre, in ein mir fremdes und mysteriöses Lokale eingeführt zu werden. Es ist ein großer, schöner Saal, von zwei hohen Fenstern beleuchtet, aus denen man die Seine, die Höhen von Chaillot und die pittoresken Bauten des „Quartier français" übersehen kann. Aber die Bewohner dieses großen Saales stecken nie ihren Kopf zum Fenster hinaus. — Es sind Schachspieler, die sich hier zu einem Kongresse versammelt haben. Sie haben sich eingefunden zu einem internationalen Kampfe aus allen Weltgegenden, und alle Länder haben ihre berühmtesten Schachspieler dazu entsendet. Die Unkosten und die Preise sind gedeckt durch eine Association von Schachspielern, als deren Kassier der Bildhauer Lequesne fungirt, einer der vorzüglicheren Schüler Pradier's und ein Habitué des Café de la Regence, bekanntlich der Sammelplatz der Pariser Schachspieler. Er war der siebente Gegner von Paul Murphy in der denkwürdigen Sitzung vom 27. Sept. 1858, wo der berühmte Amerikaner acht Partien zugleich spielte, von denen er sechs gewann, ohne das Schachbrett zu sehen, während die Partien von Lequesne und Guibert als remis erklärt wurden.

Zu dem heutigen Wettkampfe während der Weltausstellung hat England, Amerika, Polen, Spanien, Oesterreich und Deutschland Kontingente gestellt, durchwegs Freunde und Jünger des edlen Spieles, das der Brahmine Sisla in Indien erfunden hat. Man wundert sich allgemein, daß Murphy diesmal nicht erschienen ist, doch heißt es, er werde noch eintreffen, um mit dem Sieger den Kampf aufzunehmen. Der erste Preis besteht in einem Porzellanservice aus Sevrès, das der Kaiser gewidmet, und mehr als 1000 Francs werth ist. Doch nicht der Preis ist es, der die Kämpfer bestimmt, es ist der Ruhm, um den sie kämpfen. Jeder der Spieler muß sechsundzwanzig Partien spielen, wer die meisten gewinnt, wird als Sieger proklamirt. Wenn zwei Spieler gleichviel Partien gewonnen haben sollten, dann wird zwischen den beiden Siegern um den Ehrenpreis ein solenner Kampf stattfinden, und man wünscht, daß dieser Fall eintreffe. Die Dauer einer Partie ist für je einen Tag anberaumt.

Man weiß, daß das Schachspiel eine Imitation des Krieges ist, und daß die Hindus das Spiel „Mantura anga" (die 4 Glieder der Armee) nennen; der „Pandata" (Pion), der die Aktion beginnt, wird unterstützt vom „Asia" (Ritter). Hierauf folgen die Elephanten (Laufer) und die „Roros" (Thürme und Schiffe) bilden die Flanke. Mit wenigen Modifikationen, in denen die Perser und Araber bei dem Schachspiele von uns abweichen, bildet jede Partie eine Schlacht, aus welcher Derjenige als Sieger hervorgeht, der sagen kann: „Schach matt", der König (des Gegners) ist todt. Während aber die Schlacht lärmend und tumultuos ist, ist die Imitation im Schachspiele sanft und ruhig. Beim Schachspiele wird gewöhnlich noch weniger gesprochen, als beim Whist, welches Wort doch eigentlich „Stille" bedeutet.

Die Mitglieder des Schachkongresses verurtheilen sich freiwillig zur Stummheit, wie die Trappisten. Sie sind gleichmäßig vertheilt; an jedem Tische sitzen zwei Spieler, einer dem andern gegenüber. Das Schachbrett ist so postirt, daß das erste weiße Feld dem Spieler rechts liegt. Ihre einzige Zerstreuung besteht in Grog und Cigarren; und selbst dies Wenige genießen sie mit weiser Mäßigung. Kein Spieler hat das Recht, länger als zehn Minuten über einen Zug nachzudenken. Neben ihm steht eine Uhr, nach welcher genau die Dauer eines Zuges bemessen wird. Während der eine Spieler nachdenkt, hat der Andere das Recht, zu seiner Erholung einige Schritte durch den Saal zu machen.

Selbstverständlich sind auch aus allen Weltgegenden Freunde des edlen Schachs hieher gekommen, und diese verfolgen mit einer Aufmerksamkeit die verschiedenen Phasen des Spieles, als ob es sich um eine wirkliche Schlacht handelte, von der das Wohl und Wehe ganzer Nationen abhängt. Einige von ihnen registriren sich genau jeden Zug in einem Buche. Es existirt ein großes Werk in Hieroglyphen über das Schachspiel, welches Philidor im Jahre 1749 veröffentlicht hat. Ueberdies gibt es Werke, welche das Schachspiel behandeln, von dem Franzosen Bakleret, ein „Handbook" von dem Engländer Staxton, ferner mehrere Werke in deutscher Sprache und Schachzeitungen. Als ich, erzählt der Korrespondent, den Saal besuchte, traf ich einen Freund, der sich mit einem tüchtigen Kämpen aus England maß. „Ah, sind Sie da?" begrüßte ich ihn, „ich bin sehr erfreut, Sie hier zu finden. Darf ich mich um Ihr Befinden erkundigen?" Er aber würdigte mich keiner Antwort und ich verließ den Saal, ohne angesprochen worden zu sein, als ob ich mich unter Pagoden befunden hätte. — Es war gerade Mittag. Ich machte unterdeß einen Spaziergang durch den Ausstellungspalast und betrat noch einmal den Saal des Schachkongresses, als gerade mein Freund die Parthie zu Ende gespielt und gewonnen hatte. Kaum hatte er mich erblickt, so sprang er auch schon auf mich los und beantwortete meine frühere Frage: „Ich danke Ihnen, mir geht es gut und Ihnen?" Ich sah auf die Uhr — es war gerade fünf Uhr Abends.

Miscellen.

Aus Amsterdam berichtet man: Unsere deutsche Oper hat ein tragisches Ende erreicht. Das anhaltende Regenwetter verscheuchte selbst die enragirtesten Freunde des Sommertheaters. Direktor Dupont, ein Ehrenmann, wie wenig Direktoren, eilte nach Mannheim, um in seiner Vaterstadt die restirende Gage aufzutreiben. An Leib und Seele gebrochen, kehrte er mit einer geringen Summe in den Kreis seiner Mitglieder zurück. Nachdem er den letzten Rest seines Vermögens hingeopfert, nahm er in einem Briefe von seinem Personal Abschied, reiste nach Harlem und sprang in's Wasser. Am 26. Juni wurde die Leiche gefunden und still beerdigt.

In den Silberbergwerken bei Kongsberg in Schweden sind in der letzten Zeit, kurz nach einander, zwei große Silberklumpen, jeder von 2—300 Pf. gefunden worden. Privat-Mittheilungen zufolge soll am nämlichen Orte noch ein ähnlicher, noch nicht ganz ausgegrabener Silberklumpen im Felsen sitzen, und wird der Werth dieser drei Klumpen auf 11—12,000 Species geschätzt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 57. Mittwoch den 17. Juli. 1867.

Liebesgeschichte eines Notars,

von P. J. Stahl.

(Schluß.)

IV. Das Schicksal schlägt und heilt.

1. Lulu in Wolken.

Am andern Morgen fühlte ich mich so gekräftigt, daß ich aufstehen wollte. Aber Marie bedeutete mich, erst müsse der Doktor da gewesen sein. Sie übernahm nun völlig die Stelle einer Krankenwärterin. Mit einem Zeitungsblatt setzte sie sich zu mir an's Bett.

„Es ist Papa's Zeitung," sagte sie, „eine Berliner Zeitung, da wird wohl was drin sein, was dich zerstreut. Ich will dir's übersetzen, so gut es geht — soll ich?"

Ich nickte. Der Kopf war mir so eingenommen, daß ich alles andere vergaß, selbst an meinen langen Brief dachte ich nicht, der noch ungesiegelt in der Schublade meines Nachttisches lag.

Marie durchflog die Zeitung, um was Passendes auszusuchen.

„Aha," sagte sie endlich, „da ist was Hübsches. Ein neues Kinderballet in Berlin — die zwei Feen."

„Ja ja, Marie, das lies — rasch, rasch!" fiel ich lebhaft ein.

Eben wollte sie anfangen, da trat Jakob ein und brachte mir einen Brief von der Post. Er war von Lulu. Sie schrieb:

„Ach, Puff! Es war sehr schön, aber ich habe mich verbrannt. Mein kleiner Veilchenstrauß ist auch verbrannt; bewahr du deinen, lieber Puff, und denke immer an deine kleine Schwester. Ich bin zu krank und werde gewiß nicht wieder besser, Herzenspuff. Bin so arg verbrannt. Bete für Lulu.

„Wie dich das betrüben wird! Aber weine nicht zu sehr. Wo Frida ist, da ist Glück.

„Ach, Puff — ich kann nicht mehr schreiben.

Deine Schwester Lulu!"

Und darunter stand: „Cocotte gehört dir, — für die zweiundzwanzig Francs."

Und ganz am Schluß: „Meine liebe Freundin Rosa — weißt du, die mich in den Finger gebissen? — die wird mir den Brief auf die Post besorgen; sie hat's mir heilig versprochen.

„Die Leute reden mir vor, ich würde wieder besser — aber ich glaub's nicht."

Marie erzählte mir später, während des Lesens seien mir die Augen ganz groß und starr geworden und ich selbst sei plötzlich so blaß geworden, daß sie glaubte, ich stürbe; aber mit krampfhafter Anstrengung hatte ich mich im Bett aufgerichtet und sie mit solchem Nachdruck mir den Bericht aus der Zeitung vorlesen geheißen, daß sie nicht gewagt habe, zu widersprechen. Was sie las, war Folgendes:

„Nach einem wahrhaft beispiellosen Erfolg in dem neuen Ballet „Die zwei Feen" ist in dem Augenblick, wo der Vorhang fiel, und inmitten eines Beifallssturms, zu welchem das frühreife Talent und die seltene Begabung der Künstlerin das Publikum hinriß, die kleine Tänzerin Amalie, die Perle des Kinderballets, von einer Gasflamme ergriffen worden, die man unvorsichtiger Weise zu nahe an dem Wolkenwagen angebracht hatte, auf welchem das reizende Kind gen Himmel schwebte. In einem Augenblick stand sie in hellen Flammen. Ein Schrei des Entsetzens durchfuhr das Theater; sie selbst gab keinen Laut von sich. Leider war bei der Stellung, in der die Unglückliche schwebte, sofortige Hülfe unmöglich; man mußte sie langsam herunterlassen. Ihr Zustand läßt kaum Hoffnung auf Genesung."

Und in einer Nachschrift war mit schmerzlichem Bedauern hinzugefügt, die arme Kleine sei im Laufe des Morgens ihren Brandwunden erlegen; die Theilnahme sei allgemein.

Es schien, daß ich den Muth hatte, diese Schreckenskunde ohne einen Laut bis zu Ende anzuhören, aber als Marie schwieg, sank ich ohnmächtig im Bette nieder.

2. Todtkrank, aber gute Geister halten Wacht.

Ich hatte eine Gehirnentzündung und fast sechs Wochen lag ich ohne Besinnung. Wie ich nachher erfuhr, hatte der Arzt sofort nach dem Grunde meiner Krankheit, namentlich nach dem Anfalle des heftigen Rückfalls, der plötzlichen Ohnmacht geforscht. Der Brief von Lulu in meiner Hand gab die erste Spur, das Zeitungsblatt half weiter, aber die eigentliche Lösung des Räthsels fehlte immer noch. Wer war Lulu, was war sie mir, woher kannte ich sie?!

Erst nach zwei Tagen fand Marie meinen langen Brief an den Onkel noch unversiegelt in der Schublade liegen. Sie fing an, ihn zu lesen und da sie sah, daß er das Geheimniß meines Schmerzes und meiner Krankheit enthielt, so las sie ihn zu Ende. Wie sie mir nachher gestand, hat ihr die wunderbare Geschichte das tiefste Mitleid und die herzlichste Freundschaft für mich eingeflößt, und für die arme Lulu auch, und von da ab hat sie sich vorgenommen, meinen Kummer zu

lindern, wenn nicht ganz zu heilen; denn das hielt sie für unmöglich.

Mein Brief an den Onkel wurde dem Arzte vorgelegt und meinen Verwandten ebenfalls; so erfuhren sie, wo die Wunde saß und konnten auf kräftige Heilmittel denken. Der Arzt wußte aus Erfahrung, daß man die Seele heilen muß, ehe man den Körper heilt, wenn das Uebel aus der Seele stammt, und vor Allem bezeichnete er daher als nothwendig, Mutter und Onkel kommen zu lassen.

„Wenn er zur Besinnung kommt und damit zum Bewußtsein seines Schmerzes erwacht (sagte er) — und dazu wird er erwachen, sobald die Krankheit nur etwas nachläßt — dann muß er alles um sich finden, was er lieb hat. Die Liebe tödtet Männer, warum sollte sie nicht Kinder, die doch noch schwächer sind, tödten, wenn ihnen ein wunderbares Ungefähr das Herz erschlossen hat — wie hier bei unserem Kranken."

So wurde denn beschlossen, es sollten lauter befreundete Gesichter um mich sein; sie alle wollten meinen Kummer theilen, wollten mir Lulu's Bild heilig halten, kurz, sie wollten meine Krankheit nicht als Kinderkrankheit behandeln, sondern als das, was sie wirklich war — als tiefes Herzeleid eines Menschen von reifem Gefühl.

Für die Herzen derer, welche man dazu herbeirief, bedurfte es einer solchen Verabredung nicht erst. Meine Geschichte mit Lulu, wie ich sie in meinem Berichte einfach erzählt hatte, hatte ihrem Andenken diejenigen zu Freunden gemacht, welche sie im Hause der Dresdener Verwandten gelesen hatten. Als vollends Mutter und Onkel ankamen und sie ihrerseits erfuhren, gab es Niemand, der diese theuere und schmerzliche Erinnerung mit mehr Innigkeit und Achtung gehegt hätte als gerade sie.

Sie kamen so rasch, als sie irgend konnten, und so hatte ich denn in Wahrheit, als ich wieder zu mir kam und das Gefühl meines schweren Kummers wieder lebendig wurde, alles Liebe um mich; Alle theilten meinen Schmerz, Alle weinten mit mir um Lulu; kurz, man behandelte mich wie einen kleinen Wittwer, und mit Recht; denn ich war es. Ich bestand darauf, Trauer zu tragen um Lulu. Man that mir meinen Willen und ließ mir einen schwarzen Anzug machen. Auch Marie erlangte von ihrer Mutter die gleiche Erlaubniß.

„Lulu ist für uns eine Schwester (meinte sie), welche wir im Leben nicht haben lieben können; nun wollen wir sie im Tode lieben."

Ich habe diese erste und wundersame Liebe nie vergessen. Nichts in der Welt hatte sie verwischt, denn nichts, was mir dies Opfer hätte abnöthigen können, hätte Eingang gefunden in meiner Seele. Aber weit entfernt, daß mir dies Opfer abverlangt wäre, habe ich noch dazu bei der, die meine Frau geworden ist, die zarteste Achtung für diese schmerzliche und liebe Erinnerung gefunden.

Mutter und Onkel entschlossen sich, in Dresden zu bleiben. Zwei Jahre verweilte ich dort mit ihnen bei unseren Verwandten. Onkel gab zwar seine Ueberzeugung, Reisen bilde die Jugend, nicht auf, aber erkannte doch an, für ein Kind, welches man vorzeitig sich selbst überlasse, habe es seine Gefahren. Er schwur — mit mehr Eiden, als ich hier anführen will — mir keinen Fuß breit jemals von der Seite zu gehen. Meine Geschichte mit Lulu hatte ihn tiefer gerührt, als er je für möglich gehalten hatte.

„Nun habe ich unsern Dicken noch hundertmal lieber," sagte er, „seitdem ich sein Herz durch und durch gesehen."

3. Zu fröhlichem Ende.

Aber ein Despot blieb Onkel doch gegen mich; er hatte seinen festen Plan mit mir. Ich sei zum Notar geboren, also müsse ich Notar werden, dabei blieb er. Die zwei Jahre in Dresden hatten mich in den Stand gesetzt, meine klassischen Studien zu vollenden. Auch Deutsch hatte ich gelernt.

Eines schönen Morgens fing Onkel, der überhaupt die schroffen Uebergänge liebte, plötzlich an:

„Bist du auch ganz bei Kräften, mein Junge? Dann sieh dich vor! Ich werde dir einen schweren Kummer machen. Wir verlassen Dresden. Wir gehen nach Paris; du sollst da Jura studiren. Bist du damit fertig, dann trittst du bei meinem Freund, dem Notar B., in's Geschäft. Was zur Notarspraxis gehört, wirst du eben so rasch in den Kopf kriegen wie dein Latein und Griechisch, und mit fünfundzwanzig Jahren, keine Minute eher, kaufe ich dir das Geschäft und du wirst „Maitre Bernard", Notar in Paris.

Ich schwieg.

„Laß mich nur machen," fuhr er fort. „Marie und du, Ihr schreibt euch, und mit dem Geschäft kommt gleich die Frau."

„Aber, Onkel, Amseln und Elephanten — du weißt doch? — das paßt nicht zusammen."

„Aha, Mosjö Puff macht Witze; da ist er also völlig bei Kräften. Der Amsel übrigens, die ich meine, ist vor dir ebenso wenig bange, als ihr Vater, neben dem du eine wahre Mücke bist, seiner Frau Furcht gemacht hat. Marie ist genau die Frau für dich, lieber Puff; ihren Vater findet sie herrlich, betet ihn an, möchte kein Loth missen von seiner Dicke — so bist du ihr angewiesen Theil. An Leute von Gewicht ist sie gewöhnt. Und sie ihrerseits paßt für dich vorzüglich."

„Aber, Onkel," fiel ich ein, „will Marie mich denn? Und in sechs, sieben Jahren, was kann sich da nicht alles ändern! So lange auf einen dicken Kerl warten, wie ich bin — sie warten, das reizende Mädchen — das möchte schwer halten. Der wird's an Verehrern nicht fehlen!"

„Was thut das?" erwiderte der Onkel, „sei nur erst einmal ihr Zukünftiger! Aber auf einem Punkte bist und bleibst du dumm. Ist Marie denn eine Pariserin? Hundert Jahre wartet sie auf dich, wenn's nöthig ist, dafür stehe ich. Jedes Jahr verleben wir deine Ferien in der sächsischen Schweiz. Die zwei Monate genügen, um die Sache in Gang zu halten; so ein deutsches Mädchen hält aus, das ist nicht so wetterwendisch wie unsere Pariserinnen. Stoeber hat eine reizende kleine Besitzung in Schandau gekauft, dicht bei seiner Fabrik, ein romantisch Fleckchen Erde, da hält sich die Liebe wie Gurken in dem Einmachtopf."

„Aber, Onkel, welcher Vergleich!"

„Taugt er nichts? Nimm einen andern. Und im Uebrigen, damit wir zu Ende kommen — wisse, mein Herr Neveu, die ganze Geschichte ist längst abgemacht, abgeredet, fix und fertig festgestellt von allen kompetenten Autoritäten — von Onkel und Tante Stoeber, von deiner Mutter und mir, kurz so gut wie notariell beglaubigt und besiegelt."

„Aber Marie? — Marie?"

„Schweig, mein Junge, muß ich dir's erst noch sagen? — Deine Liebesgeschichte mit Lulu hat ihr den Kopf verdreht; sie ist Rechtsnachfolgerin, und da sie nicht tanzt, so brauchst du auf keinen Entrechat eifersüchtig zu sein."

Ich hatte nur noch einen Einwand zu machen.

„So eine Notarstelle in Paris," bemerkte ich, „kostet viel Geld."

Der Onkel machte ein komisches Gesicht.

„Hör', mein Junge," war seine Antwort, „du wirst schon ein großer Kerl und kannst ein Geheimniß ertragen. Ich will dir eins sagen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß unter uns nie die Rede davon ist. Ich bin sehr reich."

Seit einiger Zeit hatte ich selbst so was vermuthet, aber um noch mehr aus ihm herauszulocken, fragte ich:

„Und warum hast du mir's bis jetzt verschwiegen?"

„Dir verschwiegen? Aus drei Gründen. Erstens, weil's mir so gefiel. Zweitens, weil ich junge Leute nicht mag, die zu nichts auf der Welt taugen, und weil du nicht so einer werden solltest. Geld verdirbt die Jugend. Auf zwanzig Söhne aus wohlhabenden Familien kommen gewiß fünfzehn, aus denen nichts wird und die was Tüchtiges geworden wären, wenn sie das Glück gehabt hätten, ohne einen Heller auf die Welt zu kommen."

„Schön — und drittens, Onkel?"

„Drittens, mein Junge — so ein reicher Onkel aus Amerika, das war mir zu gewöhnlich, zu gemein, das gehört in eine Posse. Als schlichter Onkel ohne die Million — ich denke, das ist uns Allen viel besser bekommen, nicht wahr?"

Statt aller Antwort drückte ich ihm die Hand.

Wie die Dinge jetzt stehen, kann sich der Onkel als Prophet sehen lassen. Punkt für Punkt ist Alles so eingetroffen, wie er's vorhergesagt. Ich verließ Marie als meine Braut, sechs Jahre hat sie gewartet, bis ich sie heirathen durfte. Jeder Abkürzung der Frist setzte der Onkel sein festes Veto entgegen. Und übrigens — wir haben Alles nachgeholt. Wir haben sieben Kinder.

„Sind sie dick?" rief man aus einem Munde.

„Die Jungen sind Prachtkerls," erwiderte mit Stolz der Notar, „aber die Mädel — nicht dumm — die sind Engel wie ihre Mutter. Ihr sollt sie sehen! Ihr müßt meine Gäste sein. Morgen führe ich Euch nach Schandau, zur Mutter, zum Onkel aus Frankreich — so heißt er — zu Onkel und Tante Stoeber — Ihr findet sie Alle."

„Alle?" fragte einer aus der Gesellschaft, „auch Cocotte?"

„Gewiß! Auch Cocotte. Wir sind vollzählig."

„Arme Cocotte, gute Cocotte," näselte der Advokat, „über die erste Jugend ist sie wohl auch hinweg."

„Aber man merkt's ihr nicht an; nur ein bischen voller ist sie geworden und etwas ernsthafter, aber noch immer liebenswürdig. Und — damit Ihr's nur wißt! — Cocotte ist nicht mehr ledig, sie hat einen Mann und eine zahlreiche Familie. Onkel hat nicht eher geruht, als bis er ihr ein würdiges Ehgemal verschaffte, und Cocotte, die sehr am Onkel hängt, hat mit Ergebung diesen Mann seiner Wahl acceptirt. Bei Tisch sitzt das Pärchen hinter der Mutter und dem Onkel, läßt sich füttern und wandert wieder in das große Bauer zu der jungen Brut. Kommt nur mit und seht's Euch an in der Villa Lulu."

„Villa Lulu — wie hübsch und sinnig! Wer hat denn den Namen aufgebracht?"

„Mein Schwiegervater war's und das ist um so hübscher."

„Die arme Lulu! Da seid Ihr doch nicht vollzählig. Aber ob sie Euer Glück wohl sieht von da oben?!"

„Gewiß sieht sie's," schloß der Notar, „und gewiß auch freut sie sich dran. Unsere lieben Todten sind überall, wo man ihrer gedenkt, wo man ihr Andenken ehrt in Liebe und Treue."

„Unser Max."

Zur Charakteristik Ferdinand Maximilians.*)

I.

Triest, 10. Juli. Wenn ein geborner Fürst an Intelligenz, Kenntnissen und liberaler Denkart auf gleicher Stufe mit einem gebildeten Manne bürgerlicher Abkunft steht, so gilt er nicht mit Unrecht als eine Art von Phänomen und verdient die Bewunderung der Mit- und Nachwelt. Die Vogelperspektive, aus welcher Fürsten von ihrer Höhe herab die menschlichen Verhältnisse betrachten, gewährt eine schöne Gesammtübersicht, verrückt und verkürzt aber das natürliche Maß der Einzeldinge. Die Schule gemein-menschlicher Berührung mit den Dingen fehlt den Fürsten. Außerhalb der Strömung des allgemeinen Lebens stehend, vermögen sie nur durch eigene Kraft, durch eine große Geistesenergie zu einer freien Beurtheilung der Verhältnisse durchzudringen. Sie stehen in ihrer Jugend wie auf einem Isolirschemel, unberührt von den Strömungen und Tendenzen, von welchen in der bürgerlichen, volksthümlichen Sphäre — und diese ist zuletzt doch die maßgebende — das Individuum beinahe unwillkürlich und unbewußt getragen wird. Eigenschaften, die bei einem Bürgerlichen kaum ein persönlicher, individueller Vorzug sind, umgeben einen Fürsten mit dem Glanze des Außerordentlichen; denn sie wären ohne hohe Geisteskraft innerhalb der Schranken seines Standes nicht denkbar.

Immer gibt es nur wenige Fürsten dieser Art, und zu diesen wenigen gehörte Ferdinand Maximilian, eines der edelsten, ja vielleicht, wenn man die reinmenschliche Seite in's Auge faßt, das edelste Reis, das dem Stamme der Habsburger in Jahrhunderten entsproßte.

Wir Triester haben ein besonderes Recht, ihn „unsern Max" zu nennen. Wir haben ihn heranreifen sehen, wir haben mit eigenen Augen seinen ganzen Entwicklungsgang verfolgt, vom hoffnungsvollen Erwachen seines jugendlichen Geistes bis zu dem Augenblicke, wo er als Kaiser das Schiff bestieg, das ihn an den Strand seines Verhängnisses trug.

Es war schon in hohem Maße bezeichnend für das Naturell und die Sinnesart des Prinzen, daß er so willig, ja mit sichtlicher Vorliebe, lange Jahre hindurch sich in seinem Triester Aufenthalte wohlgefiel, in einer Stellung, die man eine persönlich isolirte nennen konnte, zumal wenn man erwog, wie so ganz er hier auf standesgemäßen Umgang und auf die Zerstreuungen der kaiserlichen Residenz verzichten mußte. In dieser Isolirtheit war es eben, wo jener Durchbruch des Reinmenschlichen in ihm jene Herausbildung von bürgerlichen Tugenden, durch die er groß geworden, sich vorbereiten konnte.

Schon in Wien, vor dem Antritte seiner seemännischen Laufbahn in Triest, hatte der jugendliche Erzherzog ernsten Sinn, reges Streben, Begeisterung für Wissenschaft und Literatur verrathen. Grillparzer erhielt einmal zu seinem Geburtsfeste einen Lorbeerkranz von der Hand des fast noch knabenhaften Prinzen zugesendet. Wenn ich nicht irre, wurde im Leopoldstädter Theater vor Jahren ein anonymes Schauspiel aufgeführt, dessen Autorschaft dem jungen Ferdinand Maximilian zugeschrieben wurde.

In Triest blieb er Anfangs, nur seemännischen Verkehr pflegend und im Uebrigen den Wissenschaften und seinem Berufe lebend, ziemlich unbemerkt; auch war er körperlich wie geistig noch keineswegs in imponirender Weise entwickelt. Sein damals bart-

*) Aus der „Tagespost".

loses Gesicht ließ ein bedeutendes Gepräge noch vermissen. Auf Solche wenigstens, die ihm nicht näher standen, machte er nur den Eindruck eines stillen, fleißigen Jünglings, der lieber unter seinen Büchern als in Gesellschaft lebt. Ich erinnere mich, ihn zu jener Zeit sehr häufig in den Vorstellungen deutscher Theatergesellschaften gesehen zu haben, wie sie Triest von Zeit zu Zeit besuchen. Dagegen fiel es mir auf und ich machte auch späterhin im Verlaufe der Jahre noch immer dieselbe Wahrnehmung, daß der Erzherzog mit merkwürdiger Konsequenz sich dem Operntheater ferne hielt. Ich habe während eines Decenniums ihn nicht ein einziges Mal im „Teatro grande" gesehen. Es scheint also von allen Künsten die Musik die einzige gewesen zu sein, für welche das Interesse ihm abging.

Man kannte hier, wie gesagt, den Erzherzog damals nur in engeren Kreisen, als einen strebsamen Prinzen, der sowohl durch Studien als Reisen sich unablässig zu unterrichten bemüht war. Im Jahre 1856 aber wurde sein Name und seine Persönlichkeit in unserer Stadt wie mit einem Schlage populär. In diesem Jahre geschah es nämlich, daß er bei einer Spazierfahrt auf dem Wege von San Andrea, nachdem seine Pferde scheu geworden, durch einen Sturz aus dem Wagen eine bedeutende Verletzung am Kopfe davontrug, die ihn längere Zeit an's Krankenlager fesselte. Nun erst kam es an den Tag, daß der junge Prinz in Triester Kreisen schon eine Anzahl von Verehrern und Freunden besaß. Diese bezeigten ihm ihre herzliche Theilnahme; die bisher Gleichgiltigen wurden auf ihn aufmerksam; man sprach, erzählte von ihm, die Sympathie griff um sich und umfaßte bald die ganze Bevölkerung. Das Entscheidende aber für die Popularität des Erzherzogs war die edle und großmüthige Art, in welcher er jener dürftigen Familie sich dankbar erwies, in deren Häuschen er unmittelbar nach seinem Sturze aus dem Wagen gebracht worden war, und wo er die erste, mit schlichter Herzlichkeit geleistete Krankenpflege gefunden. So war durch den an sich bedauernswerthen Unfall der Anstoß zu einer allgemeinen Würdigung und Schätzung Maximilians gegeben. Aber es schien, als ob auch für die persönliche Entwicklung des Prinzen jene Katastrophe, mit welcher er sich vielleicht zum erstenmale in die Zucht physischen Leidens genommen sah, bedeutsam und gewissermaßen epochemachend geworden wäre. Er zeigte sich, nachdem er das Schmerzenslager verlassen, geistig und körperlich gereifter; sein Gesichtsausdruck erschien vergeistigter, sein ganzes Wesen männlicher und charaktervoller.

Edle Humanität darf als der Grundzug bezeichnet werden, der von da an im Wesen Ferdinand Maximilian's nach den verschiedensten Richtungen hin immer leuchtender hervortrat. Alles Große, Schöne, Bedeutende in Natur, Kunst, Wissenschaft ließ er in voller Strömung auf sich wirken. Ein angeborner romantischer Zug lockte ihn zu wiederholten Wanderfahrten in fremde Zonen, und mit der allseitigen Aufgeschlossenheit einer harmonisch organisirten Natur versenkte er sich jetzt in die Eigenthümlichkeiten des Völkerlebens und jetzt in die stillen Wunder der Pflanzenwelt. Für seinen Kunstsinn steht der herrliche Bau von Miramar als ein bleibendes Denkmal da. Noch manches Geschlecht wird an diesem Zauberschloß am Meer vorüberwandeln und seines Gründers gedenken. Ueber all die Gebiete, die sein reicher Geist umfaßte, verbreiten sich auch seine gedruckten „Reiseskizzen", die jetzt nur als Geschenke an wenige Personen vertheilt sind. Daß Maximilian eine geistvolle, gewandte Feder führte, beweisen seine öffentlichen Proklame und die Briefe, die von ihm in die Oeffentlichkeit gelangten; die „Reiseskizzen" sind, nach einigen Proben zu urtheilen, die in's Publikum drangen, ebenso vortrefflich geschrieben, und es wäre ein Verrath an den geistigen und literarischen Interessen, wenn es der aristokratischen Scheu vor den freisinnigen Anschauungen, die sich darin aussprechen, gelingen sollte, sie der Oeffentlichkeit für immer vorzuenthalten.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Lopez und Marschall Bazaine.) Der „N. N. Ztg." wird aus Paris über die Katastrophe in Mexiko u. A. geschrieben: „In dieser Tragödie sollte auch der Verräther des Melodrams nicht fehlen, nicht der nächtliche Verrath, der die von Erschöpfung und im Vertrauen eingeschlummerten Kämpfer und Kameraden überrumpelt, und der Verräther — so recht der biblische Judas mit dem Verrätherlohn — mußte der Oheim der Frau Bazaine, mußte ein vom Marschall Bazaine mit dem französischen Ehrenlegionskreuz geschmückter Intriguant und Bandit sein. Die Schüchternheit, womit Bazaine zwischen den Theater-Anzeigen der Zeitungen jene Verwandtschaft ableugnen läßt, kompromittirt ihn vollends. In einem solchen Falle spricht ein Soldat ein entschiedenes Ja oder Nein. Bazaine ist für längere Zeit unmöglich in der französischen Gesellschaft; auch erhielt er den offiziösen Rath, den Hof zu meiden und Paris zu verlassen, wo er öffentlich insultirt werden könnte; die Verschollenheit und das letzte Gericht beginnen für ihn mit der Samstags-Nummer des „Moniteur". Einen solchen Marschall hat Frankreich seit 1813 nicht gesehen, und der Geschichtsschreiber des ersten Kaiserthums wird im gesetzgebenden Körper über jenes Verwesungssymptom ein Wort fallen lassen. Die Scene der Lady Macbeth mit den Blutflecken auf der Hand beschäftigt die Phantasie der Volkskreise, spuckt in den höheren Gesellschaftskreisen. Im Salon der Frau Rattazzi, wo neben Herrn de Laguerronière zu unserer Ueberraschung Herr Seinguerlet figurirte, versicherte ein Hausfreund des Palais Royal, es sei vollkommen wahr, daß Briefschaften und Denkschriften des Kaisers Maximilian glücklich in die Hände des Herrn Louis Blanc gelangten, welcher damit fünf Jahre des zweiten Kaiserthums schreiben wird, wie er die zehn Jahre des Bürgerkönigthums geschrieben hat." — Die Höhe des Judasgeldes, um welches Lopez den unglücklichen Kaiser Max verrieth, wird mit 8000 Unzen Goldes (68,000 Thaler) angegeben.

*

(Verbrennung.) Am 29. Juni d. J. war die dreizehnjährige Tochter eines Gemeinderaths in Chiesch (Böhmen) damit beschäftigt, Feuer im Ofen zu machen, was ihr jedoch erst mittelst des dritten Zündhölzchens gelang. Mittlerweile fing ihr Kleid Feuer von einem der zwei weggeworfenen Hölzchen; das Mädchen stand plötzlich in Flammen und lief auf die Gasse, wodurch der Brand umsomehr beschleunigt wurde. Nahezu die Hälfte der Hautfläche verbrannte, weshalb alle Hilfe fruchtlos war. Nach großem Schmerze und geduldig ertragenen Leiden starb das Mädchen in der Nacht vom 6. zum 7. d. M.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 58. Sonntag den 21. Juli. 1867.

Eine Liebesgeschichte aus alter Zeit.

Historische Episode von E. Diethoff.

Während durch Deutschlands Gauen die Kriegsfurie raste, zerstampfte Felder, die rauchenden Ruinen der Städte und Dörfer und die Leichname der Erschlagenen, die unbeerdigt verwesten, ihren furchtbaren Gang bezeichneten, gab es Orte, die nicht nur vollkommen unberührt von den Gräueln und Drangsalen eines Krieges blieben, der als ein Religionskrieg begonnen, aber im Laufe der Zeit, der entsetzensvollen Zeit von dreißig Jahren, zu einem Räuberkriege sonder Gleichen ausgeartet war, — Orte, wo die Beute sich sammelte, wo die im Kriege reich Gewordenen ihre schwelgerischen Gelage feierten. Köln am Rhein war solch ein Sammelort geworden, die der reichen Kurfürstenstadt zuströmenden Abenteurer aller Länder gaben ihr das Ansehen, als lebte sie in immerwährendem Carneval. Den Fremden gesellte sich der junge rheinische katholische Adel zu, Feste auf Feste drängten sich in Köln, Fremde zogen aus und ein wie die Tauben im Schlage. Alte, heilig gehaltene Sitten verschwanden vor den fremden neueingeführten, nichts war willkommener als das Neueste, aber auch das Neue war morgen wieder alt. Neue Moden, eine neue Redeweise kamen auf und mit ihnen eine Frivolität, eine rücksichtslose Genußsucht, die, um sich voll ihr hingeben zu können, alle Scham als antiquirt zur Seite geworfen hatte.

An die Stelle der Ehe und Liebe war die Galanterie getreten, an die Stelle der Ehre das point d'honneur, das auf der Spitze des Degens statt in Kopf und Herzen des Mannes saß. Köln war eine Hochschule der damaligen galanten Sitten geworden, Holland und Brüssel waren ihr Paradies.

Aus Köln war es, daß im Anfange des Jahres 1635 ein junger rheinischer Edelmann, dessen Familie indessen stark begütert in Belgien war und nach ihren dortigen Gütern sich nannte, ausritt. Es war der Junker Karl Dietrich von Palland, Baron von Moriamez. In Köln war er der Liebling der Damen, der Held des Tages gewesen, und Viele meinten, mit seinem Scheiden würde der Glanzstern der Stadt verbleichen, diese drohende Gefahr aber hielt Karl Dietrich nicht zurück, sein Naturell war auf das Neue gerichtet und Köln's Vergnügungen waren ihm nicht mehr das, was sie ihm gewesen waren, als er zum ersten Male den Domkrahnen erblickte.

Nach Brüssel wandte sich der leichtlebige, junge Herr, und was er in Köln gewesen, der Tonangeber der flotten Gesellschaft, das ward er jetzt hier in dieser schönen Stadt, deren schwerfälliges flandrisches Gepräg französischer Prunk und spanische Grandezza verkleideten.

Am Markte zu Brüssel stand und steht noch heute ein Haus, dessen übereinander vorspringende Stockwerke auf phantastische Weise mit vergoldeter Steinhauerarbeit verziert sind. Hoch und schmal macht es den Eindruck wie die Gallion der Schiffe der unüberwindlichen Armada mit ihrem maßlosen Bilderschmuck und den übereinander gebauten Verdecken. Der Platz davor ist ein bedeutsamer, denn es ist der Markt von Brüssel. Hier aus den Fenstern dieses Hauses, über welchen in riesigen vergoldeten Lettern die Bitte steht: „De peste, fame et bello libera nos Maria pacis“, blickte einst Alba auf den Platz, sah er auf der schwarzumhangenen Tribüne die bleichen blutigen Häupter Egmont's und Horn's fallen. Aber nicht an diesen grausamen Willkürakt des spanischen, allmächtigen Herzogs und Feldherrn dachte das Paar, das in dem verschnörkelten Giebelhause an einem der Fenster stand und auf den Platz herab schaute. Es war das Haus dasjenige des Barons von Malbeghem, eines vornehmen flandrischen Herrn, den die Gunst des Königs zu einem Rathe der Infantin Regentin Isabella von Spanien und zu einem Grafen San Cristoval el Pilar erhoben hatte. Die Dame, welche im Prunkzimmer seines Hauses stand, war seine jüngst ihm angetraute Gemahlin Donna Felipa, und der Herr, auf dessen Arm sie sich lehnte, Karl Dietrich, der Baron von Moriamez.

Donna Felipa war eine der Schönheiten des Madrider Hofes gewesen; keine von allen Damen des Hofes kniete so devot graziös bei den ewigen Messen nieder, keine hatte einen so coquett andächtigen Augenaufschlag als sie, keine schwenkte eifriger Fächer und Mantille als Beifallszeichen, wenn die Flammen des Autodafé in ihren glühenden Mantel die wimmernden Ketzer einhüllten. Sie war Spanierin vom Scheitel bis zur Zehe, eine leidenschaftliche, heiße, stolze Tochter ihres Landes und — jeder Zoll ihrer kleinen, schlanken brünetten Person ein Kind ihrer Zeit.

Auf Befehl des Königs hatte Donna Felipa den alternden Baron von Malbeghem geheirathet, dessen barbarischer Name ihrer hispanischen Zunge ein eben so großer Gräuel war, wie ihrer hispanischen Frömmigkeit sein Convertitenthum neuesten Datums und ihrem jungen Blute die gemessene Bedächtigkeit seiner achtundfünfzig Jahre. Aber der König hatte befohlen, und wenn sie auch noch so zornige Gluthblitze aus ihren großen Feueraugen warf, wüthend mit dem kleinen Füßchen stampfte und verstohlen unter den Falten der Mantille die kleine Hand ballte, als griffe sie nach einem Dolche — der

König hatte befohlen und die kleine zierliche Felipa war Baronin Maldeghem geworden und dem ernsthaften Rathe der Infantin von dem sonnenbeglänzten Ufer des Manzanares in das nebelige Niederland gefolgt.

Daß mit der Ehe auch die Liebe kommen würde, wenn der edele Herr von Maldeghem das erwartet hatte, so fand er sich schwer getäuscht, denn Donna Felipa haßte denjenigen fast glühend, an dessen Seite die Politik sie geschmiedet. Tag und Nacht sann die kleine, schöne Spanierin auf Rache, aber um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, so sollte diese Rache für den Eheherrn höchst empfindlich, für sie aber um so süßer sein; nur über das Wie und Wann war die erzürnte Schöne noch im Zweifel.

Da kam der Junker von Palland von Köln hergeritten, und bei seinem Anblick vergaß Donna Felipa Alles, nur das Eine nicht, daß er der schönste, begehrenswertheste Cavalier sei, den ihre Augen je gesehen, und bald loderte ihr Herz in hellen Flammen ihm entgegen.

Junker Palland, der Baron von Moramiez, war aber auch ein stattlicher Cavalier, wie er so dastand neben der kleinen dunkelhaarigen und dunkelaugigen Tochter Spaniens, eine wahre Hünengestalt und den echten Typus seiner Zeit in dem schönen, kecken Gesichte darstellend, welchem der gekräuselte, blonde Schnurrbart und der Kinnbart nach schwedischem Zuschnitt einen soldatischen Anstrich gab, während das sorgfältig parfümirte und gescheitelte Blondhaar den Stutzer verrieth. Er war in ein Reithabit von Hellblau mit Silber gekleidet, das seine schöne Gestalt vortheilhaft kleidete, Stiefel von weichem hellen Leder mit Brabanter Spitzen garnirt reichten ihm bis an's Knie, ein breiter Kragen, ein Wunderwerk Mechelner Klöppelkunst, fiel ihm fast bis über die Schultern und kontrastirte in seiner Zierlichkeit seltsam mit dem schweren eisernen Korb des Degens, der ihm an gesticktem Bandelier an der Seite hing. Junker Karl Dietrich war eben nicht nur der galanteste Cavalier, sondern auch der beste Schläger Köln's und Brüssel's. Donna Felipa im schweren Damastkleide hatte die Lieblingsfarbe der spanischen Heimath, das tiefe Schwarz, beibehalten, den leichteren Sitten der brabantischen Hauptstadt aber die Concession eines weit tieferen Kleidausschnittes gemacht, als die Devotion des Madrider Hofes es erlaubte. Ihr dunkles mit Goldketten durchflochtenes Haar lag in Ringeln über Stirn und Ohren, Busen und Arme schmückten Juwelen, die fast den Werth einer Baronin bedeuteten.

„Und Ihr wollt wirklich fort, Senhor?“ fragte die Dame und warf schmollend die schöne Unterlippe auf, „fort, und mich allein lassen in dieser Wüste?“

„Madama!“ antwortete der Junker, „Ew. Gnaden sehen Dero Diener in größter Consternation. Mein Herz ist von Dero Charmes in Prison gelegt und der Willen möchte sich leichtlich darein begeben, aber die Pflicht, le devoir de gentilhomme, verlangt meine Anwesenheit bei meines Herrn Bruders Hochzeit, wasmaßen er der Senior unserer Familie ist.“

„Und wen heirathet er, Euer Herr Bruder?“ fragte die Donna nicht ohne einen Seufzer.

„Es ist eine triste Verbindung,“ antwortete der Junker, „und meines Herrn Bruders Sponsa bringt ihm larmoyante Erinnerungen als Morgengabe mit in die Ehe. Es ist des Obristen Georg von Fahrensbach Wittwe, Frau Agnes von Eberstein. Der Obrist ist vor zwei Jahren zu Regensburg enthauptet worden. Accusirt, die Schwedischen durch seine Machinationen in die Position von Ingolstadt gesetzt und mit dem Könige von Schweden eine geheime Intelligenz gehabt zu haben, ist er zu dem Ende condemniret worden und am 19. Mai 1633 zu Regensburg gerichtet worden. Da hat er erst die Soldaten, so allda aufgewartet, ganz herzhaftig angeredet und mit harten scharfen Worten seine Unschuld zu beweisen sich unterstanden, ist darauf innezuhalten und niederzuknieen gezwungen worden: hat aber in des Scharfrichters Streich, damit er ihm den Kopf abschlagen wollen, sich gebücket und ist nur blößlich oben in's Haupt verwundet worden, darauf er in der Fury auf und von der Bühne herabgesprungen, mit dem Wischtuchen die Wunden zugebunden, um das Gerüst herumgegangen und sich über das ihm vom General Altringer zugezogene Unrecht öfters und zum Höchsten beklaget, auch auf Ermahnung nicht wiederum auf das Gerüst hinaufgewollt, sondern je mehr und mehr seine Unschuld und ausgestandenen Streich vorgeschützt, bis endlichen auf neu von obgedachtem General Altringer beschehene Ordre die Exekution vollzogen und er von vier Scharfrichtern, so zugegen gewesen, jämmerlich zerhauen und niedergemetzelt worden. Seine Gemahlin hat unterdeß bei der römischen kaiserlichen Majestät zu Wien hoch und inständig um Loslassung angehalten, auch so fern erlanget, daß alsobald ein Courier nach Regensburg abgefertigt, ihn los zu lassen, ist aber einen Tag zu spät kommen, dann er schon vorigen Tages hingerichtet worden, über welche präcipitirte viel zu eilfertige Exekution und unerhörten Proceß man sich vieler Orten nicht wenig verwunderte.“

Die Erzählung der gräulichen Hinrichtung zu Regensburg hatte für die Hörerin keineswegs das Grausenhafte und Nervenerschütternde, was sie einer Tochter unseres Jahrhunderts haben würde. Dergleichen war man gewöhnt, das waren Gesprächsstoffe für einen Tag und die spanische Donna war noch ganz Anderes gewöhnt als die Einzelhinrichtung eines im Geruche schwedischer Inclinationen gestanden habenden Obristen. Doch benützte sie das Grausige der Erzählung geschickt zu ihren Zwecken.

„Und zu solcher Hochzeit wolltet Ihr gehen, Senhor?“ fragte sie, „fürchtet Ihr nicht, daß Blut in dem Hochzeitbecher sei? ah! Senhor um dessentwillen könntet Ihr mich verlassen? doch geht, ich wußte es ja, ich gelte Euch nichts!“

„Madama!“ rief der Junker feurig, „Ew. Gnaden wollen mich eprouviren; sei es in Galanterie oder in armis, ich stehe zu Ew. Gnaden Diensten.“

Die schöne Dame legte ihre feine Hand auf den Arm des Cavaliers und mit schmeichelndster Stimme bat sie: Reiset nicht, Carlos!“

„Bei den heiligen drei Königen von Köln, wenn Ihr so mich ansehet, so wollt ich bleiben, wenn ich auf einem glühenden Roste stünde!“ rief der Baron, dem unter dem Zauber dieses Blickes und dieser Stimme nicht nur der feste Vorsatz zur Reise, sondern auch die mühsam angelernte galante Redeweise abhanden kam.

„So liebet Ihr mich wirklich?“ fragte die Dame, die ihren Sieg so rasch vorschreiten sah.

„De toute mon âme!“ rief der Junker, die Hand betheuernd auf sein Sammetwamms legend, und wirklich war es ihm auch in diesem Augenblick vollkommen Ernst mit dieser Betheuerung.

„Ah! und welche Mühe das kostete, diese Worte zu hören,“ flüsterte die schöne Felipa. „Spröder Deutscher, Ihr seid hart wie Marmor, doch man sagt, Ihr seid auch so treu wie dieser. Werdet Ihr mich immer, immer lieben, Carlos?“ und sie schmiegte zärtlich ihre schlanke, feine Gestalt in den

Arm des Cavaliers, dessen Betheuerung einer immerwährenden Liebe aber weitaus nicht mehr so zuversichtlich klang, - als vorher das „von ganzer Seele." „Immer? wie kann man für immer etwas versprechen wollen? — immer das ist Nichts. Also wohl denn, so ist der Meineid, den ich jetzt schwöre, keine Sünde, für die nicht Absolution zu finden wäre." So philosophirte der verliebte Kölner.

„Aber die Reise — es ist Alles dazu vorbereitet, was sage ich, wenn ich nun bleibe?"

„Ihr sollet reisen, Carlos," schmeichelte die Dame, „aber nicht allein, ich reise mit Euch."

„Ihr, Madame?" rief der Junker, dem bei diesem Vorschlage im Sinne des Wortes die Gedanken stille standen, „Ihr zur Hochzeit meines Bruders?"

„Beim Escurial! Ihr seid sehr schwer von Begriff. Wir reisen — wohin? das findet sich, genug, daß wir es thun. Ach Carlos, ich kann den schweren Tritt des Barons von Maldeghem auf den Treppen, seinen harten Husten und seine langweiligen Reden nicht mehr länger hören. Die Madonna und Don Philipp mögen mir verzeihen, aber ich will diesem flandrischen Bären meine Verachtung beweisen. Ich reise mit Euch, Don Carlos, aber nicht heimlich, nicht zur Hinterthür hinaus will ich dies Haus, das mir eine Hölle ist, verlassen. Ach, ich habe Blut der Medina's in den Adern; offen will ich Euch folgen, bei hellem Mittage brechen wir auf!"

„Ew. Gnaden haben über dero Amanten ganz nach Belieben zu disponiren," sprach der Junker sich verbeugend.

(Schluß folgt.)

„Unser Max."

Zur Charakteristik Ferdinand Maximilians.*)

(Schluß.)

II.

Mit dem lebendigen ästhetischen Sinne Maximilian's hing eine Charaktereigenthümlichkeit zusammen, welche prosaisch denkende Köpfe fast geneigt waren, „kleinlich" zu nennen. Der Erzherzog sah viel auf's Aeußere der Menschen. Er liebte es sich mit kräftigen, gesunden, wohlgebauten Gestalten zu umgeben. Kernige Seeleute, die ihm gefielen, rekrutirte er vom Schiffe weg für seine Dienerschaft. So war das Schloß von Miramar immer der Sammelpunkt eines eigenthümlichen muskulösen, wohlgebildeten, wohlgenährten und vor Allem — schönbärtigen Menschenschlages. Auch späterhin, bei der Anwerbung von Freiwilligen für Mexiko, wurde nach seiner Instruktion ein imposantes Aeußere nach Thunlichkeit in's Auge gefaßt.

Leutselig und human war Maximilian gegen Alle, die sich ihm näherten. Aber er machte sich nie gemein — ein eigentliches Haschen nach Popularität blieb ihm fremd. Im Gegentheil, es muß hervorgehoben werden, daß er auf Etiquette hielt, wie irgend einer seines Standes. Er fühlte sich als Prinz und war im Stande, Annäherungen, wie er sie sonst auf's Freundlichste aufzunehmen pflegte, abzuweisen oder zu ignoriren, wenn sie nicht in der konventionellen Form geschahen, die seinem Range und seiner Geburt entsprach. Verletzungen des gebührenden Respektes empfand er tief. Ueber die Unhöflichkeit des mailändischen Herzogs Litta, der ihn, als er die Stelle eines Generalgouverneurs der venetianischen Provinzen bekleidete, bei einer Begegnung auf der Straße zu grüßen versäumte, gerieth Max in eine Aufregung, die lange Zeit nicht zu beschwichtigen war. Man erzählte damals sogar, er habe einen Augenblick daran gedacht, vom Herzog persönliche Satisfaktion zu fordern. Daß er Gewicht darauf legte, der Sprosse eines ruhmreichen Herrscherstammes zu sein, bewies er noch als Kaiser von Mexiko durch manche Aeußerung, in welcher er seine Abkunft betonte. Aber man kann einen Stolz verzeihen, der sich, wie es bei Maximilian der Fall war, des Vorzugs einer erlauchten Abstammung nur erinnert, um der Ehrenpflichten, welche sie ihm auferlegt, eingedenk zu bleiben.

Dieselbe Rücksicht auf Stand und Abkunft legte auch den Kundgebungen der freisinnigen Denkart Maximilian's einen gewissen Zügel an, so lange er eben nur österreichischer Prinz war. Nachdem man ihm aber eine völlige Verzichtleistung auf alle seine Rechte und Ansprüche als Erzherzog von Oesterreich abgenommen und er, bevor er den heimischen Strand hinter sich ließ, sozusagen vom Scheitel bis zur Sohle der Prärogative seiner Geburt entkleidet worden, mochte es ihn mit Recht bedünken, daß er mit den Rechten seines prinzlichen Standes auch die Lasten desselben von sich geworfen und als Kaiser von Mexiko sprach er fortan in allen seinen Proklamationen und Verfügungen die unbedingteste Hingebung an die großen freiheitlichen Prinzipien aus, gegen welche vom Standpunkte einer verjährten Legitimität und des Königthums „von Gottes Gnaden" in Europa noch immer, heimlich und öffentlich, mit Ausdauer gekämpft wird. In der rückhaltlosen Approbation der modernen Ideen, in der Anerkennung der Volkssouveränität und der auf diese gegründeten allgemeinen Abstimmungen, hatte er auf den Thronen der alten und neuen Welt keinen Vorgänger und Meister als Napoleon III.; aber der Schüler überwog den Meister durch die Ehrlichkeit und den Ernst, mit dem er daran ging, jene Ideen auch zu verwirklichen, während der Meister sich mit der Theorie begnügt und es nicht wagen will oder darf, seinem leicht- und warmblütigen Volke das Pandorageschenk politischer Freiheit ganz zu gewähren.

Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß einer so hohen und edlen Kraft, wie die Maximilian's war, nur undankbare, und von vorn herein unlösbare Aufgaben gestellt wurden. Als Gouverneur der italienischen Provinzen sollte er die Gemüther versöhnen, sollte durch sein persönliches Auftreten Sympathien für die österreichische Regierung wecken. Aber der Stellvertreter einer nicht beliebten Regierung wird durch seine persönlichen Eigenschaften den Haß der Regierten gegen die Regierung zwar leicht vermehren, nicht ebenso leicht aber vermindern können und bei gutem Benehmen höchstens für seine Person Sympathie erwecken. Diese Erfahrung machte der Erzherzog-Statthalter in Mailand. Und dann wieder sollte er in Mexiko eine heißblütig-wilde, in Parteikämpfen verthierte Bevölkerung mit der Quintessenz der sanftesten Civilisationsideen kirren, wie einen Löwen mit Flötenspiel — aber der Löwe blieb Löwe und grub seine mörderische Pranke tief in die weiche Brust des Flötenspielers . . .

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob Maximilian von den Eigenschaften, die einem Fürsten nöthig sind, alle ohne Ausnahme besessen. Es fragt sich aber zunächst, ob es überhaupt jemals einen Fürsten gegeben, der Solches von sich sagen durfte? Gewiß ist, daß Maximilian von den Tugenden eines Herrschers die edelsten in sich vereinigte. Ein Haudegen war er nicht — vielleicht aber hätte er gerade dies sein sollen. Er war kein Freund militärischer Paraden und Musterungen; Fronten abzureiten und Bataillone zu haranguiren war seine Sache nicht: einem Geiste wie dem seinigen konnte Soldatenwesen und

Krieg niemals Lebenselement, wie einem Napoleon oder Friedrich, sondern nur ein nothwendiges Uebel sein. Der Heroismus seiner letzten Tage ist kein Gegenbeweis: Maximilian war erst Soldat, als er nichts anderes mehr sein konnte und ihm von seiner Herrschaft nichts geblieben, als der Degen in der Faust.

Man hat von Garibaldi erzählt, er sei im Stande, in den Schlachten während der Zwischenpausen des Kanonendonners mit Rührung dem Gesange eines Vogels im Felde zu lauschen. Wenn es ein Kennzeichen bedeutender Geister ist, daß sie sich für das Größte und das Geringste zugleich interessiren können, so war Maximilian auch in diesem Sinne groß und bedeutend. Der von schweren Regierungssorgen geplagte Herrscher von Mexiko entwarf einen großartigen Palastbau in seiner Hauptstadt, machte mit einem gelehrten deutschen Doktor lange Excursionen in die Wälder, um zu botanisiren und dann zu Hause die Ergebnisse seiner Forschungen sorgfältig aufzuzeichnen, und ließ es eine seiner angelegentlichsten Sorgen sein, einige hundert Nachtigallen aus Europa lebendig übers Meer zu bringen, um seinem sonst so gesegneten Lande auch den bis jetzt versagten Reiz des Nachtigallengesanges zu verschaffen . . .

Ich überlasse es den künftigen Biographen Maximilians, zu entscheiden, ob er ganz und überall recht gethan, seine Gedanken und Bestrebungen gleichmäßig zwischen die Sorgen eines Kampfes um die Herrscherexistenz und die Künste, die den Frieden schmücken, zu theilen. Wie ihr Urtheil ausfallen möge, den Nachruhm, einer der edelsten, aufgeklärtesten und wohlmeinendsten Fürsten gewesen zu sein, welche die Geschichte kennt, bleibt unserem Maximilian für immer gewiß. Ueber allen Zweifel, selbst seiner politischen Gegner, erhaben steht die edle Mannhaftigkeit seines Wesens, die er noch so herrlich durch den Heldenmuth seiner letzten Lebenstage bewährte. Rein und makellos tritt er in den Reigen der wenigen Unsterblichen aus unserer heldenarmen Zeit, und immer wird sein Charakterbild ebensoviel Liebe als Bewunderung erwecken. Romantisch und voll ergreifender Züge ist die Geschichte seines Lebens, seiner Herrschaft, seines zertrümmerten Eheglücks und seines Todes. Wetteifernd mit der Muse der Geschichte, wird die Dichtung der Zukunft um den Namen „Ferdinand Maximilian von Oesterreich" ihren grünenden Lorbeer schlingen.

Der Friedhof zu Uettingen.

Wer im vorigen Jahre die Ruhestätte der am 25. und 26. Juli in blutiger Schlacht gefallenen und später im Lazarethe verstorbenen Offiziere und Soldaten besucht hat, wird den Platz in seiner gegenwärtigen Umgestaltung kaum wieder erkennen. Der Gottesacker, ohnedies seit Jahren etwas unzureichend, konnte den Gebliebenen keinen Raum mehr bieten, und so mußte ein neben demselben gelegenes Feld, von dem ein Theil schon zur projektirten Erweiterung des Friedhofes bestimmt war, zu deren Aufnahme dienen. Wohl war es ein heimisch gelegener Platz, aber durch die vielen Bäume, die denselben beschatteten und jede Fernsicht hemmten, etwas düster und melancholisch und machte auf den Beschauenden mit seinen vielen großen und kleinen frischaufgeworfenen Gräbern inmitten des angepflanzten Feldes, zum Theil mit höchst einfachen Holzkreuzen besteckt, einen wehmüthigen Eindruck. Alle Besucher, und es waren deren nicht wenige — ja die Bewohner Uettingen's hatten sogar das Glück, am 19. Septbr. v. J. die Königin-Mutter und am 29. Novbr. Se. Maj. den König in ihrer Mitte zu sehen — werden sich eines ähnlichen Eindruckes nicht haben erwehren können. Doch im Laufe dieses Jahres ist es ganz anders geworden. Die Bäume und Gesträuche sind verschwunden, das Unebene geebnet, neue Wege angelegt, ein neues Thor geöffnet, und eine gemeinsame Mauer verbindet den alten Kirchhof mit dem von der Gemeinde mit Hilfe des Johanniterordens angekauften Platze, wo die Gefallenen ruhen, und der Blick schweift frei umher auf die umliegenden Berge, um die sich hauptsächlich der Kampf entsponnen hatte. In der Mitte erhebt sich nun ein stattliches Crucifix, dessen Sockel und Stamm von kunstfertiger Hand aus dem schönen rothen Uettinger Sandstein, dessen corpus aus weißem Burgpreppacher Stein meisterhaft gearbeitet ist. Die Gräber sind alle mit grünem Rasen eingefaßt, die Kreuze und Denkmale meist mit Immergrün und Epheu geschmückt. 92 Bayern und 85 Preußen, darunter 5 bayerische Offiziere vom 2., 5., 9. und 13., und 4 preußische vom 36. und 59. Regiment ruhen friedlich nebeneinander. Dagegen kann die bedeutende Anzahl derer, die auf den umliegenden Feldern, Wiesen und Wäldern begraben liegen, nicht mit Sicherheit ermittelt werden. Eine recht hübsche Zierde bildet das vom 59. Regimente ihren gefallenen Kameraden, deren Namen in Metallschrift eingegraben sind, in Pyramidenform errichtete Monument; ein zweites für die 36er steht zu erwarten. Hoffentlich wird auch die bayerische Armee den auf dem Felde der Ehre gefallenen und dort begrabenen Kriegern ein Ehrendenkmal widmen. Am 26. Juli, dem Jahrestage des Gefechtes wird der neugewonnene Raum kirchlich eingesegnet, zugleich eine Gedächtnißfeier an die daselbst Ruhenden. Die Gemeinde von Uettingen, die schon im vorigen Herbste die Ausschmückung der Gräber aus eigenem Antriebe besorgt hatte, scheute weder den Aufwand an Zeit noch den an Kraft, um in anerkennenswerther Pietät die Ruhestätte der Gefallenen so freundlich und schön als möglich zu machen und ihrem Gottesacker die würdige Gestalt zu geben, in welcher er sich jetzt dem Auge präsentirt. Einen Beweis von Generosität liefert das freundliche Anerbieten des Johanniterordensritters Frhrn. v. Leesen in Gotha, dessen Verdienste in dankbarer Erinnerung bei der Gemeinde stehen, 10 Invaliden, 5 bayerischen und 5 preußischen, die sich an der kirchlichen Feier betheiligen wollen, freie Bewirthung zu gewähren. (N. C.)

Miscellen.

Man hat ausgerechnet, daß es unmöglich sei, alle Gegenstände, welche die große Pariser Ausstellung enthält, während ihrer sechsmonatlichen Dauer zu besehen. Die Aussteller sind 45,000 an der Zahl; angenommen, daß jedem nur fünf Minuten gewidmet werden, was doch ein Minimum ist, so macht das 225,000 Minuten, = 3750 Stunden = 156 Tage und 6 Stunden = 5 Monate 3 Tage 6 Stunden, die Tage zu 24 Stunden gerechnet. Nun kann man aber die Ausstellung nur während 8 Stunden täglich besuchen, also brauchte man 468 Tage 6 Stunden = 15 Monate 8 Tage 6 Stunden, dann müßte man aber täglich von der Eröffnung bis zum Schlusse da sein und keine Minute an die sonstigen Schaustellungen, Cafés Chantants, Restaurants, Bierhäuser rc. verwenden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 59. | Mittwoch den 24. Juli. | 1867.

Eine Liebesgeschichte aus alter Zeit.

Historische Episode von E. Dietboff.

(Schluß.)

Am andern Tage war auf dem Markte zu Brüssel ein großes Gedränge und männiglich fragte, was der stolze Aufzug bedeuten solle. Drei sechsspännige Wagen waren vor dem Hause des Barons von Maldeghem aufgefahren, sie prunkten und glänzten von Vergoldungen und goldbefranzten Seidendraperieen, die Pferde hatten köstliche Schabracken übergehängt und Federbüschel nickten von den Köpfen, die die Mücken des Marktes belästigend umsummten. Und um die Wagen wogte eine stolze, blendende Schaar, fünfzig Reiter waren es, die elegante und vornehme Jugend Brüssels, Alle im glänzendsten Costüme.

„Was war das? Was sollte das sein? Hielt die Infantin einen Aufzug? Es war viel Schreiens und Redens darüber auf dem Markte zu Brüssel und manch ein derbes vlämisches Schimpfwort fiel, wenn einer oder der andere der Herren sein Pferd zwischen den Gemüse- und Obstkörben der Händlerinnen courbettiren ließ, daß Kohl und Aepfel über das Pflaster rollend von den Hufen der feurigen Pferde zertreten wurden, denen die Zeit ebenso lang wurde als ihren Herren und der Volksmenge, die erwartend der Dinge, die da kommen sollten, das glänzende Schauspiel umstand.

Jetzt ließ die Mittagssonne das Standbild des heiligen Michael auf dem Rathhausthurme golden erglänzen; von seinem Flamberge, von seinen Fittigen schienen Flammen zu sprühen, und es war, als ob er sie ausbreiten würde und zermalmend mit der Wucht und dem Zorne des Erzengels und Paradieseswächters herabsänke auf diese sündige, leichtsinnige Schaar, die da unten sich zusammen gefunden zur gewissenlosen Verhöhnung des Ehrwürdigsten, der Heiligkeit der Ehe.

Statt des goldfunkelnden Engels aber übte die Volksstimme jetzt unten auf dem Markte das Strafgericht, denn es war kein Geheimniß geblieben, zu welchem Zwecke Wagen und Reiter sich vor dem Hause des Barons von Maldeghem zusammengefunden. Scharfe Worte fielen und lauter Tadel, aber zu Thaten kam es nicht. Der Boden des Brüsseler Marktes war satt von Blut, er ließ ungeahndet das sündige eitle Treiben über sich hinbrausen.

Jetzt läutete es zum Ave Maria von Sanct Gudula's Kirche und die Uhr am Rathhause hob zum ersten Schlag der Mittagsstunde aus. Koffer und Kisten waren schon in die Wagen gebracht worden, da öffnete sich die Thür des Hauses und heraus trat im scharlachenen Atlaskleide, den spanischen Federhut auf den Locken, die Venetianer Halbmaske und den Pfauenfächer in der Hand haltend, mit nachrauschender Schleppe, festen Ganges und stolzen Blickes Donna Felipa, die Frau von Maldeghem.

„Allmaachtige God!“ stammelte ein Marktweib und stemmte die nackten rothen Arme in die Seiten, „Allmaachtige God, Baas, ward so etwas erlebt, so lange Brüssel und die Welt steht? Am hellen Tage läuft ein Eheweib ihrem Manne davon! und das leiden wir?“

„Oh,“ sprach gleichmüthig der Fischer, an den sich die zornig erregte Frau gewendet, „Ihr habt keine Wissenschaft in galanter Sitte, Griet. Das gibt dem Weibsbilde noch einen besonderen Respekt; seht, wie sie aufsteigt wie ein Pfau und ihre schwarzen Augen umherwirft, ob auch Jedermann sie gehörig sieht. Seht Ihr, wie der lange, blonde, kölnische Edelmann ihr Reverenz beweist und wie alle die adeligen Herren der Geleitschaft die Hüte ziehen?“

„Ich wollt, ihre Weiber machten es allen denen auch einmal so,“ rief die Erzürnte, „und dem Dirnenvolk wünsch ich den Staupbesen!“

Mit diesen Worten schüttelte die Ergrimmte ihre starke Faust gegen die geputzten Dienerinnen, die ihrer Herrin gefolgt und jetzt in die Wagen stiegen. Die Frau von Maldeghem aber blieb wie zögernd auf dem Tritt des Wagens stehen, dessen Schlag der schöne Junker von Palland geöffnet hielt. Kam ihr dennoch die Reue und zögerte sie den zweiten Schritt zu thun dem ersten nach? War die Stimme des Gewissens wach oder flüsterte ein Engel ihr in's Ohr von den Lehren einer frommen Mutter? Ward ein unschuldvolles Gebet der Kindheit in ihrer Seele laut, oder erfüllte das Bild des ernsten, ehrbaren Gatten, vor ihre Augen tretend, ihre Seele mit Scham und Reue über die That, die sie an seiner Ehre begehen wollte?

Donna Felipa blickte wie suchend und forschend über die Menge hin, da sah sie plötzlich ein Wogen darinnen entstehen und hörte sie Stimmen rufen: „Der Baron von Maldeghem!“ Sie sah die wohlbekannte Sänfte ihres Gatten durch die Menge schwanken, sah die beiden Diener voran, die ihm den Weg durch dieselbe bahnten, sah das graue Haupt des königlichen Rathes aus dem Schlage sich beugen, sah sein bestürztes, erblassendes Gesicht und — denn auf diesen Moment hatte die rachelustige Hexe gewartet — verbeugte sich, daß der rothe Atlas des Schleppkleides krachte und knisterte, senkte zum höhnischen Abschiedsgruß den Pfauenfächer und stieg in den Wagen. Der Baron von Moriamez ihr nach, ein Lakai

warf den Schlag des Wagens zu, die Pferde zogen an und geleitet von fünfzig adeligen Reitern, am hellen Mittag vom Markte von Brüssel weg, entführte der Junker von Palland die Spanierin.

Im Haag war kein lautes wechselndes Leben und Treiben; was von Vornehmen und Reichen dem großen Kriege entgehen und doch mit dem Vaterlande in Rapport bleiben wollte, fand sich dort zusammen. Auch die vornehmste Flüchtige ihres Jahrhunderts, die englische Elisabeth, die Königin Böhmens, um die der dreifache Zauber der Romantik, als eine Tochter Stuarts, als eine Pfalzgräfin bei Rhein und als eine Nachfolgerin auf dem Throne der Libussa, wehte, die Unglück und Schönheit zu einer der rührendsten Erscheinungen verklärt hatten, hielt dort das versprengte Häuflein ihrer Getreuen um sich versammelt.

Die Stuarts wie die Bourbonen haben bei allen ihren Fehlern eine Liebenswürdigkeit und Hoheit besessen, die in den schlimmsten Perioden ihres Hauses eine Anzahl Menschen an sie fesselte, deren Hingebung fast an Anbetung grenzte. So war Elisabeth Stuart in das freudenlose Exil eine wenn auch kleine Zahl von Anhängern gefolgt, die die stolzesten Namen Englands trugen und sich willig allen Wechselfällen des Geschickes unterwarfen, die die verehrte Gebieterin trafen, sie umgaben die Verwittwete, die Landvertriebene mit dem letzten Schimmer des Königthums. Um den kleinen Hof der vertriebenen Böhmenkönigin sammelte sich Alles, was auf Bedeutung Anspruch machte.

Junker Palland von Moriamez, der mit so großem Pompe seine Spanierin nach dem Haag entführt hatte, gehörte zu den auffallendsten Erscheinungen dieses Jahres in der holländischen Stadt.

Seine Liebe war zu sehr im großen Styl aufgetreten, als daß man nun an ihre idyllische Fortsetzung hätte glauben können, und Karl Dietrich war auch gar nicht der Mann dazu, um wegen eines Paar schöner Augen willen an das Aufgeben aller Geselligkeit zu denken. Bald empfing ihn der Kreis, der sich um Elisabeth Stuart gesammelt hatte, mit derselben Auszeichnung, wie ihn die galante Welt Köln's und Brüssels empfangen hatte. Er hatte vive la joie! zu seiner Devise erwählt und die Welt war seine Göttin, ihn kümmerte es nicht, daß Freude und Geselligkeit dieses Mal calvinisch war. Nicht so die bigotte Spanierin, der Elisabeth und ihr Hof ein Gräuel war. In den ersten Monaten empfand sie diesen Einfluß weniger, denn da hatte ihre Verbindung mit dem flatterhaften Baron für diesen noch den Reiz der Neuheit, und das Haag bot der wechselnden Vergnügungen noch mehr als dieser kleine Flüchtlingshof.

Bald aber wurden Moriamez' Abwesenheiten häufiger, sein ganzes Benehmen gegen Donna Felipa kühler und gleichgiltiger, und bald hatte die Eifersüchtige es herausgefunden, daß ein besonderer Magnet ihn immer und immer wieder an den Hof der Böhmenkönigin zog.

Lady Anna Dudley war ihrer Prinzessin nach Heidelberg gefolgt, sie war mit eingezogen auf den Hradschin, sie war eine der Hofdamen gewesen, an deren entblößten Schultern die sittenstrengen böhmischen Edelfrauen so großen Anstoß genommen hatten. Lady Anna war mit in die Verbannung gezogen, und war auch seit den glänzenden Tagen von Heidelberg und Prag ihre erste Jugendblüthe verflogen, so konnte sie noch immer als eine Schönheit ersten Ranges gelten, allerdings in ganz anderer Weise, als die kleine, zierliche gluthäugige Donna Felipa, die gekränkte Eigenliebe und Eifersucht aufs Krankenbett geworfen hatten. Noch immer wie in den Tagen ihrer Jugend ringelte sich röthlich schimmerndes Goldhaar auf die weißesten Schultern und ihre imposante Gestalt hatte aus der Hebe der ersten Jugend sich in die königliche Juno verwandelt. Dazu kam der geistige Reiz einer lebhaften Unterhaltungsgabe, denn Lady Anna hatte viel erlebt und gesehen in diesen Jahren, ihr Gesichts- und Bekanntenkreis war ein erweiterter, sie hatte mit den Schöngeistern am Hofe Jakobs gelebt, mit Heidelberger Professoren disputirt und mit böhmischen Großen koquettirt, ein ganz anderes, farbenprächtigeres Leben lag hinter ihr, als Donna Felipa eines in ihrer Erinnerung hatte, denn dieses war nur zwischen den Mauern eines Klosters, den Andachtsübungen, Stiergefechten und Autodafé's und dem einförmigen Leben im Hause des verhaßten, ernsthaft bedächtigen Gemahls verlaufen.

Eine Frau und sei sie auch die schönste, wird aber auf die Dauer nicht fesseln können, wenn ihr die Reize des Geistes und der Seele fehlen, und eine Frau, auf deren Ruf durch eigene Schuld ein Makel haftet, mag fortan jedes Band nur als ein spinnwebeartiges ansehen, ihr Zauber ist gebrochen.

Tagelang war Moriamez ausgeblieben, und seine vereinsamte Dame fand Muße genug, über das Schicksal nachzudenken, das sie sich in sträflichem Leichtsinne bereitet. Den leidenschaftlichsten Eifersuchtsszenen setzte der Baron seine Abwesenheit entgegen, und bald gesellte sich zu der Verlassenen als Genossin der Eifersucht die tödtlichste Langeweile, und sie weinte wie ein Kind nach dem Käfig zurück, dem sie entflohen.

Noch einen Sturm aber wollte sie auf das Herz des Ungetreuen wagen und in einem der seltenen Momente, da Moriamez ihr wieder Gesellschaft zu leisten kam, bestürmte sie ihn mit den heftigsten Vorwürfen über seine Treulosigkeit. Ruhig lächelnd hörte Karl Dietrich sie an, dann sprach er: „Ew. Gnaden vergessen, daß eine Frau, die ihres Mannes Haus böslich verläßet, das Recht auf eines andern Mannes Treue verwirkt hat."

Das war ein hartes Wort; in Madrid hätte sie es vielleicht mit einem Dolchstoße gelohnt, hier hatten die feuchten melancholischen Nebel der Nordsee schon so auf sie gewirkt, daß sie weinend zusammenbrach. „Bringt mich zurück!" jammerte sie.

„Madame, Ew. Gnaden Wunsch ist mir Befehl; ich habe Euch brillant aus Brüssel hinausgeführt, noch brillanter soll die Ritornata sein."

Und so geschah es, es ist ein keckes Bild aus dieser wüsten Zeit, das wir hier skizzirten, die Entführung und die Ritornata der Brüsseler Dame durch Karl Dietrich von Palland, den Baron von Moriamez. Fünfzig Berittene hatten ihnen das Geleit aus Brüssel gegeben. Dreihundert Adelige des Rheinlandes und Brabants geleiteten ihn und die Spanierin wieder zurück. Donna Felipa aber hatte bei der Rückkunft die venetianische Halbmaske wohlweißlich vor das Gesicht genommen.

Wie es ihr ferner erging, sagt der Chronist nicht, wohl aber berichtet er, daß die Fahrt nach dem Haag Karl Dietrich Palland und Moriamez kostete, die er verpfänden und verkaufen mußte. Wie auf dem Würfelbrett rollten in dieser Zeit Besitz und Glück durcheinander; keine Zeit ist in so grellen Farben in das Buch der Geschichte gemalt. Des Junkers von Palland Liebesgeschichte galt dieser Zeit als ein sublimes Stück der Galanterie.

Eine Frau, die sterben will.*)

Nachstehende kleine Geschichte, die zur Charakteristik der Pariser Halbwelt dienen kann, verdankt man dem Tagebuch eines vielbeschäftigten Arztes. Man wird sagen, das sei ein Widerspruch: ein beschäftigter Arzt führe kein so unnützes Ding, wie ein Tagebuch. Es ist aber auch nicht das eines idealistischen Studenten oder einer sentimentalen Pensionärin von sechzehn Jahren, kein Spiegel für die individuelle Eitelkeit, keine Quelle der Selbsttäuschung, wie die meisten Tagebücher, welche man in einigen Jahren nur mit mitleidigem Lächeln wieder lesen kann. Nein, unser Heilkünstler treibt bei seinem Handwerk zur Unterhaltung auch psychologische Studien und zeichnet auf, was ihm einen neuen Einblick in die menschliche Natur gewährt, um wo möglich dem wirklichen Typus dieses wandelbaren Proteus auf die Spur zu kommen. Doch zur Sache.

Mitten in der Nacht wird Doktor X. aus dem kaum begonnenen Schlaf herausgeschellt; die Sache ist dringend, es handelt sich um eine Vergiftung; eine junge Frau in der Nachbarschaft liegt im Sterben. Der Arzt fährt in die Kleider und folgt seinem Führer in den zweiten Stock eines ansehnlichen Hauses, wo er in ein weniger elegantes als überladenes Gemach eingeführt wird, wo Alles den Luxus und die Verschwendung, nichts den Geschmack andeutet. Angesichts dieser Umgebung kann der erfahrene Mann an eine Selbstvergiftung kaum denken; und doch irrte er: es waren nicht nur alle Symptome vorhanden, sondern Patientin und Thäterin waren auch in der That eine und dieselbe Person. Doch hatte er vorläufig gar keine Zeit, hierüber nachzusinnen, denn der Fall erheischte dringende Hilfe; die junge Dame, im reichsten Negligée, lag bereits in Zuckungen. Die geeigneten Mittel wurden angewandt, die Leidende war gerettet.

Zwei Tage darauf trat ein Mann mit weißem Haar, weißer Cravatte und von vornehmem Aussehen bei dem Arzte ein und ließ sich also vernehmen: Sie haben, mein Herr, eine Frau gerettet, für welche ich eine aufrichtige und tiefe Neigung fühle; Sie haben mir damit zugleich Reue und Gewissensbisse erspart, die mich Zeitlebens nicht mehr verlassen haben würden. Ich war hart, streng und geizig, ich gestehe es; das arme Kind hatte ein kleines Coupé gewünscht, wie es am Ende Jedermann hat; ich habe es ihr verweigert und sie glaubte daher, ich liebe sie nicht mehr, darum hat sie sterben wollen. Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen persönlich zu danken, und halte mich meiner großen Verbindlichkeit durch diese Vergütung Ihrer Bemühungen noch lange nicht entledigt.

Nach dieser feierlichen Ansprache legte der ehrwürdige Herr ein Röllchen Zehnfrankenstücke auf das Kamin, machte seine Verbeugung und verschwand.

Am dritten Tage, während der Consultationsstunde des Doktors, erschien ein großer schwerfälliger Mann, hoch in den Vierzigen, mit Brillanten am Busenstreif und den Fingern, großer goldener Kette, zerplatzten Handschuhen und schnarrender Stimme. Mein lieber Herr, sagte er, nachdem er tief Athem geschöpft, ich bringe Ihnen meinen Dank von wegen der kleinen Närrin, die sich vergiftet hat. Ich hatte ihr eine kleine Eifersuchtsscene gemacht, vielleicht mit Unrecht, wegen eines jungen Laffen, den sie für ihren Cousin auszugeben beliebte, die Schäckerin! Ich bin etwas heftig, mein Herr, und drohte ihr, sie zu verlassen; ich hätte wirklich selbst nicht geglaubt, daß das arme Mädchen eine so unsinnige Liebe zu mir hat. Ohne Sie wäre sie richtig d'rauf gegangen; es wäre dies schon die Dritte gewesen, die um mich gestorben ist. Aber jeder muß von seinem Beruf leben und ich glaube, hiermit gegen Sie quitt zu sein.

Damit zählte der Wohlbeleibte mit bedächtiger Miene und langsam genug dreihundert Francs in Fünffrancs-Stücken, die er in drei egalen Säulen aufthürmte, auf das Büreau des Arztes und empfahl sich mit einer linkischen Verbeugung. Der Doktor blieb allein; er war etwas in Verlegenheit, etwas unzufrieden mit sich selbst.

Eine halbe Stunde darauf klopft es und herein tritt mit elastischem Schritte ein junger Mann von etwa 30 Jahren, nach neuester Mode gekleidet, das Haar in der Mitte gescheitelt, den Backenbart bis auf die Schultern herabhängend.

Sie sind Hr. Dr. X.? fragt er.

Ja, mein Herr, was steht zu Diensten?

Ich komme, Herr Doktor, um Ihnen für die Sorgfalt zu danken, die Sie einer meiner Nachbarinnen, einer charmanten Frau, gewidmet haben; sie hatte die Güte, mir einige Aufmerksamkeit zu schenken und ich hatte sie durch eine Untreue in Verzweiflung gestürzt. Das arme Geschöpf hat die Sache viel zu tragisch genommen, ich hätte es ihr kaum zugetraut! Leider, Doktor, bin ich im Augenblicke nicht in der Lage, mich hinreichend erkenntlich zu zeigen; der Landsknecht und das Baccarat haben mir zu übel mitgespielt; aber einstweilen lassen Sie sich sagen, daß Sie einen Freund an mir besitzen. — Und er streckte dem Doktor die Hand hin, besieht sich im Spiegel, streicht das Haar etwas Weniges zurecht und geht von dannen.

Der gute Arzt ist inzwischen mit sich einig geworden; er fährt zu der genesenen, noch unbußfertigen Magdalena und redet sie also an: Die Erkenntlichkeit, die Sie vielleicht für meinen kleinen Dienst fühlen mögen, hat sich in einer Weise geäußert, die mich in einige Verlegenheit setzt. Ich habe dieses Röllchen mit hundert Zehn-Francs-Stücken von dem alten Herrn erhalten, der sich mit viel Welt benahm; ich behalte es daher. Allein das Geld des Zweiten kann und mag ich nicht annehmen; es gehört Ihnen, befreien Sie mich davon. Was den Dritten betrifft, so betrügt er Sie nur um des Landsknechts willen. Uebrigens scheinen Sie drei sehr ergebene Freunde zu besitzen.

Ach, mein Herr, flötete sie, wenn Er mich so liebte wie diese da, so hätte mich nie die Verzweiflung übermannt!

Was sagen Sie? Noch ein Vierter?

Freilich, der Undankbare, der mich verlassen hat, vom Gaité-Theater, der ein Engagement in New-York erhalten hat. Meinen Sie etwa, ich hätte wegen der Andern sterben wollen?

*) Aus der „Frankfurter Zeitung".

Miscellen.

Die Berliner „Gerichtsztg." vom 17. Juli erzählt den folgenden traurigen Fall, der auch anderwärts zur Warnung dienen mag: „Im August v. Js. ging die 21jährige Pflegetochter des Rechnungsrathes Babro in Potsdam vor einer Conditorei vorüber, als auf dem Perron mehrere Herren saßen und wie gewöhnlich bei dem Rauchen einer Cigarre eine Tasse Kaffee tranken. Kaum war sie zwanzig Schritte gegangen, so stand ihr Kleid, das wahrscheinlich durch ein weggeworfenes Schwefelholz Feuer gefaßt hatte, in hellen Flammen. Sie

wurde an allen Theilen des Körpers, obgleich das Kleid so schnell als möglich abgerissen wurde, schwer verletzt. Unter den allergrößten Schmerzen bei der sorgfältigsten Pflege ihrer Pflegeeltern hat das arme Mädchen 11 Monate zugebracht, bis sie endlich vor vierzehn Tagen nach der hiesigen Heilanstalt Bethanien gebracht wurde, wo sie am 14. Juli Nachmittags gestorben ist.

•

Aus Norrbotten (Schweden) sind in der letzten Zeit viele Berichte eingegangen, worin die daselbst herrschende Hungersnoth in den grellsten Farben geschildert wird. Die daselbst ankommenden Schiffe wurden von ausgehungerten Menschen förmlich bestürmt; einige fielen sogar auf die Kniee und bettelten um einen Schiffszwieback. Selbst in den sonst wohlhabenden Häusern hatte man seit langer Zeit kein Roggenbrod geschmeckt. Einzelne schwedische Schiffsführer besuchten die abgelegeneren Stellen des Uferlandes, wo die Noth am größten war, und verschenkten so viel von ihrem Proviant, daß sie sich genöthigt sahen, nach Stockholm zu telegraphiren, um per Dampfschiff mit dem Nöthigsten versehen zu werden. Ein junger Seemann schrieb an seine Eltern, daß er mit eigenen Augen gesehen, wie ein Mann der ärmeren Klasse damit beschäftigt war, Brod aus Baumrinde zu kneten, während dessen sein dem Hunger geopferter Begleiter, der Hund, im Topfe kochte. Seeleute pflegen nicht sehr weichherzig zu sein, aber einige haben doch in ihren Briefen versichert, daß sie nicht wünschen möchten, nochmals Zeugen eines so schrecklichen, herzergreifenden Elendes, wie das in Norrbotten, zu werden.

•

(Gaunerstück.) Die in Danzig erscheinende „Westpr. Ztg." erzählt folgendes Gaunerstück: Vor einiger Zeit verschwand bekanntlich aus Danzig der Rentier Weißstock mit etwa 20—30,000 Thlr., bald darauf folgte ihm der vielfach bekannte Exekutions-Inspektor K. vom Danziger Stadtgericht, ein sehr gewandter und von bösen Schuldnern gefürchteter Beamter. Er hinterließ nur Schulden, keine Vergehen, welche seine Verfolgung veranlassen konnten. K., hatte sich jedoch vor seiner unerwarteten Abreise einen auf Weißstock lautenden Haftbefehl des hiesigen Gerichts ausgefertigt. In New-York gelang es ihm leicht, Weißstock zu erfragen, der bereits im Besitze eines Ladengeschäfts ist. K. tritt ein in Gesellschaft einiger armen Teufel, die er auf dem Schiffe kennen gelernt und welche er gebeten, ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu begleiten. Als Weißstock den ihm sehr wohl bekannten Beamten seine Thür öffnen sieht, erbleicht er: „Sie hier, Herr K.!" — „Ja wohl," sagt K., den Haftbefehl aus der Tasche ziehend, „und nun marsch fort — ich bin hier, Sie zu verhaften und nach Preußen zurückzuführen." — Weißstock weiß, daß dieses nicht die erste Exekutionsreise K.'s ist, er selbst hat ihm früher auf die Fährte entflohener Schuldner gehetzt und K. wußte seinen Mann immer zu greifen; übrigens aber handelte es sich für Weißstock gar nicht um das Schuldengefängniß, sondern um das Zuchthaus; er wußte am Besten, wie viele von seinen Wechseln gefälscht waren. „Aber Herr K.", sagte er bittend, „kann die Sache nicht mit Geld abgemacht werden?" — „Nichts da", antwortete K. mit barschester Amtsmiene, „vorwärts." — „Aber wenn ich 1000 Dollars gebe!" „1000 Dollars! Was sind die 1000 Dollars! So viel kostet ja beinahe unsere Reise hin und zurück — jetzt machen Sie ein Ende, lieber Weißstock, oder —" „Aber 2000 Dollars', 2000 Dollars baares Geld," ruft Weißstock in Verzweiflung, „seien Sie gnädig, lieber Herr K., haben Sie Mitleid mit einem armen ruinirten Mann." — „Ich sage Ihnen, daß es nicht geht, machen Sie, daß wir fortkommen." — „Nun," sagt Weißstock mit den hellen Schweißtropfen auf der Stirn, „3000 Dollars ist mein Alles, ich will sie geben, ich will geben 3000 Dollars, Herr K., aber retten Sie mich!" — Da fühlt K. ein menschliches Rühren: „Und ich," sagte er schwankend, „fühlen Sie nicht, daß ich ruinirt bin, wenn ich das Geld nehme, daß ich nicht nach Preußen zurück kann, daß ich mein Amt und meine ganze Stellung aufgeben muß?" — Weißstock athmete auf: „Hier, hier, da sind 3000 Dollars, damit können Sie in Amerika Alles werden, was Sie wollen und Alles erreichen!" K. griff endlich zu und verließ mit seinen Freunden den Laden, Weißstock den Haftbefehl zurücklassend. Er ließ sofort seine Frau nachkommen, und soll zur Zeit einen schwunghaften Hausirhandel mit Schreibmaterialien betreiben. Aber wer beschreibt des guten Rentiers Weißstock Zorn, als er einige Wochen später von einem Danziger nicht geprellten Freunde einen Brief erhielt, in welchem als interessante Neuigkeit beiläufig die Worte standen: „Auch der Exekutions-Inspektor K. vom Stadtgericht ist durchgebrannt und hat viele Schulden hinterlassen; nun, wenn es so fort geht, dann ist ganz Danzig bald in New-York."

•

In Philadelphia fand am 19. Juni ein furchtbarer Theaterbrand statt. In dem Fox'-American-Theater nämlich, in welchem in neuerer Zeit Tänze und Volksschauspiele aufgeführt worden waren, brach an dem genannten Tage während der Vorstellung Feuer aus, welches sich rasch verbreitete. Die Personen, welche sich im Parterre befanden, entkamen alle unverletzt; von den Jungen aber, welche auf den Gallerien saßen, waren einige so erschreckt, daß sie aus den Fenstern des zweiten Stockwerkes sprangen. Ein Knabe erlitt dabei solche Verletzungen, daß er nach wenigen Minuten starb. Die Feuerwehr konnte das Gebäude nicht retten, sondern mußte sich darauf beschränken, die angrenzenden Häuser zu schützen. Als man schon alle Gefahr vorüber glaubte, stürzten die Mauern der Theater-Restauration zusammen und begruben unter ihren Trümmern die Feuerwehrleute, welche darin aßen und tranken. 14 derselben blieben todt auf dem Platz, 16 andere wurden mehr oder weniger verletzt.

•

In London wurde in den letzten Tagen ein militärisches Institut eröffnet, das allenthalben Nachahmung verdiente. Für die in London garnisonirenden Gardetruppen bestimmt, ist dasselbe ein Club für Unteroffiziere und Gemeine und bietet in einem monumentalen, comfortable eingerichteten Hause alles das, was sonst der Soldat genöthigt ist im Wirthshause zu suchen. Lese-, Billards-, Conversations- und Rauchzimmer, Kegelbahnen, Concert- und Vorlesungs-Räume u. s. w., die alle für einen äußerst geringen Betrag den Mitgliedern zugänglich sind.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 60. Sonntag den 28. Juli. 1867.

Der Verschworene.

Eine Geschichte aus Sizilien, mitgetheilt von ***.

I.

Es mögen jetzt ungefähr zwanzig Jahre her sein, daß ich einen Ausflug nach Sicilien unternahm. Ich landete in Messina, denn ich gedachte zunächst den Aetna zu besuchen, der wohl das erste Ziel aller Reisenden in Sicilien ist.

Ich war allein, denn ich hatte keinen Reisegefährten gefunden, so sehr ich auch unter allen Bekannten und Freunden geworben hatte. Man wollte mich selbst abschrecken, indem man mir die Mühen und Entbehrungen schilderte, denen ich mich aussetzen würde. Doch ließ ich mich nicht irre machen und wollte meinen beabsichtigten Besuch ausführen trotz des schwarzen Brodes, der Banditen und des zahllosen Ungeziefers — drei Uebel, mit denen man mir am meisten bange zu machen suchte.

In Messina selbst blieb ich nicht lange, denn es trieb mich in das Gebirg, dessen Engpässe gleich mächtigen Wogen erscheinen, die einst von einem Zauberwort plötzlich zur Ruhe gebannt, nun rings um den mächtigen Vulkan sich hinziehen, als harrten sie auf den Spruch der Erlösung, der sie ihrem alten Elemente wieder zurückgäbe. Die klassischen Erinnerungen drängen sich dem Reisenden hier von allen Seiten auf, wenn er diese Schluchten betritt, deren Abhänge von buntem Marmor gebildet sind. Ueppiges Grün wächst aus dem Stein und rankt sich an ihm hinauf, so daß er die ganze Wand wie mit weichem Teppich bekleidet. Hebt man dann plötzlich den Blick, so sieht man den Aetna, der wie eine Himmelssäule sich in die Wolken erhebt. Hier war einst die geheimnißvolle Werkstätte der Cyclopen, die d.m höchsten Gott die Donnerkeile schmiedeten, hier landete Odysseus auf seinen Irrfahrten; — und die späteren Griechen, welche so viel reiche Städte hier gründeten, schauten nach dem ewig ernsten Gipfel des Berges als ihrem Richtpunkt, wenn sie mit ihren Galeeren das sicilianische Meer durchfurchten. Hier kämpften die Römer mit den Karthagern, hier herrschten nach einander die Araber, die Hohenstaufen, die Spanier, und in allen diesen Umwälzungen blieb er, der mächtige Berg, allein und einzig unbewegt.

Der Aetna ist niemals ohne eine Krone von Rauch. Wie eine dichte große Locke legt sich dieselbe bei Tag um seine Spitze und wetteifert an Glanz mit dem Gold der Sonne; Abends aber röthet sie sich zauberhaft und scheint in ihrer rosigen Verklärung der Thron einer Göttin, einer guten Fee des Landes zu sein.

Eines Tages kam ich auf meinen Streifereien in das Val di Rota und begann muthig die Felsen hinanzuklimmen, welche sich steil über die Casa di Madama del Piano erheben. Ich war ungefähr bis zur Hälfte gekommen, als ich meinen Führer lebhaft winken sah. Seine Zeichen sagten deutlich, daß ich schleunigst herabkommen möge. So mußte ich denn umkehren, und fragte ihn etwas mißgelaunt, warum er so sehr darauf bestanden habe, mich zurückzurufen. Was er in seinem schlechten Dialekte vorbrachte, verstand ich kaum, allein gleichzeitig deutete er auf den Berg, welcher sich verfinstert hatte und nun schwarz geworden war. Ich verstand, daß wir so schnell als möglich eine Unterkunft suchen mußten, allein in der ganzen Umgegend gab es nur ein Kloster, dessen Mönche im Lande ziemlich bekannt waren und das wir nun zu erreichen eilten.

Im Schweiße gebadet und erschöpft langten wir nach einiger Zeit dort an; mein Führer warf sich zunächst vor einem alten schwarzen Marienbild nieder und schien eifrig zu beten. Ich selbst wandte mich an die Mönche, die uns entgegenkamen und bat um gastliche Aufnahme. Diese empfingen mich sehr freundlich und meinten, ich könne froh sein, ihr wirthliches Dach bei Zeiten erreicht zu haben. Mein Führer hatte Recht gehabt, in wenigen Augenblicken erhob sich ein heftiger Wind und der Regen fiel in Strömen. Bald kamen noch mehr Flüchtige, die das Wetter überrascht hatte, und als wir uns auf die Einladung des Paters Guardian zu Tische setzten, fanden sich Vertreter aller Nationen zusammen. Eine lebhafte Conversation entspann sich, allein während wir aßen, wuchs der Sturm zusehends, und seine Heftigkeit war zuletzt so groß, daß unser Tischgespräch für eine Zeit lang verstummte und jeder dem Kampf der Elemente seine Aufmerksamkeit zuwandte. Als dann die Unterhaltung wieder aufgenommen wurde, wußte jeder nur von Lawinen, Ausbrüchen des Aetna oder schrecklichen Gefahren zu erzählen, die er schon einmal ausgestanden haben wollte. Für die Einwohner des Landes war ein solcher Sturm nichts Erfreuliches, aber für mich war es ein Abenteuer. Ein Sturm auf dem Aetna! das war doch auch der Mühe werth, die gemüthliche Heimath verlassen zu haben. Als ich aber meinen Wirthen die Absicht mittheilte, das Gewitter von dem Fenster meiner Schlafzelle aus zu beobachten, entsetzten sie sich auf's Aeußerste, nannten mein Vorhaben eine Sünde, eine Herausforderung der Vorsehung, gaben mir aber, als sie meine Unerschütterlichkeit sahen, die gewünschten Flaschen Wein, mit denen ich mich während der Nacht stärken wollte.

Nur ein alter Italiener war neugierig geworden und setzte sich zu mir an das offene Fenster, von wo wir den Berg vor

uns sahen. Schon war die graue Krone in eine feurige verwandelt, die nun in alle Farben überging. Bald flammte es weiß, bald azurfarben, bald zuckte es blutroth und wirbelte dann wie ein gigantisches Feuerrad. Mein neuer Freund war Soldat gewesen, hatte unter Napoleon gedient und kam gern auf seine Erinnerungen zu sprechen. Er war Napoleon auf die Insel Elba gefolgt, mit ihm zurückgekehrt, hatte dessen Stern in Belgien sinken sehen und war selbst in's Unglück gekommen. Man hatte ihn später aus Neapel verbannt, weil man bei ihm liberale Ideen geargwöhnt hatte. So war er lange Jahre in der Fremde herumgeirrt, bevor ihm in seinem Alter endlich die Erlaubniß geworden, wieder zurückzukehren. Trotz seiner Jahre aber schien er noch nicht ganz frei von Verdacht.

„Da unten die Mönche haben mir erzählt, Sie wären ein Carbonari gewesen."

Der Alte lachte.

„Mein lieber Herr," sagte er, „ich habe in sechs Feldzügen ein Regiment Cavallerie kommandirt und habe Europa mit dem Heer eines Eroberers von Cadix bis Moskau durchzogen. Dabei habe ich natürlich wie ein Prinz gelebt, und so konnte es mir nicht sonderlich gefallen, nachher immer zu Fuß zu gehen, wie ein Bettler zu leben und gar meinen Rock selbst zu flicken.

„Carbonaro! lieber Gott! Einem Mann von meinem Schlag muß stets die Vergangenheit einfallen! Noch heute, wenn ich die zahmen, geschniegelten Herren mit ihren Federhüten sehe, muß ich der vergangenen Heldenzeit gedenken. Wie ganz anders war jener kühne, stolze Glückssohn. — — Doch lassen wir die Vergangenheit. Carbonaro! Zum Teufel, laßt sie mich nennen, wie sie wollen, es ist mir ganz gleich."

Des Italieners Gesicht hatte einen eigenen Ausdruck angenommen, seine Augen sprühten Feuer, seine Hände zuckten. So ging er einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann wieder beruhigt, lachend, in einen Sessel. „Es war gut, daß Sie mir den Verdacht nicht bei den Herren in der Kutte mittheilten, sonst hätten sie eine Geschichte mit anhören müssen, die ihnen schwerlich angenehm gewesen wäre. Denn ich erinnere mich einer Begebenheit, die sich hier ereignet hat, und deren Zeuge ich war, kurz bevor man mich ins Exil zu schicken beliebte.

Ich bat ihn, mir dieselbe mitzutheilen, wenn es ihm nicht unangenehm wäre. Er ließ sich nicht lange zureden, sondern füllte sein Glas, nahm einen tüchtigen Schluck und erzählte: „In der Zeit, von der ich spreche, bewarb sich die ganze vornehme junge Männerwelt dieser Provinz um eine Schönheit, die alle Herzen berückte und alle Sinne bethörte.

Die herrliche, eben erblühte Carolina Visconti war die einzige Tochter eines der reichsten Männer in Catania. In Sicilien werden die Heirathen von den Eltern bestimmt und die Kinder bei der Wahl nicht viel gefragt.

Caroline ließ sich aber nicht so ohne Weiteres vergeben, sie wollte weder diesen alten, mit Gicht behafteten Edelmann, noch jenen reichen Emporkömmling, dessen Kopf ihr unsäglich leer erschien. Keiner fand Gnade vor ihren Augen. Die ganze Ritterschaft von Catania war empört und mancher vermeinte seine Ehre befleckt, weil ihn die Schöne auf schnöde Weise zurückgewiesen hatte.

Doch endlich kam auch Carolina's Stunde.

Ich stand damals mit meinem Regiment in Calabrien und machte mit einem meiner Offiziere, Namens Vivaldi, einem galanten jungen Manne, einen Ausflug in die Gebirge. Beim Anblick der sicilischen Küste ließen wir uns verleiten, nach Messina überzusetzen und fanden dort gastfreie Aufnahme. Auf einem Ball sehen wir denn auch die gefeierte Schönheit. Sie war, ich gestehe es, hinreißend in der Reinheit und Zartheit ihrer Züge; eine Fülle kastanienbrauner Haare fiel auf ihre herrlichen Schultern herab. Ihre glänzenden Augen schienen es zu wissen, welche Macht sie über die Herzen der Männer ausübten. Mein Begleiter ließ sich alsbald dem Wunderkind vorstellen und ich sah zu meinem Erstaunen, wie er sie zum Tanz führen durfte.

Vivaldi war ein schöner Soldat, er war lebhaft und seine Brust war mit Orden geschmückt, die er in den verschiedenen Feldzügen sich verdient hatte. Dabei war er ein Ehrenmann und ein treueres Herz gab es wohl nicht auf der Welt.

In jener Ballnacht entschied sich sein Schicksal. Er hatte einen ganzen Schwarm von den Schönsten unter den Schönen geliebt und war auch von ihnen geliebt worden, aber niemals hatte er dabei seine Lustigkeit auch nur für einen Augenblick verloren. In dieser Nacht kam er ganz verändert heim. Ich sah, daß der Pfeil getroffen hatte und da ich wußte, daß mit Rathschlägen in solchen Angelegenheiten doch nichts zu ändern ist, so ließ ich den Dingen ihren Lauf. Er besuchte von da an keine Bälle mehr, aber desto mehr seufzte er, machte einsame Spaziergänge in die Wälder, spielte Guitarre zu ganz unvernünftigen Stunden, kurz, that Alles, was die jungen verliebten Leute in solchen Fällen thun. Er wurde zuletzt ein so schlechter Gesellschafter, daß ich ihn seiner Schwärmerei überließ und allein dem Vergnügen nachging. Ohnehin schien ich ihn manchmal zu stören; er war nicht mehr so offen gegen mich, wie früher, und ich schloß daraus, daß er Carolina's Herz gerührt habe und seine Liebe belohnt werde. Die blutige Bestätigung dieser Annahme blieb nicht lange aus. Eines Abends, als ich sehr heiter auf einem Maskenball war, steckte mir Jemand einen Zettel in die Hand. Als ich ihn entfaltete, las ich: „Ihr Freund ist in Gefahr, entfernen Sie ihn von der Insel." Sicilianische Rache ist gefährlich, aber Vivaldi wollte von Flucht nichts hören, er lachte meiner Angst und spielte seinen Roman weiter. In der nächsten Nacht indessen schon sollten wir den Ernst der Warnung erkennen. Ich lag in meinem Fenster, rauchte mein Pfeifchen und freute mich der milden Abendluft, als man mir plötzlich meinen unglücklichen Freund blutend nach Haus brachte. Unter dem Fenster seiner Geliebten hatte ihn ein Schuß getroffen.

Die Sache wurde natürlich untersucht, aber man konnte keinen Schuldigen ausfindig machen.

Eifersucht hatte die That veranlaßt, aber wer unter den vielen Verehrern Carolina's sich hatte hinreißen lassen, blieb in Dunkel gehüllt. Zu derselben Zeit kam uns der Befehl zu, augenblicklich zu unserem Regiment zu treffen, da es auf dem Marsch nach Norden war. Vivaldi's Wunde machte es für ihn zu einer Unmöglichkeit, dem Befehl zu folgen, und ich war genöthigt, ihn unter der Obhut seiner Aerzte zu lassen. Die schöne Carolina hatte man bei der ersten Nachricht von der Liebesgeschichte in ein Kloster gesteckt.

„Aber, mein Gott, sehen Sie doch!" unterbrach sich der Alte in seiner Erzählung.

Das Zimmer war wie von Feuer gefüllt. Der Krater, welcher während der ganzen Zeit schwarze Rauchsäulen emporgeschickt hatte, flammte lodernd auf. Der Donner rollte noch immer fort.

„Das ist wie der leibhaftige Satan!“ rief der Italiener. Das Licht dieses zitternden Feuers beleuchtete die ganze Gegend, jeden Hügel, jede Wohnung, ja jeden Baum konnte man mit wahrhaft erschreckender Deutlichkeit unterscheiden. Eine kleine Madonna, die in unserem Zimmer in einer finsteren Ecke hing und die man am Tag kaum unterscheiden konnte, war glänzend beleuchtet. Das ganze Kloster war in Bewegung und das melancholische Läuten der Betglocke war eine peinliche Begleitung zu diesem erhabenen Schrecken. Doch endlich verschwand das wunderbare Phantom und ließ uns in zehnfacher Nacht zurück. Nach einem heftigen Kampfe der Elemente trieb eine Regenfluth den bösen Genius in seine Höhle zurück. In wenigen Minuten war Alles ruhig, nur in der Kapelle unten sang und betete man noch. Dunkelheit herrschte, bis der Mond wie ein versöhnender Geist hinter den Wolken hervorbrach.

Der Italiener begann wieder seine Geschichte.

„Was nun folgt,“ sagte er, „habe ich natürlich nicht als Augenzeuge miterlebt, doch kann ich die Wahrheit meiner Worte verbürgen.“

„Zu jener Zeit spielte ein gewisser Marchese Spontini eine große Rolle in Sicilien. Er war mit den ersten Familien des Landes befreundet, doch erzählte man sich mancherlei über seine Vergangenheit, das ihn in ein mehr als zweifelhaftes Licht stellte. Man wußte, daß er als Agent für die französische Republik bei der Eroberung Italiens mitgewirkt und daß er sogar in dem Jacobiner-Clubb zu Paris figurirt hatte. In Neapel war er wie ein Potentat aufgetreten, sein Haus glänzte vor allen anderen, doch sagte man allgemein, er bestreite die Kosten seines Aufwands aus dem Staatsschatz. Zuletzt wurde dieses auch den Franzosen wahrscheinlich, wenigstens zogen sie ihn zur Rechenschaft und sprachen in ihrer derben Ausdrucksweise von Raub und Unterschlagung. Doch seine Unschuld kam glänzend zu Tage, denn die Zeugen, die gegen ihn hätten aussagen können, verschwanden plötzlich auf wunderbare Weise. Ob er sie in's Gefängniß hatte werfen lassen, oder man die hungrigen Thunfische der Bai mit ihnen gefüttert, steht dahin.

„Der Marchese war nach diesem Proceß noch mächtiger als zuvor. Doch was das Gericht nicht vermocht hatte, vermochte die Eifersucht. Er stürzte durch allzu große Liebe zum schönen Geschlecht. Zur Abwechslung hatte er sich eines Tages in die schönste Ballettänzerin in Neapel verliebt, die aber schon einen Anbeter in dem Generalkommandanten hatte. Dieser französische Herr fühlte sich beleidigt, einen Italiener zum Rivalen zu haben; so schickte er eine Anzahl Soldaten in das Schlafzimmer des Marchesen, die ihn sehr höflich aber bestimmt aufforderten, ihnen zu folgen. Zwei Diener des Mars schwangen sich, auf der Straße angekommen, zu Pferd und hießen ihn ein drittes besteigen. In Begleitung dieser zwei Herren mußte er die Alpen überschreiten, jenseits derselben ließ man ihn dann laufen. Bei dem Wechsel der Dinge kehrte auch er zurück, trieb sich Anfangs in den neapolitanischen Gerichtshöfen umher und stieg dann plötzlich von Armuth und Dunkelheit zu den vollen Ehren eines Günstlings bei Hofe. Er war schön, wagte viel, war ein Verschwender und — ein Schurke. Welchen dieser schönen Eigenschaften er seine Erhebung verdankte, kann ich nicht sagen. Aber die Frauen waren am Ruder und Don Juan selbst würde zu jener Zeit an jedem italienischen Hofe Premierminister geworden sein.

„Aber ein jüngerer und schönerer Politiker ersetzte endlich den Marchese und man belohnte ihn für seine treuen Dienste, indem man ihn zum Gouverneur der südlichen Militärdivision von Sicilien machte.

„In Catania ehrenvoll empfangen, sah er in den Gesellschaften die schöne Carolina und seine vorgerückten Jahre hatten sein Herz noch nicht abgekühlt; auch er verliebte sich in die feurigen Augen der Tochter Siciliens. Zum Erstenmale in seinem Leben dachte er daran, sich mit den Fesseln der Ehe zu beschweren.

„Carolina wieß jedoch den Gouverneur ab, ein wunderbares, noch selten gesehenes Betragen in Sicilien. Sie ging noch weiter, sie machte kein Hehl daraus, daß sie den Mann verachte. Die Ankunft der Husarenoffiziere war ein viel besprochenes Thema und dem Gouverneur entging der Eindruck nicht, den sie auf Carolina machten. Indem das Mädchen mit meinem unglücklichen Freund tanzte, besiegelte sie sein Todesurtheil, und unsere Bewegungen wurden auf des Gouverneurs Befehl auf's Genaueste bewacht.

„Der Marchese bewohnte jenes Schloß, dessen Zinnen Sie dort im Mondlicht erblicken können. Obwohl er als Statthalter des Landes hierher gesandt war, gehörte er dennoch, wie ich jetzt bestimmt weiß, einer jener vielen geheimen Gesellschaften an, welche damals durch ganz Italien verzweigt waren. Er spielte ein zweideutiges, gewagtes Spiel, allein die Verschworenen konnten damals seine Aufrichtigkeit um so weniger beargwöhnen, als viele Adelige an dem Bund der Carbonari Theil nahmen und der Marchese noch einen persönlichen Grund zur Rache an der Regierung haben konnte. Sie erinnern sich des Ausbruchs in Oberitalien. Das Land befand sich in unsäglicher Aufregung, kurz vor der Krisis aber wurden allerorten viele geheime, politische Versammlungen gehalten und zwar aus Vorsicht bei Nacht. Die elende Regierung hatte zwar Kunde von denselben, wußte aber nicht, ob sie dieselben mehr beargwöhnen oder mehr schonen sollte, denn Dreiviertel aller denkenden Männer nahmen daran Theil.

„Mein Freund, der Lieutenant, kümmerte sich nicht um die Politik; für einen englischen Säbel oder ein spanisches Roß würde er die Aussichten auf eine Krone hingegeben haben. Als er verwundet auf seinem Bette lag, quälten ihn nicht die Sorgen um das Geschick seines Vaterlandes, sein ganzes Fühlen und Denken drängte sich in dem einen Wunsch zusammen, von seiner geliebten Carolina zu hören und sie wiederzusehen. Rechnen wir das einem jungen Herzen nicht allzusehr an. Der Marchese war einer der Ersten gewesen, die ihm ihre Theilnahme durch einen Besuch bewiesen hatten. Die Aerzte verordneten dem Genesenden den Genuß der Seeluft, so nahm Vivaldi zuletzt die Einladung des Gouverneurs an, in seinem Palais auf dem Lande zu wohnen. Dort fand er eine Reihe der prächtigsten Zimmer für sich bereitet, und der verschwenderische Luxus eines italienischen Großen umgab ihn hier auf allen Seiten. Glänzende Feste drängten einander, alles athmete Leben, Frohsinn und Genuß. Der Marchese war öfters und selbst für ganze Nächte abwesend, man schrieb das seinen zahlreichen Geschäften zu und ließ sich aber deshalb in den Festlichkeiten nicht stören.

„Nach den Mahlzeiten entschied man sich nicht selten für kleine Ausflüge auf der See und wahrlich nach der heißen Atmosphäre des Salons gibt es nichts Köstlicheres als die kühle Luft, die beim Sonnenuntergang über das Meer hinstreift. Eines Abends fand Vivaldi unter seinem Gedeck einen Zettel mit den Worten: „Schwöre nicht, was auch kommen mag.“ Eine sonderbare, moralische Vorschrift, dachte Vivaldi, und da er einen schlechten Scherz vermuthete, zerriß er das Papier

und hatte es bald vergessen. Das Essen ging zu Ende und einer der Gäste schlug eine Kahnfart auf dem Meere vor. Der Gedanke wurde mit Beifall aufgenommen und die ganze Gesellschaft eilte zum Ufer. Auf dem Wege dahin sah sich Vivaldi von einigen ihm fremden Herrn in ein Gespräch verwickelt, so daß sie als die Letzten in einem Boot Platz fanden, worin keine einzige Dame sich befand. Vivaldi bedauerte das um so mehr, als die Fremden in ihren politischen Gesprächen sich gehen ließen und in der That bald so heftig wurden, daß ein Duell kaum vermeidlich schien. Vergeblich suchte mein Freund die erbitterten Gemüther zu beruhigen, einer der Fremden, der mit besonderer Heftigkeit gesprochen hatte, bestand darauf, augenblicklich zurückzukehren, um die Ehrensache auszufechten.

Die übrige Gesellschaft war längst verschwunden; Vivaldi gab deßhalb dem Verlangen nach und hieß die Ruderer nach einer nahen Landzunge steuern. Es dauerte nicht lange und man war am Ufer, wo eine weite Höhle sich öffnete, an deren Felsenvorsprüngen die Wogen in wildem Tosen brandeten. Der Steuermann schien gerade in diesen sonderbaren Hafen einlaufen zu wollen und Vivaldi sprang auf, ihm mit heftigen Worten seine Thorheit zu verweisen. Da hörte er einen leisen Pfiff, in demselben Augenblick schlang sich ein Mantel um seinen Kopf, seine Hände wurden gefesselt und er lag machtlos auf dem Boden des Kahnes. Alles das war das Werk eines Augenblicks, dann fühlte er das Boot in raschem Strom dahinschießen, auf den schäumenden Wellen tanzen, und endlich in ruhiges Fahrwasser einlaufen. Er fühlte, daß die Luft kalt war, tiefe Stille herrschte ringsumher und es ward ihm klar, daß man die offene See verlassen hatte. Mit angestrengten Sinnen versuchte der Gefesselte den Lauf des Bootes zu verfolgen, das sich oftmals zu drehen und einen vielmals gewundenen Weg zu verfolgen schien.

Vivaldi war ein so tapferer Husar, wie nur je einer den Säbel getragen, und unser Corps war an Pulverdampf und Feuer gewöhnt. Aber auf solche Dinge war er nicht vorbereitet. Sein erster Gedanke, als man ihn niederwarf, war der, daß er, Gott weiß wie, den Argwohn der Regierung erweckt habe, und daß man ihn erdrosseln, oder in's Wasser werfen werde. Aber seine Arme waren auf den Rücken gefesselt, sein Mund geknebelt und da er sah, daß Widerstand erfolglos sein würde, so fügte er sich in das Unvermeidliche.

(Fortsetzung folgt.)

Musikbericht.

⁂ Am letzten Mittwoch beschloß das k. musikalische Institut dahier das Sommersemester mit der Aufführung des Oratoriums: „Das Weltgericht" von Fried. Schneider (Dichtung von Apel).

Die Bearbeitung dieses i. J. 1819 entstandenen Tonwerks im Allgemeinen steht in unserm Jahrhundert ganz einzig da. Keiner Schule, keiner Manier, keiner Nachahmung steht Schneider auch nur im Entferntesten nahe. Die Macht und Ausdrucksfülle der Chöre, die Geschicklichkeit, stylgerechte, gewaltig wirkende Fugen zu schreiben, hat er mit Händel gemein, während er mit Mendelssohn in der frommen, glaubensfesten Richtung übereinstimmt, ohne von der sentimentalen, krankhaft gefühlsseligen Stimmung der Zeit angesteckt zu sein. Vielmehr ist bei Schneider auch das wärmste und seligste Gefühl, wie der weichste und tiefste Schmerz immer noch von einer gesunden Frische angehaucht, die uns wohlthuend berührt. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an den Wiedersehens-Chor der Erstandenen Nr. 14, der nach einem schmelzenden Adagio in einen frischen, lebhaft jubelnden Fugensatz übergeht, wo der Componist ebenso, wie in den prachtvollen Fugen Nr. 1, 9, 16 und 30 durch seine contrapunktische Sicherheit in der Verarbeitung origineller Motive die wirksamsten Erfolge erringt, wie sie seit Händel Keiner errungen. Auch der bei Mendelssohn so beliebte, blos fugirte Satz ist vollständig in seiner Gewalt, wie uns der Auferstehungs-Chor hinreichend beweist.

Was die Aufführung betrifft, so müssen wir vor Allem der Sachkenntniß und Ausdauer des verdienstvollen Vorstands der Anstalt, Herrn Direktors Bratsch, erwähnen, der mit richtigem Verständniß den Charakter des Oratoriums aufgefaßt, es mit der rühmlichsten Beharrlichkeit einstudirt und endlich als Dirigent das mitwirkende Personal zu solcher Begeisterung anzufeuern verstanden hat, daß das Ganze wie aus einem Gusse gelungen erschien, und der Produktion das Prädikat einer in jeder Hinsicht musterhaften mit Recht gebührt. Die stark besetzten Chöre wurden durchaus mit ebenso feiner Nuancirung als Präcision vorgetragen und ließen nirgends, selbst nicht in den überaus schwierigen Fugen die geringste Schwankung oder Unsicherheit erkennen; sie waren denn auch fast alle von großartiger, erhabener, theilweise sogar von wahrhaft hinreißender Wirkung. Ebenso wurden die Soli dem Geiste des ganzen Werks entsprechend edel, ernst und würdevoll ausgeführt. Fräulein Kätchen Schmitt und Herr Emil Schmitt fanden in verschiedenen Nummern, namentlich in dem lieblichen Duett des Raphael und Gabriel Gelegenheit, ihre künstlerische Begabung, ihre musikalische Tüchtigkeit, sowie den Vorzug ihrer schönen Stimmen im glänzendsten Lichte zu zeigen und ernteten lebhaften Beifall. Auch Frln. Röder, sowie die Herren Grohmann und Rein trugen ihre Partien mit lobenswerthem Eifer, großer Genauigkeit und untadelhafter Reinheit vor. Von wunderbarem Effekte war namentlich das durch die anmuthigsten Melodien getragene Cantabile der vier Erzengel im dritten Theile. Das eingewebte Violinsolo erhöhte den Reiz desselben in hohem Grade und wurde durch den schönen Ton und das ausdrucksvolle Spiel des Herrn Himmler zu voller Geltung gebracht; ebenso vorzüglich wurde das Flöten-, Clarinett- und Fagottsolo exekutirt. Besonders hervorgehoben verdient noch das ausgezeichnete Cello-Accompagnement im Solosatz der „Eva" zu werden, wie denn überhaupt das ganze Orchester sich seiner difficilen Aufgabe nach allen Richtungen hin gewachsen zeigte und seinen alten Ruhm von Neuem bewährte.

Das zahlreich anwesende Publikum folgte der Aufführung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und gab am Schlusse seine Befriedigung durch stürmischen Applaus zu erkennen. Wir wünschen dem k. Musikinstitute von ganzem Herzen Glück zu dem errungenen Erfolge und sehen mit Vergnügen dem Wiederbeginne der für alle Kunstfreunde so interessanten wöchentlichen Produktionen entgegen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 61. Mittwoch den 31. Juli. 1867.

Der Verschworene.

Eine Geschichte aus Sizilien, mitgetheilt von ***.

(Fortsetzung.)

I.

Endlich hielt das Boot an und man hieß ihn aussteigen und führte ihn immer noch mit verbundenen Augen zu einem Sitze, der aus natürlichem Stein gebildet war, wie es ihm schien.

Kaum hatte er sich niedergelassen, als er eine fremde hohlklingende Stimme vernahm: „Laßt unseren Bruder die Waffen fühlen, mit denen wir die Tyrannen erschrecken und die Völker befreien."

Alsbald fühlte er seine Hand erhoben und sie berührte die Klinge eines Schwertes und eine Feder.

„Laßt unseren Bruder die Klage und die Rache des geknechteten Italiens vernehmen." Auf diese Worte folgte wilder Lärm, Flüche, Geschrei und Schwerterklirren.

„Laßt unseren Bruder die Frucht der Weisheit und Tapferkeit erblicken."

Ein dröhnender Donnerschlag erfolgte, der Mantel fiel von Vivaldi's Haupt und er sah, wie in einem Zauberbilde, einen Palast vor sich, den der Blitz getroffen hatte. Flammen züngelten aus allen Fenstern, hoben sich über das Dach und legten das stolze Gebäude endlich in Asche. Dann verzog sich der Rauch, man sah einen Altar mit der Bildsäule der Freiheit und leise, liebliche Musik ertönte von allen Seiten.

Wie die Versammlung so feierlich in dem unterirdischen Amphitheater dasaß, machte sie einen tiefen Eindruck auf Vivaldi's Herz. Alle trugen Masken und waren in antike Gewänder gehüllt.

Der plötzliche Uebergang von der völligen Dunkelheit zu dem strahlenden Lichte, die Stimmen, das fremdartige, halb gespensterhafte Aussehen der Versammlung verwirrte seine Sinne. Es kam noch dazu, daß auf dem Altar brennende Wohlgerüche die ganze Luft erfüllten. Während er noch so dastand wie im wachen Traum, nicht wissend, ob er zum Proselyten oder zum Opfer bestimmt sei, trat ein Redner vor den Altar und wendete sich in einer feierlichen Rede an ihn, und sprach ihm von den Hoffnungen der italienischen Wiedergeburt. Seine Sprache war kühn und fest und erweckte tiefe Empfindungen in dem feurigen und unerfahrenen Gemüth des jungen Mannes. Als mir Vivaldi später einige Stellen dieser Rede wiederholte, fand ich nichts als Gemeinplätze darin, denen nur das Geheimniß eine gewisse Kraft hatte verleihen können.

Der Redner forderte nun Vivaldi auf, den Eid für „die Befreiung Italiens" abzulegen.

„Tritt vor, mein Bruder, tapferer Streiter, edler Weiser — zu dem Altare deines Vaterlandes und in dem Namen der mächtigen Vorfahren derer, welche um dich sitzen — Schwöre!"

„Eingedenk unserer Helden Brutus und Cato, eingedenk des großen Aristogeiton und des unsterblichen Demosthenes schwöre!"

„Ruhmvoll war das Geschick unseres freien Vaterlandes in der Vergangenheit — frei und ruhmvoll soll es wieder werden. Darum schwöre der großen Sache treu zu bleiben Tag und Nacht, in Armuth und in Reichthum, in Gesundheit und in Krankheit, in Freiheit und in Gefangenschaft, im Frieden oder im Kampf, in der Hütte oder im Palast, an der Förderung der großen Aufgabe zu arbeiten, und selbst den Tod nicht zu scheuen!

„Wir fordern dich auf, weil wir deinen Patriotismus kennen und ihn geprüft haben, als du es am wenigsten ahntest. Wir haben dich würdig erfunden, in der Reihe der Unseren mitzustreiten — darum schwöre — und sei dann unser Bruder."

Ein helleres Licht flammte um den Thron. Stärkere Wohlgerüche erfüllten den weiten Raum und die Musik wurde noch feierlicher und berauschender. Die ganze Versammlung erhob sich langsam von ihren Sitzen, und alle wiederholten in leisem geheimnißvollen Ton: „Schwöre."

Vivaldi, durch seine lange Krankheit ohnehin geschwächt, fühlte seine Sinne schwinden, er war seiner selbst nicht mehr völlig bewußt. Eine unwiderstehliche Macht zog ihn an, und wie ein Trunkener wankte er dem Altare zu und legte seine Hand auf das Schwert, das der Hohepriester ihm entgegenhielt. In diesem Augenblicke hörte man ein Geräusch im Hintergrunde und eine helle Stimme rief im Ton der Angst: „Schwöre nicht."

Entsetzt fuhr Vivaldi zurück — ein erstickter Schrei durchzitterte die Luft und wie auf ein Zauberwort versank Alles in die tiefste Nacht. Die Lichter waren erloschen, die Musik verstummt, die ganze Versammlung verschwunden, als hätte sie die Erde verschlungen.

Vivaldi fand sich allein — eine dumpfe Kellerluft umgab ihn. Geraume Zeit stand er unbeweglich, bis er allmälig zu sich kam. Er griff mit der Hand nach der Stirne, die in Schweiß gebadet war. Was er erlebt hatte, schien ihm wie ein Traum, wie eine jener tollen Phantasien, welche ihn in seinem Fieber so oft umgaukelt hatten. Doch die Wirklichkeit

drang sich ihm zu mächtig auf — er hatte so oft von den geheimen Gesellschaften und ihren feierlichen Versammlungen gehört — er befand sich selbst in einer Höhle, vielleicht eingeschlossen und zu elendem Tod verurtheilt? — — —

Allmälig gewöhnte sich sein Auge an die Dunkelheit und unterschied einige nackte Felswände, den glatten, mit Kies bedeckten Boden — auch eine Art Gallerie, die er kühn zu verfolgen beschloß, ob sie ihn vielleicht an das Tageslicht zurückführen könne. Je weiter er vordrang, desto heller wurde es um ihn und endlich fand er sich nach langer Wanderung und vielen Irrgängen, die ihn oft an dieselbe Stelle zurückbrachten, die er vor einer halben Stunde verlassen, in das Freie zurück. Wie staunte er, als er sich unerwartet auf einem Rasenplatz im Garten des Gouverneurs sah!

Zum Tode erschöpft, schleppte er sich auf sein Zimmer, froh, daß sein Abenteuer noch so abgelaufen war. Wie ein Soldat, der sich schon gerüstet hat, auf freiem Felde zu campiren, und gegen Erwarten ein gutes Quartier und ein weiches Lager findet, so sank auch Vivaldi mit einem gewissen Dankgefühl auf sein Bett, um alsbald in tiefen Schlaf zu verfallen.

Am nächsten Morgen fand er das ganze Haus in Aufregung. Der Marchese hatte während der Nacht wichtige Depeschen erhalten, die ihn nöthigten, augenblicklich zur Stadt abzureisen. Gegen die frühere Gewohnheit verödete diesmal der Palast mit der Abwesenheit seines Herrn. Der Schloßhof war nicht mehr von den Equipagen der vornehmen Gäste gefüllt — die glänzenden Feste blieben eingestellt und tiefe Ruhe, ja eine gewisse Oede lagerte sich um den ganzen Platz, der bisher nur den rauschenden Freuden gewidmet schien.

Auch Vivaldi fand sich vereinsamt, und vergebens suchte er nach einem Menschen, mit dem er über das nächtliche Abenteuer hätte reden können. Still und nachdenklich strich er durch die weiten Räume und die schattigen Gärten, ohne daß er die Auflösung des Räthsels gefunden hätte. Selbst den Zugang zu der geheimnißvollen Grotte konnte er nicht mehr entdecken.

II.

Die schöne Karolina hatte, wie schon erzählt, am Tage nach dem Mordanfall auf ihren Geliebten, die elterliche Wohnung mit dem Kloster — demselben, in dem wir uns befinden — vertauschen müssen, wo man sie streng bewachte. Fern von jedem mißliebigen Einfluß, hofften die Eltern, werde sie bald jene thörichte Neigung zu dem niederen Soldaten vergessen, den die stolze Familie niemals hätte anerkennen können. Man rechnete ferner auf die Langeweile des Klosterlebens; Karolina, welche den Glanz eines verschwenderischen Lebens gewöhnt sei, werde nach kurzer Zeit in jede Bedingung willigen, wenn sie nur in die Welt zurückkehren dürfe.

Solches war der Plan, welchen Marchese Spontini mit den Eltern verabredet hatte. Allein sie hatten sich in dem Charakter des Mädchens geirrt. Der erste Ausbruch ihrer Verzweiflung war überaus heftig gewesen; sie hatte den blutenden Geliebten regungslos wegtragen sehen und sie hielt ihn für todt. Erst als sie die Kunde erhielt, daß sein Leben gerettet scheine und daß der Gouverneur selbst in seinem Edelmuth ihn in seinen Palast aufgenommen habe — wie man besonders hervorhob — erst dann schien sie ruhig zu werden. Seitdem war ihr Betragen sich stets gleich geblieben.

Erneuerte Anträge des Marchese hatte sie mit großer Heftigkeit zurückgewiesen, ja sie hatte dem Beichtvater, der ihrem verhaßten Bewerber zum Boten diente, mit Strenge verboten, ihr je wieder vor die Augen zu kommen. Das waren selten gehörte Worte im Kloster, aber Karolina hatte den Blick einer Königin, und selbst die Säulen der Kirche schracken vor ihr zurück. Statt des verbannten Beichtvaters wurde ihr ein anderer zugewiesen, welcher sich nur um das Seelenheil der stolzen Karolina zu bekümmern schien, und sie niemals mit weltlichen Plänen behelligte. Aber eines Morgens fand er sie in fürchterlicher Aufregung, ihre köstlichen Locken in Unordnung, ihre Wangen bald glühend, bald blaß, ihre Augen eingesunken. Es war nach derselben Nacht, in welcher Vivaldi das geheimnißvolle Abenteuer in der Grotte erlebt hatte.

Der ehrwürdige Vater hatte sich ihr als Freund gezeigt, hatte ihr manche kleine Aufmerksamkeiten erwiesen; er hatte ihr Nachrichten vom Elternhaus gebracht, dann Bücher und andere Annehmlichkeiten für sie erwirkt, die sonst so schönen Gefangenen nicht gestattet wurden. Er versuchte nun den Grund ihrer Niedergeschlagenheit zu entdecken. „Meine Tochter, ich muß dich auf einige Zeit verlassen, der Prior hat mir einen Auftrag nach Trepani gegeben, willst du nicht erst noch beichten?“ sagte er in mildem Tone.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Liszt in der Gefangenschaft.

Von Hibeau.

Es sind jetzt gerade zwanzig Jahre her, als Liszt sich in Odessa befand, um auch dort Konzerte zu geben. Die Bewunderung, die ihm in dieser Stadt gezollt wurde, überstieg in der That alle Begriffe. Die Tagesblätter überboten sich förmlich in der Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen. Jeden Abend, bevor er zur Ruhe ging, hielt er mit Hilfe seines Sekretärs eine große Musterung über all' die Geschenke — Gedichte auf Seide gedruckt, schwärmerische Briefe, Lorbeerkränze, silberne und goldene Trinkbecher und Pokale, und was sonst noch als Zeichen der Huldigung des Tages über eingelaufen war, Haarlocken in allen Farben und Schattirungen mit und ohne Devisen, will sagen mit Liebesgeständnissen, die nicht selten an Abgötterei und Anbetung grenzten, und auch ohne dergleichen Kundgebungen, kurz, was verliebte Frauenherzen nur herauszudüfteln vermochten, das wurde hier dem „gottgleichen“ Mann freudig geopfert.

Unter allen vom „Liszt-Schwindel“ ergriffenen Frauen jedoch steht wohl jene Schloßbewohnerin in der Nähe von Odessa oben an. Seit vielen Jahren schon hatte sie sich mit dem höchsten ihrer Wünsche, den „göttlichen Liszt“ einmal zu sehen und zu hören, wie mit einem zehrenden Fieber umhergetragen, als plötzlich die Kunde von seinem Eintreffen in Odessa auch nach ihrem Besitzthum in Volhynien drang und sie in ihrer Einsamkeit mit Freude und Wonne erfüllte; ihm endlich so nahe sein und nicht Alles aufbieten, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, zu hören, zu genießen, wäre für sie ein unverzeihliches Verbrechen gewesen, das nicht zu sühnen war.

Im Nu bewaffnete sie einige ihrer Diener, und befahl ihnen, sich zu Pferde nach Odessa zu begeben, den Virtuosen unter allen Umständen zu einem Besuche nach Volhynien zu bewegen, aber mit dem bestimmten Zusatze, nicht unter drei

Tagen ihr Schloß zu verlassen, wogegen die Dame sich schriftlich verpflichtete, ihm so viel in Gold auszahlen zu lassen, als er fordere, und da sie nebenbei zu verstehen gab, daß jene Männer nöthigen Falles auch Gewalt anwenden möchten, so sprengten sie davon, ihre Mission gewissenhaft zu erfüllen, denn ihre Gebieterin hatte ihnen eine reiche Belohnung für das Gelingen ihrer Arbeit in Aussicht gestellt.

Aber auch die Dame war inzwischen nicht unthätig, die ganze Dienerschaft wurde von ihr dermaßen in Bewegung gesetzt, das Schloß mit seinem Parke zum würdigen Empfange ihres Gastes in Ordnung zu bringen, daß die Aermsten kaum zu Athem kamen. Sie ließ schlachten, braten, backen und sieden, als ob eine zahlreiche Fürstenfamilie ihren Einzug angesagt hätte.

Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als die bewaffnete Schaar ohne ihn eintraf mit dem Bescheide, wer ihn hören wolle, möge sich nach der Stadt bemühen, er käme nicht!

Franz Liszt, der bloße Klavierspieler, und sie, die reiche Besitzerin, in deren Dienste mehr als hundert Menschen ihr Brod aßen — das war zu Viel! Eine solche Sprache hatte noch Niemand mit ihr geredet. Und da ihr der Spiegel sagte, daß sie gerade in dieser Aufregung weit schöner war, als wenn sie, mit einem Buche in der Hand, in den prächtigen aber einsamen Räumen still für sich hinlebte, so faßte sie auf der Stelle einen kühnen Plan, der sofort ausgeführt werden sollte. Den „übermüthigen Mann“ in Odessa zu hören, wie andere Leute thaten, das wollte sie nicht; es sollte ihr der Vorzug werden, ihn allein unter ihrem Dache zu haben, und ihn dann noch nebenbei den an ihr begangenen Frevel büßen zu lassen.

Sie ließ sofort das beste Roß satteln, bestieg dasselbe, und zog nun an der Spitze einer zahlreichen Dienerschaft nach Odessa, den „Wildfang“ entweder heimlich oder in offener Fehde im Triumphe nach ihrem Schlosse zu führen. Obgleich die christliche Zeitrechnung die Zahl 1847 an ihrer Stirn trug, so glich der Zug doch in der That denen der Raubritter in früheren Jahrhunderten.

In der Stadt angelangt, besuchte sie noch an demselben Tage Abends das Concert. Merkwürdig! Sie kam, sah und — jeglicher Groll war aus ihrem Herzen plötzlich verschwunden. Sein Spiel und die Art und Weise seines Auftretens, seines feinen und dabei ungezwungenen Wesens, jede seiner Bewegungen, die freundliche Art, seine Umgebung zu grüßen und sich zu unterhalten — das Alles machte einen guten Eindruck auf sie. Jetzt stand es bei ihr fest, daß es nicht mehr von ihrem Willen allein abhinge, sondern daß sie den merkwürdigen Mann bei sich im Schlosse haben müsse. Sie macht ihm daher selbst die glänzendsten Anerbietungen und flehte ihn förmlich an, sie auf einige Tage durch seinen Aufenthalt bei ihr zu beglücken, sie werde Alles aufbieten, ihm, dem Gefeierten, die angenehmsten Stunden zu bereiten. Und wenn auch der geniale Künstler all' dem Golde und sonstigen Anerbietungen männlich widerstand, so war es ihm doch nicht möglich, ihrem reizenden Wesen und der Art und Weise ihres Bittens zu widerstehen. Wie es allen Menschenkindern zu gehen pflegt, vermochte auch er nicht, seine Augen zu verschließen, wo es sich um Schönheit und Grazie handelt, denn die junge Schloßbewohnerin, seit zwei Jahren ungefähr Wittwe, war wirklich sehr schön. Er willigte daher ein, sie auf ihre Besitzung zu begleiten und versprach, sich drei Tage daselbst aufhalten zu wollen. Er ging also mit ihr und fand die freundlichste Aufnahme.

Armer Liszt! Schon waren aus den drei Tagen drei Monate geworden und noch hatte er keine Aussicht, aus seiner freiwilligen Gefangenschaft sich befreit zu sehen. Während dieses langen Aufenthaltes im Schlosse durfte er dasselbe nie anders verlassen, als in Begleitung einer bewaffneten Ehrenwache. Es war ihm nicht einmal erlaubt, auch nur irgend welchen Brief zu schreiben, der über sein plötzliches Verschwinden aus Odessa hätte Aufschluß geben können. Er bat und flehte die Dame förmlich an, ihn zu entlassen, weil er kontraktlich gebunden sei, auch an anderen Orten Konzerte zu geben. Umsonst! Die junge Schloßdame bestand auf ihrem Stücke, der Künstler müsse den ganzen Sommer und den ganzen Herbst über bei ihr bleiben, um ihr einsames Asyl einmal gründlich und auf die Dauer mit seinen Harmonien zu erfüllen. Seine Lage war eine verzweifelte und verschtimmerte sich mit jedem Tage immer mehr.

Eines Morgens in aller Früh, als der Tag kaum graute, wollte er entfliehen. Um aber jeden Verdacht von sich fern zu halten, ging er in der leichtesten Morgentoilette nach dem Park, in der festen Hoffnung, ohne Begleitung seiner Ehrenwache den Plan ausführen zu können, da er seine Tageskleider und andere Effekten in dem Zimmer zurückgelassen hatte, auf welche er gern verzichten wollte. Er schlich mehr als er ging auf verborgenen Seitenwegen immer mehr dem Ende des Parkes zu und erblickte in der Ferne schon die Mauer, über welche er sich hinweg zu schwingen gedachte, als er aber auch gleichzeitig nicht weit davon eine sogenannte Ehrenwache bemerkte. Ungesehen von derselben schlug er einen anderen Weg ein; kaum hatte er eine kleine Biegung desselben zurückgelegt, als er abermals einer Wache ansichtig wurde. Er kehrte um und suchte den großen Hauptweg zu erreichen, auch hier eine Ehrenwache. Kurz, wohin er sich auch wandte — überall bewaffnete Männer, die seine Flucht unmöglich machten. Er kam sich vor, als ob er ein Festungsgefangener wäre, und da die Dame es ihm längst schon angemerkt, welche Absichten er im Stillen hege, so hatte sie ihre Vorsichtsmaßregeln verdoppelt, wodurch ihm der Aufenthalt in dem „verwünschten Schlosse“ in der That zur Hölle wurde.

Wieder durchstreifte der Aermste nach einigen Tagen in voller Verzweiflung eines Morgens den Park; da aber jetzt nach allen Richtungen hin noch weit mehr Ehrenwachen sichtbar wurden als zuvor, so kehrte er um und nahm trostlos Platz auf einer in der Nähe des Schlosses sich befindenden Bank, über welche eine mächtige Rüster ihre schattenreichen Zweige weit hinaus streckte. Düster blickte er vor sich hin. Er fühlte leider nur zu klar heraus, daß an ein Entkommen auf gutem Wege nicht zu denken war; daß die Dame, sterblich in ihn verliebt, Alles aufbieten werde, ihn Tag und Nacht zu überwachen; daß er nur durch List seine Befreiung bewerkstelligen könne u. s. w. — Mitten in diesen Betrachtungen wurde er durch die Nichte der Schloßbesitzerin unterbrochen, die, ein Körbchen mit Weintrauben in der Hand, ihm einen „Guten Morgen“ bot und sich neben ihn setzte. Nanny — so wurde sie im Hause genannt — hatte erst vor wenigen Wochen ihren vierzehnten Geburtstag gefeiert; sie war schön und gleich einer eben aufbrechenden frischen Rosenknospe, hatte ein nicht gewöhnliches Maß von Bildung und spielte vortrefflich Klavier.

„Darf ich Ihnen anbieten?“ fragte sie und hielt ihm die schönen Weintrauben hin. „Ich habe sie soeben selbst abgeschnitten.“

„Dann werden sie mir desto süßer schmecken," sagte er, nahm eine Traube und blickte sie so freundlich dabei an, daß sie ihre Augen verschämt niederschlug.

„Sie sind so traurig, Herr Liszt, was fehlt Ihnen?" fragte sie in kindlich süßem Tone, „mir können Sie es schon mittheilen, ich bin verschwiegen."

„Sie gutes, herziges Kind!" sagte er und legte ihre Hand in die seinigen. „Wodurch aber habe ich Ihre Theilnahme verdient? Sagen Sie mir das, Fräulein Nanny."

„Ach!" rief sie voll Verwunderung aus. „Das also wissen Sie nicht? Haben Sie denn gar nichts gemerkt?"

„Nun, allerdings — ja," sagte er, nicht ohne Verlegenheit, denn diese Fragen befremdeten ihn sehr. „Ich glaube, daß Ihre Tante —"

„Sehen Sie wohl, Herr Liszt? Sie wissen also, daß die Tante Sie liebt. Ich aber liebe Sie weit mehr!" rief sie ganz entzückt aus und fiel dem verblüfften Tonkünstler mit solcher Hast um den Hals, daß ihm beinahe der Athem ausging.

„Aber Kind — um Gottes Willen!"

„Ich bin kein Kind, Herr Liszt — ich bin vierzehn Jahre alt und meine Tante wird nichts dagegen haben."

„Dagegen haben —? Aber wie denn, mein Kind? Ich verstehe Sie noch nicht."

„Nun, wenn es Ihnen recht ist, daß wir uns heirathen!"

„Heirathen!?"

„Ja — ich bin sehr reich, wir kaufen uns ein Schloß, weit schöner als das der Tante und können uns dann recht lieb haben."

Dem Aermsten traten helle Schweißtropfen auf die Stirn, denn das verliebte Kind hing noch immer fest an seinem Halse und versicherte, ihn nicht eher frei zu lassen bevor er nicht sein Jawort zu der vorgeschlagenen Heirath gegeben habe.

„Was aber wird die Tante sagen?" fragte er, indem es ihm gelungen war, den Kopf aus ihrer Umarmung ein wenig zu lüften.

„Die Tante! O diese Tante!" rief sie aus. „Die eben ärgert mich so sehr! Die soll Sie nicht lieben!"

„So lassen Sie uns überlegen, wie wir das am Besten machen," sagte er, „ehe wir hier überrascht werden."

„O, wir sind vor der Tante ganz sicher," fügte sie schnell hinzu, „denn der Chirurg ist da und läßt ihr zur Ader."

„Nun dann, Sie gutes, liebes Kind, dann —"

„Nennen Sie mich doch nicht immer Kind," bat sie so herzlich und dringlich, daß ihm vor freudiger Rührung die Augen übergingen, „nennen Sie mich nur kurzweg Nanny!"

„Also, liebe Nanny, wir wollen in aller Eile überlegen, auf welche Weise wir unsere Heirath in's Werk richten wollen."

„Ach, allerliebst! Ja unsere Heirath! Die muß aber recht groß sein mit recht vielen Gästen! Darf ich nun auch wohl blos lieber Franz zu Ihnen sagen?"

„Zu mir — Franz?" fragte er verwundert, wie aus einem Traume erwachend. „Franz also?"

„Ja! Der Name Liszt ist nicht hübsch. Also, lieber Franz, wegen unserer Heirath. O sprechen Sie weiter."

„Ganz recht! Vor allen Dingen, liebe Nanny, müssen Sie mir behülflich sein, ganz am Ende des Parkes die Gartenmauer zu erreichen, damit ich frei werde, um die Vorbereitungen zur Hochzeit einleiten zu können."

„Das ist leicht, Sie steigen auf einer Leiter hinüber."

„Aber die Ehrenwachen," entgegnete er.

„Ja — das ist wahr, daran dachte ich nicht," sagte sie und blickte nachdenkend vor sich hin.

„Diese Kerle haben alle Gänge besetzt und ihre Luchsaugen reichen nach allen Richtungen hin."

„Ich hab's!" sagte sie vergnügt. „Stecken Sie zu sich, was Ihnen gehört, vor der Tante sind wir jetzt noch sicher wegen des Aderlasses, und wenn Sie vollständig zur Flucht gerüstet sind, dann kommen Sie wieder hieher, wo Sie mich ebenfalls vorbereitet finden werden."

„Nanny! Sie wollten fliehen?"

„Nun das versteht sich! Wo Sie bleiben, da bleibe auch ich!"

Der geängstigte Künstler mußte Alles aufbieten, sie dahin zu bewegen, daß sie noch einen oder zwei Tage bei der Tante bleiben müsse, bis er die Reise nach Deutschland eingeleitet habe, wovon er sie dann durch ein Briefchen benachrichtigen werde. Er mußte seine ganze Beredtsamkeit anwenden, sie zum Bleiben zu bestimmen. Weinend hing sie sich aufs Neue an seinen Hals und bat in kindlicher Weise, ja sein Wort zu halten.

Nach wenigen Augenblicken schon kehrte er aus dem Schlosse zurück und fand seine kleine Geliebte auf der Bank, mit einer Leiter versehen, die sie vom Gärtner empfangen hatte, angeblich, um mit Hilfe derselben einige duftende Lindenblüthen zu pflücken.

Sie gingen, Liszt mit der Leiter versehen, und Nanny mit dem Körbchen, in welchem sie ihm vorher die Weintrauben gebracht hatte. Auf ihrem Gange hatten sie drei Wachen zu passiren, die aber den Gefangenen nicht anfochten, weil eben die Begleitung des Fräuleins jeden Argwohn beseitigte. Ein Vierter freilich fragte, wohin der Herr wolle, den aber Nanny dadurch beruhigte, daß Herr Liszt ihr auf der großen, nicht weit von der Gartenmauer stehenden Eiche ein Nest mit jungen Rothkehlchen ausnehmen wolle.

„Nanny, leben Sie wohl!" sagte er jetzt im süßen Vorgefühl seiner Freiheit. „Ich sehe Sie bald wieder!"

Das arme, bedauernswerthe Mädchen aber war seiner Sinne kaum mächtig bei dem Gedanken an Trennung. Laut schluchzend stand sie neben ihm, ihr verweintes Antlitz an seine Brust gelehnt, und vermochte nicht zu sprechen.

„Fassen Sie sich, Nanny, und geben wir der Vernunft Gehör! Wir müssen uns schicken in das, was einmal unvermeidlich ist. Leben Sie wohl!"

Er machte sich beinahe gewaltsam von dem Mädchen los und bestieg die ersten Stufen der an die Mauer gelehnten Leiter. Noch einmal ergriff sie seine Hand, zog ihn zu sich nieder und fragte mit kaum hörbarer Stimme, ob er sie auch nicht vergessen werde.

„Niemals, liebe Nanny!" sagte er, drückte ihr tief bewegt die Hand und schwang sich über die Mauer.

Franz Liszt war aus seiner mehr als dreimonatlichen Gefangenschaft erlöst durch — Eifersucht und Liebe eines unmündigen Mädchens. (Post.)

Berichtigung. Auf der letzten Seite der vorigen Nummer, Z. 15 v. u., ist statt des Druckfehlers „Himmler" zu lesen: Kimmler.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 62. Sonntag den 4. August 1867.

Der Verschworene.

Eine Geschichte aus Sizilien, mitgetheilt von *.**

(Fortsetzung.)

II.

Karolina blickte erstaunt zu ihm auf, doch nickte sie als Antwort nur leicht mit dem Kopfe.

„Komm, mein Kind“, sagte nun der Beichtvater, „du hast eine Last auf dem Herzen. Lege deine Sorgen in das Ohr der Kirche, welche weiß, wie man vergiebt und die allein trösten kann.“

Karolina schwieg noch immer, doch als sie die Zelle durchschritt, zeigte sie dem Geistlichen ihre verstörten Züge.

„Es gibt Neuigkeiten draußen“, sagte er, „man spricht von Aufruhr und es sollen schon Truppen von Reggio erwartet sein.“

Er hielt inne, und sah das Mädchen forschend an, Karolina gab keine Antwort, sondern ging, immer noch heftig bewegt, auf und ab.

„Man nennt mächtige Namen“, fuhr der Pater endlich fort, Ventiniglia, Montefiore, Butera. — Aber bei solchen Gelegenheiten schwätzt das Volk so viel. Kein Mann von Rang kann der Verläumdung entfliehen. So will man auch wissen, in der vergangenen Nacht wären sonderbare Dinge vorgefallen.“

Er erhob bei diesen Worten langsam seine grauen Augen zu ihr. Ihre Blicke begegneten sich und Purpurröthe übergoß Karolina's Gesicht und Nacken.

„Ja sonderbare Dinge,“ murmelte sie unwillkürlich, und versank dann wieder in Nachdenken, mit verschlungenen Händen stand sie da.

„Du bist im Fieber, mein Kind,“ sagte der Pater besänftigend, „du müßtest den Arzt fragen. Aber der Sirocco hat die ganze Nacht geweht und dem kann Nichts widerstehen. Ich hoffe diese Nacht wird nicht wieder so schlimm werden.“

„Davor sei die heilige Mutter Gottes“, rief das Mädchen, indem sie auf die Kniee sank und ihre Hände zum Himmel hob.

„Nun, meine Tochter, meine Zeit drängt, beichte. Hast du dich nach dem Glanz und der Eitelkeit der Welt gesehnt, seit du hier in diesen heiligen Mauern weilst?“

„Niemals, auch keinen Augenblick“, antwortete sie fest.

„Hast du eines jener Bücher gelesen, welche von den englischen Ketzern und den Halbketzern, den Franzosen, auf der Insel verbreitet werden?“

„Keins, ehrwürdiger Vater.“

„Hast du niemals mit Bedauern der Equipagen, des großen Gefolges, der Titel, der Juwelen, der Ehrenbezeigungen gedacht, die dein gewesen wären, wenn du — —

Karolina erhob sich von den Knieen und rief feierlich und stolz: „Niemals! die tiefste Armuth, die demüthigendste Erniedrigung, die bittersten Leiden sollen über mich kommen, aber nichts von alldem wird je in mir den Wunsch wach werden lassen, das Weib eines Verräthers und Mörders zu werden.“

Die Röthe ihrer Wangen hatte sich in tödtliche Blässe verwandelt, aber ihr Auge strahlte in wildem Glanze.

Der Beichtvater begann wieder.

„Solche Gefühle ehren dich, meine Tochter; mit solchen Gefühlen gingen die heiligen Jungfrauen, der Stolz und der Ruhm der Kirche, zu dem Pranger und dem Schaffot. St. Ursula und St. Agnes starben, indem sie solche erhabene Gelübde stammelten. Die heilige Katharina verwarf die drängenden Anträge eines Verhaßten, obschon sie vor sich das Rad sah, und unter den Füßen das Feuer brennen fühlte. Gesegnet ist diese mehr als vestalische Reinheit, die keinen irdischen Gemahl verlangt, sondern wie die Flamme des Altars sich in all ihrer glühenden Sehnsucht zum Himmel wendet. Hätten jene Heiligen solche Thaten thun können, wenn ihre Herzen nicht wie die Herzen derer gewesen wären, die weder freien noch sich freien lassen?“

Er schwieg und warf einen Blick auf sein Beichtkind, aber deren Auge war zu Boden geschlagen. So kehrte er zu dem Thema zurück.

„Hätten sie der Ruhm der Vergangenheit und das Licht der Zukunft werden können, wenn sie ihre Gedanken herab auf unsere vergängliche, werthlose, sündige Natur gerichtet hätten? Dein Herz, meine Tochter, ist wie — —“

„Oh, es ist nicht gleich dem ihrigen, ehrwürdiger Vater“, seufzte die Beichtende und indem sie ihr Gesicht in ihren Händen barg, drangen die Thränen unaufhaltsam zwischen den kleinen Fingern durch. „Oh, nicht gleich dem ihrigen“, murmelte sie, „denn ich liebe!“

„All' ihr Heiligen, was muß ich hören!“ rief der Alte und warf sich in seinen Stuhl zurück.

„Leidenschaftlich, unaussprechlich ist meine Liebe, und sie wird dauern bis zu meinem Tod.“

„Und wer ist der Geliebte, wenn es nicht der Marchese Spontini ist?“

Sie schauerte zusammen und sank wie ohnmächtig zu Boden, der Beichtvater richtete sie auf, gab ihr etwas Wasser und als sie sich erholt hatte, forschte er auf's Neue nach dem Namen.

Endlich stammelte sie den Namen meines Freundes Vivaldi.

Der Priester seufzte tief über die menschliche Schwachheit und erkannte mit Schmerz, daß das Herz der Jugend durch weise Fürsorge des Alters nicht zurückzuhalten wäre. Selbst die lange Zurückgezogenheit im Kloster hatte das Mädchen nur in seiner Liebe bestärkt.

„Aber kennst du den Fremden schon lange, mein Kind? Die Gewohnheiten eines Soldatenlebens sind selten einer ausschließlichen Liebe günstig. Er hat vielleicht schon viele Andere geliebt, die weniger liebenswerth als du waren. Vielleicht ist er in eben diesem Augenblick auf Jagd nach Liebesabenteuern bei den Schönen der Insel!"

Carolina warf unwillkürlich einen Blick in den Spiegel. Wer konnte ihr eine Rivalin finden? Sie war die vollendetste Schönheit Italiens. So umspielte, in diesem Gedanken, ein siegreiches, strahlendes Lächeln ihre Lippen.

Das erste, schwerste Wort war gefallen und dem Pater fiel es nun leicht, die ganze Geschichte ihrer Liebe zu erfragen. Carolina empfand eine Art Trost darin, einem Anderen von ihrem Herzen zu sprechen. Ihr Auge leuchtete, indem sie von den heimlichen Zusammenkünften, von den Ständchen erzählte, von dem Briefwechsel und dem Plan, Sicilien zu verlassen, um nach Mailand zu flüchten, wo Vivaldi Verbindungen hatte. Der Priester hörte alle Einzelnheiten, die Carolina mit dem ganzen Feuer einer reinen jungen Liebe ausmalte. Sie hatte ja so lange mit Niemand von ihrem Geliebten reden können, so wurde sie gar nicht fertig, als sie sein Bild entwarf, worin er der edelste, beste aller Männer war.

Doch mitten in dieser entzückenden Schilderung erhob sich der Pater und rief mit befehlendem Ton:

„Ich gebiete dir, die Liebe zu diesem Manne aus deinem Herzen zu reißen, denn er ist ein Nichtswürdiger!"

Wäre ein Blitz zu ihren Füßen niedergefahren, es hätte sie nicht mehr erschüttern können, als diese Worte; sie stand starr — ihre Augen hafteten wie gebannt an dem Mund des Mönchs und schwer rang sie nach Athem. Endlich wankte sie zum Fenster, das sie aufriß.

„O, mein Vater, laßt mich Alles wissen, das ist nicht das Ganze. Wenn ich denn elend sein soll, martert mich nicht langsam, gebt mir das Gift nicht tropfenweise. Gott wird mich ja sterben lassen, denn er ist gnädig und er weiß, daß ich ohne den Geliebten nicht leben kann. Was hat er Schlimmes, Unedles gethan? Aber nein, er kann nicht schlecht sein, es ist unmöglich! Sagt es, Vater, es ist ein Irrthum, gewiß, Ihr kennt ihn nicht. Laßt mich hinaus zu ihm, ich will ihn selber fragen. Wenn er unwürdig gehandelt hat, will ich ihn wieder auf den rechten Weg bringen, er hat mich geliebt, wie noch kein Mensch geliebt hat, er wird alles thun, was ich von ihm verlange."

So sprach sie, heftig wie im Fieber, ohne daß der Beichtvater ein Wort entgegnete. Erst als sie sich endlich etwas beruhigt hatte, begann dieser seine Erzählung. Er schilderte ihr in dem sanften Ton des Mitgefühls die Abende in dem Palast des Marchese, wo Vivaldi stets der Lustigste der Gesellschaft gewesen wäre, wo er allgemeine Bewunderung erregt habe und nicht undankbar gewesen sei. Er nannte Namen von Frauen, deren Ruf sehr zweifelhaft war, die aber dem höchsten Adel angehörten und in deren Schlingen Vivaldi sich nur allzuleicht habe locken lassen. Er erzählte so wahr, daß, als er das Zimmer verließ, die arme Gefangene sich in einem trostlosen Zustand befand. Doch was die Dichter auch schon von gebrochenen Herzen gesungen haben, es sind noch wenig Menschen nur dem Schmerz getäuschter Liebe erlegen. — Am Abend kam der fromme Mann wieder, er wollte sein Beichtkind, wie er sagte, nicht so einsam lassen, und hatte von dem Prior die Erlaubniß erbeten, einen anderen Bruder an seiner Stelle nach Trepani zu senden. Carolina hatte sich von dem Schlag, der sie betroffen, etwas erholt, aber das Fieber schien aus dem Herzen nach dem Gehirn gezogen zu sein. Sie war verstört und bitter und versuchte zu lachen — wenn sie von der Entdeckung des Morgens sprach, allein ihr Lachen war furchtbarer als ihr Weinen. „Ich habe keine Thränen mehr, ich werde nie mehr weinen," — aber im nächsten Augenblick mußte sie sich abwenden, um ihr Auge zu verbergen, aus dem reichliche Thränen stürzten.

Eine furchtbare Unruhe und Unstätigkeit hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt. „Entlaßt mich aus dem Kloster, ich bin des einförmigen Lebens müde und sehne mich nach den Zerstreuungen der Welt."

Der Beichtvater war entzückt über solch eine Bekehrung zum Guten, doch zugleich bedauerte er, daß sie dem frommen Klosterleben sich abwenden, vielleicht gar dem jungfräulichen Stande entsagen wolle. „Doch die Klöster sind nicht Jedermanns Sache," fügte er lächelnd hinzu.

Er ging dann zum Schreibtisch, ihrem Vater mit wenigen Worten die Sinnesänderung seiner Tochter mitzutheilen. Doch er hatte kaum eine Zeile geschrieben, als er sich gehalten fühlte. Die Hand, die die seine hielt, war kalt wie Eis.

Carolina beugte sich über ihn. Ihr Gesicht war von tödtlicher Blässe, ihre schwarzen Augen sahen durchbohrend auf ihn, als wollten sie in seiner Seele lesen, er fühlte, daß er in der Macht eines mordsüchtigen Weibes war.

„Hat man mich betrogen?" rief sie in grausigem Ton. „Es ist Verrath in jedem Wind, der über die Insel weht. Verrath lebt im Palast, aber zehnfacher Verrath birgt sich im Kloster. So gewiß du hoffst, diesen Platz lebend zu verlassen, so gewiß sage mir, hat man mich betrogen?" Sie hatte beim Sprechen einen Dolch aus dem Gürtel gezogen und hielt ihn vor des Beichtvaters Antlitz. Er war ruhig, unfähig, zu widerstehen. Ein leises Zittern überfiel ihn, allein er bemeisterte sich rasch und sah ihr vorwurfsvoll in die flammenden Augen. In dem nächsten Augenblick fiel der Dolch zu Boden, die leidenschaftliche Aufwallung war gewichen und das schöne unglückliche Geschöpf warf sich in einen Sessel, voll Inbrunst zum Himmel betend, ihr die große Sünde zu verzeihen. Der Geistliche sah, daß der Augenblick gekommen war, den letzten tödtlichen Streich zu führen, und er benutzte ihn. Er zog langsam — wie zögernd und widerwillig — einige Briefe aus seiner Kutte.

„Ich wollte nicht gerne deine Verzweiflung vergrößern. Aber nun, da du mir die Schuld dieses Mannes, dem du in einem unbewachten Augenblick deine unschuldige Neigung geschenkt hast, nicht glauben willst, muß ich dir auch noch diesen Schmerz bereiten, wie gerne hätte ich dir das gespart. Erkennst du diese Schriftzüge?"

Sie sah mit brennendem Blick auf die Papiere und antwortete: „Es sind die Schriftzüge des Signor Vivaldi."

„So lies, was er geschrieben."

Es war ein Brief an die berühmte Aurelia Mezzi, einer Wittwe von großer Schönheit, von der alle Welt wußte, daß sie die Maitresse des Marchese gewesen war. Der Brief enthielt einige sarkastische Scherze über die schöne Carolina, die er verlassen habe und die nun in ihrem Kloster umsonst nach

ihm schmachte. Dann war noch ein Bild erwähnt, das er der neuen Geliebten als sicherstes Pfand, wie wenig er des thörichten Mädchens denke, als Geschenk anbot.

Carolina las die Satyre mit einem bitteren Lächeln und gab sie zurück. Endlich sagte sie sich aufraffend mit erzwungener Ruhe: „Der Brief ist gefälscht, mein Bild konnte er nicht hingeben, damit es von einem solchen Weibe verhöhnt werde. Er konnte mich vergessen, aber er ist nicht so gemein, eine solche Niederträchtigkeit zu begehen."

Der Beichtvater zog ein kleines Etuis aus seiner Tasche; sie verfolgte all' seine Handbewegungen, während er langsam mehrere Papiere, die es umhüllten, abwickelte. Es dauerte ihr zu lange, sie riß es ihm aus der Hand, entfernte die letzte Hülle und mit einem wilden Lachen sank sie zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bild.

Erzählung von Ernst Glaub.

„An der flandrischen Küste, am dünenumkränzten Strande der Nordsee ein grauer, feuchter Septembertag! Einer? Nun ja, auch zwei und drei — aber acht, zehn Tage, das ist mehr als ein Mensch ertragen kann!" Der diesen Stoßseufzer that, das war ein deutscher Maler, der nun schon seit zehn Tagen in einem kleinen flandrischen Küstenbadeorte sich befand, in der Absicht, Meeresstudien zu machen. Das war bis jetzt umsonst gewesen, er hatte wohl das Meer seine Stiefel befeuchten gefühlt und die eigenthümliche feuchtsalzige Luft geathmet, das Meer selbst aber hatte er noch nicht gesehen, eine dichte trübe Nebeldecke hatte darüber gelegen, und was darunter sichtbar war, glich eher einem braunen, gewaltigen, stagnirenden Sumpfe, einer moorigen Haide, als dem Weltmeere, dem ewigen, heiligen Meere, wie er es sich gedacht.

Thalatta! Thalatta! er hätte es so gerne gerufen, aber er sah sich nun im feuchten brodelnden Nebel, er folgte der weisenden Hand des Führers — da ist das Meer! Aber seine Augen vermochten die Nebelwand nicht zu durchdringen. Jetzt harrte er schon zehn Tage, zehn langweilige Tage, auf die Gesellschaft von ein Paar verspäteten Badegästen angewiesen, welche dem kühlen Nebel und dem bewegungslosen Wasser zum Trotze ihre Seebadkur energisch abbadeten und im Uebrigen die Zeit am Kartentisch, oder über acht Tage alten Zeitungen vergähnten. Der Maler stand am Fenster des ungemüthlichen Speisesaales und schickte einen komisch verzweifelten Blick gegen den nebelumzogenen Himmel empor; da sah er, daß eine Bewegung in der so regungslosen bleifarbigen Nebeldecke entstanden war, in dunkelen Massen zusammengeballt, wogte es über die Dünen. Er öffnete das Fenster, ein dumpfes Murren und Grollen tönte von dort her, „Gott sei Dank!" rief der junge Mann, „das ist die Stimme des Meeres!"

Der Wirth war ebenfalls an's Fenster getreten und hatte einen Blick in die Höhe geworfen.

„Ach, Monsieur, jetzt werden Sie zufrieden sein, das wird eine Mütze voll Wind werden; ich habe es Ihnen ja gesagt, Sie sollen nicht von hier fortgehen, ohne einen Sturm erlebt zu haben."

Er sagte das so verbindlich und mit dem Ausdruck zufriedener Selbstgefälligkeit, als sei der zu erwartende Wind eine Unterhaltung, welche er seinen Gästen bereitete.

Erwin Dreyer, so war der Name des Malers, nahm von der Rede des Wirthes nur mit einem freundlichen Lächeln Notiz, dann ging er, seinen Regenrock und sein Skizzenbuch zu holen.

„Ich werde schwerlich vor Abend zurück sein," sagte er zu dem Wirthe.

„Und wo wollen Sie hin, Monsieur? Ich versichere Sie, Sie haben von der Plattform meines Daches den schönsten Ueberblick auf das Meer. Wir haben ein Fernrohr oben und Nachmittags wird man bei gutem Wetter den Kaffee da serviren."

Das war keine Lockung für Erwin, den Speisesaal mit seinen Insassen, mit den Karten und den alten Zeitungen, mit den französischen Kellnern und den drei sandblonden zaunsteckendürren Misses auf das Dach verpflanzt zu sehen; er wollte das Meer, wenn es sich ihm enthüllte, anders genießen als von der Plattform des Hotels aus.

Am Strande lagen ein paar Boote mit starken Ketten, an eichene Pfosten geschlungen, langgestreckte Wellen, die ersten Vorläufer der Fluth hoben sie zuweilen schaukelnd in die Höhe und ließen die Boote dann wie zitternd vor Lust, daß ihr Tanz auf dem ruhelosen Elemente wieder begänne, zurück. Es war Niemand bei den Booten, Niemand am ganzen öden Strande, als ein einzelner, alter Mann, welcher auf einem umgestürzten Kahne, den die Fluth noch nicht erreichte, ruhig seine Thonpfeife rauchend saß. Es war ein Schiffmann, um den wohl schon andere Lüfte geweht als die feuchten der Nordsee; die dunkele Mahagonyfarbe seines Gesichtes bewies das, dieses hatten höhere Breiten gebräunt.

Erwin nahte sich denselben; er hatte in Düsseldorf das Platt des gemeinen Mannes bis zur Virtuosität sprechen gelernt, so war es ihm leicht geworden, sich wenigstens über Gegenstände, die sich auf das Gewöhnliche bezogen, in das Vlämische zu finden.

„Könnte ich in das Meer hinausfahren?" fragte er.

Der alte Schiffmann nahm bedächtig seine kleine Pfeife aus dem Munde und nachdem er einen langen Blick auf die wirbelnden Nebelmassen und die dunkel heranwogende Fluth geworfen, sagte er:

„Warum nicht, wenn Ihr wollt, Mynheer."

„Gewiß will ich," meinte Erwin, „aber Euere Worte scheinen einen Zweifel zu enthalten, was ist's?"

„Je nun," sagte der Flamänder, „es wird eben gerade kein Wetter zum Spazierenfahren geben."

„Um so besser," meinte Erwin, „ich will die See sehen in Gebrüll und Sturm."

Ueber das wetterharte Gesicht des Alten zuckte ein spöttisches Lächeln. „Vom Belvedere des Hotel de Flandre," meinte er.

„Wenn ich das gewollt hätte, wäre ich dort geblieben," sagte der Maler.

„Nun, wenn's Euch darauf ankommt, zu wissen, wie die Seekrankheit thut, so können wir uns schon einmal hinaus schaukeln lassen; es wird Wind geben, ehe wir weit von den Dünen sein werden."

Erwin glaubte seine Natur gut genug zu kennen, um sich von der Seekrankheit befreit zu glauben; mit Ungeduld sah er dem Moment der Abfahrt entgegen, die seiner Meinung nach schwerfällig genug in Stand gesetzt ward. Zuerst ging der Alte einen rothhaarigen, ziemlich stupid aussehenden Jungen rufen, mit dessen Hilfe er ein kleines Boot in Stand setzte. Indessen hatte der Wind, der vorher die schweren Nebelmassen

bewegte, an Stärke zugenommen und trieb die gewaltigen, zersetzten Dunstwolken vor sich her dem Lande zu; seewärts war es lichter geworden und aus der Ferne sah man die dunkelen Wasserberge mit weißen Schaumhäuptern rollend dem Lande zufluthen.

Wer ist zum ersten Male im leichten Boote, das Segel vom frischen Winde geschwellt, auf der weißschäumenden See gefahren? Wer es empfunden und genossen, der mag es begreifen, daß Erwin sich nicht genug thun konnte. Er sah Wind und Wellen, Himmel und See mit dem Auge des Künstlers, der alte Jan aber sah es mit dem Auge des Seemannes.

„Ich denke, es ist Zeit, daß wir umkehren," sagte der Schiffer.

„Warum?" fragte der Maler, der sich auf dem Boden des Fahrzeuges gelagert hatte, in den von schnellsegelnden weißen Wolken belebten tiefblauen Himmel hineinblickte und sich von dem sprühenden Salzschaume überschauern ließ, den hochgehende Wogen über ihn ausgossen.

„Warum?" fragte der Schiffer dagegen, „seht Ihr nicht, wie die Wolken da oben durcheinander irren wie Schafe, wenn der Wolf einfällt?"

„Ich habe es schon eine Weile beobachtet," antwortete der Maler, „es ist entzückend schön, sage ich Euch."

Der Alte lächelte spöttisch.

„Ich glaube aber nicht, daß das blos zu Euerer Unterhaltung geschieht," sagte er, „über ein Kleines und der Wind vom Lande her wird über uns Macht haben, dann treiben wir hinein in die offene See."

„Um so besser," sagte der Maler, und wickelte seinen Regenmantel fester um sich; „ich habe Proviant für einen ganzen Tag bei mir, der auch für Euch hinreichen wird."

Wieder glitt das spöttische Lächeln über das Gesicht des Alten.

„Nun, wenn Ihr meint, mit einer Flasche Genever und einem Stück kalten Braten dem Sturm und der See trotzen zu können, ich habe nichts dawider."

„So bleiben wir auf der See?"

„Seid Ihr verheirathet?"

„Nein, ich bin los und ledig," rief Erwin.

„Dann mag es gehen; aber hättet Ihr Weib und Kind daheim, ich hätte es nicht auf mein Gewissen genommen. Es ist mir lieb, daß ich den Nicolas zu Hause gelassen, so kann doch Jemand den alten Jan beerben, wenn er nicht wieder zurückkommt."

„Ist das im Ernst gemeint?" fragte der Maler, sich aufrichtend. „Zum Teufel, Mann, mein eigen Leben ist mir lieb genug auch ohne Weib und Kind. Und Ihr, wie sehr Ihr die See auch lieben möget, ich glaube doch, Ihr zöget ein Grab auf dem Trockenen dem im Meere vor, besonders wenn Ihr dächtet, die Grillen eines Narren sollten es Euch bereiten. Kehren wir um."

Der vernünftige Entschluß schien aber zu spät gekommen zu sein, oder war dem wetter- und wolkenkundigen Jan die Einsicht zu spät gekommen; genug — es schien zu spät. Der Wind blies jetzt vom Lande her, und die Nebel, die er am Morgen dahin gejagt, kamen zurück in der Form von dunklem pulverfarbigem Gewölk, das dräuend am Himmel emporstieg. Alle Anstrengungen Jan's, zu welchen sich die des aus seinem unthätigen Hinträumen aufgeweckten Malers gesellten, waren vergeblich, Ebbe und Wind trieben das Boot unerbittlich hinaus in die weite, weißschäumende See.

Seestürme, wie oft schon sind sie beschrieben worden von dem römischen Dichter an, der den wüthenden Neptun gegen die Schiffswand der Galeere toben sah, die Steuer und Ruder nicht mehr gehorchte, bis zu den englischen Marineromanziers, wo der Geruch von Theer, Beefsteak und Bouquet de Hydepark so eigenthümlich sich mischt; wie oft wurden Seestürme beschrieben in all' ihrer Majestät und ihren Gräueln, und wie so wenig gelungen. Was sollen wir noch weiter sagen? Es war Sturm, es war Nacht und es war die offene See, und auf ihr von dem kalten, mit tausend Rachen ihnen drohenden Tod nur durch wenige Bretter getrennt, ein paar Menschen, die schweigend mit aller Anstrengung ihrer Kraft arbeiteten um ihr Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Wiener Blätter geben über die Anwesenheit des Sultans die genauesten Schilderungen, sie folgen ihm auf Schritt und Tritt, und was hierin geleistet werden kann, zeigt folgendes Bruchstück, das wir einem Schreiben der „A. Z." entnehmen: Der Sultan wohnt in dem sog. Napoleon-Quartier des Schlosses zu Schönbrunn, das zuletzt vor ihm von fürstlichen Gästen der König von Preußen inne hatte. Das chinesische Zimmer ist sein Empfangssalon, der zweite Saal sein Audienzzimmer, das indische Zimmer sein Schlafgemach; daneben liegt das Schreibzimmer — das Briefpapier auf dem Schreibtische trägt die Vignette „Schönbrunn" — und weiter das Badezimmer. Alles aber ist ganz nach Landessitte geblieben: im Schlafzimmer steht ein abendländisches Bett, das Badezimmer enthält eine einfache mit Linnen überzogene Wanne. Nur das geheimste aller Gemächer — verzeihen Sie dem gewissenhaften Chronisten — ist, unter Zugrundelegung der besten Muster und den höchsten Anforderungen des Orients entsprechend, eigens corrigirt und construirt. Der junge Sohn des Großherrn schläft in dem Bette, welches als letzten Gast den Kaiser Max von Mexiko aufgenommen.

•

Liszt's großes Oratorium „H. Christon" ist am 11. Juli in der Dante-Halle zu Rom aufgeführt worden. Cardinäle, Bischöfe, Monsignori, Nobili, Diplomaten, im Ganzen 400 der Elite angehörige Personen Roms, wohnten der Aufführung bei. Der aus der heiligen Schrift entnommene Text ist lateinisch geschrieben und zerfällt in drei Abtheilungen: die Geburt — die Wirksamkeit — der Martertod und die Auferstehung des Erlösers. Die Aufführung dauerte von halb 10 Uhr Abends bis Mitternacht und bei dieser Gelegenheit wurde blos der erste Theil des großen Werkes executirt. Die Wirkung war großartig, besonders die des Chores, in welchem die Gründung der Kirche gefeiert wird.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 63. Mittwoch den 7. August 1867.

Der Verschworene.

Eine Geschichte aus Sizilien, mitgetheilt von ***.

(Fortsetzung und Schluß.)

II.

Es dauerte lange, bis sie wieder zu sich kam, aber alle Sorge, alle Mühe des Priesters konnte kein Wort aus ihr hervorlocken. Sie sah nur immer auf das kleine Bild, das die fürchterliche Wahrheit bestätigte und wehrte den Beichtvater ab, der sich manchmal mit tröstenden Worten nähern wollte. Plötzlich aber erhob sie sich, legte das Bild weg und sagte:

„Nun, mein Herr, führen Sie mich in die Welt zurück oder in mein Grab, was Ihnen am besten dünkt." Aber der Mann der Kirche hatte noch andere Absichten, sein Opfer hatte noch nicht genug gelitten, und er entwickelte eine höllische Kunst, den verletzten Stolz Carolina's zu reizen, das Gefühl der beleidigten, verachteten Liebe zum glühendsten Haß zu entflammen. Es war nicht schwer, in dem kranken verstörten Herzen die Gedanken an Rache hervorzurufen

„Man könnte ihn zertreten wie einen elenden Wurm, meine Tochter," sagte dieser ächte Prediger christlicher Liebe, „wenn man ihm nur beweisen könnte, daß er an den geheimen Versammlungen der Carbonari Theil genommen hat. Allein wenn man auch gerechten Argwohn gegen ihn hegt, so fehlen die Zeugen."

Carolinen's Auge flammte.

„Ich will als Zeuge gegen ihn auftreten, ich selbst will es ihm in das Gesicht schleudern, daß er bei der nächtlichen Zusammenkunft der Verschworenen zugegen war —"

„— Du, meine Tochter?"

„Ich selbst," rief das Mädchen; „ich habe ihn gesehen, — die vergangene Nacht —"

„Meine Tochter erschreckt mich, hat der Elende es gewagt, in das Heiligthum des Klosters einzudringen und noch einmal mit falschem Schwur dich zu bethören?"

„Das nicht — er hat mich nie wieder gesehen, seitdem ihn ein Schuß in unserem Garten an meiner Seite getroffen hat. Hätte doch die Kugel damals mich getroffen, ich wäre glücklich gestorben."

Sie versank wieder in tiefes Sinnen, so daß der Mönch sie erinnern mußte.

„Und wie sahst du ihn diese Nacht?" fragte er.

„Hört," entgegnete sie, „Ihr wißt, wie sehr ich ehemals schwärmte und jedes Abenteuer liebte. Die Erzählungen von den Carbonari, ihre begeisterten Versammlungen reizten von jeher meine Phantasie, und ich hatte schon lange den glühenden Wunsch, Genaueres von ihnen zu wissen. Ich habe mich, als ich noch in Freiheit war, oft genug lebhaft darüber ausgesprochen, so daß ich kaum erstaunt war, als ich gestern auf meinem Betstuhl einen Zettel fand, der mich fragte, ob ich einer feierlichen Versammlung der Carbonari beiwohnen wolle. Hätte ich den Muth dazu, wie man von einer Patriotin erwarte, so solle ich zur Zeit meines gewöhnlichen Spazierganges im Klostergarten in der Abendkühle bis an das äußerste Ende der Mauer mich schleichen. Ich werde dort eine kleine Thüre finden, welche mir den Zutritt zu einem Gang eröffne, den ich getrost betreten solle. Das Andere werde sich schon finden. Sollte ich das Abenteuer fürchten, so möge ich den Zettel zerreißen, um einen geheimen Freund nicht zu kompromittiren."

Der Pater schien entrüstet über solche Kühnheit.

„Ich war sogleich entschlossen zu gehen — ich hoffte sogar auf irgend welche geheimnißvolle Weise Beschützer und so meine Freiheit zu finden, — — verzeiht mir, ehrenwerther Vater, — ich konnte kaum den Abend erwarten und eilte mit Hast in die einsame Allee, die zu der angegebenen Mauer führt. Glücklicherweise ward es mir leicht, von meinen Begleiterinnen mich los zu machen — und so stand ich bald vor der Thüre, die ich nie zuvor gesehen hatte."

„Zitternd und klopfenden Herzens öffnete ich sie — doch erlaßt mir die weitere Beschreibung. Eine vermummte Person geleitete mich zu einer Art Gallerie, wo ich ungesehen einen weiten Raum überblickte — ich wohnte einer erhebenden Festlichkeit bei — ich war entzückt, hingerissen, berauscht, als ich — ihn, den ich nicht nennen mag, eintreten sah, als ich dachte, daß er auch zum Bunde gehören werde. Man wollte ihn zum Schwure führen — schon trat er zum Altare und legte seine Hand auf das Schwert — da wandte sich mein Auge wie von ungefähr zur Seite, und ich erkannte nicht weit von mir hinter einer Säule im bleichen Schein einer Fackel die hämisch lächelnden Züge des Gouverneurs, Marchese Spontini.

„In diesem Augenblick enthüllte sich mir ein Abgrund von Gefahr für meinen — für ihn; außer mir vor Angst schrie ich: schwöre nicht. — —

„Was dann erfolgte, ich weiß es nicht; ich war in Ohnmacht gefallen und erwachte erst in der Kühle des Klostergartens, wo ich auf dem Rasen lag." — —

„Ich erkenne die Hand des Allgerechten, der das Opfer als Werkzeug der Strafe gebrauchen will. Wenige Zeilen genügen zum vollgültigen Zeugniß — du unterschreibst, meine Tochter, und Alles ist geschehen — —."

Carolina zögerte.

„Ihr haßt ihn und wollt ihn verderben? — Ich will den Tod des Elenden nicht."

„Seinen Tod? Nein, aber Genugthuung für dich und deine Ehre. Mit deiner Anklage, deinem vernichtenden Zeugniß ist er verloren — die Richter müssen ihn zum Tod verurtheilen — dann aber kommt die Stunde der Vergeltung. Dann erscheint Carolina und bittet bei dem Gouverneur, der ihr unterdessen durch ein enges Band verbunden ist — um Gnade für den Verdammten. Das ist eine Rache, die der edlen Tochter des großen Hauses würdig ist."

„Ihr habt Recht," rief Caroline aus, „setzt Euch nieder und schreibt — — doch halt, Marchese Spontini ist selbst ein Carbonaro — ich sah ihn — sollte er so verächtlich sein — —."

„Täuschung, Carolina. Wie sollte der Gouverneur sich unter die Verschworenen mischen können, die er vielleicht morgen verurtheilen muß."

„Gut — ich will unterzeichnen, unter der einen Bedingung, daß man den Carbonari weiter nicht nachforscht — daß man durch den einen Gefangenen nicht noch weitere Verschworene herausfinden will."

„Ich gelobe das zum Voraus, im Namen des Gouverneurs."

„So bin ich zufrieden."

In wenig Minuten hatte der Mönch die nöthigen Aussagen aufgeschrieben, welche Carolina mit fiebernder Hand unterschrieb.

III.

In derselben Nacht noch wurde Vivaldi im Namen der Regierung aus seiner Wohnung geholt und in den Kerker geworfen. Ein Kloster war als besonderes Gefängniß eingerichtet, in das man alle Diejenigen sperrt, deren Gefangennehmung man nicht in die Oeffentlichkeit bringen lassen wollte. Ueberhaupt übt man hier schnelle Justiz: der Befehl, Vivaldi zu verhaften, war gleich von dem Todesurtheil begleitet. Ohne nur seine Richter gesehen zu haben, hatte man von kurzer Hand als unwiderleglich bewiesen erklärt, daß der Gefangene den Versammlungen der Carbonari beigewohnt habe, und dem Gesetz gemäß deßhalb binnen achtundvierzig Stunden erschossen werden soll.

Das Leben eines Soldaten gleicht einem Wechsel auf Sicht, und Vivaldi hatte dem Tod schon oft ins Angesicht gesehen. Aber er hatte gehofft, durch eine Kugel im ehrlichen Kampfe zu fallen und diese Art, das Leben zu verlassen, entrüstete ihn.

Er bedrohte alle Richter, Mönche und Edelleute der Insel mit der Rache seines Regiments.

Vergebens verlangte er, vor seine Richter zu treten und verhört zu werden — man achtete seiner Worte nicht. So forderte er einige Stunden vor seiner Hinrichtung als letzte Gunst, daß man ihm gestatte, einen Brief an Signora Carolina Viskonti zu schreiben.

Der Priester, der gekommen war, ihn zum Tod vorzubereiten, hört diese Bitte voll Erstaunen. „So wißt Ihr nicht," sagte er, „daß gerade diese Dame als Hauptzeuge gegen Euch aufgetreten ist — daß sie allein Euern Tod herbeigeführt hat." Vivaldi sprang bei diesen kühlen Worten empor — und überschüttete den Priester mit einer Fluth heftiger Worte.

„Lügner und Mörder seid Ihr selbst! rief er aus — oder Ihr seid das hülfreiche Werkzeug noch größerer Schurken. Wie? Ihr wagt es, das Herz eines Mannes, der am Rande des Grabes steht, noch durch solch giftige Verleumdungen zu verbittern? Hinweg von mir, daß ich mich nicht vergesse und an Euch vergreife. —"

„Ihr seid von Sinnen, und ich verzeihe Euch — vielleicht glaubt Ihr Eurer Anklägerin selbst, die euch zu sprechen verlangt hat, und die Euch die Wahrheit meiner Worte bestätigen kann."

Mit diesen Worten verließ der Priester die Zelle und Carolina ganz in Trauer gehüllt erschien statt seiner. Sie war kaum im Stande, allein zu stehen. Vivaldi sprang auf sie zu und schlang seine Arme in wildem Entzücken um ihren Nacken. Sie stand wie ein Marmorbild, sie widerstrebte seinen leidenschaftlichen Küssen nicht, doch erwiderte sie auch keinen derselben. Er ließ sie los und betrachtete sie mit Verwunderung und tiefer Trauer.

„Mein süßes Kind, ich hätte nicht gedacht, daß unsere nächste Zusammenkunft hier im Kerker sein würde."

„Aber mein Gott, wie du blaß bist, du hast wohl um meinethalben viel Kummer gehabt? —"

Sie ließ ihr Haupt auf seine Schulter sinken und seufzte. Er preßte seine Lippen auf ihre Wange und sie blieben eine Weile so in tiefer Sorge stehen. Dann nahm er des Mädchens Hand und sprach: „Du weißt, Carolina, daß es meines Herzens höchster Wunsch war, dich als süßes Weib zu besitzen, so laß uns nun hier in diesem Gefängniß unsere Hände vereinigen und selbst zum Himmel flehen."

Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück.

„Wir können wenigstens zusammen sterben," murmelte er als er bemerkte, daß sie die Hand zurückzog.

„Ich kam, um zu sterben," sagte das unglückliche Mädchen.

„So schwöre denn, daß du mein Weib sein willst," und er kniete vor ihr nieder.

„Dein Weib?" rief sie voll Entsetzen. „Dein Weib! ich, mein Gott, ich bin ja deine Feindin, die dich angeklagt und vernichtet hat!"

Er sah voll Bangigkeit zu ihr auf, aber sie schien alle frühere Geistesstärke wieder zu finden.

„Höre mich an — zum letzten Mal — morgen wirst du frei sein, aber du wirst mich nie mehr wiedersehen."

Sie setzte sich neben ihn auf einen Steinsitz und erzählte ihm mit großer Fassung alle Einzelheiten ihres „Verrathes", wie sie es nannte, aber sie verhehlte auch nicht, wie sie damit seine Treulosigkeit, noch mehr seinen Hohn habe strafen wollen.

„Ich bin elend für mein Leben," schloß sie, „denn ich habe schwer gefehlt. Du hattest meine Liebe nicht erkannt, du tändeltest mit meinem Herzen, während ich mit voller Gluth dich liebte. — Genug, du warfst mich weg, wie ein verbrauchtes Spielzeug. Von der Leidenschaft verblendet, ließ ich mich verleiten, nach Rache zu streben — anstatt —"

Sie konnte nicht weiter reden — sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Vivaldi aber sprang auf.

„Du, du, Carolina, konntest mich hassen, verfolgen, deren Bild ich im Herzen trug, zu der ich betete, wie zu einer Heiligen! O, nun will ich gern sterben!"

Das Mädchen richtete sich auf.

„Lästere nicht," sprach sie; „du hast mich nie geliebt. Aber du wirst auch nicht sterben. Zum letzten Mal habe ich mich geopfert — ich habe deine Begnadigung mit meiner Hand erkauft."

„Meine Begnadigung?"

„Du wirst nicht erschossen, mein Gemahl hat mir die erste Bitte nicht abschlagen können."

„Dein Gemahl? Carolina, du machst mich wahnsinnig!"

„Mein Gemahl," — sagte Carolina tonlos, — „ja, seit zwei Stunden bin ich mit dem Marchese Spontini vermählt — — —."

Vivaldi taumelte.

„Höllische Mächte," rief er, „o, welch ein Spiel habt ihr getrieben! Carolina, in dieser Stunde, die meine letzte sein wird, vernimm meine Worte. Ich schwöre dir bei dem lebendigen Gott, so wahr ich dich geliebt habe und noch liebe, man hat dich elend, heimtückisch betrogen, ich habe dich nie verrathen, bin deiner Liebe nie unwerth gewesen!" Und nun enthüllte er mit zuckenden Lippen das Gewebe der Intriguen, so weit er es verfolgen konnte. Er hatte das Bild seiner Geliebten einem Juwelier anvertraut, der auf der Rückseite desselben einen kleinen Verschluß für eine Locke anbringen sollte — er hatte es nicht wieder bekommen können — der Juwelier war eines Tages zu ihm gestürzt und hatte über Einbruch und Diebstahl gejammert. Die Briefe aber, die man Carolina vorgelegt hatte, waren gefälscht, Vivaldi bewies es aus dem Datum, unter dem das Schreiben an die Marquise Aurelia Mezzi verfaßt sein sollte. An jenem Tag hatte ihn ein heftiger Rückfall des Fiebers an das Bett gefesselt, wie seine Aufzeichnungen in seinem Taschenbuch bewiesen, wie auch der Arzt jederzeit es bezeugen werde.

Carolina sah und hörte — aber mit jedem Worte ihres Geliebten fühlte sie ihr Herz mehr erstarren. Wer könnte das Elend einer verzweifelnden Menschenseele ja völlig schildern — —.

„Kannst du mir vergeben?" hauchte sie, indem sie zu Vivaldi's Füßen niederstürzte.

„Ewig Geliebte," rief der Jüngling — „mir, mir verzeihe — denn ich habe mit meinem kecken Ungestüm dein Leben vergiftet. Ich hätte nie die Augen zur Tochter eines Visconti erheben sollen!"

Eine lange und köstliche Stunde folgte nun.

In dem Austausch der Gefühle, dem sich die Liebenden hingaben, lag ein solches Gemisch von Entzücken und Trauer, daß sie die Welt völlig vergessen hatten — als plötzlich gedämpfter Trommelwirbel an ihr Ohr schlug.

„Was ist das?" rief Carolina erbleichend.

„Das Zeichen meiner Todesstunde," sagte Vivaldi ruhig. „Ich sterbe jetzt gern — leb wohl, Geliebte —"

Er umarmte das junge Weib, das sich leidenschaftlich in seine Arme warf.

„Ich kann dich nicht lassen — man hat mir deine Freiheit versprochen."

„Man hat dich wieder betrogen —"

„Ich habe eingewilligt, seine Gattin zu sein, wenn er dich befreien wolle, er kann so nicht lügen."

„Du kennst ihn nicht. Nun er weiß, daß du mich liebst, muß ich um so sicherer sterben."

„Du hast Recht," sagte eine finstere Stimme in der Ecke des Gemaches.

Erschrocken wandten sich Beide um, eine hohe Gestalt, deren Gesicht sich unter einer Maske verbarg, war durch eine geheime Thüre eingetreten.

„Die Zeit ist gekommen," sagte er, „da du den Tod des Verräthers sterben mußt. Sie, Signora, werden mir alsbald folgen — Ihr Gemahl befiehlt es so."

Damit schritt der Fremde auf Carolina zu und ergriff sie am Arme, um sie wegzuführen.

„Nimmermehr!" rief diese — „ich kenne keinen Gemahl außer diesem Manne hier, dem ich für ewig angehöre."

„Thörichtes Weib," herrschte die Maske und versuchte sie mit Gewalt wegzuzerren.

Aber mit der Wuth eines Tigers stürzte Vivaldi auf ihn zu. In heftigem Kampfe riß er ihm die Maske vom Gesichte und — der Marchese stand vor ihnen.

„So hast du mich nun erkannt," brüllte dieser und zog eine Pistole. Aber bevor er noch zielen konnte, entriß sie ihm Vivaldi mit nerviger Faust.

Spontini zog eine zweite, doch schon krachte ein Schuß und das Gehirn des Elenden spritzte umher. Vivaldi hatte ihm den Kopf zerschmettert.

Die Thüre stand offen, eine letzte Möglichkeit der Flucht war gegeben.

Rasch entschlossen setzte Vivaldi die Maske des Erschossenen auf, schlug dessen Mantel über seine Schulter und mit Carolina im Arme, eilte er aus dem Gefängnisse. Er begegnete weder Mönchen noch Soldaten. Die Gartenthür stand offen, er sah in einiger Entfernung maskirte Diener mit Pferden, die ihm Zeichen machten zu kommen. Ob Freund oder Feind, er mußte sich nähern. Ohne ein Wort zu wechseln, halfen sie Vivaldi auf's Pferd, setzten die Dame auf ein zweites und fort ging es im gestreckten Galopp zu dem Meeresufer. Dort fanden sie eine segelfertige Barke. Die Diener halfen ihnen an Bord und bald blähte der Wind die Segel. —

Der Italiener hielt sinnend in seiner Erzählung ein. Er hatte im Geiste alle die Gefahren seines Freundes nochmals durchlebt und athmete nun, bei dessen gelungener Flucht freudig auf. Dann fuhr er fort: „Unser Regiment war nach Lucca beordert und ein Theil der Offiziere hatte einen Ausflug nach Livorno gemacht, wo sie einige Tage zu bleiben gedachten. Wir streiften am Meeresufer herum, als unsere Blicke auf ein Fahrzeug fielen, das leicht wie eine Feder über das Wasser dahinglitt. Es war reich geschnitzt und vergoldet, und stach vor allen andern Barken hervor. Wir eilten an den Landungsplatz, um das Prachtwerk näher zu sehen, als ich meinen Namen rufen höre. Der Ruf kam von dem schönen Fahrzeug, aber ich erkannte den Mann nicht, der mich angerufen hatte. Sein Gesicht war blaß wie das eines Todten, ganz mit dichtem Bart bedeckt und sehr mager. Denken Sie sich unser Erstaunen, als wir in ihm unsern Kameraden, den Lieutenant Vivaldi, erkannten. Seine Begleiterin war meine stolze Flamme, das Wunder Siziliens, die Lieblichste aller Lieblichen, Carolina Visconti. Ihre glänzende, einnehmende Schönheit hatte durch die Klosterscene etwas abgenommen; aber die Seeluft, die Freude über das Entkommen und die Sicherheit, in der sie sich auf einmal befand, verlieh ihren Zügen eine Art überströmender, leuchtender Glückseligkeit, die dem Herzen näher ging, als das stolze Antlitz von früher. Ihre Schönheit war poetischer geworden.

Wir Anderen waren alle der Meinung, daß, wenn Canova ein Bild des Frohsinns machen wolle, sie das beste Modell auf dem Erdenrund sei. Für ihre Lieblichkeit hatten wir nur ein Wort, sie war bezaubernd.

„Ich glaube, daß Carolina und ihr Gemahl in Florenz noch leben — hochbejahrt, aber glücklich. Wenn ich in einigen Wochen in den Norden gehe, will ich sie aufsuchen. Ein Geheimniß nur haben sie nie aufklären können, wer der geheimnißvolle Freund gewesen, der Vivaldi zweimal gewarnt hat — denn der Brief an mich, sowie der Zettel, der auf meines Freundes Teller

lag und vor dem Schwur warnte, waren von einer Hand geschrieben.

Ein Bild.

Erzählung von Ernst Glaub.

(Fortsetzung.)

Es war ein Gewitter, das sich über der See entlud, ein seltenes Schauspiel in diesem Monat, aber darum um so schreckhafter. Vor dem Gebrüll der Wogen hörte man nicht das Rollen des Donners, man dachte sich ihn, weil man die Blitze sah, die zu Momenten den Graus des empörten Meeres ringsum beleuchteten.

Da flammte es wieder auf — war das ein Blitz? Eine dunkele gewaltige Woge stieg vor dem Boote empor, sie beugte sich vorn über, ihre dunkele grausige Höhlung that sich auf wie ein Rachen der Hölle, der Alles zu verschlingen droht. Da fiel sie mit dumpfem Krachen in sich zusammen, ein ganzer Wassersturz von Salzschaum fluthete über die beiden schweigenden Männer im Boote; aber wie die gewaltige Kraft des Elephanten dem Dienste des Menschen sich beugt, so beugte sich die Riesenkraft der Woge, ihr gewölbter Rücken trug das Boot empor. Dann blitzte es wieder auf; nein, es war kein Blitz, es war ein stilles, ruhiges Licht, das mit röthlichem Schein durch den Graus der Sturmnacht blickte. Der Maler faßte den Arm seines Gefährten und zeigte mit Anstrengung auf den leuchtenden rothen Punkt, der nur einen Moment noch sichtbar war, denn im zweiten sank das Boot wieder klaftertief hinab in die von Wellen umstarrte Schlucht. Der alte Mann hatte das Licht gesehen; es wäre ein unnöthiges Beginnen gewesen, jetzt sprechen zu wollen, er nickte nur; er hatte das Licht erkannt und wußte jetzt wohin zu steuern, denn er hatte die Richtung verloren gehabt und meinte nicht anders, als er müsse bis zum nächsten Morgen ziel- und planlos auf dem Meere umherirren, wenn es dabei nur geblieben wäre.

Das Licht, das schnell wieder entschwundene Licht gab ihm die verlorene Richtung wieder. Noch zwei Stunden harten mühsamen Ringens mit der Wuth der entfesselten Elemente, dann theilten sich die Wolkenmassen, ein blasses Mondlicht glitt wie tröstend und besänftigend über die aufgeregten Wasser und dort, dort, aber näher, größer, leuchtender war das rothe, rettende Licht.

„Gott war uns gnädig," sagte der alte Jan, als eine Pause im Getümmel ringsum die menschliche Stimme wieder zur Geltung kommen ließ. „Gott war uns gnädig, es hätte uns eine böse Nacht werden können, das ist der Leuchtthurm der Düne von Frouwenkeerke."

Der Maler konnte nicht reden, geistige und körperliche Anstrengung hatten zu mächtig auf ihn eingewirkt.

„Danket Gott, Mynheer, daß Ihr wieder festen Boden unter den Füßen habt," sprach der alte Jan, „und ich bin Euch die Antwort schuldig geblieben, ja ich möchte auch lieber wie ein Christenmensch begraben sein, als von den Krabben auf dem Meeresboden verzehrt werden."

„Wo bringen wir den Rest der Nacht zu?" fragte Erwin mit matter Stimme, „ich fühle mich zu erschöpft, um noch einen weiten Weg machen zu können."

„Das glaub' ich Euch," sagte der Schiffmann, indem er sich bemühte, das Boot an das Ufer zu ziehen. „Gehet da hinauf zum Leuchtthurm; man sagt freilich, der Wärter sei ein besonderer Gesell, aber ich glaube nicht, daß er einer armen von Wind und Wasser fast todtgepeitschten Landratte die Thür weisen wird."

„Und Ihr?"

„Pah! ich. Meint Ihr, weil ich eine kurze Meile lang die Richtung verloren, es sei für immer? Frouwenkeerke ist eine gute Stunde noch entfernt, aber ich weiß, daß dort der Mitternacht nie der Theekessel kalt wird; um einen steifen Grog ging ich aber noch weiter. Morgen früh hole ich Euch wieder ab mit dem Boote."

Erwin dankte in der That Gott, daß er festen Boden wieder unter den Füßen habe; aber noch kam es ihm nicht so vor, als sei das wirklich der Fall, es war ihm, als senke und höbe sich der Boden unter seinen Füßen und schwankten die Dünen um ihn; die Seekrankheit, die er nicht empfunden hatte der entsetzlichen Aufregung der letzten Stunden gegenüber, sie stellte sich jetzt ein, seine Beine zitterten, ein Gefühl unsagbarer Leere und Schwere bemächtigte sich seines Kopfes, und der Beistand, welchen der Seemann ihm anbot, war kein unnöthiger. Er hatte frischen Fußes und ungeschwächter Kraft die höchsten Alpenfirnen einst erstiegen, es kam ihm wie ein Spiel vor im Vergleich zu der Anstrengung, welche es ihm jetzt kostete, durch den losen Dünensand den Leuchtthurm auf dem Gipfel zu erreichen.

Endlich war er oben; er sah das tröstliche rothe Licht weit hinausfallen auf die unruhige See und sich mit dem Mondenlicht mischen; er hatte aber in diesem Augenblick keine Empfindungen für dieses Spiel der Lichter und die von den Wellen gebrochenen Farben, sein einziger Gedanke war Ruhe, Ruhe! Der Schiffmann zog eine Klingelschnur am Leuchtthurm, ein Riegel von Innen ward aufgeschoben und unmittelbar that sich der Raum einer erleuchteten Stube vor dem von diesem plötzlichen Contraste fast Geblendeten auf. Ein Mädchen war es, das den Riegel der Thür aufgeschoben und nun im Halbdämmer stand, das der Schatten derselben bildete. Erwin beachtete sie kaum, er hörte nur, wie der Schiffer einige erklärende Worte zu dem Mädchen sprach, sah wie im Traume die Gestalt und das bärtige Angesicht eines Mannes, der über das Geländer der Stiege sich beugte, welche vom Inneren des Thurmzimmers zu der Höhe desselben hinanführte, sah die einladende Geberde, mit welcher die im Schatten stehende junge Person ihn nach einem alten versessenen Ruhebett wies, und wie ein Betrunkener taumelte er darauf hin und sank in tiefen bleiernen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Spärlichkeit telegraphischer Mittheilungen aus Mexiko erklärt der „Etendard" damit, daß eine Depesche von Mexiko nach Paris eine Ausgabe von 30,000 Fr. verursache, und weil der Konsul in Veracruz ein Schiff miethen müsse, um die Mittheilung nach New-Orleans zu schicken, von wo sie erst nach New-York und dann durch das transatlantische Kabel nach Paris telegraphirt werde.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 64. Sonntag den 11. August 1867.

Ein Bild.

Erzählung von Ernst Glaub.

(Fortsetzung.)

Die Sonne stand hoch am Himmel, als Erwin erwachte; das runde Thurmzimmer war blendend hell, wie ein polirter Metallspiegel schimmerte das gestern Nacht so aufgewühlte Meer, so friedlich still, als sei es nur ein großer, stiller Alpensee. Er rieb sich die Stirn, ihm war, als setze sich das Spiel des Traumes auch wachend fort; erst nach und nach erinnerte er sich der Erlebnisse der gestrigen Nacht und mit einem geheimen Grauen blickte er auf das glänzende Meer hinaus, das so trügerisch schöne, welches ihn gestern so bedroht. Dann sah er sich um in dem engen von Reinlichkeit und Sonne strahlenden Raume, in welchen die Wellen im Sinne des Wortes ihn geworfen Es sah nicht anders aus wie in jeder ärmlichen, aber gut gehaltenen Wohnung, Möbel von gefirnißtem Tannenholz, Stühle mit Binsengeflecht, das Nothwendigste, ein Bett in einer Nische mit einem halbzugezogenen Vorhang von Baumwollenzeug davor, das alte mit Zitz überzogene Ruhebett, auf welchem er lag, eine Art Schenktisch mit einigen altmodischen Tassen und Kannen besetzt, das war Alles, und doch war es anders wie überall sonst, wo arme Leute wohnen, kein Schmuck, auch nicht der geringste, bewies, daß eine weibliche Hand hier waltete, kein Blumentopf am Fenster, kein noch so dürftiges Bildchen an der weißgetünchten nackten Wand, welche nicht einmal ein Spiegel schmückte. Nichts von allem dem, was sonst die Zimmer der Seeanwohner zu schmücken pflegt, fand sich vor, keine Muschel aus indischen Meeren, keine Cocosnuß mit phantastischem Schnitzwerk, wie sie sonst Seefahrer mit heimzubringen pflegen, keine chinesische Fratzenfigur von Porzellan, kein Weihkesselchen aus französischen Fabriken, wie es sich sonst doch in den vlämischen Stuben zu finden pflegt, nichts, nichts, was über das Nothwerdigste gegangen wäre. Erwin fielen die schönen tiefempfundenen Verse Lenau's ein:

. . . . . „Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verhüllte;
Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen."

Das war hier nicht so, es war kein Streben, die Dürftigkeit zu verhüllen, zu verschönen; es lag etwas Starres, Abweisendes selbst in dieser peinlichen Reinlichkeit und Ordnung, welche die vlämische Reinlichkeit noch zu übertreffen schien.

Der Blick in dieser hellen, nüchternen Stube herum, der Blick hinaus auf das schimmernde Meer hatte für die Nerven unseres Freundes etwas empfindliches; einer von diesen kleinen rothgewürfelten Vorhängen, die vor den Fenstern hingen, war vorgezogen, es war dieses an der dem Meere entgegengesetzten Seite, er wollte einen Blick über die Dünen hinaus thun und zog den Vorhang zurück; er sah nicht auf die Dünen, aber er sah in eine andere Welt und wie verzaubert blieb er stehen. War das möglich, daß diese Armuth, daß der Leuchtthurm auf der einsamen Düne einen Schatz enthalten konnte, welcher die Zierde einer fürstlichen Gallerie gewesen wäre, und noch weit mehr, war es möglich, daß man hier, hier im Hause der Armuth wußte, was man besaß, daß man vor gierigen lüsternen Blicken ein Gemälde zu verbergen strebte, das — Erwin war der Mann dazu, dieses beurtheilen zu können — zu dem Besten gehörte, was die niederländische Schule hervorgebracht. Aus altem geschwärztem Rahmen trat ein Gemälde ihm vor Augen, dessen Technik zu dem Vollendetsten gehörte, was er noch gesehen zu haben glaubte, dessen Gegenstand ein oft dargestellter war, aber noch nie hatte er diesen Gegenstand der heiligen Familie — denn diese stellte das Bild dar — in dieser Weise aufgefaßt gesehen. Es war die Mutter, das Kind und der Zimmermann, denn anders war es wirklich nichts, keine Spur der zum Göttlichen idealisirten Menschengestalten. Man hätte eine Scene aus dem Alltagsleben zu sehen gemeint, hätten nicht die Heiligenscheine es zum Heiligenbilde gemacht; zwar waren diese auch so dämmernd und unbestimmt als möglich, daß sie allein nicht genügt hätten, die Absicht des Malers erkennen zu lassen. Die Absicht aber war zweifellos in der Beigabe des Engels, aber auch dieser war auf eine, den traditionellen Engelsgestaltungen fremde Weise aufgefaßt.

Was diese Gruppe aber über das Gewöhnliche erhob, das war der Ausdruck, der über alle Beschreibung wahre und ergreifende Ausdruck in diesen Köpfen, welche alle offenbar Portraite waren.

Die Gruppe der heiligen Familie befand sich im sonnenhellen Vordergrunde. Maria saß auf einem niedrigen Schemel, den rechten Arm um den aufrecht stehenden Knaben geschlungen, ein Spinnrocken lag ihr entfallen zur Linken und darüber wie zufällig ein Dornenreis. Ihr nicht schönes, fast zu männlich strenges Gesicht, von welchem Sorge und Arbeit den zarten Schmelz der Jugend verwischt hatten, blickte mit einem unsagbaren Ausdruck der Angst und der Resignation nach dem aus einer Wetterwolke erscheinenden Engel, der, anscheinend

ihrem Auge nur sichtbar, Palme und Dornenkrone bot. Dunkele Wetterwolken, von Blitzen durchsprüht, hüllten die Gestalt des Gottesboten zur Hälfte ein; nur sein traurig schönes Haupt umgab der Glorienschimmer der Seligen. Der Arm der Mutter hielt den Knaben umschlungen, die Linke hatte sie wie unwillkürlich erhoben, um ihn vor dem geschauten herben Geschick zu schützen. Das göttliche Kind, in kraftvollen Formen dem Knabenalter sich schon nähernd, deutete in seiner bewegten Stellung die Absicht an, sich dem mütterlichen Schutze entziehen zu wollen, sein heller, fester Blick war auf den Beschauer gerichtet. Joseph, eine verarbeitete Gestalt mit gramgefurchten Zügen und einem müden Blick in den Augen, aber ohne den langen Bart des göttlichen Pflegevaters, legte seine linke Hand auf die Schulter Mariens, während seine Rechte noch die Werkzeuge hielt; hinter ihm stand eine Werkbank und unter dieser ein fertiger Sarg.

Wie kam dieses Bild, in welchem jeder Pinselstrich nicht nur den Meister verrieth, sondern auch den Antheil, den der Schaffende an seinem Werke genommen, hierher? Diese Frage war die erste, welche Erwin sich aufwarf, die zweite, wer hat dieses Meisterwerk gemalt? Aber wie er auch suchte, kein Name, kein Malerzeichen verrieth es, und diese Köpfe, er kannte keinen der niederländischen Meister, welchem er sie hätte zuschreiben mögen. So im Betrachten versunken, überhörte er es vollständig, daß hinter ihm die Thür sich geöffnet; erst der Zuruf einer Stimme brachte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück, er wandte sich um. An dem Tische stand ein Mädchen, wohl dieselbe, welche gestern Abend ihm die Thür geöffnet, ein Brett mit dem Theegeschirr stand vor ihr auf dem Tische, das Mädchen war in die Tracht der Flamänderinnen gekleidet, welche diese außer dem Hause zu tragen pflegen, in jenen langen schwarzen Mantel mit atlasgefütterter Capuze, der vollkommen wie ein Nonnenhabit aussieht. Sie hatte die Capuze halb über den Kopf gezogen, von dem dunkelen Hintergrunde hob sich das bleiche, edele Gesicht scharf ab. Wer war dieses Mädchen? wo hatte er sie schon gesehen? das waren für jetzt die Fragen, welche diejenigen nach dem Bilde in den Hintergrund drängten. Diesen Kopf, diesen bleichen, schönen Kopf mit den großen, schwarzen Augen, welche so namenlos traurig blickten, dieses dunkele Haar, das sich in Wellen über die marmorne Stirn legte, er hatte es gesehen, irgendwo, er hatte diesen Mund schon gesehen, diesen schönen jugendlichen Mund, den der Schmerz zusammenpreßte, aber wo? wo? Wie geistesabwesend starrte er das Mädchen an, diese lud ihn mit einer Geberde ein, das gebrachte Frühstück zu genießen, dann fragte sie:

„Sie haben das Bild gesehen, Mynheer?"

„Das Bild? das Bild? — wirklich?" Er wandte sich fast mechanisch um, er sah es an, da wußte er, wo er das Mädchen schon gesehen, es war der Engel, der schöne Bote des Schmerzes und der Trauer, das war diese Form des Kopfes, das waren diese Augen, das war dieser Mund. Sollte dieses Bild das Werk eines modernen Künstlers sein, dieser Engel das Portrait des Mädchens? Aber das war unmöglich, dieses Bild trug so sicher den Stempel des Alten, er hätte an aller seiner Beurtheilungskraft irre werden müssen, sollte sich dieses Werk als ein Werk der Neueren herausstellen.

Er stammelte verwirrt einige Worte der Entschuldigung und nahm die dargebotene Tasse. Sie sagte ihm, der Schiffmann sei da gewesen, da er aber so fest geschlafen, so habe sie ihn nicht wecken wollen, gegen Mittag wolle Jan wieder kommen, „wenn Sie nichts anderes wollen berichten lassen," schloß sie, „ich gehe nach Frouwenkeerke hinab." Sie sagte das, ohne den Blick wieder zu ihm zu erheben, ihre Stimme paßte zu ihrem Gesichte, sie war traurig wie dieses, von einer süßen, sinnverwirrenden Traurigkeit. Er dankte ihr und sie ging, indem sie mit einem leisen Neigen des Hauptes den fremden Gast und den Mann grüßte, der die Stufen der Treppe herab in das Erdgeschoß kam. „Mein Vater," sprach sie, die Worte, aber nicht die Blicke zu dem Fremden wendend; nur die Bewegung der schmalen bleichen Hand nach dem Herabsteigenden machte es Erwin klar, daß damit der Leuchtthurmwärter ihm vorgestellt worden sei.

Er wandte sich um, trieb ein Spuck mit ihm sein Wesen? Das war der Joseph des Bildes, der zu ihm herabstieg; jetzt mußten nur noch die Maria und der kleine Jesus kommen, dann hatte er die Familie vollzählig bei einander.

Er sollte aus den Ueberraschungen nicht herauskommen, denn anstatt, wie er erwartet hatte, von dem Leuchtthurmwärter in vlämischer Sprache angeredet zu werden, redete ihn dieser im elegantesten Französisch an und beklagte den Unfall des Fremden. Erwin dankte für die erwiesene Gastfreundschaft, die es ihm zur Pflicht mache, sich selbst vorzustellen; „und als Maler," schloß er, „kann ich das Geschick nur preisen, welches mich hierher kommen und auf eine vielleicht indiskrete Weise einen Schatz sehen ließ, welchen ich hier nicht geahnt."

Der Leuchtthurmwärter hatte den zurückgeschobenen Vorhang wohl bemerkt. „Sie meinen das Bild", sprach er. „Unter der Bedingung, daß Sie nach Außen Discretion üben wollen, will ich Ihnen gestatten, es öfters zu sehen, aber keine Copie."

Erwin's Staunen stieg; dieser Mann auf so niedriger Lebensstufe drückte sich so gewählt aus; auch er war wie dieses Gemälde keinenfalls von Anfang an für den Leuchtthurm bestimmt gewesen. Um seine Verwirrung zu verdecken, fragte er: „Wann ward das Bild gemalt?" Er erwartete, keine Antwort darauf zu erhalten.

„Um 1570," antwortete der Mann.

„Aber das ist unmöglich," rief Erwin, „diese Köpfe —"

„Sie haben Aehnlichkeiten darin gefunden," sprach der Wärter lächelnd, „es sind meine Vorfahren und einer meiner Vorfahren hat dieses Bild gemalt."

„Sagen Sie mir den Namen, mein Herr," rief der Künstler aufwallend. „Daß ich dieses Bild hier noch finde, beweist mir, daß es nicht nur als Familienstück, sondern auch als Kunstwerk hoch gehalten worden; bedenken Sie, ich bin Künstler, und verzeihen Sie mein Drängen."

„Und Ihr noch beweist mir, daß Sie den Contrast damit bezeichnen wollen, in welchem dieses zu der übrigen armen Umgebung steht."

Der Künstler erröthete. „Ich will nicht unbescheiden sein, wenn Sie Gründe haben, den Namen des Urhebers dieses Meisterwerkes zu verschweigen."

„Keineswegs," unterbrach ihn der Wärter, „wenigstens Ihnen gegenüber nicht, ich glaube nicht, daß Sie einen indiscreten Gebrauch davon machen. Der Name ist de Gueuz."

„Ich habe diesen Namen unter den alten Malern nie gehört."

„Ich glaube es wohl, denn dieses war sein einziges Bild."

(Schluß folgt.)

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

In London tritt ein Werk an die Oeffentlichkeit, dessen Inhalt sowohl wie sein Ursprung nicht verfehlen kann, ein reges Interesse zu wecken, und zwar in Deutschland kaum minder als in England. Es ist der erste Band, der seit Jahren schon angekündigten Biographie des Prinzen Albert *), als deren eigentliche Verfasserin die Wittwe des edlen Fürsten zu betrachten ist. Die äußere Form rührt freilich vom Generallieutenant Grey her; doch hat er seine Arbeit unter der persönlichen Leitung der Königin Viktoria unternommen und zahlreiche Betrachtungen und Notizen, die ihrer eigenen Feder entflossen sind, in den Text eingeschaltet. Die Uebersetzung derjenigen in das Werk aufgenommenen Briefe des Prinzen, die ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben worden, rührt größtentheils von der Prinzessin Helena, der dritten Tochter der Königin, her. Die Herausgabe der in Zukunft noch zu erwartenden Bände, welche das spätere Leben des Prinzen-Gemahls zum Gegenstand haben sollen, ist dem wohlbekannten Schriftsteller Theodor Martin (welcher sich u. A. durch Uebertragung Göthe'scher Gedichte einen Namen gemacht hat) anvertraut.

Nach der früheren Anordnung sollte das Werk nur für einen beschränkten Leserkreis bestimmt sein: für die Mitglieder der königlichen Familie und eine auserlesene Zahl sonstiger persönlicher Freunde des Verstorbenen. Schließlich hat die Königin sich doch bewogen gefunden, eine Schrift, welche ihrem Wesen und Gegenstande nach fast der ganzen gebildeten Welt eine willkommene Gabe sein mußte, Allen und Jedem zugänglich zu machen; ein Entschluß, wegen dessen ihr um so größerer Dank gebührt, als es sie nicht geringe Ueberwindung kosten mußte, manche der geheimsten Gedanken und Empfindungen ihres Herzens vor einem größeren Publikum zu enthüllen. Und mit Recht heißt es wohl in der Einleitung, daß nicht ein Wort, eine Handlung des Prinzen selbst vor der Welt offen gelegt werden könnte, aus denen nicht sich ein helleres Licht auf die Größe und die Güte seines Charakters ergösse. Vielleicht auch wird die rückhaltlose Enthüllung dieses edlen Charakters das Ihrige dazu beitragen, um das günstige Urtheil fester zu begründen, welches Deutschland stets, England eigentlich erst seit dem Tode des Prinzen über ihn gefällt hat. Denn wenn es von einem Menschen mit Wahrheit gesagt werden kann, daß seine Verdienste erst von der Nachwelt anerkannt worden seien, so gilt dieses vom Prinzen Albert in England. Wenige Tage vor seinem fast plötzlich zu nennenden Hintritte waren von den vornehmsten Stimmführern der englischen Presse noch bitterböse Anfeindungen und Verdächtigungen gegen ihn gerichtet worden, gegen den sogenannten „deutschen Einfluß" am Hofe, der als eine Quelle des verderblichsten Unheils für England dargestellt wurde. Und kaum eine Stunde hatte der Vielverleumdete die Augen im ewigen Schlafe geschlossen, als es in allen Blättern von Nekrologen wimmelte, die hier förmlich in Thränen schwammen und dort sich in ekstatische Verzückungen der Bewunderung hineinarbeiteten. Am 13. Dezember 1861 Worte nur dünn verschleierten Hasses, und am 15. Dezember — ja, wie oft mag am 15. Dezember das Wort des Antonius an Brutus' Leiche citirt oder erklärt worden sein:

„Dies war der beste Römer unter allen . . . .
Sanft war sein Leben, und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!"

Wir Deutsche, von denen der wahre Werth des edlen Prinzen, unseres Landsmannes, nie verkannt worden ist, dürfen uns ohne Gewissensbisse, ohne das bittere Gefühl früherer Versündigung gegen den Hingeschiedenen der schönen und hochzuschätzenden Gabe erfreuen, welche die Königin in dem nun erschienenen Werke auch uns dargeboten hat. Denn wenn irgend eine Gesammtheit, so gehört das deutsche Volk zu denen, welchen die königliche Wittwe die Biographie ihres Gemahls widmet, denjenigen nämlich, die mit warmer Sympathie auf das Lebensbild des zu früh aus dem Kreise der Lebenden Abgerufenen hinblicken.

Der Vorrede und einem ihr angehängten Briefe des Generals Grey an die Königin, welcher hauptsächlich über Art und Beweggründe der Veröffentlichung handelt, folgen einige „einleitende Bemerkungen," die eine kurze Charakterschilderung des Prinzen und eine Inhalts-Uebersicht enthalten. Die Absicht, durch dieses Werk dem Verstorbenen ein seiner würdiges biographisches Denkmal zu setzen, wird darin bescheiden in Abrede gestellt. Es soll „eine Zusammenstellung von Briefen und Aufzeichnungen bringen, die zum größten Theile von dem Prinzen und seiner königlichen Gemahlin selbst herrühren, und in denen sich die Materialien für eine ausgeführtere Lebensbeschreibung sammeln lassen." Der erste Band beginnt mit einem geschichtlichen Rückblick auf die Familie Sachsen-Coburg und eine Skizze ihrer Mitglieder in dem Geburtsjahre Alberts (1819), und reicht hinab bis ins erste Jahr seiner Vermählung mit der Königin, und zwar bis zur Geburt der ersten Tochter, der jetzigen Kronprinzessin von Preußen.

Der vom Herzoge Ernst von Sachsen-Coburg im Jahre 1817 geschlossenen Ehe mit der Tochter des letzten Herzogs von Gotha entsprossen zwei Söhne: der gegenwärtig regierende Herzog Ernst, geboren 1818, und der am 26. August 1819 geborene Prinz Albert. Die Mutter wird geschildert als „sehr schön, obgleich kleiner Gestalt, blond, mit blauen Augen; ihr Sohn Albert soll ihr sehr ähnlich gewesen sein. Sie war eine kluge und talentvolle Frau; die Ehe aber war leider keine glückliche und wurde im Jahre 1824 aufgelöst. Die junge Herzogin verließ Coburg und sah seitdem ihre Kinder nie wieder. Ihr Tod erfolgte 1831 in St. Wendel nach langer schmerzhafter Krankheit. Auch die vierte Tochter des Prinzen Albert und der Königin soll in ihrer Erscheinung sehr an sie erinnern." Wie sie denn auch Beide den gleichen Namen Luise führen. Nur selten geschieht der Herzogin Erwähnung, doch stets mit Achtung und Liebe. Mehr lesen wir von der Herzogin-Wittwe von Sachsen-Coburg, der Großmutter der Prinzen Ernst und Albert und als Mutter der Herzogin von Kent auch Großmutter der Königin Viktoria. Sie widmete den beiden Prinzen wahrhaft mütterliche Sorgfalt, und in dem vorliegenden Werke wird ihrer vielfach mit liebender Ehrfurcht gedacht. Die Königin erinnert sich ihrer gut und war ihr sehr zugethan; von ihren Kindern wurde sie fast angebetet, besonders von ihrem Liebling, dem spätern Könige Leopold von Belgien. Sie war ein lebender Beweis der oft ausgesprochenen Beobachtung, daß große Männer meist begabte Mütter haben. Innigen Antheil an den beiden Prinzen Ernst und Albert nahm auch die Stief-Großmutter, die zweite Gemahlin des Herzogs von Gotha, und aus den zwischen diesen beiden Großmüttern gewechselten Briefen erhalten wir Berichte über die Kindheit der Prinzen.

Als Albert acht Monate alt war, beschrieb seine Mutter das Brüderpaar in folgenden Worten:

*) The Early Years of His Royal Highness the Prince Consort, compiled under the direction of Her Majesty the Queen. By Lieutenant General the Hon. Charles Grey.

Ernesto est bien grand pour son âge, vif et intelligent; ses grands yeux noirs pétillent d'esprit et de vivacité... Albert est superbe, d'une beauté extraordinaire; a de grands yeux bleus, une tout petite bouche, un joli nez, et des fossettes à chaque joue; il est grand et vif, et toujours gai. Il a trois dents, et malgré qu'il n'a (sic) que huit mois, il commence déjà à marcher.

Die Großmutter erwähnt mehrfach, daß Albert kein starkes, aber ein sehr schönes Kind sei.

„Das kleine Albertinchen mit seinen großen blauen Augen und den Grübchen in den Wangen ist bezaubernd, keck und flink wie ein Wiesel. Ernst ist lange nicht so hübsch, nur daß seine klugen braunen Augen sehr schön sind; aber er ist groß, lebhaft und verständig für sein Alter..... Albert ist sehr hübsch, aber zu schmächtig für einen Knaben; lebendig, sehr munter und witzig, äußerst gutmüthig und doch voller Schelmenstreiche."

Im Alter von vier bis fünf Jahren wurden die beiden Brüder Herrn Florschütz in Coburg zur Erziehung anvertraut. Florschütz nahm sich seiner Zöglinge mit Eifer und Geduld an und leitete ihre Studien 15 Jahre lang. Nach seiner Schilderung gab der jüngere Bruder in den gemeinschaftlichen Spielen den Ton an; in Albert's Charakter zeigte sich schon damals ein Zug geistiger Stärke. Er war nicht abgeneigt, zu Gewaltmitteln zu greifen, wenn er seinen Willen nicht anders durchzusetzen wußte. Aus dem Tagebuche, welches er schon als sechsjähriger Knabe führte, theilt die Biographie uns einzelne Auszüge mit, so u. A. folgende (die freilich in der Rückübersetzung aus dem Englischen vielleicht doppelt an ihrem kindlichen Tone verlieren):

26. Januar. Wir sagten unsere Lection auf und ich weinte, weil ich sie nicht konnte; denn ich war unaufmerksam gewesen. Nach dem Essen durfte ich nicht spielen, weil ich beim Aufsagen geweint hatte. Dann kam Parthénai und wir sprachen Französisch mit ihm. Der kleine Menzel kam und brachte uns ein Stück schwarze Kreide, womit wir schöne Gemälde zeichneten.

11. Februar. Ich sollte etwas aufsagen und wollte es nicht, das war unartig.

8. April. Nach dem Essen gingen wir nach Ketschendorf und von da nach Seidmannsdorf. Auf dem Wege weinte ich. Von Seidmannsdorf gingen wir über den Eckardsberg nach Haus Dann hatten wir französische Stunde.

9. April. Ich stand wohl und munter auf; dann schlug ich mich mit meinem Bruder. Nach dem Essen gingen wir zum Schauspiel. Es war Wallensteins Lager, und sie trugen einen Mönch heraus.

10. April. Ich habe mich wieder mit meinem Bruder geschlagen, und das war nicht recht.

Aus dieser Zeit haben wir auch einzelne Briefe an seinen Vater, einfaches kindliches Geplauder. So einer aus dem Jahre 1825:

Lieber Papa! Vorgestern gingen wir den Hofmarschall besuchen und gestern den Obersten. Unsere Finken haben ein so hübsches Haus, worin sie wohnen. Denk' recht oft an mich und bring mir eine Puppe, die mit dem Kopf nicken kann. Dein kleiner Albert.

Nach dem Tode des Prinzen Albert hat Herr Florschütz seine Erinnerungen aus jenen Jahren niedergeschrieben; sie sind großentheils dem vorliegenden Werke einverleibt. Es heißt darin:

Bis zu seinem zehnten Jahre pflegte Albert im Sommer zwischen sechs und sieben, im Winter zwischen sieben und acht aufzustehen. Um neun Uhr frühstückten die beiden Brüder mit ihren Eltern. Das Mittagessen, welches Albert bis zu seinem eilften Jahre regelmäßig nur mit seinem Bruder und seinem Erzieher einnahm, war um ein Uhr. Zwischen vier und fünf, wenn der Herzog gespeist hatte, mußten die Brüder in der Gesellschaft erscheinen, dann besuchten sie ihre Großmutter, die Herzogin-Wittwe Auguste; und wenn Albert in Gotha war, so ließ er keinen Morgen ohne einen Besuch bei seiner Großmutter mütterlicherseits, der Herzogin Caroline von Sachsen-Gotha-Altenburg vorübergehen. Um sieben Uhr aß der Prinz zu Abend und war froh, wenn er gleich darauf zu Bette gehen konnte. Eine unwiderstehliche Schlafsucht, die er selbst in späteren Jahren nicht gut überwinden konnte, wandelte ihn dann an; einmal fiel er gleich nach dem Mahle in Schlaf und stürzte vom Stuhle herab. Doch beschädigte er sich nicht und schlief auf dem Boden ruhig weiter. Seine Gesundheit war im Ganzen eine feste; er litt jedoch mehrmals an Bräune, welche er sich durch die leichteste Erkältung zuzog, und zwar oft in bedenklichem Grade..... Seinen Bruder übertraf Albert in ernstem Nachdenken, ruhiger Ueberlegung und Selbstbeherrschung, legte auch größere Vorsicht in seinen Handlungen zu Tage. Seine hervorstechenden Charakterzüge waren eine gewinnende Munterkeit und Liebenswürdigkeit. Seine Natur neigte dazu, das Leben stets von der besten Seite aufzufassen und im günstigsten Lichte zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das in New-York erscheinende „Home Journal" kündigt ein staunenswerthes Unternehmen an: den Bau eines Tunnels unter dem Bette des atlantischen Meeres, der die neue Welt mit der alten auf trockenem Wege verbinde. Die bedeutendsten Ingenieure Amerika's wie Englands hätten, zu Rathe gezogen, das Werk als vollkommen ausführbar bezeichnet, und nur hinzugefügt, daß es viel Zeit und Geld kosten würde. Das nothwendige Capital aber, eine Kleinigkeit von 500 Millionen Pf. St., soll, dem New-Yorker Blatte zufolge, schon so gut wie gesichert sein.

*

Die vielgenannte und berüchtigte Seeschlange ist wieder einmal aufgetaucht. Die Passagiere und Mannschaften des kleinen Dampfers „Florida" auf dem Ontario-See wollen das Ungeheuer gesehen haben. In einer Länge von 50—60 Fuß sei das Unthier hinter dem Schiffe hergeschwommen und habe gelegentlich seinen gewaltigen Kopf erhoben, um das Promenade-Deck in Augenschein zu nehmen.

*

Damit auch späten Geschlechtern noch das Andenken an den Herrscher des Ostens aufbewahrt werde, der England und überhaupt das westliche Europa zum ersten Male seit der Stiftung des Islam heimgesucht, hat eine neuerstehende Straße in Camberwell, im Norden von London, den Namen Sultan-Street erhalten.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.— Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 65. Mittwoch den 14. August 1867.

Ein Bild.

Erzählung von Ernst Glaub.

(Schluß.)

Erwin wandte sich wieder zu dem Bilde, dessen eigenthümliche Schönheit ihn immer mehr anzog; mit seinen Gedanken beschäftigt, beachtete er es nicht, daß er diesen, wie ihm oft geschah, lauten Ausdruck gab. „Welche Wandlungen und welche Geschicke, um bis hierher zu gelangen!“ sprach er laut.

„Meinen Sie das Bild oder seinen Besitzer?“ fragte der Leuchtthurmwärter, über dessen melancholisches Gesicht ein schnell verschwindendes Lächeln glitt. „Beide,“ antwortete Erwin mit Offenheit.

„Ja, es waren verschlungene Geschicke, die uns Beide hierher brachten,“ sprach der Mann wie im Selbstgespräch, dann mit der Hand auf das ruhige sonnbeglänzte Meer deutend, sagte er: „Sie warfen diese Wogen, die heute so eben und glatt daliegen, gestern in Dunkel und Wirrniß an das Land, auch mich haben die Wogen des Lebens in Wirrniß und Dunkelheit umhergeworfen bis hierher.“

„Es wäre unbescheiden, nach Ihren Erlebnissen forschen zu wollen,“ sprach der junge Mann. „Aber ich darf es wohl thun nach jenen des Bildes, denn je länger ich es betrachte, um so mehr fesselt es mich; es ist nicht der Gegenstand, nicht die vollendete Technik, nein, es ist ein Etwas, das mir sagt, daß hier eine Geschichte, die mit jener der heiligen Familie nichts gemein hat, leise verschleiert ist.“

„Sie haben einen guten Blick,“ sprach der Wärter, „und um dessetwillen will ich Ihnen die Geschichte dieses Bildes erzählen. Betrachten Sie den untenstehenden Sarg genauer, es ist ein Geusenpfennig, der auf ihm angebracht ist. Sehen Sie den Joseph hier — der Name thut nichts zur Sache — er war Einer von Jenen, die Habsburg und Spanien zum Trotz die Unabhängigkeit der niederländischen Städte im Rathe vertheidigten; das zog ihm Verfolgung zu und die Confiscation seiner Güter, mit der Arbeit seiner Hände mußte er jetzt seine Familie erhalten, wie er sonst die Arbeit seines Geistes seinem Vaterland geweiht. Von reichem Kindersegen war ihm nur der letzte Ehesproß, ein Knabe geblieben; ihn ließ sein Tod als einzige Habe der starken Mutter zurück. Um ihn vor den Nachstellungen der Feinde seiner Familie zu hüten, erzog sie ihn in Dunkelheit; er kannte den Namen seines Geschlechtes nicht, aber er hatte dessen Sinn geerbt. Die Mutter gab den Jüngling in eine Malerschule; die Kunst, meinte sie, solle seinen stürmischen Sinn bändigen. Er aber riß sich von der Kunst und aus den Armen der Mutter los. Wilhelmus de Gueux (der Geuse) ward bald der Schrecken der Spanier auf dem Meere. Maria, seine Mutter, beklagte ihn als verloren: sie aß das Brod der Armuth und der Sorge in Antwerpen.

„Einst früh des Morgens ging Maria aus auf den Markt; da riß sie das Volksgedränge bis an die Schelde. Sie stand und sah Kähne anfahren, von Spaniern bewacht, und in den Kähnen, Mann an Mann gefesselt, gefangene Geusen. Einer von ihnen stand im ersten Kahne, gebieterisch um sich blickend, als stünde er noch immer an der Spitze seiner Schaar, an seinen Leib lehnte sich ein todtenblasses junges Weib in seidenen Gewändern. „Das ist Wilhelmus der Geuse,“ flüsterte es um sie, — „der Spanier Schreck!“ „Das ist mein Sohn,“ rief es im Herzen der Frau, und sie folgte ihm bis an die Thür des Gefängnisses. Da drehte der Geuse sich um: „Mutter!“ rief er, „ich wußte es, du würdest da sein, wenn ich deiner am meisten bedürfte. Das ist mein Weib, mir angetraut im Feldlager, behalte sie bei dir.“ Er konnte nicht mehr sagen, denn die Spanier stießen ihn in das Gefängniß hinein und ließen des Geusen Mutter das ohnmächtige Weib ihres Sohnes vom Pflaster aufheben. Dann war die Mutter täglich vor der Thür des Gefängnisses zu sehen, und sie war auch da, als es sich öffnete und paarweise, mit gebundenen Händen, die Verurtheilten heraus schritten, zuvörderst Wilhelmus de Gueux. Da trat sie heran und sprach ohne Thränen: „Sei stark, mein Sohn, wie ich stark sein will, ich bleibe bei dir in deiner schwersten Stunde. Dein junges Weib ist dir voran geeilt, sie erwartet dich droben. Ich aber, mein Sohn, muß bleiben und deinen neugeborenen Sohn warten und in ihm dein Geschlecht pflegen.“ Und Maria geleitete den Sohn bis zu den Stufen des Schaffotes, sie sah sein junges Haupt vom Block rollen und ging heim, durch den Tod ihn überwindend, um in Arbeit Tag und Nacht das Leben des Enkels zu erhalten. Das ist dieses Bildes Geschichte, welches der Geuse im Kerker gemalt, der Engel, der dem Knaben Palme und Dornenkrone reicht, trug die Züge seines Weibes.“

„Jetzt verstehe ich diese Aehnlichkeit,“ murmelte der junge Maler. In diesem Augenblick trat die Tochter des Wärters wieder ein, ruhig legte sie den dunklen Mantel ab. „Euer Fährmann wartet draußen, Mynheer,“ sprach sie.

„Darf ich wieder kommen?“ fragte Erwin. Der Abkömmling des Geusen neigte das Haupt. „Sie mögen kommen,“ sprach er, „aber nur Ihr Gedächtniß darf eine Copie des Bildes mit fort nehmen.“

Nicht das Bild allein war es, was den Maler jedoch zu dem Leuchtthurme und seinen Bewohnern zog, welche mit ihrer

Umgebung so wenig im Einklang standen, nicht den schönen traurigen Engel in der blitzedurchsprühten Wolke bewunderte er mehr allein; sein lebendes Ebenbild, diese schöne bleiche, schweigsame Maria mit den Zügen tiefster Melancholie in Augen und um den Lippen zog ihn mehr an. Er glaubte bald bei seinem Kommen diese bleichen Wangen sich leise röthen zu sehen, in diesen schwermüthigen Augen einem freudigen Aufblitzen zu begegnen; oft ertappte er sich auf dem Gedanken, daß das schöne Mädchen eine noch werthvollere Eroberung sein dürfte als das alte Bild.

Der Sturmnacht waren helle sonnige Tage gefolgt; Erwin verbrachte sie zumeist vor dem Leuchtthurm auf Frouwenkerke; wie mit einem Zauber spann ihn diese Stille der Umgebung, dieses stille Walten der bleichen Marie de Gueux — so mußte sie wohl heißen — ein. Doch Alles muß sein Ende finden, auch dieser Aufenthalt an der See. Der deutsche Maler wollte aber nicht in die Heimath zurückkehren ohne zu wissen, ob er sich in Betreff der Gefühle getäuscht, die er bei dem vlämischen Mädchen voraussetzte; er hatte noch eine Reise nach Brüssel zu machen, dann wollte er Abschied nehmen von dem Leuchtthurme, aber nicht ohne die Gewißheit, daß er wiederkehren könne. Eine Woche lang hielt er sich in Brüssel auf, dann kehrte er zurück, in dem Badehotel war kein Badegast mehr und die Herbstnebel hüllten Strand und See ein wie bei seiner Ankunft, doch was kümmerte ihn heute Nebel oder Sonnenschein; den Strand entlang, den oft gegangenen Weg strebte er der Düne von Frouwenkeerke zu. Er kam an, mit fröhlichem Gruße trat er in die Stube, da — erwiderte seinem Gruß eine fremde Stimme.

„Wo ist Jonkfrouw Maria?“ fragte er betreten, und mit Staunen in dem bekannten Raum umher blickend, der ihm heute ein so ganz anderes Ansehen bot, denn allerlei Hausrath stand, wie bei'm Ein- oder Auszug zu geschehen pflegt, unordentlich durcheinander; ein paar kleine Kinder trieben sich lärmend umher und eine derbe junge Flamänderin mit einem Säugling an der Brust erhob sich, die Fragen des Fremden zu beantworten.

„Oh Mynheer, wir sind eingezogen seit vier Tagen. Der vorige Wärter? man sagte, es sei ein Edelmann gewesen, der eine Nonne entführt, oder ein Offizier, der seinen General erschossen — einerlei, er war nicht von den Unseren; er ist fort in Nacht und Nebel.“

„Und wohin?“ fragte der Maler beklommen.

„Wer weiß das?“ sprach die Frau, „wußte ja doch auch Niemand, wie er hieß.“

So verhüllte sich also abermals das Geheimniß, Urbild und Abbild sollten wirklich nur im Gedächtniß des Malers fortleben.

Im Anfange unseres Jahrzehnts sah Antwerpen eine glänzende Versammlung der Künstler in seinen Räumen, alte hochberühmte Namen, und Namen, welche ihren Ruf noch verdienen wollten. Unter ihnen befand sich ein bleicher, junger Mann, der wenig Theil an den glänzenden Festlichkeiten nahm, welche die reiche Stadt in Erinnerung an ihren großen Mitbürger Peter Paul Rubens den Malern gab. Dagegen besuchte er alle Galerieen, jede nur einigermaßen zugängliche Gemäldesammlung im Besitze von Privaten, an welchen Belgien so reich ist.

„Höre,“ sagte ihm eines Tages ein Münchener Kunstgenosse, „ich bin durch Kaulbach's Empfehlung in die Galerie des Barons van der K . . . . . n gekommen, wenig sage ich dir, aber alles Kunstwerke ersten Ranges, darunter Eines, eine wahre Perle; König Ludwig zahlte Tausende darum, ich sage dir nichts weiter, als siehe selbst.“

Erwin lächelte zu dem Enthusiasmus des sonst so gemüthlichen Bayern. Was konnte diese Galerie des Barons van der K . . . . . n, von welcher er nie zuvor gehört, Wunderbares enthalten. Nichtsdestoweniger beschloß er hinzugehen; der Aufenthalt in Belgien hatte ihm schmerzliche Empfindungen wach gerufen, welchen er am meisten zu entgehen meinte, wenn er sich in seine Kunst versenkte. So trat er denn auch den Weg nach dem unweit Antwerpen gelegenen Schlosse des Barons an. Willig ward er eingelassen und besah mit müder Aufmerksamkeit eine Sammlung niederländischer Bilder, dergleichen er schon in Masse gesehen. Etwas Besonderes wollte ihm darin nicht auffallen. „Es ist noch ein Bild vorhanden,“ sprach der erklärende Castellan, „doch befindet sich dieses in einem besonderen Cabinet.“

„So lassen Sie es mich sehen,“ sprach Erwin, mehr aus Höflichkeit gegen den Castellan, der gerade auf dieses einen großen Werth zu legen schien, als von dem Wunsche beseelt, auch dieses zu sehen.

„Hier ist es,“ sprach der Mann. Mit diesen Worten öffnete er die Thür eines Cabinets; glänzendes Sonnenlicht aus den geöffneten Fenstern fiel vom Parke her hinein, die ganze Lichtfluth traf auf ein Bild, welches er kannte — das war die heilige Familie vom Leuchtthurm auf der Düne.

„Wie kommt das Bild hierher?“ fragte der Maler in höchster Erregung.

Der Castellan zuckte die Achseln: „Es ist ein altes Erbstück der Familie.“

„Wie nennt man den Maler?“

„de Gueux.“

„Toller Spuck!“ rief der Künstler, „willst du mir noch vollends die Sinne rauben?“ Er wandte sich hastig um; der Diener, erschreckt über den Fremden, trat zurück und ließ es geschehen, daß dieser mit hastiger Hand die Thür zur Galerie aufriß und hinausstürmte. Doch fast wäre auch er vor Entsetzen ohnmächtig geworden, als er sah, wie nach wenigen Schritten vorwärts der Fremde stehen blieb und mit dem Aufschrei: Maria! wie leblos zusammen brach. Doch in Rücksicht auf die soeben die Galerie durchschreitende Baronesse, die Tochter seines Herrn, mäßigte der Mann sein Entsetzen so weit, um der Jonkfrouw Maria van der K . . . . . n in ihren Bemühungen um den Leblosen beizustehen.

Tage und Wochen vergingen. Der Glanz des Antwerpener Künstlerfestes war längst vorüber gerauscht, die Künstler alle hatten die nähere oder fernere Heimath wieder gesucht, nur Einer war geblieben, Einer, der, ein langsam Genesender, unter den sich schon herbstlich färbenden Bäumen des Parkes von K . . . . . n saß; ein alter Herr mit einem Antlitz, in welches die Erfahrungen eines wechselvollen Lebens tiefe Furchen geschnitten, ihm zur Seite eine junge Dame, deren blassen Teint eine feine zarte Röthe überhauchte, und deren große, dunkele, seelenvolle Augen mit dem Ausdrucke innigster Theilnahme auf dem Gesichte des Genesenden ruhten, sich gegenüber. „Und was sagte man Ihnen, da Sie zum Leuchtthurm kamen und uns nimmer fanden?“ fragte der Baron van der K . . . . . n.

„O, Sagen, wie sie das Volk erzählt, von der Entführung einer Nonne, von einem unglückseligen Duell . . .“

„Es ist an Allem etwas Wahres, wenn auch nicht Alles,“ sprach der Baron; „mein Lebensschiff trieb auf stürmischem Meere. Einer, der im Leben Schiffbruch gelitten, ward ich

an jene öde Düne geworfen, ich glaubte dort vergessen und verschollen meine Tage beschließen zu müssen. Niemand wußte, daß ich noch am Leben sei. Sie, junger Freund, Sie waren nicht diskret, Sie hatten in Brüssel von jenem Bilde im Leuchtthurme gesprochen — erröthen Sie nicht. Das brachte Jene, die mich suchten, auf meine Spur. In diesem Hause hatte der Tod reiche Ernte gehalten; mir fiel die Erbschaft zu, auf die ich nicht gehofft."

„Und dieses Bild, das Sie in den Besitz Ihrer Väter zurückgeführt, werden Sie es jetzt gestatten, daß ich eine Copie davon nehme?"

„Keineswegs, Sie mögen das Original als Ihr Eigenthum behalten."

„Wie, Herr Baron, Sie könnten sich von diesem Erbstück Ihrer Familie trennen?"

„Muß dieses darum sein? Ich denke, Maria's Gatte läßt es mir zum Mitgenuß."

„Maria's Gatte!" Der Maler erhob sich aus dem Sessel: wer war das? wen konnte er meinen? Da traf ihn ein warmer, inniger Blick aus jenen dunkelen seelenvollen Augen ihm gegenüber; die glühende Röthe, die sich über ein schönes Antlitz ergoß, sagte ihm, daß damit nur Einer gemeint sein könne, — er selbst.

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

(Fortsetzung.)

Nach ihrer gleichzeitigen Confirmation am Palmsonntage des Jahres 1835 traten die Brüder in das Getriebe der Welt hinein. Sie machten einen Besuch in Mecklenburg und dann eine schnelle Reise über Berlin, Dresden, Prag, Wien, Pest, wo sie überall an den Hoffestlichkeiten theilnahmen und einen guten Eindruck zurückließen. Während dieser Zeit scheint Albert sich mit hochfliegenden literarischen Plänen getragen zu haben, wie wir aus einem im Jahre 1836 an den Direktor des Coburger Gymnasiums gerichteten Briefe ersehen:

„Ich habe endlich den Grundriß meines beabsichtigten Werkes über die Denkweise der Deutschen vollendet und schicke es Ihnen hierbei zum Lesen, indem ich Sie bitte, die vielen Fehler, welche Ihr kritisches Auge darin entdecken wird, nicht zu strenge zu richten. Sie haben mein Werk ohne Kopf und Schwanz. Ich habe weder Einleitung noch Schluß skizzirt, da ich es nicht für nöthig hielt; denn mein Wunsch ist es, den Fortschritt der deutschen Civilisation durch den Gang der Geschichte bis zu unserem Zeitalter hinab zu verfolgen. Der Schluß wird einen Rückblick auf die Mängel unserer Zeit enthalten, mit einer Mahnung an Jeden, diesen Mängeln für sich abzuhelfen und somit Anderen ein gutes Beispiel zu geben. Gefällt Ihnen diese Idee nicht, so bitte ich Sie, es mir gütigst zu schreiben, und ich werde mich dann bemühen, einen anderen Schluß ausfindig zu machen.

Ein Werk über den Bildungsgang des deutschen Volkes — wahrlich ein kühnes Unterfangen für den siebenzehnjährigen Jüngling! Aber „es wächst der Mensch mit seinen großen Zwecken", und hat der Prinz seinen Plan nicht zur letzten Ausführung gebracht, so werden die Studien und das Nachdenken, die er einem so ernsten und großartigen Gegenstande zugewandt, nicht ohne Früchte für sein geistiges Wachsthum geblieben sein.

In demselben Jahre, im Mai 1836, setzte Albert zum ersten Male seinen Fuß auf englischen Boden. Mit Vater und Bruder war er hingereist. Einer seiner Briefe erzählt von dem königlichen Lever, welchem er beiwohnte, die Ceremonie erschien ihm lang und ermüdend, aber sehr interessant. Es folgte ihr ein großes Festmahl und ein glänzender Ball, nicht sonderlich zum Vergnügen des Prinzen, der wiederum mit Macht gegen seine Schlafsucht anzukämpfen hatte. Den koburgischen Gästen war der Palast von Kensington als Aufenthalt angewiesen, und hier sah Albert zuerst seine zukünftige Gemahlin, beide erst siebenzehn Jahr alt, beide aber auch ohne eine Ahnung von dem bereits für sie geschmiedeten Eheprojekte. Des letzteren Hauptbeförderer war der König Leopold von Belgien, und ihn, den Onkel, hatte mit diesem Gedanken schon vor Jahren die Großmutter angeregt, die Herzogin Wittwe von Coburg, welche „schon sehr früh den heißen Wunsch hegte, daß ihr geliebter Enkel Albert und ihre Maienblume', wie sie die kleine Prinzessin Viktoria nannte, ein eheliches Bündniß schließen möchten."

Es dauerte nicht gar lange nach diesem Besuche, daß der Glaube an eine Verbindung der Beiden allgemeine Geltung erlangte, und um das öffentliche Gespräch davon abzulenken, bewog König Leopold seine Neffen, welche damals in Bonn studirten, zu einer Ferienreise in die Schweiz und nach Oberitalien. Inzwischen aber starb in England Wilhelm IV. (am 20. Juni 1837), und die Prinzessin Viktoria folgte ihrem Oheim auf den Thron. Der Brief, in welchem Albert seiner Cousine Glück wünschte, war der erste, den er in englischer Sprache schrieb, oder wenigstens sein erster englisch geschriebener Brief, welcher auf die Gegenwart gekommen ist. Wir theilen ihn daher in der ursprünglichen Abfassung mit:

„Bonn, 20th June, 1837. — My dearest Cousin. — I must write you a few lines to present you my sincerest felicitations on that great change which has taken place in your life. Now you are Queen of the mightiest land of Europe, in your hand lies the happiness of millions. May Heaven assist you and strengthen you with its strength in that high and difficult task! I hope that your reign may be long, happy, and glorious, and that your efforts may be rewarded by the thankfulness and love of your subjects. May I pray you to think likewise sometimes of your cousins in Bonn, and to continue to them that kindness you favoured them with till now? Be assured that our minds are always with you. I will not be indiscreed and abuse your time. Believe me always, your Majesty's most obedient and faithful servant, Albert."

An seinen Vater schrieb er kaum einen Monat später:

„Onkel Leopold hat mir sehr viel über England geschrieben, und was da vorgeht. Während alle Parteien im höchsten Lobe der jungen Königin einig sind, so manövriren und intriguiren sie doch um so mehr gegen einander. Von jeder Seite ist nichts zu sehen als ein Netzwerk von Kabalen und Intriguen, und die Parteien stehen sich mit unerklärlicher Schroffheit gegenüber."

Im Herbste dieses Jahres traten Ernst und Albert die geplante Schweizerreise an. Sie war kurz, und ihre Beschreibung nimmt in dem vorliegenden Werke nur geringen Raum ein. Vom Rigi schickte Prinz Albert seiner zukünftigen Gemahlin eine Alpenrose und aus Voltaire's Haus in Ferney ein kleines Autograph des Philosophen. Die beiden Gegenstände waren

zusammen mit einer Reihe von Schweizer-Ansichten in ein Album eingebunden, welches die Königin „jetzt noch als einen ihrer größten Schätze betrachtet und überall hin mit sich nimmt". „Es war zu jener Zeit" — heißt es in dem Buche — „zwischen der Königin und dem Prinzen noch nichts vorgegangen, dieses Geschenk aber bewies, daß der Letztere auf der Reise seiner jungen Cousine oft gedachte." Gegen Ende Oktober kehrte das Brüderpaar nach Bonn zurück, um seine Studien aufzunehmen: hauptsächlich römisches Recht, Staatsrecht, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Zugleich hörten sie bei Löbell und bei A. W. v. Schlegel geschichtliche Vorlesungen, bei Fichte Anthropologie und Philosophie und trieben daneben fleißig moderne Sprachen.

Die erste Unterhaltung mit Albert über das projektirte Ehebündniß pflog der König von Belgien im März 1838, während er ungefähr um dieselbe Zeit der jugendlichen Trägerin der britischen Krone den Plan eröffnete. Leopold wollte die Heirath noch um einige Jahre hinausgeschoben wissen; nicht so Prinz Albert und sein Vater. Letzterer erklärte nämlich nicht mit Unrecht, daß Albert, wenn er sich von vornherein bände und die Königin in drei oder vier Jahren etwa doch ihren Sinn änderte, in eine sehr lächerliche Position gerathen und vielleicht seine ganze Laufbahn verdorben sehen würde. Die Königin sprach später häufig genug ihr Bedauern, ja ihre Reue über den Aufschub aus, der damals beschlossen wurde, aber freilich nicht ganz zwei Jahre dauerte. Doch sie hielt sich selbst noch für zu jung und wünschte auch, daß ihr zukünftiger Gemahl nicht als eine gar zu jugendliche Erscheinung in England auftreten möchte.

Ein halbes Jahr blieb Albert also noch in Bonn und trat im Dezember 1838 eine italienische Reise an, begleitet von Baron Stockmar und einem gebildeten jungen Engländer, Lieutenant (jetzt Generalmajor) Seymour. Er scheint seinen Aufenthalt im Süden recht heiteren Sinnes genossen zu haben, obgleich er sich in seinen Erwartungen von Italien, und zumal von Rom, sehr getäuscht fand. Von einer Audienz beim Papste (Gregor XVI.) schreibt er:

„Am Dinstag hatte ich die Ehre einer Zusammenkunft mit Sr. Heiligkeit. Der alte Herr war sehr höflich und freundlich. Ich blieb fast eine halbe Stunde bei ihm, in ein kleines Zimmer eingeschlossen. Wir unterhielten uns auf Italienisch über den Einfluß der Aegypter auf die griechische und den Einfluß der Griechen auf die römische Kunst. Der Papst behauptete, die Griechen hätten ihre Vorbilder von den Etruskern genommen. Trotz seiner Unfehlbarkeit wagte ich zu behaupten, daß sie ihren Unterricht in der Kunst von den Aegyptern genossen hätten."

Neapel war das Endziel seiner Wanderung. Im Juni 1839 kehrte er nach Coburg zurück und im Herbste machte er in Begleitung seines Bruders jene folgenreiche zweite Reise nach England, welche sein ferneres Leben entschied. Von Brüssel nahm er einen Brief seines Oheims Leopold mit, den er am 10. Oktober in Windsor überreichen konnte. Ein herzlicher Empfang wurde den Ankömmlingen zu Theil. In der Biographie finden wir folgende Notiz über ihre Ankunft:

Die drei Jahre, welche seit ihrem letzten Besuche in England verflossen waren, hatten ihre persönliche Erscheinung sehr gehoben. Groß und männlich, wie beide Prinzen in Gestalt und Haltung waren, war Albert in der That vorzüglich schön. Doch zeigte sich in seinen Mienen ein Ausdruck der Milde und in seinem Lächeln eine besondere Anmuth, mit einem Zuge tiefen Nachdenkens und Verstandes in seinem klaren blauen Auge und auf seiner breiten Stirn, wodurch der Eindruck, den er auf Jeden machen mußte, noch durch einen Reiz erhöht wurde, der die bloße Regelmäßigkeit oder Schönheit der Züge weit übersteigt.

Die gewöhnliche Routine des Lebens in Windsor, tägliche Spazierritte, große Diners und dreimal wöchentlich Ball, wurde am 15. Oktober bald durch ein bedeutsames Ereigniß unterbrochen. Tags zuvor hatte die Königin den Lord Melbourne (welcher von 1835 bis 1841 an der Spitze des damaligen Whig-Ministeriums stand) mit ihrem Entschlusse bekannt gemacht, dem Prinzen Albert definitiv ihre Hand anzubieten; und in der Mittagsstunde des 15. Oktober ward Albert in das Zimmer der Königin beschieden. In dem Buche heißt es über die nun erfolgende Scene:

Nach einem kurzen Gespräche über andere Gegenstände gestand ihm die Königin, weßhalb sie ihn hatte rufen lassen; und es ist leicht zu begreifen, daß sie anfangs zögernd und zurückhaltend gewesen war. Denn die Stellung einer Königin, die es gebieterisch verlangt, daß ein Heirathsantrag von ihrer Seite ausgehe, muß allen denen peinlich vorkommen, die ihre Anschauungen über diesen Punkt aus dem Privatleben nehmen und es als ein Vorrecht und ein Glück der Frauen betrachten, daß ihre Hand gesucht werden muß und nicht angeboten zu werden braucht.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(„Grouse-Season.") Die Jäger in England, die sich sonst alljährlich auf die mit dem 12. August beginnende „Grouse-Season" (die Birkhühnerjagd, die besonders im Norden Englands und in Schottland im Schwunge ist) freuen, machen in diesem Jahre lange Gesichter. Das genannte Wildgeflügel ist nämlich von einer Landplage heimgesucht, die in manchen Gegenden Tausende dahingerafft hat und wer in Zukunft auf seiner Jagd noch etwas übrig haben will, muß sich getrösten, in diesem Jahre zu hegen. Was der Grund der großen Sterblichkeit unter den Hühnern ist, darüber hat man bis jetzt noch nichts ermittelt; einen Namen hat man jedoch für die Krankheit schon gefunden: „the grouse rinderpest," also die Rinderpest unter den Birkhühnern! Die Rindviehseuche ist nämlich mit Haut und Haar als Fremdwort in's Englische übergegangen, natürlich mit dunkelm Verständnisse, so daß dem unverfälschten Sohne Albions nur der Begriff von Seuche in dem Worte klar wurde.

(Ein königliches Trauerkleid.) Die Königin Victoria hat in Lyon ein schwarzes Seidenkleid mit Todtenköpfen und einer Thränen-Guirlande bestellt; es kann nicht unter 10,000 Frks. kosten, da ein Stuhl eigens dazu hergerichtet werden muß und die Herrichtungskosten jenen Betrag erreichen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 66. Sonntag den 18. August 1867.

Ein Pistolenschütze.

Erzählt von A. Puschkin.

Wir lagen in Garnison im Städtchen X. Das Leben und Treiben eines Offiziers von der Linie ist bekannt. Morgens Exerzieren und Manege, Diner bei dem Regimentskommandeur oder in einer jüdischen Kneipe, Abends eine Partie Whist und eine Bowle Punsch. In unserm Städtchen war kein einziges Haus, in dem man hätte Zutritt finden können, nicht eine einzige Braut; wir Offiziere besuchten einander und sahen fast Niemand, der nicht unsere Uniform trug. Doch gehörte zu unserem Kreise ein Civilist, ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, den wir Milchbärte von zwanzig Jahren natürlich für einen Bejahrten hielten. Er hatte mehr Erfahrung wie wir, und übte durch seinen in der Regel mürrischen Charakter, Starrsinn und durch scharfe Zunge bedeutenden Einfluß auf unsere jugendlichen Gemüther. Ueberhaupt schwebte um ihn ein geheimnißvolles Dunkel; er schien ein Russe zu sein, doch klang sein Name ausländisch.

Er hatte früher mit Glück bei den Husaren gedient, darauf — man wußte nicht, aus welcher Ursache — den Abschied genommen und sich in diesem traurigen Städtchen niedergelassen, wo er bald wie ein Armer, bald mit Verschwendung lebte, in einem abgetragenen Oberrock stets zu Fuß ging und für alle Offiziere unseres Regiments offenen Tisch hielt. Seine Diners bestanden freilich nur aus zwei bis drei, von einem abgedankten Soldaten zubereiteten Schüsseln, aber des Champagners wurde dabei nicht geschont. Obgleich wohl Mancher gern etwas Näheres über seinen Stand und seine Einkünfte gewußt hätte, so wagte doch Niemand danach zu fragen. Seine kleine Bibliothek bestand größtentheils aus militärischen Werken, aus wenigen Romanen. Jedem, der es verlangte, lieh er Bücher, ohne sie zurückzufordern, wogegen er selbst jedes ihm geliehene Buch ohne Mahnung zurückgab.

Seine Lieblingsbeschäftigung war das Schießen mit Pistolen, weshalb die Wände seines Zimmers — er bewohnte nach russischer kleinstädtischer Art ein hölzernes Haus — von Kugeln ganz punktirt und voller Spalten waren. Eine vorzügliche Pistolensammlung war der einzige Luxus des unansehnlichen Häuschens, worin er wohnte. Seine Geschicklichkeit in diesem Fache war unglaublich, und wenn er Lust gehabt hätte, irgend einem von uns einen Apfel von der Mütze zu schießen, wir würden ruhig unsern Kopf hingehalten haben. In unserer Gesellschaft wurde oft von Duellen gesprochen; Silvio (so mag der Fremde heißen) mischte sich nie in dieses Gespräch. Wenn man ihn fragte, ob er jemals Duelle gehabt, so war die ganze Antwort ein trockenes Ja, wobei man es ihm ansah, daß ihm solche Fragen unangenehm. Wir waren der Meinung, irgend ein unglückliches Opfer seiner Kunst belaste sein Gewissen. Uebrigens fiel es uns nie ein, ihn für feige zu halten; es gibt Menschen, deren ganzes Wesen eine solche Vermuthung schon an und für sich entfernt.

Die Residenzstädter, durch tausend Dinge zerstreut, haben keine Idee von so Mancherlei in kleinen Städten oder Dörfern, wie z. B. die Erwartung an einem Posttag. Dinstags und Freitags wimmelte unsere Regimentskanzlei von Offizieren, von denen Einer auf Zeitungen, der Zweite auf Briefe, der Dritte auf Geld wartete. Gewöhnlich öffnete man dort gleich seine Packete, theilte sich Neuigkeiten mit, und so wurde das Bureau zu einem lebensvollen Bilde. Silvio befand sich auch stets dabei, da seine Briefe ebenfalls an die Kanzlei adressirt waren. Eines Tages erhielt er ein Packet, er durchlas es mit glühendem Blicke. Rasch wandte er sich zu den versammelten Offizieren:

„Meine Herren! ich muß in dieser Nacht abreisen; ich bitte Sie, diesen Abend noch einmal bei mir zu speisen. — Auch Sie erwarte ich auf jeden Fall!" sprach er zu mir gewendet.

Er ging und wir beschlossen, seiner Einladung Folge zu leisten. — Am Abend fand ich bereits die Kameraden bei Silvio versammelt. Alles war schon ausgeräumt, nur die leeren, von Kugeln durchlöcherten Wände waren übrig. Bei Tische herrschte allgemeine Heiterkeit, in die auch unser Wirth einstimmte. Die Champagnerkorke knallten, die Gläser schäumten und erst sehr spät erhoben wir uns zum Scheiden. Herzlich nahmen wir von Silvio Abschied. Auch ich wollte, wie die Anderen, mich entfernen.

„Ich habe noch mit Ihnen zu sprechen," sagte der Wirth leise zu mir, und ich blieb.

Schweigend saßen wir Beide allein uns gegenüber und rauchten unsere türkischen Stambulkis. Silvio schien traurig, die krampfhafte Lustigkeit war von seinem Antlitz verschwunden. Er verblaßte, die Augen glühten; dichter Rauch der Pfeife entquoll stoßweise seinem Munde. Sein Angesicht hatte etwas Dämonisches erhalten. Endlich brach er das Schweigen.

„Vermuthlich sehen wir uns zum letzten Male," begann er, „d'rum, ehe wir uns trennen, möchte ich mich gegen Sie erklären. Daß ich die Meinung der Menschen wenig achte, werden Sie bemerkt haben; Sie liebe ich, und es würde mich daher schmerzen, bei Ihnen eine falsche Meinung über mich zurückzulassen!" — Er stopfte eine neue Pfeife und fuhr dann fort:

„Sie werden sich gewundert haben, daß ich damals von dem betrunkenen Narren keine Satisfaktion forderte, obgleich sein Leben in meinen Händen war, da ich die Wahl der Waffen und den ersten Schuß hatte. Ich könnte mit Großmuth prahlen, allein ich mag nicht lügen. Hätte ich den Lieutenant strafen können, ohne mein Leben auch nur der geringsten Gefahr auszusetzen, ich hätte es gethan." —

Ich muß gestehen, daß mich diese Worte in Erstaunen setzten. Silvio fuhr fort: „Staunen Sie nicht! Ich darf mein Leben keiner Gefahr aussetzen. Vor sechs Jahren erhielt ich eine Ohrfeige, und der, der mich schlug, lebt noch!"

„Wie?" fragte ich, „Sie schossen sich nicht mit ihm?"

„Wir schossen uns!" erwiderte er, „und hier sehen Sie die Erinnerung an jenes Duell." Bei diesen Worten holte er eine rothe, tressenbesetzte Mütze hervor, setzte sie auf, und zeigte mir ungefähr einen Zoll über der Stirn ein Loch, wo die Kugel durchgegangen war.

„Es ist Ihnen bekannt," nahm Silvio wieder das Wort, „daß ich bei einem Husaren-Regiment diente. Auch meinen Charakter kennen Sie. Von Jugend an war es meine Leidenschaft, eine erste Rolle zu spielen. Zu meiner Zeit war das Renommiren beim Militär Mode; ich war der erste Renommist in der Armee. Den bekannten B., den unser Dichter D. wegen seines Trinkens besungen hat, pokulirte ich unter den Tisch. Bei den häufigen Duellen unseres Regiments spielte ich jedesmal irgend eine Rolle. Meine Kameraden bewunderten mich, und die Regiments-Kommandeure, die oft wechselten, sahen mich als ein nothwendiges Uebel an.

So genoß ich diesen unrühmlichen Ruhm, als ein junger Mann von hoher Familie, dessen Namen ich verschweige, in unser Regiment eintrat. In diesem Sohne des Glücks vereinte sich Alles: Jugend, durchdringender Verstand, Schönheit, unbekümmerte Tapferkeit, Heiterkeit, ein vornehmer Name und eine nie versiegende Börse. Ihm gegenüber schwankte mein Ansehen. Er schien, angezogen von meinem Ruhm, meine Freundschaft zu suchen — er trat zurück, als ich ihn kalt behandelte. Schon beneidete ich ihn — sein Glück bei den Damen und beim Regiment stürzte mich allmälig in Verzweiflung. Ich suchte Händel mit ihm, machte auf ihn Epigramme; er bezahlte mich mit gleicher Münze, doch waren seine Verse witziger als die meinen. Auf einem Ball bei einem polnischen Starosten war er der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Damen, auch unserer schönen Wirthin, der ich selbst den Hof machte. Das brachte mich in Wuth; ich trat zu ihm und zischelte ihm leise eine impertinente Grobheit zu. Er fuhr auf und gab mir eine Ohrfeige. Wir griffen zu unseren Säbeln — allgemeiner Aufstand — Ohnmacht der Damen, man reißt uns auseinander. In der Nacht fuhren wir davon, um uns gegenseitig eine Kugel in den Leib zu schießen.

Der Tag brach an, als ich mit meinen Sekundanten und Zeugen am bestimmten Platze mit Ungeduld meinen Gegner erwartete. Die Sonne ging auf, es wurde warm, — da sah ich ihn sich nahen. Er hatte die Uniform ausgezogen und an den Säbel gehängt; ein Sekundant begleitete ihn. Ruhig kam er näher, in der Hand seine mit Kirschen gefüllte Mütze. Die Sekundanten zählten zwölf Schritte ab. Mir gehörte der erste Schuß, allein mein Blut wallte so heftig, daß ich der Sicherheit meiner Hand nicht traute und ihm den ersten Schuß überlassen wollte. Er nahm's nicht an. Wir loosten: Der Liebling des Glücks zog Nummer Eins. — Er drückte ab und durchschoß meine Mütze an der Stelle, die ich Ihnen gezeigt. Jetzt sollte ich schießen; sein Leben lag in meiner Hand; fest sah ich zu ihm hinüber, um seine Unruhe zu erspähen. Ruhig stand er aber vor der Mündung meiner Pistole, aß aus seiner Mütze Kirschen, deren Steine er fast bis zu mir herüber schleuderte. Eine solche Gleichgiltigkeit versetzte mich in Wuth.

„Sollte ich ihm jetzt die Kugel durch den Kopf jagen," dachte ich, „wo ihm das Leben gleichgiltig ist?"

Ein schadenfroher Gedanke flammte in mir auf. Ich setzte die Pistole ab.

„Sie scheinen jetzt vom Tode nichts wissen zu wollen," sprach ich zu ihm. „Sie frühstücken und ich will Sie darin nicht stören."

„O, Sie stören mich ganz und gar nicht," entgegnete er, „seien Sie so gütig, zu schießen! Wollen Sie nicht — so ganz nach Ihrem Belieben! Der Schuß bleibt der Ihrige, und ich stehe immer zu Befehl!"

Ich sagte den Sekundanten, daß ich jetzt nicht schießen werde, und das Duell war vorläufig beendet. Ich nahm darauf meinen Abschied und verbannte mich in dieses Städtchen. Seit jenem Auftritt ist kein Tag vergangen, wo ich nicht auf Rache gesonnen. Die Stunde ist gekommen!"

Silvio zeigte mir den am Morgen erhaltenen Brief. Er enthielt von seinem Bevollmächtigten aus Moskau die Nachricht, daß die „bekannte Person" sich nächstens mit einem schönen, reichen Mädchen vermählen werde.

„Sie können sich denken," sagte Silvio, „wer diese Person ist. Ich gehe nach Moskau und will sehen, ob er kurz vor der Hochzeit denselben Appetit auf ein Kirschen-Frühstück hat, wie damals."

Silvio sprang auf, warf die Mütze zu Boden und ging rasch im Zimmer auf und nieder, wie ein blutdürstiger Tiger in seinem Käfig. Eigenthümliche Gefühle wogten in meiner Brust. — Sein Diener meldete, daß angespannt sei. Silvio gab mir die Hand, wir umarmten uns, er setzte sich in den Wagen, in dem außer dem Kleiderkoffer ein Kästchen mit Pistolen lag. Mir zum Abschied noch einmal freundlich zunickend, gab er dem Postillon Befehl: „Fahr zu!" — Der Wagen brauste davon.

(Schluß folgt.)

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

(Fortsetzung.)

Der glückliche Bräutigam selbst schildert die Verlobung in einem Briefe an seine Großmutter wie folgt:

Die Sache, die uns letzter Zeit so viel beschäftigt hat, ist endlich in Ordnung gebracht. Die Königin ließ mich vor einigen Tagen zu sich rufen, und erklärte mir in einem aufrichtigen Ergusse von Herzlichkeit und Liebe, daß ich ihr ganzes Herz gewonnen habe und daß es sie überglücklich machen würde, wenn ich ihr das Opfer brächte, das Leben mit ihr zu theilen; denn sie sagte, sie müsse es als ein Opfer ansehen, und das einzige, was sie beunruhige, sei der Gedanke, daß sie meiner nicht würdig sei. Die freudige Offenheit, mit welcher sie das alles sagte, bezauberte mich und ich war ganz davon hingerissen. Sie ist wirklich sehr gut und liebenswürdig, und ich bin sicher, der Himmel hat mich nicht in böse Hände gegeben und wir werden mit einander glücklich sein. Seit diesem Augenblicke thut Victoria alles, was sie mir an den Augen absehen kann, und wir sprechen viel über unser zukünftiges Leben, welches sie mir so glücklich zu machen verspricht, wie

nur möglich . . . . Meine hiesige Stellung wird sehr angenehm sein, in so fern ich alle mir angebotenen Titel verschmäht habe. Ich behalte meinen eigenen Namen bei und bleibe, was ich war. So werde ich sehr unabhängig sein und es leicht haben, gelegentlich einen Sprung nach der Heimath zu machen, um alle meine lieben Verwandten zu besuchen. Doch ist es sehr schmerzlich, zu wissen, daß das Meer nun zwischen uns liegt . . . .

Einen ähnlichen Brief richtete die Braut an ihren Oheim Leopold:

Ich liebe Albert mehr, als ich sagen kann, und werde Alles thun, um das Opfer, das er mir bringt, so gering wie möglich zu machen. Er scheint viel Takt zu besitzen, dessen er in seiner Stellung sehr bedarf. Die letzten Tage sind mir wie ein Traum verflossen und ich bin so verwirrt, daß ich kaum schreiben kann; aber ich fühle mich sehr glücklich. Es ist unbedingt nothwendig, daß vor dem Zusammentritte des Parlaments Niemand von dem Ereignisse wisse; denn es würde als eine Vernachlässigung meinerseits betrachtet werden, das Parlament nicht sofort einberufen und davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Lord Melbourne, den ich zu Rathe gezogen, billigt meine Wahl durchaus; er hat mir in dieser Angelegenheit große Güte und Zuneigung bewiesen. Wir und Albert halten es für besser, daß die Heirath bald nach dem Zusammentritte des Parlaments, im Anfange des Februar, vollzogen werde. Die beiden einliegenden Briefe ersuche ich dich, lieber Oheim, an Onkel Ernst zu schicken, den ich auch um strenges Stillschweigen bitte; wolle ihm gütigst die Einzelheiten aus einander setzen, wofür ich jetzt keine Zeit habe, und auch dem treuen Stockmar. Luisen kannst du es wohl sagen, doch Keinem weiter von ihrer Familie. Ich möchte den lieben jungen Herrn gern bis zu Ende des nächsten Monats hier halten. Ernst's aufrichtige Mitfreude macht mir viel Vergnügen; er verehrt den lieben Albert so sehr. Auf ewig, liebster Oheim, deine ergebene Nichte. V. R.

So gut wie bereits abgeschlossen war also das Ehebündniß, das vor längerer Zeit mancherlei Intriguen und Hindernisse zu durchkreuzen gedroht hatten. Es ist wohl der Beachtung werth, was General Grey, oder durch seine Feder die Königin, über die schon früher in's Werk gesetzten Manöver mittheilt:

Der verstorbene König Wilhelm IV. hatte Alles aufgeboten, den Plan zu vereiteln. Nicht weniger als fünf andere Heiraths-Projekte waren für die junge Prinzessin in Aussicht genommen und der König, obwohl er den Gegenstand im Beisein der Prinzessin nie erwähnte, gab sich besondere Mühe, eine Ehe zwischen ihr und dem Bruder des jetzigen Königs von Holland, dem (nun verstorbenen) Prinzen Alexander, herbeizuführen. Aus diesem Grunde strengte er sich an, den Besuch des Herzogs von Coburg im Jahre 1836 zu hintertreiben, freilich vergebens, denn der Herzog kam mit seinen beiden Söhnen nach England herüber und blieb fast vier Wochen im Kensington-Palaste bei der Herzogin von Kent (Victoria's Mutter).

Wilhelm's IV. Tod und Victoria's Thronbesteigung räumte natürlich alle Hinderungsversuche hinweg, die auf irgend welche Autorität hätten Anspruch erheben können und die Verlobung kam zu Stande, wie geschildert worden. Als der Bräutigam sich verabschiedet hatte, um seinen deutschen Verwandten noch einen mehrmonatlichen Besuch zu machen, unterhielt die königliche Braut eine lebhafte Korrespondenz mit ihm, und „die Briefe, die sie damals von dem Prinzen erhielt, sind der größte Schatz, den sie jetzt besitzt". Nicht immer waren Glück und Liebe allein die Stichwörter dieses Briefwechsels; auch Staats-, Rang- und Haushaltungssorgen, manche in höchst unangenehmer Gestalt, wie der Verfolg ergeben wird, erstreckten sich über einen großen Raum. Die Naturalisirung des Prinzen, die Stellung, die er einnehmen sollte, das ihm zu bewilligende Jahresgehalt, die Einrichtung seines Hausstandes waren während jener Zeit Angelegenheiten, welche das Brautpaar zu besprechen hatte, und unter sich wäre es wohl schnell einig gewesen, hätten nur die Verhandlungen mit dem Cabinet und dem Parlament einen rascheren Verlauf genommen. Prinz Albert sollte als Gemahl der Königin in der königlichen Familie den Rang unmittelbar nach der Souveränin einnehmen; der König von Hannover aber enthielt seine Einwilligung vor, der Herzog von Sussex gab sie erst nach einigem Sträuben; und als später im Oberhause der Naturalisations-Antrag besprochen wurde, trug der Herzog von Wellington auf Verwerfung der jene Rangordnung betreffenden Klausel an. Da es unmöglich war, sie gegen des Herzogs Willen durchzusetzen, schlug die Königin den einzigen ihr noch offenstehenden Weg ein und verlieh dem Prinzen durch königliche Cabinets-Ordre den ihm zukommenden Rang. (Der Titel Prinz-Gemahl (Prince Consort) wurde ihm bekanntlich erst nach längerer Opposition im Parlamente am 25. Juni 1857 zugestanden.) Ueber die Apanage des Prinzen besprach sich die Königin vor dem Zusammentritte des Parlaments zuerst mit Lord Melbourne und den übrigen Kabinetsmitgliedern. Fünfzigtausend Lstr., glaubten sie, würde die Landesvertretung gern bewilligen; wie sich in der Folge herausstellte, täuschten sie sich sehr. Es schien im Publikum und wohl auch in einflußreichen Kreisen ein großer Widerwille gegen die Verlobung zu herrschen; denn es wurde das Gerücht in Umlauf gesetzt, der Prinz sei katholisch; und Lord Melbourne hielt es sogar für gerathen, in der späteren Mittheilung an das Oberhaus den Punkt der Religion gar nicht zu berühren, was die Lords, wie man sehen wird, sehr verübelten. Am 23. November versammelte sich der geheime Staatsrath, 83 Mitglieder, von denen jetzt kaum mehr als 20 noch leben.

Punkt 2 Uhr (erzählt die Königin) trat ich ein. Der Saal war gedrängt voll; doch wußte ich kaum, wer da war. Lord Melbourne sah freundlich und mit Thränen in den Augen auf mich hin, aber er saß nicht in meiner Nähe. Ich verlas meine nur kurze Ankündigung. Ich bemerkte, wie meine Hände zitterten, doch machte ich keinen einzigen Verstoß. Als ich fertig war, fühlte ich mich sehr erleichtert und glücklich. Lord Lansdowne erhob sich darauf und stellte im Namen des Staatsrathes das Ersuchen, daß „diese gnädigste und höchst willkommene Mittheilung dem Drucke übergeben werde." Dann verließ ich das Zimmer; die ganze Scene hatte nicht mehr als zwei bis drei Minuten gedauert.

Am 16. Januar 1840 eröffnete die Königin das Parlament in eigener Person; eine zahlreiche Volksmenge begrüßte sie mit lautem Zurufe, als sie zum Westminster-Palast fuhr. Im Hause der Lords beantragte der Herzog von Somerset, als die königliche Ankündigung verlesen worden war, eine unterthänige Adresse an die Herrscherin. Der Herzog von Wellington aber tadelte die oben erwähnte Weglassung der confessionellen Bezeichnung und stellte den Antrag, in der Adresse vor das Wort „Prinz" das Wort „protestantisch" einzuschieben. Lord Melbourne erwiederte, Jedermann wisse, daß der Prinz ein Protestant sei, und Lord Brougham erklärte, auf eine von dem Premier citirte Gesetzesstelle zurückgreifend, in bitterer Weise: „Es existirt kein Verbot gegen die Ehe mit einem

Katholiken. Es ist nur eine Strafe darauf gesetzt, und diese Strafe besteht nur in der Verwirkung der Krone." Das Amendement des Herzogs von Wellington wurde angenommen. Elf Tage darauf eröffnete das Haus der Gemeinen die Comite-Berathung über den Vorschlag, dem Prinzen ein Jahresgehalt von 50,000 L. zu gewähren. Hume, der erbarmungslose Rechenmeister und Reformator der englischen Finanzen, der manchem Minister unbequem geworden ist, wollte die Summe auf 21,000 L. herabgesetzt wissen. Das vorliegende Werk sagt darüber mit kaum verhehltem Aerger: „Hume stützte sich auf die gewöhnlichen Gründe der Sparsamkeit, mit all den oft wiederholten Argumenten über die Last der Besteuerung, die Noth des Landes etc., welche die Partei, zu der er gehörte, kennzeichnete. Diese Argumente aber fanden wenig Beifall im Hause." Nur 38 Unterhaus-Mitglieder stimmten mit ihm, 305 gegen ihn. Ein anderes Amendement, von dem bekannten Obersten Sibthorpe gestellt (der sich einen Namen als parlamentarischer Hanswurst wider Willen gemacht hat), fand die Unterstützung Sir Robert Peels, Sir James Grahams, Lord Elliots — wie denn die Tories der jungen Königin nichts weniger als Gefühle des Wohlwollens entgegenbrachten —, und erhielt die Majorität (262 gegen 158); die Summe von 50,000 L. wurde dadurch auf 30,000 L. reducirt. General Grey äußerte über die Verhandlungen:

Die Kränkung, welche die Verweigerung des verlangten Betrages der Königin anthun sollte, hätte sich vielleicht durch vorherige Verständigung zwischen Lord Melbourne und den Führern der (toryistischen) Opposition abwenden lassen. Der Parteigeist aber ging damals in hohen Wogen; die Königin gesteht von sich selbst ein, daß sie sich in jener Zeit von starken Partei-Neigungen beherrschen ließ; und seit dem mißlungenen Versuche Sir Robert Peels (im Mai 1839), ein Ministerium zu bilden, hatte die Opposition eine sehr heftige Sprache geführt . . . . Es ist schwer in Abrede zu stellen, daß sich auf beiden Seiten des Hauses ein Geist kundgab, der bei einer solchen Gelegenheit nicht hätte hervortreten sollen. Wenn die Regierung es vielleicht an dem versöhnlichen Tone ermangeln ließ, der den Schein einer so zu sagen persönlichen Niederlage vielleicht von der Herrscherin abgewandt hätte, so bewies die Opposition ihrerseits einen Mangel an Großherzigkeit und ein unbegründetes Mißtrauen gegen den Prinzen. Der letztere jedoch war über persönliche Rücksichten der Art erhaben, und seine späteren Beziehungen zu dem Herzoge von Wellington, Sir R. Peel und anderen Führern jener Partei lassen dies zur Genüge ersehen.

Die starken Partei-Neigungen, von welchen die Königin sich hinreißen ließ, lehnten sich bekanntlich nach der Seite der Whigs hin, und kein Wunder, wenn im Busen der jugendlichen Herrscherin für die Tories keine sonderliche Freundschaft wohnte. Hatten sie doch das Ihrige gethan, um sie von der Thronfolge auszuschließen und dem Herzoge von Cumberland die Krone zu übertragen. Und — beiläufig gesagt — gerade Hume, der nicht freundlich erwähnt wurde, war es gewesen, der im Jahre 1835 durch seine bedeutende parlamentarische Autorität den solche Zwecke verfolgenden Orange-Bund erdrückte und dafür den unauslöschlichen Haß der Tories erntete. Wie die Königin nachgrade ihre Parteigefühle unterdrückte und die neutrale Stellung einnahm, welche dem Aufschwunge des staatlichen Lebens ihres Reiches so unschätzbar förderlich wurde, schildert das Buch an einem anderen Orte:

Zu den glücklichen Folgen ihrer Vermählung ist auch das allmälige Aussterben der politischen Zu- und Abneigungen in ihr zu rechnen. Der Prinz zeigte schon von vornherein, daß er dem Kampfe der Parteien fern bleiben wollte, und Lord Melbourne, sehr zu seiner Ehre, unterstützte ihn in diesem Entschlusse. Er bemerkte dem Prinzen, daß für Ihre Majestät nun wohl die Zeit gekommen sei, „den Tories eine allgemeine Amnestie zu gewähren." Bei einer anderen Gelegenheit machte Lord Melbourne in einer Unterredung mit der Königin über den Prinzen die Bemerkung — wobei ihm die Thränen in den Augen standen —: „Ein wunderbares Wohlwollen giebt sich für ihn kund; er hat einen äußerst günstigen Eindruck auf Alle gemacht; Jedermann liebt ihn;" und dann fügte er, von den Tories, denen die Königin noch immer sehr zürnte, redend, hinzu: „Ihre Majestät sollten nun endlich den Oelzweig darbieten."

Lord Melbourne scheint sehr weichen Gemüthes gewesen zu sein; denn er wird wiederholentlich „mit Thränen in den Augen" eingeführt. Doch wir haben dem Gange der Ereignisse bereits vorgegriffen und müssen zu der Periode des Brautstandes der Königin und des Prinzen zurückkehren. Alberts Abschied von Gotha regte in ihm und in seinem Kreise schmerzliche Empfindungen an. Seine Großmutter, die Herzogin-Wittwe, war kaum zu trösten. Als der Wagen abfuhr, trat sie ans offene Fenster, „streckte die Arme nach dem geliebten Enkel aus und rief laut: „Albert! Albert!" in Tönen, die in Aller Herzen einschnitten; einer Ohnmacht nahe, wurde sie von den Ihrigen in ihre Gemächer gebracht."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Trauung einer Tochter von Henriette Sonntag.) Man schreibt aus Preßburg, 10. ds.: In der Primitial-Capelle auf dem Johannisplatz fand heute Mittags 11 Uhr die Trauung des Hrn. Grafen Emerich Esterhazy von Galantha mit der Comtesse Alexandrine Rossi in solenner Weise statt. Als Theilnehmer des Festes erschienen der greise Fürst Anton Palffy, Fürst Ruspoli, mehrere Grafen Esterhazy, Graf Rossi, Graf Stephan Keglevich, die Fürstin Maria Palffy, geborne Fürstin Kaunitz, Fürstin Ruspoli, die Gräfinnen Therese Palffy, Amalie und Euphrosine Esterhazy, Angelica Keglevich und viele Andere. Der Bräutigam erschien mit seinem Beistande, Hrn. Grafen Anton Esterhazy, die Braut (bekanntlich eine Tochter der unvergeßlichen Künstlerin Henriette Sonntag, später verehelichten Gräfin Rossi) glänzte durch Schönheit und Jugendanmuth. Die kirchliche Ceremonie verrichtete Domherr Karl Heiller unter zahlreicher Assistenz. Die Neuvermählten reisten Nachmittags über Wien nach Paris und Italien und kehren erst im Spätherbst nach Ungarn zurück.

Berichtigung. Wir sehen uns zu der nachträglichen (aus Versehen unterbliebenen) Angabe veranlaßt, daß die in Nr. 63 der Mnemosyne zum Schlusse gelangte Erzählung: Der Verschworene der „Frankfurter Zeitung" entnommen ist. D. Red.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 67. Mittwoch den 21. August 1867.

Ein Pistolenschütze.

Erzählt von A. Puschkin.

(Schluß.)

Einige Jahre waren verflossen. Familienangelegenheiten bewogen mich, meinen Aufenthalt in einem Dörfchen des R—schen Gouvernements zu nehmen, wo ich mich mit der Landwirthschaft beschäftigte, doch manchmal mit stillem Seufzen mein früheres, munteres, sorgenfreies Leben zurückwünschte. Am langweiligsten waren die Winterabende. Der Morgen verging im Gespräch mit dem Verwalter, mit der Besichtigung der neuen Anlagen und dem Besuch bei meinen Arbeitern. Doch wenn die Sonne niederging, ging bei mir die Langeweile auf. Einige Bücher, die ich auf dem Boden und in der Vorrathskammer fand, hatte ich bald auswendig gelernt; ebenso erging es mir mit den Märchen, die mir die alte Haushälterin Kirilovna erzählte; die Gesänge der Bauernmädchen machten mich ganz und gar melancholisch. Ich trank aus Aerger Beeren-Brannatwein, und kam noch zeitig genug zur Besinnung, um nicht ein Trunkenbold aus langer Weile zu werden. — Zwei bis drei Nachbaren, die in meiner Nähe hausten, waren noch langweiliger als die Langeweile, und meine Einsamkeit amusanter wie ihre Gesellschaft. Meine letzte Zuflucht war: frühe zu Bette zu gehen, spät zu Mittag zu essen; so verlängerte ich mir die Tage und verkürzte die Abende — und das war gut.

Einige Werste von mir lag ein schönes, der Gräfin B. gehörendes Gut; doch wohnte dort nur ein Verwalter, und die Gräfin war nur einmal einen Monat lang, und zwar im ersten Jahre ihrer Ehe, auf ihrer Besitzung gewesen. Im zweiten Frühjahr meines Dorfaufenthaltes hörte ich, daß sie mit ihrem Gatten zum Sommer auf das Gut kommen werde, was auch Anfangs Juni geschah. — Für die Landbewohner ist die Ankunft eines reichen Nachbarn eine höchst wichtige Begebenheit, von der man zwei Monate vorher und zwei Jahre nachher spricht. Auf mich machte die Nachricht von der Ankunft der schönen Nachbarin einen angenehmen Eindruck, und ungeduldig fuhr ich eines Nachmittags hinüber, um mich der „Erlauchten" als Nachbar und gehorsamster Diener vorzustellen.

Während ich gemeldet wurde, führte man mich in das Kabinet des Grafen, das mit vielem Geschmack arrangirt war. Bücherschränke mit Bronce-Büsten standen an den Wänden, über dem Marmorkamin ein kolossaler Spiegel, kostbare persische Teppiche bedeckten den Fußboden. In meinem Dörfchen längst des Luxus entwöhnt, erwartete ich den Grafen mit solchem Zagen, wie ein Supplikant aus der Provinz den Herrn Minister. Da erschien der Graf, ein schöner Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, der sich mir offen und freundlich näherte. Dadurch muthiger geworden, wollte ich selbst mich ihm empfehlen, allein er kam mir zuvor. Seine liebenswürdige Unterhaltung verscheuchte meine Schüchternheit und wir waren schon vertraut, als die Gräfin eintrat, und mich in meine vorige Verwirrung durch ihre blendende Erscheinung zurückschleuderte. Der Graf stellte mich vor; je mehr ich gewandt sein wollte, desto unbeholfener erschien ich. Das gräfliche Ehepaar mochte das erkennen und gab mir Zeit, mich zu sammeln, indem sie, mich auf freundschaftlich nachbarliche Weise behandelnd, sich in ein kurzes, häusliche Angelegenheiten betreffendes Gespräch einließen. Währenddem besah ich mir die Bücher und Kupferstiche, von welchen letzteren, obgleich ich ganz und gar kein Kenner bin, mich dennoch einer fesselte, nämlich dadurch, daß — dieses Bild von zwei Kugeln durchschossen war, so daß die eine fast auf der andern saß.

„Ein trefflicher Schuß!" rief ich aus, mich zum Grafen wendend.

„Ja wohl und ein höchst merkwürdiger," entgegnete er und fragte mich dann: „Schießen Sie gut?"

„So ziemlich!" antwortete ich, dem Himmel im Stillen dankend, daß endlich von Sachen die Rede war, die ich verstand. „Auf dreißig Schritte treffe ich eine Karte, das heißt, mit bekannten Pistolen."

„Wirklich?" fiel die Gräfin ein, die, wie es schien, sich auch für dies Thema interessirte, und wandte sich dann fragend zu ihrem Gatten: „Würdest du auch eine Karte auf diese Distance treffen?"

„Ich sollte denken," antwortete der Graf. „Früher schoß ich nicht übel. Nun sind's aber schon vier Jahre, daß ich keine Pistole berührte."

„Dann möcht ich pariren," fiel ich ein, „daß Euer Erlaucht auf zwanzig Schritte fehlen. Um gut zu schießen, muß man täglich in der Uebung bleiben. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. In unserem Regimente war ich der beste Schütze. Einst, als ich meine Pistolen repariren ließ, schoß ich einen ganzen Monat nicht, und als ich sie dann zum ersten Mal wieder in die Hand nahm, fehlte ich viermal hinter einander eine Weinflasche auf zwanzig Schritt. Wenigstens veranlaßte mein Unglück einen passabel glücklichen Witz, indem Rittmeister R. bemerkte: „Man sieht, Herr Bruder, daß deine Hand sich sträubt, die geliebten Flaschen zu verletzen." — Wie gesagt, Erlaucht! tägliche Uebung, sonst trifft man nicht. Der beste Schütze, den ich jemals gesehen, schoß regelmäßig täglich drei-

mal vor Tische, so wie er vor dem Essen sein gewöhnliches Schälchen Allasch zu sich nahm."

Mein Geschwätz belustigte den Grafen und seine Gemahlin.

„Schoß der erwähnte Schütze denn wirklich so gut?" fragte der Graf.

„Und wie! Wenn er eine Fliege an der Wand erblickte — lachen Sie nicht, Erlaucht! es ist auf Ehre wahr! — so rief er: Kuska, die Pistole! Kuska brachte ihm die geladene Pistole und paff! war die Fliege an die Wand gequetscht."

„Das ist viel!" meinte der Graf. „Wie hieß der Schütze?"

„Silvio, Euer Erlaucht!"

„Silvio!?" rief der Graf aufspringend. „Sie haben ihn gekannt?"

„Wir waren Freunde, er der Kamerad unseres ganzen Regiments. Seit fünf Jahren jedoch weiß ich nichts mehr von ihm. Haben Euer Erlaucht ihn gekannt?"

„Sehr gut. Sprach er nie mit Ihnen über eine sonderbare Begebenheit?"

„Euer Erlaucht meinen die Ohrfeige, die er einst auf dem Balle von einem Hitzkopf erhielt?"

„Der Hitzkopf war ich," antwortete der Graf, scheinbar verstimmt. „Jenes Bild trägt die Erinnerung an unser letztes Zusammentreffen."

„Sprich nicht davon, Lieber!" besänftigte die Gräfin. „Ich bebe, wenn ich nur daran denke."

„Ich darf nicht schweigen," erwiderte der Graf. „Unser Gast weiß, wie ich seinen Freund beleidigte, — mag er's auch wissen, wie mein Gegner sich rächte."

Wir setzten uns und ich vernahm folgende Erzählung aus dem Munde des Grafen:

„Als ich mich vor fünf Jahren vermählte, verlebte ich die Flitterwochen auf diesem Gute. Hier genoß ich die schönsten Augenblicke meines Lebens, doch auch die drückendste Erinnerung knüpft sich an dies Haus.

Ich hatte eines Abends mit meiner Frau einen Spaziergang gemacht. Als wir Arm in Arm zurückkehrten, erblickte ich auf dem Hofe einen Reisewagen. Man meldete mir, daß Jemand in meinem Kabinet mich erwarte, der seinen Namen nicht nennen wolle. In's Zimmer tretend, finde ich in der beginnenden Dunkelheit einen mit Staub bedeckten Mann mit bärtigem Angesichte. — „Kennst du mich nicht mehr, Graf?" fragte er plötzlich mit zitternder Stimme. — „Silvio!" rief ich, indem ich fühlte, daß unwillkürlich sich meine Haare sträubten. — „Ich bin's," erwiederte er, „jetzt ist der Schuß an mir! Bist du bereit?" — Ich zählte zwölf Schritte und bat ihn, indem ich mich in jene Ecke stellte, rasch zu schießen, ehe meine Frau käme. — Er zog eine Pistole hervor und zielte — — ich zählte die Sekunden — ich dachte an mein Weib — furchtbare Augenblicke!! — Silvio senkte die Pistole. — „Jammerschade!" höhnte er, „daß ich nicht mit Kirschkörnern geladen — die Kugel ist schwer! Ich glaube, dies ist kein Duell, sondern ein Mord. Ich mag nicht auf einen Unbewaffneten schießen. Die Geschichte muß von Neuem beginnen — wir wollen losen um den ersten Schuß." — Ich wußte nicht, was geschah — ob ich einwilligte? — Wir luden eine zweite Pistole, warfen die Zettel in seine, von meiner Kugel durchbohrte Mütze, und ich — zog wieder die erste Nummer. — „Du hast ein satanisches Glück, Graf!" sagte Silvio mit einem furchtbaren Lächeln. Halb bewußtlos schoß ich und traf dieses Bild!"

Der Graf deutete mit glühendem Gesichte auf den durchschossenen Kupferstich. Die Gräfin war blaß geworden wie eine Leiche. Ich bebte. Der Graf fuhr fort:

„Ich hatte glücklicherweise gefehlt. Nun richtete Silvio mit gräßlicher Freundlichkeit die Pistole nach meinem Auge, als die Thüre aufgerissen wurde, Mascha, meine Gattin hereinund aufschreiend an meine Brust stürzte. Mit zurückgekehrter Besonnenheit sagte ich lächelnd: „Kind, wir scherzen ja nur? du bist erschrocken, geh' und trinke ein Glas Wasser; ich will dich dann meinem Kameraden vorstellen."

„Spricht er Wahrheit?" fragte meine Frau ungläubig und mit zitternder Stimme Silvio. — „Ihr Gemahl liebt den Scherz", antwortete dieser. „Im Scherz schlug er mich einst in's Gesicht, schoß einst scherzhaft durch diese Mütze auf meinem Haupt, verfehlte mich jetzt wieder im Scherz, und macht mir Lust, jetzt auch einmal zu scherzen!

Bei diesen Worten zielte er auf mich. Mascha warf sich zu seinen Füßen. „Steh' auf, Weib!" rief ich wüthend, „erniedrige dich nicht! Erbärmlich ist's, eines Weibes zu spotten. Schießen Sie!" — „Jetzt will ich nicht!" antwortete Silvio. „Ich bin zufrieden, denn ich habe deine Angst, deine Verwirrung gesehen, habe dich gezwungen, noch einmal auf mich zu schießen und das genügt mir. Du wirst meiner nicht vergessen, ich übergebe dich deinem Gewissen."

Indem er langsam der Thüre zuschritt, wandte er sich dort noch einmal um, blickte auf das durchschossene Bild, drückte, ohne zu zielen, seine Pistole ab, und schritt hinaus. Meine Leute, die ihn mit Grauen betrachteten, wagten nicht, ihn zurückzuhalten. Vor der Thüre rief er den Postillon, sprang in den Wagen und war schon fort, ehe ich zur Besinnung kam. Seine Kugel war auf die getroffen, die ich in's Bild geschossen."

Der Graf endete die Erzählung, die mich tief ergriff. Silvio sah ich auch nicht wieder. Er soll bei dem Aufstande der Griechen unter Ypsilanti gefochten haben, in dem Treffen bei Skuliani geblieben sein.

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

(Schluß.)

Am 8. Februar 1840 kam der Bräutigam im Buckingham-Palaste an. Folgenden Tages schenkte er der Königin als Morgengabe einen schönen Halsschmuck mit Saphiren und Diamanten und erhielt als Gegengeschenk den Stern des Hosenband-Ordens mit Diamanten. Am 10. Februar fand die Trauung statt, wobei die Königin, wie sie nicht zu erwähnen vergißt, jenes Saphirgeschmeide trug. Von dem Glücke Victorias nach der Vereinigung mit dem „Gatten ihrer Wahl" bietet das Werk hundertfältiges Zeugniß; wir führen nur eine Stelle aus ihrem Tagebuche an:

O, wie tief war mein Mitgefühl für meinen theuren Gemahl, als sein Vater (wenige Tage nach der Hochzeit) von uns Abschied nahm! Vater, Bruder, Freunde, Heimath — Alles hat er verlassen, und Alles meinetwegen! Gott gebe, daß ich die Glückliche, die überaus Glückliche sein möge, diesem geliebten Wesen selbst Glück und Zufriedenheit zu bringen. Was in meiner Macht steht, ihn glücklich zu machen, will ich thun.

Das häusliche Leben des jungen Ehepaares ist mit großem Freimuthe geschildert, auch das Verhältniß, in welchem der Prinz zu den Staatsgeschäften stand.

Während des ersten oder zweiten Jahres wohnte er selten und nur auf besonderes Ersuchen den Unterredungen der Königin mit ihren Ministern bei, obwohl er sich mit Allem vertraut zu machen suchte. . . Von Anfang an aber legte die Königin ihm auf Melbournes Rath alle für das Ausland bestimmten Depeschen vor; und im August 1840 schrieb er an seinen Vater: „Viktoria läßt mich an den auswärtigen Angelegenheiten vielen Antheil nehmen, und ich glaube, schon einiges Gute gethan zu haben. Ich schreibe meine Ansichten stets nieder und theile sie Lord Melbourne mit. Er antwortet mir selten, doch habe ich schon oft die Genugthuung gehabt, ihn ganz im Einklange mit dem, was ich sage, handeln zu sehen.“... Denjenigen, die der Königin einreden wollten, daß sie als Herrscherin sowohl als Haupt des Hauses und der Familie wie des Staates auftreten müsse, und daß ihr Gemahl zuletzt doch nichts mehr sei als einer ihrer Unterthanen, pflegte Ihre Majestät zu antworten, daß sie feierlich am Altare gelobt habe, ihrem Gatten sowohl zu gehorchen, als ihn zu lieben und zu ehren; und diese heilige Verpflichtung wolle sie nimmer beschränken noch auch wegdeuteln.

Nicht ohne einen Kampf gegen mancherlei Intriguen und, wie der Prinz schreibt, vornehmlich durch die Hilfe seines treuen Freundes Stockmar, der die Führer der Opposition zu gewinnen wußte, gelang es im Juli 1840, den Beschluß durchzusetzen, daß dem Prinzen die Regentschaft übertragen werden solle, falls die Königin mit Hinterlassung eines unmündigen Thronerben sterben sollte. Lord Melbourne behauptete zwar, allein durch seinen edeln Charakter und die allgemeine Achtung, die er sich errungen, habe der Prinz allen Widerstand entwaffnet, der sich vor zwei oder drei Monaten wahrscheinlich noch reichlich gefunden haben würde. Doch war der Premier, der nie durch Schärfe der Beobachtung geglänzt hat, in dieser Versicherung wahrscheinlich zu sanguinisch, und eine Notiz der Königin legt Zeugniß dafür ab. Als ihr Gemahl sie zum ersten Male beim Parlamentsschlusse ins Oberhaus begleitete, wollte der Rangstreit wieder sein Haupt erheben, und man erwartete Einwendungen von Seiten des Herzogs von Sussex. Es lief Alles gut ab, und der Prinz setzte sich in einen Sessel zunächst dem Throne; die Königin aber schrieb in ihr Tagebuch: „Nicht nur der Herzog von Sussex, auch andere Leute, deren Namen verschwiegen bleiben sollen, stellten den Satz auf, daß der Prinz nicht mit der Königin in der Staatscarrosse fahren oder neben ihr in dem Hause der Lords sitzen dürfe.“

Diese Kläglichkeiten konnten das häusliche Glück natürlich nicht stören. Nach und nach wurde die Königin, welche anfangs eine große Freundin gesellschaftlicher Lustbarkeiten war, von ihrem Gemahle zu einfacherem Geschmacke und namentlich zu einer Vorliebe für das Landleben bekehrt. Mit den Jahren ging sie sogar zum Extrem über und bemerkt selbst, daß der Aufenthalt in London sie später entschieden anwiderte und ihr nur dadurch erträglich wurde, daß der Prinz an ihrer Seite die lästigen Pflichten der höfischen Ceremonien theilte. Albert hielt sich aus der vornehmen Gesellschaft Englands fast gänzlich zurück. Seine Besuche waren dem Atelier des Künstlers, den Museen für Kunst und Wissenschaft, den wohlthätigen Instituten und Erziehungsanstalten gewidmet. In den ersten Jahren seiner Ehe versuchte er sich in der Malerei, für die ihm später keine Muße mehr blieb; er begann ein Gemälde, welches den Tod des Marquis Posa nach Schillers Don Carlos darstellen sollte; die Skizze zu demselben führte er sehr schön aus. Nur auf einen Augenblick unterbrochen, wurde das ruhige Leben der Vermählten durch den Mordversuch, den der siebenzehnjährige Kellner Edward Oxford gegen die Königin richtete. In einem Briefe des Prinzen (vom 11. Juni 1840) an seine Großmutter wird die Begebenheit folgendermaßen erzählt:

. . . . . Wir hatten gestern Nachmittag kaum unsere Spazierfahrt in Hyde Park angetreten, als ich uns ganz nahe auf dem Fußpfade einen kleinen, gemein aussehenden Menschen stehen sah, der etwas in der Hand hielt; bevor ich recht unterscheiden konnte, was es war, erscholl ein Schuß, der uns beide betäubte. Viktoria hatte sich gerade seitwärts gewandt, um nach einem Pferde zu sehen, und wußte daher nicht, was für ein Schall an ihr Ohr schlug. Ich ergriff ihre Hand und fragte sie, ob der Schreck sie nicht erschüttert habe; sie aber lachte über die Sache. Ich richtete meinen Blick dann wieder auf den Mann, der noch auf demselben Platze stand mit gekreuzten Armen und ein Pistol in jeder Hand. Seine Haltung war so affectirt und theatralisch, daß es mich fast ergötzte. Plötzlich erhob er von Neuem ein Pistol und feuerte zum zweiten Male. Nun sah auch Viktoria den Schuß und bückte sich, von mir herabgezogen, schnell nieder. Die Kugel muß, nach der Stelle zu schließen, wo sie in der Mauer gegenüber eingeschlagen war, gerade über Viktorias Kopf hingeflogen sein. Die vielen Menschen, die um uns und den Mann herumstanden und anfangs vor Schrecken fast wie versteinert waren, erfaßten den Uebelthäter nun; ich rief dem Kutscher zu, weiter zu fahren, und wir kamen wohlbehalten bei Tante Kent an. Von dort aus machten wir noch eine Spazierfahrt durch den Park, theils damit Viktoria ein wenig frische Luft schöpfe, theils um den Leuten zu zeigen, daß wir wegen des Geschehenen doch nicht alles Vertrauen zu ihnen verloren hätten. Heute bin ich durch die Menge von Besuchern und Anfragen und die Beschreibungen, die ich selbst zu geben hatte, sehr ermüdet. . . .

Im August siedelte der Hof von London nach Windsor über, zu des Prinzen großer Freude, der gleich mit Gartenbau und Anpflanzungen begann. Auch beschäftigte er sich unter Leitung des Juristen Selwyn ernsthaft mit dem Studium der englischen Verfassung und des Rechtswesens. Nach dreimonatlicher Abwesenheit kehrte das Ehepaar nach London zurück, und hier im Buckingham-Palast wurde ihm am 23. Nov. die erste Tochter, die nunmehrige Kronprinzessin von Preußen, geboren. Die Königin weiß nicht genug von der aufopfernden Pflege zu erzählen, welche ihr Gemahl während jener Zeit ihr widmete. Am 10. Februar, dem ersten Jahrestage ihrer Vermählung, ließen die Eltern das Kind taufen.

Mit diesem Familienereignisse schließt der vorliegende Band. Ueber den Zeitpunkt, wann die Fortsetzung an die Oeffentlichkeit gelangen wird, wollen wir keine Vermuthungen aufstellen; in Anbetracht der wiederholten Enttäuschungen, welche dem Erscheinen dieses ersten Bandes vorhergingen, wäre es gewagt, hier die Prophetenrolle zu übernehmen.

Miscellen.

Aus Frankfurt, 17. Aug., wird der „Köln. Ztg.“ berichtet: Die ersten Nachrichten über den Dombrand gingen darin zu weit, daß sie auch das Innere der Kirche als größtentheils zerstört angaben. Das Innere des Domes ist, mit Ausnahme der südwestlichen Seite und des Portals des südlichen Kreuzflügels, wenig beschädigt; unverletzt sind der

Hochaltar, die übrigen Altäre und die schönen Fenster im Chor. Doch ist der uralte, sehr schwere Kronleuchter vor dem Hochaltare herabgestürzt, indem die oberhalb des Gewölbes befindliche Befestigung desselben zerstört wurde. Unversehrt ist auch das Innere der Wahlkapelle. Die totale Zerstörung der neuen Orgel ist dem Umstande zuzuschreiben, daß man bei deren Aufstellung in einer Ecke des Langschiffes wegen mangelnden Raumes sich genöthigt sah, die Blasbälge in die angebaute Domschule zu verlegen, welche letztere vollständig ein Raub des Feuers wurde. Die Gewölbe der Kirche scheinen nicht gelitten zu haben (sie waren 1855 einer, wie sich damals zeigte, sehr nöthigen gründlichen Reparatur unterworfen worden). Ganz ausgebrannt ist der „Pfarrthurm". Ein fürchterlicher Augenblick war es, als man, wahrscheinlich in Folge einer durch die Flammen selbst erzeugten optischen Täuschung, den kolossalen Thurm glaubte schwanken zu sehen und so sich die Furcht vor seinem drohenden Einsturze verbreiten zu wollen schien. Die Folgen hätten allerdings für die Kirche oder die benachbarten Häuser und die zahllose Menschenmenge fürchterlich sein müssen. Aber der Steinkoloß trotzte dem ihn heiß bedrängenden feindlichen Elemente, und wie Sachverständige versichern, wird sein festes Gerippe auch noch weitere Jahrhunderte ertragen. Opfer an Menschenleben zählt man bis jetzt vier. Ueber die Entstehung des Dombrandes vernehmen wir aus dem Munde eines durchaus glaubwürdigen Mannes, der sie mit eigenen Augen angesehen, Folgendes: Genau in der Mitte des östlichen Theiles des Daches vom nördlichen Kreuzflügel wurde ein am Rande des Daches befindliches sog. Schneebrett von einem aus dem zuerst in Brand gerathenen Hause herüberfliegenden Feuerbüschel ergriffen, das sich in rasender Schnelle dem alten, trockenen Sparrenwerke des Daches, das außerdem die Heimath zahlloser strohreicher Vogelnester gewesen sein mag, mittheilte. Jenes Brett selbst fiel herab und verbrannte theilweise noch die Rinde eines schönen Baumes, der innerhalb des kleinen Hofes, der sich um den Chor herzieht, in der Nähe eines Christus am Kreuze steht. Noch lehnt das halb verbrannte Brett, die mittelbare Ursache eines so furchtbaren Unglückes, an dem Baume. Letzteres wird übrigens jetzt die nicht zu versäumende Gelegenheit bringen, den Dom von seinen bisherigen unschönen Anhängseln zu befreien und vollständig freizulegen.

•

Zu Hamburg, waren am 16. d. in der Tauben-Ausstellung die sieben Brieftauben aufgestellt, welche in dem Flugconcurs zwischen dort und dem Rhein den Sieg davongetragen haben und prämiirt worden sind, nämlich die Tauben des Herrn Ortmann in Aachen (150 Thlr.), des Herrn Zimmermann in Aachen (100 Thlr.), des Hrn. Ad. Zurhelle (75 Thlr. und zweimal 25 Thlr.), des Hrn. Ignaz Schmückel in Eschweiler (25 Thlr.) und des Hrn. Lenoir in Hamburg (150 Thlr.).

•

W. (Die k. k. Winterresidenz in Salzburg.) Die Geschichte des Gebäudes, welches bestimmt ist, in diesen Tagen zwei der mächtigsten Monarchen der Welt und ihre erlauchten Gemahlinen unter seinem Dache aufzunehmen, reicht bis in das 12. Jahrhundert zurück. Doch schon zur Zeit Kaiser Karl des Großen soll die Stelle der heutigen Residenz ein Palast eingenommen haben, in welchem des Kaisers Burggraf in weltlichen Dingen Recht sprach. Im Jahre 1110 begann Erzbischof Konrad I. den Bau der erzbischöflichen Residenz, an welche bis zum Jahre 1465 vielfache Zubauten: eine Hof-Bier-Bräuerei, eine Schmiede und das Wachthaus der fürstlichen Leibwache sich anschlossen. Das Gebäude, namentlich jener Theil, welcher die Stelle der heutigen Haupt-Façade einnahm, hieß damals das „Rinderholz", während der, den heutigen Domplatz in östlicher Richtung einschließende Flügel der „Aschhof" hieß. Der Erzbischof Wolf Dietrich (Wolfgang Theodorich v. Raittenau), welcher sich nicht damit begnügte, als geistlicher Oberhirt des Landes auch nebenbei die Pflichten eines weltlichen Beherrschers desselben zu erfüllen, erkannte die Nothwendigkeit, die Stadt über die ihr bisher gezogenen engen Grenzen hinauszurücken, und für die Baulust künftiger Generationen das Terrain zu ebnen. Er erweiterte die Stadt in der Richtung des heutigen Collegienplatzes und griff mit der Erbauung der Villa Altenau (Mirabell) auch auf das rechtsseitige Salzach-Ufer hinüber. Der wackere Mann begnügte sich jedoch nicht damit, die alten Schranken niederzureißen; er führte auf dem neu gewonnenen oder mindestens von ihm geebneten Terrain Nutzbauten, Kirchen, Paläste, Villen auf und legte namentlich den Grundstein zum Bau der heutigen k. k. Winterresidenz. Schon im Jahre 1596 ließ er das „Rinderholz" abbrechen und rückte mit den Grundmauern der heutigen Haupt-Façade so weit zurück, daß dem Residenzplatze eine regelmäßige Gestalt gegeben werden konnte. Aber auch nach der entgegengesetzten Richtung hin — gegen die heutige Pfarrgasse zu — erweiterte und ebnete Wolf Dietrich durch das Niederreißen mehrerer Häusergruppen das Terrain und zeichnete der weiteren baulichen Entwicklung der Residenz auch in dieser Richtung ihre Gränze vor. Im Jahre 1609 erbaute Wolf Dietrich jenen Theil der Residenz, welcher bestimmt ist, dem Kaiser Napoleon III. auf einige Tage zum Wohnsitze zu dienen. Er zieht sich vom ehemaligen Aschhofe gegen das Stiftsgebäude von St. Peter hin und schließt den heutigen Domplatz in nordwestlicher Richtung ab. Hier ist es, wo Wolf Dietrich auch gewohnt hat, wo er vielleicht zum ersten Male den Gedanken erfaßt haben mag, daß die Vereinigung kirchlicher Würde mit weltlicher Macht unlösbare Widersprüche in sich fasse, denen er durch Verweltlichung seines Erzstiftes ein Ende machen wollte. Hier ist es aber auch, wo Wolf Dietrich seinem Gegner, dem Herzoge Maximilian von Bayern, welcher in einem zwischen den beiden Fürsten entstandenen Conflikte den spanischen Gesandten Balthazar v. Zuniga, den päpstlichen Nuntius und den Kapuziner Lorenz v. Brindisi zu Schiedsrichtern aufgerufen hatte, die echt deutsche Antwort zukommen ließ, daß „er weder gesinnt noch gewillt sei, weltliche Rechtssachen Ausländern in die Hand zu geben dem Reiche und der deutschen Immunität zum Nachtheil." Der weitere Ausbau der Residenz wurde von den Erzbischöfen Marcus Sitticus (1612), Franz Anton (1640), Paris, Guidobald (1656), Max Gandolf (1670), Johann Ernst (1689) und Hieronymus, dem letzten regierenden Erzbischof von Salzburg (1789), durchgeführt.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 68. Sonntag den 25. August 1867.

Auf der Wahlstatt des Halbmondes.

Eine russische Skizze von Friedrich Bücker.

(Aus der „National-Zeitung".)

Es war an dem zwölften Juni alten Stils.

Ich war von dem Don, dem ich mich von Nordosten näherte, noch anderthalb geographische Meilen entfernt, als ich in dem Okular meines Fernrohres, das ich gegen Südwesten richtete, ein goldenes Kreuz über einem Halbmond auf einer Säule leuchten sah, die nach der Aussage des Jamschtschik, der mich fuhr, noch eben so weit hinter dem Don stand, als ich mich vor demselben befand. Ich hatte also noch drei geographische Meilen zurückzulegen, ehe ich den Brennpunkt des „Kulikowskoje Pole" oder die Mitte der Wahlstatt erreichte, auf welcher, wie es in der russischen Geschichte heißt, und wie das fernleuchtende Denkmal mahnte, das Kreuz den Halbmond besiegte. Ich dachte an die orientalische Frage und sah mit einer Aufregung, die mich fast aus dem Wagen warf, nach der Siegessäule hinüber. Wahrlich, das Denkmal war groß und schön genug zum Grabmal des ganzen Halbmonds, so weit seine todtblassen Hörner reichen.

„Suchst du den Tod?" fragte ich den Jamschtschik, der vom Bock gestiegen war, um die mit unzähligen Knoten versehenen Zugstricke der Tarantasse, welche jedesmal rissen, wenn sich das müde Gespann auf einen Hieb seines Lenkers einen Augenblick in's Geschirr warf, wieder zu verknüpfen.

„Ich suche einen Strick," gab er zur Antwort. „Das eine Ende des Stranges reicht nicht mehr an das andere."

Der nachlässige Fuhrmann hatte keinen Reservestrick und ging umher, als suchte er den „Tod".

„Wie werden wir weiter kommen?" fragte ich.

„Ich werde noch einmal knüpfen und dann umspannen," antwortete er. „Der kleine Schwarze hat mit diesen kurzen Strängen genug."

Mir graute vor der Verheißung, denn ehe ein Jamschtschik umspannt, trinkt man mit einem guten Freunde einen langen Schoppen. Da lobe ich mir den Woschtschik oder Iswoschtschik, das andere Fahrgenie Rußlands. Leider verläßt dieses nicht die Städte. Auf dem Lande und fern von den Poststraßen muß man mit dem Jamschtschik vorlieb nehmen. Ich gab ihm meinen neuen Kofferstrick, um keine Zeit zu verlieren. Der Jamschtschik schmunzelte wie ein Bettler, der statt der verdienten Zurechtweisung eine doppelte Gabe erhält. Er betrachtete den Strick wahrhaftig schon als sein Eigenthum. Er wurde gesprächig, rührte Hand und Fuß und bald rollte die Tarantasse weiter.

„Hurtig! — hurtig!" rief er und hieb auf die Pferde ein, wie ein Schmied auf das heiße Eisen, dazwischen pfiff er wie ein Bandit aus dem Bakonywalde. Ich lächelte, denn fünf Werst wurden mit Windeseile zurückgelegt.

„Da ist der Kaukasus, Herr!" rief der Jamschtschik und zeigte mit der Peitsche nach dem Don.

Das rechte Donufer wurde sichtbar. Es konnte auch manchen, der den Kaukasus noch nicht gesehen, an die Alpen der Tscherkessen erinnern. Hoch und steil fiel das Ufer nach dem Flusse ab. Ein Schimmel, welcher auf der Höhe weidete, hätte mich fast schwindelig gemacht. Ein mit den geognostischen Lagerungs-Verhältnissen Mittelrußlands unbekannter Laie mußte jenen steilen, wild zerklüfteten Abhang aus der Ferne für Fels halten. Es war aber nichts anderes, als eine pittoresk zerrissene Thonwand. Die durch Frühlingssturzwasser, Sommerdürre, Herbstregen und Winterfrost gebildeten, oft thurmtiefen Risse in den thönernen Füßen des nordischen Kolosses haben für mich durchaus keinen Reiz. Ich bin oft mit Pferd und Schlitten in eine solche Kluft, die nicht selten mitten auf der Poststraße gähnt, gefallen und hätte in der Beinmarbe des Riesen umkommen müssen, wenn mich nicht der haushohe Schnee vor dem Zerschellen bewahrt.

Wir waren am Don. Die Pferde sausten in den Fluß.

„Halt, Fuhrmann! Das Wasser läuft in den Wagen."

Die Pferde fühlten keinen Boden mehr unter den Füßen, so schien es wenigstens.

„Halt! Du wirst umwerfen! Halt, um Gotteswillen!"

Das Wasser stieg höher, scheuchte mich von meinem Sitz und trieb mich auf den Bock. Ich faßte den Jamschtschik in den Nacken. Die Tarantasse stand schief und drohte umzustürzen. Ich ließ den Fuhrmann los und riß den Rock vom Leibe, um mich durch Schwimmen an's Ufer zu retten. Da hieb er auf die Köpfe der sich bäumenden Pferde. Die Thiere sprangen vorwärts und rissen den Wagen nach. Das Wasser spritzte hoch empor. Die Tarantasse rollte auf's Trockene.

„Lieber Gott! es muß irgendwo stark geregnet haben. Der Fluß ist hier sonst ganz flach."

Ich hätte gern durch einen zweiten Griff in den Nacken des Jamschtschik geantwortet, doch konnte der Aermste freilich zu dem Wasserreichthum des wasserärmsten Flusses nichts.

„Was ist da? Noch einmal der Don?"

„Wir müssen noch einmal durch's Wasser!"

„Du wirst nach der nächsten Brücke fahren."

„Dort ist eine Brücke."

„Wo? Ich sehe nur Wasser."

„Da ist die Brücke. Die nächste ist in Jepifan."

„Ich sehe nur eine halbe Brücke. Die andere Hälfte hat der Strom fortgerissen. Du wirst nicht fahren."

„Das ist eine ganze Brücke. Sie reicht nur bis in die Hälfte des Flusses, die andere Hälfte des Don ist flach und braucht keine Brücke. Sehen Sie, da fährt die Post durch den Fluß."

Es klingelte das jenseitige Ufer herunter, die Post donnerte über die Brücke und lag im Fluß. Die Glocken klangen nicht mehr, denn sie hingen im Wasser.

„Seh'n Sie, der Postknecht steht auf; der Herr, den er fahrt, auch. Sie kommen Beide durch den Fluß. . ."

„Mit nassen Beinen," fügte ich hinzu, und dann: „Fahr zu!"

Ich lehnte mich müde in die nasse Tarantasse zurück. Das Wasser stieg diesmal nicht bis zum Sitze. Es begnügte sich mit einer Waschung meines Koffers. Ich zog die Beine empor und kauerte wie ein Türke. Bald hatten wir wieder das Trockene erreicht.

Das Kreuz mit dem Halbmond, welches sich in der Donspalte meinen Blicken entzogen, tauchte wieder auf. Als die Siegessäule vor siebzehn Jahren errichtet wurde, war sie nicht so weit sichtbar als heute. Ein üppiger Wald, in dem die markige Eiche mit dem sturmtrotzenden Haupt und die geschmeidige Birke mit dem silbernen Gelock schöner wie in Deutschlands Gauen standen, entzog sie den Blicken der von Nord, Ost und West heranpilgernden Fremden. Wo ist der schöne Wald, den Gott nicht grün erhalten konnte, geblieben? Er hat dem Bauer den Branntwein gebraut, dem Edelmann den Zucker gesotten und dem Nationalökonomen eine Lehre gegeben, die er in der Schule hätte lernen können. Schon sinkt der letzte Rest des Waldes unter den wuchtigen Hieben der mit der Axt bewaffneten Hand, die zu zerstören, aber nicht wieder aufzubauen weiß. Ich erging mich in der Mittagsschwüle desselben heißen Junitags, der mir das Geleit nach der Wahlstatt des Halbmondes gab, in der schattigen Kühle der letzten Hochwaldüberbleibsel, unter den Wipfeln des letzten von den Axthieben hallenden, bange erzitternden, heiligen Hains, den die Heiligen von ganz Rußland nicht mehr retten können, weil er bereits verkauft ist. Die Entholzung der Donufer und die vollständige Ausrettung des Waldes in der Nähe und Ferne des Stroms gereicht Ruriks Söhnen nicht zum Lobe. Wassersnoth im Frühling und Noth an Wasser in der Sommerdürre sind nicht die einzigen Folgen dieser Forstwirthschaft. Während der Bauer seinen Brunnen immer tiefer graben muß, bis er schließlich kein Wasser mehr findet, verliert das Herrenhaus seinen einzigen Schmuck, das einzig Malerische seiner Lage ist ein Teich im grünen Rahmen eines Parks, in den es hinabschaut. Jetzt trocknet der Teich aus, welkt der Baum und bald liegt das Haus so frei, wie eine Schafhürde auf der Lüneburger Haide. Der Acker bringt mir mehr, darum fort mit dem Walde! spricht der Edelmann. Es ist schade, daß uns die Vorsehung kein Fichtelgebirge in die Ebene gestellt, damit der Pflug, der sich nicht hemmen läßt, doch ein unübersteigliches Hinderniß findet, klagt der Nationalökonom. Mir ist alles recht, denn habei ich kein Korn, so borge ich vom Herrn, schließt der Bauer.

„Halt, Fuhrmann! ich will hier aussteigen."

Der Brennpunkt des „Kulikowskoje Pole," oder des Feldes, auf welchem Dimitrich Donsky im Jahre 1380 die Tataren schlug, die Rußlands Fürsten bis in den Staub gedemüthigt, lag noch etwa zwei Werst entfernt. So weit das bewaffnete und unbewaffnete Auge reichte, sah ich wenig, und das Wenige, was ich sah, erinnerte mich — merkwürdig genug — an den Mord. Der besiegte Halbmond glitzerte golden von der schwarzen Säule herab und der unbesiegte stand am blauen Himmel gerade über der Säule. Zu meiner Rechten, ungefähr einen Büchsenschuß entfernt, weidete eine ungeheure Rinderheerde, ebenfalls den Halbmond auf den Häuptern. Den Hirten sah ich nicht; er saß wahrscheinlich auf der Heide mitten unter seinen Getreuen. Zu meinen Füßen wuchs ein dürftiges Pflänzchen mit keilförmigen, oben mondförmig gebogenen Blättchen, die Mondraute. Der Jamschtschik, das einzige menschliche Wesen, welches ich erspähte, hatte seinen Hut abgenommen und nickte schlaftrunken mit der halbmondförmigen Glatze seines Hauptes. Der Kalender zeigte Montag. Ich war mondsüchtig und wahrscheinlich hatte der Invalide bei dem Denkmal ein Vollmondsgesicht.

Plötzlich machte mich ein dumpfes, mark- und beinerschütterndes Gebrüll erbeben. Ich wandte mich um und sah einen Stier, wie ihn Herkules gebändigt haben mag, gesenkten Hauptes auf mich losstürzen. Ich stieß einen Schrei aus und das Fernrohr entsank meiner Hand. Dann sprang ich auf die Seite und der Centaur verfehlte sein Ziel. Der Stier wandte sich brüllend gesenkten Hauptes abermals gegen mich. Ich warf mich platt zu Boden und der Koloß stürzte über mich weg. Da sah ich es im langen, wehenden Kaftan herbeieilen. Der Hirt, ein herkulischer Ruthene mit langem, grauen Bart, den grauen Kaftan malerisch um den nackten, starkmuskligen Körper geworfen, warf sich dem Unthiere entgegen und scheuchte es mit einem Hiebe seiner langen Knute nach der Heerde zurück. Ich zog meine Börse und gab dem Braven eine kleine Banknote mit einem starken Händedruck.

„Dafür kaufe ich Leinwand. Ich liebe an Feiertagen ein weißes Hemd," sagte er.

„Wie viel verdienst du jährlich?" fragte ich.

„Ich bekomme jährlich einen Kaftan, ein paar Stiefel, und wenn der alte Schafpelz zerrissen, einen neuen. Dabei esse ich so viel, als ich nur irgendwie bekommen kann."

„Und Geld? wie viel Geld bekommst du jährlich?" fragte ich.

„Geld bekomme ich nicht. Ich habe gesagt, was ich bekomme," antwortete er.

„Mensch!" rief ich zornig und trat einen Schritt zurück, „warum verkaufst du deine Kraft nicht dem Meistbietenden? Bist du noch immer an die Scholle gebunden?"

„Nein, ich bin frei," sagte er. „Ich kann gehen, wohin ich will. In dem Jahre, als ich frei wurde, ließ mich mein Herr rufen. Matwei, sagte der Herr zu mir, du bist frei und kannst gehen, wohin du willst. Herr, sagte ich, ich möchte hier bleiben, denn ich habe im Dorfe keine Verwandte. Gut, Matwei, sagte der Herr, so bleibe. Doch wenn du bleibst, mußt du von jetzt ab noch etwas mehr thun, wie früher. Du bleibst Hirt, Matwei, bereitest aber im Winter dem Gärtner noch etwas Holz für's kleine Treibhaus. Ich biß in meine Zunge, daß das Blut kam. Dann zog ich meine Fingerknöchel, daß sie knackten, als wenn man die Birken bricht. Nein, sagte ich zu meinem Herrn, das thue ich nicht! Wenn ich statt der Freiheit noch mehr Arbeit bekommen soll, dann wird mir nichts geschenkt, sondern noch genommen. Ich habe fünfzig Jahre jeden Tag dasselbe gethan, und das ist die Freiheit, wie ich sie mir bis an's Ende wünsche. Ich bin Hirt und kein Holzhauer. Ich bereite kein Holz für den Gärtner. Ich gehe. Und ich ging, riß meinen Bart und raufte mir den Kopf. Ich fühlte mich nicht mehr frei, sondern gebunden an Händen und

Füßen. So kam ich zu meiner Heerde und schlug in meiner Wuth einen Ochsen, der nicht gehorchen wollte, todt. Mit dieser Knute und mit einem Hiebe schlug ich ihn todt. Ich kann's noch einmal vormachen; ich und meine Knute sind noch stark genug dazu. Als mein Herr hörte, daß ich einen Ochsen todtgeschlagen, kam er selbst zu mir. Matwei, sagte er, du brauchst kein Holz für den Gärtner zu bereiten, wenn du hier Hirt bleiben willst. Du sollst von jetzt an jährlich auch noch einen Kaftan bekommen. Früher bekam ich nämlich nur einen Pelz, den ich im Sommer und im Winter trug, bis er mir von selbst vom Leibe fiel. Ich dankte meinem Herrn, blieb, hatte meine Freiheit wieder und noch ein Geschenk dazu."

In diesem Augenblick erhob sich unter der Heerde ein Gebrüll, als sollte ein Stierkampf beginnen.

„Ich muß mit der Knute unter die Thiere hauen, sonst bleibt mir eins auf dem Platze. Ich danke Euch, Herr, für das Geschenk. Nächsten Feiertag trage ich ein weißes Hemd."

Der kolossale Ruthene zeigte auf seine nackte Brust und ging, den langen Kaftan und die noch längere Knute hinter sich her schleifend, nach der Heerde zurück.

Ich stand an dem Denkmal auf der „Kulikowskoje Pole". Während ich meine Blicke an der schwarzen Säule emporsteigen ließ, die sich aus der Mitte eines mit Weiden eingefriedigten Platzes auf einem mit Erz bekleideten Unterbau erhebt, und oben mit goldener Kuppel, Kreuz und Halbmond schließt, sah der Invalide, der sich mittlerweile eingefunden, zu dem schlafenden Jamschtschik empor. Ich ging um das Denkmal, das mich an die Julisäule auf dem Bastilleplatz erinnerte, herum. Die Reliefs zeigten nach allen vier Weltgegenden dasselbe Gesicht. Unter acht Helmen, welche aus der Säule hervorspringen, sind ebenso viele auf Schwertern ruhende Schilde dargestellt, in deren Mittelpunkt St. Georg mit dem Lindwurm kämpft. In den zwischen den Schilden und Helmen liegenden acht Nischen sticht je eine lorbeerumwundene Lanze gegen einen Halbmond.

„Wie heißt die goldene Umschrift in halber Höhe der Säule?" fragte ich den Invaliden. Die slavischen oder kirchenrussischen Zeichen und Abkürzungen waren mir unbekannt.

„Ich weiß nicht; ich kann nicht lesen," erwiederte der Krieger.

„Können Sie mir nicht etwas über die Schlacht, die hier geschlagen wurde, erzählen?"

„Nein, ich weiß davon nichts," erwiederte er.

„Aber vielleicht wissen Sie, weshalb dieses Denkmal die Jahreszahl 1848 trägt?"

„Nein, auch darüber weiß ich nichts zu sagen."

„Noch eins; ich bitte. Wie viel Söhne hat der jetzige Kaiser und wie heißt der Großfürst-Thronfolger?"

„Das weiß ich nicht. Der frühere Cäsarewitsch hieß Nikolai Alexandrowitsch."

Ich hatte genug, kopirte Zug für Zug die Inschrift und warf mich ärgerlich in den Wagen. So lange noch ein Krieger von so grober Unwissenheit an dem ersten Denkmal Rußlands steht, so lange, däucht mir, hat auch St. Georg noch nicht den Lindwurm besiegt.

Die Inschrift der Siegessäule auf der Wahlstatt des Halbmondes heißt: Dimitrij Donsky eine dankbare Nachkommenschaft. Der slavische Kirchenvers darüber hat keinen Inhalt.

Kaiserin Charlotte.

Der „Weser-Ztg." schreibt man aus Triest, 14. August: Die außerordentliche Theilnahme, mit welcher die ganze civilisirte Welt auf die Unglücklichste und Beklagenswertheste der Frauen, die Kaiserin Charlotte von Mexiko, blickt, läßt annehmen, daß die folgenden Zeilen, sofern sie auf ganz authentischen Angaben wurzeln, Beachtung finden werden. Es ist namentlich in letzter Zeit wieder viel davon die Rede gewesen, daß Charlotte das Opfer einer Vergiftung geworden sei. Man mag von gewisser Seite ein Interesse an dieser Darstellungsweise haben, constatirt muß jedoch werden, daß keiner der Aerzte, in deren Behandlung die unglückliche Fürstin stand, Symptome einer solchen Vergiftung vorgefunden hatte. Als die Kaiserin im Herbste des vorigen Jahres nach Miramar kam, da zeigte sie alle Anzeichen einer Geisteszerrüttung, die sich namentlich in einem anhaltenden außerordentlichen Angstgefühl und in der damit verbundenen Wahnvorstellung kundgab, daß ihr Alles nach dem Leben trachte. Sie hatte eine solche Scheu vor Menschen, daß sie aus dem Schlosse in ein abgelegenes Gartenhaus gebracht werden mußte, um nur ja Niemandem zu begegnen, dessen Anblick sie in Furcht gesetzt hätte. Aus Furcht vor Vergiftung weigerte sie sich, Speisen zu sich zu nehmen, und aß die erste Zeit kaum etwas anderes als Früchte, war auch nur mit Mühe zu bewegen, Wasser zu trinken. Die behandelnden Aerzte — es waren dies der Chefarzt der Marine Dr. Jilek, der Direktor der hiesigen Irrenanstalt Dr. Riedel und Dr. Muschick, untersuchten natürlich auch den körperlichen Zustand der hohen Kranken, ohne etwas zu finden, was auf einen organischen Fehler hätte schließen lassen. Sogar das Nervensystem wies keine Zerrüttung auf, und Alles deutete darauf hin, daß der Sitz des Uebels im Gehirn sei, daß sich hier lediglich eine psychologische Heilmethode anwenden lasse, zumal, selbst wenn dies nöthig geworden wäre, nicht abzusehen war, wie der Kranken Medikamente beizubringen, da sie dieselben ebenfalls für Gift gehalten hätte. Man bemühte sich also, die Kranke zu beruhigen — von Zerstreuung durch Gesellschaft konnte bei ihrer Abgeschlossenheit keine Rede sein, da sie sich stets weigerte, eine Gesellschaftsdame zu nehmen oder ein Mitglied ihrer Familie zu empfangen. Man regelte ihre Zeiteintheilung, ließ sie sich gewöhnen, täglich zwei Spaziergänge zu machen, verschaffte ihr entsprechende Beschäftigung und brachte es auf diese Weise dahin, daß der Zustand der Kaiserin aus der Ekstase, in der sie sich anfangs befand, in größere Ruhe überging. Diese Besserung trat Anfangs Januar dieses Jahres ein und machte zusehends Fortschritte. Die Fürstin wurde redselig, ja heiter, sie las, malte, musicirte, schrieb Briefe und gab in diesen wie in ihren Gesprächen ihre außergewöhnliche Belesenheit durch eine Fülle von Citaten zu erkennen, sie betheiligte sich am Diner, trank Wein, schlief 8 bis 9 Stunden, kurz, sie schien in jeder Beziehung genesen. Nur in einer Beziehung dauerte ihr Irrsinn fort. Sie hielt nämlich fest an der Idee, sie und ihr Gemahl seien ausersehen, das Reich Alexander des Großen wieder zu begründen, eine neue Aera zu inauguriren; dabei seien sie jedoch von allen Seiten von geheimen Verbindungen umlauert, die es sich zur Aufgabe machten, sie an der Ausführung dieses Vorhabens durch Gift und Dolch zu verhindern. Einmal auf dieses Thema gebracht, war die arme Irre ganz verändert und taub gegen jede Einsprache. Indessen kamen diese Hallucinationen nur in gewissen Zwischenräumen wieder; ihr Gesammtbefinden besserte sich zusehends. Da wollte es ein

bisher noch unaufgeklärter Zufall, daß sie sich am 2. Juli d. J. nach Tische unwohl, von Brechlust angewandelt, fühlte. Dies genügte, alle Schreckbilder ihrer Phantasie zu entfesseln, sie wähnte sich vergiftet. Dazu kamen am 6. und 7. Juli die traurigen, ihr vollkommen gegenwärtigen Erinnerungen an den Geburtstag ihres fern weilenden Gemahls, an ihre Abreise von Mexiko. All' das steigerte ihre Aufregung. In diesem Zustande erhielt sie das Schreiben des Königs der Belgier, worin sie eingeladen wurde, sich nach Brüssel zu begeben und ihr gleichzeitig mitgetheilt wurde, daß ihre Schwägerin nach Wien reise und dort eine Einladung nach Miramar gewärtige. Trotz ihrer Schwäche raffte sich die Beklagenswerthe auf, um den Brief zu beantworten. Sie berührte die Einladung gar nicht und bemerkte nur, wie sehr es sie freuen würde, ihre Schwägerin zu sehen, allein die Räumlichkeiten seien so unzureichend, daß sie keinen Besuch empfangen könne. Gleichwohl hegte die hohe Kranke die Ueberzeugung, daß die Königin der Belgier kommen werde, wenigstens fragte sie wiederholt nach ihr, bis diese auch zwei Tage nach Abgang jenes Schreibens, am 12. Juli, ankam. So trübe war der Schleier, der die Sinne der Unglücklichen umlagerte, daß sie bei der ersten Zusammenkunft mit ihrer Schwägerin ihren Arzt bat, in der Nähe zu bleiben, um sie zu beschützen. Gleichzeitig kam auch der belgische Arzt Dr. Bolkens, welcher die Kranke zwei Tage beobachtete und dann mit den obgenannten drei Aerzten zu einem Concilium zusammentrat. Hier gab er die Erklärung ab, er sei von dem Könige beauftragt, die Kaiserin unter allen Umständen, nöthigenfalls mit Gewaltmitteln, nach Belgien zu bringen. Die andern Aerzte erklärten, ihnen erscheine eine solche Reise, bei dem an Tobsucht gränzenden Zustand der Kranken, unausführbar, sie müßten daher die volle Verantwortlichkeit dafür ihrem belgischen Collegen überlassen. Dies wurde protokollarisch constatirt und das Protokoll dem Erzherzog Karl Ludwig eingehändigt, der auch herbeigeeilt war. Die Kranke selbst verfiel in tiefe Melancholie. Sie hatte bisher an der Idee festgehalten, den Befehl ihres Gatten zu vollziehen, der ihr geboten und dem sie zugeschworen, ihn in Miramar zu erwarten. Jetzt sollte sie fort. Dies berührte sie offenbar schwer; wieder wollte sie Niemand sehen, selbst ihre Schwägerin und den Schwager nicht, wollte nichts essen und trinken. Gleichwohl ließ sie, schwach und abgehärmt, als es zur Abreise kam, Alles mit sich geschehen.

Miscellen.

W. Salzburg. Der französische Hof-Train. Der Kaiser Napoleon und die Kaiserin Eugenie haben die Reise von Paris nach Salzburg in einem eigenen Hof-Train zurückgelegt, der in Bezug auf Eleganz und Komfort Alles übertrifft, was einem Reisenden während der Fahrt auf der Eisenbahn geboten werden kann. Der Train besteht aus neun Waggons, welche durch zierliche Brücken so mit einander in Verbindung stehen, daß sich aus ihnen eine Enfilade von Zimmern bildet, von denen jedes seine eigene Bestimmung hat. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet ein Salon, welcher als der Versammlungsort der beiden Majestäten und ihrer hoffähigen Begleiter angesehen werden muß. Er ist mit Divans, Causeusen und Fauteuils reichlich ausgestattet, die Wände desselben sind mit Spiegeln, Bildern, Uhren und Armleuchtern verziert. An den Salon schließen sich in der einen Richtung ein Speisesaal, in der anderen das Arbeitszimmer des Kaisers an, der Speisesaal hat in der Mitte einen Tisch, dessen Platte beliebig vergrößert und verkleinert werden kann. An den beiden Seiten desselben, welche mit der Richtung des Waggons parallel laufen, befinden sich Fauteuils, die bezüglich der Form mit den Fauteuils unserer Eisenbahn-Coupés übereinstimmen. Das Arbeitszimmer des Kaisers enthält einen geschmackvollen Sekretär, eine Uhr im Renaissance-Styl, einen Wärmemesser, einen Barometer und einen Telegraphenapparat, dessen Drähte unter den Waggons hindurch mit den Appartements der verschiedenen Hofbeamten, welche das Kaiserpaar auf ihren jeweiligen Reisen begleiten, in Verbindung stehen. Für gewöhnlich beschränkt sich der Kaiser darauf, mittelst dieses Telegraphen Signale an den Trainführer, an den mit Küchen- und Kelleraufsicht betrauten Hofbeamten oder an den Telegraphisten, welcher dem Zuge beigegeben ist, abzugeben. Dieses geschieht dadurch, daß der Kaiser den Zeiger des Apparates auf das seinen Wünschen entsprechende Wort stellt, z. B. servez! plus vite! Aide-de-camp! und sodann den Strom in die Drähte leitet. An das Arbeitszimmer schließt sich das Schlafgemach des Kaisers und der Kaiserin. Die beiden Betten befinden sich rechts und links an den Längenwänden des Waggons angebracht und lassen in Bezug auf ihre innere Ausstattung vom plumeau bis zum oreiller nichts zu wünschen übrig. An das Schlafgemach schließen sich Toilettenzimmer und jene geheimen Gemächer an, deren Abgang bei gewöhnlichen Eisenbahnzügen einen unserer deutschen Staatskünstler einst einer so peinlichen Situation preis gab. Die übrigen Waggons sind für die Gäste des französischen Kaiserpaares und für die Begleitung desselben bestimmt. Der Küche und dem Kellner sind angemessene Plätze angewiesen. Die äußere Ausstattung der Waggons, namentlich desjenigen, den man bei Hofe „la terrasse“ nennt und der viele Aehnlichkeit mit einem luftigen Gartenhause hat, ist eine glänzende.

Kaiser Napoleon sprach während des Diners in Salzburg am 19. meistens deutsch, aber mit schweizerischem Accente. Er sagte z. B. stets Wien, mit dem Accente auf der zweiten Sylbe, und brauchte wiederholt die Redensart: Es freut mir. Er erschien bei diesem Diner zum allgemeinen Erstaunen in französischer Generalsuniform und stach darin recht auffallend von der farblosen Umgebung ab. Denn da Napoleon's schwarzer Rock sich früher unter den vielen glänzenden Uniformen gar seltsam ausgenommen, erhielten die zur Hoftafel Geladenen Befehl, im schwarzen Frack zu erscheinen. Aber siehe da, Napoleon liebt die Contraste und erschien in rothen Hosen.

Zum 25. August 1867.

Heil dem erlauchtesten König, der — über der Meinung des Tages —
Freiheit des Geistes sich wahrt und Idealem nur dient!

C. K.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 69. Mittwoch den 28. August 1867.

Eine Judenhochzeit in Gibraltar.

Aus den Reiseskizzen des Kaisers Maximilian von Mexiko. *)

Ich verließ heute den Bord, von einer Judenhochzeit an's Land gelockt. Ich eilte in den Park, um unsere Damen zu suchen, fand sie aber schon in dem Garten des Convents mit der Familie des Gouverneurs und einigen Eingeladenen versammelt. Wir zogen durch die obere Stadt und kamen durch allerhand Winkelwerk zu einem ziemlich nett aussehenden Hause, wo welchem uns der Bräutigam und die Aeltesten empfingen; der reichste Israelite Gibraltar's, ein modernisirter Jude im Frack, begleitete uns schon vom Convent aus bis hieher. Orientalische Musik und näselnder Gesang empfingen uns in der Flur, an die Spielleute des Evangeliums mahnend. Dichte Judenmassen drängten sich vor der Eingangspforte die schmale Stiege hinan. Vom Bräutigam geleitet wanden wir uns durch dieselben; eine Hebräerin mit großen dunklen, klug und sinnig leuchtenden Augen, die Herrin des Hauses, kam uns im schwarzen europäischen Gewande, mit orthodoxer Perrücke, durch die sich Gold- und Silberperlen auf orientalische Weise wanden, freundlich uns die Hände schüttelnd, entgegen. Sie führte uns in's Hochzeitsgemach, einen einfachen netten Salon im europäischen Style, nur brannten, um die Heiligkeit des Augenblicks anzudeuten, trotz der Tageshelle alle Kerzen; das Gemach funkelte von reichem Geschmeide, dem verschwenderischen Golde und den schön gewählten grellen Farben der überreichen Kleider der schönen Töchter Israel's aus Tanger und Tetuan. Doch das höchste Licht dieses Glanzes, das Wunderbild aus anderen Zonen, war die Gruppe an der Hauptwand. Auf hohem, mit grünen Stoffen überzogenem Empor, an der mit rothem Damaste baldachinartig bedeckten Wand, saßen wie zwei Königssphynxe ernst, ja böse um sich blickend, zwei braunhäutige Matronen aus Tanger mit reichen, scharlachrothen, goldgestickten Kaftans, seidenem hohen Kopfschmucke, dem der egyptischen Könige ähnlich, und grellschwarzen Perrücken, um die antike Spangen und Juwelen hingen. Zwischen ihnen, auf einem Divan an die Wand gelehnt, saß ein Wesen von einem Blondenschleier bedeckt, mit einer perlengestickten Tiara gekrönt, wie ein starres Wachsbild, auf das die glühenden Farben der Kunst frisches durchsichtiges Leben gehaucht hatten. Mit Staunen ergriff uns dieser seltsame Anblick; sah's doch aus, wie Gott Wischnu, der juwelengeschmückte Götze, auf hohem Altare zwischen seinen feuerspeienden Drachen im Riesentempel von Benares. Nach langem Hinblicken gewahrte ich erst, daß das Wachs Fleisch und Blut und der unbewegliche Götze mit geschlossenen Augen — die Judenbraut sei.

Wie eine Todte lag sie da, keine Muskel zuckte, und nur nach aufmerksamem Betrachten konnte man ein leises Heben des Busens bemerken. Ihre Carnation war doppelt durchsichtig durch das grelle Roth der Wangen, die schwarz gemalten Augenbrauen und drei feine Mouchen im regelmäßig schönen Antlitz. Die hohe Tiara, die, durch reich gestickte Ornamente getheilt, ganz von Perlen überdeckt war, gab ihr eine Art Weihe. Der Busen wogte unter dem feinen Schleier in einem reichen, goldgestickten Mieder, ein ebenfalls goldgestickter Spenser mit weiten Seidenärmeln war darüber gezogen, eine breite Seidenschärpe schloß die Hüften ein, und ein darüber geschlagener Kaftan von rothem Tuche und Goldstickerei umfing die Beine; die Füße steckten in reichen schimmernden Pantoffeln. Arme und Hände waren mit einem rothseidenen Tuche sorgfältig verdeckt. Außerdem war die 14jährige Braut mit Schmuck übersäet; sie trug Ohrringe in Filigran mit Perlen und Smaragden, Spangen mit großen Juwelenrosen an leichten goldenen Ketten hingen graziös zur Rechten und Linken des Hauptes herab; zahlreiche goldene Ketten mit funkelnden Medaillons und Korallenschnüren schmückten den Hals, und später entdeckten wir reiche maurische Bracelets an den weißen vollen Armen, und die schönsten Juwelenringe an den feingespitzten Fingern. Der ganze Anzug war voll pittoresker Pracht.

Die Brautmütter, ihrer großen Rolle bewußt, saßen stolz und herausfordernd auf ihrem Throne und maßen die Menge, wie die Königin Jezabel ihrer Zeit, mit verächtlich durchbohrenden Blicken, ganz im Gegensatze zu der schauerlich unbeweglichen Brautmaske. Der Bräutigam trat nun herein, mit einer Art hölzernem Horne auf dem Haupte, an der Seite eine goldgestickte Sammettasche; ihm folgten zwei Rabbi, der Oberrabbi von Tanger mit einem schönen blassen Antlitz und feuerrothem Barte, einen Turban mit violettem Ueberwurfe auf dem Haupte, eine echt alttestamentarische Erscheinung; dann kam ein alter Rabbi, dem zur Seite ein Mann und ein Knabe mit dicken Kerzen standen. Dem Oberrabbi ward auf einem Teller ein volles Glas Wein gereicht, er begann in eigenthümlich näselndem Tone hebräische Gebete zu singen, in welche die umstehende Menge zeitweise im Chor einfiel; dann schlürfte er aus dem Glase, gab aus demselben dem Bräutigam zu trinken, worauf es von den Brautmüttern der Braut gereicht wurde; wie einen Leichnam beugte man sie vor, lüftete dann den Schleier und setzte ihr das Glas an die kirschrothen Lippen;

*) Diese Reiseskizzen wurden 1861 als Manuskript gedruckt und sind wenig bekannt, bilden auch keinen Bestandtheil der eben veröffentlichten Jugendschriften Maximilians.

sie nippte, ohne die Augen zu öffnen, und sank dann wieder unbeweglich zurück. Hierauf wurde das Glas zerbrochen, wobei eine Jüdin aus Tetuan das schrille eigenthümliche Freudengeschrei der Beduinen hören ließ. Der Bräutigam überreichte dann unter Gebeten der Braut den breiten, mit goldenen Ornamenten geschmückten Ring. Dann kam der alte Rabbi und wiederholte mit einem silbernen Pokale dieselbe Trinkfeierlichkeit und ebenfalls mit gesungenen oder eigentlich gekreischten Gebeten.

Alle diese Ceremonien beglückten die zahlreichen, sehr lustigen Engländer und Engländerinnen, die mit ihren single glass unaufhörlich jeder Bewegung folgten und die komischsten Bemerkungen machten; so erzählte mir eine ältliche Dame, die neben mir im Lehnstuhle saß, daß der Bräutigam acht Tage nichts von seiner neuen Frau habe, indem dieselbe bei den Eltern auf dem Throne sitzen müsse, um Verwandte und Freundinnen zu empfangen; weiter sagte sie, daß, da die Heirathen nur eine Geschäftssache seien, die Frau das Recht habe, sich nach einem Jahre von ihrem Manne zu trennen; sie versicherte mich, daß sie in diesem Falle an der Stelle der jungen Frau diese Auskunft sogleich wählen würde, indem sie den Bräutigam empörend bornirt finde.

Bei den Gebeten mußten wir, dem Ritus gemäß, trotz der furchtbaren Hitze unsere Hüte aufsetzen. Nun wurde von einem Anverwandten der auf Pergament gemalte Heirathscontract verlesen, dann folgte noch ein Gebet für die Victoria Regina und ihre Familie. Hierauf wurde die Braut mit großer Mühe bei fortwährend geschlossenen Augen vom Throne heruntergebracht und mußte einen Rundgang, eine Art Polonaise, mit je zwei Honoratioren oder Verwandten unter Singen von Gebeten im Zimmer machen. Die Malerei ihres Gesichtes verhinderte, irgend eine Bewegung oder Erregung in ihren Zügen wahrzunehmen. Nachdem sie wieder auf ihren Thron geführt worden war, endigte die eigentliche Ceremonie. Nun kam Musik, eine Geige und ein Topfschläger, die sich nach arabischer Weise auf den Boden kauerten und maurische Weisen mit näselnden Gesängen vorbrachten. Ein kleines Mädchen, eine Art enfant terrible, im europäischen chamäleonartig schillernden Seidenkleide, trat mit ihnen ein und sang und tanzte den mir aus Egypten und Algier wohlbekannten Nahlien ho, jenen unanständigen Gummielasticum-Tanz, der sich mit seiner Musik durch die ganze arabisch-maurische Welt zieht und in Spanien seine Vervollkommung und Blüthe gefunden hat. Nach dem Kinde tanzte die ganze Frauenwelt einzeln; theils gezwungen, theils freiwillig, theils mit dem Schnupftuche wie in Algier, theils mit dem belebenden Tambourin. Die Schönsten waren wie bei uns die Geziertesten und ließen sich lange bitten, ja einige wurden zum großen Jubel des jung gewordenen Gouverneurs von den Männern unter Kämpfen förmlich in die Mitte der Zimmer geschleppt, um dann unter Applaus ihre drehenden, wendenden, neigenden, hebenden und schiebenden Bewegungen zu machen. Der Tanz dauerte eine gute Stunde und belebte sichtlich die immer fröhlicher werdende Gesellschaft.

Der Stern der Gesellschaft war eine gewisse Hadra Nahon aus Tetuan; sie war wie alle anderen der Braut ähnlich angezogen, nur noch geschmackvoller und in noch glänzenderen Farben; ihr goldbeladener Kaftan war von kornblumenblauem Sammt und auf dem Kopfe hatte sie über dem rothseidenen Tuche eine vorstehende Kappe in Form der schottischen, ganz mit Perlen überstickt. Diese Kappen sind das Abzeichen der Frauen von Tetuan, während die von Tanger nur das flache Seidentuch tragen. Ihr Gesicht war bizarr-capriciös; veilchenblaue Augen mit hoch und rundgewölbten Brauen, ein kleines, aufwärts stehendes Näschen und schwellende Purpurlippen, aus denen Perlenzähne glänzten; ihr voller, marmorweißer Arm und ihre feinen, rosenfarbenen Händchen mit köstlichen Smaragdringen waren von reinster Schönheit. Hadra Nahon mußte dreimal tanzen und wurde jedesmal rauschend applaudirt. Die schönste nach ihr, an Gestalt und Größe eine Judith, war eine Jüdin aus Tanger, die ich gleich als dieselbe wieder erkannte, welche ich im Jahre 1852 in Tanger gesehen hatte; dann eine Tetuanerin, ebenfalls eine orientalische Schönheit mit europäischer Koketterie verbunden; sie hatte mandelförmig geschnittene, schwarze Antilopen-Augen, eine wundervolle griechische Nase und einen immer freundlich-schelmisch lächelnden Mund. Ihr Körper war voll und üppig, ihr Tanz mit dem Tambourin der verführerischeste.

Während des Tanzes theilte sich bei der Braut langsam und verlöschte der schwarze Strich der Augenlider, dann hob sie ein Auge nach dem anderen auf, als sei sie aus langem Winterschlafe erwacht; meine Glückseligkeit aber machte eine kleine, alte dicke Frau von der Beweglichkeit einer Eidechse; eine Königin der Tratschschwestern mußte sie Alles sehen, hören und deuten. Ihre scharfen, schwarzen, jovialen Augen waren immer in erregtem Zustande und suchten fortwährend, sich in Alles einmischend, im Zimmer herum; bald blickten sie beifällig, bald ermunterten sie, bald fragten, bald staunten sie. Ihr Seidentuch war keck in der herausfordernden Form eines Hornes gebunden, und als man sie zum Tanze bat, glühten ihre Augen vor Glückseligkeit, und sie vollführte ihr Kunststück mit jugendlicher Beweglichkeit. Diese Frau muß viele heiteren Erinnerungen haben, die sie zum Liebling der Ihrigen machen; auch wurde ihr Tanz mit Jubel begrüßt.

Da ich sah, daß der Gouverneur immer wärmer in seinem Enthusiasmus wurde, und von ihm aus kein Ende der Unterhaltung zu ersehen war, so brachte ich endlich mit diplomatischen Fragen die Sache in Gang. Wir wurden noch in ein unteres Zimmer geführt, um Erfrischungen einzunehmen: getrocknete Früchte, einen köstlichen Hochzeitskuchen, sehr wohlschmeckende Orangenblüthen mit Honig, von Juden Engelshaare genannt, spanischen Wein, mit dem wir die Gesundheit des Brautpaares tranken, und recht guten Rosoglio di Barberia. Hadra Nahon und die schöne Jüdin aus Tetuan kamen mit einer der Brautmütter herab, um ihren Schmuck in der Nähe bewundern zu lassen. Sie benahmen sich mit der Sicherheit von Damen aus der großen Welt. Wir schüttelten ihnen und dem Bräutigam herzhaft die Hand und zogen bei einbrechender Nacht heim.

Pariser Marktszenen.

I.

Die großen Städte, namentlich die Hauptstädte Frankreichs, Deutschlands und Englands, zu schweigen von den nordamerikanischen, wollen heutzutage für Diejenigen, die sie nicht selbst zu besuchen Gelegenheit haben, weit öfter auf's Neue beschrieben sein als ehemals, wo das Umgestalten und Umbauen ein langsames, fast unmerkliches, kein so rasend schnelles wie jetzt war. Von keiner Stadt aber gilt dieß mehr als von Paris. Man kann beinahe sagen, daß jede Topographie von Paris schon zu veralten beginnt, während sie noch

unter der Presse ist. Und es sind ja nicht blos die neuen Straßen und neuen Häuser; auch Sitten und Gebräuche ändern sich, auch das Gebahren in allem Handel und Verkehr wird ein anderes, und zwar selbst in der Sphäre des eigentlich sogenannten Volkes, das doch sonst gern zäh am Alten hängt.

Wir wollen hier, des Beispiels wegen, an der Hand eines der neuesten Berichterstatter *) den interessantesten Pariser Märkten einen wenn auch nur flüchtigen Besuch abstatten.

Zwei oder drei Stunden vor Tagesanbruch, während kaum die in Schlummer versenkten Straßen etwas stiller, etwas öder geworden, erhebt sich auch schon in der Ferne wieder ein unbestimmtes Geräusch, das stoßweise in unheimlichen Tönen zwischen den hohen Häusern wiederhallend sich vorwärts wälzt, dem Mittelpunkt der Stadt zu. Man fängt an, den Hufschlag der Pferde zu unterscheiden, den heiseren Ruf ihrer Führer, die grelle Stimme der Frauen. Dieses Geräusch wird allmälig zusammenhängender. Schwere Wagen folgen einander immer zahlreicher und werden endlich ein unausgesetztes Rollen, gleich dem des Donners in den Alpen. Folgen wir den Spuren dieser Vorboten des Tages, so gelangen wir in eine seltsame, grandiose, wimmelnde Stadt wie in Vulkan's Höhle. Es ist die Stadt der Nacht.

Lang gedehnte architektonische Silhouetten ragen über die umliegenden Häuser hervor. Hoch wie Kathedralen, erleuchtet und durchsichtig gleich Feenpalästen, dehnen sie sich weit aus; ihre Profile heben sich aus der Dunkelheit ab und verlieren sich ohne bestimmte Formen in der Nacht. Es sind die Halles centrales, der große Markt, der die Nahrung sammelt für diesen Minotaur, den man Paris nennt. Versucht man es, sich diesem wunderbaren Gebäude zu nähern, so stolpert man hier und da längs der Trottoirs über lange ausgestreckte Körper. Ein Brummen oder dumpfes Schnarchen verräth, daß es menschliche Geschöpfe sind, die hier schlafen: Männer und Frauen, welche warten, bis die frühe Stunde der Arbeit schlägt.

Weiter vernimmt man, je mehr man sich in diesem seltsamen Chaos von Nacht und Licht, von Schweigen und Tumult orientirt, den dumpfen Schall von menschlichen Stimmen und den Klang von Gläsern. Dieses ungewöhnliche Geräusch dringt aus Häusern, welche von oben bis unten erleuchtet sind. Wir treten ein; die Menge drängt sich um die zinnernen Comptoire — und welche Menge! Fuhrleute in blauen Kitteln, Sackträger mit weißen Hüten, groß wie Wagenräder, Bauern, in wollene gestreifte Decken gehüllt, und alte Weiber mit rothen und blauen Kopftüchern, die mit heiserer Stimme, ein Glas Branntwein in der Hand, schon den Preis des Kohls, der Rüben oder Kartoffeln discutiren. Die oberen, glänzend erleuchteten Etagen sind mit Trinkern oder Gästen beiderlei Geschlechts angefüllt, die noch zu Nacht essen. Denn dies ist der Punkt von Paris, wo Tag und Nacht sich unaufhörlich begegnen.

Unterdeß strömen immer mehr Wagen herzu. Da erheben sich, einer nach dem andern, die Schatten längs der Trottoirs. Bald sind alle auf den Füßen. Die Wagen verschwinden unter den riesenhaften Gewölben. Die langen bedeckten Straßen des Gebäudes erdröhnen unter den Hufen der Pferde. Das Gerassel der Räder wird durch den Asphalt gedämpft. Schnell häufen sich Gegenstände in allen Formen. Die Säcke, Körbe, Butter, Blumensträuße, Gemüsehaufen sowie blutende Fleischmassen werden weggeschafft und in verschiedenen Richtungen durch das Labyrinth von Galerien getragen, oder versenken sich durch unterirdische Treppen.

Eine Glocke läutet: die Versteigerung der Fische! Männer mit eigenthümlichen Profilen, die gleich Professoren auf eine Art von Tribüne steigen, bieten der stürmisch durcheinander wogenden Menge die frisch eben angekommene Ladung aus und verkaufen sie dutzend- und grosweise. Seltsames Phänomen! Betrachtet man diese Männer näher, so findet man, daß sie ihrer Waare ähnlich sehen. Fischverkäufer von Vater zu Sohn, dynastienweise, haben ihre Züge allmälig den Ausdruck und die längliche Form der Thiere angenommen, deren Advokaten sie sind. Ihr Kopf hat nicht die eiförmige Form der kaukasischen Race, oder wenigstens liegt das Ei, statt auf der Spitze zu stehen, in horizontaler Richtung auf dem Halse; die Spitze ist durch die Nase und den Mund gebildet.

Die Fischbörse fährt lustig fort. Die Käufer sind Viktualienhändler und Restaurateure, die nur en gros einkaufen. Der Detailhandel beginnt viel später, um 8 Uhr.

Ehemals war der Anblick der Hallen weniger großartig, aber vielleicht noch pittoresker. Die gewaltige Dekoration des Krystallpalastes der jetzigen Hallen fehlte zwar, aber die Menge wimmelte unter den Buden, die Füße im Wasser, mitten unter einem babylonischen Thurm von Tischen und Bänken in einer verpesteten Atmosphäre.

Napoleon I. hatte gesagt: „Die Hallen müssen der Louvre des Volkes werden." Heute ist sein Wunsch theilweise erfüllt. Die Centralhallen, nach den Entwürfen der Herren Baltard und Callet konstruirt, werden nach ihrer Vollendung aus zwölf ungeheuren Pavillons bestehen, die in zwei Gruppen, jede zu sechs getheilt, einen Flächenraum von 70,000 Meter bedecken. Die Pavillons ruhen auf Fundamenten von Quaderstein, welche Keller und unterirdische Gänge zur Aufbewahrung der Vorräthe bilden. Zwei Meter über der Erde ruht, auf einer eleganten Mauer aus weißen und rothen Ziegeln, der Rest des Gebäudes aus Gußeisen und Glas, mit Dächern von Zink. Bogen von 25 Meter Höhe wölben sich über den breiten Straßen von Asphalt, welche die einzelnen Pavillons mit einander verbinden. Acht Brunnen in jedem der Pavillons liefern freigebig ihr Wasser, sowohl für die Reinigung der Waaren als der Waarenlager, und durch die Jalousien von mattem Glas zirkulirt hier in diesen weiten Räumen das Licht und die Luft; bei Nacht sind sie durch 1200 Gasflammen erleuchtet. „Ein Markt muß ein offener Regenschirm sein", hatte Herr Baltard gesagt; und einem gewaltigen Regenschirm von Stahl und Glas gleicht dieser Paxton'sche Dom, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Wasser von unten kommt, wenn sich nämlich an jedem Abend alle Brunnen der Tiefe öffnen und von den Trottoirs jede Spur von Schmutz, Pflanzenresten 2c. hinwegspülen.

Eine Wanderung durch die Pavillons und Hallen gibt das bunteste, das mannigfaltigste Bild, das man sich denken kann. Das Grün und das Licht schimmert überall; alles hat einen Anblick von ungemeiner Zierlichkeit, und sogar die Fleischkeulen sind in eine allerliebste Garnitur von Spitzenpapieren gefaßt, wie bei uns die Ballbouquets der jungen Damen. Nichts beleidigt das Auge; alles reizt den Appetit. Man geht gleichsam durch ein großes Menu, wenn man durch diese Hallen geht. Da fehlt nichts, vom Tafelschmuck und der Suppe angefangen, bis zum Käse, zum Dessert. Köstliche Südfrüchte, die Apfelsinen von Messina leuchten und die aromatischen Ana-

*) Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Von Julius Rodenberg. (Leipzig, Brockhaus.)

mas von Westindien senden uns ihren Duft entgegen. Aus der Zone der Blumen tritt man in die Zone gewürzhafter Kräuter und Pilze, jener Champignons und Trüffeln, deren köstlichen Erdgeruch zu athmen eine solche Wonne ist. Ganz Frankreich und, seit Eisenbahnen und Dampfschiffe die Entfernungen illusorisch gemacht haben, ganz Europa, ja die ganze Welt sind diesem Markte von Paris tributär geworden, um ihn mit den ausgesuchtesten Leckerbissen zu füllen. In den Centralhallen habt ihr Alles, unbekümmert um die Jahreszeit: mitten im Winter Salat, Artischoken, grüne Gemüse, frische Spargeln Ende Dezember, junge Erbsen Anfang Januar.

Doch wenn ich sagte: da hättet ihr Alles, so ist dieß nicht ganz wahr. Freilich findet ihr in den Centralhallen Dinge, die ihr nicht sucht, oder wenn ihr sie gefunden, nicht haben mögt, wie z. B. Pferdefleisch und Hahnenkämme (letztere übrigens allerneueste Delicatesse ist so sehr en vogue bei den superfeinen Restaurants, daß eine neue Klasse von Industriellen sich gebildet hat, welche Hahnenkämme aus Kalbseingeweiden fabriziren!); aber die Fischweiber findet ihr nicht mehr, diese Penaten des Marktes, die „Damen der Halle“, die ehemals so berühmt und so berüchtigt in jeder Beziehung gewesen. Sie sitzen wohl noch da, aber sie sind nicht mehr die alten. Sie lesen das „Petit-Journal“ und haben die Hälfte von ihrem ehemaligen Witz und ihre Munterkeit beinahe ganz verloren. Sie sind vielleicht noch immer nicht höflich; aber man muß sie sehr reizen, daß sie grob werden.

Neulich, im Vorübergehen, bemerkten wir eine Dame, welche die Unvorsichtigkeit beging, Fische zu beriechen, ohne sie zu kaufen. Da ward allerdings die andere Dame, die „von der Halle“, wundersam beredt. Da sah man, daß — obwohl sie nur mit Fischen handelte — doch noch etwas in ihr sei von jenem heißen Blut, welches sich oft empört gegen die Reichen und Vornehmen und seinen höchsten Triumph gefeiert hat in dem rasenden Mänadenzug von 1789, welcher die Schloßthore von Versailles sprengte, die königliche Familie beschimpfte, die französische Revolution inaugurirte. Freilich läßt sich die Natur niemals ganz austreiben und wäre es auch mit einer Heugabel, wie Horaz, oder mit dem Loll louvre, wie Napoleon I., oder dem „Regenschirm“, wie Battard gesagt. Aber ich bleibe dabei: die marmornen Tische haben ihnen geschadet. Sie sind indolent geworden. Sie haben nicht mehr die Initiative des Humors. Ein junger Maler ging vor Kurzem mit einem seiner Freunde die Wette ein, er werde der Beredtsamkeit eines Fischweibes die Stirne bieten. Gesagt, gethan; er begab sich zur Halle und hatte bald die Genugthuung, durch einige herausfordernde Redensarten bei einer dieser Damen die Schleuse der Schimpfreden weit geöffnet zu haben. Nun begann das große Probestück seiner Wette; ohne weder außer Fassung noch außer Athem zu kommen, warf er ihr die technischen Namen aller Farben seiner Palette entgegen. Ist es ein Wunder, daß es der Dame davon grün und blau vor den Augen ward? Sie erschrickt, wird stumm und sieht sich ihren Mann groß an; dann klopft sie ihm auf die Schulter und sagt: „Hier, mon petit, nimm diesen schönen Fisch; aber sage mir dein Repetoire noch einmal her!“ Man sieht, daß im Grunde das Fischweib von heute das Fischweib von ehedem noch immer nicht verleugnet. Freilich muß man, um einen solchen Erfolg zu erzielen, Maler sein und hauptsächlich — Colorist!

Nichs ist interessanter für den Beobachter, als die Stadviertelmärkte. Zwischen den Verkäuferinnen und ihren Clienten besteht hier ein vertraulicheres Verhältniß, als in der großen Halle möglich ist, und sie ziehen dieselben daher durch die liebenswürdigsten und familiärsten Redensarten an. „Sehen Sie doch die schönen Aepfel, mein Kätzchen!“ „Meine Schöne, riechen Sie diesen Fisch, wie er frisch ist!“ „Meine Rose, mein Kaninchen, kaufen Sie meine Mohrrüben!“ Und diese Rose, dieses Kaninchen, dieses Kätzchen und diese Schöne ist nur eine gute Bürgerin aus der Nachbarschaft, die zu den verbindlichen Redensarten lächelt und ihre Börse leert.

Fest=Prolog

zur

Feier des allerh. Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät

König Ludwig II.

Gedichtet von Dr. Moris,*) gesprochen im Vaudeville-Theater zu Würzburg am 25. August d. J. von Antonie Billé.

Wenn heut' Bavaria zu seines Königs Fest
Von Berg und Thal sein hohes Lied erklingen läßt,
So darf auch hier die Lieb' ihr Recht bezeigen,
Heut' nicht von ihrer alten Treu' zu schweigen;
So darf auch hier des Jubels Klang es wagen,
Zum Lorbeerkranz sein Reislein beizutragen.

Wohl braust und tobt die Zeit mit mächt'gem Flügelschlag,
Daß selbst so mancher Thron dem blut'gen Sturm erlag;
Doch laß' es dräuen, laß' den Donner grollen,
Wir stehen fest, wie wir gesollt und wollen,
Wir fürchten nicht, daß uns die Nachwelt richte —
Bavaria bleibt uns're Weltgeschichte!

Wenn Mild' und Recht, wie hier, das weise Scepter führt,
Wenn Wissenschaft und Kunst des Geistes Flamme schürt,
Wenn sich die Industrie in freiem Walten,
Die neue Zeit erfassend, kann gestalten:
Dann wird auch bei der engen Grenzen Marken,
Das Vaterland durch eig'ne Kraft erstarken!

So steh'n wir denn vereint um uns'res Königs Thron,
Mit jener echten Lieb', die ist der Liebe Lohn!
Von gleicher Kraft beseelt in Fried' und Kriege,
Von gleicher Treu' in Drangsal und im Siege,
Mit jenem Flehen zu des Himmels Walten,
Daß Gott Ihn möge lang uns noch erhalten!

O könnt' ich heute dem Gefühle Kraft verleih'n,
Dem hohen Tag ein würdig Wort zu weih'n!
Doch traurig steh' ich hier im Feierglanze,
Ein Reis nur bringe ich zum großen Kranze!
Doch Eu're Stimm' ersetze — was zu wenig —
D'rum bringt aus voller Brust ein Hoch dem König!

---

*) Verfasser der „Sagen der Pfalz“, „Nächte am Zürichersee“, „Stunden am Meer“, „Frieden“ &c.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 70. Sonntag den 1. September 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

I.

Der Abendwind rauschte in den Zweigen der alten Tannen, die sich wie riesige Kerzen am Abhange der Hügelkette erhoben. Es war kalt geworden, da die Strahlen der Sonne nicht mehr wirken konnten. Nach einem warmen Apriltage folgte ein unfreundlicher Abend. Schwere Wolken zogen aus Westen heran und trübten den Horizont, der sich während des Tages klar erhalten hatte. Ein Jäger stieg den steilen Pfad herab, der von dem Rücken des Hügels zu dem Flusse führte. Die felsigen Ufer waren hoch; man sah das Wasser nicht, es ließ sich nur das Tosen der Fluth vernehmen, die tief unten zwischen Felsblöcken sich fortwälzte. Der Jäger schritt rasch am Ufer hin. Bald erreichte er einen Steg, der über den Waldstrom führte. Es waren dies zwei Bäume, die neben einander lagen und durch Eisenklammern festgehalten wurden. Von einem Geländer zeigte sich keine Spur. Bei der tiefen Dämmerung war es ein Wagniß, diesen Pfad zu passiren; der Jäger zögerte nicht, er lief mehr, als er ging, von dem einen Ufer zu dem anderen. Der große Jagdhund folgte ihm. Der Weg war nun ebener; nach und nach verschwanden die Felsblöcke und rechts und links zeigten sich die weißen Stämme der Birken, welche im weichen Moosboden wurzelten. Der Weg war mit Sand bestreut, es ließ sich wohl erkennen, daß er mit Sorgfalt gepflegt ward.

Nach zehn Minuten stand der Jäger an einem Gitterthore. Er sah durch die Eisenstäbe in einen weiten Park. Die flüchtigen Wolken öffneten von Zeit zu Zeit dem Mondlichte freie Bahn . . . dann unterschied man herrliche Parkanlagen und erkannte an dem Geflimmer die Fenster stattlicher Gewächshäuser. Hinter denselben erhob sich ein schloßartiges Gebäude, in dem einzelne Fenster beleuchtet waren

Der Jäger stützte sich auf seine Büchse und betrachtete sinnend den Park, der bald wie mit einem Schleier bedeckt, bald im hellen Lichte des Mondes erschien.

Die Glocke einer Uhr schlug sieben.

„Endlich!“ murmelte der junge Mann.

Er warf die Büchse über die Schulter und schritt an der hohen Mauer hin, welche das Besitzthum von dem Walde trennte. Der Wind sauste durch die noch kahlen Zweige alter Eichen.

Bald stand der Jäger an einer Pforte, die durch wirres Gestrüpp halb verdeckt ward. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete nicht ohne Mühe das verrostete Schloß. Dann warf er die Jagdtasche auf die Erde, lehnte die Büchse an die Mauer und befahl dem Hunde, zu bleiben und zu wachen. Das treue Thier warf sich neben der Tasche seines Herrn in das feuchte Laub. Der Jäger betrat den Park und lehnte die Thür hinter sich an. Er mußte die Zweige der Gesträuche zurückbiegen, die im Innern die wenig gangbare Pforte verdeckten. Ein schmaler Pfad führte ihn zu einem Pavillon, der am Ufer eines Teiches lag.

Der Wind war stärker geworden. Einzelne schwere Regentropfen fielen prasselnd hernieder. Rings rauschte es in den Baumwipfeln, als ob eine Fluth von Wasser sich ergösse. Die niederen Gesträuche des Parks bogen sich tief zur Erde. Der Jäger stand an dem Stamme einer alten Linde, von wo aus er den Weg und die Treppe beobachten konnte, die zu dem Pavillon führte. Das Haus, das er durch die Stäbe des Gitters gesehen, war durch eine Reihe Bäume verdeckt. Der Pavillon lag einsam in einem freien Theile des Parks, der um diese Zeit wie ausgestorben schien. Bald zeigte sich die schwarze Gestalt einer Frau auf dem weißlichen Kieswege; sie kam rasch näher. Und rasch erstieg sie die Stufen der Treppe und öffnete den Pavillon. Zwei Minuten später blitzte Licht durch die Spalten der verschlossenen Fensterläden.

„Jetzt!“ murmelte der Jäger.

Er trat hinter dem schwarzen Stamme der Linde, deren Zweige das kleine Gebäude bedeckten, hervor, stieg die Stufen hinan und öffnete die Thür.

„Hermine!“

„Friedrich!“

Diese Worte wurden zu gleicher Zeit gerufen.

Das Innere des Pavillons glich einem kleinen Salon, der zum Empfange von Gästen vorbereitet ist. Elegante Möbel standen an den grün tapezierten Wänden und reiche Gardinen schmückten die Fenster, die durch Läden von außen geschlossen waren. Ein weicher Teppich bedeckte den Boden. Von dem Plafond herab hing ein glänzender Kronleuchter. Auf dem großen runden Tische brannte eine Kerze.

„Wie ernst siehst du aus, Friedrich!“ rief die Dame, die Hand des jungen Mannes haltend.

„Meine Befürchtung ist eingetroffen.“

„Was ist's denn?“

„Ich muß in den nächsten Tagen zu meinem Regimente abgehen.“

„Mein Gott!“ flüsterte Hermine bestürzt.

„Die Ordre ist schon angekommen.“

„Es wird also doch Krieg?“

Friedrich nickte mit dem Kopfe.

Hermine, ein schönes Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, trat bewegt zurück und ließ sich auf dem Divan nieder. Ihr feines Gesicht war bleich geworden. Seufzend stützte sie den Kopf auf die zarte Hand.

„Das ist ein schreckliches Ereigniß!“ flüsterte sie. „Und gerade jetzt, warum jetzt? Ein Jahr später,“ fuhr sie auf, „würde ich mich leichter von dir getrennt haben, denn ich bin stolz auf den Helden, der für die Macht und Ehre des Vaterlandes kämpft . . . Wenn Alle zu den Waffen eilen, darf der nicht zurückbleiben, den ich liebe . . .“

„Hermine!“

Der Jäger warf sich zu den Füßen der Schönen nieder.

„Kannst du nicht zurückbleiben?“ fragte sie unter Thränen.

„Es ist unmöglich!“

Sie legte ihre Wange auf sein volles Haar und ließ den Arm auf seine Schultern herabsinken.

„Bleibe mir treu, Hermine!“ bat er mit bebender Stimme. „Ich werde wiederkehren, werde mit Gottes Hilfe den Gefahren entgehen, die der Krieg bietet . . . auch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es zu einem Zusammenstoße nicht komme . . . man wird die Rüstungen bis zum Aeußersten fortsetzen und dann Frieden schließen . . .“

„Der Vater glaubt nicht daran! Er hält einen langen Krieg für gewiß.“

„Wie es auch kommen möge, bleib mir treu!“

„Das schwöre ich dir, Friedrich! Aber du?“

Friedrich blickte schmerzlich zu ihr empor.

„Kann ich denn anders, als dich lieben, du Herrliche? Muß ich nicht in jeder Stunde deiner gedenken, die ich lebe? Soll ich den Schwur wiederholen, den ich schon tausendmal ausgesprochen?“

„Wiederhole ihn, Friedrich, in dieser schrecklichen Stunde! Ich zweifle nicht an dir, ich vertraue dir so fest, als ich mir selbst vertraue . . . aber beruhige mich . . . Gott hört unser Gelöbniß, und er wird auch später mein Gebet erhören, das ich für die Erhaltung deines Lebens zu ihm emporsende.“

„Ich lasse nicht von dir, Hermine; ich gehöre dir an bis zum letzten Athemzug! Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist! Bei dir selbst, Geliebte, denn du bist mir nächst Gott das Heiligste auf dieser Erde.“

Sie warf sich stürmisch an seine Brust und drückte ihren Mund auf seine Lippen.

„So ziehe denn hin, Friedrich,“ flüsterte sie hastig, „da es nicht anders sein kann! Meine Segenswünsche und meine Gebete begleiten dich. Ich werde indeß sorgen, daß der Vater unsern Bund billige, werde ihn zu bewegen wissen, daß er den zurückkehrenden Helden, der für die Größe und Ehre Deutschlands gekämpft, als Sohn empfange . . .“

„Hermine, soll ich nicht Abschied von ihm nehmen, soll ich ihm nicht zuvor sagen . . .“

„Nein, nein!“

„Alle Gemüther sind feierlich gestimmt, auch dein Vater wird empfänglich sein.“

„Ueberlaß es mir, Geliebter, ich kenne den Vater und muß ihn vorsichtig behandeln. Zunächst muß er sich mit den Deinigen aussöhnen . . . ach, daß die traurige Feindschaft zwischen Beiden eintreten mußte! Ich wiederhole es, Friedrich: laß mich sorgen! Vielleicht ist es doch gut, daß du in den Krieg ziehst . . .“

„Hermine, sage ihm, daß ich nach dem Kriege den Oberförsterposten meines Vaters übernehme, daß ich im Stande sei, dir eine ehrenvolle und sorglose Existenz zu sichern. . . . Dein Vermögen beachte ich nicht; ich will nur dich, Geliebte, dich allein. Ach, wie oft habe ich gewünscht, daß du arm sein mögest . . . Ich weiß es wohl, dein Reichthum bildet eine Scheidewand . . .“

„Sprich nicht davon, Friedrich! Das Geld ist ein unsicheres Gut, es kann leicht über Nacht schwinden. Berathen wir die Art und Weise unserer Korrespondenz, ich muß oft Nachricht von dir erhalten.

„Ich habe schon daran gedacht, Hermine. Du kennst Arnold Peters . . .“

„Den Holzfäller?“

„Ja, auch er muß mitziehen.“

„Das arme Suschen, seine Frau! Die Leute sind kaum ein halbes Jahr verheirathet.“

„Suschen wird dir meine Briefe zustellen. Ich weiß, daß sie, ohne Aufsehen zu erregen, das Haus deines Vaters betreten kann . . .“

„Weil Suschen meine Jugendgespielin ist, der ich von Zeit zu Zeit Unterstützung zufließen lasse. Dieser Gedanke ist gut. Die arme Frau soll täglich zu mir kommen, ich werde schon für sie sorgen. Sage ihr das, Friedrich; sie soll nicht darben, wenn ihr der Ernährer fehlt. Sie hat ja auch die Mutter ihres Mannes im Hause. Doch jetzt muß ich fort. Der Vater darf nicht ahnen, daß ich das Haus verlassen habe. Wann mußt du reisen?“

„Uebermorgen früh.“

„So erwarte ich dich morgen Abend 7 Uhr in diesem Pavillon.“

„Zum letzten Abschiede!“

„Das wolle Gott verhüten.“

Nach einer minutenlangen Umarmung trennten sich die Liebenden. Hermine löschte die Kerzen aus, schloß den Pavillon und eilte dem Hause zu. Friedrich verließ auf demselben Wege, den er gekommen, den Garten. Er nahm Gewehr und Tasche, die der treue Hund bewacht hatte, und schritt rüstig dem Forste zu. Eine Viertelstunde später erreichte er das Dörfchen Timmenrode, an dessen äußerster Spitze die Oberförsterei lag. Vielleicht hundert Schritte von dem alten, aber stattlichen Gebäude begannen die Gruppen der Dorfhäuschen. An dem ersten derselben stand um diese Zeit ein Mann, der leise an den Fensterladen klopfte, durch dessen Ritzen Licht schimmerte.

„Arnold?“ fragte eine Frauenstimme in dem Innern der Hütte, — so konnte man das kleine Gebäude mit dem Strohdache wohl nennen.

„Ich bin es, Suschen!“

Eine Minute später ward rasch die niedere Thür geöffnet.

„Mann, wie lange bleibst du heute?“

So rief ein junges, frisches Weibchen, das mit einer brennenden Zinnlampe an der Schwelle stand.

„Du weißt, daß ich heute tief im Forste gearbeitet habe. Der Weg ist fast eine Stunde weit.“

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Marktszenen.

II.

Von den kleinen Märkten in Paris ist vielleicht derjenige der Rue de Sevres der originellste (wenn Herr Batjard nämlich

aus der Centralhalle einen riesigen geöffneten Regenschirm gemacht hat, so hat dieser Markt die wirklichen Regenschirme beibehalten), und der von St. Honoré, zwischen der Straße dieses Namens und dem Place Vendome, der eleganteste.

Wir bedauern, unserem Führer Julius Rodenberg diesmal nicht nach der anziehenden Weinhalle und ebensowenig nach dem Pferdemarkte folgen zu können. In Betreff des letzteren sagt er: Von den Typen, die man hier antrifft, will ich nicht, wie von den Fischverkäufern, sagen, daß die Pferdehändler und Agents-Trotteurs die Physiognomie der Thiere angenommen haben, die sie verkaufen. Das hieße die Theorie der Wahlverwandtschaften zu weit treiben. Doch jedenfalls haben sie ihr derbes und lärmendes Wesen angenommen, und ich glaube, es wäre noch rathsamer, einen Streit mit den Damen der Halle als mit den Pferdehändlern anzufangen.

Wie es fast überall geschieht, ist auch in Paris, was die Märkte anlangt, gar Manches halb oder ganz verschwunden, was höchst interessant, wenn auch nicht in gleichem Maße schön war; so der Trödlermarkt, den man auf der Stätte fand, wo ehedem die Tempelherrn residirt hatten.

Man muß diesen Trödelmarkt in all' seiner Glorie gesehen haben, um zu begreifen, was er war. Eintausendachthundertundachtundachtzig Baracken, niedrig, schwerfällig, dichtgedrängt, bildeten ein zusammenhängendes Ganze, welches zunächst in zwei Hauptreihen, die rothe und die schwarze, eingetheilt war. Diese beiden Reihen zerfielen in zwei Unterabtheilungen, welche sich der Namen „Palais Royal", „Pavillon de Flore", „Foret noir" und „Pou volant" erfreuten. Als das vornehmste Quartier galt das Palais-Royal, welches in der ersten Abtheilung der rothen Reihe lag. Hier fand man Spitzen und Bänder, Sammt und Seide — „billig, meine Damen, sehr billig" —, aber freilich nicht immer aus erster Hand. Der Schwarzwald war der Ort für Stiefel und Lederzeug; die Blumengöttin handelte mit alten Betten, und das kleine Geschöpf mit dem unanständigen Namen, welches in den alten Betten heimischer zu sein pflegt als irgendwo präsidirte hier dem Verkauf von eisernen Sägen und messingenen Leuchtern.

Die Rotunde blieb dem Handel mit alten Kleidern geweiht, und hier war, seit 1811 sich ringsum die „Depenbenzen" aufgebaut, der Hauptladen des Pariser Volkes, sein großes Magazin, wo man einen Frack für vier Francs, ein paar Sommerbeinkleider für zehn Sous und ein paar Strümpfe für fünf Sous kaufen konnte. Dieser Temple war der Tempel der Vergänglichkeit; das fatale Ende aller Größe, aller Pracht und Hoffart, der Schlupfwinkel der Verbrechen und des Diebstahles, der fünfte Akt und die traurige Moral aller Pariser Dramen. Einer einzigen Göttin huldigte man hier: dem Gelde, und die Priester dieses Idols, fast alle ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, ruinirte Speculanten, diebische Bankrottirer, veraltete Dirnen, corrumpirte Kinder, erfüllten die düsteren Räume mit ihrem Geschrei, aus welchem man kaum etwas Anderes als Zahlen unterscheiden konnte. Kein Ding wurde hier bei seinem Namen genannt. Ein Franc hieß: ein Punkt; sechs Francs ein Kreuz; eine Haube hieß: decrochez-moi ça; ein Rock: ein Fell; ein Hemd: eine Schnecke; und sich neues Zeug kaufen hieß: sich den Rost abreiben. Nicht ohne Zittern trat man in dieses Labyrinth und man verließ es nur, nachdem man seine Börse zum Theil oder ganz geleert hatte für unmögliche, unnütze Gegenstände, die man nie hätte kaufen mögen.

Es war im Jahre 1858, als ich eines Abends in der Dämmerung am Temple vorübergehend, eine junge Arbeiterin traf, die mich unter ihrem kleinen Hute erstaunt ansah, erröthete, vorbeihuschte und in einem der dunkeln Gänge des Temple verschwand. Ich blieb einen Augenblick verdutzt stehen, dieser Blick hatte mich frappirt. Ich kannte dieses Gesicht. Wo hatte ich es doch gesehen? Ich beschloß, ihr nachzugehen; und zum ersten Mal vertiefte ich mich in dieses Chaos von Buden des Lumpenmarktes.

Kaum war ich eingetreten, als sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich richtete. „Monsieur! Schöner Herr! He, Bourgeois! Kommen Sie her! Ich habe, was Sie brauchen!" „Einen prächtigen Rock, der einem Marschall gehört hat." „Sehen Sie die schöne Cravatte. Es ist ein Cachemire des Indes!" „Wollen Sie schöne Leinwand, reines Linnen?" „Ich habe einen Hut für Sie, Ihrer ist zu schlecht. Erste Qualität." „Nehmen Sie diese Hose, sie ist außerordentlich billig, wie Sie sie nie finden werden." „Hier, Monsieur, eine Repetiruhr." „Hier, junger Herr, machen Sie sich schön, Ihrer Dame zu Gefallen."

Und die Männer zogen mich beim Arm, die Frauen am Rockschoß. Ich versuchte mich loszumachen. Unterdeß glaubte ich in einem Spitzenkram meine kleine Arbeiterin wiederzusehen. Ich hob einen Teppich auf — sie war es wirklich. Der Besitzer des Ladens kam auf mich zu. „Ich bin der Begleiter der Dame", flüsterte ich ihm zu, „ich werde wieder kommen." Es war ein dicker Mann und sein Gesicht vom Trinken aufgedunsen. Er verstand, daß ich sagen wollte: ich gehe der Dame nach, — blinzte mit den Augen und ließ mich in Ruhe.

Während der Zeit hatte die junge Dame, ohne im Geringsten auf das Geräusch um sie her zu achten, einen Spitzenkragen gekauft und zog eine hübsche seidene Börse, um ihn zu bezahlen. Hinter dem Teppich konnte ich sie nach Belieben betrachten. Immer bekannter wurden mir ihre Züge und doch konnte ich mich nicht auf sie besinnen. Plötzlich ging sie in das Comptoir, um andere Toilettengegenstände anzusehen, und kam in den Gang, in dem ich mich versteckt hielt. Da konnte ich den Klang ihrer Stimme hören — ich traute meinen Ohren nicht. Ich erkannte eine ehrenhafte und reizende junge Dame, die Frau eines bedeutenden Malers, bei der ich noch vor einigen Abenden zu Besuch gewesen! Meine Verlegenheit würde so schwer zu schildern sein als ihre gute Laune und ihr herzhaftes Gelächter, als sie mich hinter dem Teppich entdeckte! Doch als gute Pariserin wußte sie das Verhältniß bald wieder herzustellen, indem sie um meinen Arm bat und mich plaudernd und immer noch lachend nach dem Boulevard zog.

„Es wundert Sie, mich hier und in diesem Costüm zu sehen?" sagte die junge Dame. „Nichts ist jedoch natürlicher. Sie bewunderten neulich meine schönen Damastgardinen, die gothischen Möbeln und die prächtigen Teppiche, die meines Mannes Atelier zieren, ebenso meinen Sammtpaletot und die Brüsseler Spitzen; alles das kommt aus dem Temple. Mein Mann sowie ich lieben die schönen Sachen; sollen wir so lange warten, bis wir reich genug geworden, um sie in den glänzenden Läden der Boulevards zu kaufen? Nein, mein Herr, wir müßten vielleicht zu lange warten. Mittlerweile spiele ich mein eigenes Dienstmädchen, setze diese kleine Mütze auf, fahre im Omnibus hin und her und bringe diesen ganzen Korb voll hübscher Sachen mit, die Sie morgen bei uns gewiß sehr be-

wundern würden, wenn Sie nicht wüßten, daß sie aus dem Temple wären."

Heute hat sich der Temple vollständig modernisirt. Die alten Galerien nebst der Rotunde sind verschwunden und sämmtliche Trödler sind mit Sack und Pack in die vier großen prächtigen Pavillons übergesiedelt, in denen sie sich allerdings Anfangs ausnahmen, wie Bruder Sam in der Ballweste. Doch sie haben sich daran gewöhnt. Die Architektur ihres neuen Marktes ist beinahe dieselbe, wie die der Centralhallen, und auch die Wirkung auf sie war ungefähr dieselbe. Haben die Damen der Halle mit der Bildung der Zeit gleichen Schritt gehalten, so sind auch ihre Gevattern vom Temple nicht dahinter zurückgeblieben. Sie haben ihre Romantik verloren und betragen sich fast wie ehrliche Leute. Hinter großen Fenstern mit vollen Bogen, gleich denen der italienischen Basiliken, thronen jetzt unsere Freunde. Der Trödel von Paris hat einen Palast bezogen, vor dessen Südseite sich ein reizender Square ausdehnt. An der Stelle, wo früher der alte Thurm stand, sind jetzt Teiche, Grotten, Cascaden und Trauerweiden, durch deren lang herabhängendes, fein gefiedertes Laub der Wind zuweilen wie eine Klage rauscht, daß die Vergänglichkeit selbst nicht mehr sicher sei — vor dem Seinepräfekten!

Die Märkte von Paris beschreiben, das ist die Beschreibung von Paris. Denn ganz Paris ist ein Markt, — ein Markt der Moden, der Literatur, des Vergnügens; und an sehr wenig Gegenständen in der That hängt jene Marke, die wir zuweilen auf unseren Bilderausstellungen sehen: „Nicht verkäuflich."

Zu den eigens für Handelszwecke bestimmten Gebäuden ist übrigens jetzt ein neues hinzugekommen, das indeß noch nicht ganz fertig ist. Auf dem Platze des Chateau d'Eau, zwischen dem Boulevard St. Martin und dem des Temple, erhebt sich als Pendant zu der gegenüberliegenden Kaserne seit einiger Zeit ein Palast im Styl der Renaissance, von stolzer und eleganter Bauart, mit domartigen Dächern, gleich denen des Louvre oder der Häuser der Place Royale. Der Boulevard, der an dieser Stelle sehr breit wird und sich in einen mit den seltensten Blumenbeeten verzierten Kreuzweg erweitert, dient dem neuen Palast als prächtiger Vorhof. Auf einem mit Karyatiden und Statuen versehenen Portal liest man die in Goldbuchstaben geschriebene Aufschrift: Magasins réunis; und etwas niedriger, auf rothem Grunde in verschnörkelten Buchstaben: L'Epargne par la Dépense

Diese „Vereinigten Magazine" sollen einfach ein Markt oder ein Bazar sein für Alles! Hier soll man von dem kleinsten bis zum größten Gegenstand neben einander finden, was die Industrie von Paris, von Frankreich, von der Welt hervorbringt; die indischen Shawls so gut wie das Musselinkleid der Arbeiterin für vier Francs, den Erard'schen Flügel und die Kindertrompete, das Juwelenhalsband und die Stecknadel. Doch das würde nur großartig sein; das Neue an der Sache ist, daß man hier alles — umsonst bekommt! Ja, schöne Leserin, staune und geh' in die Magasins réunis. Du wählst dir dort eine köstliche Brosche und das allerneueste Sonnenschirmchen. Es ist wahr, man verlangt dir dafür 200 Francs ab und du bezahlst sie auch. Aber das ist nur pro forma. Denn an der Kasse erhältst du eine Anweisung, eine sogenannte Obligation-warrand, einen Schuldschein, eine Art von unverzinslichem Papier. Jede von diesen Obligationen lautet auf 100 Francs; kaufst du weniger, als diese Summe beträgt, so erhältst du einen Interimsschein, auf welchen dir die Obligation ausgehändigt wird, sobald der Betrag von 100 Francs erreicht ist. Diese Obligationen werden verloost wie jedes andere gute Staatspapier, und nach zwei, höchstens aber nach 59 Jahren erhältst du dein Geld wieder zurück. Du präsentirst alsdann, nach 59 Jahren, wenn du noch lebst, dein Papier und das Haus zahlt es dir zurück, wenn — es noch besteht. Man sagt, daß der Vortheil dieses Unternehmens auf der Unverzinslichkeit jener Papiere, mir aber scheint, daß er vielmehr auf den beiden letztgenannten Eventualitäten beruhe.

Der Palast bildet ein Parallelogramm, das an der einen Seite in ein Dreieck ausläuft. Zwei Höfe, von denen einer in dem Parallelogramm, der andere sich in dem Dreieck befindet, sind mit Säulengängen und Spazierplätzen versehen. Getrennt werden diese beiden Höfe durch einen Seitenflügel, dessen Erdgeschoß für die Administration bestimmt ist, während man im ersten Stock einen von oben erleuchteten Saal bemerkt, der für die Gemälde dienen soll. Denn es versteht sich, daß hier, wo man Alles hat, auch Gemälde zu haben sind. Wird das Unternehmen reussiren? Ich glaube wohl; ich habe meine Ansicht hierüber angedeutet. Anderer Ansicht jedoch war einer meiner Freunde, Journalist, dem ich dieser Tage davon sprach.

„Haben Sie die Schlafsäle bemerkt?" fragte er. „Die Schlafsäle? Wozu Schlafsäle in einem Magazin? Ich habe nur Hunderte von Läden gesehen.". „Und die Ställe?" „Sie scherzen! Was sollen Ställe in einem Bazar?" „Und die Reitbahn in dem großen Hofe?" „Die Reitbahn? Ich habe da nur eine Promenade wahrgenommen." „Sie sind sehr naiv, mein Freund, und Sie kennen Ihr Paris nur halb. Reden Sie doch nicht von Magazinen und von einer finanziellen Spekulation! Das ist nur eine Finte, sag' ich Ihnen, ein Vorwand. Sehen Sie denn nicht diese prächtige Lage, und wie man von hier aus sozusagen Paris in der Flanke fassen könnte, wie in einer Scheere? Wenn das Unternehmen mißglückt — und es wird mißglücken, haben Sie keine Sorge! — so kauft der Staat das große Gebäude und macht daraus . . ." „Was macht er daraus?" fragte ich im höchsten Grade gespannt. „Eine Kaserne!"

Miscellen.

Da am 24. d. die Brennerbahn dem Verkehr vollständig übergeben wurde, so fuhr Tags zuvor um halb 8 Uhr Abends der letzte Postwagen in der Richtung nach Botzen von Innsbruck ab. Derselbe Postillon, Veit Degenhart, welcher vor etwa 38 Jahren die erste Mallepost von Innsbruck südwärts kutschirt hatte, versah diesen Dienst auch beim letzten, nur mit dem Unterschied, daß jener festlich geschmückt und der Postillon wie an einem Freudentage herausgeputzt war, während bei der letzten Fahrt der Wagen mit Trauerweiden bekränzt, und der Hut und der linke Arm des Postillons schwarz umflort waren. Eine große Menschenmenge hatte sich vor der Abfahrt vor dem Posthause angesammelt. Nun ist der fröhliche Schall des Posthorns durch den gellenden Pfiff der Lokomotive ersetzt. So muß überall das Alte dem Neuen Platz machen, fügt ein Tyroler Blatt seufzend hinzu.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 71. Mittwoch den 4. September 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Arnold trat auf den Vorplatz und legte das Arbeitszeug nieder, das er auf der Schulter getragen hatte. Der junge, starke Mann von kaum achtundzwanzig Jahren fühlte keine Erschöpfung, er hing seine Axt ruhig an den gewöhnlichen Platz und legte die schweren Eisenkeile auf den Boden nieder. Dann warf er den alten, zerdrückten Filzhut auf einen mit Reisig angefüllten Korb.

„Guten Abend, Suschen!" rief er aufathmend.

Nun streckte er die schwieligen Hände aus und wollte die junge Frau umarmen.

„Frau, was ist dir?" fragte er bestürzt. Suschen weinte.

„Komm in die Stube," antwortete sie schluchzend, „du wirst schon sehen."

„Ist die Mutter krank?"

„Nein!"

„Hast du ein Unglück gehabt?"

„Auch das nicht."

„So sprich doch, Frau!"

Suschen ging schluchzend voran in das Stübchen, wo die hochbetagte Mutter des Holzfällers traurig am Ofen saß.

„Da liegt ein Papier auf dem Tische," sagte Suschen.

„Wer hat es gebracht?"

„Der Gemeindediener."

Arnold nahm es und las.

„Uebermorgen," murmelte er, „zur Landwehr einberufen!"

„Und der Gemeindediener sagte, daß du in den Krieg müßtest .... er hat solche Zettel in viele Häuser gebracht .. Nachbar Espe muß auch fort ..."

Der Holzfäller starrte noch einige Augenblicke die Ordre an, dann warf er sie auf den Tisch.

„Das ist hart!" murmelte er. „Ich habe schon davon gehört, konnte aber nicht glauben, daß es so weit kommen würde. Uebermorgen früh acht Uhr soll ich in der Kreisstadt sein ... Suschen, wenn ich dich nicht hätte, würde ich gerne abziehen ... dich und die gute alte Mutter ... aber so ist mir doch das Herz recht schwer ..."

Er warf sich auf den Holzschemel, kreuzte die Arme und starrte düster zu Boden. Die junge Frau stand weinend neben der Mutter und trocknete mit der Schürze ihre Thränen.

„Mußt du denn fort?" fragte sie nach langer Pause.

„Ja, ich muß!"

„Du bist ja Soldat gewesen, hast deine Jahre abgedient ..."

„Und jetzt bin ich Landwehrmann, darum muß ich fort."

„Wer kann dich denn zwingen?"

„Frage nicht so, Suschen; ich muß mein Bündel schnüren und gehen."

Die beiden Frauen begannen laut zu weinen.

„Du lieber Gott," rief die Alte, „wer wird dann für uns sorgen? Dein Wochenlohn reicht gerade aus ..."

„Wann kommst du denn wieder, Arnold?" fragte Suschen.

„Ich weiß es nicht."

„Und wenn sie dich zum Krüppel schießen wie den alten Kunz, der im Armenhause lebt ..."

„Hört auf!" rief Arnold sich rasch erhebend.

„Es wird ja nicht Jeder erschossen, der in das Feld zieht. Aber Suschen, daß ich dich lassen soll, jetzt schon ... sind wir auch arm, so leben wir doch glücklich und zufrieden... siehst du, liebes Weib, das will mir nicht in den Kopf. Für dich und die gute Mutter sorgen und arbeiten, das war meine Lust. Wenn ich heimkehrte von saurem Tagewerke und konnte Abends mit Euch am Tische sitzen, da war Alles vergessen... Mit der Zeit hätte ich wohl eine Forstbedientenstelle bekommen, denn der Herr Förster, der nächstens Oberförster wird, hat mich gern ... Ach, nun ist die Aussicht sehr weit geworden! Der Herr Förster muß ja auch mit, er ist Lieutenant. Sei nur ruhig, liebes Suschen, ich bin nicht der Einzige, der Weib und Haus verlassen muß ... Wenn das Glück gut ist, komme ich wohl bald zurück."

Der arme Arnold suchte zu trösten, aber das Herz war ihm doch so schwer, daß er sich Gewalt anthun mußte, um die aufsteigenden Thränen zu unterdrücken. Suschen trug das karge Abendessen auf; heute wollte es Keinem schmecken. Der junge Mann erhob sich bald und ging zu dem Nachbar. Hier sah es noch trauriger aus als bei dem Holzfäller. Nachbar Espe, ein Taglöhner, hatte drei kleine Kinder und eine kränkliche Frau. Die Familie saß still in dem armseligen Stübchen.

„Espe, hast du Ordre bekommen?"

„Ja!" antwortete der starke, breitschulterige Mann, der gelassen aus seiner Thonpfeife rauchte.

„Auch ich."

„Kann mir's denken."

„So marschiren wir zusammen."

„Da es einmal nicht anders sein kann. Mich ärgert nur Eins, Nachbar!" rief Espe, die schwere Faust auf den Tisch legend.

„Was denn?"

„Daß der Sohn des Schulzen hier bleiben kann."

„Oho!" rief Arnold.

„Verlaß dich darauf, ich weiß es von dem Gemeindediener."

„Wir werden ja sehen!" murmelte Arnold Peters, den die Nachricht unangenehm zu berühren schien. „Freilich, der Schulze kann schon ein Wort sprechen und weiß die Sache anzufangen; aber was dem Einen recht, ist dem Andern billig ... Dietrich Starke ist unverheirathet und kann leichter abkommen als wir, da wir für unsere Familien sorgen müssen."

Die Frau des Arbeiters weinte bitterlich.

„Mein Gott!" schluchzte sie, „was soll aus uns werden? Ich selbst kann nicht arbeiten, weil ich krank bin!"

„Die Gemeinde wird schon sorgen! rief Arnold. „Und wir werden gesund zurückkommen."

Sein Trost blieb ohne Wirkung; die arme Frau wandte sich traurig ab und brachte die Kinder zu Bett. Die beiden Männer unterhielten sich eine Zeit lang. Dann ging Arnold. Der Weg führte ihn an der Schenke vorüber. Singen und Lachen scholl aus den offenen Fenstern des Wirthshauses. Es waren hier die jungen Burschen versammelt, die sich auf den Kriegsdienst freuten, da sie wohlgeordnete Verhältnisse hinterließen und ohne Nachtheil abkommen konnten. Einige, die dem Glase wacker zugesprochen, sangen Kriegslieder, die sie früher bei dem Regimente gelernt hatten; Andere verhöhnten die Feigen, die den Kopf hängen ließen, weil die Ordre sie hinter dem Ofen hervorholte. Dietrich Starke, der Sohn des Schulzen, schrie am lautesten; er ließ fleißig einschenken und trank den Waffengefährten zu. Als Arnold die Gaststube betrat, brachte ihm Dietrich den vollen Krug entgegen.

„Ich trinke nicht!" entgegnete abwehrend der Holzfäller.

„Warum nicht?" fragte der erhitzte Bauer.

„Du bist ja sonst kein Kostverächter."

„Weil ich nicht will."

„Weshalb kommst du denn?"

„Um dir ein Wort im Vertrauen zu sagen."

„Ich bin dein Freund; sage rund heraus, was du am Herzen hast."

Beide Männer zogen sich in eine düstere Ecke der großen Gaststube zurück. Das Singen und Toben der Gesellschaft dauerte fort; man achtete auf Jene nicht, die in dem tiefen Schatten standen. Dietrich Starke war ein hagerer Mensch mit fuchsrothen Haaren, der sieben bis achtundzwanzig Jahre zählen mochte. Sein Gesicht mit der steilen, dünnen Nase und von Sommersprossen wie übersäet, glühte. Er war mehr städtisch als bäuerisch gekleidet.

„Was willst du denn, Arnold?" fragte er in einem Tone der gutmüthig klingen sollte.

„Nicht viel."

„Wir sind ja Jugendfreunde und können uns aussprechen."

„Das soll auch geschehen."

„Armer Arnold, dein Vater war Schulmeister im Dorfe..."

„Laß das!"

„Deine Schuld ist es nicht, daß du jetzt im Forste arbeitest."

„Laß das, Dietrich!"

„Hättest dich nicht verheirathen sollen, das war ein dummer Streich! Konntest beim Militär bleiben und avanciren, hast ja was gelernt ... Nun ist es zu spät."

„Jetzt laß mich ein Wort reden!" unterbrach ihn energisch der Holzfäller. „Was ich gethan und nicht gethan habe, ist meine Sache ..."

„Schon recht, es geht mich auch nichts an; aber da du mein Freund bist ..."

„Ich will dein Freund nicht sein."

„Oho!" rief Dietrich zurückweichend.

„Du weißt es ja schon, also berühren wir diesen Punkt nicht weiter."

„Warum suchst du mich denn auf?"

„Das sollst du gleich hören."

„Ich höre mit allen Ohren!" rief Dietrich spöttisch.

Arnold zog ihn noch tiefer in die Ecke, dann sagte er:

„Du hast einmal mein Suschen heirathen wollen; sie aber gab mir den Vorzug, obgleich du ein reicher Bauernsohn bist ... Seit jener Zeit hast du einen Groll auf die arme Frau geworfen ..."

„Narr, Narr!" stammelte der Rothkopf.

„Halte mich, wofür du willst ... ich muß übermorgen früh abziehen, vielleicht auf lange Zeit, aber du bleibst im Dorfe."

„Wer sagt das?" fuhr der Sohn des Schulzen auf.

„Ich weiß es! Nun wollte ich dir blos sagen, daß du dich um meine Frau nicht bekümmerst, weder im Guten noch im Bösen; thue, als ob sie nicht im Dorfe wohnte und wenn es ihr noch so schlecht geht. Ich erfahre Alles, ich mag sein, wo ich will ... Suschen ist für dich nimmer auf der Welt, du bist nicht für Suschen da! Das wollte ich dir sagen."

„Wie überflüssig!" murmelte Dietrich, welcher zu lachen versuchte.

„Ob überflüssig oder nicht, du kennst nun meine Willensmeinung, richte dich danach. Höre ich das geringste Wort der Klage von meiner Frau, so hast du es mit mir zu thun und... du kennst mich, ich lasse nicht mit mir spassen, wenn ich auch ein Taglöhner bin, welcher im Forste arbeitet, um nicht zu darben."

Arnold wandte dem Rothen den Rücken und verließ die Gaststube.

„Bettelstolz" grollte Dietrich Starke vor sich hin. „Dieser herabgekommene Mensch führt eine Sprache, als ob er Gutsbesitzer wäre. Geduld, die Noth wird ihn schon mürbe machen. Kann ich dir einen Streich spielen, Unverschämter, so geschieht es, darauf kannst du dich verlassen. Suschen muß doch geschwatzt haben, der Holzhacker würde sonst nicht so aufgetreten sein. Es ist gut, daß er mir es heimlich gesagt hat; ich würde mich schwer geärgert haben, wenn es einer gehört hätte. Es ist wahr, das hübsche Suschen gönne ich ihm nicht, hätte es selbst gerne heimgeführt, obgleich mein Vater nichts davon wissen wollte. ... Geschehene Dinge sind nicht zu ändern; aber einen Streich spiele ich den Beiden noch, ärgern sollen sie sich ... Die Gelegenheit dazu wird sich schon finden. ..."

Er mischte sich unbemerkt unter die Zechenden und trank und sang mit, als ob durchaus Nichts vorgefallen sei. Vielen war es entgangen, daß Arnold mit dem Sohne des Schulzen gesprochen hatte. Der Holzhacker erreichte bald sein Häuschen wieder.

„Weine nicht, Suschen," sagte er beim Eintreten; „wie mir ergeht es vielen Tausenden im Lande und Mancher ist noch schlimmer daran, als ich es bin. Ich thue mein Pflicht als braver Wehrmann, für das Uebrige wird Gott sorgen. Und du, Mutter, tröste mein Weib ... nach der bösen Zeit kommt eine gute. ..."

In diesem Augenblicke ward an dem Laden geklopft.

„Wer ist da?" fragte Arnold.

„Der Förster Graßberg."

„Sie, lieber Herr? Ich öffne gleich die Thür."

Er ging. Draußen stand der Förster.

„Guten Abend, Arnold! Ich will nicht eintreten, wir können hier draußen sprechen."

Der Arbeiter schloß die Thüre hinter sich und folgte dem Manne, dem er schon Wohlthaten zu danken hatte. Beide gingen auf dem Wege, der zum Forste führte, im Gespräche weiter. Die junge Frau war nicht besorgt wegen des Ausbleibens ihres Gatten, sie wußte ja, daß der junge Förster ihn nach Kräften begünstigte.

„Mutter," sagte Suschen, „geh zu Bett, es ist schon spät!"

„Ach ja," flüsterte das Mütterchen. „Ich bin recht müde, vielleicht kann ich doch ein wenig schlafen."

„Wir Alle werden eine schlechte Nacht haben."

„Ich verliere den Muth nicht, liebes Kind. Es ist nun einmal so, und Niemand kann es ändern. Wer weiß, wozu es gut ist? Arnold hat jetzt eine Beschäftigung, die durchaus nicht für ihn paßt."

„Ach, ich weiß es wohl, Mutter," seufzte Suschen. „Mir zu Liebe gibt er sich zu der harten Arbeit her, die Jeder verrichten kann."

„Aber er klagt doch nicht darüber."

„Das eben macht mir Kummer; ich sehe es ihm sehr wohl an, daß er mißmuthig ist, wenn er Morgens, ehe die Sonne aufgegangen, in den Forst muß . . . da lacht er noch und stellt sich, als ob er der glücklichste Mensch wäre. . . ."

„Er ist auch glücklich, mein liebes Suschen, weil du seine Frau bist. Das hat er mir mehr als einmal gesagt... Arnold weiß schon, was er thut; er arbeitet noch eine Zeit lang im Walde, und dann gibt ihm der Förster eine Anstellung."

„Ach, wenn das der liebe Gott wollte!"

„Nach dem Feldzuge hat Arnold um so größere Ansprüche, er kann Forstgehilfe werden, denn er hat bei den Jägern gedient."

„Mutter, Ihr vergeßt ganz, daß der Krieg viel Menschenleben kostet. Wie viel kräftige Männer ziehen aus, die nicht wiederkommen!"

„Ach ja, das ist wohl wahr," stammelte die Alte.

(Fortsetzung folgt.)

Santa Maddalena.

Mitgetheilt von Alexis Denecke in der „Post".

Nicht weit entfernt von der großen Heerstraße, die, von **Perpignan** beginnend, über die gigantischen Felsenkolosse der Pyrenäen nach **Barcellona** führt, liegt, in unmittelbarer Nachbarschaft der kleinen spanischen Grenzveste **Figueras**, ein seit einer Reihe von Jahren dem Verfall preisgegebenes Schloß, **Santa Maddalena** genannt. Die gewaltigen Massen seiner Mauern, die, aus wuchtigen Strebepfeilern sich aufbauend, es den benachbarten Pics gleichthun, und in die Wolken wachsen zu wollen scheinen, sind schon aus weiter Ferne sichtbar und heben sich in ihrer düstern, aschgrauen Leichenfarbe gar seltsam von dem blendenden Weiß der mit ewigem Schnee gekrönten Spitzen des majestätischen Grenzgebirges und dem fast immer strahlenden, tiefen Blau des spanischen Himmels ab. Rings um das seltsame Durcheinander theils gothischer, theils maurischer Baulichkeiten ist jede Vegetation, die eines wüsten massenhaftigen Unkrautes abgerechnet, ausgestorben. Nicht der kleinste Baum, nicht das anspruchloseste Sträuchlein bietet den Bewohnern der Lüfte eine Stätte des Bleibens oder der Zuflucht; nur der gierige Mönchsgeier und sein Genosse, der grausame, gefräßige baskische Adler umkreisen die todte Stätte, von ihren Kuppen ausspähend nach einem Opfer ihrer angeborenen Raub- und Mordlust.

Es war nicht immer so in und um Santa Maddalena! Trittst du näher und überschreitest den schmalen, in den Felsen gehauenen Brückenpfad, der zur Hauptpforte des Schlosses führt, so entdeckt das Auge zahlreiche Stümpfe gefällter Baumriesen, die jenes dereinst umstanden, und deren Laubwerk einen herrlichen Rahmen für die stolze Behausung abgegeben haben muß. Auf dem imposanten Hofe des Schlosses selbst, der dir bei Tag und Nacht offen steht, findest du dieselben Merkzeichen absichtlicher Verwüstung, die sich bis auf die vandalische Zertrümmerung der noch in ihren Resten entzückenden Bassins prachtvoller marmorner Fontainen, einst Meisterwerke des Meißels, erstreckt. Nur ein geringer Theil des ungeheuren Baues, ein kleiner festungsartiger Flügel gen Norden, ist heute noch bewohnt und wird in nothdürftigster Weise für die Unterkunft menschlicher Wesen erhalten, Geschöpfe, die, in fortdauernder, selbst auferlegter, büßender Kasteiung, es sich genügen lassen an harter Diele, härenem Gewande und Bettlerkost, gerade genügend, den Leib zu bewahren. Das strengste Gelübde zur heiligen Magdalena, ihrem Vorbilde und ihrer Schutzpatronin, bindet die wenigen, hier geräuschlos ein ödes Dasein dahinlebenden Nonnen, einst gefallene Engel dieser Welt; sie haben sich lebendig begraben in einem ungeheuren Gewölbe, das dem Alles zernagenden Zahn der Zeit unerbittlich, mit entsetzlich kalter Ueberlegung, überliefert ist, damit seine Ruinen dereinst gemahnen sollen an menschliche **Liebe** und menschlichen **Haß**! —

Die Geschichte der vielleicht noch jetzt, in hohem Alter, nahe dem Abschlusse eines Säculums, lebenden Priorin, Schwester **Maddalena**, ist auch zugleich die des geheimnißvollen Schlosses; mir wurde sie durch den alten finsteren Pförtner, den einstigen Vermittler des lebendigen **Grabes** und seiner unsichtbaren Bewohner mit der Außenwelt, dem ob des Entstehens desselben die Pflicht der Schweigsamkeit nicht auferlegt zu sein schien. — —

* * *

„Folgen Sie mir, Sennor Caballero," flüsterte mir der gebrechliche Greis zu, nachdem er sein Wachthäuschen verlassen, und führte mich der einzigen verschließbaren, in gutem Zustande erhaltenen, eisernen Thür zu, die den Eingang zu dem bewohnten Theil des Schlosses bildet. Mit zitternder Hand drehte er den gewichtigen Schlüssel herum und fast geräuschlos drehte sich die schwere Pforte in ihren Angeln. Eine trockene, dumpfe Luft, weniger die des Grabes, als des Moders und Staubes, wehte uns entgegen. Auf der breiten Treppe, die mit einem verschlissenen und zernagten Sammtteppich in ihrer ganzen Höhe belegt war, lagen faustdicke Flocken, die in der Mitte zu einer förmlichen Bahn niedergetreten waren; Spinnweben überdeckten die verblichenen Farben und Vergoldungen der Wand und Decke und hier und da schlüpfte ein Mäuschen an uns vorüber, als wir die hohen Stufen hinaufstiegen.

Eine offene Thürwölbung führte uns im ersten Stock in ein großes kreisrundes Gemach, dessen Ausstattung, den Ueber-

resten des Mobiliars und der Malerei nach zu urtheilen, einst eine fürstliche gewesen sein mußte. Dem einzigen Eingange gegenüber lag ein gut erhaltenes, fest geschlossenes Fenster, dessen hohe venetianische Spiegelscheiben zwar der Erblindung nahe waren, doch noch Licht genug einließen, um die Zeichnung der verstaubten, schweren, goldbrokatenen Vorhänge zu erkennen, die zwei Blendungen in der mächtigen Mauer, je rechts und links, halb verdeckten. Eine derselben rechts war sichtbar mit dicken rothen Ziegeln vermauert, über die zwei dicke Eisenstangen kreuzweis eingekeilt waren. Die andere linke Blendung war offen und ließ einen mannstiefen Alkoven erkennen, in dem ein alter Teppich mit einem anscheinend grauen Sargkissen lag. Zwischen beiden stand ein mächtiges Betpult von wunderbar schöner Schnitzerei, gekrönt durch ein prachtvolles Kruzifix, von dem der mattsilberne Christuskörper todtenfarben herabblinkte.

Wir sind zur Stelle, Usted (Euer Gnaden), lispelte der Alte weiter; diese Rotunde enthält Alles, was Ihnen zu wissen nöthig, wie Schloß Castellana, denn so hieß dieser fürstliche Sitz bis vor fünfzig Jahren, Ruine Santa Maddalena wurde. Die Geschichte ist kurz; ehren wir, ich bitte Sennor Caballero, die Ruhe eines Dahingeschiedenen — wir sind dicht bei einem alten, alten Grabe! —

Der Alte faltete die Hände und lispelte ein Gebet; ich entblößte unwillkürlich das Haupt .....

— Vor über einem Jahrhundert, begann endlich, nachdem er sich gesammelt, der Greis seine Mittheilung, war das Schloß hier nicht allein eines der schönsten Spaniens, es war auch, wie es allgemein hieß, eines der glücklichsten. Marquese Fernando della Castellana, der letzte Sprößling einer alten Grandenfamilie Castiliens, reich begütert rings umher, hielt hier seinen prächtigen, weitgerühmten Hof, dessen strahlende Perle seine junge Gattin, Donna Isabella, aus dem edlen arragonischen Hause der Ramirez, war. Ihre Schönheit war eine so wunderbare, beinahe überirdische, daß man sie allgemein den „Stern von Catalonien" nannte. Alles, was hierher zog — und dessen war fast Legion im Jahre! — huldigte ihr und beneidete den reichen Don mehr um diesen Schatz, als um all' seine übrigen Güter, die kaum mit menschlichen Augen zu überschauen waren.

Doch — es ist ein altes Gesetz, daß nichts vollkommen sein dürfe unter der Sonne! Hinter dem holden Engel der Freude lauert stets der giftgeschwollene Teufel des Neides und harrt des Augenblickes, wo er hervorbrechen und die Schöpfungen des guten Genius zerstören kann. Diese finstere Wahrheit an sich zu erfahren, sollte auch den Bewohnern von Schloß Castellana nicht erspart bleiben. —

Die Ehe des Marquese war keine glückliche! Unter der glänzenden Hülle äußerlicher Uebereinstimmung verbarg sich ein wurmstichiger Kern. Dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß die Marquesa die feurigen Liebkosungen ihres Gemahls nur gezwungen duldete und fern war von jeder aufrichtigen Erwiederung, wie sie zu den entzückenden Rechten und süßen Pflichten eben einer glücklichen Ehe gehört. Diese hier hatte die eigentliche Weihe wahrer Liebe nie empfangen; nur leidenschaftliche Sinnlichkeit einer- und eisige Convenienz andererseits hatte die Kette geschmiedet, welche Beide an einander fesselte.

Don Fernando hatte lange gewählt, bevor er sich vermählte. Bereits vierzig Jahre alt, hatte er die siebenzehnjährige Isabella als armes Hoffräulein im Hoflager zu Aranjuez kennen gelernt und sofort, in glühendster Leidenschaft entbrannt, um ihre Hand angehalten. Die unbegüterte Familie Ramirez mußte sich durch diesen Antrag eines der vornehmsten und reichsten Granden überaus geehrt fühlen, und Isabella reichte auf befehlenden Wunsch der Eltern Jenem ihre Hand, obgleich ihr Herz längst einem Andern gehörte. Der Meineid, den sie vor dem Altare leistete, sollte schwer gerächt werden, trotzdem die spanische Sitte ihn in Etwas beschönigen mochte, die kindlichen Widerspruch gegen den väterlichen Willen nicht duldet, nicht einmal kennt. Ein beklagenswerthes Opfer dieses allgiltigen Familiengesetzes, betrat sie die Stätte künftiger, fortdauernder, moralischer Folter, das üppige Brautgemach von Castellana. Das Bild ihres heißgeliebten Vetters, Don Esteban, der als junger Offizier, dessen ganzer Reichthum sein Degen, in der Garde der Königin diente, begleitete sie bis in die Arme des legitimen Gemahls. Kann es da Wunder nehmen, Sennor, wenn da in Stunden qualvoller Einsamkeit der gute Genius des Menschen dem Versucher das Feld räumt und die Fackel des Lebens nicht mehr leuchtet dem Pfade der Pflicht, sondern sich senkt zu furchtbar verzehrendem, nimmer zu löschendem Brande?! ......

Ein bitter-herber Tropfen in des Marquese stets überschäumendem Becher der Freude war, daß ihm ein Erbe seines Namens und seiner Güter versagt worden. Die Ehe blieb — und was war wohl natürlicher? — kinderlos, trotz dreier schnell entschwundener Jahre. Zuerst kleidete Don Fernando sein brünstiges Begehren in die zartere Form seufzender Wünsche. Diese steigerten sich aber bald, bei seinem stolzen, herrschsüchtigen Charakter, bis zu offenem Unmuthe, der schließlich in der fühlbarsten Vernachlässigung seiner Gemahlin gipfelte, die diese freilich nur zu gern willig ertrug ....

Da nahte jene denkwürdige Zeit, als ganz Spanien sich zu erheben im Begriffe stand gegen die Usurpation des verhaßten Corsen. Ueber das gesammte Land verbreitete sich das Verschwörungsfieber geheimer Pronunciamentos; von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß spannen sich die Fäden, die sich später einigten zur Schlinge, in welcher die Feinde erdrosselt wurden. Der Marquese, ein glühender Patriot, schürte überall in seinen Kreisen rings umher das Feuer aufständischer Erhebung und war oft Wochen lang abwesend vom Schlosse Castellana.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus Rom wird der „Nazione" geschrieben, die vor Kurzem verstorbene Königin-Wittwe von Neapel, Maria Theresia, habe ihre Kinder zu Erben eingesetzt unter der Bedingung, daß sie ihren Aufenthalt nach Wien verlegen. Unter den Legaten befindet sich eines von 50,000 L. an den Papst, der dafür ein Requiem abzuhalten gebeten wird, so wie ein anderes für 100 jährliche Messen an das Wiener Erzbisthum. Zum Testamentsexekutor und Verwalter ist Erzherzog Albrecht ernannt.

In letzterer Zeit sind in Brüssel verschiedene Personen, welche vor Gericht den ihnen auferlegten Eid unter religiöser Formel zu leisten verweigerten, zu Geldstrafen verurtheilt worden. Die Gesellschaft La Libre Pensée (der freie Gedanke) zahlt diese Strafen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 72. Sonntag den 8. September 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Beide Frauen gingen weinend in das Kämmerchen, das an die Stube grenzte. Nach zehn Minuten kam Suschen zurück, sie hatte ihre Schwiegermutter zur Ruhe gebracht. Traurig setzte sie sich an den Tisch und begann zu stricken. Suschen war nach ihrer Art eine wirklich schöne Frau; sie mochte kaum zweiundzwanzig Jahre zählen, sah frisch und rosig aus wie der junge Mai und hatte eine Fülle blonden Haares, das in schweren Flechten kranzförmig auf dem Haupte lag. Konnte man ihre Züge auch nicht regelmäßig nennen, so erregten sie doch ein Interesse, das je mehr wuchs, je länger man sie betrachtete. Ihr großes blaues Auge verrieth ein tiefes Gemüth. Und nun der vollkommen schöne Wuchs . . . die ärmliche Kleidung konnte ihn nicht beeinträchtigen. Suschen war die älteste Tochter eines Arbeiters, der früher das Häuschen bewohnt hatte, in dem wir sie antreffen. Als sie erwachsen war, hatte sie Dienste bei dem Pfarrer genommen, dessen Fürsorge sie noch eine weitere Ausbildung verdankte. Arnold Peters, der Sohn des hochbetagten Schulmeisters, hatte längst die hübsche Blondine lieb gehabt; als er einst als schmucker Jäger auf Urlaub in das Dorf kam, führte er sie bei Gelegenheit des Erntefestes zum Tanz, und ehe er in seine Garnison zurückkehrte, hatte er die Gewißheit, daß Suschen ihn wieder liebte. Von dieser Zeit an wechselten Beide häufig Briefe, die Zeugniß von der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen ablegten. Arnold wollte Soldat bleiben und als Unteroffizier die Geliebte heimführen; aber das Glück war ihm nicht hold, das Avancement ließ lange auf sich warten. Da trat ein schreckliches Ereigniß ein, das die Geliebte hart berührte. Vater, Mutter und Geschwister erlagen einer Seuche, die das Dorf und die ganze Gegend heimsuchte. Suschen stand allein und ward die Erbin des Häuschens, zu dem noch ein Garten gehörte, den der verstorbene Vater fleißig bebaut hatte. In demselben Jahre starb auch der Schulmeister. Arnold nahm seinen Abschied und kehrte mit dem Vorsatze in die Heimath zurück, für die allein stehende Mutter zu sorgen. Arbeit hoffte er zu finden. Er fand sie auch als Schreiber bei dem Gerichtsamtmann. Ein Jahr später segnete der Geistliche das Irdische und Suschen war ohne Dienst. Arnold führte sie heim, bezog mit ihr das Häuschen und nahm die Mutter zu sich. Gleich nach der Trauung verlor er seinen Schreiberposten aus ihm unbekannten Gründen. Der Ertrag des Gärtchens reichte nicht aus, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu decken; Arnold wandte sich an den Förster und dieser beschäftigte ihn im Forste unter dem Versprechen, daß er fernerhin für ihn sorgen wolle. „Mir ist jede Arbeit recht," hat Arnold gesagt, „wenn sie mir nur einigen Lohn bringt." So hatte er sich denn durch Fleiß und Sparsamkeit eine Existenz gegründet, die ihm gestattete, Mutter und Weib vor Nahrungssorgen zu schützen. Die kleine Familie erübrigte Nichts, aber sie darbte auch nicht, so lange der ruhige Lauf der Dinge nicht unterbrochen ward. Da kam die Ordre, die den Wehrmann zu den Waffen rief. Suschen war ein halbes Jahr verheirathet und schon ward ihr der Gatte entrissen, an dem sie mit der innigsten Zärtlichkeit hing. Der Schlag war so jäh, daß sie ihn kaum fassen, kaum für wahr halten konnte. „Wie lange wird er ausbleiben?" fragte sie sich. „Was wird aus der kleinen Wirthschaft, wenn er fehlt?" Sie trocknete rasch die feuchten Augen, als sie hörte, daß der Gatte draußen die Thür schloß.

„Da bin ich wieder!" rief der eintretende Arnold.

„Was wollte der Förster?"

„Nimm dieses Geld!"

Er warf zehn blinkende Silberthaler auf den Tisch.

„Mein Gott!" rief Suschen überrascht zurücktretend. Diese Summe hat dir der Förster gegeben?"

„Ja, mein Kind! du sollst nicht Noth leiden; brauchst du mehr, so hilft Fräulein Hermine Börner, die du später besuchen magst."

Arnold theilte ihr nun mit, daß der Förster die Tochter des reichen Papierfabrikanten liebe, und daß die Briefe, die er senden würde, durch Suschen in die Hand des Fräuleins gelangen sollten. Es sei zwischen den Liebenden schon Alles verabredet.

„Da hast du es," schloß er; „die Einberufung kennt kein Ansehen der Person, es muß Jeder sich stellen, der kampffähig ist. Der Förster, der als Offizier geht, wird dafür sorgen, daß ich ihm als Bursche beigegeben werde. Und so kann ich stets in der Nähe des Mannes sein, von dem mein häusliches Glück abhängt. Ach, Suschen, die Dinge werden doch wohl nicht so schlimm, als es Anfangs schien. Noth und Elend bleiben dir fern . . ."

„Aber wenn du als Krüppel wiederkommst oder gar nicht . . ."

„Denke nicht daran! ich werde mit Orden geschmückt zurückkehren und eine gute Anstellung erhalten. Der Staat sorgt schon für Die, welche sich ausgezeichnet haben. So sagte der Förster und der Förster hat Recht. Ach, der arme Mann ist ebenfalls zu beklagen, denn er trennt sich mit schwerem

Herzen von seiner Hermine, die er eben so lieb hat, als ich dich habe!"

Er schloß die junge Frau in die Arme und drückte sie innig an sich.

„Weine doch nicht, Suschen," fügte er hinzu. „Oder hast du sonst noch etwas, das dir Kummer macht?"

„Du weißt," flüsterte sie, „daß Dietrich Starke um mich angehalten hat, als meine Eltern so plötzlich starben."

„Fürchte den Patron nicht!"

„Man sagt, er zöge nicht mit in den Krieg, weil er seinem Vater in der Bewirthschaftung des Gutes unentbehrlich ist."

„Ob er geht oder bleibt, es kann dich nicht kümmern. Ich habe diesen Abend schon Rücksprache mit ihm genommen und gesagt, was er wissen muß. Nachbar Eckhardt bleibt zu Hause, er wird dich schon in Schutz nehmen. Brauchst nur über den Gartenzaun zu rufen und er ist da. Aber fürchte doch so etwas nicht; Dietrich ist nicht nur ein schlechter Mensch, er ist auch ein Feigling. Nach dem, was ich ihm gesagt, wird er sich schon hüten, dir Aerger und Verdruß zu bereiten."

Beide besprachen nun noch die Besorgung der Briefe an das Fräulein, dann gingen sie einigermaßen getröstet zur Ruhe. Der unerbittlichste Feind, die Nahrungssorge, war ja abgeschlagen.

II.

Schon früh am nächsten Morgen herrschte rege Thätigkeit in der großen Papierfabrik. Die Arbeiter hatten ihr gewohntes Tagewerk begonnen. Gotthelf Börner, der Fabrikant, galt nicht nur für einen reichen Mann, er ward auch für den umsichtigsten und fleißigsten Industriellen gehalten in der ganzen Gegend. Seine Dienstleute liebten ihn, da er sie human behandelte und gut bezahlte. War er auch stets ernst und streng, man kannte doch allgemein seine Herzensgüte. Die Ehre des Geschäftsmannes ging ihm über Alles, er wahrte sie im Kleinen wie im Großen.

Gegen acht Uhr betrat Herr Börner sein Comptoir; er war der Erste am Morgen, der Letzte am Abend. Seine große und kräftige Gestalt beugte sich der Arbeitslast nicht, die er freiwillig auf seine Schultern geladen hatte. Nicht aus Mißtrauen überwachte er streng seine Arbeiter, nur Pünktlichkeit und Ordnungssinn leiteten ihn, wenn er täglich die Werkstätte, die Niederlagen und die verschiedenen Comptoirs revidirte. Selbst die ausgedehnte Oekonomie stand unter seiner Aufsicht. Ihm wirksam zur Seite stand der Buchhalter Heßler, ein bewährter Mann, der ihm lange schon diente. Heßler hatte die Fabrik, die früher eine einfache Papiermühle gewesen, gründen helfen und zu der Größe wachsen gesehen, die jetzt der Geschäftswelt imponirte. Beide Männer, in der Mitte der fünfziger Jahre stehend, waren innig befreundet. Börner hatte seine Gattin vor zehn Jahren durch den Tod verloren und war Wittwer geblieben. Der Buchhalter hatte nie daran gedacht, sich eine Lebensgefährtin zu wählen, er war Junggeselle, obgleich der Freund ihm oft gerathen hatte, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Beide hatten zwischen sich ein inniges Freundschaftsverhältniß gebildet, das sich auf gegenseitige Achtung und Zuneigung gründete. Der Fabrikherr unternahm nichts, ohne zuvor mit seinem Buchhalter überlegt zu haben. Heute erblicken wir ihn sinnend am Fenster.

„Endlich!" murmelte er, als er den Buchhalter über den Hof kommen sah.

In demselben Augenblicke schlug die Fabrikuhr acht. Fünf Minuten später trat Heßler ein.

„Guten Morgen!" rief er, dem Freunde die Hand reichend. „Heßler, ich muß den Entschluß ausführen!"

„Was?"

„Ich muß die Hälfte meiner Arbeiter entlassen."

„Es ist traurig", sagte seufzend der Buchhalter, „aber es läßt sich nicht umgehen. Die Niederlagen sind angefüllt mit Fabrikaten und neue Bestellungen gehen nicht ein; es werden im Gegentheile schon gemachte zurückgezogen."

„Und die Gelder bleiben aus!" seufzte der Fabrikant. „Wieviel gute Häuser haben ihre Zahlungen eingestellt ... Ach der Krieg, der leidige Krieg!"

Heßler war an sein Pult getreten.

„Die Furcht vor dem unglücklichen Verlaufe der Dinge ist doch zu groß," meinte er.

Zu groß? Freund, das Ende des Krieges kann Niemand absehen."

„Ich glaube nicht daran."

„Die Landwehr hat Ordre zur Gestellung erhalten."

„Ich weiß es; zehn unserer Leute müssen morgen früh fort."

„Sind das nicht Anzeichen, die auf den Ernst der Lage deuten? wenn der Krieg wüthet, liegen Handel und Gewerbe darnieder. Und der Krieg wird wüthen, ein langer, ein furchtbarer Krieg."

„Ich glaube doch nicht daran!" wiederholte der Buchhalter.

„Politisiren wir nicht, Freund! Wir haben andere Dinge zu bedenken. Hier ist die Liste der Arbeiter, die am leichtesten abkommen können. Ich habe Rücksicht auf die Familienväter genommen ... wahrlich, es thut meinem Herzen weh, den Leuten das Brod zu nehmen. Mögen sie mit Denen rechten, die das Elend über die Welt verfügt haben. Auch ich erleide ja schwere Verluste. Und die Steuern, die kolossalen Steuern! Ich würde sie gern zahlen, wenn das Geschäft blühte. Aber gerade in der traurigsten Zeit sind die Abgaben am schwersten."

„Zwei der Einberufenen sind Familienväter."

„So soll man den Frauen wöchentlich eine Unterstützung zahlen. Mehr kann ich nicht thun."

„Wieviel?"

„Die Hälfte des Lohns."

Heßler hatte einige Notizen gemacht.

„Freund," sagte Börner, „verkünden sie den Leuten die Schreckensnachricht; ich vermag es nicht ... theilen Sie die Gründe mit, die mich zu der Maßregel zwingen, vertrösten Sie sie auf bessere Zeiten und sichern Sie ihnen die Rückkehr in ihre Stellungen zu."

„Soll geschehen."

Man berieth noch verschiedene Angelegenheiten und ging dann zur Arbeit. In dem angrenzenden Comptoir hatten sich die Commis eingefunden, die sorglos ihr Tagwerk begannen. Wie anders sah es in dem Herzen des Chefs aus! Die Verluste, die ihn bis jetzt getroffen, konnte er wohl verschmerzen; wer aber war im Stande, die Dauer der Geschäftsstockung zu ermessen, die noch mehr und größere Verluste im Gefolge haben mußte? Wieviel Unternehmungen, kaum begonnen, ruhten plötzlich. Der Bau eines neuen Fabrikgebäudes war unterbrochen. Neue Maschinen, die angekommen, waren bezahlt, konnten aber nicht benutzt werden. Die Ausgaben waren bis jetzt dieselben

geblieben, während die Einnahmen fast ganz aufgehört hatten. Die ersparten Kapitale hatte Börner theils einem soliden Bankhause übergeben, theils bei Kohlengruben angelegt, die erst in Zukunft Gewinn versprachen. In den Speichern lagerten Massen von Waaren, die des Absatzes harrten. Die Lage des Fabrikanten war in diesem Augenblick eine gedrückte. Um die laufenden Zahlungen zu leisten, war er gezwungen gewesen, Geld von dem Bankier kommen zu lassen, und auch heute erwartete er wiederum eine Sendung. Gegen 10 Uhr kam der Postbote. Heßler nahm Briefe und Zeitungen in Empfang.

„Ist Geld dabei?“ fragte der Chef.

„Nein.“

„Ich habe doch Eile empfohlen. Seltsam!“

Der Buchhalter reichte ihm die Briefe, die er erbrach.

„Nachsicht,“ rief er, „Nachsicht! Neue Waaren, neuen Kredit! Ich wage es nicht mehr. Gute Häuser stehen auf schwachen Füßen. . .“

Börner gab die erbrochenen Briefe an Heßler zurück, der sie flüchtig las.

„Mein Gott!“ schrie der Fabrikant auf.

„Was ist's?“

Heßler mußte ihm den Brief aus der zitternden Hand nehmen, den der Chef zu lesen angefangen. Auch der Buchhalter erbleichte, nachdem er einen Blick auf das Papier geworfen hatte.

„Das ist gräßlich!“ murmelte er. „Der Bankier hat fallirt und die Flucht ergriffen.“

„Heßler, haben Sie dasselbe herausgelesen? Ich traue meinen Augen nicht . .“

„Ein bekannter Rechtsanwalt macht uns die Anzeige und stellt die Habhaftwerdung des Entflohenen in Aussicht. . .“

„Was nützt es, wenn er nicht zahlen kann? O, wer hätte das diesem Manne zugetraut, dem ältesten und bewährtesten Bankier in unserer Provinz! Heßler, nun bin ich verloren! Der Verlust, der mich betrifft, beläuft sich auf fünfzigtausend Thaler!“

Heßler antwortete nicht; er hatte die letzten Zeilen des Briefes gelesen, die wenig Hoffnung auf Ersatz gaben. Der Bankier, der sich lange Zeit des allgemeinen Vertrauens erfreut, hatte einen wirklich betrügerischen Bankerott gemacht und war entflohen, nachdem er das Hauptbuch vernichtet. Die Bestürzung der beiden Männer läßt sich nicht beschreiben. Heßler hätte gern getröstet, aber er fand keine Worte. Das vorherrschende Gefühl in ihm war Groll gegen den schurkigen Bankier; er ballte die Fäuste und preßte sie an die Stirn.

„Ist das eine Zeit!“ murmelte er. „Herr, mein Gott, wie soll das werden? Der Schurke benutzt die eingetretenen traurigen Verhältnisse zu seinem Vortheile und der brave Mann muß zu Grunde gehen.“

„Von mir erwartet man Zahlung, ich muß zahlen!“

„Es ist nur wenig Geld noch in der Kasse.“

„Bald laufen Wechsel ein. . .“

„Verlieren Sie die Fassung nicht, lieber Freund.“

„Was ist zu thun, was soll ich anfangen?“

„Ich werde heute noch versuchen, Geld zu schaffen.“

„Aber wo, wo?“

„Nur Geduld!“ mahnte der Buchhalter.

„Es wagt Niemand sich eines Kapitals zu entäußern, da alle Geschäftsverhältnisse unsicher sind.“

„Trotzdem werde ich einen Versuch machen. Halten wir den Verlust, der uns betroffen, geheim und zeigen wir eine ruhige Stirn. Sobald die allgemeine Stockung aufhört, machen wir unsere Vorräthe zu Geld und die Kalamität ist zu Ende. Der Schritt, den ich thun will, ist wohl zu entschuldigen.“

Dem Buchhalter gelang es, seinen Chef zu beruhigen, daß eine Berathung stattfinden konnte. Der Verlust erschütterte zwar das Fabrikhaus, er brachte es aber nicht zum Falle, wenn von nun an vorsichtig und den obwaltenden Verhältnissen gemäß operirt ward. Der erste Schreck war vorüber; man berieth nun die nöthigen Einschränkungen, die auf der Stelle ausgeführt werden sollten. Dem braven Börner ging das Loos seiner Arbeiter tief zu Herzen; hätte er nicht gewußt, daß große Fabriken zum Theil die Arbeiten einstellten, er würde untröstlich gewesen sein. Heßler las ihm die Zeitungsnachrichten vor, die bewiesen, daß selbst Behörden begonnene Arbeiten einstellen ließen, um Ausgaben zu vermeiden.

„Was wollen Sie nun thun, Heßler?“

„Ein Kapital von zwölf bis fünfzehntausend Thalern rettet uns.“

„Gewiß; wie aber ist es zu erlangen?“

„Nachbar Kohler hat stets eine gefüllte Kasse, ich weiß es. Der seltsame Mann trennt sich zwar schwer von seinem Gelde; uns wird er ein Darleihen nicht abschlagen.“

„Kohler!“ murmelte der Chef, indem er das Haupt schüttelte.

„Ich weiß, Freund, was Sie sagen wollen; versuchen wir es, die schlechten Zeiten rechtfertigen Alles. Daß ich vorsichtig zu Werke gehe, brauche ich wohl nicht zu versichern. Außer ihm gibt es keinen Privatmann, der helfen könnte. Und wir brauchen Hülfe so rasch als möglich.“

(Fortsetzung folgt.)

Santa Maddalena.

Mitgetheilt von Alexis Denecke in der „Post“.

(Fortsetzung.)

Die uns benachbarte Festung Figueras, deren Thürme Sie von hier aus durch das Fenster erkennen können, erhielt eines Tages, als Don Fernando gerade wieder abwesend war, verstärkte Besatzung. Die Sitte verlangte, daß der neue Tenente seiner Nachbarschaft Besuch machte. Schloß Castellana sollte auf ihn nicht lange warten; schon am Abend führte ich den imposanten jungen Offizier bei meiner Gebieterin ein. Sie war, wie gewöhnlich, in diesem Erker hier.

Nie werde ich vergessen, mit welchem hellen Freudenschrei Donna Isabella dem Eingetretenen an den Hals flog. Unbekümmert um meine Gegenwart — sie wußte freilich, wie unbedingt ergeben ich ihr war — hing sie an seiner Brust und überhäufte ihn mit jenen zahllosen Schmeichelnamen, die unsere herrliche Sprache allein vor allen anderen aufzuweisen hat. Nachdem er diese berauschenden Liebkosungen eine Zeit lang geduldet, zog er sanft ihre Arme von seinem Nacken, und auf mich, der ich lautlos in der Thür stand, deutend, flüsterte er mahnend:

„Isabella, was thust du, wir sind nicht allein! . . . .“

„Sei unbesorgt, mein Geliebter, Pedro — so ist mein Name, Sennor — ist verschwiegen und unfähig, seine Herrin zu verrathen. Er ist täglicher Zeuge meiner Leiden und gönnt es mir, ein Herz wiedergefunden zu haben, das die heilige Madonna mir sendet, mich zu trösten in meinem Elende . . . . .

Sie sah mich fragend an; ich konnte nichts, als mit Thränen in den Augen ihr zunicken. Wußte ich doch, auch

ohne daß sie es mir sagte, daß ich Don Esteban Lanz eingeführt hatte. Auf unser Aller Sicherheit bedacht, zog ich mich zurück, die Thür hinter mir schließend und die Treppe bis zur Hofpforte hinabschleichend. — Nach kurzer Frist folgte mir der Offizier.

Er sprach nichts zu mir, als zwei Worte:

— Pedro, Silença! — Dabei legte er seine Linke auf meine Schulter, faßte meine Rechte mit der seinen und schaute mir tief in's Auge; sein bittender Blick gab mir Kraft, ihm fest zu antworten:

— Silença, Caballero! Und ich habe mein Wort getreulich gehalten.....

Der Alte seufzte tief; sein müdes, halb gebrochenes Auge war thränenfeucht.

— Es ist wohl unnöthig, zu sagen, fuhr er fort, daß seit jenem verhängnißvollen Abend Don Esteban täglicher Besucher auf Castellana war. Das Geheimniß, was zwischen ihm und meiner Gebieterin obwaltete, war um so leichter zu bewahren, als die gesammte männliche Dienerschaft, mich ausgenommen, mit dem Marquese ausgezogen war zur Landesvertheidigung und als seine Schutzwache. Ueberdieß hatten wir Steinmetzen und Maurer im Schlosse, die die Brustwehren und Thürme verstärkten und die wenigen defekten Stellen in den Wallmauern ausbesserten. Ihre Arbeiten wurden von Don Esteban gleichsam beaufsichtigt, der dabei in schlauer Vorsicht stets von einigen seiner Waffengenossen begleitet war. So verstrich den Liebenden eine Woche, in der die sonst so bleiche Marquesa gleich einer prangenden Rose, beschienen von der allbelebenden Sonne des Glücks, emporblühte.

Da, eines Morgens in der Frühe, hörten wir bekannte Hornsignale. Der Marquese kehrte zurück, dicht bestaubt, auf keuchendem Thiere. Kaum auf dem Schloßhofe aus dem Sattel gesprungen, eilte er zu seiner Gemahlin hinauf, die ihn wärmer als gewöhnlich empfing. Aber eben das machte den mißtrauischen Don stutzig; das überraschend blühende Aussehen der sonst so marmorkalten Marquesa noch mehr.

War er auch zu stolz, den Ursachen dieses plötzlichen Wechsels durch Worte des Ausfragens nachzuspüren, sein flammendes Auge fragte um so eindringlicher, ohne irgend eine genügende Antwort finden zu können. Man berichtete ihm pflichtgemäß den Besuch der königlichen Offiziere, die auf der Veste Figueras garnisonirten, doch lag es dem vornehmen Grand augenscheinlich zu fern, Verdacht auf bezahlte Söldner zu werfen, gleichviel, ob sie Epauletten trugen.

Ich überzeugte mich davon bei der Vorstellung am nächsten Tage, wenngleich es nicht zu leugnen, daß des Marquese Augen, die alle fünf Herren aufmerksam musterten, auf Don Esteban, der eine eiserne Ruhe zu bewahren wußte, am längsten verweilten. Er empfahl den Kriegern in höflicher Phrase Schloß und — Weib.

Gleich nach der Mittagstafel machte sich Don Fernando, der all' sein vorräthiges Geld zusammengerafft hatte, wieder auf den Weg. Nach Barcellona, wie er sagte. Ich bemerkte einen lauernden Zug in seinem Antlitze, als er sich schnell bei seiner Gemahlin verabschiedete. Dieser Zug war nur das ankündigende Wetterleuchten der blitzschnell hereinbrechenden Katastrophe.

Kaum war der abziehende Reiter in der Ferne verschwunden, als aus diesem Fenster hier der rothe Teppich wehete, das Einladungssignal für Don Esteban, der natürlich alsbald den wohlbekannten Schleichpfad herabeilte.

Erst wenige Minuten weilte er hier bei der Marquesa, da überfiel mich eine unsägliche Bangigkeit. Nach einigem Zögern eilte ich die Treppe hinauf, um sie zu beschwören, sich zu trennen. Da, kaum hier auf der Schwelle angelangt, hörte ich Hunde anschlagen und die Stimme des Marquese, der laut und zornig meinen Namen rief. Ich hatte, in hastiger Eile, versäumt, die Eingangspforte an der Fallbrücke zu schließen, und so war der Herr bereits bis auf den Hof gelangt. Ich eilte ihm entgegen, um ihn auf seine Gemächer zu geleiten; er sah mich mit funkelnden, durchbohrenden Augen an, stieß mich bei Seite und schritt rasch auf den Thurm hier zu. Mich durchrieselte es todtenkalt; die Liebenden waren verloren, denn es gab nur den einen Ausweg — die Treppe; unter dem Fenster war ein wohl hundert Klafter tiefer Abgrund.... Ich eilte dem ansteigenden Marquese nach, in dem unbestimmten Bewußtsein, ein Unglück, und sei es mit Aufopferung meiner selbst, verhüten zu können.

Rasch trat er ein und blieb an der Thür stehen, Donna Isabella musternd, die am Fenster lehnte. Zugleich traf sein Auge die Thür des Alkovens hier rechts, die mit einer großen Spiegelscheibe versehen war, hinter welcher ein weißseidener Vorhang. Ich blickte gleichfalls hin und — allmächtiger Gott! — es war nicht zu verkennen, der Vorhang ... bewegte sich leise! Dem Falkenauge des Herrn konnte das unmöglich entgehen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Seeschlangen fangen an überhand zu nehmen und scheinen in den Binnenseen der neuen Welt außerordentlich zu gedeihen. Nicht nur der Ontariosee rühmt sich jetzt eines solchen Ungeheuers, auch der Michigan- und der Eriesee werden von einem derartigen Wurm unsicher gemacht. Eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen den Unthieren muß jedenfalls angenommen werden, denn die biedern, wettergebräunten Kapitäne der Schiffe auf diesen Binnengewässern, welche die grause Mähr berichten, stimmen ziemlich darin überein, daß sie alle etwa 40 Fuß lang und so dick wie ein Faß sind. Da Schiffer, besonders in Amerika, in dem Geruche ungeheurer Wahrheitsliebe stehen, so wird auch diese Seeschlange mit jener des Oceans die gleiche wissenschaftliche Bedeutung haben und etwa als Anguis mendax in die Compendien aufgenommen werden.

*

Den Professoren Virchow und Vogt wurde am 31. August von ihren Verehrern ein Banket im Palais Royal zu Paris gegeben. Der Professor der medizinischen Fakultät in Paris, Hr. Broca, führte den Vorsitz. Virchow feierte in seiner Tischrede mit beredten Worten den Individualismus. In allen Lagen des Lebens soll der Mann vor allen Dingen er selbst und derselbe sein und sich nicht in engherzigen und partikularistischen Lehren einschließen. Dann allein sei er stark und könne er der Zukunft mit Vertrauen entgegenblicken; er sei dann weder Franzose noch Preuße, sondern Weltbürger.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. G. Kupfer.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 73. Mittwoch den 11. September 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Börner entschied sich nach kurzem Kampf für die Anleihe, denn es handelte sich nicht nur um die Deckung einiger Wechsel, die demnächst einlaufen mußten, sondern auch um Auszahlung der Wochenlöhne.

„So gehen Sie denn mit Gott!“ rief der Fabrikant. „Ach, daß ich solche Zeiten erleben muß!“

Der Vormittag verfloß.

Mit dem Schlag zwölf Uhr gingen die beiden Männer zu Tische. Hermine erwartete sie in dem Speisezimmer. Heute hatte sie den Vater noch nicht gesehen; sie eilte ihm entgegen und küßte ihm, wie sie stets pflegte, die Wange. Bestürzt trat sie zurück.

„Was ist dir, Vater?“

„Aengstige dich nicht, mein Kind; die Last der Geschäftssorgen, die mich drückt, wird bald beseitigt sein. Ich leide nicht allein unter dem Drucke der eingetretenen traurigen Verhältnisse ... der drohende Krieg schwächt das Vertrauen und leert die Gelder in den Kassen. ..“

„Die Geschäftsleute haben den Kopf verloren!“ fügte der Buchhalter hinzu. „Es ist ja immer so gewesen. Der erste Schreck muß überwunden werden. Stellt sich das Bedürfniß heraus, so lebt der Handel wieder auf. Außerdem glaube ich nimmer an den Krieg. Man treibt die Rüstungen bis zum Aeußersten und schließt Frieden, ehe ein Schuß abgefeuert wird. *Es können ja nicht* Deutsche gegen Deutsche kämpfen. Der *alte Bundestag* hat sich überlebt, er ist ein überflüssiges, den Fortschritt hemmendes Institut; man wird ohne Schwertstreich ein Volksparlament einsetzen, wie Preußen vorgeschlagen hat, und die Sache ist abgethan. Einen großen Zollverband muß jeder Geschäftsmann wünschen, damit er frei seine Unternehmungen nach allen Gegenden Deutschlands ausdehnen kann. ... O, ich erinnere mich der Zeit noch, in der der Reisende täglich zwei, auch drei Mal auf eine Zollgrenze stieß ... da wurde man untersucht wie ein Verbrecher und mußte Steuern zahlen, daß Einem die Augen übergingen. Dieser Jammer ist vorüber, er wird wohl nie wieder über uns kommen. Vor jedem Reinigungsprozesse muß eine Gährung eintreten ... wir haben *sie jetzt*.“

Heßler würde seine Ansichten noch weiter entwickelt haben, wenn Hermine ihn nicht an das Essen erinnert hätte. Der brave Alte liebte eine gute Tafel, und ein gutes Glas Wein. Für Beides sorgte die Tochter vom Hause gewissenhaft. Das Gespräch während der Mahlzeit war nicht so lebhaft wie sonst; gab sich der Fabrikant auch Mühe, seine Sorgen zu verbergen, er konnte doch nicht heiter erscheinen. Zum ersten Male in seinem Leben befand er sich in einer so peinlichen Lage, weder durch Umsicht noch durch Thätigkeit hatte er ihr vorbeugen können. Der jähe Schlag war wie ein Blitz aus heiterer Luft gekommen. Die kluge Tochter kannte den Vater zu genau, sie wußte, daß nur schwere Schläge den Muth des beharrlichen Geschäftsmannes beugen konnten. Aengstlich betrachtete sie seine kummervollen Züge.

„Bist du krank, Vater?“ fragte sie nach Tische.

Börner sah seine reizende Tochter schmerzlich lächelnd an.

„Ich bin nur verstimmt,“ antwortete er. „Es thut mir weh, daß ich die Hälfte der Arbeiter entlassen muß. ..“

„Warum denn?“

„Aus tausend triftigen Gründen. Frage Heßler, er wird sie dir mittheilen.“

Der Fabrikant ging in sein Zimmer, wo er nach Tische ein halbes Stündchen zu ruhen pflegte. Heute saß er still auf dem Sopha und murmelte vor sich hin: „Es wäre schrecklich, wenn ich meine Zahlungen einstellen müßte. Treiben mich auch Verhältnisse und schurkische Geschäftsfreunde dazu, es bleibt doch immer eine Schmach. Der gute Ruf, den ich mir in einer Reihe von Jahren erworben, das mühsam errungene Vermögen... Alles ist dahin. Das Etablissement, mein Werk, auf das ich noch so viele und große Hoffnungen gesetzt, geht in fremde Hände über. Ich muß vorbeugen, um jeden Preis! Nein, ich trenne mich nicht von dieser Scholle, die mir lieb und werth geworden. Bleibe ich Besitzer, so kann ich nach überstandenen Drangsalen mit frischer Kraft arbeiten ... aber ich muß von Neuem anfangen, wenn ich mich vertreiben lasse. Ehre und Klugheit gebieten, auszuharren — mag Heßler gehen und um jeden Preis Geld schaffen.“

Der Fabrikant gedachte seiner Tochter nicht; die Ehre des Geschäftsmannes ging ihm über Alles. Er war stolz auf sein geschaffenes Werk und dies wollte er sich erhalten. Außerdem lag ihm auch die neue Fabrik am Herzen, die er nach eigener Erfindung zu bauen begonnen hatte. Bisher war er abhängig von dem Wasserstande gewesen, der im Hochsommer oft sehr gering war; die Dampfkraft sollte ferner das Wasser zum Theil ersetzen, daß der Betrieb nicht gestört wurde. Die Ehre des Erfinders stand nicht minder auf dem Spiele als die des Industriellen.

Wie der Vater war auch die Tochter bekümmert. Hermine dachte an den Geliebten, der einen gefahrvollen Pfad

wandeln sollte. Die politischen Ansichten des Buchhalters konnten sie doch nicht ganz beruhigen. Die Leitartikel in den Zeitungen und die Berichte über die ausgedehnten Rüstungen Oesterreichs und Preußens, die sie im Laufe des Vormittags aus leicht begreiflichen Gründen gelesen, deuteten alle auf einen baldigen Ausbruch des Kriegs hin. Hermine trieb von nun an Politik aus Liebe und aus Besorgniß für den Vater; sie war erbittert auf den Urheber des Conflikts, und sprach sich in diesem Sinne dem Buchhalter gegenüber aus.

„Sie haben Recht," antwortete Heßler, „aber es läßt sich nicht ändern. Nehmen wir die Dinge wie sie sind und richten wir uns darnach ein."

„Wohin, Heßler?"

„Fort!"

„Es ist kaum ein Uhr!"

„Ich habe einen wichtigen Geschäftsgang zu besorgen."

„Zu den armen Arbeitern . . ."

„Ja!"

„Mein Gott, läßt sich denn das nicht ändern?"

„Vor der Hand nicht."

„Man möchte verzweifeln," rief Hermine weinend. „Die Staatslenker sollen doch mehr Rücksicht auf die Unterthanen nehmen, die in Noth und Elend gebracht werden."

„Höhere Rücksichten dürfen darunter nicht leiden. Wenn Handel und Wandel blühen, verdienen auch die Arbeiter. Deutschland muß groß und stark werden, darf nicht unter partikularistischen Interessen leiden, dann erst ist es gut. Auf Wiedersehen, Fräulein Hermine. Trösten Sie sich nur, es wird noch Alles gut werden."

„Wenn der Vater ruinirt ist."

„So weit wird es nicht kommen."

„Er ist schon auf dem besten Wege. Ach, wäre ich nicht so schwach, könnte ich nicht einen Machtspruch thun!"

Der Buchhalter entfernte sich rasch.

„Eine gute Tochter!" dachte er. „Sie begreift schon die mißliche Lage des Vaters und hat von ihrem Standpunkte aus Recht. Später werde ich sie aufklären, schlagen wir zuvor die drohenden Stürme ab."

III.

Der Buchhalter verließ die Fabrik und schritt einem Eichenforste zu, der sich am rechten Ufer des Flusses hinzog. Zehn Minuten später ging er über einen Steg und erreichte das entgegengesetzte Ufer. Von hier aus schlängelte sich der Fußpfad über eine Wiese, aus deren frischem Grün sich hier und dort Gruppen von Buchen erhoben. Der Plan bot einen köstlichen Anblick. Die Sonne schien warm und die Lerchen schwirrten schon in der blauen Luft. Aus dem grünen Rasen sprießten die Wiesenblumen empor, blau, gelb und weiß im reizenden Gemisch. Abermals nach zehn Minuten begann der Forst wieder, der hier aus schlanken Birken bestand, deren Stämme weißlich durch das frische Grün schimmerten. Eine wahre Sabbathsruhe lag über der Landschaft ausgebreitet. Aus der Ferne erklang leise das Rauschen der Gebirgswasser, die sich widerstrebend in die engen Ufer einzwängen ließen. Heßler schritt sinnend weiter, er überdachte die Worte, die er an den reichen Gutsbesitzer richten wollte.

„Kohler wird das Kapital leihen," murmelte er vor sich hin, „ich zweifle nicht daran. Und wenn er will, so kann er es auch. Wahrlich, der Nachbar wird sich geschmeichelt fühlen, daß ein Mann wie Börner ihn um eine Gefälligkeit bittet. Wir sind ihm ja sicher genug; von Gefahr kann keine Rede hier sein. Ich rücke kurz und bündig mit der Sprache heraus, und die Sache ist abgemacht. Freilich, wundern wird sich Kohler, denn Niemand hat eine Ahnung von der Verlegenheit des reichen Fabrikanten, den die Welt für gut situirt hält. Von dem Fallissement des Bankiers darf ich nichts sagen . . . die allgemeine Stockung mag Alles entschuldigen."

In der Biegung des schmalen Pfades kam ihm ein Reiter entgegen, dem zwei große Jagdhunde voransprangen.

„Guten Tag, Herr Oberförster!" grüßte freundlich der Buchhalter.

Der ergraute Forstmann nickte mürrisch mit dem Kopfe und ritt vorüber.

Heßler sah ihm lächelnd nach.

„Ist das ein Mann!" dachte er. „Großberg überträgt seinen Groll auch auf mich, der ich ihm nie ein Leid zugefügt habe. Ich bin der Buchhalter seines Feindes . . . das ist ein sehr triftiger Grund. Habe es nicht gern, daß Leute mit mir in Feindschaft leben. Wie würde dieser Oberförster sich in's Fäustchen lachen, wenn Börner akkordiren oder wohl gar Bankerott machen müßte... Nein, daraus wird Nichts, und sollte ich von Pontius zu Pilatus laufen. Das Kapital wird geschafft. Teufel, Börner, der Ehrenmann wird doch einen Kredit von zwölftausend Thalern haben.

Wie angespornt durch diese Gedanken schritt der Alte rascher weiter. Bald endete der Forst und das freie Feld breitete sich aus, eine prachtvolle Ackerfläche, in deren Mitte das Gut lag, das der Buchhalter nach einer Viertelstunde erreichte. Ein schönes Eisengitterthor führte in den weiten Hof. Wagen, Pflüge und Eggen standen in musterhafter Ordnung. Alles verrieth, daß ein tüchtiger Landwirth hier regierte. Die Wirthschaftsgebäude, obwohl alt, waren sauber und freundlich. Die Scheuern mit ihren rothen Ziegeldächern glichen kolossalen Speichern einer Fabrik. Ueber die Dächer empor erhob sich ein hoher Schornstein, dem eine dunkle Rauchwolke entströmte. Der Besitzer hatte außer der Oekonomie eine Zuckerfabrik. Dem Thore gegenüber lag das Herrenhaus, ein stattliches Gebäude mit Balcon und Freitreppe. Früher hatte ein Baron hier gewohnt, dessen Familie ausgestorben; die Seitenverwandten, eine beträchtliche Zahl armer Edelleute, hatten das Rittergut verkauft, um theilen zu können. Der Vater Kohlers, ein reicher Kornhändler, hatte es erstanden. So war der Edelsitz in die Hand eines bürgerlichen Spekulanten gekommen.

Heßler stieg die Freitreppe hinan und betrat die Hausflur. Eine Magd rief den Bedienten des Gutsherrn.

„Kennen Sie mich?" fragte lächelnd der Alte.

„Ja, Herr Buchhalter."

„So melden sie mich Herrn Kohler."

„Der Herr Amtmann ist soeben aus dem Garten zurückgekommen."

„Desto besser!"

Drei Minuten später war Heßler vorgelassen.

Der Gutsbesitzer war ein kleiner untersetzter Mann von achtunddreißig Jahren. Seine fleischigen Wangen waren stark geröthet und seinen Kopf bedeckte ein schwarzes borstiges Haar, in dem sich schon weiße Streifen zeigten. Die Brauen lagen wie schwarze Raupen über den kleinen dunkelglühenden Augen. Ein kurzer, dicker Bart schmückte die Wangen. Das Kinn war glatt rasirt, es schimmerte bläulich. Durch die dunkelrothen, aufgeworfenen Lippen sah man große schneeweiße Zähne. Kohler war einfach, aber äußerst sauber gekleidet. Eine werthvolle Diamantennadel erglänzte auf seinem weißen Hemd-

Wenn Heßler auf einen freundlichen Empfang gerechnet, so hatte er sich nicht getäuscht. Der Amtmann reichte ihm beide Hände und führte ihn zu dem Sopha. Dann fragte er nach Befinden des Fabrikanten, seines lieben Nachbarn. Heßler gab Auskunft, leitete geschickt das Gespräch auf die obwaltenden Verhältnisse, schilderte die Verlegenheit seines Chefs als eine nothwendige Folge der allgemeinen Geldcrisis und rückte endlich mit der Bitte um ein Darlehen gegen übliche Zinsen und genügende Sicherheit heraus.

Kohler hatte in großer Spannung zugehört. Dann saß er einige Augenblicke still, den großen Siegelring an seinem kurzen fleischigen Finger betrachtend.

„Ich glaube es kaum!" sagte er kurz.

„Was, Herr Amtmann?"

„Daß Börner jetzt schon in Verlegenheit ist."

„Wäre er es nicht, ich würde mich Ihnen nicht mitgetheilt haben. Die Sache ist zu richtig."

„Ich begreife das! Meiner Diskretion dürfen sie gewiß sein. Auch fühle ich mich geschmeichelt, daß Börner das Vertrauen in mich setzt . . ."

„Und Sie, Herr Amtmann, werden es sicher rechtfertigen."

„Ich mache keine Geldgeschäfte, Herr Heßler."

„Ist mir bekannt; wir rechnen mehr auf Ihre freundnachbarliche Gefälligkeit. . . ."

„Wohl wahr; indeß die Zeiten, die noch schlimmer werden können . . . bricht der Krieg los, woran kaum noch zu *zweifeln*, so läßt sich das Ende nicht absehen."

„Lieber Herr," rief der Buchhalter, „Ihr Kapital ist bei uns eben so sicher, als es in Ihrem Schranke ist."

„O gewiß! Aber wer sagt Ihnen denn, daß ich Kapitale im Schranke habe? Sie als Geschäftsmann müssen doch wissen, daß man größere Summen vortheilhaft anlegt. . ."

„Sie können schon aushelfen, wenn Sie wollen. Jede Sicherheit, die Sie fordern, wird gewährt. . . ."

„Sprechen Sie doch nicht von Sicherheit! Börner ist ein Ehrenmann, der nicht leiht, wenn er nicht weiß, daß er *zurückzahlen* kann. Und Sie, lieber Herr Heßler, werden ein Geschäft nicht vermitteln, das auf schwachen Füßen steht."

„Deß' ist Gott mein Zeuge!"

„Ich wiederhole, daß ich ohne große Opfer nicht im Stande bin, dem Wunsche Börner's zu genügen. Es liegt allerdings im Reiche der Möglichkeit. . ."

„Sie verbinden sich meinem Chef für ewige Zeiten," sagte *mit bewegter* Stimme der Buchhalter. „Die Ehre eines Fabri*kanten hängt* von pünktlicher Zahlung ab . . . es werden in *der nächsten* Zeit Wechsel einlaufen . . . Sie kennen das Ehrgefühl und den Stolz Börner's . . . Thun Sie ein Uebriges, Herr Amtmann!"

„Börner muß doch einen Bankier haben!"

Das Gespräch stockte.

(Fortsetzung folgt.)

Santa Maddalena.

Mitgetheilt von Alexis Denecke in der „Post".

(Schluß.)

„Ist Jemand in diesem Closet, Sennora?" fragte der Marquese, drohend mit dem Finger dorthin deutend.

„Nein, Niemand, mein Gemahl," stammelte die Marquesa mit Mühe und todtenbleich.

„Nicht? So führen wohl Mäuschen ein Tänzlein drinnen auf, daß die Courtine hin und her schaukelt. Laß' doch ein Mal sehen!"

Und der Herr schritt der Thüre zu.

In demselben Augenblick war aber auch die Marquesa davor, sie mit ihrem Leibe deckend.

„Nicht weiter, Don Fernando, mit Ihrem Verdachte. Sind Sie ein Edelmann von echt spanischem Blute, so müssen Sie es sich genügen lassen an dem Worte der, die Sie zu Ihrer Gemahlin erhoben, oder Sie entehren sich und mich in den Augen des Dieners dort. Zwingen Sie mich mit unwürdiger Gewalt, meinen Platz hier zu räumen und finden Sie, wie ich Ihnen sagte, Niemand in diesem Gemache, so vergessen Sie nicht, daß unsere Trennung damit ausgesprochen!"

Sie keuchte diese Worte aus kochender Brust hervor.

Der Marquese trat einen Schritt zurück, sie gleichsam mit den Augen verschlingend.

„Sie haben Recht, Sennora, kein Mißtrauen! Verzeihen Sie mir, wenn ein ungerechter Verdacht Sie kränkte . . ."

Dann plötzlich, wie von einem treffenden Gedanken gepackt, rief er:

„Schaffen wir diesen Zankapfel aus der Welt, damit sein Anblick uns ferner nicht mehr an diese peinliche Minute erinnere. — Pedro, rufe mir Jose, den Maurer, von unten herauf!"

Eine haarsträubende Ahnung stieg in mir auf und — ich fühlte es — auch in der Marquesa, die erschöpft in einen Sessel gesunken war.

Jose erschien, die Mauerkelle in der Hand.

„Hört, Meister Jose, habt Ihr behauene Quadersteine vorräthig?"

„Zu Befehl, Excellenza, wohl an die Tausende."

„Gut, so vermauert mir sofort dort jene Blendung mit der Thüre. Ihr laßt Alles so, wie es ist. Macht Euch sofort mit zweien Eurer Gesellen an's Werk und seid Ihr in einer Stunde fertig, so erhaltet Ihr je einen Quadrupel — Ihr selbst natürlich das Doppelte. Marsch, trollt euch!"

„Zu Befehl, Excellenza!"

Die Marquesa war, dem Schreck erliegend, in Ohnmacht gesunken; ihr Gemahl promenirte im Gemach auf und ab, keinen Blick von jener verhängnißvollen Thüre wendend.

Mit geflissentlicher Eile, die mir das Haar auf dem Haupte zu Berge trieb, schleppten Jose's Gehilfen die mächtigen Steine heran, während er selbst sie kunstgerecht fügte, daß die starke Mauer zusehends wuchs. Von den Schlägen des schweren Hammers erwachte die betäubte Marquesa. Mit stieren Blicken verfolgte sie die entsetzliche Arbeit. Der Marquese trommelte an den Fensterscheiben.

Schon war Jose bis über halbe Manneshöhe gelangt, als sein Hammer das Glas in der Thür zertrümmerte. Einen Augenblick lang, aber eben auch nur einen Augenblick, zeigte sich ein bleiches Antlitz dahinter. Die Marquesa und ich hatten es gesehen, der Marquese, der seitwärts stand und Jose, der sich eben nach Mörtel bückte, nicht! . . .

Vor Ablauf einer Stunde, die mir zu einem Jahre der Folterqual wurde, war das Mauerwerk vollendet. Jose wollte sich mit seinen Leuten entfernen.

„Halt da, Meister Jose, wir sind noch nicht am Ende. Verweilt noch hier!"

Der Marquese ging mit einem teuflischen Blick auf seine Gemahlin zu, die, todtenähnlich in sich versunken, an dem Alkoven links hier lehnte. Doch kaum hatte Don Fernando das Gemach verlassen, als sie, einer Wahnsinnigen gleich, auf die frische Mauer zustürzte.

„Jose, per todos los santos, reißt die Mauer wieder ein!"

„Wie, Sennora, die Mauer . . . ."

„Ich will Euch Zeitlebens glücklich machen, mit Gold überschütten, aber rettet, eilt . . . ." Dabei kratzten ihre zarten, rosigen Finger den Mörtel herunter, daß das Blut unter den Nägeln hervorquoll.

Der Marquese trat wieder ein, zwei starke Eisenstangen in der Hand. Bei ihrem Anblick sank Donna Isabella von Neuem zusammen.

„Hier, Meister Jose," sprach der Gebieter langsam und bedächtig, „da wir nicht wissen können, ob nicht irgend ein Gottesgeschöpf hinter dieser Mauer geblieben, so ist es Christenpflicht, das Zeichen des Erlösers davor zu heften. D'rum mauert mir diese Eisen in Kreuzesform, fest eingekeilt, darüber, damit unser Gewissen frei bleibe von jedem Vorwurf."

Die Marquese fiel mit einem dumpfen Schrei zur Erde.

„Die Mädchen!" befahl kalt der Herr.

Ich rief die Kammerzofen der Herrin; sie kamen gestürzt, denn eine Ahnung, daß etwas Außerordentliches sich begeben haben müsse, durchschauerte Alles im Schloß.

„Loretta, Manuelita, schafft Eure Herrin fort, sie ist krank," befahl der Marquese. „Pedro, geleite sie und laß dann hier mein Feldbett aufschlagen. Ich bleibe vorläufig in diesem Gemach."

Wir gehorchten seinen Befehlen. Jose beendigte sein entsetzliches Werk. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie ein blutdürstiger Tiger gelagert bleibt vor seiner ohnmächtigen Beute, die ihm nicht zu entrinnen vermag, so weilte Tag und Nacht der Marquese hier in dieser Rotunde vor jener furchtbaren Grabesmauer volle zwanzig Tage. Die wichtigsten Nachrichten vom Süden, wo inzwischen der Volksaufstand in hellen Flammen aufgelodert, vermochten nicht, ihn von dieser grausigen Stätte zu entfernen. Stets fand ich ihn, Bücher in der Hand, auf seinem Sitze, gegenüber dem höhnenden Kreuze von Eisen, unbekümmert um seine Gemahlin, die in fortdauernden Fieberphantasien lag. Das unglückliche Opfer dort war wohl längst todt, denn das leise, gespenstige Huschen und Klopfen, das ich in den ersten Tagen dann und wann vernahm, war bald gänzlich verstummt. Am einundzwanzigsten Tage endlich erhob sich der Marquese.

„Pedro, laß mein Pferd satteln; ich muß fort! Du achtest darauf, daß hier im Gemache Nichts geändert wird, bis ich zurückkehre. Grüße deine Herrin von mir! . . .

Gleich darauf sprengte er vom Hofe. Wenige Tage darauf fiel er, von französischen Kugeln getroffen, bei Saragossa . . . .

„Und die Marquesa", fragte ich nach einer langen Pause.

„Ihre Jugend, ihre kräftige Natur siegte über die Krankheit, die sie Monate lang an's Lager gefesselt hielt; nach einem halben Jahre, nachdem auch Spanien von einer Todtenruhe überkommen war, betrat sie diesen Thurm zum ersten Male wieder. Auf ihren Befehl — nach spanischen Gesetzen war sie die unbeschränkte Erbin ihres gefallenen Gatten — wurde das Gemach hier geräumt. Nur dies Betpult blieb und jener Alkoven dort, der, wenn ihr Stündlein schlägt, sie aufnehmen soll zum ewigen Schlafe. Dann soll auch dieser Thurm hier gänzlich vermauert werden! So hat sie es festgesetzt in ihrem letzten Willen bei der Kongregation des heiligen Franziskus in Barcellona, die dereinst all' ihre Güter erbt. Nur wenige weibliche Wesen, wie sie, Jüngerinen der heiligen Magdalena, duldet sie um sich zu gemeinschaftlicher herber Buße und schwerer Kasteiung, und damit Nichts hier ringsum an die Welt und das Leben erinnere, hat sie die herrlichen Bäume ausrotten und Alles, was Menschenwerk, verwüsten lassen, bis auf die traurige Stätte, die schon jetzt einem Grabe ähnlicher sieht, als einer Behausung menschlicher Wesen. Der Herr gebe ihm und ihr den ewigen Frieden!"

Noch ein stilles Gebet und der Alte führte mich langsam die Treppe wieder hinunter.

Als ich mich an der Schloßpforte verabschiedete, deutete er hinter sich. Eine Gestalt im grauen Nonnenkleide schritt langsam über den Hof, dem Thurme zu. Einige schneeweiße Haare flatterten unter der glattliegenden Kapuze hervor.

Pedro faltete die Hände und nickte mir bedeutsam zu.

Es war die einstige Herrin von Castellana, jetzt Santa Madbalena! . . . .

Miscellen.

(Die Jagd in Frankreich.) Das „Journal de Paris" glaubt zu wissen, daß der Kaiser Napoleon mit dem Kaiser von Oesterreich die Jagdsaison eröffnen wird. Außer Tausenden von Rebhühnern, welche die Gehege von Compiègne bevölkern, werden sowohl in Fontainebleau als in Rambouillet, Versailles, St. Germain und l'Angle mehr als 2000 Fasane gezüchtet, die allesammt bestimmt sind, unter den Schüssen der beiden Kaiser und der Großwürdenträger Oesterreichs und Frankreichs das Leben zu lassen. Während der Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph in Royal lieu wird auch eine große Hirsch- und Hetzjagd mit dem ganzen „boaton" in Uniform stattfinden. Der „bouton" besteht aus allen jenen Personen, welche das Recht haben, die Jägeruniform zu tragen: dreieckiger Hut, rother Frack, hirschlederne Hosen und Reiterstiefel. — Der Kaiser erlegt alljährlich 5000 Stück Wild. Kaninchen wird es in diesem Jahre weniger in den kaiserl. Gehegen geben, sie sind fast alle von einer Epidemie weggerafft worden. Die Ameisen wandern, man weiß nicht warum, in großer Anzahl aus und die Fasane werden jetzt mit einem Brei gefüttert, den man „spanish meal", spanisches Mehl, nennt.

*

Der kaiserliche Prinz von Frankreich, welcher bald seinen eigenen Hofstaat erhalten soll, wird dann auch seine eigene Villa haben. Der Kaiser hat die Absicht, ihm eine Villa mit einem Parke, der eine Ausdehnung von nicht weniger als 800 Hectares hat, und zwischen Bourg-la-Reine und Berny gelegen ist, zu kaufen. Der Kaiser hat dem Herzog v. Treviso drei Millionen für diese Besitzung anbieten lassen, der Herzog fordert aber als guter Bonapartist vier Millionen.

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 74. Sonntag den 15. September 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Heßler konnte auf die letzte Frage nicht antworten.

„Herr Amtmann,“ begann er nach einer Pause, „ich bin die Veranlassung, daß Börner sich mit der Bitte um ein Darlehen an Sie gewendet . . . jetzt sind wir in der Lage, uns an einen Bankier zu wenden und gegen hohe Zinsen zu leihen. Als treuer Diener meines Herrn suche ich ihn vor Nachtheil zu bewahren . . . aber ich bin auch Börners Freund . . . er hat keine Geheimnisse vor mir. Herr Amtmann, ich habe Ihnen einen Beweis meines großen Vertrauens zu Ihnen gegeben, indem ich Ihnen des Freundes Verlegenheit geschildert . . . .“

„Herr Heßler, ich habe Sie stets als einen braven Mann geachtet!“

„Ist mir sehr lieb!“

„Vertrauen gegen Vertrauen . . . Erkennen Sie jetzt, wie hoch ich Sie schätze. Ich spreche mich Ihnen, nur Ihnen gegenüber offen aus. Sie sollen das tiefste Geheimniß meines Herzens kennen lernen. Es ist Ihnen gewiß aufgefallen, daß ich seit längerer Zeit die Fabrik nicht besucht habe. . .“

„Hat irgend Jemand Sie beleidigt?“

„Hören Sie mich ruhig an und dann beurtheilen Sie meine Lage. Mein seliger Vater ist der Pathe Herminens. . .“

„Ich weiß es. Auch ich war Taufzeuge.“

„Schon als Kind erregte die Tochter des Nachbars mein ganzes Interesse, das je mehr wuchs, je mehr sich Hermine als Jungfrau entwickelte. Bin ich auch um einige Jahre später als sie, so hielt mich dieser Unterschied doch nicht ab, einen Lebensplan zu entwerfen, der für sie und mich ersprießlich werden konnte. Dieser Plan beschäftigte mich dergestalt, daß mir andere Verbindungen nicht in den Sinn kamen; ich vernachlässigte meine Bekanntschaften, lebte nur der Verwirklichung der gefaßten Idee und machte sie mir endlich so zu eigen, daß ich Herminen in aufrichtiger Liebe zugethan war. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß sie einen Andern mir vorziehen könnte. Darum ließ ich es an stillen Aufmerksamkeiten nicht fehlen und gab endlich bei Gelegenheit ihres letzten Geburtstages der jungen Dame meine Gefühle und Absichten deutlich zu erkennen. Hermine, deren intellectuelle Bildung ich bewundern muß, schnitt mir auf sehr delikate Weise jede Hoffnung ab und versprach, das sie hochehrende Geheimniß vor aller Welt bewahren zu wollen. Sie muß Wort gehalten haben . . . hätte sie geplaudert, so würde Börner Ihren heutigen Besuch verhindert haben. Hermine ist mir heute noch so lieb und werth als sonst; ich verhehle es nicht, daß sie mir großen Kummer bereitet hat. . . Ein Mann in meinen Jahren empfindet tiefer als der Jüngling, der feurig und leichtfertig durch die Welt braust . . . vielleicht bin ich ein wenig zu romantisch verfahren, vielleicht hätte ich dem Vater mich anvertrauen sollen, der ohne Zweifel mich unterstützt haben würde . . . es ist aber eine Eigenheit meines Charakters, jeden Erfolg mir selbst zu verdanken . . . kurz, lieber Herr Heßler, die Dinge sind gekommen wie sie eben gekommen, und Sie kennen nun den Grund, der mich veranlaßt, bis heute Junggeselle zu bleiben. Wähnen Sie nicht, daß ich dem Nachbar deshalb grolle, nein, er kennt ja die Angelegenheit nicht; aber er mag erfahren, daß ich meinem Schwiegervater jedes Opfer gebracht haben würde, auch die Anschaffung eines Kapitals unter den schwierigsten Umständen. Ich fühle, daß ich nicht unverheirathet bleiben kann... da Hermine, das Mädchen meiner wahren Liebe, mich abweist, muß ich eine Verstandsehe eingehen. . . . Alles drängt mich dazu . . . vorzüglich habgierige Vettern und Basen. . . Unter diesen Umständen, mein lieber Freund, kann ich mein Vermögen nicht zersplittern, ich bedarf des Ganzen, um wohlgeordnete Verhältnisse zu erhalten. Der Krieg bringt nach schlimme Zeiten; es stehen auch mir Verluste bevor, da ich als Zuckerfabrikant mit der merkantilen Welt engagirt bin . . . ich habe sie vielleicht schon erlitten, während ich mit Ihnen rede . . . dies Alles wirkt zusammen auf meine Entschließung. Ich muß vorsichtig verfahren und meine Zukunft in's Auge fassen. Enthebt Hermine mich der traurigen Nothwendigkeit, mir anderweit eine Hausfrau zu suchen, so bin ich im Stande, den Nachbar wirklich zu unterstützen. Dies ist die geschäftliche Seite der Angelegenheit. Daß ich meiner Gattin ein glänzendes Loos bereite, bedarf keiner Erwähnung . . . Hermine geht mir über Alles, sie kann in meinem Hause uneingeschränkt walten. Was sie zu Gunsten des Vaters thut, ist mir recht, denn ich werde nur ihren Willen haben. Sie haben mir ein Geheimniß Börner's mitgetheilt, jetzt kennen Sie das wichtigste meines Lebens.“

Kohler stand auf und ging durch das Zimmer, als ob er dem Buchhalter Zeit zum Ueberlegen gönnen wollte. Die Erzählung seiner Herzensgeschichte schien ihn erregt zu haben; er trocknete den Schweiß von der Stirn und seufzte tief auf.

„Herr Amtmann!“

„Was beliebt, Freund?“

„Ich bin höchlich erstaunt über das, was ich gehört habe.“

„Kann mir's denken."

„Und muß hinzufügen, freudig erstaunt. Eine Verbindung Herminen's mit dem werthen Nachbar ist auch mein Gedanke schon gewesen. Ich will es nicht leugnen. Zur Sprache habe ich freilich den Plan noch nicht gebracht . . . aber wahrlich, ich habe ihn gehegt!"

Die kleinen Augen Kohlers glühten.

„Heßler," fragte er, „haben Sie Herminen beobachtet?"

„Ja!"

„Unterhält sie vielleicht eine Liaison . . ."

„Ich wüßte nicht mit wem. Sie lebt klösterlich eingezogen und geht nur in Begleitung des Vaters aus. Besuche empfangen wir nicht, Sie kennen ja unsere alte Hausordnung."

„Freund, Hermine ist zwei Jahre in einem Pensionate der Stadt gewesen . . ."

„Das ist sie und, man muß ihr nachrühmen, mit Erfolg."

„Glauben Sie, daß sie eine Neigung mitgebracht hat?"

„Ich möchte das Gegentheil behaupten."

„Freund, wenn das wäre!"

„Hoffen Sie, Herr Amtmann, hoffen Sie! Noch heute werde ich Rücksprache mit Herminen nehmen, sie ist eine zu gute Tochter, als daß sie dem Vater nicht ein Opfer bringen sollte, wenn die Verbindung mit Ihnen ein Opfer zu nennen ist. Junge Mädchen haben ihre Launen . . . . rückt man ihnen den Kopf zurecht, so werden sie vernünftig, ich kenne das. Hermine wird ihre Uebereilung einsehen und schnell gut machen."

Der Amtmann ergriff die Hand des Buchhalters.

„Freund," sagte er bewegt, „ich kann nicht anders handeln! Meiner Gattin steht alles zu Gebote; sagen Sie das Herminen. Für das Glück, das sie mir durch die Annahme meiner Hand bereitet, kann ich ihr nicht genug dankbar sein. Mag sie sich nur die Mühe geben, mich näher kennen zu lernen . . ."

Der Buchhalter schüttelte die Hand Kohlers.

„Habe ich Vollmacht zu handeln?"

„Berücksichtigen Sie die Interessen Ihres Chefs und seien Sie diskret . . . das ist die einzige Bedingung, die ich Ihnen zu stellen habe."

Heßler wollte fort.

„Warten Sie noch."

„Ich stehe zu Diensten."

„Soeben fährt mein Wagen vor; ich bringe Sie bis an das Thor der Fabrik."

Beide bestiegen den eleganten Jagdwagen. Kohler selbst lenkte die glänzenden Rosse, die spielend das leichte Gefährt zogen. In der Nähe der Fabrik hielt er an. Der Buchhalter stieg aus.

„Danke, Herr Amtmann!"

„Ich glaube, Freund, daß ich Ihr Schuldner sein werde."

„Verlassen Sie sich auf mich!" versicherte der Alte.

„Sie vermögen viel in der Familie Börner's."

„Weil Vater und Tochter wissen, daß ich es gut mit ihnen meinen kann. O, hätten Sie mich früher in Ihr Vertrauen gezogen, es stände wohl heute anders."

„Wann sehe ich Sie wieder, alter Freund?"

„Sobald ich Ihnen ein Resultat meiner Bemühungen melden kann."

Heßler ging über die Brücke und verschwand in dem Thore der Fabrik.

„Ich hoffe," dachte Kohler, „daß der alte Hausfreund recht bald sich bei mir einstellen wird. Einen bessern Bundesgenossen konnte ich wahrlich nicht finden. Heßler ist ein praktischer Mann; Börner, der stolze und ehrgeizige Fabrikant, steckt in Noth, reiche Schwiegersöhne wachsen nicht auf den Bäumen . . . mir scheint, meine Herzensangelegenheit steht gut."

Er wandte die Rosse und bog in einen Weg, der an der Gartenmauer hinführte. Die Mauer war nicht hoch, der im offenen Wagen sitzende Amtmann konnte darüber hinwegsehen. Und so war es ihm gestattet, Herminen zu beobachten, die langsam und sinnend durch die Wege ging. Ein großes Tuch hüllte ihre schöne schlanke Gestalt ein. Ihr Haupt war unbedeckt.

„Armes Kind!" dachte seufzend der Amtmann, der die Pferde langsam gehen ließ. „Dir geht das Schicksal deines Vaters zu Herzen. Sprich ein freundliches Wort zu mir und die Wetterwolken, die drohend heranziehen, sind verjagt. Sorglos wie eine Fürstin sollst du leben, herrliche Hermine!"

Flammenden Blicks verfolgte er die Spaziergängerin, die den Beobachter nicht gewahrte. Er liebte zu leidenschaftlich, als daß er sich so bald losreißen konnte.

„Wenn sie einem Andern zugethan wäre!" dachte er mit einem unbeschreiblich bittern Gefühl. „Bah, ich besiege alle Hindernisse durch die Gewalt meines Reichthums. Das Geld sei meine Waffe, da die Natur mir Vorzüge versagt hat, die bei den Frauen ins Gewicht fallen. Diese oder keine sei mein Weib! Ihr opfere ich Alles, was ich besitze!"

Hermine war verschwunden.

Kohler trieb die Pferde an und jagte auf einem weiten Umwege nach seinem Gute zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ofenplauderer.

(Aus dem „Fremdenblatt.")

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte die schöne Stadt Nürnberg schwere Tage. Markgraf Friedrich wollte ihnen das Stadtgebiet kürzen und hatte das Einziehen der Grabenerweiterung befohlen. Als sich die Nürnberger nicht gutwillig fügen wollten, sandte er seinen Sohn Kasimir, einen achtzehnjährigen Jüngling über sie, und der nach Thaten heiß Dürstende schaltete im Lande mit großer Strenge und Grausamkeit. So ließ er im Jahre 1502 bei Gelegenheit eines sogenannten Kirchweihschutzes im Dorfe Affalterbach, zu welchem ihn die Nürnberger spöttisch eingeladen hatten, über dreihundert derselben erschlagen und die Uebrigen in die Stadt hineinjagen; ein andermal ließ er mehreren Gefangenen, die ihm hatten sagen lassen, sie wollten ihn nicht ansehen, die Augen ausstechen und so Aehnliches.

Da war es denn leicht begreiflich, daß die Stadt Nürnberg auf den Zinnen ihrer Mauern sorgsame Wächter hielt, und es that wahrlich noth, daß diese getreu auslugten, denn mit Markgraf Kasimir war nicht zu spaßen, wenn der so die Stadt unversehens überrumpelt hätte.

Es war am Egydientage. Ein rauher Wind wüthete vom Morgen an bis in die Nacht hinein, der Regen rauschte nebstbei herab und man konnte nicht auf fünf Schritte weit sehen.

Wie unbehaglich mußte da den Waffenknechten oben auf den Zinnen am Frauenthore zu Muthe sein, sie, die bis auf die Haut durchnäßt waren, da ihnen der Staubregen keinen trockenen Faden am Leibe ließ.

„Was stehen wir denn da," brummte der Eine und schüttelte das Wasser von der Stahlhaube, „und lassen uns wie die Hunde beregnen? Seit Monden haben wir nichts vom Feinde gesehen, und bei solchem Wetter weiß sich Markgraf Kasimir ein gutes Beitlein, statt eines Anmarsches auf unsere mit guten Zinnen versehene Stadt."

„Glaub's wohl," meinte ein feister Scharfschütz. „Auch den Lanzknechten wird's zwischen Mauern, beim Becher und Krug annehmlicher dünken, als draußen auf der Lauer gegen uns. Was könnt' es schaden, wenn wir beim Wirth unten in der Thorschenke einsprechen, statt daß wir hier vor Frost mit den Zähnen klappern."

„Ich könnt' ja gar nicht Allarm schlagen," setzte der Trommelschläger hinzu, „wenn ich's wirklich müßte; auf dem nassen Fell gäb's keinen Ton."

„Also in die Thorschenke!" rief man einstimmig, und bald saßen die Wächter dieses Stadttheils gemächlich beim Zapfenbier und Becherwürfeln, mit Wirth und Kellnerin ihr Kurzweil treibend, Schelmenliedchen singend oder Mährlein erzählend.

In einer Ecke saß ein ehrsamer, biederer Schneider mit seinem wohlgestalteten achtjährigen Söhnlein, welches so reich mit der Gottesgabe Verstand gesegnet war, daß sein Vater herzinnige Freude an ihm hatte. Durch Fleiß, Wißbegierde und angebornes Talent überflügelte Hanns alle seine Mitschüler, Gottesfurcht und Tugend lebten in dessen edlem Herzen und Gemüthe, und das zarte Pflänzchen erblühte sichtlich zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen.

„Vater," sagte der Knabe halblaut, „wär ich ein Mann, so ging ich rauf auf die Zinnen und wachte anstatt der säumigen Knechte. Solch' schlechte Zeit mag gar sehr zur Vorsicht mahnen."

„Magst nicht Unrecht haben, mein Büblein," erwiederte der Vater.

„Der kleine Knirps will uns wohl Lehren geben?" fragte barsch und roh einer der Wächter, der des Knaben Worte aufgefangen hatte, da er in seiner Nähe saß.

„Und warum nicht, lieber Herr?" erwiderte der Knabe. „Gott verwehrt es keinem Munde, Andere zu belehren, und ich könnt' Euch beweisen, daß selbst kleine Thierchen gute Lehren zu geben vermögen."

„Was du nicht Alles weißt?" rief der Wirth. „Ich kenn' kein Beispiel, daß ein Thierchen zu belehren verstünde."

„Soll ich Euch's erzählen? So hört der Nachtigall drei gute Lehren."

„Vor Jahren lebte ein alter Bauer, der hatte einen sehr lustigen Wald, darin war ein grüner Rasenplatz, der war ganz voll von buntem Klee und Blümlein, durch selben floß ein Bächlein, das unweit aus einem klaren kühlen Quell entstand; dabei hörte man der Vögel mannigfaltige Weisen, daß es gar wonniglich erklang. Vor allen Vögeln des Haines war aber eine Nachtigall, deren süße Stimme erscholl durch die weite Flur. Eines Tages begab sich der Bauer in seinen Wald, um unter dem Schatten eines Baumes der Ruhe zu pflegen; da hörte er mit Freuden der Nachtigall zu, wie sie gar kunstreich figurirte und bald hoch, bald wieder im niederen Tone sang und so wunderschöne Läufe machte, daß solche gar nicht sattsam beschrieben und erzählt werden können. Der Bauer dachte in seinem Sinn: Oh, wenn ich die Nachtigall haben könnte! — und dann stellte er ihr so lange nach, bis sie endlich gefangen wurde. Aber als er sie in der Hand hielt, fing sie folgendermaßen zu sprechen an:

„Warum hast du so große Mühe angewandt, um mich zu fahen, und was bin ich dir jetzt nütze?"

„Gar viel bist du mir nütze, schönes Vögelein," erwiderte der Bauer. „Denn du sollst mein Hausmusikus sein und mir Tag und Nacht deine süßen Weisen vorsingen."

„Ich sage dir, du sollst mich nicht zwingen, dir eine einzige Weise zu singen."

„Wie sprichst du so verwegen und weigerst dich, mir Musik zu machen? So wisse, daß ich dich essen will und du mit dem Leben deinen Trotz büßen sollst."

„Da werde ich dir wenig helfen. Denn so du mich siedest, so werde ich so klein, daß du mich im Schlingen kaum verspürest, und bratest du mich, so werde ich noch kleiner. Aber wenn du mich wieder fliegen lässest, so will ich dir drei weise Lehren geben; die mögen dir in deinem Lebenswandel wohl mehr werth sein, als drei feiste Kälber."

„So schwöre mir hier einen Eid, daß du mir die drei Stücke lehren willst, so ich dir die Freiheit schenke."

Die Nachtigall schwur nun, was der Bauer verlangte, und dieser ließ das Vögelein aus der Hand, das sich auf einen Ast setzte und also sprach: „Nun merke meine erste Lehre: Daß du niemals etwas glauben sollst, als wo man dir die Wahrheit beweisen kann; die andere Lehre ist: Alles was dein ist, das behalt', daß du seiner in Ruhe genießest; die dritte Lehre merk' dir: Was du verloren, so daß du es nicht wieder erhalten kannst, dasselbe schlag' dir aus dem Sinn und vergesse des Schadens bald. — So und nun hast du die drei weisen Lehren, die dir viel helfen werden, so du ihrer nicht vergißt."

Mit diesen Worten schwang sich die Nachtigall hoch auf eine grüne Linde und sang:

„Gott sei Lob auf höchstem Throne,
Der hat diesem Bauersmann
Seine leiblichen Augen also verblend't,
Daß er nicht gesehen, noch erkennt
Den köstlichen Karfunkelstein,
Den ich trag' in meinem Leibe klein;
Der ist wohl an drei Lothe schwer,
Davon gar reich und mächtig worden wär'
Der Bauer; konnte groß Gut erwerben,
Ich aber hätt' müssen sterben,
Wenn er ihn aus mein Leib geschnitten —
Nun freu' ich mich in Waldes Mitten."

Kaum war die Rede beendet, schlug sich der Bauer vor die Brust, zerraufte sein Haar und rief verzweifelnd:

„Oh weh, mir Armen! war ich denn meiner Sinne ganz beraubt, daß ich dem Vogel auf sein Wort geglaubt und ihn habe fliegen lassen! — Oh, wenn ich ihn jetzt wieder hätte, wie sollte er alsbald den Tod erleiden, daß ich ihm den köstlichen Karfunkelstein aus dem Leibe schnitte und ein reicher Mann würde!"

„Oh Thor," entgegnete die Nachtigall. „Was bist du so betrübt und trauerst so um den Verlust? — Hast du so bald die drei Lehren vergessen? — Habe ich dir nicht gesagt, du sollst nur glauben, was der Wahrheit gleich ist, und wie sollte es möglich sein, daß ich in meinem Leibe einen Karfunkel hätte, der drei Loth schwer, da ich selbst kaum ein Loth wiege? — Zum andern, wenn solches in der That wäre, daß mein Leib einen solchen Schatz verwahrte, warum behieltst du mich nicht, als ich noch in deinen Händen war, sondern ließest mich fliegen? — Und zum Dritten, was trauerst du also sehr, da

du mich einmal verloren hast und nicht wieder fangen wirst? — Du solltest vergessen, was nicht zu ändern ist, statt daß du dein Herz noch immerfort quälest."

Und mit diesen Worten schwang sich die Nachtigall fröhlich auf, flog über Berg und Thal und ließ den alten Bauer in großem Unmuth und Herzensangst zurück.

„Herrlich! Lieblich!" ertönte es aus dem Munde der Aufmerksamen, während der Schneider sein Söhnlein ob des geistvollen Mährleins auf die rosigen Lippen küßte.

Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen und ein Knabe stürzte herein, bleichen Angesichts, mit stierem Blick, welcher that, als ob er Niemanden sähe und stürzte hastig auf den Ofen zu.

„Grüß dich Gott, mein lieber Ofen!" so sprach er denselben an. „Dich allein such' ich, lieber Ofen, in diesem herben Wetter und nach dem, was mir begegnet ist, und was ich keinem Menschen sagen darf!"

„Der Bursch ist sicher toll mit seinem Geschwätze, das er an den Ofen richtet!" meinte der Scharfschütz.

„Still! Still!" mahnte aber der kleine Hanns. „Das ist mein Freund, der arme Rupprecht Fauth, der Seiler werden will, und der ist g'scheidt genug, um zu wissen, was er thut. Mir ahnt Schlimmes; seid nur ruhig."

Der Knabe beim Ofen warf einen Seitenblick nach seinem kleinen Freunde, ließ sich aber weiter nicht stören und fuhr laut in seiner Weise fort.

„Wer mich so säh und aufmerkt, der könnt' meinen, ich triebe Spaß. Mir ist's aber schwerer Ernst. So wisse denn, mein lieber Ofen, heut' war ich draußen im Wald, für den Winter Holz zu sammeln, hatt' davon bald mehr, als ich tragen konnt' und mußt' oft ausruhen. Und als ich's wieder einmal that, da gewahrt ich ein Eichhörnlein, das ich darauf von Baum zu Baum verfolgt, bis ich selbst einen erstieg und es zu fangen hofft'. Was aber sah ich von da droben? — Etwa fünfzig Schritt fern, im dichten Buschwerk niedergekauert — Gewaffnete sind's — mit Hellebarden und Schwertern — die lugen aus gen Nürnberg. Zum Tod erschrecken will ich herabsteigen vom Baum, laß' aber den Zweig aus und rutsch' herunter, so daß mich das fallende Laub verräth. Einige Minuten fühlt' ich mich vom Fall betäubt, und als ich wieder um mich schauen kann, haben mich die Reisigen umringt. Die Schwerter sind auf mich gezückt, ich bitte flehentlich um's Leben. Da hört' ich rufen: „Der Ewald von Lichtenstein kommt, der soll entscheiden." Und als der kam und ich nochmals um mein Leben bat, sagte er: „Mich dauert sein junges Leben, aber sein Verrath brächt' uns Alle in Gefahr. Wenn wir ihn aber tödten oder zurückhalten, würde das vielleicht den Nürnbergern ein Zeichen zur Wachsamkeit sein. Also schwör' uns, Bursch', beim Verlust der Seligkeit und ruf' bei deinem Eid alle Strafen der Hölle auf dich und die Deinen herab, denen ich dich zurückgebe, daß du das, was du gesehen, Keinem der vom Weibe Gebornen auch nur mit einem Laut verrathen willst." — Und da mußt ich einen Eid leisten, der mein Haar emporsträubte, der mir das Mark gefrieren machte. Und so lief ich schnell hierher und halte meinen Schwur. Keinem, der vom Weib geboren, werd' ich's sagen, trotz meiner Angst, als ich sah, wie Nürnbergs Zinnen ohne Wächter sind. Dir aber, lieber Ofen, darf ich's anvertrauen, dir, dem nicht vom Weib gebornen, der aus des Maurers Kelle entstand, dir vertraue ich's, denn das schädigt nicht meinen Eid!"

Erbleichend und sorglich hatten Alle in der Schenke auf des Burschen Worte gelauscht, dann eilten die Männer von hinnen.

„Komm' an mein Herz, du kluger Ofenplauderer, du!" rief der kleine Hanns. „Ich bin stolz auf meinen Freund, der die Stadt gerettet!"

Und so war es auch. Alle Waffentragenden hatten sich geräuschlos auf den Mauern versammelt, und als um Mitternacht der Feind den Sturm begann, da strömte siedendes Wasser und Pech auf ihn hinunter, dazu wetterte das sämmtliche Geschoß, der wackere Bürgermeister Stromer ließ das Frauenthor öffnen und einen Ausfall machen, bei welchem viele Feinde getödtet und gefangen genommen wurden.

Am Tage herrschte Siegesjubel. Stromer berief Angesichts der ganzen Bürgerschaft den kleinen Ruprecht Fauth, und als derselbe auf Befragen kund gab, er wolle Seiler werden, erklärte sich die Reichsstadt zu den Kosten, bis er Meister wäre, bereit. Er kam später zu großer Wohlhabenheit und heirathete nachmals die reiche Patrizierin Tucher.

Aber der Spitzname „Ofenplauderer", den ihm sein kleiner Freund Hanns Sachs in der Schenke aufgebracht hatte, verblieb ihm bis an seinen Tod.

Miscellen.

(Ueberraschende Rechnungs-Resultate.) Vor Kurzem bildeten in einer Gesellschaft junger Kaufleute zu Frankfurt nachstehende interessante Rechnungen den Gegenstand allseitiger Bewunderung und Ueberraschung:

Ludwig Philipp war geboren	im Jahre	1773
Dessen Gemahlin	" "	1782
Sie vermählten sich	" "	1809
Bestiegen den französischen Königsthron	" "	1830

Die Zahl des Jahres, in welchem sie den Thron verloren, ergibt sich durch die Additionen der vorstehenden historischen Zahlen wie folgt:

1830		1830		1830	König geworden
1	Geburts-	1	Geburts-	1	Jahr der
7	jahr des	7	jahr der	8	Ver-
7	Königs	8	Königin	0	mählung
3		2		9	
1848		1848		1848	

Diese staunenswerthen cabalistischen Resultate führten auf den Versuch, die betreffenden Jahreszahlen des jetzigen Herrschers in Frankreich in gleicher Weise zusammenzustellen und ist das Resultat der drei Additionen merkwürdiger Weise ebenfalls gleichlautend, wie aus Nachstehendem ersichtlich:

Napoleon III. ist geboren	im Jahre	1808
Dessen Gemahlin	" "	1826
Sie vermählten sich	" "	1853
Napoleon bestieg den franz. Kaiserthron	" "	1852

1852		1852		1852	Kaiser geworden.
1	Geburts-	1	Geburts-	1	Jahr der
8	jahr des	8	jahr der	8	Ver-
0	Kaisers	2	Kaiserin	5	mählung
8		6		3	
1869		1869		1869	

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 75. Mittwoch den 18. September 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Der Buchhalter traf seinen Chef in dem Arbeitscabinete, Börner war noch ernster als am Morgen; er hatte neue Briefe erhalten, die ihm theils die Rücknahme bedeutender Aufträge, theils Zahlungseinstellungen mittheilten.

„Das ist ein schrecklicher Tag!" murmelte er. „O, hätte ich den Bau der Fabrik doch nicht begonnen! Er hat Capitale verschlungen, die für lange Zeit todt bleiben; ich würde sie jetzt auch zu meinem Heile verwenden können, wenn sie flüssig wären."

„Was ist geschehen", fragte der eintretende Heßler.

Der Fabrikherr gab ihm die Briefe.

„Das war vorauszusehen!" rief der Buchhalter, nachdem er flüchtig gelesen. „Es geht allen Geschäftsleuten so. Wir selbst haben Aufträge zurückgezogen . . . Machen wir uns auf eine völlige Stockung gefaßt."

„Und Sie, Freund, sind Sie glücklich gewesen?"

„Ich glaube."

„Was soll das heißen?"

„Hören Sie mich an und urtheilen Sie."

Der Buchhalter zog den Chef auf das kleine Ledersopha und erzählte kurz und bündig seine Unterredung mit dem Amtmanne.

„Es ist nicht möglich!" rief der erstaunte Börner.

„Jedes meiner Worte ist wahr, lieber Freund."

„Und Hermine hat Kohler abgewiesen?"

„Auf die zarteste Weise, wie sich von der gebildeten jungen Dame wohl erwarten läßt. Trotzdem ist der Amtmann noch Feuer und Flamme; er gibt wahrlich sein halbes Vermögen dem künftigen Schwiegervater, sobald Hermine sich bereit erklärt . . . Kohlers Vermögen ist sehr bedeutend. Es gibt keine vortheilhaftere Partie für unsere Hermine . . . Und Kohler will nur sie! Mein Gott, was Alles kann aus der Vereinigung der beiden Grundstücke entstehen! Mir schwindelts im Kopfe, wenn ich daran denke. Legen Sie, Freund, Ihrer Tochter ruhig die Verhältnisse dar, und sie wird um so leichter einwilligen, als ihr Herz noch frei ist. Kohlers Manieren gefallen mir; er ist nicht nur ein reicher, er ist auch ein angenehmer Mann, der nur die Hand auszustrecken braucht, um eine Frau zu bekommen. Wir haben uns immer gefragt, warum er sich nicht verheirathet . . . jetzt kennen wir den Grund. Und somit glaube ich, daß meine Mission nicht als gescheitert zu betrachten ist. Hermine wird, Hermine muß einwilligen."

Börner rieb sich den Kopf, als ob er Wunderdinge gehört hätte. — „Und Hermine hat mir kein Wort davon gesagt!"

„Aus jungfräulicher Schüchternheit."

„Seltsam, seltsam!"

„Sprechen Sie heute noch mit ihr, daß wir morgen die Geldangelegenheit ordnen können. Die Kasse ist leer und wir müssen zahlen."

Nach einer Pause rief der Fabrikant: „Es gefällt mir nicht, daß Kohler Zwangsmaßregeln anwendet. Ein ehrbares Mädchen läßt sich nicht verkaufen."

„O, Freund, fassen Sie die Sache nicht so auf!"

„Eine Heirath ist kein Geschäft."

„Nach unseren spießbürgerlichen deutschen Ansichten. Freund, die Franzosen sind viel praktischer als wir; sie haben die Civilehe, eine Institution, die ich nicht genug loben kann. Alles wird stipulirt und festgesetzt . . . . Haben Sie denn nie von einem Ehekontrakte gehört? Nein, ein solcher Kontrakt stört das Glück durchaus nicht; ich meine sogar, daß das Glück fester wird, da Streitpunkte im Voraus vermieden sind. Und, Freund, es ist Alles, wenn Sie es beim Licht betrachten, Geschäft im Leben. In den ersten Jahren mag wohl noch von Liebe die Rede sein, aber später... Nein, der erfahrene Vater muß weiter sehen als die unerfahrene Tochter, er muß die Zukunft in's Auge fassen und dem Kinde sagen, was es zu thun hat, damit es vor Reue bewahrt werde. Was ist in der Regel der Grund unglücklicher Ehen? Mangel an Geld. Ich habe es stets gescheut, mich zu verheirathen, weil ich der Frau keine sichere Existenz bieten konnte. Denken Sie, wenn ich verheirathet wäre und die jetzige Krisis mich um das Brod brächte! Geld und Gut bleibt die Grundlage irdischen Glücks. Das wissen die Menschen auch, darum jagen sie darnach. Hermine wird es Ihnen später danken, daß Sie ihr einen reichen Mann zugeführt haben."

So philosophirte der alte Junggeselle. Er hätte seine Ueberredung sparen können, denn Börner hatte seinen Entschluß gefaßt. Die Calculation des Kaufmanns hatte ihn schnell entworfen, der Stolz, die böse Zeit siegreich zu überstehen, hatte ihn festgestellt.

„Wohlan denn!" rief er. „Ich werde mit meiner Tochter sprechen. Kohler ist ein achtbarer Mann, er wird Herminen in Ehren halten."

„Er wird sie auf den Händen tragen, Freund! Sie können ihr wahrlich kein glücklicheres Loos bereiten! Hermine ist verständig genug, dies einzusehen."

„Besorgen Sie die laufenden Geschäfte, ich werde meine Familienangelegenheiten ordnen."

Börner verließ das Arbeitskabinet. Er fand seine Tochter in dem Wohnzimmer. Hermine sah ängstlich den sorgenvollen Vater an, während er von den drückenden Verhältnissen und den mehr trüben Zeiten sprach.

„Ach, Vater, du bringst trostlose Nachrichten."

„Ich bringe auch eine angenehme, eine tröstliche, die, wenn sie in Erfüllung geht, meine Pein mit einem Schlag beseitigt und den trüben Horizont der Zukunft erhellt. Glaube mir, daß der Vater nicht weniger bekümmert ist, als der Geschäftsmann. Dem Glück hängt von meinem Wohlstande ab. Ich habe nur für dich gearbeitet, nur für dich meine Unternehmungen ausgedehnt."

— „Vater, ich strebe nicht nach Glanz und Luxus; ich habe ja gar keine Macht, an dich Forderungen zu stellen."

„Aber ich weiß, was ich dir schuldig bin!" rief Börner, dem die Bescheidenheit der Tochter die Einleitung zu dem erschwerte, was er sagen wollte. „Das Ergebniß meines mühevollen Lebens und Strebens soll den Erwartungen nicht nachstehen, die du in mich zu setzen berechtigt bist . . . wenigstens der Welt gegenüber. Wir können unmöglich von der Stufe herabsteigen, die zu erreichen so viele Mühe gekostet hat."

„Du wolltest von der angenehmen Nachricht sprechen, Vater!"

„Sie ist zugleich auch wichtig . . . der Amtmann hat um deine Hand angehalten. . ."

Börner schwieg und faßte die Tochter scharf in's Auge.

„Kohler?" rief sie, mehr überrascht als erschreckt.

„Der reiche und allgemein hochgeachtete Kohler."

„Ich kenne den Amtmann zu wenig, Vater . . ."

„Aber er kennt und schätzt dich; er hat dich seit langer Zeit im Stillen beobachtet und geliebt."

Hermine faltete die leise zitternden Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch im englischen Unterhause.

I.

Das neue Parlament in London erhebt sich am Ufer der Themse und bedeckt einen großen Raum zwischen dem Strom, den tausend Dampfer durchfurchen, und der Westminster-Abtei, wo das alte England auf Alles, was dieses Monument umgibt, die feierlichen Schatten der Vergangenheit fallen läßt. Obgleich im gothischen Style gebaut, ist das nach dem Brand von 1834 gebaute Parlamentshaus ganz modern. Charles Barry war der Baumeister, und reichte das Geld allein hin, um Meisterwerke entstehen zu lassen, so wäre das Parlamentshaus unbedingt eines der Weltwunder, denn Millionen sind darauf verwendet worden. Im Punkte der architektonischen Schönheit kann man verschiedener Ansicht sein; aber dem Fremden, der London zum ersten Male betritt, verkündet dieser ungeheure Schattenriß massiver Thürme und Thürmchen, diese lange und imposante Façade, die, vom Wasser gesehen, an jedem ihrer Endpunkte zwei Flügel vorspringen läßt, diese unzähligen, mit Wappen und Arabesken geschmückten Fenster, diese von steinernen Nadeln gekrönten Mauerflächen, daß hier die Souveränetät der englischen Nation residirt. Das Innere verräth ebenfalls eine großartige Pracht. Fresken, Dekorationen im Style der Zeit Elisabeths und der Tudors, gemalte Glasfenster, die auf die Treppen, Gänge und Gallerien ein Kirchenlicht fallen lassen —, nichts ist gespart worden, um diesen für die gesetzgebende Gewalt des Staates bestimmten Räumen einen Charakter der Sammlung und ernsten Eleganz zu geben.

Dieser Palast ist ein Club, wo jedes Mitglied eines der beiden Häuser gewissermaßen heimisch ist und außerhalb des Sitzungssaales seine Mußestunden angenehm verbringen kann. Hat er nicht, um dieses zuerst hervorzuheben, eine Bibliothek von ungefähr fünfzigtausend Bänden zu seiner Verfügung? Dieser Bücherschatz befindet sich in vier ruhigen und reizenden Zimmern, die mit einander in Verbindung stehen, aber durch reiche damastene Vorhänge isolirt werden. Die Decke von Eichenholz ist in Felder eingetheilt und mit Malereien geschmückt. Die Bücherschränke sind Meisterwerke der Tischlerkunst und wie vom Bildhauer gearbeitet. Im Mittelzimmer steht ein von Lehnsesseln umgebener Tisch, beleuchtet von zwei Gascandelabern. Das Parlament bewilligt jährlich achthundert Pfund Sterling zur Unterhaltung der Bibliothek und zum Ankaufe neuer Bücher.

Wer anderen Gewohnheiten huldigt, für den öffnet sich das Rauchzimmer, ein wahrhaft schöner, in zwei Abtheilungen getheilter Saal, von Strecke zu Strecke mit langen Tischen besetzt, die vor Sophas stehen. Die Fenster gehen auf die Themse und viele Abgeordnete besuchen das Rauchzimmer bloß, um in den Zwischenräumen einer langen Debatte frische Luft zu schöpfen. Eine Glocke, die mit dem obern Stock in Verbindung steht, benachrichtigt sie, wenn eine Abstimmung bevorsteht. Ferner gibt es einen prachtvollen Speisesaal, in dem fast alle Tage zwei- bis dreihundert Parlamentsmitglieder zu Mittag speisen. Ein vom Unterhause gewählter Ausschuß führt die Verwaltung und ernennt eine Art von Gastwirth, der auf eigene Kosten und Gefahr wirthschaftet, aber Alles unter den gewöhnlichen Gasthofpreisen geben kann, da er für Miethe, Erleuchtung und Heizung, Bedienung, Porzellan und Silbergeschirr nichts zu bezahlen hat. Die Speisekarte wird immer dem Ausschusse vorgelegt, der auch die Preise feststellt. Auch für Fremde legt man Gedecke, aber in einem andern Zimmer.

Im Sitzungszimmer des Unterhauses bemerkt man eine Art von Thron, zu dem Stufen führen. Es ist der Sitz des Sprechers, eines fast als übernatürlich betrachteten Wesens, denn bis auf die letzte Zeit war seine Gegenwart unbedingt nöthig, um den Handlungen der Versammlung einen gesetzlichen Charakter zu verleihen. Vor etwa zehn Jahren war der Sprecher krank und mehrere Mitglieder leisteten in seiner Abwesenheit den Eid. Gleich erhoben sich Zweifel über die Giltigkeit der Handlung und es bedurfte eines besonderen Beschlusses des Hauses, um die Gewissen zu beruhigen. Gegenwärtig kennt der Vorsitzende des Ausschusses die Mittel und Wege, den Sprecher in gewissen Fällen zu ersetzen.

Der älteste Sprecher, dessen Andenken sich in der Geschichte erhalten hat, ist Sir Thomas Hungerford, der 1377 den Vorsitz geführt hat. Von ihm bis auf den jetzigen Sprecher Evelyn Denison haben diese gewählten Beamten eine Art von Dynastie gebildet. So alt wie das Amt ist sein Attribut, die vergoldete Keule, die früher auf dem Boden lag, aber jetzt auf einem Tische neben Gesetzbüchern und einer Sanduhr den Ehrenplatz einnimmt. Als Cromwell seinen Staatsstreich machte, entführte er diese Keule. Nach dieser Zeit ist kein Versuch mehr vorgekommen, die gesetzgebende Gewalt durch die Dictatur des Degens zu verdrängen.

Obgleich nicht auf Lebenszeit gewählt, behält der Sprecher sein Amt gewöhnlich, bis er in ein höheres Alter eintritt und dann durch einen Sitz im Oberhause belohnt wird. Er bekommt einen Jahresgehalt von sechstausend Pfund Sterling und besitzt außerdem im Parlamentsgebäude eine fürstliche Wohnung. Für diese Besoldung hat er zu repräsentiren und die Unterhausmitglieder, die in Hoftracht erscheinen müssen, der Reihe nach einzuladen. Bright und mehrere Andere folgen seinen Einladungen nie, weil es ihnen wie eine Comödie vorkommt, Frack, kurzes Beinkleid und Degen zu tragen. Wir möchten eher die Tracht, in der der Sprecher selbst im Unterhause auf seinem Throne zu sitzen hat, für eine comödienhafte erklären. Seine lange, weißgepuderte Perrücke und sein schwarzer Talar sind Anachronismen, und da man ihm erlaubt hat, seinen Dreispitz abzulegen, so könnte man ihn auch von jenen Kleidungsstücken befreien.

Im Victoria-Thurm befindet sich das große Thor, durch das die Königin bei Parlamentseröffnungen ihre Einfahrt hält. Sie begibt sich zunächst in das königl. Ankleidezimmer, wo die Ehrendamen ihr früher den k. Mantel umlegten. Seit sie Trauer trägt, liegt dieses Emblem des Königthums über den Thron in der Pairskammer gebreitet. Es würde schwer sein, von der Pracht dieses Saales und seiner massenhaften Vergoldungen, seiner mit Fresken bedeckten Mauern und seiner zwölf gothischen Fenster mit Glasmalereien, die das Licht dämpfen und es zugleich mit tausend glänzenden Farben bekleiden, einen Begriff zu geben. Bei Parlamentseröffnungen springt die Thür gegen zwei Uhr auf und es treten Herolde ein, die auf rothen Sammtkissen die Krone und das Schwert des Staates tragen. Bei der Ankunft der Königin erheben sich die Pairs von ihren Sitzen, auf denen sie streng nach der Rangordnung Platz nehmen. Nun begibt sich der Ceremonienmeister mit dem schwarzen Stabe in das Unterhaus und ladet die Mitglieder ein, die Thronrede anzuhören. Die Abgeordneten strömen wie ein Schwarm von Schulknaben aus der Thür. Neugierig, lärmend und drängend eilen sie in Unordnung an die Schranke der Lords. Es sieht eigenthümlich aus, wenn ernste Staatsmänner, von ihren Mitbrüdern gedrängt, in die Zwischenräume der Holzschnitzereien, zwischen Löwen und Einhörner, eingeklemmt werden.

Daß man den Abgeordneten während der königlichen Sitzung die demüthige Stellung vor der Schranke der Lords anweist, hat seine geschichtlichen Gründe. Darum besitzt das Unterhaus doch weit mehr Macht und Ansehen als das Oberhaus und die „Herren vom Hause der Gemeinen" können sich bei der königlichen Sitzung tief unter die Lords stellen lassen, da sie sonst hoch über ihnen stehen. Haben sie das Oberhaus verlassen, so vereinigen sie sich in ihrem eigenen Saale und berathen zuvor irgend eine von ihnen selbst ausgehende Bill, ehe sie zur Antwort auf die Thronrede schreiten.

Mit Ausnahme des Mittwochs, an dem die Sitzung am Tage stattfindet, und des Sonnabends, der ein Ruhetag ist, versammeln sich die Abgeordneten jeden Wochentag von vier Uhr Nachmittags bis zwei oder drei Uhr Morgens. Wenn man daran denkt, daß die meisten in London als Rechtsbeistände, Eisenbahndirektoren und Fabrikbesitzer eigene Geschäfte zu besorgen haben und mit Briefen und Bittschriften und Besuchen überlaufen werden, daß Mancher Morgens in Ausschußsitzungen mehrere Stunden zu verbringen hat, so bewundert man diese echt englische Thätigkeit, die in Sachen des öffentlichen Interesses keine Tageszeit und keine Ruhe kennt. Zwischen jedem Sonnenaufgang und Sonnenuntergang liegt für jeden englischen Abgeordneten eine doppelte Tagesarbeit.

Im Princip sind die Sitzungen des Unterhauses geheim und es ist eine eigenthümliche Art von Compromiß mit dem Gesetz, kraft deren Zuhörer zugelassen werden. Von den Abgeordneten wird angenommen, daß sie die Anwesenheit dieser Profanen nicht kennen, obgleich sie ihnen selbst Einlaßkarten gegeben, oder ihre Namen auf eine Liste eingetragen haben. Im neuen Saal des Westminster-Palastes sind mit großen Kosten zwei Gallerien, stranger's gallery und speaker's gallery, für die Fremden gebaut worden und doch braucht bloß ein Mitglied, zum Sprecher gewendet, zu sagen: „Sir, ich bemerke dort oben Personen, die nicht zum Hause gehören", und die Gallerien müssen geräumt werden.

Die Veröffentlichung der Parlamentsdebatten ist von etwas älterem Datum als die Zulassung der Fremden. Im Jahre 1738 brach das Gentleman's Magazine mit den alten Gebräuchen und umging das bestehende Verbot. Unter dem Titel: Debatten des Senats von Lilliput berichtete es über die Parlamentssitzungen in Artikeln, in denen jeder Redner sich erkannte. Der Unwille auf den Bänken des Unterhauses war groß und man benutzte die alten Privilegien, um die Spötter streng zu bestrafen. Zwischen dem Parlamente und der Presse entstand ein lebhafter Kampf, in dessen Verlauf muthige Publicisten, Cave, Woodfall und Perry, der Sache des Rechtes in der Meinung der gebildeten Engländer immer mehr Boden eroberten. Gesetzlich anerkannt ist die Befugniß der Presse noch heute nicht, aber keinem Menschen fällt es ein, sie anzufechten. Die Loge der Journalisten ist in beiden Häusern die parlamentarische Einrichtung, die zuletzt angetastet werden würde. Hinter dieser Loge befindet sich sogar ein mit Gas beleuchtetes Zimmer, in dem die Stenographen ihre Niederschriften ordnen und zum Drucke fertig machen können.

Um in die Gallerie der Fremden zugelassen zu werden, braucht man eine Karte, die von einem Mitgliede eigenhändig geschrieben und unterzeichnet worden ist. Mit diesem kostbaren Autograph versehen, begibt sich der Fremde ins Parlamentsgebäude, und zwar durch Westminster-Hall, den einzigen, wahrhaft alten Theil des Hauses, der von Wilhelm Rufus gegründet ist und große, aber auch düstere Erinnerungen erweckt. Hier wurde Cromwell als Protektor ausgerufen, hier Thomas Morus, Johanna Gray, Graf Essex, Elisabeths Günstling und Karl I. zum Tode verurtheilt. Durch diesen langen Saal mit nackten Gewölben schreitet man zu einer steinernen Treppe, die sich gegen eine Mauer mit einem gothischen Fenster stützt. Oben wendet man sich links und befindet sich nun in der St. Stephans-Halle, einer auf beiden Seiten von weißen Marmor-Statuen eingefaßten Gallerie. Am Eingange derselben nimmt ein Thürsteher dem Fremden seine Karte ab und wirft sie in eine Glasvase. Drei bis vierhundert Personen haben dieselbe Förmlichkeit durchgemacht, gehen in der Halle auf und ab und haben alle Muße, die historischen Figuren: Hampden, Falkland, Walpole, Burke, Pitt und Fox, zu betrachten, die einander so gegenüberstehen, als setzten sie ihren parlamentarischen Kampf auch nach dem Tode noch fort.

Um sich die Anwesenheit so vieler Fremden zu erklären, muß man wissen, daß jeder Abgeordnete jeden Tag eine Karte ausgeben kann. Da nun mindestens drei Viertheile täglich von diesem Rechte Gebrauch machen, so übersteigt die Zahl der Fremden die der Plätze bedeutend. An der Thür des Unterhauses wie an der Pforte des Paradieses gibt es mehr Berufene als Auserwählte, und wer die Unterschrift eines Parla-

mentsmitgliedes erlangt hat, der darf sich nur als einen Candidaten betrachten, dessen Ansprüche einer Entscheidung durch das Loos anheimfallen. In der That hat die Uhr des Saals kaum halb vier geschlagen, so bildet sich eine dichte Gruppe um den Thürsteher, der eine Einlaßkarte nach der anderen aus der Vase zieht und den Namen des Besitzers mit lauter Stimme ausruft. Nach siebzig macht er Halt. Die vom Loos Begünstigten werden sofort in den Sitzungssaal geführt, diejenigen dagegen, deren Namen in der Vase geblieben sind, bittet der Thürsteher, eine zweite Ziehung abzuwarten. Diese findet gegen fünf Uhr statt und diejenigen, deren Namen jetzt gezogen werden, setzen sich nach der Reihenfolge der Nummern auf die Bänke an den beiden Seiten der Stephans-Halle. Auf was warten sie? Alle hoffen, daß einige der Zugelassenen ihren Platz vor dem Schlusse der Sitzung aufgeben werden. Alphons Esquiros, der eines Tages der siebente in der Reihe der Wartenden war, fragte den Polizeidiener, der im Saale Wache hielt, ob er Aussicht habe, noch in das Sitzungszimmer zu kommen. Der Polizeidiener schüttelte so stark mit dem Kopfe, daß die Antwort: „Durchaus keine!" nicht mißzuverstehen war. „Und wenn ich nun der fünfte wäre?" fragte Esquiros weiter. „Auch dann nicht. Es ist möglich, daß die drei Ersten von Mitternacht bis zwei Uhr Morgens Eintritt gewinnen; für die Aussichten der übrigen gebe ich keinen Nadelkopf." Trotz dieser entmuthigenden Antwort harrten über fünfzig Personen die ganze Nacht aus, immer des Augenblicks gewärtig, wo einige Zuhörer aus Ermüdung weggehen würden. Diese heroische Ausdauer spricht für das tiefe Interesse, welches die Engländer an den Berathungen des Parlaments nehmen. Was soll man nun erst von den Neugierigen sagen, die ohne Einlaßkarte stundenlang in der Westminster-Halle stehen, um die Abgeordneten vorbeigehen zu sehen? Von Minute zu Minute läuft durch den ungeheuren Saal ein Murmeln, in dem sich die Namen Bright, Gladstone, Stuart Mill, Disraeli und Lord Stanley unterscheiden lassen, während die Blicke auf der Stirn dieser Staatsmänner, von denen die Geschicke Englands abhängen, die Ereignisse des Abends zu lesen suchen.

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 17. Sept. Vorgestern wurde die diesjährige Saison unseres Stadttheaters mit Halms: „Wildfeuer" eröffnet; da ich der Vorstellung beizuwohnen verhindert war, müssen Sie für diesmal mit einer flüchtigen Besprechung des gestrigen, zweiten Theaterabends vorlieb nehmen. Wenn es Ihnen schwierig ist, eine gänzlich fremde Schauspielgesellschaft, die weder sich selbst noch das Publikum genau kennt, in einem bekannten Drama — wie solche seither zu Eröffnungsvorstellungen beliebt wurden — ästhetisirend zu bekritteln, so steigert sich diese Schwierigkeit noch bedeutend, wenn zu gleicher Zeit mit neuen unbekannten Kräften auch ein neuer Stoff an uns herantritt, wie dieses gestern mit „Unsere braven Landleute" der Fall war. „Unsere braven Landleute", eine Bearbeitung des französischen „Nos bons villageois" von V. Sardou, verräth in jeder Fiber Zeit und Ort seines Ursprungs. Wir bewegen uns vollständig auf dem Boden der gesellschaftlichen Zustände des zweiten Kaiserreichs mit all' seinen specifischen sozialpathologischen Erscheinungen. Die Handlung spielt zwar nicht in Paris selbst, sondern in dessen Nähe auf dem Lande, jedoch gehören die Hauptträger derselben den hauptstädtischen Kreisen an und „unsere braven Landleute", die dem Stück zu Gevatter stehen mußten, lassen mehr andere von sich reden, und greifen zumeist blos hinter den Coulissen in den Gang der Handlung ein. Diese selbst entwickelt sich, nach einigen mit der Exposition betrauten, etwas langathmigen Eingangsscenen mit ziemlich dramatischer Spannkraft, auf deren innere Wahrscheinlichkeit man nicht allzusehr bauen darf, zu einem, wenigstens äußerlich befriedigenden aber immerhin ziemlich gewagten Schlusse, denn es ist doch recht problematisch, ob ein junger Mann, der das ganze Stück hindurch mit einem, einer bessern Sache würdigen Eifer der Frau Gemahlin des Herrn Baron nachstellt und ihren Backfisch von Schwester nur hin und wieder en passant poussirt, endlich, nachdem er sich, um die Frau Baronin zu decken, selbst als Dieb kompromittirt, dennoch seiner wahren (zwar schon halb aufgegebenen, aber keineswegs ganz beseitigten) Absichten überführt wird, und nun von der edlen Absicht, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, nur durch die Verlobung mit der kleinen Baronesse, die ihn mit kindlichem Herzen liebt, zurückgehalten wird, ob der, frage ich, wirklich als der glücklich Bekehrte dastehen kann, als welchen ihn Herr Sardou hingestellt wissen will. Eine Bekehrung in der Noth ist immer sehr zweideutigen Genre's. — Was die Aufführung selbst anbetrifft, so verlief sie ohne besonders störende Momente und war im Ganzen eine befriedigende zu nennen, wenn auch die Leichtigkeit der Unterhaltung und der schnelle Fluß der Conversation mitunter etwas zu wünschen übrig ließ. Die am besten bedachte Rolle, die des Baron, wurde von Hrn. Burggraf in maßvoller, würdiger Weise durchgeführt, doch glaube ich, daß sich aus derselben doch mehr „machen" ließe. Die Rolle der Baronin ist zu dürftig ausgestattet, als daß ich mir nach derselben ein Urtheil über unsere erste Liebhaberin erlauben dürfte, doch fand auch hier Frln. Scherner hin und wieder Gelegenheit, das im Ganzen sich recht indifferent verhaltende Publikum zu erwärmen. Der alte Morrison wurde von Hrn. Heinemann in seiner Haupt-Eigenschaft als schwacher Vater gebührend zur Geltung gebracht, dagegen konnte sich sein Sohn Henri (Hr. Julius) zu keiner gleichmäßigen Durchführung seiner Rolle erheben. Sei es nun, daß in einzelnen Scenen die Durchführung des nonchalanten Conversationstones ihm keine Steigerung seiner Stimmmittel gestattete, oder daß ihm die Akustik unseres Theaters noch nicht geläufig, er war hin und wieder unverständlich; besser erschienen die serieusen Stellen seiner Rolle, wo auch die etwas übergroße Beweglichkeit auf ein gesundes Maß zurückgeführt wurde. Neben der reizenden Durchführung der Geneviève des Frln. Staub, die in der letzten Scene vielleicht des Guten etwas zu viel that, müssen wir, indem wir endlich auf die braven Landleute kommen, vor Allem den Flougin des Hrn. Simon hervorheben, eine köstliche Figur in Zeichnung und sicherer Durchführung; auch die zwar etwas zu drastische Gestalt des Quinchou (Hr. Strobel) wollen wir schließlich erwähnen. — Schließlich wollen wir noch die endliche Einführung der geschlossenen Decoration im Conversationsstücke freudig begrüßen und die Hoffnung aussprechen, daß es nicht bei dieser einzigen bleiben und — der Souffleur nächstens leiser vorblasen wird.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 76. Sonntag den 22. September 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Vater," flüsterte sie, „wollte ich auch den Abstand der Jahre nicht berücksichtigen, so gibt es doch noch andere Dinge, die mir eine Verbindung mit dem Amtmann nicht wünschenswerth erscheinen lassen. Gestatte mir, daß ich diese sehr ernste Angelegenheit reiflich erwäge."

„Ich habe für dich erwogen, ich habe für dich gedacht, mein Kind; da bin ich denn zu der Erkenntniß gelangt, daß Kohler die beste Partie ist, die sich dir bieten kann. Auch ich war älter als deine selige Mutter und wir haben doch in glücklicher Ehe gelebt, in einer Ehe, die der Tod leider zu früh getrennt hat; doch mein Kind, ich will dir die geforderte Erwägung nicht verweigern; vergiß aber nicht, zu bedenken, daß ich als Fabrikant am Rande des Abgrundes stehe und daß ich verloren bin, wenn Kohler mit seinem Vermögen mich nicht errettet. Hermine, vergiß das nicht! Ich will es offen bekennen, daß ich auf dein Nachgeben all mein Hoffen gesetzt habe... In deiner Hand liegt es, mich vor Schmach und Schande zu bewahren. Laß die kleinlichen Bedenken schwinden und folge dem erfahrenen Vater, der es nur gut mit dir meinen kann. Wüßte ich nicht, daß Kohler dir Glück bereitet, ich würde von dem Verlangen abstehen und meinen Ruin deinem Elende vorziehen. Du wirst eine beneidenswerthe Frau werden und das erhebende Bewußtsein gewinnen, deinen tiefgebeugten Vater emporgerichtet zu haben. Du kennst meinen Muth ... er ist gebrochen. Noch einmal, Hermine, vergiß deinen Vater nicht!"

Der Fabrikant verließ das Zimmer.

Hermine brach in Thränen aus.

„Was ich befürchtet," rief sie leise, „ist eingetroffen... Kohler will mich zwingen, ihm die Hand zu reichen. Des Mannes Wesen hat mich stets abgestoßen und ich habe ihn bemitleidet, weil ich meine Abneigung gegen ihn nicht überwinden konnte; jetzt muß ich ihn verachten. Er weiß, daß er mich durch fortgesetzte Bewerbungen elend macht ... und doch benutzt er das Unglück meines Vaters, um gewaltsam das Ziel zu erreichen. Er zählt auf meine Kindesliebe, auf die Angst und den Schrecken! Was beginne ich denn? Friedrich verläßt mich morgen, des Vaters Noth mehrt sich mit jedem Tage, Alles drängt zur Entscheidung... Mein Gott, wozu soll ich mich entschließen? Ich darf mit Friedrich nicht berathen, darf ihm die gräßliche Lage, in der ich zurückbleibe, nicht schildern, ich würde ihm ja den Abschied erschweren, ihm, der schon mit tiefer Trauer erfüllt ist. Nein, er wird es jetzt nicht erfahren! Ich allein werde den Kampf bestehen ... der Himmel wird mir gnädig sein!"

Es verflossen qualvolle Stunden.

Die Sonne neigte den Bergen zu; nach und nach trat die Dämmerung ein. Hermine raffte sich empor und eilte durch den Garten. Es lag ihr wie Centnerlast auf der Brust, sie konnte kaum athmen. Hätte der Vater selbst nicht seine Pein geschildert, sie würde nicht daran geglaubt haben. Börner, einer der angesehensten Fabrikanten in der Provinz, war dem Untergange nahe! Ach, es mußte doch wohl so sein, des Vaters Erregung sprach dafür. Hermine wollte in das Haus zurückkehren. Da trat ihr der alte Buchhalter entgegen.

„Heßler!"

„Ich bin es, Fräulein!"

„Wo ist mein Vater?"

„In seinem Arbeitskabinete: er läßt Ihnen sagen, daß er heute eine Stunde später das Nachtessen einnehmen würde, da dringende Arbeiten vollendet werden müßten."

„Heßler, Sie sind der vertraute Freund meines Vaters..."

„Dessen rühme ich mich."

„Ist es denn wirklich wahr?"

„Leider muß ich bestätigen, daß die Existenz der Fabrik bedroht ist, wenn nicht bald Hülfe beschafft wird. Jeder eingehende Brief bringt Hiobsposten. Verluste über Verluste werden gemeldet. Es gehören große Summen dazu, die Ehre des Hauses zu retten."

„Die Ehre des Hauses?" wiederholte Hermine.

„Ja!"

„Ist es eine Schande, um Frist zu bitten, wenn Alles unter dem Drucke der Zeit leidet?"

„Ihr Vater, mein liebes Kind, befindet sich in einer eigenen Lage. Die Begriffe von kaufmännischer Ehre sind verschieden ..."

„Kaufmännische Ehre!"

„O, Sie verstehen das nicht! Verzeihen Sie mir, aber ich muß es Ihnen sagen. Ihr Vater ist kein gewöhnlicher Fabrikant ..."

„Er trägt die Schuld an der traurigen Lage nicht!"

„Danach fragt Niemand."

„Das ist grausam!"

„Wir werden die Krisis überstehen, wenn Sie uns Ihre Hülfe nicht versagen."

„Heßler, Heßler!"

„Ich weiß Alles. Kohler betet sie an... Fassen Sie die Dinge nur ruhig auf; sie sind nicht so gefährlich, als sie

auf den ersten Blick scheinen. Sie retten den Vater und werden eine glückliche Dame."

„Glücklich, glücklich!" hauchte das arme Mädchen vor sich hin. „Heßler, im Namen Gottes beschwöre ich Sie, geben Sie mir Auskunft: läßt sich kein anderes Rettungsmittel finden, als mein Elend?"

„Sprechen Sie doch nicht von Elend!"

„Sie sind ein bewährter Geschäftsmann ... sollte es Ihrem Scharfsinne nicht gelingen, Vorkehrungen zu treffen?"

„O, wir haben reiflich überlegt!"

„Es gibt außer Kohler noch reiche Leute, die meinem Vater helfen, ohne eine schreckliche Gegenleistung zu fordern. Bezeichnen Sie mir einen Mann; ich werde zu ihm gehen, werde ihn bitten ..."

„Ach Sie kennen die Welt nicht! Sie ist mitleidslos, wenn es sich um Kapitale handelt ... Jeder hat seinen Vortheil im Auge. Wäre ich Kapitalist, ich würde unter den obwaltenden Verhältnissen auch nicht leihen. Die Grundstücke haben keinen Werth, sie können durch den bevorstehenden Krieg zerstört werden. Die Etablissements wanken, da alle Geschäfte stocken. Es fehlt das Vertrauen, und es muß fehlen."

„Heßler, rathen, helfen Sie!" bat Hermine mit zitternder Stimme.

„O, könnte ich es, ich würde keinen Augenblick anstehen; nach Lage der Dinge aber muß ich Sie bitten, nicht lange zu überlegen ... Sie sind ja eine kluge und gebildete Dame, die das Leben richtig zu erfassen fähig ist, Hermine, Sie sind die einzige Tochter des Vaters ... erfüllen Sie die Pflicht einer guten Tochter."

Der Buchhalter drückte ihr theilnehmend die Hand und entfernte sich dann.

„Sie weiß nun, was sie wissen muß", dachte er; „nun wird sie sich wohl fügen. Ein junger hübscher Mann wäre ihr wohl lieber; aber Kohler besitzt auch Eigenschaften, die in's Auge fallen ... Er ist beinahe Millionär!"

Hermine traf ihre Vorbereitungen; mit dem Schlage sieben öffnete sie den Pavillon, zündete die Kerze an und ging auf und ab, um sich zu sammeln. Zehn Minuten später trat der Förster ein. Beide plauderten lange und stellten die Art des Briefwechsels fest. Suschen also sollte die Briefe des Landwehrmannes empfangen und weiter befördern.

„Beantworte jeden Brief!" bat Friedrich. „Unterließest du es, so würde ich wähnen müssen, es sei dir ein Unfall zugestoßen oder du habest mich vergessen."

„Friedrich!" unterbrach sie ihn vorwurfsvoll.

„Ach, Hermine, du bist ja mein Alles auf dieser Erde! Ich muß, um dich ganz zu besitzen, noch ernste Hindernisse beseitigen, aber es wird mir dies mit Gottes Hilfe möglich sein. Unsere Eltern leben in Feindschaft ... unsere Liebe wird sie versöhnen. Für den Augenblick kann ich Nichts unternehmen, denn die Pflicht ruft mich zu den Waffen ... nach meiner Rückkehr indeß werde ich nichts versäumen ... ich erhalte den Posten meines Vaters, er ist mir schon zugesichert ... Hermine, bleibe mir treu!"

„Du hegst Zweifel, mein lieber Freund!"

„Nein, nein!"

„Oder vielmehr Befürchtungen, deren Grund ich wissen möchte!"

„Jeder, der ein kostbares Gut besitzt, ist besorgt ... Hermine, wenn ich als Krüppel heimkehre. ..."

„Das wolle Gott verhüten!"

Wenn ich dich mit kräftigem Arme nicht mehr an mein Herz drücken kann?"

„Verbanne diesen Gedanken."

„Die Möglichkeit ist nicht abzuleugnen."

„Dann findest du mich dennoch treu und liebend. Du bleibst ja immer derselbe, dein Herz erleidet keine Veränderung.... Friedrich, ich bin dein treues Mädchen und werde es in Ewigkeit bleiben!"

Sie warf sich leidenschaftlich an seine Brust. Ihre Thränen benetzten die gebräunten Wangen des Försters.

„Gott kennt unsern Bund," fuhr sie fort, „er hat unsere Schwüre gehört und sieht in die Tiefe unserer Herzen. Hege festes Vertrauen zu mir, Friedrich, wie ich es zu dir hege; aber vertraue auch dem Himmel, der gute Menschen nie verläßt. Für jetzt hat er eine schwere Prüfung über uns verhängt ... wir werden siegreich daraus hervorgehen und glücklich werden."

Erschöpft sank sie zurück und verhüllte das Gesicht, um den Thränenstrom, der sich gewaltsam ihren Augen entrang, zu verbergen. Friedrich hielt diese Erregung für die natürliche Folge des Trennungsschmerzes; er hatte keine Ahnung von dem Kampfe, welcher in der Brust des armen Mädchens tobte.

„Ja, ich will dir vertrauen," versicherte er, „und wie auf dich will ich auf den Himmel bauen, der alle Dinge zum Besten lenkt."

„Ich werde für dich beten, Friedrich!"

„Und Gott wird das Gebet eines Engels erhören!"

„Du wolltest mir einen Ring geben."

„Nimm ihn, Hermine!"

„Und hier ist der meine."

„Dank, tausend Dank, Geliebte! Nicht am Finger, auf der Brust werde ich ihn tragen, daß er mir ein Talisman sei in den Wettern der Schlacht."

„Und ich werde den deinigen als das Symbol eines unauflöslichen Bundes betrachten!"

Die Uhr der Fabrik schlug acht.

Hermine fuhr auf.

„Nun müssen wir uns trennen!" sagte sie gefaßt. „Es bleibt Alles, wie wir es verabredet haben. Lebe wohl, Gott sei mit dir!"

„Auf Wiedersehen, auf baldiges Wiedersehen!"

Nach einem langen innigen Kusse, den er der Geliebten auf die zuckenden Lippen drückte, eilte der Förster aus dem Pavillon Hermine sank erschöpft auf einen Sessel.

„Es ist geschehen," flüsterte sie bebend; „ich bin meinem Herzen gefolgt und habe die Pflicht des treuliebenden Mädchens erfüllt ... jetzt mag der Verstand walten und die Tochter für den Vater handeln. Friedrich zieht nicht verzweiflungsvoll in den Kampf, er wird sich seinen Eltern und mir zu erhalten suchen."

Bald verlosch das Licht in dem Pavillon. Hermine verschloß die Thür und ging rasch dem Wohnhause zu. Es blieb ihr noch soviel Zeit, die Anordnungen zum Nachtessen zu treffen, ehe der Fabrikant und der Buchhalter kamen. Niemand hatte bemerkt, daß sie das Haus verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch im englischen Unterhause.

II.

Wenn die Zuhörer von Fleisch und Blut, die in offenen Gallerien vor Aller Augen dasitzen, den Parlamentsmitgliedern für bloße Schatten gelten, so werden die Damen, die in einer vergitterten Loge den Sitzungen des englischen Unterhauses beiwohnen, natürlich erst recht ignorirt. Früher war das weibliche Geschlecht von den Sitzungen ganz ausgeschlossen, aber die Neugier hatte den Töchtern Eva's geholfen, einen geheimen Beobachterposten zu ermitteln. Im alten Parlamentsgebäude befand sich über der Decke ein Raum, in den ein Ventilator mündete. Durch diese Oeffnung sahen die Damen in den Saal hinunter. Allerdings war der Ort nicht angenehm und die Luft von der Hitze und dem Lampengeruch verdorben. Trotzdem war der Raum immer voll und man nennt verschiedene Ladies, die in dem entsetzlichen Verstecke ganze Nächte ausgeharrt haben. Ein solcher Muth verdiente eine Belohnung und als der neue Parlamentspalast gebaut wurde, ließ der Baumeister im Einverständnisse mit den Behörden der Kammer eine Damenloge errichten. Da die Tradition dem Erscheinen des weiblichen Geschlechtes nun einmal widerspricht, so wurde die Loge vergittert. Die Abgeordneten können den Frauen ihrer Freunde Einlaß verschaffen, aber die Plätze sind so gesucht, daß die Damen, welche sich beim Thürsteher eingeschrieben haben, mindestens vierzehn Tage auf eine Einlaßkarte warten müssen. Die ladies gallery erhebt sich hinter jener der Journalisten und läuft an der ganzen Breite des Saales hin. Sie ist schmal, aber bequem und ihr zur Seite liegt ein Buffet, in dem man das Klirren der Tassen und Löffel hört, denn die schönen Nonnen haben das Recht, Thee und andere Erfrischungen zu genießen. Ist es etwa ein Hohn, daß in großen Buchstaben an der Wand geschrieben steht: „Man bittet zu schweigen"? Mancher Engländer ist über diese Inschrift empört.

Was erblickt man von diesen Gallerien? Ein großes Schauspiel, ein Volk, das sich selbst regiert. Das Unterhaus weicht im Styl seiner inneren Ausschmückung vom Oberhause sehr ab. Da gibt es weder Gold noch Malereien; Decke und Mauern, mit Eichenholz gefüttert, entfalten vor dem Auge nichts als den ernsten Luxus eines kunstreichen Täfelwerks. Auf den vier Bankreihen, die sich an jeder Seite hinziehen, warten die Abgeordneten in nachlässiger Haltung auf die Eröffnung der Sitzung. Im Sommer fällt das Licht durch schmale Fenster mit gemaltem Glas in den Saal. Gegen vier Uhr meldet der Thürsteher, die Keule vorantragend, den Sprecher an. Alle Abgeordneten erheben sich und setzen sich nicht eher wieder, als bis ihr Präsident auf seinem Sessel Platz genommen hat. Wurde die Sitzung dadurch eröffnet? Ja und nein, denn die Neugier der eingelassenen Zuhörer kann noch getäuscht werden. Jedes Mitglied, welches im Saale weniger als vierzig Abgeordnete wahrzunehmen glaubt, kann eine Zählung verlangen. Die Fremden müssen sich dann entfernen. Die auf dem Tisch des Sprechers stehende Sanduhr wird umgekehrt und während der zwei Minuten, in denen der Sand abläuft, können die in den Vorzimmern weilenden Mitglieder eintreten. Wenn der Sprecher nach Ablauf dieser Frist nicht vierzig Anwesende zählt, so vertagt er die Sitzung auf den nächsten Abend. Dieser Fall ist jedoch äußerst selten, in der Regel geht das Unterhaus an seine Geschäfte.

Eine oder zwei Stunden lang werden Bittschriften und Vorschläge von untergeordnetem Interesse verlesen. Nun kommt die große Tagesfrage. Dies ist der Augenblick, wo die Reden beginnen, denn bis dahin hatte die von Bank zu Bank wandernde Verhandlung mehr den Charakter einer Unterhaltung zwischen gebildeten Leuten, die über ernste Gegenstände sprechen. Grundsätzlich gehört Jedem das Wort, der aufsteht. Erheben sich zwei zugleich, wie es häufig geschieht, so trifft der Sprecher eine Wahl und bezeichnet gewöhnlich den bekanntesten Redner, den die Versammlung am liebsten hören wird. Wenn die Debatten wichtig sind, so verabredet jede Partei wohl, wer sprechen soll, und übergibt dem Sprecher eine Liste, auf welcher die Namen der Reihenfolge nach stehen. Am häufigsten bewegt sich die Diskussion in völligster Freiheit und geht ohne eine andere Ordnung, als die sich aus dem Gegensatz der Menschen und Dinge von selbst ergibt, von einem Redner zum anderen. In seinem hölzernen Verschlage, den ein grüner Schirm gegen das Licht schützt, wohnt der Sprecher mehr den Verhandlungen bei, als er sie leitet. Er ist so schweigsam wie die egyptische Sphinx, an die sein bizarrer Kopfputz erinnert. Nach einigen effektvollen Reden, die ein gewisses Feuer entzündet haben, erkaltet die Debatte wieder und die Bänke leeren sich, denn es ist die Stunde des Essens. Die Debatte schleppt sich nun schwerfällig in einem beinahe leeren Saal hin. Die Reden, die in dieser Wüste gehalten werden, sind bloß für die Loge der Journalisten bestimmt und die abwesenden Mitglieder lesen die Reden, die sie nicht gehört haben, am anderen Morgen in ihrer Zeitung. Gegen neun Uhr kehren die Abgeordneten von der Tafel zurück und der Konflikt der Meinungen belebt sich. Plötzlich erhellt sich die Decke des Saales, die aus mattgeschliffenem Glase besteht, durch unsichtbare Lampen. Das Erscheinen dieses geheimnißvollen Lichtes hat die Wirkung der feurigen Zungen, die sich auf die Apostel herabsenkten. Die Worte strömen nutsso von den Lippen und die moralische Atmosphäre der Kammer wird heißer und heißer. Gewöhnlich ist es schon tief in der Nacht und die elektrische Erschütterung hat sich bereits allen Bänken mitgetheilt, wenn der Redner des Kabinets und der Führer der Opposition vom Kopf bis zu den Füßen gerüstet in die Arena niedersteigen. Von beiden Seiten kreuzen sich Aufforderungen, aufmerksam zu sein, ironisches Lachen und begeisterte Zurufe mit unaussprechlicher Energie. Wenn nach diesen letzten Reden die große Glocke von Westminster zwei Uhr schlägt und die übrigen Glocken der Stadt von Entfernung zu Entfernung nachschlagen, wie Schildwachen einen Ruf durch das Dunkel der Nacht fortsetzen, dann pflegt das stattzufinden, was die Engländer eine Theilung nennen.

Ehe man zu dieser Abstimmung schreitet, erhebt sich der Sprecher und sagt: „Die Fremden müssen sich entfernen." Diese Aufforderung richtet sich nicht an die Zuhörer oben in den Galerien, die für das Unterhaus überhaupt nicht existiren. Die Fremden, die der Sprecher im Sinne hat, sind Pairs, Staatsmänner und Gesandte, die aus besonderer Gunst auf dem Platze unter der Uhr, im Saale selbst, aber auf besonderen Sitzen und fern von den parlamentarischen Bänken zugelassen werden. Sie haben sich zu entfernen, während die anderen Zuhörer bleiben. Die bereits erwähnte Sanduhr, deren Sand zwei Minuten läuft, wird umgekehrt. Glocken, die durch das ganze Haus vertheilt sind und durch elektrische Kraft in Bewegung gesetzt werden, rufen die in der Bibliothek, im Rauchzimmer und sonstwo weilenden Abgeordneten herbei. Sobald der Sand abgelaufen ist, schließen die Beamten des Hauses die Thüren, und wer jetzt noch draußen ist, der kann nicht mitstimmen. Der Sprecher verließt nun die Frage, über

die abgestimmt werden soll und spricht die geheiligten Worte: „Die Ja wenden sich rechts, die Nein links."

In zwei Reihen begeben sich die Abgeordneten in einen der beiden Gänge, die zu beiden Seiten des Saales laufen. Jeder ist wie der andere eingerichtet, hat Sessel und wird im Winter durch ein Kamin von weißem Marmor geheizt. An einer Stelle, wo der Gang ein Knie bildet, befindet sich ein erhöhtes Pult und hier ist ein Gitter mit einer Oeffnung angebracht, durch die immer nur ein Mensch auf einmal gehen kann. Vor dem Pult stehen zwei Zähler, die der Sprecher gewählt hat, einer aus der Regierungspartei und einer aus der Opposition. Sie zählen die durchgehenden Abgeordneten und zwei Sekretäre bezeichnen jeden Namen auf der Mitgliederliste, die sie in der Hand haben, mit einem Striche. Dieß ist die Abstimmung. In dem Gange links gehen die, welche mit Nein stimmen, vor den Zählern vorbei, in dem Gange rechts die, welche mit Ja stimmen. Sind die Letzten die Revue passirt, so rechnen die Zähler rechts und die Zähler links die Personen zusammen und begeben sich vereint zum Sprecher. Einer von ihnen, der aus der siegreichen Partei genommen wird, verkündet das Ergebniß. Es sieht schwerfällig aus, daß die Mitglieder, statt abzustimmen, den Saal verlassen, sich rechts und links zählen lassen und dann zurückkehren. Diese Art, sich in einer Frage der Mehrheit zu vergewissern, hat aber thatsächlich den Vorzug großer Schnelligkeit. Die Probe ist schneller gemacht, als man glaubt, schneller als bei unseren Abstimmungen durch Aufstehen und Sitzenbleiben, wo die Mehrheit eine sehr bedeutende sein muß, um nicht Zweifel zu erregen, die zu einer neuen Probe, vielleicht zu einer zeitraubenden namentlichen Abstimmung führen.

Das Unterhaus zählt in seinem Schooße mehr als eine Klasse von Berühmtheiten. Die letzten Wahlen haben neue Menschen auf die Bänke geführt: Stuart Mill, Hughes, Torrens und Fawcett. Die Geburt und das Geld haben immer noch die Oberhand, aber persönliche Achtung kann nur durch Gaben der Beredtsamkeit erworben werden. Das Gold ist eine Macht, die sich bei den Wahlen sehr geltend macht, aber an der Schwelle des Unterhauses aufhört. Hier gelten nur die Dienste, die man bei den öffentlichen Debatten oder bei den Ausschußberathungen leistet. Sogar Stuart Mill galt für einen Bücherwurm, bis er im Parlament eine Reihe allgemein bewunderter Reden gehalten hatte. Die englischen Redner haben eine Art von Beredtsamkeit, die aus der Natur ihrer Institutionen hervorgeht. Aus jedem spricht ein Machtbewußtsein. Anderswo trifft man vielleicht dasselbe Talent, aber nicht dieselbe stolze Sprache. Erhebt sich Bright, so hört man bald aus seinen Worten die Seele eines freien Volkes athmen. Mit welcher stolzen Vertraulichkeit tritt er an alle Fragen heran und blickt ihnen gerade in's Gesicht. Welches echt sächsische Mark steckt in seinen Angriffen und in seiner beißenden Ironie! Wie erhebt er sich in natürlichen Steigerungen zu den Höhen rednerischer Begeisterung! Plötzlich fährt ihm ein Wortspiel, ein Witz durch den Kopf und er fügt ihn unbedenklich unter dem schallenden Gelächter der Versammlung seiner Rede ein. Seine Ideen sind einem großen Theile der Versammlung nicht sympathisch, aber er thut nicht, als ob er etwas davon bemerke. Sein helles Auge blickt immer sicher, seine Züge bleiben immer offen und kühn. Uebrigens legt er weder in seine Bewegungen noch in seine Stimme eine Drohung, vielmehr spricht aus ihm die Gutmüthigkeit des seiner Kraft bewußten Löwen. Welcher Unterschied zwischen der Beredtsamkeit des Quäkers Bright und der Gladstone's!, dieses immer vollen und nie überströmenden Flusses. Der letztere redet, wie man schreibt und verleiht jedem Satze durch den Accent seiner Stimme Gewicht. Seine prachtvollen Ansprachen an die Vernunft und das Rechtsgefühl können nicht klarer und eindringlicher sein. Man hat das Gefühl, als sei es nicht ein Mensch, der zu überzeugen suche, sondern die Wahrheit selbst. Wenn er sich niedersetzt, so richten sich alle Blicke auf Disraeli. Nach seiner eigenen Mode gekleidet, trägt er einen schwarzen Rock, eine weiße Weste, ein hellgelbes Beinkleid und läßt sein schwarzes Haar kokett um seine geistreiche Stirn fliegen.

Was im Parlament so angenehm berührt, ist die versöhnliche Haltung der Parteien. Allerdings sind alle Meinungen bloß durch Schattirungen getrennt und die Vergangenheit erweckt keine Erinnerungen, die zwischen der Regierung und der Opposition wie ein Abgrund gähnten. Die Entstehung eines Tory-Ministeriums mag noch so vielen Leuten unangenehm sein, so weiß doch Jeder, daß keine der öffentlichen Freiheiten bedroht wird. Weßhalb sollte Disraeli z. B. der Presse zürnen, durch die er groß geworden ist? Wo existirte in England ein Staatsmann, der nicht das Versammlungsrecht für sich benutzt hätte?

Das ganze öffentliche Leben concentrirt sich übrigens nicht im Parlament, und es geschieht sogar häufig, daß eine aus den tiefsten und dunkelsten Gesellschaftsschichten aufsteigende Strömung in den beiden Kammern einem mehr oder minder hartnäckigen Widerstand begegnet. Dann wendet sich die Minderheit an die Volksversammlungen. Die öffentliche Meinung übt dann einen Druck, der in England nichts Neues ist. Bei der Emanzipation der Katholiken, bei der Reform von 1832, bei den Korngesetzen von 1846 haben die Agitation der Straße und der drohende Ton der Volksredner die Entscheidung hauptsächlich gegeben. Dasselbe ist auch bei der Reform von 1867 der Fall gewesen, welche die Physiognomie des Unterhauses verändern wird.

Miscellen.

Die jüngste amerikanische Erfindung betrifft baumwollene Häuser. In den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union soll die Benutzung von Baumwollabgängen, die einer anderen Verwendung nicht fähig sind, zu Bauzwecken patentirt sein. „Der Süden (sagt eine Charlestoner Zeitung) braucht keinen Granit mehr, um Häuser zu bauen, die mineralische Architektur muß einer vegetabilischen das Feld räumen." Die Technik selbst besteht darin, daß man die Baumwollfaser in einen Teig verwandelt, der nach dem Trockenwerden steinhart werden soll. Die solchergestalt erbauten Häuser erhalten äußerlich einen Ueberzug, der sie völlig regendicht macht. Als mit der neuen Bauart verbundene Vortheile werden gerühmt, daß ein solches Haus in der halben Zeit fertig wird, die man zu einem Ziegelbau brauchen würde, daß es nur ein Drittel der gewöhnlichen Kosten beansprucht, daß es feuersicher ist und in seiner Construction die erwünschteste Solidität gewährt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 77. Mittwoch den 25. September 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

In der Dämmerung des nächsten Morgens versammelten sich die Landwehrleute auf dem Platze vor der Gemeindeschenke. Arnold Peters kam in Begleitung seiner Frau und seines Mütterchens. Dem Nachbar Espe folgten Weib und Kind nach. Andere Burschen, die noch nicht verheirathet waren, erschienen im Kreise der Eltern und Geschwister. Man hörte lautes Schluchzen, in das sich die Segenswünsche der Zurückbleibenden mischten. Hier und dort versuchte man ein Lied anzustimmen; es war jedoch nur ein trauriger Gesang, der bald wieder verstummte. Suschen hatte keinen Sinn für das, was um sie her vorging; sie hielt fest die Hand ihres Mannes, sah ihn stumm an und kämpfte mit den andringenden Thränen.

„Sei nur ruhig, Suschen!" tröstete Arnold. „Es ist Hoffnung da, daß es doch nicht zum Kriege kommt, und dann bin ich wieder bei dir, ehe du dich dessen versiehst. Gehe nur fleißig zu Fräulein Börner und besorge die Briefe pünktlich, die du empfangen wirst. Geräthst du in Noth, so weißt du, an wen du dich zu halten hast. Im Uebrigen ist auch Nachbar Eckhardt da . . . du verstehst mich. Es wird so schlimm nicht werden!"

Er umarmte und küßte sein Weib. Dann nahm er Abschied von dem weinenden Mütterchen. Aehnliche Scenen fanden in den verschiedenen Gruppen statt, die sich gebildet hatten. Da kam der Förster Graßberg; er war schon in Offiziersuniform. Die Landwehrleute rissen sich los von den Ihrigen, bildeten zwei Glieder und dankten mit lauter Stimme auf den Morgengruß des Lieutenants, der ihnen ankündigte, daß er an der Spitze seiner Kameraden nach der Kreisstadt marschiren werde. Ein Hurrah war die Antwort. Nun erfolgte das Commando. Die Wehrleute mit Bündeln und Stöcken ausgerüstet, setzten sich taktmäßig in Bewegung. Weinen und Grüßen begleiteten die Einberufenen, die gefaßter aussahen, als sie waren. Schon nach zehn Minuten waren sie zwischen den Stämmen des Birkenwäldchens verschwunden. Man hörte in der Morgenstille den Gesang der Abziehenden.

„Kommt, Mutter!" sagte Suschen.

Beide Frauen traten ihren Rückweg nach ihrem Häuschen an. Suschen begann traurig ihr Tagwerk im Garten, die alte Schwiegermutter suchte nach Kräften sich im Hause nützlich zu machen.

IV.

Der Oberförster Graßberg kehrte Mittags aus dem Walde zurück. Nachdem er sein Pferd dem Knecht übergeben, betrat er das Haus. Ein brauner Jagdhund sprang ihm heulend entgegen.

„O, mein armer Waldmann," rief er; „du wirst wohl einige Zeit warten müssen, ehe dein Herr zurückkehrt."

Er streichelte das glatte Thier und befahl ihm dann, auf die Strohmatte zurückzukehren, die man ihm zum Lager angewiesen hatte. Waldmann war gehorsam, er ging zurück und legte sich nieder.

In dem Wohnzimmer traf Graßberg seine Gattin.

„Wetter," rief er, „Marie, ich glaube wahrlich, du hast geweint!"

Die arme Frau trocknete ihre Thränen. Dann stand sie auf und reichte dem Gatten lächelnd die Hand.

„Ja, mein Freund, ich habe geweint!"

„Das ist weder gut noch billig."

„Gönne doch dem Menschenherzen seine Rechte. Friedrich ist unser einziges Kind, das ich lieb habe. . . ."

„Bestreite dir das nicht, Marie; aber ich gebe dir zu bedenken, daß Friedrich nicht zum ersten Male das Haus verläßt. Er hat die Forstakademie besucht, hat als Soldat gedient, hat verschiedene Manöver mitgemacht . . . und stets ist er glücklich heimgekehrt."

„Diesmal ist es doch anders," wandte die Gattin ein.

„Was ist denn anders?"

„Unser Sohn zieht in den Krieg."

„Wie hunderttausend andere Männer!"

„Und nicht jeder kommt zurück, der auszieht."

Der Oberförster hatte Hut und Hirschfänger abgelegt. Jetzt trat er vor seine Gattin, küßte ihr die Stirn und sagte in einem Tone, der barsch klingen sollte:

„Ihr Frauen alle seid doch feig wie Hasen! Solltest dich freuen, Marie, daß unserm Sohne Gelegenheit geboten wird, sich auszuzeichnen. Und er wird sich auszeichnen, dessen bin ich gewiß. Mit Ruhm und Orden bedeckt kehrt er zurück, daß du deine Freude an ihm haben wirst. Nun sei vernünftig, Alte, und gehe mit mir zu Tische. Ich würde mich geärgert haben, wenn Friedrich hätte zurückbleiben müssen. Leider bin ich zu alt, sonst wäre ich auch mitgezogen."

„Glaubst du an den Krieg, Anton?"

„Ja, ich glaube daran; er ist unvermeidlich. Es wäre mehr als traurig, wenn es bei den Rüstungen bliebe. Der Streit muß einmal zu Ende gebracht werden, damit endlich Ruhe und sichere Zustände eintreten. Nachbar Börner sitzt schon

gewaltig im Pfeffer; nächsten Sonnabend entläßt er die größere Hälfte seiner Arbeiter."

„Warum denn?"

„Weil die Geschäfte stocken, weil kein Geld da ist und kein Mensch Waaren kauft."

„Die armen Leute," flüsterte mitleidig Frau Marie. „Was sollen sie anfangen, wenn ihnen die Arbeit fehlt?"

„Das ist es eben, was dieser habgierige Fabrikant nicht bedenkt!" rief erregt der Forstmann. „Du hast, liebes Weib, stets die Partie dieses Börner genommen, so daß wir Beide oft in Streit gerathen sind . . . jetzt ändere deine Meinung von dem Manne. Es ist wahr, die Zeiten sind schlecht, wir haben sie nie so gehabt; aber Börner sollte die Arbeiter nicht brodlos machen, die ihm in guten Zeiten ein großes Vermögen verdient haben. Der Geizhals will von seinen Reichthümern nichts opfern. Der Arbeiter hat selbst in den besten Zeiten nichts erübrigen können . . . jetzt müßte der Fabrikherr helfen, wenn er das Herz auf dem rechten Flecke hätte. Es müßte ihm die höchste Ehre sein, für seine Leute zu sorgen. Da entläßt er sie und gibt sie der Noth preis. Frau, ich finde kein passendes Wort für ein solches Benehmen. Je reicher Börner wird, desto herzloser wird er."

„Anton, ist Börner denn wirklich so reich, wie man glaubt?"

„Der Mensch hat viel Geld zusammengeschlagen, es weiß dies Niemand besser als ich. Denke doch an die elende Papiermühle, die sie vor zwölf Jahren noch war. Da hat er gebaut und neue Erfindungen benutzt, die ihm die Fabrikation erleichtern. Das Papier ist hoch im Preise gestiegen und der Verbrauch mehrt sich mit jedem Tage. Ich habe den Verkehr da drüben im Stillen beobachtet... nein, der reiche Mann ist herzlos; Jeder muß ihn verachten, der sein Gebahren kennt. Aber es rächt sich, habe nur Geduld, es rächt sich bald, wie jede schlechte That."

„Urtheile nicht vorschnell, lieber Mann!" bat die Gattin. „Börner muß wahrlich triftige Gründe haben . . ."

„Geiz und Habsucht leiten ihn, nichts weiter."

„Wenn man tiefer in seine Verhältnisse blicken könnte..."

„Ich ändere mein Urtheil nicht, es steht schon lange fest."

„Du bist noch erbittert, Anton!"

Der Oberförster sah die Gattin mit flammenden Augen an.

„Willst du mir Vorwürfe machen?" fragte er heftig.

Frau Marie entgegnete milde:

„Nein, lieber Mann, das will ich nicht."

„So vertheidige den Fabrikanten nicht."

„Ich möchte nur einen Streit vergessen machen, dessen Veranlassung im Grunde genommen zu geringfügig ist . . ."

„Geringfügig?"

„Anton, du fährst schon wieder auf!"

Der Oberförster war wirklich in Zorn gerathen. Um seine Erregung zu bekämpfen, ging er hastig durch das Zimmer. Seine Hände, die er auf dem Rücken gekreuzt hielt, zitterten. Die Gattin sah ihm bestürzt nach. Plötzlich trat sie ihm entgegen und hemmte seine Schritte.

„Lieber Mann," sagte sie schmeichelnd: „du bist doch nicht immer so offen gegen mich, als du dich dessen rühmst. Ich kenne dich, weiß genau, daß du immer zum Nachgeben bereit bist... Jetzt machst du eine Ausnahme... Du hast mir nicht Alles gesagt, was zwischen dir und Börner vorgefallen.... Ja, Freund, es verräth dies deine zu große Aufregung, ich lasse es mir nicht nehmen. Jahrelang seid ihr Freunde gewesen, habt nachbarlich mit einander verkehrt und manche frohe Stunde getheilt . . . der Grund des Risses, der entstanden, muß tiefer liegen. Anton, warum willst du mich von deinem Vertrauen ausschließen? Du hast sonst Alles mit mir berathen, selbst Geschäfts-Angelegenheiten. Erleichtere doch dein Herz, sprich dich offen aus."

Sie küßte ihm zärtlich die Wange.

„Marie, laß mich in Ruhe!"

„Nein, ich will den wahren Zusammenhang der unseligen Dinge kennen lernen."

Der sanfte bittende Blick der Gattin verfehlte seine Wirkung nicht. Des Gatten Zorn war plötzlich verschwunden.

„Laß das Mittagsessen kommen", rief er ausweichend.

„Ich lasse dich fasten, wenn du in deinem Schweigen verharrst. Der Hunger wird dich schon gefügig machen."

„Böses Weib!"

„Auch ich kann eigensinnig sein."

Graßberg mußte die gute Alte an sein Herz drücken.

„Verdirb mir den Appetit nicht, Marie!" rief er bewegt. „Nach Tische, diesen Abend oder sonst bei passender Gelegenheit sprechen wir mehr über diesen Punkt. Ich werde die Angelegenheit deinem Urtheile unterbreiten und entscheidest du dich gegen mich, nun so will ich eingestehen, daß ich Unrecht gehabt habe. Bis dahin aber verschone mich mit Vorwürfen . . ."

„Ich halte dich beim Wort, Anton!"

Marie ging in die Küche.

„Ich werde ihr doch wohl Alles sagen müssen!" murmelte der Oberförster vor sich hin. „Es ist ja möglich, daß Eventualitäten eintreten, die ich nicht voraus sehe. Der durch die Abwesenheit meines Sohnes vermehrte Dienst hält mich länger vom Hause fern . . . ich glaube, daß es gut ist."

Das Mittagessen war vorüber. Frau Marie hatte wenig gesprochen, sie konnte den leeren Platz, den sonst ihr Friedrich eingenommen, nicht ohne Wehmuth betrachten. Still besorgte sie die nöthigsten Geschäfte im Hauswesen. Als sie in das Zimmer zurückkehrte, saß der Gemahl schlafend in der Ecke des Sophas.

„Angenehme Ruhe!" flüsterte sie, leise mit der Hand seine Stirn berührend.

Dann setzte sie sich an das Fenster und strickte so emsig, als ob sie um Lohn arbeitete.

„Wäre es doch möglich, flüsterte sie vor sich hin, die beiden Männer zu versöhnen. Wenn Friedrich den Posten des Vaters erhält, kann er sich verheirathen und Hermine Börner wäre eine Frau für ihn... er spricht stets mit Achtung von ihr und lobt ihr eingezogenes Leben... ich habe sie neulich in der Kirche gesehen, habe nur flüchtig einige Worte mit ihr gewechselt; aber soviel habe ich doch wahrgenommen, daß sie ein reizendes und gutes Geschöpf ist, ein Mädchen, von dem Friedrich alles erwarten darf. Auf Vermögen brauchen wir ja nicht zu sehen; haben wir auch keine Schätze gesammelt, so reicht doch der Oberförstergehalt hinlänglich aus zu einem anständigen Familienleben. Ich möchte Herminen wohl zur Schwiegertochter haben. In der ganzen Gegend gibt es keine passendere Frau für unsern Sohn . . . sie ist schön, jung, gebildet und von weichem Gemüth . . . fällt ihr noch ein väterliches Erbtheil zu, um so besser. Ich bin ja auch arm gewesen, als Anton mich heimführte . . . Geld und Gut tragen wenig zum Glück bei. Friedrich wird Herminen schon lieb gewinnen, wenn er sie näher kennen lernen kann. Dies war bisher unmöglich, der unglückselige Zwist hinderte daran. Es bleibt dabei, ich biete Alles auf, die alte Freundschaft wiederherzustellen. Kehrt der Sohn zurück, so feiern wir ein Friedensfest im weiteren und engeren

Sinne. Kehrt er zurück!" fügte sie seufzend hinzu. „Der liebe Gott wird es ja gnädig fügen, daß es nicht zum Blutvergießen kommt. Ach, es wäre doch zu schrecklich, wenn Deutsche gegen Deutsche kämpften! Mein Mann hält den Krieg für unausbleiblich; ich werde so lange daran zweifeln, bis der erste Kanonenschuß gefallen ist."

Nach einer halben Stunde erwachte Anton. Mürrisch forderte er den Kaffee, den die Gattin ihm auch rasch holte.

„Was hast du?" fragte sie, ihm die gefüllte Tasse reichend.

„Der Dienst wird mir doch zu schwer; es gefällt mir nicht, daß ich jetzt in den Forst muß."

„Jetzt schon?"

„Der Friedrich fehlt . . ."

„Er wird bald zurückkommen."

„Gutmüthige Thörin!"

„Dann wirst du dir Hülfe nehmen . . ."

„O nein, ich werde allein bleiben! das Geld, das ich dem Gehilfen zahle, kann ich selbst verdienen."

Der Oberförster öffnete das Fenster, das in den Hof hinausging und befahl dem Knechte, das Pferd rasch zu satteln. Frau Marie brachte ihm den Hirschfänger und die Dienstmütze.

„Ist es denn so eilig?" fragte sie.

„Es kommen Bauern, die Holz abfahren wollen. Wäre doch der Arnold Peters hier, ihm könnte ich das Geschäft des Anweisens schon übertragen, da er der zuverlässigste Arbeiter ist; aber auch er hat sich stellen müssen . . . Adieu, Marie! zum Abendessen werde ich wieder bei dir sein."

„Nicht früher?"

„Habe später noch einen Ritt nach der Grenze zu machen, um den zweiten Revierförster zu sprechen."

„Du kannst ihn ja rufen lassen."

„Darf keine Zeit verlieren."

Anton küßte die Gattin, verließ das Haus, bestieg das vorgeführte Pferd und trabte aus dem Hofe, zwei große Jagdhunde, die auf sein Geheiß von der Kette losgemacht, folgten ihm.

„Er will mir nicht Rede stehen!" dachte Frau Marie. „O, ich kenne schon seine Art! da schützt er dringende Geschäfte vor, um rasch fortzukommen . . . diesen Abend stellt er sich erschöpft und spielt den Grämlichen . . warte nur, Alter, du sollst das mir gegebene Versprechen schon halten. Ist es heute nicht, so ist es morgen. Ich ordne die Angelegenheit, möge es kosten, was es wolle. Erfahre ich von meinem Manne die Wahrheit nicht, so werde ich den Buchhalter auszuforschen suchen, der alle Geheimnisse Börners kennt. Heßler ist ein guter, gefälliger Mann, ihm darf ich mich im schlimmsten Falle schon anvertrauen."

Der Heirathsplan, den sie längst entworfen, beschäftigte die gute Frau jetzt mehr als je; sie bedauerte selbst, daß sie nicht früher zur Ausführung desselben geschritten und den Sohn in das Geheimniß gezogen hatte. Daß Friedrich die Tochter des Nachbars schätzte, wußte sie schon; sie konnte dies aus verschiedenen Unterredungen schließen, die sie mit ihm gehabt. Der junge Mann hatte sich wohl gehütet, sein Herzensgeheimniß preiszugeben, da Hermine selbst ihm dies angerathen. Die Bestellungsordre zur Landwehr hatte nun Stillstand in die Angelegenheit gebracht, Frau Marie mußte einen andern Plan ersinnen.

„Vielleicht ist es doch gut," dachte sie, „daß der reiche Fabrikant in Bedrängniß gerathen; sein Stolz, der sich nicht hinwegläugnen läßt, wird ein wenig gebeugt. Fortgesetztes Glück macht übermüthig. Wie es auch sei, ich werde Nichts unversucht lassen, um die Aussöhnung zu bewirken. Lebte die Frau Börners noch, so würde ich leichtes Spiel haben, denn sie war mir eine liebe und gute Freundin; nach Lage der Dinge muß ich nun allein handeln oder einen Mann zu Hilfe rufen . . . vielleicht auch Herminen selbst. O, das ist ein vortrefflicher Gedanke! Ach, hätte nur Friedrich zu Hause bleiben können! da entwerfe ich einen Heirathsplan und weiß nicht, ob der Bräutigam . . . fort mit diesen gräßlichen Voraussetzungen. Ich will hoffen, werde als Mutter meine Schuldigkeit thun und das Uebrige dem Himmel überlassen, der alle Dinge zum Besten kehrt."

Frau Marie trocknete die feucht gewordenen Augen und ging ihrer häuslichen Beschäftigung nach, in der sie Zerstreuung suchte und fand.

(Fortsetzung folgt.)

Rossini und Auber.

E. Hanslik schreibt in der „N. Fr. Pr.": „Die beiden musikalischen Großmeister von Paris machen einander in ihrer Lebensweise die vollständigste Opposition. Während Rossini seine Tage durch olympisches Ausruhen genießt, bedarf Auber fortwährender Thätigkeit. Der Eine vermeidet jede Anstrengung, als etwas das Uhrwerk seines Lebens Abnützendes, der Andere scheint im Gegentheile zu fürchten, es könnte die Maschine durch Unthätigkeit einrosten und stehen bleiben. Rossini, ein heiteres Symbol des italienischen dolce far niente, hält sich die Welt vom Leibe, ihre Geschäfte wie ihre Genüsse, und über die Ruhe in der Stadt geht ihm nur die noch ruhigere auf seinem Landsitze. Auber, die Verkörperung französischer Rührigkeit, würde hingegen ohne den steten Kontakt mit der Gesellschaft verkommen; selbst in der Sommerhitze ist ihm das bewegte Paris sympathischer, als die monotone Idylle des Landlebens. Auber zählt 85 Jahre; es ist kaum anzunehmen, daß seine Thätigkeit derzeit der Kunst noch großen Vortheil bringe, aber diese Thätigkeit ist ein Phänomen. Der greise Meister legt sich um 1 Uhr Nachts zu Bett und steht täglich um 5 Uhr Morgens auf. Eine Tasse Thee zum Frühstück muß als einzige Nahrung bis 7 Uhr Abends vorhalten, wo er ein gediegenes ausführliches Diner tapfer bewältigt. Um 9 Uhr Morgens leidet es ihn selten mehr zu Hause; da wird in's Konservatorium gegangen, in den Senat oder in's Institut, auf den Boulevards flanirt, spazieren gefahren. Im eigenen Hause ist Auber nicht gesellig, wie Rossini, obwohl sein glänzender Wohlstand ihm die Gastfreundschaft leicht machte. Auber empfängt ungleich weniger Besuche als Rossini. Es hat nicht Jedermann Lust und Muth, einen berühmten Mann vor 8 Uhr Morgens zu besuchen, obendrein wenn dieser von seinem Hausgesinde mit furchtbarem Eifer bewacht wird. Die Basis dieser Auber'schen Festungswerke bildet eine wüste, alte Hausmeisterin, welche seit 40 Jahren sein Hausthor in der Rue St. Georges mit Wort und That vertheidigt. Dieser berühmte weibliche Dämon nimmt jeden ihrem Gebieter zugedachten Besuch als eine persönliche Beleidigung auf und ist im Stande, sich mit ausgebreiteten Armen dem erschreckten Fremdling in den Weg zu werfen. Mehrmals in jeder Woche bringt es der 85jährige Mann über sich, um 10 Uhr Nachts dem bequemen Fauteuill zu entsagen, Toilette zu machen und sich dem Drangsal einer großen Soirée zu überliefern — ich

habe ihn noch mehr darum bewundert, als ob der „Stummen von Portici." Die Journale mögen ihn deßhalb immerhin mit den stereotypen Beinamen „unverwüstlicher Jüngling," „jugendlicher Greis" u. dgl. beehren, nur muß man von diesen Ausdrücken jeglichen Beigeschmack von Geckenhaftigkeit oder Gefallsucht ablösen. Man kann sich nicht ernsthafter und einfacher benehmen, als Auber. Die Lust an Späßen, die ewig scherzende Laune Rossini's liegt ihm fern, noch ferner die Geziertheit und jungthuende Koketterie eines A. W. Schlegel. Auber's ernsthafte Miene erhält durch den scharfen unter dichten Augenbrauen wie aus dem Busch hervorschießenden Blick sogar etwas Finsteres. Wie Rossini offen und redselig, so ist Auber zugeknöpft, wortkarg, förmlich. Man wird ihn selten lächeln sehen, vielleicht nur im Gespräch mit Damen. Sein Geschmack für glänzende Geselligkeit fand in dieser Saison ein ergiebiges Feld. Ich sah Auber gleich unermüdlich in den prachtvollen Soiréen, welche der Kaiser, der Marschall Vaillant, die Minister Rouher und Forcade gaben, dann bei der Preisvertheilung, endlich zu wiederholten Malen in der Oper. Bei den Italienern fehlte er selten, wenn Adelina Patti sang, die er als die erste lebende Opernsängern schätzt. Wenn eine seiner Opern gegeben wird, zeigt sich Auber niemals im Saale, kommt aber gern auf die Bühne. Mit Entzücken habe ich die „Stumme" und „Fra Diavolo" hier wieder gehört, die seit 40 Jahren nichts an Frische und Glanz eingebüßt. Es stimmte mich glücklich, den Mann zu sehen, der dies einst geschaffen und jetzt in seinem hohen Alter mit ungebrochener Lebenslust fortarbeitet. Er fühlt sich eben innerlich jung, was kümmert ihn das Datum seines Taufscheins? „Der arme Caraffa, wie er alt wird", flüsterte Auber, als ein jüngerer Kollege in der Jurysitzung erschien. Mir fiel unwillkürlich unser Heldengreis Radetzky ein und sein Bedenken gegen den „zu alten" Windischgrätz; Auber hängt fest, aber ohne Aengstlichkeit am Leben, mitunter sogar nicht ohne Humor. „Der Tod scheint wirklich unter den alten Opern-Componisten aufräumen zu wollen", sagte er, von Meyerbeer's Todtenfeier heimkehrend, zu einem Freunde — „jetzt kommt die Reihe an Rossini."

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 24. Sept. „Der Ball zu Ellerbrunn" von K. Blum gelangte gestern nach Jahre langer Pause wieder einmal zur Aufführung. Von gutem Ensemble und coulantem Spiel getragen, läßt sich das Lustspiel auch heutzutage noch recht gut ansehen; das aber war bei der gestrigen Vorstellung durchaus der Fall. Die Rolle des Baron Jakob bot Hrn. Hahn günstige Gelegenheit, die ganze gentlemanlike Liebenswürdigkeit seines Darstellungsvermögens für Typen der modernen Gesellschaft im besten Lichte zu entfalten und in gewinnender — mitunter vielleicht etwas zu leichtfüßiger — Weise durchzuführen, und die Baronin, seine Gemahlin, fand in Frl. Sperner eine anmuthige verständnißvolle Vertreterin, die sich ihrer Aufgabe mit vielem Geschmack und glücklichem — wie es schien, auch durchdachtem — Spiel recht befriedigend entledigte. Wenn es auch mitunter den Eindruck machte, als entspräche der mimische Ausdruck nicht immer vollständig den damit verbundenen Intentionen des Fräuleins, so ist dieses der Gesammtdurchführung der Rolle gegenüber von viel zu geringer Bedeutung, als daß wir ein ganz besonderes Gewicht darauf zu legen hätten. Was das zweite Ehepaar im Stück, den Kommissionsrath Zucker nebst Gattin anbetrifft, so füllte ersterer (Hr. Wiesner) seine komische Schablone zur Genüge aus, letztere (Frl. Hofer) dagegen ließ zu ihrem eigenen Nachtheil und gewiß auch gegen die Absicht des Dichters die Rückkehr des Barons in die Arme seiner Gemahlin als etwas gar zu Selbstverständliches erscheinen; das ihr im Voraus zuertheilte Lob seiner Koketterie aber scheint, dem gestrigen Spiel nach, auf einer reinen Sinnentäuschung des Barons beruht zu haben. Der Sproß dieses Paares, die 6jährige Minna, zeigte sehr glückliche Anlagen und ein recht gereiftes Beurtheilungsvermögen für die Aeußerungen kindischer Naseweisheit und Trotzköpfigkeit. Unter den übrigen Rollen des Stückes wollen wir noch zwei herausheben, von denen eine sich durch Länge und Undankbarkeit, die andere dagegen durch Kürze und Dankbarkeit auszeichnen. Der ersteren unterzog sich Hr. Heinemann (Dr. Platanus) mit würdiger Resignation, der zweiten Frl. Staub (Köchin Marie) in naturwüchsiger voller Ursprünglichkeit mit öfters zwar hinreißendem, aber durchaus nicht künstlerisch geklärtem Spiel.

Miscellen.

(Negerpresse.) Daß die farbige Bevölkerung der Ver. Staaten ernstlich darauf ausgeht, ihren politischen Einfluß geltend zu machen, ersieht man nicht nur an der Aufstellung einer ganzen Reihe Negerkandidaten für alle möglichen Aemter, sondern auch an der Ausdehnung, die die Negerpresse gewinnt. So erscheint der „Elevator" in St. Francisco, redigirt von einem Farbigen, in 2300 Exemplaren, der „Pacific Appeal" ist eine Negerzeitung. Die „New-Orleans Tribune" in New-Orleans, eine tägliche und Wochenzeitung, hat es mit einem ganzen schwarzen Redaktionsstabe auf 10,000 Exemplare für beide Ausgaben gebracht. Der „True Kommissioner", ein Negerblatt in Baltimore, wurde vor Kurzem unterdrückt, wird aber wieder erscheinen. „Lion's Standard" und „Weekly Review" in New-York wird nicht nur redigirt, sondern auch gedruckt von farbigen Kräften. Der „Christian Recorder" in Philadelphia, ebenfalls Negerjournal, hat eine Auflage von 5000 Exemplaren. Noch eine Reihe anderer Blätter werden ausschließlich für den schwarzen Bürger von dem schwarzen Mitbürger veröffentlicht.

•

Aus Paraguay erzählt die „Colonie-Ztg.", General Lopez rekrutirt jetzt unter den Weibern und hat eine Leibwache aus 75 kräftigen Frauenzimmern gebildet. Die tapfersten und verständigsten sind zu Offizieren gemacht und wissen sich in ihren Posten die gehörige Geltung zu verschaffen. Ein gemeiner Soldat, der einem Offizier den militärischen Gruß machte, erkannte in demselben seine Frau und wollte, da er sie lange nicht gesehen hatte, sie in der Freude des Wiedersehens umarmen. Aber der weibliche Offizier sah darin ein Subordinationsvergehen und ließ den unglücklichen Ehemann augenblicklich einstecken.

• • •

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 78. Sonntag den 29. September 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

V.

Hermine hätte sich gern der Oberförsterin genähert, hätte ihr gern das schwerbekümmerte Herz ausgeschüttet und sich Rath und Trostes bei der Freundin ihrer seligen Mutter erholt; aber sie kannte die Gesinnungen der Nachbarn nicht, die schon seit langer Zeit den Verkehr mit dem Vater abgebrochen hatten. Wie Frau Marien war auch ihr der Grund des Zwistes zwischen den beiden Männern, die sonst so innig befreundet gewesen, ein Geheimniß; sie kannte nur den Groll des Vaters, der so weit ging, daß er den Umgang mit den Bewohnern der Oberförsterei und Alles, was auch nur die entfernteste Berührung herbeiführen könnte, streng untersagt hatte. Die Liebe war diesem Verbote taub geblieben. Als Hermine aus der Stadt zurückkam, in der sie das Pensionat besucht, hatte sie dort dem stattlichen Jägeroffizier ihre Neigung schon bekannt und ihm Treue bis in das Grab geschworen; sie konnte sich nicht entschließen, nachdem sie bei der Heimkehr von dem Zerwürfnisse gehört, das Glück des Herzens vorübergehenden Kleinigkeiten zu opfern und ein feierlich abgelegtes Gelübde zu brechen. Der Friede, so hoffte sie, wird bald wieder hergestellt werden. Derselben Hoffnung lebte Friedrich, der seine Entlassung aus dem Regimente genommen, um seine Laufbahn als Forstmann weiter zu verfolgen und die Geliebte so bald als möglich heimzuführen. Die Nachricht von der in seiner Abwesenheit eingetretenen Feindschaft traf ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft; er bemühte sich vergebens, den Grund zu erforschen. Die Liebe war stärker als der kindliche Gehorsam; Friedrich setzte heimlich den Umgang mit Herminen fort. Die Hindernisse, die ernster Natur geworden, fachten in Beiden die zärtliche Neigung zur Leidenschaft an und mehr als einmal hatten sie den schon in der Stadt geleisteten Schwur wiederholt. Die erste Bewerbung Kohlers hatte zur Folge, daß Hermine ihre Liebe noch vorsichtiger verbarg als zuvor; sie kannte den Förster und darum wollte sie eine neue Feindschaft vermeiden, die nothwendig zwischen den beiden Nebenbuhlern entstehen mußte. So standen die Dinge, als Friedrich zur Armee einberufen wurde und Kohler durch den Buchhalter seine Bewerbung auf eine Weise wiederholte, die das zartfühlende Mädchen mit tiefer Entrüstung erfüllte. Der Amtmann hielt einen günstigen Erfolg für gewiß, denn er zählte nicht nur auf die Verlegenheit des Fabrikanten, sondern auch auf den Einfluß des Buchhalters, der eine Verbindung des reichen Gutsbesitzers mit der Tochter seines bedrängten Herrn gut geheißen hatte.

Die gute Tochter hatte einen harten Kampf mit sich selbst zu bestehen. Des Vaters Noth mußte sie für begründet halten, nachdem sie den Abzug der entlassenen Arbeiter gesehen und die Stille wahrnahm, die auf der sonst so lebhaften Fabrik eingetreten war. Börner selbst schlich traurig durch die Räume und zitterte, so oft der Postbote über den Hof ging. Hermine fürchtete, der arme Vater müsse krank werden, denn er sah stets bleich und verstört aus. Die gewohnten Gänge nach dem Bau der neuen Fabrik unterließ er, als ob er die Unterbrechung der Arbeiten nicht ertragen könnte. Den größten Theil des Tages verbrachte er in dem Arbeitskabinete; fragte Jemand nach ihm, so mußte der Buchhalter die Stelle seines Herrn vertreten. Und auch Heßler, der sonst so ruhige Mann, der alle Dinge jovial auffaßte, erschien traurig und niedergedrückt.

„Heßler," fragte sie ihn heimlich, „ist es noch nicht besser geworden?"

„Im Gegentheil, es wird täglich schlimmer."

„Sie selbst meinten doch. . ."

„Nach den neuesten Nachrichten ist der Krieg gewiß."

Hermine erblaßte.

„Also doch!" flüsterte sie bebend.

„Nun läßt sich das Elend nicht absehen, das über die ganze Geschäftswelt kommt."

„Mein Gott!"

„Uns zumal trifft die ganze Schwere des Zustandes, da unsere Erzeugnisse nicht zum nothwendigsten Lebensbedarf zählen. Ja, hätten wir ein anständiges Betriebskapital, daß wir die Krisis überstehen könnten, dann wäre uns geholfen. Handelten wir mit Mehl, Brod und Früchten oder Getreide, so wäre ein Geschäft zu machen."

„Der Vater hat doch Freunde . . ."

„Alle sind in der Noth."

„Da ist unser Nachbar, der Oberförster, der ein wohlhabender Mann sein soll . . ."

„Fräulein," fuhr der Alte auf, „denken Sie nicht an diesen Nachbar!"

„Warum denn nicht, lieber Heßler?"

„Erstens hat der Mann kein Vermögen, dies ist notorisch, und zweitens würde Ihr Vater sich nicht an ihn wenden, selbst wenn Graßberg der Einzige auf dieser Erde wäre, der ihm helfen könnte. Er würde lieber untergehen, ehe er diesen Nachbar um eine Gefälligkeit bittet. Geben Sie diesen Gedanken auf, denn er ist so sicher unausführbar, als der Betrieb

unserer Fabrik ohne Geld. Und Ihr Vater hat Recht, ich muß ihm Recht geben."

„Demnach kennen Sie den Grund dieser gräßlichen Feindschaft?" fragte Hermine, ohne sich den Anschein zu geben, daß sie forsche.

„So halb und halb, und was ich nicht weiß, errathe ich."

„Theilen Sie ihn mir mit, lieber Freund!" bat sie schmeichelnd.

„Um des Himmels willen nicht!" rief abwehrend der Buchhalter. „Man schweigt über Dinge dieser Art und vergißt sie, wenn es möglich ist. Der Oberförster existirt für uns nicht. Hermine, lassen Sie mich diese Gelegenheit benutzen, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Ihr armer Vater nimmt Anstand, Sie zu drängen . . . der Kampf, der in seiner Brust tobt, steht ihm in den bleichen Zügen geschrieben . . . glauben Sie es nur, er hat Tag und Nacht nicht Ruhe . . . mein armer Freund muß zu Grunde gehen, wenn nicht bald eine Aenderung eintritt . . . Und doch hat er mir verboten, Sie zu einem Entschlusse zu bewegen. . ."

„Vater, Vater!" schluchzte Helene.

„Ich kann es nicht über das Herz bringen, ich muß es Ihnen sagen dem Verbote zuwider. Ihr guter Vater liebt Sie über Alles. . ."

„O, ich weiß es ja!"

„Nun zeigen Sie auch Ihre Liebe."

„Heßler, gibt es denn keinen Ausweg?"

„Kohler bleibt die einzige Rettung."

„Das ist mehr als traurig!" schluchzte das arme Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Paganini's Schicksale nach seinem Tode.

Paganini, der wunderthätige Magus der Geige, ist ein Typus in der Geschichte der Tonkunst. Wer einmal das Glück hatte, den Einzigen zu hören, wird nie und nimmer den wahrhaft magischen Eindruck seines Spiels vergessen, in der Erinnerung noch staunen über den unerklärlichen Zauber, den er übte. Das Geheimnißvolle, das Paganini selbst um seine Person, sein ganzes Wesen wob, sein bis zum Kleinsten excentrisches, in sozialer Beziehung abnormes Thun und Treiben, seine dämonische Goldgier, seine bis zur höchsten Knauserei gesteigerte Sparsamkeit, und selbst seine persönliche Erscheinung, diese hohe scharfeckige Stirn, wie der Medusa Haupt von Schlangen, von schwarzen, orientalisch glänzenden langen Haaren umdüstert, die tiefliegenden schwarzen, stechenden Falkenaugen, die scharfe Adlernase, der feine Mund mit den dünnen Lippen, das eckige Kinn, die olivengelbe Gesichtsfarbe, die hervorstehenden Backenknochen, auf denen, ließ er sich hinreißen von dem Dämon seiner Kunst, die klaren Schwindsuchtrosen blühten; dieses Alles gab seinem unvergleichlichen Spiele eine eigenthümliche Folie, hob den Zauber, mit dem er alle seine Zuhörer umstrickte, fesselte, bald zu Thränen rührte, bald zu unheimlicher Lust hinriß. Wen ergriff nicht ein unheimliches Gefühl bei dem wahrhaft dämonischen Lächeln, das seinen Mund umspielte, allen seinen Gesichtsmuskeln ein unbeschreibliches Leben verlieh, nahm er mit kaltem Hohne, so hat es mir wenigstens stets geschienen, die oft bis zum Delirium gesteigerte Ovation der wirklich bezauberten Menge hin? Wen durchrieselte nicht ein unwillkürliches Schaudern, traf ihn der Blitz seines gespensterhaften Blickes, der wie Wetterleuchten unter dem Haarschleier durchzuckte, welcher ihm im Feuer seines Spiels über das Gesicht fiel? Wen beschlich nicht das Gefühl des Mitleids, wenn er, nach Beendigung eines Konzertstückes, seine unbeholfene Verbeugung machte, und ganz erschöpft auf einem Sitze gleichsam zusammenbrach? Für mich war Paganini der fleischgewordene Dämon der geheimnißvollen Allgewalt der Tonkunst, unter deren Banner aller Sterblichen Seelenleben steht. Denn entzückte er nicht beglückend, beseligend, riß er nicht hin zur höchsten Extase der Begeisterung, deren die noch an die Materie gefesselte Seele fähig ist, fesselte er nicht zur reinsten Harmonie ihre gestörten Accorde, und lichtete er nicht die düstersten Wolken, welche sie zuweilen umfangen, durch die Wunderkraft seines Geigenspiels? Neben Paganini kenne ich nur Einen Tonkünstler, der in derselben Ueberschwenglichkeit die Weihe der Kunst empfangen hat, welcher, so wie Paganini die Geige zu einem neuen Instrumente umgestaltete, aus dem Fortepiano ein ganz neues Instrument schuf, Franz Liszt, aber als Virtuose mit sich selbst nie zufrieden, da sein Instrument, leistete er auf demselben das bis zu seinem Erscheinen Unmögliche, ihm nicht ausreichte, dem inneren Drange seiner Phantasie, seinem Gefühlleben den vollen Ausdruck zu verleihen.

Bei einer Fahrt nach Hannover hatte ich in meinem Coupé nur einen Reisegefährten, an dessen Accent des Französischen, in dem wir unsere Bekanntschaft anknüpften, ich bald den Sohn Italiens erkannte. Ich hatte mich nicht getäuscht. Genova la Superba, Paganini's Vaterstadt nannte er auch seine Wiege. Er war überglücklich, daß ich seine Muttersprache redete, und bald kam, ich weiß selbst nicht wie, unser Gespräch auf den maestro incomparabile e divino, den er persönlich gekannt hatte. Mit dem ganzen Enthusiasmus eines Italieners schwärmte er für seinen großen Landsmann. Da er mich nicht minder begeistert für Paganini fand, war er unerschöpflich in den interessantesten Charakterzügen des Unvergleichlichen, und erzählte mir, unter der Versicherung, daß es reine Wahrheit, Folgendes, das ich meinem Leser in der schönen Sprache des Arno wieder geben müßte, sollte es die lebendige Färbung, mit welcher der Erzähler es vortrug, behalten. Ich versuche, die Erzählung mitzutheilen, wie ich sie in meiner Reisemappe aufgezeichnet, da ich überzeugt bin, daß sie für Manchen noch neu, jedenfalls nicht unanziehend ist.

Des Conte di Cessole Palast in Nizza, so erzählte er, sollte das Glück, den traurigen Ruhm haben, einem Paganini als Sterbestätte zu dienen. Krank und schwach kam Paganini in der Mitte Dezembers 1839 nach Nizza und fand bei dem Conte di Cessole die herzlichste Gastfreundschaft. So schwach, seiner Auflösung so nahe war er, daß er in sein Gemach getragen werden mußte. Konnte er auch kaum sprechen, nur durch die Nase, da seine Stimmröhre ihm den Dienst versagte — er hatte die Halsschwindsucht — so dacht' er am Ende an Nichts weniger, als an sein nahes Ende. Fortwährend machte er Plane zu neuen Kunstfahrten nach Rußland und den Vereinigten Staaten und schwelgte schon im Geiste mit einer, man kann sagen, kindischen Freude in den reichen Golderndten, die er sich dort versprach.

Er vermochte sein Lager nicht mehr zu verlassen. Seine Umgebung bestand in Saiteninstrumenten aller Gattungen, grade vor seinem Auge hing seine Lieblingsgeige. Zuweilen verlangte er nach derselben und entlockte ihr dann Töne und Akkorde, die nicht mehr dieser Welt anzugehören schienen. Nichts war natürlicher, als daß solche Anstrengungen den Hinschwindenden immer nervöser aufregten und die wenigen Kräfte, die ihm noch blieben, völlig aufrieben. Je näher er der Auflösung, um

so beharrlicher hing er an seinem Instrumente, seiner zweiten Seele. Trotz aller Bitten, allen Flehens der ihn Umgebenden setzte er eines Tages sieben bis acht Stunden mit geringen Pausen seine Improvisationen fort, er gab in den wunderbarsten Tönen, Akkorden und Melodien, die nie eines Menschen Ohr vernommen, sein Leben hin; aufgelöst schien seine Seele, nicht mehr dieser Erde anzugehören, denn so können nur Engel spielen. Nicht eher, bis ihn die Ermüdung überwältigt, seine physische Kraft völlig erschöpft, hörte er auf zu spielen und sank dann ohnmächtig auf seinen Pfühl zurück. Paganini hatte sein Schwanenlied gesungen. Drei Tage später, als die Glocke am 27. Mai 1840 fünf Uhr des Abends verkündete, warf er noch einen Blick in die reiche Brautpracht, mit der sich hier im Frühling die Erde schmückt, und schloß dann ganz ruhig das Auge zum ewigen Schlafe.

Paganini war nicht mehr. Sein Körper sollte aber auch im Tode die Ruhe nicht finden. Ein Priester gab die Erklärung, der Maestro habe sich geweigert, die Sterbsakramente zu empfangen, sich mithin aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen. Dem war nicht so. Paganini hatte selbst keine Ahnung von einer so nahen Auflösung; bis zu seinem letzten Hauche stand ihm die Hoffnung ermuthigend zur Seite; er war der festen Ueberzeugung, noch besser zu werden, und dies bis wenige Minuten vor dem Hinübergange, gleich den meisten Schwindsüchtlern.

Ein paar Tage vor seinem Ende besuchte ihn ein Geistlicher; Paganini erklärte demselben, daß er des Trostes der Kirche noch nicht bedürfe, würde jedoch nach ihm senden, fänd' er es für nothwendig. Dies geschah nicht, da ihn der Tod überraschte. Die Geistlichkeit verweigerte ihm daher ein christliches Begräbniß, eine Ruhestätte in geweihter Erde.

Allgemein war die Bestürzung, allgemein die Bemühungen, den Beschluß der Geistlichkeit aufzuheben, selbst König Karl Albert verwendete sich dafür. Umsonst, allen Bitten und Vorstellungen taub, blieb die Geistlichkeit Nizza's bei ihrem Beschlusse. Paganini's Freunde appellirten an das geistliche Gericht. Da es aber, wie vorauszusehen, Jahre währen konnte, ehe es zum Entscheid kam, beschlossen die Freunde des Verstorbenen, seinen Körper einbalsamiren zu lassen.

Dies geschah. In einer offenen Halle wurde die einbalsamirte Leiche ausgestellt, und in Haufen drängte sich das Volk, drängten sich die Verehrer Paganini's heran, um ihrem großen Landsmann die letzte Huldigung darzubringen. Selbst aus entlegenen Theilen Italiens zogen ganze Schaaren zu diesem Zwecke nach Nizza. Dies verdroß die Geistlichkeit. Sie fühlte eine Beleidigung darin, der Leiche eines Menschen, über den sie das Anathem ausgesprochen, solche Huldigungen und Ehrenbezeugungen dargebracht zu sehen. Mit dem dringendsten Begehr wendete sie sich an den Civil-Gouverneur, die Leiche aus der Stadt zu schaffen. Er gab ihrem Begehr Gehör, und unter Militäreskorte wurde die Leiche nach dem Lazaretto in Villafranca gebracht.

„Quando l'Italia è il giardino dell' Europa, gl' intorni di Villafranca sono il giardino dell' Italia!" Wenn Italien der Garten Europa's, sind die Umgebungen von Villafranca der Garten Italiens — deklamirte mein Italiener. In der That ist die kleine Halbinsel Villafranca auch einer der Punkte Europa's, auf welchem des Schöpfers Auge mit besonderem Wohlgefallen ruhte, als sein Wille die Erde aus dem Chaos rief. Hier ist Alles Poesie. Mehr als verschwenderisch hat die Natur hier die üppigste Fülle ihrer Schönheiten ausgegossen, ihr vollstes Füllhorn des reizendsten Pflanzenlebens. Die ganze Halbinsel schwimmt im Frühlinge in Blüthen und balsamischem Duft, welchen des Meeres blaue Wogen den gleich Möven über den Azurspiegel dahinschwebenden Fischerbooten hinübertragen. Alles athmet des Lebens höchsten Vollgenuß. Luft und Liebe, ein wirkliches Tempe, von dem uns die Dichter singen, als dem Aufenthalte der Seligen, in welches der Sterblichen Elend und Kummer noch nicht eingedrungen, wo selbst die Gebäude, welche ihre Giebelfelder und Attiken in blendender Marmorweiße über das üppige, in den mannigfaltigsten Schattirungen sich abstufende Grün erheben, in vollkommenster künstlerischer und natürlicher Harmonie zu ihrer unvergleichlichen Umgebung stehen.

Ein düsterer Punkt in diesem Elysium beut sich aber das Lazaretto auf einer in's Meer vorspringenden Felsenhöhe selbst, in ihrer Gesammtwirkung über alle Schilderung malerisch. In einem der düstersten, abgelegensten Winkel des trostlosen Gebäudes wurde Paganini's Leiche untergebracht, sorgsam mit einem Stücke alten Segeltuchs überdeckt, gleich einem Waarenballen, dessen Nähe Tod und Verderben bringen kann. Hier lag also, der Menge ein Greuel, ein Gegenstand des Schreckens, die Leiche eines Mannes, dem einst die ganze civilisirte Welt mit enthusiastischem Beifalle zugejauchzt, gehuldigt, dessen Kunstfahrten wahre Triumphzüge gewesen.

Tausende und abermal Tausende hatte er durch sein Zauberspiel die Göttlichkeit ihres Wesens ahnen, lebendig empfinden lassen, und nicht einmal ein „De Profundis" erklang bei seiner Erdenhülle, ihm, dem ein Ehrenplatz in einem Welt-Pantheon gebührte, ihm wurden sechs Fuß Erde zur letzten Rast verweigert! — Noch vor wenigen Monden das Entzücken Europa's, ist Paganini im Tode ein Gegenstand des Schreckens, der Furcht. Andächtig bekreuzt sich der Landmann, führt ihn sein Weg nothwendig an dem Gebäude vorbei, das Paganini's letztes Asyl geworden; der Fischer steuerte am Abend in Angst an dem Felsen vorüber, welchen das Lazaretto krönt und erzählt seinen Genossen, wie er des Maestro bleiches Antlitz gesehen, das flehentlich zu ihm herabgeschaut habe, wie er ein mildes Klagetönen und Klingen durch die Stille der Nacht vernommen, das in einem flehenden, Mark und Bein durchdringenden Wehruf sich verlor.

Selbst sein Name mußte Paganini in der Idee des gemeinen Mannes zum Fluche werden, denn wie konnte ein Mann, der Paganini — kleiner Heide — hieß, ein guter Christ sein? Die natürliche Folge, daß die Menge den Bannfluch der Geistlichkeit als gerechtfertigt betrachtete.

Die Angelegenheit kam vor den geistlichen Gerichtshof, wurde für und wider mit dem größten Eifer plaidirt und, trotz aller Anstrengungen der Geistlichkeit Nizza's, dahin entschieden, daß Paganini in allen Dingen ein guter Katholik gewesen. Was half der Entscheid? Hätte das geistliche Tribunal ihn zum Heiligen erklärt, der Bischof blieb, vielleicht der bloßen Konsequenz wegen, standhaft bei seinem Beschlusse, Paganini erhielt noch kein Grab in geweihter Erde. An eine höhere Instanz wurde deshalb von seinen Verehrern und Freunden appellirt.

Aber selbst die Ruhe in einem Winkel des Lazaretto von Villafranca sollte Paganini verkümmert werden, ihm nicht gegönnt bleiben. Ein israelitischer Barnum aus Genua erbot sich, 12000 Scudi für die Leiche zu zahlen, um dieselbe in England für Geld zur Schau auszustellen. Wunderbares Schicksal. Er sollte also auf den Jahrmärkten gleich Riesen, Zwergen und ähnlichen Monstruositäten der Neugierde der Menge zur Schau geboten werden. Und wirklich gab es eine

Partei, die gerne gesehen, wäre man auf den entwürdigenden Antrag eingegangen!

Die Berufung an den Erzbischof hatte ebenso wenig Erfolg, er bestätigte die frühere Bestimmung Auch das Letzte ließen Paganini's Freunde nicht unversucht, sie wandten sich an den Papst. Der heilige Vater verwarf die früheren Beschlüsse und übergab dreien Erzbischöfen den Fall zu näherer Prüfung, bewilligte auch die Erlaubniß, die Leiche auf einem christlichen Friedhofe beizusetzen bis zum letzten Entscheid über ihr Schicksal.

Mehr als drei Jahre hatte die Quarantaine der Leiche des Maestro gedauert, als am 20. August 1843 die päpstliche Bestimmung in Nizza anlangte. Sofort traf der Conte di Cessole Anstalten, dieselbe in Kraft zu setzen. Am 21. August, eine Stunde vor Mitternacht, begab sich der Graf mit zwei Schiffern und zwei Fackelträgern nach dem Lazaretto, wo man ihm, nach Vorzeigung der Dokumente, die Leiche auslieferte. In lautloser Stille wurde dieselbe hinunter nach dem Hafen getragen, hier harrte ein Boot, um sie nach Genua zu schaffen. An der Spitze des Bootes saß der Graf, der einzige Leidträger des Unvergleichlichen. Mild in voller Pracht sandten die Sterne ihr Licht auf den Sarg, der unheimlich beleuchtet vom ungewissen Scheine der Fackeln Bei jeder Zollstation, an welcher das Boot vorüberglitt, wurden sie angerufen, was sie führten; die stete Antwort: „Il corpo di Paganini, aqueo que snaoba tan ben“ (Die Leiche Paganini's, der so gut spielte.) Damit begnügten sich jedoch die Zöllner nicht, mit dem gierigsten Amtseifer untersuchten sie die Leiche, warfen sie um und um, in der Voraussetzung, man wolle mit derselben irgend eine Schmuggelei bergen.

So hielt Paganini in der Oede der Nacht auf einem ärmlichen Fischerboote seinen letzten Einzug in seine Vaterstadt. Die Kirche hatte ihn aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen, ihm ein Grab in geweihter Erde versagt, ein Spekulant hatte seine Leiche, die länger als drei Jahre im düstersten Winkel eines Lazarello eine Zufluchtsstätte gefunden, zum Gegenstand der entweihenden Schaulust des Volkes machen wollen, und zuletzt wurde seine Leiche von den dienstfertigen Zollbeamten als Contrebande durchwühlt. Kann es ein sonderbareres, merkwürdigeres Schicksal geben?

Genua, das seinen großen Sohn im Leben gleich einem Triumphator empfangen, geehrt, welches ihn mit enthusiastischem Stolze, und dies mit Recht, den Seinigen nannte, dem er seine Lieblingsgeige, auf Erden sein Heiligstes, die Begleiterin seiner Triumphzüge, als Andenken hinterließ, Genua, seine Vaterstadt, schenkte dem Todten nicht die mindeste Beachtung; ohne Sang und Klang zog die Leiche durch die Stadt.

Endlich, endlich fanden Paganini's irdische Ueberreste die denselben so lange, so duldungslos verweigerte letzte Ruhe im Herzogthum Parma, in einer kleinen Kapelle, welche sein Sohn und Erbe von vielen hunderttausend Scudi bei einer dort von ihm gekauften Villa zu dem Ende hatte aufführen lassen. Friede seiner Asche!

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 28. Sept. Der alte Dumas griff auf literarischem Gebiete dreist zu, wo er was fand und verarbeitete es so, wie's in seinen Kram paßte, ohne sich über genaue Quellenangabe graue Haare wachsen zu lassen. Sollte vielleicht deßwegen gestern ihm gegenüber Reprise ergriffen worden sein, als der Theaterzettel „die Fräulein von St. Cyr“ als „Originallustspiel“ von Börnstein bezeichnete? Ich glaube, das wäre ganz am falschen Orte, denn der große Dumas wird wohl nie in die Verlegenheit gekommen sein, den großen Börnstein zu plagiiren. Ueberhaupt trägt das ganze Stück seine französische Heimath so deutlich zur Schau wie ein Igel seine Stacheln, daß selbst der Unbefangenste an dessen Charakter als deutsches „Originallustspiel“ zweifeln mußte. Die Art und Weise des französischen Conversationstones, die kurzen, nur halb gesprochenen Sätze, welche immer durch die Antwort des Partner's unterbrochen werden, erfordern sorgfältige Uebung, um glatt vom Stapel zu laufen; das war bei der gestrigen Vorstellung aber nicht der Fall. Die Conversation haperte noch häufiger als die Schleppe der ersten Liebhaberin, und mitunter überpurzelten sich die Worte im Munde der Sprechenden zu einem ganz eigenthümlichen Mixtum. Frl. Staub suchte sich sogar dadurch zu helfen, daß sie den Finger in den Mund steckte, was allerdings ganz neu, aber durchaus nicht passend ist. — Unter den einzelnen Leistungen steht das Fräulein v. Meran des Frl. Sperner obenan. Angenehme Erscheinung, gute Toilette und sympathisches Spiel liefern von Hause aus einen wohlthuenden Gesammteindruck, der über manche Einzelheit leichter hinwegsehen läßt. Eine größere Sicherheit im Auftreten und mehr Aplomb in der Draperie der Schleppe, die beim Sitzen und Wenden mitunter in unharmonische Lage kam, lassen sich bei einiger Uebung leicht erreichen. Verzeihen Sie, daß ich von solchen Aeußerlichkeiten rede, aber das bisherige Repertoir hat mir noch keine Gelegenheit geboten, mich über die künstlerische Gestaltungsfähigkeit wirklicher Charaktere Seitens des Frln. Sperner zu informiren, was ich mir also eines weiteren vorbehalten muß. Hrn. Julius (Vicomte v. St. Herem) fehlte die Leichtigkeit in Form und Haltung, welche der galante Ritter vom Hofe König Ludwig des XIV. haben muß, sowie innere Wärme des Spiels; erst im letzten Akte gelangte letztere hin und wieder zum Durchbruch. Eine genügende Lebhaftigkeit in Spiel und Diction entwickelte dagegen Hr. Simon (Dubouloy), doch wußte er zugleich sehr gut die Grenze einzuhalten, jenseit welcher man bei uns so gerne fein komisch gezeichneten Gestalten den Hanswurstenmantel umzuhängen beliebt. Frl. Staub versuchte sich als Louise Mauclais in mancherlei Momenten, wie sie ihr die eigene Stimmung gerade eingab und repräsentirte sich wie schon früher als hübsche Erscheinung, die mit großer Unbefangenheit in glücklichem Dilettantismus darauf losarbeitet, ohne an das Wie und Warum zu denken. Was das gleichmäßige Durchführen einer Rolle bedeutet, scheint ihr vor der Hand sowohl unbekannt als auch überflüssig zu sein. Den Herzog von Anjou repräsentirte Hr. Hahn mit bekannter Eleganz und Sicherheit.

Zum Schluß möchte ich mir nochmals eine Bemerkung über die Stimme aus dem Souffleurkasten erlauben; dieselbe klingt zwar jetzt aus einer anderen Tonart, aber nicht weniger deutlich vernehmbar an das Ohr des Zuschauers.

Zuversicht.

Trotz aller Stürme der „tempi passati“ blüht Leben und Liebe,
Wenn wir nur, selber uns treu, Hoffnung noch haben und Muth.

C. K.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interims-Redakteur: Dr. C. Kupfer

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 79. Mittwoch den 2. Oktober 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Wir haben hin und her überlegt, es hat sich kein günstiges Resultat herausgestellt. Kommt es zum Concurs, so ist Ihr Vater ein armer Mann, der bei andern Leuten sein Brod suchen muß. Das wäre zu hart! diesen Schlag überlebt er nicht. Von mir will ich nicht sprechen, ich gäbe gern mein Erspparniß hin, um zu helfen; aber mein kleines Vermögen ist wie ein Tropfen Wasser in das Meer . . . Sie allein können Rettung bringen und darum ist es Ihre Pflicht als Tochter, den Ruin von des Vaters Haupte abzuwenden. Entschließen Sie sich freiwillig zu dem, was der Vater den Muth nicht hat, gebieterisch zu fordern . . . O, seine Gemüthsverfassung ist eine schreckliche, ich kann es wohl beobachten. Die Liebe zu seinem Kinde kämpft mit dem Stolze und der Ehre des Kaufmanns. Fräulein, muß ich Ihnen denn wiederholen: Sie bringen wahrlich kein Opfer, wenn Sie den Vater retten: nein, Sie machen zunächst sich selbst glücklich und auch Den, der so viel für Sie gethan hat."

Heßler reichte ihr bewegt die Hand.

„Ich habe meine Pflicht gethan!" fügte er hinzu, indem er sich entfernte.

Hermine, die den Muth nicht hatte, weitere Einwände zu machen, blieb bestürzt zurück. Abends bei Tische schien es ihr, als ob der Vater bleich und abgemagert wäre; er aß wenig, starrte düster vor sich hin und sprach während der Mahlzeit kein Wort. Die Unterhaltung, die Heßler zu führen versuchte, hatte keinen Fortgang, da Hermine ihren Schmerz nur mühsam unterdrücken konnte.

„Vater," fragte sie nach Tische, „hast du mir nichts zu sagen?"

Er schüttelte traurig das Haupt.

„Nein!" murmelte er. „Du kennst die Last, die mich drückt; ich kann nichts thun, sie abzuwälzen, meine Kraft ist zu schwach."

Der Fabrikant verließ mit Heßler das Speisezimmer.

„Guter Gott", dachte die Tochter, „in welche Lage bin ich gerathen! Liebte ich auch meinen Friedrich nicht, zu dem Amtmann könnte ich mich doch nicht hingezogen fühlen, er ist mir in tiefster Seele verhaßt! An wen wende ich mich? Wer räth, wer hilft mir, ich würde mich ihm offen mittheilen. Ach, daß ich so einsam und verlassen bin!"

Sie verbrachte schlaflos die Nacht.

Am nächsten Morgen befand sie sich bei der Toilette, als leise an die Thüre geklopft ward. Sie öffnete. Suschen stand an der Schwelle.

„Darf ich eintreten, Fräulein?" fragte schüchtern die junge Frau.

„O gewiß."

„Da bin ich!"

Suschen schloß die Thüre hinter sich.

„Ich habe dich erwartet."

„Sind wir auch ganz allein?"

„Es stört uns Niemand."

„Diesen Morgen brachte mir der Postbote einen Brief . . ."

„Von deinem Manne?"

„Und für Sie lag dieses Briefchen darin. Ich habe mich gleich aufgemacht, um es Ihnen zu überbringen."

„Du leistest mir einen Dienst, für den ich dir nicht genug danken kann. Setze dich auf jenen Sessel oder auf das Sopha, wie du willst . . . ich muß gleich lesen!"

„Lesen Sie nur", flüsterte Suschen; „ich habe Zeit!"

Hermine hatte den Brief schon erbrochen; sie stand am Fenster und las gierig die Zeilen, die der theure Mann an sie richtete. Sie las lange.

„Und doch!" flüsterte sie, das Papier zusammenlegend und in dem Busen verbergend. „Der Krieg ist unvermeidlich. . ."

Sie sank zitternd auf den nächsten Sessel nieder.

„Dasselbe hat mir mein Arnold geschrieben!" flüsterte Suschen weinend. „Das Regiment ist schon weiter gerückt."

„Der böhmischen Grenze zu."

„Gott im Himmel, wie soll das werden? Die arme Mutter sitzt zu Hause und weint sich die Augen aus. Und ich weine mit ihr . . . das ist jetzt unser Leben!"

Suschen hielt die Schürze vor die Augen und schluchzte hell auf.

Auch Hermine konnte sich der Thränen nicht erwehren.

„Du bist besser daran, mein liebes Suschen, als ich; du kannst der Mutter dein Leid klagen, kannst von deinem Manne mit ihr sprechen; ich aber muß meinen Jammer verschließen, muß die Einsamkeit aufsuchen, um mich auszuweinen. Dieser Zwang verdoppelt die Pein. . ."

„Ach, liebes Fräulein, es kommt am Ende doch auf Eins heraus . . . Schmerz bleibt Schmerz, ob man ihn aussprechen kann oder nicht."

„Nenne mich nicht Fräulein, sollst mich auch nicht „Sie" anreden! Wir haben als Kinder gemeinschaftlich gespielt, sind in dieselbe Schule. . ."

„Das würde sich doch nicht schicken!"

„Sind meine Verhältnisse auch andere geworden, meine Denkart ist dieselbe geblieben. Ich erinnere mich der frohen Kinderzeit noch mit großer Freude, und du warst mir die liebste Gespielin. Das Schicksal hatte uns getrennt, hatte uns verschiedene Lebenswege angewiesen . . . jetzt vereint uns der Schmerz wieder. Suschen, die alte Freundschaft ist nicht erloschen, sie soll neu aufblühen unter unseren Thränen. . . . Du bist ja eingeweiht, du kennst meine Liebe zu Friedrich Graßberg . . . . mit dir kann ich über ihn sprechen, sonst muß ich schweigen, da unsere Väter die bittersten Feinde sind. Darum nenne mich „du" und „Hermine", wie du sonst gethan."

Suschen sprang auf und reichte ihr hastig die Hand.

„Ach, das will ich ja gern!" rief sie schluchzend. „Kannst du mich als Freundin nehmen, so zähle auf meine treue Anhänglichkeit, ich werde dir jeden Dienst leisten, den du von mir forderst. Vor allen Dingen sprich dich nun aus, es könnte doch sein, daß ich einen guten Einfall habe, der dir Nutzen bringt."

„Ich fordere nicht, daß du mir Verschwiegenheit gelobst. . ."

„Ist auch überflüssig," rief die junge Frau eifrig, „denn ich schwöre unaufgefordert, daß ich keinem Menschen ein Wort sage; nicht einmal mein Mann soll erfahren, daß wir auf so vertrautem Fuße stehen."

Hermine küßte ihr gerührt die frische Wange. Und nun schilderte sie der Freundin die traurigen Verhältnisse, sie verschwieg nur die bedrängte Lage des Vaters.

„Kohler, der Amtmann!" flüsterte Suschen. „Der Mann würde auch mir nicht gefallen. So oft ich ihn sehe, befällt mich ein Schauder. Da ist der Herr Förster doch ein anderer Mann. Und wenn er Oberförster ist, was nicht ausbleibt, wie er selbst sagt, dann muß der Amtmann vollends vor ihm verschwinden. Ich begreife deinen Vater nicht . . . der alte Herr Graßberg ist so gut und freundlich, hilft Jedem, wie und wo er kann. . ."

„Und auch mein Vater ist gut. Die Erbitterung, die selbst der gemüthliche Heßler theilt, bleibt mir unerklärlich. Ach, ich gäbe viel darum, wenn ich den Grund erfahren könnte."

„Beruhige dich nur, die Freundschaft wird schon wieder hergestellt werden."

„Ich zweifle nicht daran; aber bis dahin will Kohler eine Erklärung von mir haben und der Vater dringt darauf. Die volle Wahrheit kann ich ihm nicht sagen, und dieser Umstand liegt mir schwer auf dem Herzen. Zum ersten Male in meinem Leben muß ich dem guten Vater etwas verbergen . . . ach, daß es so kommen mußte."

Hermine weinte still vor sich hin. Suschen tröstete nach Kräften und stellte eine glückliche Lösung der Wirren in Aussicht, sobald Friedrich Graßberg zurückkehre und in den Posten seines Vaters einrücke. Die junge Frau wußte ja nicht Alles, sie kannte die schwere Bedrängniß des Fabrikanten nicht, den sie für sehr reich hielt. Sie vergaß fast ihren eigenen Schmerz, um die Freundin zu beruhigen. Der Krieg bildete bald wieder das Thema des Gesprächs. Die junge Frau brach unwillkürlich in die Worte aus:

„Der liebe Gott wird Mitleiden mit uns haben und den Herrn Förster und meinen Mann nicht todtschießen oder verstümmeln lassen. Und wenn beide unversehrt ankommen, mit Orden geschmückt, dann muß alle Feindschaft und aller Kummer scheiden."

„Für dich ist der Kummer vorbei," meinte Hermine, „denn du kannst deinen Mann mit offenen Armen empfangen; mir wird das Friedensfest keine Freude bringen."

„Und doch!"

„Nein, nein!"

„Herr Börner kann einem Helden die Hand seiner Tochter nicht verweigern, er denkt zu edel und ist ohne Zweifel ein guter Patriot. Der Amtmann reitet und fährt spazieren, während der Herr Förster und mein Mann das Vaterland vertheidigen und ihr Leben preisgeben. Wenn ich es recht bedenke, so können wir stolz darauf sein. Freilich die Befürchtung, daß der Krieg doch Unglück über uns bringen könne . . . ach, man weiß nicht, wohin man sich wenden soll. Ist das ein Elend! da fällt mir die arme Familie des Nachbars Espe ein."

„Was ist damit?"

„Der Mann hat nur eine Kleinigkeit an Geld zurückgelassen; ich habe die Frau, die kränklich ist, schon nach Kräften unterstützt . . ."

„Und wie steht es mit dir, Suschen?"

„Vor der Hand noch gut. Der Herr Förster hat meinem Manne zehn Thaler geschenkt. Arnold hat nur einen davon mit sich genommen er wollte durchaus nicht mehr behalten; mit dem Rest komme ich schon noch einige Zeit aus."

„So nimm dies und bringe es der armen Espe; sie soll nicht Noth leiden."

Suschen empfing einige Silberstücke, die gleich abzuliefern sie freudig versprach.

„Auf Wiedersehen!"

„Du wirst mich besuchen, so oft du kannst; auch ich werde einmal in deinem Häuschen vorsprechen."

„Es ist so klein und ärmlich . . ."

„Aber du lebst doch glücklich darin an der Seite des Mannes, den du liebst."

„Das ist wahr, ich bin meinem Arnold mit Leib und Seele zugethan. Geht es auch oft knapp bei uns her, so sind wir doch zufrieden. Und wie arbeitet Arnold für uns; er läßt sich keine Mühe verdrießen. Das Geschäft eines Holzfällers ist sehr schwer. Gott möge mir den braven Mann erhalten!"

Die junge Frau hatte sich entfernt.

„Sie ist in ihrer Armuth glücklicher, als ich in meinem scheinbaren Reichthume es bin!" dachte traurig die Tochter des Fabrikanten. „Was beginne ich nun? Friedrichs Brief ist der Ausdruck eines zärtlich liebenden Herzens, jedes Wort verräth den braven Mann, der in unerschütterlicher Treue an mir hängt . . . Und hier ist Alles danach angethan, mich ihm zu rauben. Ich kenne Friedrich, in seiner Brust schlummert eine tiefe Leidenschaft, die bei dem geringsten Anlasse emporlodert . . . wird die Hoffnung in ihm untergraben, mich einst zu besitzen, er stürzt sich in das dichteste Schlachtgetümmel, um den Tod zu finden. Und nähre ich die Hoffnung in ihm, eine Hoffnung, die vielleicht nicht in Erfüllung gehen kann . . . Vater, Vater, du forderst ein furchtbares Opfer! Ich kann es nicht bringen, ich kann es nicht! Aber wenn ich den armen gebeugten Mann sehe, wie er kummervoll dahinschleicht und Tag und Nacht nicht Ruhe findet, wie er ängstlich meines Entschlusses harrt, von dem seine Ehre und sein Glück abhängen . . . o, mein Gott, du hast eine schwere Prüfung über mich verhängt! Erleuchte mich, daß ich einen Entschluß fasse, der uns Allen zum Heile gereicht!"

Sie saß lange sinnend auf dem Sopha.

Hätte Kohler das reizende Mädchen in dieser Verfassung gesehen, er würde um so fester auf seinem Entschlusse beharrt, würde sein ganzes Vermögen daran gesetzt haben, um sich die schönste der Frauen zu erringen.

(Fortsetzung folgt.)

Geflügelte Worte.

Der Citatenschatz des deutschen Volks. Von Georg Büchmann. Berlin (Haude und Spener). 1867.

Dieses Buch liegt bereits in vierter vermehrter Auflage vor — wohl ein Zeichen, daß es einem Bedürfniß der Lesenden sowohl als der Sprechenden, und zwar in rechter Weise, entgegenkommt. Ueber die Ausdehnung und die Beschränkung zugleich des hier Gebotenen sagt der Verfasser in der Vorrede: „Die Citate sind nicht solche, die citirt werden **könnten** (denn da ließe sich leicht eine ganze Reihe von Bänden zusammenstellen), sondern solche, die wirklich citirt **werden**. Beide aber, das Citat in der Beschränkung, worin es hier gefaßt wird, und das Sprüchwort machen erst zusammen den ganzen Reichthum der Schlagwörter einer Nation aus. Die eine Seite dieses Reichthums, die Sprüchwörter, haben sich seit langer Zeit der sorgfältigsten Pflege zu erfreuen gehabt; den Citaten, wie wir sie hier fassen, fehlte selbst der kurzweg bezeichnende Name, geschweige denn die Pflege. Daraus war es wohl gerechtfertigt, daß der Buchtitel ihnen die Bezeichnung „Geflügelte Worte“ gab, nicht im Sinne Homers, der damit die Flüchtigkeit und Beweglichkeit des laut gewordenen Gedankens überhaupt bezeichnet, sondern weil sie flüchtiger und beweglicher sind denn alle andern Worte, und weil ihr Flug sich oft weit über die Gränzen der Sprache, in der sie entstanden sind, hinaus erstreckt, und noch nach Jahrtausenden nicht erlahmt. Daraus ist ferner auch der in dieser Arbeit gemachte Versuch gerechtfertigt, ein erster Culturversuch auf einem urbar zu machenden Acker.“

Wie der Verfasser ferner bemerkt, ist der Umfang des Citatenschatzes bei den Völkern verschieden: der Franzose schöpft die seinigen fast nur aus der eigenen und der römischen Literatur; der Engländer citirt englisch, lateinisch und französisch. Hingegen der Deutsche, als der eigentliche Philolog oder Sprachgelehrte unter den Völkern, bewährt auch in dieser Richtung sein Aneignungsvermögen, und führt neben den Schlagwörtern aus der eigenen Literatur sowohl altclassische, lateinische und griechische, als neben den französischen englische und italienische im Munde und in der Feder. Wobei er leicht nur den Fehler begeht, des Guten gar zu viel zu thun, was in pedantischen Ungeschmack ausarten kann, wie es z. B. in Julius Webers einst vielbelobtem, im Grunde aber herzlich plattem und philisterhaftem „Demokritus“ *) der Fall ist, der uns hier gerade einfällt. Indeß der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf, und treffend und mit Maß angewandt, schmücken und erhellen solche Citate wirklich die Rede als aufgesetzte „Lichter.“ In England weiß man das und dort gibt es daher seit lange eigene Sammlungen lateinischer Sentenzen, welche den Parlamentsrednern die Mühe des eigenen Quellenstudiums ersparen!

Der vorliegende Berliner Citatenschatz bietet deren ungefähr 1360, die hinwieder in etwa 830 deutsche, 250 lateinische, je 120 französische und englische zerfallen, während die griechischen etwas mager auf 19, die italienischen auf 11 reducirt sind. Unter den aus Homer angeführten geläufigen Worten hätten vielleicht, neben dem Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, (Nicht thut Vielherrschaft gut), welches jetzt in Deutschland eine so praktische Application erfährt, noch ein paar gleichfalls politische eine Stelle verdient, das „Αὐτὸς ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος (Schon das Eisen an sich zieht der Mann an),“ und Εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πώτρης (**ein** Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu beschirmen).“ Jener Spruch kann als Warnung dienen vor großen stehenden Heeren und dem bewaffneten Frieden; der andere Zuruf als eine Mahnung an die deutschen Stämme: endlich aus dem Hader herauszukommen zur Einigkeit und zur Einheit. Aus Pindar ist Ἄριστον ὕδωρ angezogen; aber ebenso bekannt und mundgerecht ist wohl das Σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωποι. In der lateinischen Rubrik fehlt bei Virgil das „Proximus ardet Ucalegon“ (vom brennenden Nachbarhaus), bei Juvenal der „aufgewärmte Kohl,“ die „crambe repetita.“

Die Glanzseite des Buches ist der gelehrte Fleiß, womit die Fundstellen und der Ursprung der verschiedenen Schlagwörter nachgewiesen und, in Zweifelsfällen, geprüft und festgestellt sind. In dieser Hinsicht wird auch ein wohlbelesener Mann hier mancherlei Belehrung finden. Uns selbst ist wenig aufgefallen, worüber wir anderer Ansicht wären. S. 38 ist das Wort in Goethe's Tasso: „Erlaubt ist, was gefällt,“ als Nachahmung der Stelle bei Dante: Libito fe licito aufgefaßt. Goethe hatte aber vielmehr eine Stelle aus Tasso's eigenen Gedichten im Sinn, nämlich das Chorlied am Schlusse des ersten Acts seines Schäferspiels „Aminta,“ dessen zweite Strophe mit den Worten schließt:

> Ma legge aurea e felice,
> Che Natura scolpì: *S'ei piace, ei lice.*

Dies ist um so gewisser, als die ganze Aeußerung über das goldene Zeitalter, welche Goethe seinem Tasso in den Mund legt, eben aus diesem Chorgesang paraphrasirt ist. Die Wendung: „der Freiheit eine Gasse!“ (S. 55) steht nicht erst bei Herwegh, sondern bei Körner. Und wenn (S. 98) aus Shakespeare angeführt ist: „It is a wise father that knows his own child,“ so findet sich dieser skeptische Gedanke, wenn auch umgekehrt, schon bei Homer (Odyssee I, 216). S. 157 bemerkt der Verfasser: der Ursprung des vielgebrauchten „Post cœnam stabis, aut mille passus (richtiger vel passus mille) meabis“ sei bis jetzt unermittelt. Nun, das wird wohl bei noch vielen anderen solchen Waldsprüchen in leoninischen Hexametern der Fall sein. Der Himmel weiß, in welchen Kloster-Refectorien des Mittelalters sie entstanden sein mögen, um sich dann durch Tradition fortzupflanzen.

Den sprachlich geordneten Rubriken sind noch zwei besonders reichhaltige beigefügt: „Biblische“ und „Historische Citate“. Unter den letzteren findet sich manches oftgehörte Wort der neuern, zumal deutschen und preußischen, Geschichte genetisch erklärt, vom „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, und dem „beschränkten Unterthanenverstand“ herab bis auf „Blut und Eisen“. Kosciusko's berühmtes „Finis Poloniae“ wird neben dem „La garde meurt“ u. a. in's Fabelbuch verwiesen. Unter den

---

*) In der letzten Stuttgarter Ausgabe ist den fremdländischen Citaten überall die Verdeutschung beigefügt, wo dann sonderbare Schnitzer mit unterlaufen. So Bd. V, S. 238: „Mentre il cane *piscia*, la *lepra* se ne va.“ Das soll heißen: „Wenn der Hund **fischt**, geht die **Krätze** fort.“ Der Dolmetscher nahm piscia für pesca, und sah nicht den Druckfehler lepra für lepre!

dictis aus der neuern englischen Geschichte vermißt man Wellingtons „untoward event“.

Endlich ist dem ernsten Theil wie ein Satyrspiel ein Verzeichniß von „Travestien“ (richtiger Parodien) angehängt. Es ließe sich noch beträchtlich vermehren, und namentlich bilden sie in der deutschen Literatur eine Kehrseite der Schiller'schen Popularität. Wie mit Schiller's Kraftsentenzen, bei aller Verehrung, der Bruder Studio umspringt, ist bekannt. Neu war uns die Uebersetzung eines Engländers aus Don Carlos: „Strange firecracker“ (Sonderbarer Schwärmer)! Ein Seitenstück zu Gretchens Schnapsflasche (Neighbour, your dram-bottle!). (Allg. Ztg.)

Würzburger Stadttheater.

△ Würzburg, 1. Okt. Wie in vielen andern seiner Possen hat Räder, der Freiligrath des höheren Blödsinns, auch im „artesischen Brunnen“ die phantastisch-komische Verflechtung von Orient und Occident zur Basis seiner humoristischen Exkursionen auf allerlei möglichen und unmöglichen Gebieten gemacht und in bekanntem Genre ausgebeutet. Je weniger Anforderungen wir an das Sujet stellen dürfen, desto mehr müssen wir verlangen, dasselbe in möglichst verdaulicher Form uns vorgesetzt zu sehen. Die größte Last der Unterhaltung trägt der Hausknecht Balthasar, in dessen Säckel auch die größte Masse älterer und neuerer „Kalauer“ eingeschachtelt ist, um sie bongré malgré nach einander in Freiheit vorzuführen. Hr. Wiesner unterzog sich dieser Aufgabe mit vielem Eifer und mehr körperlicher als geistiger Anstrengung. Wahrscheinlich der Schwierigkeit, eine derartige Aufgabe einheitlich zu individualisiren, sich bewußt, suchte er nur den einzelnen Momenten Rechnung zu tragen, und lebte so zu sagen „aus der Hand in den Mund.“ Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben, ist unter Umständen eine nicht zu unterschätzende Wahrheit und Hr. Wiesner scheint sie genügend anerkannt zu haben, denn seine choreographischen Evolutionen waren, in seiner Eigenschaft als Dilettant dieser edlen Kunst, gewiß recht anerkennenswerth. Dagegen waren die Bestrebungen, nicht mehr lebensfähige Witze der abgelebten Posse durch neue zu ersetzen, nur sporadisch vertreten und mit wenig Erfolg gekrönt. Die Coupletverse, ebenso alt als abgedroschen, setzten sich nur im Refrain eines parodirten Liedes der Lage aus, von Hrn. Wiesner à la Ballhorn verbessert zu werden, bei welcher Gelegenheit auch ein Ausdruck mitunterlief, der die Grenzen des auf der Bühne Erlaubten denn doch überschritt. Die Köchin Barbara wurde von Frau Cossari in routinirter gleichmäßiger Weise von A bis Z durchgeführt, nur will es uns bedünken, als malte dieselbe in zu grellen Farben, so daß der Zuschauer mitunter sich dadurch verletzt fühlte. Uebrigens zeichnen sich sowohl Hr. Wiesner als besonders Frau Cossari durch viel bessere Stimmmittel aus, als wir sie sonst bei diesen Fächern zu erwarten gewohnt sind. Eine ansprechende Erscheinung, verbunden mit leichtem legèrem Spiel und gefälliger Stimme, bot der Schalk der Frau Simon, wenn auch der aus dem Herzen quellende Uebermuth und die klingende Frische, welche wir so gern an einer Vaudevillesoubrette empfinden, nicht recht zum Austrage kam. Herr Heinemann schien seinen Part (Grübelein) ebenso zu mißbrauchen, wie er seitens des bisherigen Repertoirs gemißbraucht worden ist. — Die Chöre gingen theils auseinander, theils nicht zusammen; einmal schwiegen sie sogar ganz still. An wem die eigentliche Schuld liegt, wagen wir für's erste noch nicht öffentlich zu entscheiden. (Wir hatten Gelegenheit, über die hier besprochene Vorstellung verschiedene Urtheile zu hören, die aber alle mit seltener Uebereinstimmung den Stab darüber brachen. Anm. d. Redaktion.)

Miscellen.

(Gegen die Cholera.) Aus Hildesheim, 16. Sept., bringt die „Hildesh. Allg. Ztg.“ folgendes von Oberstabsarzt Dr. Dyes gegen die Cholera empfohlene Mittel: „Wenn gegen die ausgebildete Cholera bisher ein zuverlässiges Heilmittel nicht entdeckt ist, wenn selbst das beste antimiasmatische Mittel, das Chlorwasser, deshalb im letzten Stadium dieser Krankheit häufig sich unwirksam erweisen mußte, weil der Krankheitsproceß zu rasch ist, und dieses herrliche Mittel nicht schnell genug durch den ganzen Darmkanal hindurch gelangen kann, um das Cholera-Miasma zu vertilgen, so ist dagegen im Beginne dieser Krankheit von diesem Heilmittel entschieden Hülfe zu erwarten. Schreiber dieser Zeilen hat erst gestern an sich selbst die schnelle Wirkung dieses Medicamentes erfahren, als er, zu einem im letzten Stadium der Cholera darnieder liegenden Kranken gerufen, sofort selbst alle Vorboten dieser Krankheit empfand und sehr krank darnieder lag. Da zur Vernichtung dieser Miasmen (giftige Schimmelpilze) kein besseres Mittel vorhanden ist, als Chlor, so ist kein Grund vorhanden, daß dasselbe nicht auch die durch den Mund auf die Schleimhaut des Mundes, Magens und Darmkanals gelangenden Miasmen vernichten sollte. Die Praxis lehrt, daß die Theorie richtig ist. So wie bei Diphterie und Scharlachbräune dieses Mittel von entschiedener Wirkung ist, so hat es sich bei mir auch gestern als Heilmittel gegen beginnende Cholera erwiesen; denn schon wenige Minuten nachdem ich einen Löffel voll Chlorwasser eingenommen hatte, verminderten sich alle Beschwerden, und alsbald trat ein allgemeiner Schweiß ein, welcher achtzehn Stunden anhielt. Wohl bin ich etwas matt, aber doch Convalescent. — Was die Anwendung des Mittels anlangt, so empfehle ich zwei Loth Chlorwasser mit 1 Loth destillirtem Wasser gemischt, und lasse davon dreimal täglich, je nach dem Alter, einen bis zwei Theelöffel voll einnehmen. Wasser darf nicht nachgetrunken werden, weil die Kraft sonst vermindert wird. Den Krankenwärtern und Hausgenossen von Cholerakranken empfehle ich, von dem genannten Mittel Morgens, Mittags und Abends einen Theelöffel voll zu nehmen, weil es ohne Zweifel das beste Schutzmittel ist, wie es sich auch als Schutzmittel gegen die ansteckende Diphterie bewährt hat. Das Chlorwasser ist ein durchaus unschädliches Medicament, welches, von Gesunden genommen, wohl den Appetit vermehrt, aber keinerlei Nachtheile bringt; es kann also viel nützen, aber keinenfalls schaden.“

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 80. Sonntag den 6. Oktober 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Hermine erhob sich plötzlich, setzte sich an den Sekretair und begann zu schreiben. Sie begann den ersten Brief an Friedrich Graßberg, der sie um rasche Antwort gebeten hatte. Wir können hinzufügen; daß das Glück des Geliebten ihr mehr galt als die Existenz des Vaters. Den Soldaten, der dem Feinde entgegenzog, konnte sie nur durch Zärtlichkeiten trösten; hier in der Heimath war es möglich, die Verhältnisse auf irgend eine Weise zu beherrschen, die von einem glücklichen Zufall unterstützt wurde. Dort handelte es sich um ein theures Menschenleben, das, einmal hin, unwiederbringlich verloren; hier um irdischen Mammon, der sich durch angestrengte Thätigkeit ersetzen ließ. Außerdem baute Hermine auf die Liebe des Vaters, die ihr gewiß Verzeihung gewähren würde. Es konnte ja auch ein glücklicher Umschwung der Geschäftsverhältnisse eintreten. So hatte das liebende Mädchen philosophirt und in diesem Sinne schrieb es den Brief.

Suschen hatte die Fabrik verlassen. Eilig schritt sie über die Brücke, um auf dem kürzesten Wege das Dorf zu erreichen. Der Gedanke an die arme Nachbarin, der sie eine Unterstützung bringen solle, erfüllte sie mit Freude.

„Ach," dachte sie, „wäre nur Hermine nicht so trostlos! Ich begreife den Vater nicht, der seine Tochter zu einer Heirath zwingen will, die ihr widerstrebt. War ich auch ein armes Mädchen, den Amtmann hätte ich nicht genommen. Da soll Reichthum zu Reichthum kommen, als ob es außer dem Geld kein Glück auf dieser Erde gäbe. Nein, ich will lieber arbeiten und darben, ehe ich einem Mann angehöre, den ich nicht leiden mag."

Sie flog wie ein Reh über die Wiese und erreichte den Birkenwald. Der Fußpfad schlängelte sich durch dichtes Unterholz, das im ersten Frühlingsgrün prangte. Die Sonne schien warm und die Vögel sangen munter in den Zweigen der Bäume, die kein Windhauch bewegte. Es war einer jener schönen Frühlingsmorgen, die das Erwachen der Natur in der höchsten Pracht zeigen. Alles athmet Frische, Hoffnung und neues Leben.

Suschen dachte der aufsprießenden Blumen nicht, die sich am Wege zeigten; sie dachte der schönen Zeit, in der sie mit Arnold hier gegangen, als er noch ihr Bräutigam war. Auf diesem Wege hatten sie sich heimlich getroffen und dort in der starken Birke standen die Buchstaben A und S eingeschnitten, die durch einen zirkelrunden Kreis verbunden waren. Noch eine kurze Biegung und die Birke mußte sich zeigen. Suschen wollte in der Erinnerung schwärmen bei dem Betrachten des geheiligten Plätzchens. Sie kam dort an. Die Rinde des Baumes war abgerissen, die Buchstaben und der Ring waren verschwunden.

„Das hat Dietrich Starke gethan!" dachte traurig die junge Frau. „Er hat uns einigemal hier gesehen und wird die Buchstaben zu deuten gewußt haben. Mein Gott, wenn das nur nicht ein böses Zeichen ist! Ich habe mich immer gefreut, wenn die Narben in der Rinde deutlicher hervortraten. Nun ist es vorbei. Man sieht es wohl, der Riß ist noch frisch . . . der Streich ist diesen Morgen erst verübt... Es kann dies auch wohl ein Anderer gethan haben, der zufällig die Einschnitte erblickt hat. Abergläubisch bin ich nicht; indeß wäre es mir doch lieber, wenn die Sache nicht geschehen. . ."

Traurig ging sie weiter.

Schon nach einigen Schritten trat ihr ein Mann entgegen. Es war Dietrich Starke. Ueberrascht blieb der Rothkopf stehen. Bei der Enge des Wegs war es der jungen Frau unmöglich, auszuweichen; sie hätte umkehren müssen, um dem Schrecklichen zu entgehen.

„Fürchte dich nicht vor mir, Suschen," redete er sie an. „Es freut mich, daß ich dich endlich einmal treffe. In dein Häuschen wollte ich nicht kommen der Schwiegermutter wegen..."

„Mache mir den Weg frei, Dietrich, wir haben Nichts mit einander zu verhandeln."

Dietrich starrte das hübsche Weib mit weit aufgerissenen Augen an.

„Da behandelst du mich schon wieder abstoßend," stammelte er, „und ich bin doch immer dein guter Freund gewesen, habe dich immer gerne gesehen."

„Das sollst du nicht, du sollst dich um mich gar nicht kümmern. Guten Tag, guten Weg. Ich bin verheirathet und weiß, was ich zu thun habe. Und bist du wirklich mein guter Freund, wie du sagst, so laß mich ruhig ziehen."

„Nein, Suschen, das kann ich nicht!"

„Warum denn nicht?" fragte sie erschreckt.

„Weil ich dir so Manches zu sagen habe."

„Ich darf und will dich nicht hören!"

„Du wirst es bereuen, Suschen. Stoße deinen besten Freund nicht von dir!" rief der Sohn des Schulzen mit zitternder Stimme. „Ich verlange nichts von dir, das deiner Ehre schaden könnte. Bist du auch die Frau eines Holzfällers, so achte ich dich so hoch, wie die Frau eines reichen Bauers,

ich hätte mich schon zehnmal verheirathen können; aber ich wollte nicht. . . Suschen, ich will dir deshalb keine Vorwürfe machen, daß du mich abgewiesen hast."

„Was willst du denn eigentlich von mir?" fragte sie endlich.

„Was ich will?"

„Ich bin nun einmal verheirathet und kann dir keine Hoffnung mehr geben, auch wenn ich wollte. Nimm dir ein reiches Mädchen und denke nicht mehr an mich."

Dietrich schlug mit der flachen Hand auf seine Marbermütze.

„Das ist bald gesagt!" rief er verzweiflungsvoll lachend. „Als ob das gleich so ginge. Suschen, sei mir nur nicht böse."

„Ich bin es ja nicht."

„Und doch; glaubst du immer noch, ich trage die Schuld daran, daß deinem Mann der Schreiberposten genommen wurde, weil ich zufällig mit dem Gerichtsaktuar bekannt bin."

„Laß mich gehen, Dietrich, ich will es auch nicht mehr glauben."

Die junge Frau hielt es für gerathen, den Schrecklichen in Güte abzufertigen.

„Suschen, beweise es nun, daß du mir nicht mehr grollst."

„Wie denn?"

„Behandle mich nicht als Feind."

„Sage mir, was ich thun soll."

„Du bist jetzt ohne Ernährer, da Arnold in den Krieg gezogen ist . . . unsere kleine Gemeinde kann nicht viel für die einberufenen Landwehrleute thun . . . auch möchte ich nicht, daß du Jemanden bittest. . ."

„Ich werde schon durchkommen!" entgegnete sie rasch. „Laß das meine Sorge sein."

„Du sollst aber auch mit der alten Mutter nicht Noth leiden. Suschen, ich biete dir unaufgefordert meine Hilfe an, weise sie nicht zurück."

Dietrich sprach diese Worte wirklich in einem recht innigen Ton aus, der die junge Frau rührte.

„Laß uns einmal offen mit einander reden," begann sie nach kurzer Pause. „Ich weiß es gewiß zu schätzen, daß du mich nicht Noth leiden lassen willst. Aber, Dietrich, was verlangst du dafür, wenn ich dein Erbieten annehme? Gestehe es nur, ohne Eigennutz gehst du nicht zu Werke."

„Du willst, daß ich offen sein soll?"

„Ja; es ist das Beste, was wir thun können."

Dietrich zog die Marbermütze ab und trocknete die schweißbedeckte Stirne.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Stabsdichter.

Skizze aus dem österreichischen Soldatenleben.

Major Schleicherle ritt außer seinem alten störrischen Schimmel noch einen anderen Gaul, der ihm ebensowenig pariren wollte, — den vielmißhandelten Götterklepper Pegasus. Seit zwanzig Jahren spornte er dieses capriciöse Thier nach den Höhen des Parnaß, und seit zwanzig Jahren bockte es beharrlich oder graste ruhig am Fuße des Berges, nach dessen leuchtender Krone der Reiter so sehnsüchtig emporschielte. Ja, Major Schleicherle war — Dichter, und was er dichtete, war — schlecht.

Schon als Lieutenant hatte er irgend eine obscure — erlauchte Persönlichkeit vorschriftsmäßig angesungen und dafür ein kleines Schreiben erhalten; aber er ließ sich das nicht zur Warnung dienen, sondern jambte weiter von Loyalität und Gamaschen. Die Blüthen seiner Poesie rochen nach Commißbrod und rankten ausschließlich am Fahnenstengel empor; er war eine Art k. k. Aerarial-Troubadour. Seine Lieder sahen aus, als wären sie assentirt und in zweierlei Tuch gesteckt worden, und seine Versfüße waren ein Spital voll Fußleidender. Las er eines seiner Gedichte vor, so glaubte man, den „Wassermarsch" schlagen zu hören, und marschirte unwillkürlich zum — T . . . . .

Unter allen Offizieren des Regiments war ich vom Unglücke auserkoren, das Vertrauen dieses Stabsdichters zu genießen; denn er wußte, daß ich in schwachen Stunden ebenfalls an Versfüßen marodirte. Zwar hatte er nur ein einziges meiner Lieder gelesen und dieses war ein respektwidriger Hymnus auf ihn selbst und hatte mir zwei Tage Hausarrest eingetragen; aber nichtsdestoweniger hielt er mich für eine „verwandte Seele" und lud mich oft zu ästhetischen Thee's mit Schinken, Eiern, Käse und Poesie.

Was ich damals Alles gelitten, dünkt mir Buße genug für alle schlechten Gedichte, die ich je gemacht und in Zukunft noch machen werde.

Eines Morgens, nach dem Exerciren, flüsterte mir Schleicherle freundlich zu: „Herr Lieutenant, kommen's heut Abend . . . Sie werden sich amüsiren."

Ich glaubte bestimmt zu wissen, daß ich mich nicht „amüsiren" werde; aber ich hatte diesmal Unrecht. — Voll streng-kritischer Vorsätze ging ich am Abende hin und der Major empfing mich mit einer Feierlichkeit, die mir ein ganz außerordentlich schlechtes Gedicht anzukündigen schien.

Bald nach mir kamen noch fünf oder sechs andere Offiziere, worunter ein bekannter sehr langer und dicker Hauptmann. Ich hatte nun Leidensgefährten und fühlte mich wohler.

Endlich kam auch der Oberstlieutenant, und nun verkündigte Schleicherle mit einem Anfluge von Subordinationsschauer, daß es sich hier um eine Vorfeier des morgigen Geburtstages unseres Obersten handle und daß der Jubilar selbst erscheinen werde.

Die Gesellschaft zeigte die nach Rang und Charge gebührende Rührung, und ich vernahm eine „innere Stimme", die mir zuflüsterte: ich werde mich „amüsiren."

Der Alte kam. Staffelweises Entzücken der Gesellschaft. Mit leuchtenden Augen und tänzelnden Beinchen geleitete Schleicherle den Gefeierten zur festlich gedeckten Tafel im Salon und bald ging es da recht lustig her; zumal Strengau einen allzuschüchternen Fähnrich folgendermaßen ermunterte: „Hm, mein lieber N., sagen Sie mir doch, warum blicken Sie mich bei jedem Löffel voll Suppe so zagend, so — ich möchte sagen — verzeihungflehend an, als setzten Sie voraus, Ihr alter Oberst habe auch ein Reglement für's Suppenessen im Kopfe?"

Der schüchterne Fähnrich erröthete, faßte aber für die folgenden Gänge mehr Courage.

Der dicke und der lange Hauptmann saßen sich gegenüber und tranken a tempo Glas um Glas; ich aber hatte die Ehre, an Schleicherle's grüner Seite zu sitzen, und als ich mich da einmal zufällig umkehrte, gewahrte ich mit Entsetzen dicht hinter mir auf einem Seitentischchen die schreckliche, giftgrüne Mappe des Dichters. Nun begriff ich Alles. Der Unmensch hatte den harmlosen Obersten hiehergelockt, um ihn

meuchlings anzufingen! Was sollte ich thun, um den guten Alten vor den ihm drohenden Versfußtritten zu schützen? Ich zerbrach mir den Kopf und mir kam ein Gedanke. Ganz leise griff ich zurück unter den Deckel der Mappe, in die noch niemals ein Gedanke gekommen und schob auf's Gerathewohl die obersten Blätter zwischen die untersten.

Eine halbe Stunde war vergangen; der Alte war in bester Stimmung und neckte den langen Hauptmann, der mit imposanter Ruhe jedem Witze seines Obersten ein volles Glas nachtrank; da erhob sich Schleicherle, griff feierlich nach der Mappe und sprach mit Schwung folgenden „Stiefel": „Es sei meiner schwachen Muse gegönnt, jenen Gefühlen lyrischen Ausdruck zu verleihen, welche das treue Herz des gehorsamen Untergebenen am Vorabende jenes Tages beschleichen, dem wir unseren hochgeehrten, vielgeliebten Herrn Obersten verdanken?" „Ein Gedicht?" rief der Alte und schnellte unwillkürlich empor, als habe ihn etwas gebissen; aber verbindlich lächelnd fügte er hinzu: „Hm, Sie gedachten singend meines Geburtstages? . . . Ach, Herr Major, wollen Sie meine Freude krönen, so lassen Sie dieses freundliche Angebinde durch Herrn Hauptmann B. declamiren."

Seliglächelnd zog Schleicherle das oberste Blatt aus der Mappe und reichte es dem langen Capitän, der mit Gletscherruhe sein Glas leerte und sich dann majestätisch erhob.

Feierliches Schweigen herrschte im Saale; Schleicherle blickte mit impertinent bescheidener Autormiene gen Himmel und der Alte zeigte die resignirte Rührung eines Menschen, der im Begriffe steht — angratulirt zu werden.

Mit dröhnender Baßstimme las der Lange den Titel:

An meinen alten Schimmel.

Starr, mit großen, runden Augen saß die Gesellschaft. Der Major zuckte krampfhaft zusammen und schnappte nach Worten wie ein patriotischer Spender nach Orden. Ich — „amüsirte" mich.

Mit wahrhaft großartiger Tragik deklamirte der Lange:

Sie spotten deines Greisenthumes,
Sie treiben schnöden Hohn mit Dir;
Nur ich gedenke deines Ruhmes,
Du altes, treues Schimmelthier.

Unartikulirte Laute grenzenlosen Erstaunens durchbebten den Salon. „Bravo! . . . sehr gut!" rief zerstreut der dicke Hauptmann und machte den Versuch, eine Pfefferbüchse auszutrinken; stellte sie aber entrüstet in den nächsten Saucenapf.

„Pardon! . . . Verwechslung! . . . Herr Oberst, entschuldigen . . . das unrechte Blatt!" wimmerte Schleicherle und wühlte verzweifelt in der giftgrünen Mappe. In meinem Herzen wühlte Wonne.

„Hm!" murmelte der Alte tiefsinnend vor sich hin, „hm, du . . altes . . treues . . Schimmel . . thier!" Dann sprach er freundlich, fast innig: „Lassen Sie doch, Herr Major . . . Ich sage Ihnen, das Ding ist hübsch, weiß Gott, immens hübsch . . . ja, ich möchte sagen: rührend . . . Herr Hauptmann, fahren Sie doch fort."

„Sehr rührend! . . Sehr ergreifend!" ächzte der Dicke und legte den abgenagten Knochen seines Cotelettes behutsam auf den Teller des Oberstlieutenants; dieser stellte den Teller lächelnd zur Seite, der Dicke aber, meinend, es solle Etwas umhergereicht werden, spießte seinen alten Knochen wieder auf, gab den leeren Teller weiter und wunderte sich sehr über die Magerkeit der Cotelettes.

Der Lange blickte voll kalter Hoheit auf den immer unsicherer werdenden Dicken herab, leerte sein Glas und fuhr fort:

Nur ich, ich kenne deine Tugend,
Du kühner, treuer Schlachtgenoß!
Ich kannte dich in deiner Jugend,
Ich kannte dich als — junges Roß!

„Meisterhaft!" rief bebend vor Vergnügen der Alte, und die tausend Furchen seines Wettergesichtes schienen mir lauter infernalisch lachende Mäuler; „meisterhaft! . . Ich höre ihn traben . . . ich sehe ihn bocken . . . ich ahne warum er oft so boshaft ist . . . dieser märchenhafte Himmelsschimmel!"

„Erstaunlich! . . überraschend!" gluckste der Dicke, putzte seine Gabel mit dem Schnupftuche und seine Nase mit der Serviette.

Mit furchtbarer Stimme vollendete der Lange:

D'rum sei getrost! So lang noch Haber
Und Heu mir spendet das Aerar,
So lang sollst du, mein guter Traber,
Dich nähren, aller Sorgen bar!

Vergebens hat Schleicherle die Hände gerungen und die flehendsten Blicke auf den langen Deklamator geworfen; der war gewohnt, Alles bis zur Nagelprobe zu leeren, und gab erst jetzt das Blatt zurück, nachdem er noch früher nachgesehen, ob nichts auf der Rückseite verzeichnet stünde.

Der Alte war selig, sein Auge ergoß wahre Phosphorstrahlen des Hohnes über Schleicherle und zehnmal schwur er, das Ding habe ihn ergriffen, und wenn er zu befehlen hätte, so müßte es die ganze k. k. Cavallerie auswendig lernen und — zur Fütterungsstunde singen. Selten hatte ich mich so trefflich „amüsirt"!

Plötzlich stieß der noch immer in der Mappe wühlende Major einen Seufzer der Erleichterung aus; — er hatte das rechte Blatt gefunden.

Ich sollte mir nun eigentlich ein Gewissen daraus machen, dieses halb dienstliche, halb häusliche und überdies wahrhaft scheußliche Erzeugniß zu veröffentlichen; aber die Erinnerung daran, daß ich selbst es damals vortragen mußte, verhärtet mein Gemüth.

Die Ruhe war wieder hergestellt, obgleich der alte Schimmel noch in allen Köpfen spuckte; ich declamirte mit allem Schwunge innerer Empörung:

Hör', tapferer Held und hoher Vorgesetzter,
Hör' gnädig an, was meine Zunge lallt.

Hier warf ich einen durchbohrenden Blick auf den dicken Hauptmann, der bereits seinem letzten Stadium entgegenkneipte. — „Ich ver . . . biete mir . . . alle Anspie . . . lungen!" krähte er entrüstet; „meine Zunge . . . la . . lallt nicht!" Mit Mühe machte ihm die entsetzte Gesellschaft begreiflich, daß hier nur die Zunge des Dichters lalle; er gab sich zwar schluchzend zufrieden, aber seine verglasten Augen blieben von nun an drohend auf mich gerichtet. Ich fuhr fort:

Von jener Dankbarkeit und treuen Liebe,
Die tief in meinem Herzen — knallt!

„Aaah!" stöhnte der Jubilar.

„Wallt!" schrie Schleicherle voll Entsetzen, „wallt heißt es, Herr Lieutenant . . . wallt!"

„Der . . . Wald!" schnarrte der Dicke und beugte sich, einen Teller zermalmend, gegen mich vor; „Sie hören . . . ja doch . . . der Wald . . . heißt's . . . der grü . . . grüne Wald!"

„O Gott!" ächzte der Major. „Hohohohooo!" freute sich der Alte und war von nun an ganz Auge für den Dicken.

Du hast in mancher Schlacht uns kühn geführet,
Und wenn die Schlacht auch stets verloren ging,
So hat doch die Geschichte es erspüret,
Daß oft der Sieg nur an 'nem Faden hing!

„Hm! Hm!" meinte der Alte und blickte tief unter den Tisch, um unbemerkt einige schreckliche Gesichter schneiden zu können.

„Was reden ... Sie da ... von einer ... Geschichte ... wo ... der Faden ... verloren ging!" krächzte mich der Dicke an: „Das ist ..., ein U ... Unsinn!"

Ich hatte wortgetreu gelesen, denn es schien mir nicht möglich, an dieser Strophe etwas zu verderben; der Vorwurf des Dicken traf also den Dichter allein, und der Dichter wurde gelb und sein Auge schillerte grün. Der alte Oberst aber murmelte etwas vor sich hin, was mir klang wie: „In vino veritas."

Die noch folgenden siebzehn Strophen dieses beispiellosen Heldengedichtes kann der Leser leicht errathen, wenn er sich nachstehenden arithmetischen Ansatzes bedient: Schwulst + Servilismus + Blödsinn × 17.

Auf den Dicken wirkte das Gedicht wie ein neuer Häring; er wurde von Strophe zu Strophe nüchterner, und als sich in der Schlußstrophe die Pointe dahin entwickelte, daß morgen ein Tag sei, an welchem einmal irgend Jemand auf die Welt gekommen, da erhob er sich gerührt und gratulirte dem Major zum Geburtstage — seines Schimmels.

Würzburger Stadttheater.

(Originalbericht der „Neuen Würzburger Zeitung".)

Würzburg, 4. Oktober.

Meyerbeer's „Hugenotten" gehören unbestritten zu den bedeutendsten und hervorragendsten Opern, und der Componist derselben steht mit diesem Werke auf der Höhe seiner Kunst und seiner Leistungen. Der frühere, vielleicht etwas jugendfrischere „Robert der Teufel" reicht lange nicht an die großartige hinreißende Gewalt der „Hugenotten", und der spätere „Prophet" bekundet einen Abfall der musikalischen Produktionskraft Meyerbeer's, welche in der hinterlassenen „Afrikanerin" keineswegs zur früheren Höhe sich erhebt. Ich glaube, es war Heine, der die „Hugenotten" mit einem herrlichen Dom verglich, dessen Gesammteindruck ebenso großartig ist, als die einzelnen Theile bei näherer Betrachtung reizend und zierlich, unwiderstehlich fesselnd sind. Es gibt wohl in der gesammten Musik nichts, was seelenvoller, inniger und ergreifender wäre, als im vierten Akt der „Hugenotten" jenes wunderbare Duett zwischen Raoul und Valentine. Der volle Zauber und das ganze Weh einer hingebenden Liebe, welche aussichtslos in ihrem Keime schon die Vernichtung in sich trägt, weht jedem Empfänglichen daraus entgegen. Und kurz zuvor die Schwerterweihe! Erschüttert und doch wieder gehoben durch die Macht der gleich einem Sturm daherbrausenden Töne reißen sie uns mitten hinein in die leidenschaftliche Aufregung; der gesteigerte Fanatismus wird uns hier erst lebendig und begreiflich. Der vierte Akt der „Hugenotten" allein würde Meyerbeer die Unsterblichkeit sichern und ihm einen Platz neben den größten Meistern seiner Kunst anweisen.

Die übrigen Schönheiten der Oper nach ihrem vollen Werthe zu würdigen, wäre allerdings nach einer Aufführung, wie die am letzten Donnerstag im hiesigen Stadttheater war, nicht leicht möglich; dieselbe litt unter den ungünstigsten Einflüssen aller Art so sehr, daß man Mühe hatte, in dieser Verballhornung ein Meisterstück der Tonkunst zu erkennen. Das Vorspiel wurde vom Orchester auf eine geradezu unverantwortliche Weise heruntergehudelt, ohne jegliche Nuancirung, ohne Farbe, ohne allen Geschmack — einförmig, ruppig und rauh. Wenn die erste Arie Raouls („Welch ein reizendes Bild" ꝛc.) überhaupt umzubringen wäre, so würde dieselbe durch die kratzende Begleitung des ersten Theils sicherlich zum Ohrenzuhalten gezwungen haben; an andern Stellen stießen die Blechbläser in ihre Instrumente, als gälte es den Mauern von Jericho, und alles Neigen und Beugen des Herrn Kapellmeisters konnte diese ungeduldigen Herrn nicht beschwichtigen, die die Zeit gar nicht mehr erwarten konnten, bis sie ihren Tusch dreingeben durften. Wenn wir ihnen auch noch falsche und unreine Töne vorhalten würden, so könnten sie sich am Ende mit dem Witterungswechsel entschuldigen, der ebenso in ihre Trompeten, wie recht hörbar in die Kehlen aller Mitwirkenden, gefahren gewesen sei.

Hr. Ferenzy, der Gast und Sänger des Raoul, war heiser, verschmähte aber in edler Selbstverleugnung die weise Vorsicht von Frl. Holm, die sich im voraus entschuldigen ließ, aber trotzdem — sagen wir das gleich hier — uns am besten von Allen entsprach. Sie vereinigt mit schönen Mitteln und einer guten Schule ein edles und würdevolles Spiel, das Hrn. Ferenzy leider noch immer ein für einen Tenoristen überflüssiges Möbel zu sein scheint. Ueber einen heiseren Sänger ein gerechtes Urtheil zu fällen, ist sehr schwierig; es kam uns übrigens vor, als ob seine frühere glockenreine volle Bruststimme auch sonst gelitten hätte. Hinter billigen Erwartungen blieb der andere Gast, Frau Winkelmann vom Dessauer Hoftheater, ziemlich weit zurück: wenig Stimme, undeutliche Aussprache, falsches Singen, kein Spiel — das sind lauter Dinge, die man von einer dramatischen Sängerin sonst gewöhnlich nicht verlangt. Von den übrigen Mitwirkenden wäre noch hervorzuheben: Hr. Ganzemüller, der den Marcel recht wacker sang und ebenso schlecht spielte — und Frl. Kißling, ein reizender Page, der nur beherzigen möge, daß der Ton auf e und u gerade so schön und voll, und wenn diese Vokale ins Wort gehören, noch viel schöner klingt, als auf dem beliebten a; aus einem so hübschen Munde ist es doppelt unangenehm, „Harrn" und „Graaß" statt „Herrn" und „Gruß" zu hören. Alle Andern waren so unbedeutend als möglich; um etwas Gräßlicheres zu hören, als den Soldatenchor („Rataplan"), müßte man weit reisen, mindestens bis Paris ins Wildenviertel der Ausstellung, wo ähnliche Gesänge erschallen. So viel ist sicher, daß die Oper dieser Saison des hiesigen Stadttheaters noch ein ganz anderes Gesicht und — Gehör kriegen muß, ehe sie auch nur bescheidenen Ansprüchen Genüge zu thun im Stande ist.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Gabermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 81. Mittwoch den 9. Oktober 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Ich will warten," rief er hastig, „will kein anderes Mädchen ansehen; es gibt keine außer dir, die ich haben mag... du weißt nicht, was ich ertragen muß . . . Suschen, versprich mir, meine Frau zu werden. . ."

„Wahnsinniger!"

„Nicht jetzt, das fordre ich nicht; aber man weiß nicht, wie es kommt . . . im Kriege bleiben viele Leute und auch Arnold kann getroffen werden . . ."

„Du bist ein schrecklicher Mensch!" schrie die junge Frau auf. „An solche Dinge denkst du? Auf so etwas kannst du hoffen? Arnold ist dein Feind, weil ich seine Frau bin, du hast ihm stets zu schaden gesucht. . . Mein Gott, ich kann noch länger hier stehen und sprechen. . ."

Sie wollte fort.

Der Bauer vertrat ihr den Weg.

„Suschen, du hast mich falsch verstanden."

„Ich durchschaue dich."

„Nein!"

„Du hast ein schlechtes Herz."

Dietrich war bleich geworden, er kniff die schmalen Lippen zusammen, daß sie blutig wurden.

„So lasse ich dich nicht fort," stammelte er, „du darfst nicht gehen, ohne mich genau zu kennen. Ich bin kein schlechter Mensch. . . Laß mich doch ausreden!" rief er in einem heulenden Ton und mit dem Fuße stampfend. „Du schmähst mich und weißt noch gar nicht, was ich will! Ich meine, wenn Arnold als Soldat sterben sollte . . . es ist ja möglich. . . Wenn ich es auch nicht wünsche, so kann es doch kommen . . . im Kriege ist Keiner sicher, auch die Offiziere . . . Suschen, dann sollst du auf mein Gut ziehen und Arnolds Mutter mit dir ... das will ich. Du sollst dann die reichste Frau im Dorfe werden. Freilich so lange dein Mann lebt, geht das nicht an . . . du sollst es nur wissen, es könnte ja ein Anderer kommen, der dich haben will. . . Und ich werde ruhig warten, werde thun, als wenn ich dich gar nicht kenne, denn deine Ehre soll nicht angegriffen werden. Verstehst du mich denn immer noch nicht, Suschen? da weinst du nun wie ein Kind . . . ich wollte dich beruhigen wegen deiner Zukunft, du brauchst keine Angst zu haben . . . und davon stirbt Arnold nicht, daß ich dir so etwas sage. . . . Wenn er durchkommen soll, so kommt er durch, wir können hier zu Hause schwatzen, was wir wollen.... Du hast den Arnold lieber als mich und darum will ich ihm auch nachstehen, nur wissen muß ich, daß du mich nicht ganz verschmähst, dann werde ich ruhiger sein und mein hartes Schicksal ertragen. Weiter will ich wahrhaftig nichts."

Er zog sein Tuch aus der Tasche und trocknete die Augen.

Suschen hatte zwar gesenkten Blicks, aber aufmerksam zugehört; sie wollte um jeden Preis Frieden schließen mit dem Menschen, dessen Leidenschaftlichkeit sie jetzt für gefährlicher hielt als je. War sie doch ohne Schutz und sollte oft den Weg nach der Papierfabrik allein gehen.

„Dietrich," begann sie schüchtern, „du sagst, daß du mich achtest."

„Bei meiner armen Seele!" fuhr der Bauer auf.

„Daß dir meine Ehre etwas werth sei. . ."

„Wie meine eigene!" rief Dietrich, die breite Hand auf die Brust legend.

„So zeige es jetzt, zeige dich als Mann von Ehre! Laß mich in Ruhe und kümmere dich gar nicht um mich, daß die Leute nichts zu reden haben."

„Ach, das will ich gern!"

„Hältst du dein Wort, so kann ich dich achten und ehren, und will es der liebe Gott, daß ich mich zum zweiten Male verheirathe, so sollst du der Mann sein, den ich mir aussuche. Hier hast du meine Hand darauf!"

Dietrichs Gesicht war roth, wie das Taschentuch, daß er zu Boden fallen ließ.

„Kann ich mich darauf verlassen?" fragte er stammelnd.

„Das kannst du; aber ich halte mich an Nichts gebunden, wenn du irgend etwas gegen Arnold oder gegen mich unternimmst. Biete mir keine Unterstützung mehr an, achte nicht auf mich, wo du mir auch begegnen magst.. gehe mir nicht nach und komme auch nicht in die Nähe meines Häuschens.."

„Aber in der Kirche darf ich dich doch sehen?"

„Dies läßt sich nicht verhindern. Aber sprichst du ein Wort von dem, was wir hier verabredet haben, so muß ich dich tief verachten und einen Mann, den ich verachte, kann ich nicht heirathen."

Suschen benutzte das starre Erstaunen Dietrichs, um rasch ihren Weg fortzusetzen. Schon im nächsten Augenblick war sie zwischen den Büschen verschwunden.

„Das habe ich gut gemacht!" flüsterte sie vor sich hin. „Nun wird der Rothkopf mich wohl in Ruhe lassen. Wenn ich mich zum zweiten Mal verheirathe, will ich ihn nehmen, so habe ich gesagt. Darauf kann er lange warten. Arnold wird schon zurückkommen, und bleibt er aus, was Gott verhüten wollte, so denke ich an eine zweite Heirath nicht; ich werde den

Namen meines guten Mannes tragen, so lange ich lebe. Es ist traurig, daß ich so hinterlistig handeln muß; aber in diesem gefährlichen Falle ist die List einer offenen Erklärung vorzuziehen. Nein, ich habe ganz klug gehandelt."

Athemlos erreichte sie das Häuschen Espes. Die kranke Nachbarin saß traurig am Fenster; vor der Thüre spielten die kleinen Kinder auf dem Rasen, wo ärmliche Wäsche ausgebreitet war. Wie dürftig waren die Kinder des Landwehrmanns gekleidet; wie fröhlich trieben sie ihre Spiele, nicht ahnend, daß der Vater, der Ernährer, einem blutigen Kampfe entgegenging! Frau Espe öffnete das Schiebfensterchen. Suschen drückte ihr das Geld in die hagere Hand.

„Es kommt von Fräulein Börner!" flüsterte sie dabei. „Sei Sie nur außer Sorgen, liebe Nachbarin, die böse Zeit wird schon vorübergehen."

„Von dem guten Fräulein auf der Fabrik?"

„Von Herminen."

„Gott segne sie dafür!"

„Kommt nur zu mir, wenn's fehlt, ich werde schon für Euch sprechen."

Suschen eilte ihrem Hause zu.

Die arme Nachbarin sah gerührt dem muntern Weibchen nach.

„Das ist die Hilfe in der Noth!" flüsterte sie. „Ach Gott, schenke mir nur das Leben, bis mein Mann wiederkommt! die Kinder müssen ja sonst unter fremde Menschen gehen!"

Liebend blickte sie auf die zarten Wesen. Dann sandte sie ein Gebet für das Wohl des Vaters derselben zum Himmel empor.

Dietrich Starke stand noch lange an dem Orte, den die junge Frau verlassen hatte.

„Ihr Versprechen habe ich," dachte er; „hätte nicht geglaubt, daß dies so leicht gehen würde. Sie wird schon Wort halten, ganz gewiß, ich kenne sie. O, sie bereut, mich abgewiesen zu haben, denn das Jammerleben eines Holzfällers ist keine Kleinigkeit. Den ganzen Tag saure Arbeit und Abends trockenes Brod . . . dessen muß der Mensch überdrüssig werden. Da könnte sie sitzen in dem reichen Hof als angesehene Frau, während sie jetzt am Hungertuche nagt. Ja, die Reue kommt zu spät! Sie ist doch immer das hübsche Suschen! Wer sie nicht kennt, glaubt nicht, daß sie eine Frau ist. Jetzt habe ich doch Hoffnung und werde nun ein wenig ruhiger leben können.

„Dieses Suschen will mir nicht aus dem Kopfe, ich mag anfangen, was ich will. Sie ist aber auch ein sauberes Frauenzimmer, keine in der Gegend weit und breit kann sich mit ihr messen. Und wie erst wird sie aussehen, wenn sie gute Kleider auf dem Leibe trägt! Teufel, warum soll ich nicht eine schöne Wittwe heirathen? Ich kann thun und lassen, was ich will, der Vater sagt zu Allem ja. Suschen muß ich haben, mag es Kopf und Kragen kosten. Ihr Gesicht ist wie Milch und Blut und gewachsen ist sie wie eine Stadtdame . . . die braunen Augen glänzen so prächtig, daß man umsinken möchte, wenn man hineinschaut. Nein, das ist keine Frau für einen Holzfäller, Suschen muß goldene Ketten tragen und seidene Tücher. Es wird schon so kommen, wie ich denke und soll es mir auch ein schönes Stück Geld kosten. Man hat mich zuweilen ausgelacht, weil ich rothes Haar habe . . . lacht nur, wer zuletzt lacht, lacht am Besten. Ich werde doch die schönste Frau haben im Dorfe. Das Geld macht Alles möglich, auch die Heirath mit Suschen."

Er rieb sich die Hände und schlug den Weg nach dem Dorfe ein.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Halbmond.

Wir betreten Konstantinopel in einem Moment, da ganz Europa erwartungsvoll den Reformen entgegensieht, die der Sultan, von seiner europäischen Rundreise rückgekehrt, in einem großen Ferman seinen Völkern verheißen. Die überhandnehmende Geldnoth in den Staatsklassen, die im ganzen Lande herrschende Unordnung bei den Verwaltungs- und Aufsichtsbehörden — die man nicht besser charakterisiren könnte, als indem man den bodenlosen Schmutz in den Gassen Stambuls beschriebe — sind die Hauptmomente, die einer Abhilfe auf das Dringendste bedürfen. Und dennoch hört man von allen hier wohnenden Europäern einstimmig die Ansicht aussprechen, daß auch diesmal, wie schon oft, die Reformen nur leere Worte sein werden. Betrachtet man übrigens die Sache näher, so sieht man bald, daß nichts so schwierig, als eben den Türken Neuerungen zu gewähren, die sie befriedigen würden; denn türkische Sitten und türkische Gebräuche verhalten sich eben so streng negirend gegen alles Europäische, wie der Islam gegen das Christenthum, und der schon seit Jahrhunderten durch die Schifffahrt und den Handel bestehende Contact mit den Franken (so nennt der Türke jeden Europäer) war bis heute nicht im Stande, auch nur die einfachsten und naheliegendsten Dinge der Orientalen einer Neuerung oder Verbesserung zuzuführen.

Der Franke lüftet zum Gruß den Hut — der Türke behält schweigend den Fez auf. Ein Kopfschütteln bedeutet beim Franken Verneinung, beim Türken Bejahung; ein Kopfnicken ist das fränkische Ja, das türkische Nein. Der Franke nimmt Lackstiefeln, um einen Anstandsbesuch zu machen, der Türke zieht seine lackirten Schuhe zu einer Visite aus und betritt das Haus, das er besucht, in einer Art von ledernen Strümpfen, die einen möglichst plumpen Fuß zeigen. Die fränkische Schrift läuft von links nach rechts, die türkische von rechts nach links, und wir müssen die Geschicklichkeit bewundern, mit der die in den Straßen kauernden öffentlichen Schreiber ihre Briefe auf der linken Hand ohne jede Unterlage schreiben. Die türkische Stundeneintheilung richtet sich gänzlich nach dem Auf- und Untergange der Sonne, während die fränkische jenen Moment, wo die Sonne im Zenith steht, als maßgebend betrachtet. Die türkische Stundeneintheilung hat den großen Uebelstand, daß die Stunden täglich wechseln, und zwar in dem Maße, als der Sonnenuntergang früher oder später stattfindet. Da sich hienach auch die Abfahrts- und Ankunftsstunden aller in die Landsitze am Bosporus führenden Dampfer täglich ändern, so müssen fast von Woche zu Woche neue Fahrpläne hinausgegeben werden, was die Türken nicht hindert, ruhig bei ihrem System zu bleiben. Die Franken, wenn sie in einem Boote fahren, das ohne Steuerruder — wie alle hier gebräuchlichen Kaiks (kleine Boote) — fährt, haben überall das Gesicht gegen das Vordertheil des Bootes gewendet, um die Richtung bestimmen zu können. Der Türke sitzt stets mit dem Rücken gegen dasselbe, und trotz der vielen Unglücksfälle, die bei aller Geschicklichkeit der Kaidschis (Bootführer) auf diese Weise unvermeidlich sind, bleibt er ruhig bei seiner alten Manier zu rudern. Die türkische Amtspflege waltet in einigen ihrer Theile mit großer Genauigkeit und Strenge, in anderen mit einer

Lauheit, die geradezu unglaublich ist. Die Unterbeamten sind alle dem Bakschisch (Trinkgeld) in ausgedehntester Weise zugänglich; mit ihm öffnet man alle Pforten und umgeht eine Unzahl der strengsten Verordnungen. Kein Wunder, wenn man hört, daß es kaum einen einzigen niederen Staatsbeamten gibt, dem die Regierung nicht seit neun bis zehn Monaten den Gehalt schuldet, die oft sehr braven, aus ihren zahlreichen Feldzügen mit Decorationen reich gezierten Offiziere nicht ausgenommen, welche manchmal Jahre lang Geld borgen müssen, um ihre Existenz zu fristen. Ueberschreitungen der Amtsgewalt sind in den Provinzen an der Tagesordnung, in der Residenz unter den Augen des Sultans seltener; an Armen und Beinen Verstümmelte, die in den Provinzen mit dem Verluste dieser Glieder für Diebstahl und Raub bestraft wurden, findet man, obgleich der Sultan diese Art zu strafen längst abgeschafft, dennoch nicht selten, auf den Brücken kauernd und den Vorübergehenden um ein Almosen bittend. Erfährt der Sultan einen ähnlichen Fall, so straft er nachsichtslos; aber nur sehr selten kommt dergleichen ihm zu Ohren.

Von seiner Rundreise in Europa zurückgekehrt, war es sein erstes Geschäft, seine Minister kommen zu lassen. Er sagte ihnen, daß es der größte Fehler in der Politik der Türkei bisher gewesen wäre, sich gegen die anderen Länder abzuschließen; die Minister allein wären an Allem Schuld, denn sie hätten zum größeren Theile Frankreich und England bereist und doch keine Reformen vorgeschlagen; er aber, da es der Koran verböte, wäre früher niemals gereist und hätte nichts Besseres als die Türkei gekannt. Er entließ sie zornig wie immer, denn sein Temperament gehört eben nicht zu den phlegmatischen. Bei alledem glaubt hier, wie schon gesagt, Niemand an baldige Reformen. Daher dieses laisser aller, wohin man blickt, daher die tiefste Misère neben der größten Pracht, daher diese schmutzigen, hölzernen Hütten mitten in der Residenz neben den großartigen palastgleichen Kasernen. Hier existirt kein Mittelstand; es gibt nur Reiche und sehr Arme — keine Bildung, denn diese ist, um hier reich zu werden, nicht nöthig. Den hier wohnenden Europäern kann es auch gleichgiltig sein, ob die Verhältnisse von heute noch länger fortdauern oder nicht. Er kann vom rein materiellen Gesichtspunkte aus im Gegentheile eher den Fortbestand derselben wünschen, denn der in Konstantinopel wohnende Franke zahlt keine türkischen Steuern, will man nicht die exorbitanten Preise aller Dinge, die man hier kauft, als eine „indirekte Steuer" bezeichnen.

Wir haben es in wenigen Zügen versucht, das negirende Element der türkischen Sitten zu charakterisiren. Wir dürfen übrigens eine Sitte nicht übergehen, die ebenfalls von allen fränkischen gänzlich abweicht, es ist die Art, wie man hier Verbrecher mit dem Tode bestraft. Hier wird das Verdict, welches zum Tode durch Henkershand verurtheilte, dem Verbrecher niemals mitgetheilt. Ist es einmal gesprochen, so holt man den Delinquenten aus seinem Gefängniß, ohne ihm zu sagen, was mit ihm geschieht, und führt ihn auf die große Brücke, die Galata mit Stambul (dem eigentlichen Konstantinopel) verbindet, wo stets der Menschenverkehr am größten. Hier wird er kurz und bündig gehenkt und zwar nicht durch die Hand eines Henkers — denn ein solches Metier gibt es in der Türkei nicht — sondern von dem ersten besten Zigeuner, den man auffindet. Dieser zieht den bereits zu einer Schlinge geformten Strick an, erhält für diesen Akt fünf Piaster und verschwindet gleich darauf in der staunenden Menge der Zuschauer. Der „arme Sünder" erfährt sein Geschick erst in dem Momente, wo er den Strick um seinen Hals fühlt. Diese Maßregel, die uns im ersten Momente befrembet, hat viel Humanes an sich. Man erspart dem Verbrecher die Qualen der Todesangst, und von dem Grundsatze ausgehend, daß der Tod für den, welcher stirbt, kein Besserungsmittel sei, erfüllt man doch seinen Zweck, indem man der Menge ein abschreckendes Beispiel vorführt. Zur Ehre der Türken sei es übrigens gesagt, daß Exekutionen dieser Art nur sehr selten vorkommen, während besonders beim Militär, und hier einfach im Disciplinarwege, die Stockprügel noch sehr auf der Tagesordnung sind. Der Türke ist eben, besonders in jenen Theilen, wo sich die Nationalität rein erhalten hat, ein durchaus rechtlicher Charakter. Erst der Contakt mit den Franken, ganz besonders jener mit den Griechen, hat ihn zum gewinnsüchtigen Kaufmann gemacht, der, wo es seinen Vortheil gilt, kein Mittel der Schlauheit unversucht läßt, nie aber zu solchen greift, die in den Bereich des Verbrechens fallen. Sein Charakter ist überhaupt durchaus der Anerkennung werth. Man muß diese Leute stundenlang am Bosporus rudernd, schwerbeladene und große Schiffe führen, und nach dieser überaus anstrengenden Arbeit, die, nebenbei gesagt, mit Händen und Füßen, auf- und niedersteigend geschieht, ihr kärgliches Mahl, dem in den seltensten Fällen Fleisch beigegeben ist, genießen, man muß die Wasserarbeiter tagelang bis an den Gürtel im Wasser ihre mühevollen Aufgaben lösen sehen, um die Energie und die Mäßigkeit des Türken zu bewundern — zwei Haupteigenschaften, die ihn ungemein zum Soldaten geeignet machen. Denn im Aushalten von Strapazen bei sehr geringen Anforderungen zur Ernährung und Pflege seines Körpers kommt ihm Niemand gleich. Sehr maßvoll in seinen Ansprüchen, braucht er wenig Nahrung des Körpers, viel weniger noch Nahrung des Geistes, und es gibt nur sehr wenige Türken, die nach unseren europäischen Anschauungen darüber murren, daß die wenigen türkischen Blätter, die in Stambul erscheinen, nichts bringen, was nicht früher der strengsten Polizeicensur unterworfen worden. Ein einziges, der Aradis („Neuigkeiten"), von einem Engländer, Churchill, geistreich redigirt, weiß diese Censur in feiner Weise zu umgehen. Er hat stets einige pikante Geschichten, die in China oder selbst in Australien geschehen sind, und welche die hiesigen Verhältnisse in dieser Weise oft scharf genug geißeln, ohne daß man dem Journal deshalb an den Leib gehen könnte. Alle übrigen hier erscheinenden türkischen, persischen und arabischen Journale, die beiden französischen, „La Turquie" und „Le Courrier d'Orient", nicht minder, sind höchst unbedeutend. Sie schwingen sich nur selten zu einem Leader auf, beschränken sich fast nur auf Auszüge aus europäischen Blättern, besprechen innere Verhältnisse nur mit großer Reserve und meist nur dann, wenn die Regierung dies wünscht, was, nebenbei gesagt, selten genug vorkommt.

So allein ist es möglich, daß Amtsüberschreitungen aller Art der Oeffentlichkeit entzogen bleiben, und daß z. B. ein Stück türkischer Amtspflege, wie wir selbst eines erlebten, nur durch eine deutsche Feder verbreitet werden kann. In Rustschuk, wo wir bei der Herreise den türkischen Boden betraten, wurde einem Mitreisenden sein Koffer von den Douaniers angehalten, weil er einen Revolver darin hatte und hier ein Waffeneinfuhr-Verbot besteht. Man ließ ihm die Wahl, entweder sich einen Ferman (Erlaubnißschein) zu verschaffen, oder den Revolver konfisciren zu lassen. Der Reisende, ein Deutscher, der, in der Absicht, in's Innere der Türkei zu gehen, den Revolver zu seiner Sicherheit mitgenommen, war kurz entschlossen. Er fuhr — es war 5 Uhr Früh — nach Rust-

schuk hinein zur Polizei-Direktion, trommelte Alles wach und erfuhr, daß nur ein Ferman vom Pascha selbst ihm die Einfuhr der Waffe erwirken könne. Begleitet von einem Polizei-Soldaten fuhr er um halb sechs Uhr Früh zum Pascha, der im Harem, in süßem Schlummer, Niemand empfangen wollte. Auch dort ließ sich der Deutsche nicht abweisen und verlangte so energisch den Pascha aufzuwecken und ihn um die nöthige Einfuhrserlaubniß zu ersuchen, daß dies wirklich geschah. Nach etwa fünf Minuten entstieg vor den Augen der Wartenden dem Harem ein fünfjähriger Knabe, nur mit einem Hemdchen bekleidet. Dieser schrie, heftig gesticulirend — unser Deutscher verstand das Türkische —: „Der Mann darf reisen, der Revolver auch darf reisen, darf reisen" und verschwand. Der Polizei-Soldat salutirte, die Wachen präsentirten, und ohne Ferman, einfach auf den Ausspruch eines fünfjährigen Knaben, ging der Revolver gemüthlich mit uns in die Türkei.

Wer würde da nicht unwillkürlich an einen bekannten in Liedertafeln viel gesungenen Männerchor: „Die Schaarwache," erinnert, der stets in den Worten gipfelt:

„Der Kadi hat's gesagt!"

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 7. Okt.

Die Stumme von Portici von Auber könnte man die Marseillaise der Julirevolution nennen; sie erschien zuerst auf der Bühne im Jahre 1828 zu Paris und ihre zündenden Weisen fielen wie Funken in die aufgeregten Gemüther. Es ist, als ob diese flammenden Melodieen damals in der Luft gesummt hätten, denn nie mehr hat Auber dergleichen zu schaffen vermocht. Mitten in die Situation, in die Aufregung und Spannung eines nach Freiheit ringenden Volkes versetzen uns gleich die ersten zwei Takte der Ouverture, die populär geworden ist, wie kein zweites derartiges Musikstück; sie gehört zu Jedermanns „Leibstücken" und eine bekannte Stelle daraus ist den Jungen auf der Straße so geläufig wie der „Jungfernkranz". In der Oper ist die Steigerung großartig, womit Handlung und Musik bis zum letzten Finale beständig fortschreiten, es ist etwas merkwürdig Entflammendes und Begeisterndes in diesen Tönen. Wer vermöchte das Duett: „Das theure Vaterland zu retten" mit anzuhören, ohne in seiner Brust etwas zu spüren, was ihn im gleichen Falle mit diesen beiden Männern zu ähnlicher That antriebe! Prächtig, wie das blaue Meer, wenn seine Ränder die aufgehende Sonne vergoldet, ist das Fischerlied, wie frische, erstarkende Seeluft weht es uns daraus entgegen. Welche Weichheit und Gefühlstiefe liegt in der Schlummerarie und im Gebetchor! Neben der Erregung immer die Beruhigung, neben der Gewalt und den Schrecken des Umsturzes — die sittliche Reinigung und Läuterung!

Nur ungern gehen wir an die Besprechung der gestrigen Aufführung. Es widerstrebt uns, immer nur zu tadeln, wenn auch Mancher der Ansicht sein mag, die Rezensenten thäten ja nichts lieber als „recht herunterreißen." Es ist — wenigstens uns — ein widriges Gefühl, Jemanden, der vielleicht den besten Willen haben mag, aber nicht die nöthigen Mittel zur Ausführung, diese Wahrheit zu sagen. In diesem Fall befinden wir uns wiederholt der Direktion des Stadt-Theaters gegenüber in Bezug auf die Oper dieser Saison. Aber wir sprechen nicht in unserm, sondern im Interesse des Publikums, welches ein Recht hat, das möglicherweise zu Leistende zu verlangen. Bei einem Theaterbesuch, wie sich eines solchen die hiesige Direktion noch jede Saison zu erfreuen gehabt hatte, ist die Möglichkeit einer guten Oper durchaus nicht ausgeschlossen. Es hält hart — wir geben es zu —, gute Kräfte zu finden, und wenn aller Anfang schwer ist, so ist der Anfang einer neuen Saison eines Provinztheaters mit seinen aus allen Weltgegenden zusammengeholten Mitgliedern am allerschwersten. Um so nothwendiger ist es, der Direktion darüber reinen Wein einzuschenken.

Wer diese Ouverture wieder gehört hat, der wird doch, und wenn er auch gar nichts von Musik verstände, sagen müssen, daß eine solche Aufführung wirklich hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückbleibt; die vielen Fehler, die in der Oper selbst gemacht wurden, könnten wir höchstens damit entschuldigen, daß der Hr. Kapellmeister statt der Partitur einen simplen Klavier-Auszug vor sich hatte; nach einem solchen ist die präcise Direktion einer großen Oper allerdings nicht möglich. — Der Chor wäre der Zahl und den Kräften nach genügend, aber es fehlt ihm alle Organisation und Schulung, nicht blos musikalische, sondern auch scenische — er singt und bewegt sich hölzern und steif. Es kostet große Mühe, Ausdauer und Energie, um Leben in eine solche ungelenke Masse zu bringen, aber für was sind denn Regisseure auf der Welt? Daß der Chor in gesanglicher Beziehung etwas leisten kann, hat er im Gebet bewiesen, das rein, zart und mit Ausdruck gesungen wurde, wofür auch der verdiente Applaus nicht fehlte.

Hr. Ferenzy war als Masaniello nicht mehr heiser, aber gänzlich verwischt ist der frühere klangvolle Tenortimbre seiner Stimme; sie ist matt geworden und — wenn auch nicht von des Gedankens, so doch von des — Ausgesungenseins Blässe angekränkelt, was am deutlichsten in der Schlummerarie hervortrat. Kräftig und feurig war er im Duett: „Das theure Vaterland zu retten", wobei ihm Herr Ganzemüller recht brav sekundirte. — Frau Schreiber-Kirchberg hat die für ein musikalisches Ohr so äußerst unangenehme Unart beständigen Tremolirens — oder richtiger gesagt Fibrirens der Stimme; wenn doch Sänger und Sängerinnen endlich von der unglückseligen Idee abkämen, als ob durch ein solches Mittel der Ton verschönert oder der fehlende Timbre desselben ersetzt würde. Frln. Sperner konnte sich in der schwierigen Rolle der stummen Fenella nicht zurecht finden. Wir müssen lobend hervorheben gegenüber anderen Darstellerinnen dieser Rolle (meist Balletdamen), daß Frln. Sperner Maß zu halten wußte; doch dürfte zu berücksichtigen sein, daß Fenella Südländerin und stumm ist, zwei Eigenschaften, die ein doch etwas lebhafteres Geberdenspiel bedingen. Frln. Sperner war zu sentimental. — Vorkommnisse, wie das ruhige Abgehen eines bereits erstochenen Offiziers, würden uns im weiland Auer Theater sehr ergötzt haben, bei einer gut geleitet sein sollenden Bühne machen sie einen peinlichen Eindruck.

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 82. Sonntag den 13. Oktober 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Gegen Abend trat Dietrich Starke aus dem Dorfwirthshause; seine kleinen Augen glühten und seine hageren Wangen waren stark geröthet. Er hatte getrunken, um den vermeintlichen Sieg zu feiern, den er diesen Vormittag errungen. War dieser Mensch nüchtern unangenehm, so mußte man ihn, halb berauscht, geradezu abstoßend nennen. Trotz des Rausches vermochte er seinen festen Gang zu bewahren. Die kurze Pfeife zwischen den aufgesprungenen Lippen, die Mardermütze auf das rechte Ohr gerückt und einen starken Stock in der Hand schwingend, so verließ Dietrich das Dorf. Er ging an dem Flusse hin, tiefer in das schmale Thal hinein, das hier an zerklüfteten Felsen gebildet ward. Bald kam er zu dem hohen Stege, der an das jenseitige Ufer führte. Dietrich betrachtete einige Augenblicke den gefährlichen Pfad.

„Ich muß hinüber!“ murmelte er.

Und es gelang; raschen Schrittes erreichte er das Ziel. Jenseits führte der Weg in den Forst; Dietrich aber ging am Ufer hin, bis er einen weißschimmernden Steinbruch erreichte, der in das felsige Ufer eingehauen war. Dieser Steinbruch war Eigenthum des Fabrikanten Börner, der ihn schon vor Jahren angelegt hatte und als unternehmender Industrieller einen Handel mit Bausteinen trieb. Das Unternehmen war nur nachlässig betrieben, da der Ertrag nicht der gehoffte war. Neben dem Bruche stand ein Häuschen, in welchem ein alter Arbeiter wohnte, der die Aufsicht führte. Das Dach war mit Schilf gedeckt. In dem Winkel befand sich ein Gärtchen, das nur kärglich angebaut war. Alles verrieth Armuth und Verlassenheit. Ein altes Weib trug einen Eimer Wasser von dem Flusse her.

„Guten Abend, Mutter Fink!“ rief Dietrich schon von Weitem.

Die Alte blieb stehen, setzte den Eimer nieder und sah auf. Ein mumienartiges Gesicht zeigte sich, das von wirren greisen Haaren eingerahmt ward. Aber kleine listige Augen glühten in diesem Gesicht, das kreuz und quer von Runzeln durchzogen wurde.

„Ihr seid's, Herr Starke!“

„Wollte mich nach Eurem Befinden erkundigen, da ich gerade hier vorbeikomme.“

Mutter Fink kreuzte die hageren Arme, die wie von braunem Pergament überzogen schienen. Die Aermel des weißen Hembs bedeckten diese Arme nur zur Hälfte. Ein verschossenes Tuch von röthlicher Baumwolle hüllte den Oberkörper ein. Der graue Friesrock war an verschiedenen Stellen zerrissen. Trotz der Frühlingskühle ging das Weib barfuß.

„Unser Befinden!“ wiederholte sie mürrisch. „Heruntergekommen sind wir, ganz und gar heruntergekommen. Mein Mann liegt krank. . .“

„Immer noch?“

„Ei freilich; der kommt auch nicht wieder auf die Beine. Franz ist fort, wie Ihr wißt, als Landwehrmann . . . und ich kann doch nicht in den Steinbruch gehen.“

„Nein, das ist nicht möglich!“

„Der reiche Börner hat uns das Häuschen bauen lassen, was schon etwas werth ist; aber was nützen Dach und Fach, wenn man Nichts zu leben hat. So lange Franz hier war, hatte er doch seinen Tagelohn; der fällt nun fort. Wir können Sonnabends nicht auf die Fabrik gehen und Geld holen.“

„Börner sollte doch fortzahlen.“

„Wird sich hüten; hat er doch schon die Hälfte seiner Arbeiter entlassen, diesen Mittag kam der alte Fritz hier vorbei . . . auch der hat keine Arbeit mehr. Da müssen wir zuletzt noch froh sein, wenn wir in diesem Hause wohnen dürfen. Trinkgelder gibt es gar nicht mehr, da Steine nicht geholt werden. Herr Börner hat unsern Franz nur aus Gnade und Barmherzigkeit arbeiten lassen. Da ist nun Noth in allen Ecken. Ich weiß nicht, was werden soll, wenn Franz lange ausbleibt; den armen Leuten wird das Leben doch recht sauer gemacht.“

„Das ist wahr, Mutter Fink, es ist ein Elend. Hat denn Franz schon geschrieben?“

„Ja, diesen Morgen haben wir einen Brief bekommen, den mein Mann aufbewahrt. Geht nur zu ihm, er wird Euch das Weitere sagen.“

Die Alte nahm seufzend ihren Eimer. Dietrich folgte ihr in das Häuschen. Mutter Fink hatte nicht zu viel gesagt, hier war Noth in allen Ecken. Der Vorplatz, der zugleich die Küche bildete, war ein trauriger finsterer Raum. Bei dem schwachen Lichte, das durch die offene Thüre fiel, sah man das Arbeitsgeräthe des Sohnes: Hacke, Schaufel, Brecheisen und große Keile, welche aufgeschichtet am Boden lagen. Daneben hing ein altes Schurzfell. Auf dem Herde, der aus rohen Bruchsteinen erbaut, glimmten die Kohlen eines ausgebrannten Feuers.

„Geht nur hinein!“ sagte die Alte, auf eine halb offene Thüre zeigend.

Dietrich trat über die hohe Schwelle in das Stübchen, das matt vom Abendrothe beleuchtet ward. Auch hier sah es traurig aus. Neben dem niedern Kachelofen stand ein Bett, in welchem ein Greis aufrecht saß.

„Guten Abend, Vater Fink!"

Eine matte Stimme dankte.

„Kennt Ihr mich denn nicht, Alter?"

„O ja. Ihr seid doch Herr Starke, der Schulzensohn?"

„Der bin ich. Wollte mich nur nach Eurem Befinden erkundigen."

„S'wird bald aus sein mit mir!" stöhnte der Greis, der an einem Brustübel litt.

„Oho!" rief Dietrich. „So rasch geht das nicht."

„Wenn mein Sohn wiederkommt, liege ich in der Erde. Ich habe meinen Franz zum letzten Male gesehen, als er fortzog."

„Denkt nicht ans Sterben, Fink. Franz hat also geschrieben?"

„Ja; er läßt Euch grüßen."

„Weiter Nichts?"

„Auch soll ich Euch sagen, daß Ihr an uns denken mögt."

„Soll geschehen. Franz ist mein guter Freund, den ich lieb habe. Hier sind zwei Thaler und wenn ich wieder komme, bringe ich mehr. Ich bin nicht so geizig wie der reiche Börner, der seine Leute darben läßt. Schreibt es dem Franz, daß er sich beruhige; seine alten Eltern sollen keine Noth leiden. Das hätte ich gesagt; aber Franz soll auch mein guter Freund bleiben."

Dietrich hatte zwei Geldstücke auf den Tisch geworfen.

„Danke!" rief die Frau, die eingetreten war. „Ihr seid doch ein guter Mensch, Herr Starke. Das Geld ist Euch nicht ans Herz gewachsen, wie so manchem reichen Mann. Was wahr ist, muß wahr bleiben. Unser Sohn hat das immer gesagt, wenn die anderen auf Euch schimpften."

„Gleichviel, ich bleibe doch Dietrich Starke, und wenn das ganze Dorf über mich herfällt. Also schreibt's Eurem Franz . . ."

„Mit dem Schreiben hat es gute Wege," stöhnte der Alte. „Ich bin so schwach, daß ich die Feder nicht halten kann, und meine Frau kann nur lesen, aber nicht schreiben. Da wollte ich Euch bitten, Herr Starke, uns aus der Verlegenheit zu reißen . . . hier ist der Brief, beantwortet ihn und schreibt, wie Ihr es bei uns gefunden."

Der Kranke holte ein Papier unter dem Kopfkissen hervor und reichte es dem Bauer. Dann sank er erschöpft zurück.

„Grüßt meinen Franz!" flüsterte er, die hageren Hände faltend. „Gott möge ihn gesund erhalten, daß er nicht als Krüppel wiederkomme . . . das ist die Furcht, die mich quält... ein Arbeiter, der keine gesunden Gliedmaßen hat, muß umkommen, wenn er nicht betteln will."

Dietrich hatte diese Worte schon nicht mehr gehört; er sagte zu der Frau:

„Ich werde Alles besorgen und dem Franz auch etwas mitschicken, über das er sich freuen wird."

„Es geht ihm schlecht," meinte traurig die Mutter; „wir können ihn nicht unterstützen, so gern wir dies auch wollten. Franz wird es Euch ewig Dank wissen."

„Laßt mich sorgen! Gute Nacht! Braucht Ihr was, so wendet Euch an mich!"

Dietrich trat den Rückweg an. Es war schon dunkel, als er das väterliche Haus erreichte. Hier las er bei dem Scheine der Lampe den Brief.

„Alles geht gut!" murmelte er. „Mit Suschen bin ich im Klaren, ich werde auch mit dem Herrn Arnold fertig werden, der mir das schöne Weib vor der Nase weggenommen hat. Mag es Geld kosten, ich gebe es gern hin; ohne Suschen kann ich nicht leben."

Er faßte fest den Entschluß, sich der jungen Frau nur dann erst wieder zu nähern, wenn es ihm nach der getroffenen Verabredung erlaubt sein würde. Am folgenden Morgen, es war ein Sonntag, schrieb er einen Brief an Franz Fink, dem er eine kleine Summe Geldes beilegte. Dann putzte er sich stattlich heraus. Trotz der Kleider von feinem Tuche blieb er ein häßlicher Mann. Die Augen waren heute noch röther als sonst und die Sommersprossen färbten sich bräunlicher. Das fuchsrothe Haar lag struppig auf dem schmalen, eckigen Schädel. Heute nahm Dietrich die goldene Uhrkette, die er sorgfältig in seinem Schranke aufbewahrte. Wie glänzte das Zeichen des Reichthums auf der schwarzen Sammtweste; der städtisch gemachte Tuchrock und der schwarze Seidenhut vollendeten die Toilette des Bauern, der sich völlig umgewandelt hatte. Der Vater, ein von Stolz aufgeblähter Mann, hatte seine Freude an ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Falle heraus.

Die Wiener Novembertage von 1848 haben merkwürdige Rettungen und seltsame Rettungsmittel gesehen. Livreen oder Damenkleider haben trotzige Mitglieder der Aula unkenntlich gemacht, Backtröge als Schlafzimmer, Leichenwagen als Fiaker gedient. Viele der Geretteten haben von ihrer Flucht erzählt. Als der letzte von allen kommt Gritzner mit einer Schilderung seiner Erlebnisse, zu der Moritz Hartmann eine Einleitung geschrieben hat. „Flüchtlingsleben" betitelt sich sein bei Cäsar Schmidt in Zürich erschienenes Buch. Gritzner gehörte zu den zwölf Geiseln, die Fürst Windisch-Grätz bei den Verhandlungen vor der Uebergabe der Stadt gefordert hatte. Um so schwieriger wurde es ihm, ein Versteck zu finden, das ihn so lange aufnehme, bis er mit falschem Paß zur Linie hinauskönne. Mehrmals wurde ihm das Gastrecht gekündigt, das ihm auf höchstens einen Tag, zuweilen nur auf Stunden gewährt worden war, und in eben demselben Augenblicke, wo sich ein Führer fand, der ihn über die gefährliche Linie schaffte, stand er fast rathlos da. Auf weiten Umwegen gelangte er an die Donau, ließ sich über den schönen Strom setzen und war nun der ersten Gefahr entrückt. Von nun an lassen wir ihn selbst erzählen, der Theilnahme unserer Leser für die anziehende Schilderung des tüchtigen Mannes sicher.

Gegen Mittag langte ich in Wöllersdorf an. Ich setzte mich in das Gasthaus, das an der belebten Poststraße liegt. Ich konnte hier unter den Vielen, die ab- und zugingen, nicht auffallen, und beschäftigte mich bald angelegentlich mit einem dampfenden Braten, ohne mich von dem Erscheinen mehrerer Soldaten, die sich im Zimmer nebenan niederließen, sonderlich beirren zu lassen. Zur Zeit der Table d'hôte verschwand ich, da ich keine Lust hatte, mit den Honoratioren Wöllersdorfs zusammenzutreffen, in den Hof, wo ich die Zeit bis zur Ab-

fahrt des Postomnibus benutzte, um unter Hühnern, Gänsen, Kühen und Schweinen landwirthschaftliche Studien zu machen.

Der Omnibus, der so reichlich mit Glasfenstern versehen war, daß man sich nirgends anlehnen konnte, und überhaupt nach der in Oesterreich üblichen Ansicht construirt schien, der Reisende müsse möglichst gequält werden, wurde mit ein paar dürren Kleppern bespannt, deren Sinn für das Stabilitätsprincip unverkennbar war. Ich, der ich mir die Flügel der Windsbraut wünschte, wandte mich seufzend ab. Die Passagiere erschienen nach und nach, Alles ganz gemächlich und langsam. Ich hätte jeden einzelnen durchprügeln mögen, ich war voll Ungeduld, aber es nützte nichts. Eine alte Jungfer fehlte noch. Es wurde noch ein Weilchen gewartet. Endlich kam sie angewatschelt. Man stieg in den Rumpelkasten. Zehn Personen! Wir fuhren ab. Heiliger Gott! ein Flüchtling und diese Schneckenpost. Meine Ungeduld wuchs. Da ich aber nicht wagte, ihr Worte zu verleihen, und es überhaupt an einem geeigneten Objekte dazu fehlte, so versank ich nach und nach in stillen Gram, der sich in einen schlummerähnlichen Zustand auflöste.

Nach meinem Erwachen setzte ich meine Betrachtungen über die Reisegesellschaft, die ich vorher begonnen, fort. Sie bestand zunächst aus zwei Gewerbsleuten, die aus Wien kamen. Dem einen war sein Haus an der Linie in Grund und Boden geschossen worden, und er bejammerte fortwährend diesen Verlust. Neben diesen saßen zwei gutgekleidete junge Männer, die, wie sich später ergab, dem Arbeiterstande angehörten. Der eine, kurz und dick, hatte ein geistloses, mit rothem Schnurr- und Knebelbarte ausgestattetes Gesicht, und wendete den größten Theil seiner Aufmerksamkeit einer Porzellanpfeife zu, aus der er gräßlich stinkenden Tabak qualmte. Der andere war ein schlanker, schöner Bursche in schwarzem Sammtrocke mit vollem schwarzen Barte, blassen, interessanten Gesichtszügen, pechschwarzen langen Locken und einem kecken Stürmer mit breitem Bande und deutscher Kokarde darauf. Der Demokrat war unverkennbar. Er war mir die angenehmste Erscheinung in dem kleinen Kreise.

Neben diesem saß ein dicker, großer Mann mit feister, nichtssagender Physiognomie, in schwarzem philiströsem Anzuge, weißer Halsbinde, versehen mit einem beknopften spanischen Rohre und einer goldenen Tabaksdose, die er sehr häufig ans Tageslicht brachte, um mit ihrem Inhalte seine breiten Nüstern zuzustopfen. Wie sich aus dem Gespräche ergab, war er Professor oder gar Präfekt am Gymnasium zu Nikolsburg, wohin unsere Fahrt ging. Er kam eben von Wien, wo er nolens volens die Revolution miterleben mußte, und erst gestern herausdurfte. Er erzählte von den grauenhaften Schreckensstunden, die er in Wien während des Bombardements in einem Keller mit einer ganzen Familie erlebt, und wurde ihm lediglich bei der Erinnerung wieder ganz bang zu Muthe. Ihm gegenüber saß die alte Jungfer, ein verdorrtes Wesen mit bissigen Gesichtszügen, die zu den Honoratiorinnen Nikolsburgs zu gehören, und den Herrn Professor gut zu kennen schien. In der Ecke saß eine hübsche Dirne, die, wie sie verschämt gestand, dem Stande der Pfarrersköchinnen angehörte. Sie warf von Zeit zu Zeit Blicke nach dem schwarzen Jünglinge, zwischen dem und ihrem Herrn Pfarrer sie Vergleiche anstellen mochte. Zwei andere Individuen, die ein unverbrüchliches Schweigen beobachteten, waren so in Mäntel und Pelze vergraben, daß ich an ihnen weiter nichts zu erkennen im Stande war, als daß sie dem männlichen Geschlechte angehörten. Ich war der Zehnte und stummer Beobachter. Es war schon gegen neun Uhr Nachts, als wir in Nikolsburg anlangten, und halb zerschmettert kroch ich aus dem Postkäfige, in dem ich kein Sterbenswörtchen gesprochen, dagegen aber genug gehört hatte. Den Gasthof fand ich überfüllt mit Fuhrleuten, Hausirern u. dgl. Ich erquickte mein hungriges und durstiges Gemüth, und wollte einen Wagen nach der sechs Stunden entlegenen Eisenbahnstation Lundenburg miethen, um mit dem Nachtzuge noch fortzukommen. Um die paar Kreuzer für ein Bett zu gewinnen, log mich der Wirth, ein blonder Laffe mit stupidem Gesichte, an und behauptete, es ginge kein Nachttrain; sei auch kein Wagen mehr aufzutreiben. Ich blieb, da ich, wenn ich zu Fuße gegangen wäre, doch zu spät kommen mußte, und setzte mich an einen Seitentisch, wo ich die ganze Gesellschaft so ziemlich vor mir hatte. Neben mir saßen zwei ehrbare Bürgersleute von Nikolsburg und ein etwa einundzwanzigjähriger Zögling des Nikolsburger Convictes. Dieser sprach mit einer gewissen Salbung und ward von den Bürgern mit ehrfurchtsvoller Scheu als gelehrter Herr behandelt. Er las auf ihre Bitten ein paar Brünner Zeitungen vor, und half ihrem dummen bürgerlichen Urtheile mit dem Lichte, dem Nikolsburger Convicte entstammter, Weisheit herablassend nach. Der Jüngling befand sich in der Epoche jenes verschwommenen, ewig versöhnen wollenden Liberalismus, der, wenn er im politischen Kampfe zur Aeußerung gelangt, in offene Reaktion umzuschlagen pflegt. Die Bürger mochten, besonders in den ihnen zumeist am Herzen liegenden Steuerfragen, weit gesundere Ansichten als der Herr Docent haben, aber der gewaltige Respekt vor ihm hinderte sie, dieselben gegen seine abgeschmackten und hinkenden Sophismen zu vertheidigen, die mich lebhaft an den Herrn Professor von heute erinnerten. Ich zog das dummste Gesicht und stellte mich sehr erbaut von seinen kunstreichen und mit lateinischen Brocken sattsam gewürzten Deductionen. Das freute den Nikolsburger Braminen sehr, und ich bemühte mich, wo möglich noch dummer und erbauter zu scheinen. Was ich wollte, gelang; er fühlte sich zu mir hingezogen, und ich erfuhr von ihm durch gelegentlich hingeworfene Fragen Alles, was er über die Besatzung von Lundenburg (die sehr stark war, weil eine halbe Stunde davon bereits die ungarischen Truppen standen), über die Bewachung der Grenze u. s. f. wußte, ohne daß in ihm — in seiner Seligkeit, einen Bewunderer gefunden zu haben, der kein Nikolsburger Bürger war, — auch nur der leiseste Verdacht erwachen konnte. Als ich genug erfahren, stand ich auf und wollte zu Bette, aber mein überglücklicher Mentor wich nicht von mir, und sagte mir freundlich lächelnd, er werde, da es zu spät zum Nachhausegehen, sich das Vergnügen machen, bei mir zu schlafen, — und wirklich, ich mußte in dem übervollen Gasthause in einem Zimmer mit ihm und einem Handlungsreisenden schlafen. Der Commis schnarchte. Er aber sprach unermüdlich über Astronomie, Communismus, Metaphysik, und möchte wohl noch lange geschwätzt haben, als ich schon längst entschlafen war.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 11. Oktober.

Octave Feuillets Pariser Lebensbild „Montjoye, der Mann von Eisen" greift mitten in die unsere Zeit heftig bewegenden sozialen Fragen und nimmt sich eine heraus, deren dramatische Behandlung des günstigsten Resultates und der

zündendsten Wirkung sicher sein konnte. Es ist der mit dem Jagen nach Geld und Gut und dem kolossal anwachsenden Reichthum Einzelner Hand in Hand gehende, in fast schreckenerregender Weise überhand nehmende grasse Materialismus. Montjoye ist ein Mensch, der keinen andern Gott kennt, als das Gold, dessen höchste Ideen sich nie über den Grundsatz, möglichst viel zu erwerben und mit dem Erworbenen alle seine Gelüste zu befriedigen, aufzuschwingen vermochten. Eine Moral kennt er nicht, was ihm nützlich zu sein scheint zur Erreichung seiner Ziele, das scheint ihm auch erlaubt; vor keinem Mittel schreckt er zurück, nur müssen diese Mittel den äußeren Schein wahren. Der Außenwelt gegenüber ist er ein „ehrenwerther Mann" und will es bleiben, nobel, fein, ein vortrefflicher Gatte und Vater, wohlthätig, tolerant — Alles bewundert und verehrt ihn, es kostet ihm verhältnißmäßig wenig Mühe und — Geld, um das höchste Ziel seines Ehegeizes zu erreichen und Deputirter zu werden. Innerlich ist bei ihm Alles durch und durch faul, er selbst fühlt es und die Stimme des Gewissens bricht oft durch die oberflächliche Eisdecke der Ruhe und Festigkeit, des erkünstelten Charakters.

Man wird aus dieser kurzen Charakteristik ungefähr ermessen können, wie unendlich schwierig die Darstellung des „Montjoye" auf der Bühne ist. Wenn wir sagen, daß Herr Burggraf diese Aufgabe vortrefflich gelöst hat, so ist demselben damit zugleich das Zeugniß eines Bühnenkünstlers von nicht gewöhnlicher Begabung ausgestellt. Bedeutende Routine und durchdachtes Studium reichen sich bei ihm die Hand und wir freuen uns, in ihm einen jener immer weniger werdenden Schauspieler kennen zu lernen, welche die Tradition aus der guten alten Zeit des deutschen Schauspiels, aus der Zeit Schröder's und Iffland's, noch für keinen überwundenen Standpunkt halten. Es macht einen gewissen sicheren, wohlthuenden Eindruck, wenn man sieht, wie der Schauspieler ganz vertieft und förmlich aufgegangen in seiner Rolle sich auf der Bühne bewegt, wie im Zimmer, als ob keine Zuschauer da wären, und alles Kokettiren mit letzteren, alles auf zündenden Effekt, auf Applaus spielen mit künstlerischer Würde vermeidet. Nicht kleinliche Tadelsucht, sondern nur die Ueberzeugung, daß ein denkender Schauspieler die Belehrung der Kritik dankbar annimmt und verwerthet, bewegt uns, Hrn. Burggraf einige kleine Unarten vorzuhalten. Eine eckige Bewegung des Armes, die sich jedesmal wiederholt, wenn er etwas vom Tisch (Klingel u. dgl.) oder einen Stuhl nimmt, erinnert zu sehr an die unnatürliche Gravität eines Komödianten gewöhnlichen Schlags, der den Mangel inneren Fonds durch schlechtgewählte äußere Mittel zu ersetzen strebt; ebenso das Forciren der Stimme zu unnatürlichen Tönen, vornehmlich in den höheren Lagen, um irgend eine besondere Gemüthsaffektion auszudrücken; es scheint dies Dahn in München nachgeahmt zu sein, der sehr damit kokettirt und bei einem unverständigen Publikum auch Erfolge damit erzielt. Herr Burggraf bedarf solcher Mittel nicht. — Endlich hat sich Herr Burggraf ein paarmal versprochen (z. B. „daran vergessen" statt „darauf"); es ist dies eine gefährliche Klippe und kann leicht zur Gewohnheit werden, der die Lächerlichkeit auf dem Fuße folgt.

Hr. Heinemann, der den Brandin gab, scheint nicht ohne Talent, aber auf dem schlimmen Wege zur Effekthascherei zu sein. Die übergroße Beweglichkeit macht einen beunruhigenden und störenden Eindruck; doch ist gerade diese Rolle des Stücks so miserabel verzeichnet, daß darnach die richtige Beurtheilung eines Schauspielers unmöglich ist. Das Gleiche gilt von der Rolle der Anita, die Frln. Sperner mit sichtlicher Unlust und desto größerer Lust an ihrer schönen Schleppe spielte und uns deßwegen nichts weniger als gefiel. Sehr dankbar ist dagegen die Rolle der Cäcilie, von Frl. Staub nett und gefällig dargestellt. Herr Eichheim spielte den Eduard mit altbayerischem Accent (wie Hr. Heinemann seine Rolle mit schwäbischem ei) aber sonst nicht übel. Frau Frey als Montjoyes Gattin dürfte nach diesem fast am meisten befriedigt haben; sie wußte das Ideale und Sentimentale dieser Natur auf eine treffliche Weise hervorzukehren und damit das Nichtharmonirenkönnen dieser beiden entgegengesetzten Charaktere, die sich doch früher — nach einer bekannten, oft sich wiederholenden Laune der Natur — so sehr angezogen hatten, recht deutlich zu machen. Das Ensemble der Vorstellung war musterhaft; man fühlte überall den belebenden Geist einer kundigen und denkenden Regie, ohne deren Hand zu sehen. Das Schauspiel läßt wenig zu wünschen übrig und wir möchten uns nur den Wunsch auszusprechen erlauben, daßselbe möge seine Kräfte baldigst einmal an einem größern klassischen Stücke erproben, wodurch allein ein sicherer Maßstab zur richtigen Beurtheilung der Einzelnen dem Kritiker in die Hand gegeben wird.

Ausführlich die letzten Opernaufführungen zu besprechen, daran hindert uns leider für heute der Mangel an Raum, dessen Antheil für unsere Berichte wir ohnedies schon zu überschreiten im besten Zuge sind. Wir fürchten den Rothstift der Redaktion, der am Ende unsere besten Gedanken und Perioden bis zur Unkenntlichkeit zusammenstreichen und dadurch uns und unsern Styl bei den Lesern in Mißkredit bringen, oder gar unsern Feinden eine erwünschte Handhabe zu boshafter Gegenkritik darbieten könnte. Am Dienstag im „Freischütz" sahen wir im Zuschauerraume sehr Viele, die nicht da waren — eine ziemlich deutlich sprechende Demonstration gegen die chronisch zu werden scheinenden, unverhältnißmäßig „erhöhten Preise." Gereuen darf sich's Niemand lassen, daß er diesen Freischütz nicht gesehen hat. Die „Jüdin" am Donnerstag war etwas besser, selbst das Orchester nicht ganz ohne Kunst. Hr. Ferenzy errang als Eleasar einen ziemlich durchschlagenden Erfolg; uns hat er das Gebet am Anfange des zweiten Aktes am meisten zu Danke gesungen. Lobenswerth war auch wieder Hr. Ganzemüller als Kardinal, aber etwas mehr Spiel könnte diesem hoffnungsvollen Anfänger nichts schaden. Am lobenswerthesten war wiederum Fräul. Holm, deren Sicherheit in der Intonation und Reinheit und Leichtigkeit des Gesangs, sowie Routine des Spiels auf's angenehmste berühren. Wegen Frau Winkelmann hatte an unserem harmlosen Gemüthe seit dem vorletzten Theaterberichte der Zahn des Gewissens genagt, verschärft durch die Vorwürfe boshafter Freunde. Mit dem festen Vorsatze, diese Sängerin vortrefflich zu finden und das angerichtete Unheil wieder gut zu machen, saßen wir in der gestrigen Vorstellung, wartend der Töne, die da kommen würden aus der Kehle der Frau Winkelmann. Leider kamen sie gleich im ersten Terzette so unhörbar falsch, daß sie eine große, gewaltige Bresche in die dicke Mauer unseres guten Vorsatzes, womit wir zwar unser Gemüth, aber leider nicht unser Gehör umgeben konnten, geschossen haben. Vielleicht thut die Alles ausgleichende Zeit ein Uebriges und gewöhnt unser verwöhntes Ohr nach und nach auch an den Gesang der Frau Winkelmann.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 83. Mittwoch den 16. Oktober 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Dietrich'," sagte er, „wenn du dich nur zum Heirathen entschließen könntest."

„Wird schon werden, Vater!"

„Du bist der reichste Mann im Dorfe und hast noch keine Frau."

„Sie kommt noch zeitig genug."

„Willst dir wohl eine in der Stadt aussuchen?"

„Fragt mich nicht so viel, Vater; ich werde Euch schon sagen, wen ich mir ausgesucht habe. Ganz was Apartes soll es sein, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

Der Sohn setzte den Hut keck auf's rechte Ohr, nahm das mit Goldschnitt gezierte Gebetbuch und wollte fort.

„Gehst du denn zur Kirche, Dietrich!" fragte erstaunt die Mutter.

„Ihr seht es ja."

„Da wird sich der Pfarrer freuen, wenn er dich in unserem Kirchstuhle sieht."

Und Dietrich verließ das Haus. Wir kennen den Grund, welcher den Rothkopf zum Gotteshause trieb; er wollte Suschen sehen.

„Der hat seinen Kopf für sich!" rief lachend der schwache Vater.

„Jawohl, er kam gestern Abend wieder berauscht heim," entgegnete die Mutter. „Das Trinken nimmt überhand bei ihm, wir müssen etwas dagegen thun."

„Er ist in lustiger Gesellschaft gewesen, da wird dann ein Glas mehr getrunken als sonst. . . . Frau, das ist mir auch schon passirt, du hast heute wieder deinen bösen Tag. . . Beruhige dich nur, wenn unser Sohn verheirathet ist, wird er schon anders werden."

„Das leichte Leben ist ihm lieber als eine Frau. Hätte er Lust zu heirathen, so hätte er es längst gethan. Sprich bei Zeiten ein strenges Wort mit ihm, wir erleben sonst nichts Gutes. Die Katharine ist ein hübsches, ordentliches Mädchen, das auch einiges Vermögen hat. . . ."

„Aber Dietrich will die Katharine nicht!"

„Er muß sie nehmen."

„Ich kann ihm die Frau doch nicht aufzwingen?"

„Wenn es sein Vortheil ist, ist es deine Pflicht. Ich habe mir schon das Mundwerk lahm geschwatzt, habe alles Mögliche angestellt, um die Heirath in Gang zu bringen. . . . Dietrich bleibt wie ein Klotz, er antwortet mir nicht einmal. Katharine kann zehn Männer kriegen. . ."

„Und Dietrich zehn Frauen; er braucht nicht auf Vermögen zu sehen, wir haben genug. Es paßt nicht jedes Bauernmädchen für ihn, laß ihn nur gewähren."

„Mann, du richtest Unheil an, wenn du dem liederlichen Leben deines Sohnes nicht Einhalt thust. Seit der Soldatenzeit ist er ein ganz anderer Mensch geworden. Solltest ihm den Brodkorb höher hängen, daß er nicht so viel verschwenden kann."

Der Schulze brannte seine Pfeife an.

„Wie du es verstehst, Frau!" murmelte er schmauchend. „Ich bin der reichste Mann im Dorfe und soll meinen Sohn leben lassen, als ob sein Vater ein Taglöhner wäre? Da kommst du mir eben recht. Dietrich wird sich die Hörner schon abstoßen und dann ist er der beste Mensch. Warte nur, der sucht sich schon eine Frau aus, mit der du zufrieden sein wirst. Ich habe so meine Vermuthung. . ."

Der Alte ging schmauchend durch das Zimmer.

„Nun, was vermuthest du denn?"

„Dietrich schleicht oft nach der Papiermühle; er will es nicht merken lassen, aber ich habe es doch gesehen."

„Was soll er denn dort?"

„Börner hat eine schöne Tochter . . . . der Mann ist früher auch nur gewöhnlicher Müller gewesen."

„Mann, der Hochmuth verdreht dir den Kopf! Hermine Börner ist eine vornehme Dame, die lange in der Stadt gewesen; sie wird wahrlich nicht in unser Bauerngut ziehen. Solche Possen hast du also im Kopfe . . . das ist nicht gut."

„Frau," rief der Schulze, „ich bin eben so viel, als Börner ist! Ich bin im Gegentheil noch mehr, denn man hat mich zum Ortsvorsteher gewählt, und der Fabrikant ist mein Untergebener. Wer Nichts aus sich macht, wird Nichts! Ich weiß, was ich thue und damit Basta. Rede nicht zu andern Leuten, wie du eben zu mir geredet hast.

„Hochmuth kommt vor dem Falle!"

„O, ich werde noch lange nicht fallen!" rief erhitzt der Ehemann. „Möchte doch wissen, was mich zum Fallen bringen sollte! Steigen will ich, und das recht hoch! Börner ist auch emporgekommen, weil er aus sich was gemacht hat. Nun schweige, du verstehst von der Sache Nichts; ich gehe meinen Weg und thue, was ich für gut befinde."

Der Schulze ging in die Kammer und schlug die Thüre hinter sich zu, daß die Fenster erbebten.

„Es ist ein Elend!" dachte schmerzlich die Frau. „Ein Vater kann es immerhin gut meinen mit seinem Kinde; aber

er darf nicht zu weit gehen. Macht, was ihr wollt," fügte sie ärgerlich hinzu; „meine Schuld ist es nicht, wenn Ihr Euch blamirt."

Dietrich Starke hatte die Kirche erreicht. Der Zufall war ihm hold, denn mit ihm zugleich trat Suschen ein, sonntäglich geschmückt. Sein ganzes Gesicht röthete sich, als er die reizende Frau erblickte, die schüchtern an ihm vorüberging. Er hütete sich wohl, sie zu grüßen oder durch irgend ein Zeichen zu verrathen, daß er mit ihr ein Abkommen getroffen hatte. Suschen war doch eine andere Person als die schüchterne, flachshaarige Katharine, von der die Mutter oft gesprochen hatte; sie sah gar nicht aus wie die Frau eines Holzfällers, der um einige Groschen Tagelohn arbeitet, sie sah nicht einmal wie eine verheirathete Frau aus.

„Mag sie arm sein," dachte Dietrich, „ich heirathe sie, und wenn die ganze Sippschaft dagegen redet. Die Bauern werden sich freilich wundern .... ich kümmere mich nicht darum. Wer Geld hat, ist unabhängig und kann machen, was er will."

Stolz schritt er durch die Gänge, bis er seinen Stuhl erreichte. Dann suchte er mit den Blicken Suschen, die zwischen zwei alten Weibern Platz genommen hatte. Sie betete andächtig, sang den Choral mit und hörte aufmerksam der Predigt zu. Nach dem Gottesdienste verließ sie rasch die Kirche. Als Dietrich den Friedhof betrat, sah er die Geliebte mit Hermine Börner sprechen. Beide gingen durch eine Seitenthür, die sich in der hohen Hecke befand und verschwanden. Der Rothkopf hatte große Lust, den Entschwundenen nachzugehen: er blieb jedoch auf dem Hauptwege, da er die Ungunst Suschens fürchtete.

„Nein," dachte er, „sie soll an ihr Versprechen gebunden bleiben, denn nur so habe ich das Recht, sie später zur Rede zu stellen. Die ganze Geschichte wird nicht lange dauern, es muß bald Gewißheit kommen. Ich bleibe ruhig im Dorfe und thue Nichts, gar Nichts. Mein Geld mag für mich arbeiten."

Ein alter Mann redete den Sohn des Schulzen an.

„Ihr seid in der Kirche gewesen, Nachbar?"

„Ja, das bin ich!"

„Muß es loben, Dietrich; in der Kirche kommen immer gute Grundsätze."

„Oho, Nachbar! Wollt Ihr damit sagen, daß ich schlechte Grundsätze habe?"

„Nein!" antwortete lächelnd der Alte.

„Was denn sonst?"

„Ihr habt gar keine, und das ist fast eben so schlimm, als wenn man schlechte hat. Ihr hättet mit den andern Landwehrleuten in den Krieg ziehen sollen. . ."

„Hätte es gern gethan, Nachbar; aber es ging nicht an."

„Warum denn nicht? Leute, die Familien ernähren, haben fort gemußt . . . Euer Vater ist noch nicht so alt, er kann den Hof wohl versehen und wenn es Noth thut, Arbeiter bezahlen, die ihm helfen."

„Wie klug Ihr sprecht, Nachbar! das habe ich schon oft hören müssen."

„Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig."

„So; wer versieht das Schulzenamt im Dorfe? Mein Vater! Während er Schulze ist, muß ich nach der Wirthschaft sehen. Bezahlt die Gemeinde vielleicht seine Amtsarbeiten? Nicht einen Groschen zahlt sie. Der Vater hätte gleich sein Amt niedergelegt, wenn sie mich eingezogen hätten. Von meiner Krankheit will ich gar nicht sprechen."

„Ich kenne Eure Krankheit, Dietrich!"

„Nun, was denn?" frägte der Rothkopf, indem er stehen blieb.

„Der immerwährende Durst ist Eure Krankheit! Nehmt mir's nicht übel . . . ich muß es Euch sagen, das ganze Dorf hält sich darüber auf. Ich bin ein guter Freund Eures Vaters, darum halte ich es für Pflicht und Schuldigkeit. . . Ihr kamt jetzt aus der Kirche und seid aufgelegt, gute Rathschläge zu hören . . . geht nur alle Sonntage denselben Weg zweimal und befolgt die Ermahnungen des Pfarrers, dann wird es schon werden. Das Wirthshaus wird Euer Verderben, darum meidet es. Könnt Euch ja so leicht einen eigenen Herd anlegen und froh und zufrieden leben."

Dietrich lachte hell auf.

„Nachbar," rief er, „Ihr seid ein schlauer Fuchs, indem Ihr so zu mir sprecht! Ich denke nicht daran, Eure Katharine zu heirathen. Wenn ich mir einmal einen eigenen Herd bauen will, so findet sich auch eine Frau, die darauf kocht. Um meinen Durst kümmert Euch nicht, ich lösche ihn stets auf meine Kosten."

Er schlug mit der flachen Hand auf die Achsel des alten Nachbars und ging rasch weiter.

„Schade, schade!" murmelte dieser. „Starke erlebt nichts Gutes an seinem Sohne! Hätte er ihn ziehen lassen, es wäre besser gewesen. Die arme Mutter ist zu bedauern. Wem nicht zu rathen, ist auch nicht zu helfen. Dietrich ist kein schlechter Mensch; aber leichtsinnig ist er, sehr leichtsinnig. Ich habe gethan, was ich der Mutter versprochen: Dietrich ist für mich nicht mehr da."

Der Rothkopf saß Nachmittags schon wieder in der Schenke und zechte. Am späten Abend ging er berauscht heim.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Falle heraus.

(Fortsetzung.)

Um vier Uhr Morgens erschien der Hausknecht, um mich zu wecken. Ich machte mich in aller Stille davon. Mein guter Mentor mag sich wohl baß gewundert haben, als er bei seinem Erwachen das Nest leer und seinen Telemach verschwunden fand. Eine Art Leiterwagen, den der Unternehmer, der im Orte der „kleine Jude" heißt, Omnibus nannte, wurde mit Personen vollgepfercht; ich setzte mich neben den Kutscher, wo mich zwar weidlich fror, ich aber doch frische Luft athmete. Nach dreistündiger Fahrt auf einer bodenlos versumpften Straße, durch eine bis zur Ekelhaftigkeit öde Gegend, in der nur da und dort die Troglodyten-Wohnung eines der hier hausenden Slowaken (ein anderes Menschengeschöpf kann es hier nicht aushalten) einige Abwechslung bot, langten wir in Lundenburg an. Der Omnibus fuhr durch den Ort bis an den Bahnhof. Soldaten aller Waffengattungen standen und gingen in den schmutzigen Straßen umher.

In einem wenig besuchten Orte sieht man gewöhnlich in die etwa vorüberfahrenden Wagen neugierig hinein. In Lundenburg ist nun wohl der täglich von Nikolsburg herüberkommende Omnibus ein Ereigniß, und so kam es denn, daß sich auch heute aller Augen dem Omnibus zuwandten, und natürlich mich, der ich auf dem äußersten Vorposten neben dem Kutscher saß, zuerst trafen. Das war mir wenig angenehm, und ich glaubte nichts weniger, als der heutige Omnibus sei bereits, als verdächtige Waare führend, signalisirt. Ich wickelte mich

bald, der Morgen war kalt genug dazu, tief in meinen Mantel, bald wieder legte ich ihn ganz zurück, um nicht etwa verdächtig zu erscheinen. So gedankenlos gewöhnlich Blick und Miene des österreichischen Soldaten, so sah doch ich lauter Argusaugen. Zwischen dem Orte und dem Bahnhofe ist eine Strecke von etwa fünf Minuten. Am Bahnhofe bemerkte ich ein ganzes Rudel Uniformen; ich drückte dem Kutscher das Geld in die Hand und sprang vom Wagen.

Von ferne beobachtete ich den Omnibus, der unbehindert am Bahnhofe anfuhr, und sich seiner Passagiere entledigte, ohne daß einer befragt oder angehalten worden wäre. Ich athmete wieder frei, und näherte mich dem ebenso gefürchteten als ersehnten Bahnhofe. Durch die lärmenden Soldatengruppen gelangte ich unbeachtet an die Casse, wo ich zu meinem Schreck erfuhr, daß der Zug nach Breslau erst um elf Uhr Nachts abgehe. Nur nach Brünn könne ich fahren. Das war mir aber zu nahe am Spielberge, wo ich vielleicht wider Willen in die Lage gekommen wäre, meinen Collegen Häfner am Spielberge zu besuchen. Ich sehnte mich nach einem Frühstücke, und lenkte meine Schritte nach der Bahnhof-Restauration. Mit bereits gewohnter Vorsicht recognoscirte ich an den Fenstern das Lokal. Es war leer. Ich trat ein und setzte mich in die hinterste Ecke mit dem Rücken gegen die Thüre. Kaum hatte ich den ersten Bissen einer duftigen Cotelette verschluckt, als ich laute Stimmen und Säbelklirren vor der Thür vernahm. Eine Anzahl Offiziere traten ein. Die klirrten und lärmten nun eine Weile umher, man sah, daß sie sich als die Herren Oesterreichs fühlten — endlich ließen sie sich nieder. Alle Tische waren voll, ich bekam an dem meinen zwei zur Gesellschaft. Ich beschloß das Feld zu räumen. Ich stand auf, bezahlte und schob mich, ohne weiter beachtet zu werden, hinaus. Vor der Thüre athmete ich wieder auf, die reine, frische Luft that mir wohl. Es war elf Uhr Vormittags, ich hatte also noch blanke zwölf Stunden hier zuzubringen. Vor mir lag die weite Haide, die sich hinauszieht, so weit das Auge reicht; mitten durch dehnt sich die Eisenbahn, die stets rege Pulsader inmitten der trägen Masse, und hoch darüber wölbte sich der reine, wolkenlose Himmel. Ich schlenderte gemächlich einen kleinen Feldweg hin, bis ich hinter Bäumen und Sträuchern den Bahnhof, die Barracken Lundenburgs, die Offiziere, und somit die letzten Spuren menschlicher Cultur, aus den Augen verloren hatte. Ich war einsam, ganz einsam. — Wer schon je in seinem Leben keinen Paß oder einen solchen gehabt hat, der nicht auf ihn paßt, der weiß, welche Wonne es ist, einsam zu sein, wo es, soweit das Auge reicht, keine Gensdarmen giebt. Nachdem ich diese Wonne hinlänglich genossen, begann ich zu überlegen, was denn mit den noch übrigen elf Stunden anzufangen sei. Ich sah rund um mich — Haide und Wald, Wald und Haide. — Ich fand nach reiflicher Ueberlegung, daß hier absolut Nichts zu machen sei, legte mich auf ein von Strauchwerk umgebenes freies Plätzchen, streckte meine Gebeine nach den vier Weltgegenden, und ließ mich von der Sonne bescheinen, mit der beruhigenden Ueberzeugung, dasjenige zu thun, was unter den vorhandenen Conjuncturen das Zweckmäßigste war. Die Sonne schien so warm, weit und breit war kein Laut zu hören, nur zuweilen summte ein Käfer vorüber und machte mir sein kleines Leben für einen Augenblick bemerkbar. Ein leichtes Wölkchen zog langsam herauf. „He Sie! Musje, was wollen Sie hier im Jagdreviere seiner Durchlaucht des Fürsten Lichtenstein?" klang eine Stimme eben nicht sehr freundlich an mein Ohr und ich fuhr überrascht empor. Ein Bursche, den Stutzen und Waidtasche als Jäger ankündigten, stand vor mir und machte mir begreiflich, daß ich mich hier inmitten des durchlauchtigen Fasanenrevieres befinde. Ich entschuldigte mich mit meiner Eigenschaft als Reisender, dem das Terrain hier völlig unbekannt sei. Ich hatte den über meine Frevelthat Hocherzürnten bald besänftigt und schloß mich ihm als Begleiter an. Es war mir nicht uninteressant, die Ansichten des vielleicht neunzehnjährigen Burschen zu hören. Sein Amt bestand darin, von früher Stunde vor Tagesanbruch bis tief in die Nacht das Gehege der Fasanen, das etwa eine Viertelstunde im Umfange halten mochte, zu umkreisen und Acht zu haben, daß, wenn die Durchlaucht kommt und die Häupter ihrer Lieben zählt — nämlich der Fasanen —, keines fehle. Für dieses, dem Wohle der Menschheit gewiß höchst ersprießliche Geschäft wird der Auserwählte mit dem Titel „Waidbursche" und jährlich zweihundert Gulden belohnt. Und für dieses Aemtchen ist der damit Bekleidete in einem Alter von neunzehn Jahren, in dem man doch gewöhnlich Sinn und Herz für Freiheit zu haben pflegt, bereits so stockconservativ als Se. Durchlaucht der Fürst Lichtenstein selbst. Ich verließ den Boden der Politik und suchte den harmlosesten Gesprächsstoff hervor, die Geographie. Mein Begleiter deutete, auf meine Frage nach der Umgegend, gegen Osten. Dort blickte in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde ein Kirchthurm hervor. Dort, sagte mein Begleiter, fließt die March vorüber, dort ist die ungarische Grenze. Das hatte ich nicht gewußt, daß die Grenze hier so nahe sei. Ich wußte, daß hart an der Grenze die ungarischen Vorposten stünden. Mein Blick flog sehnsüchtig hinüber, und ich warf schnell die Frage hin: „Nun da kann man ja leicht hinüber, wenn man will?" „Ja wenn die Brücken nicht abgebrochen wären und herüben keine Vorpostenkette stünde," war die Antwort, und ich somit schnell wieder enttäuscht.

Zu meinem Begleiter gesellte sich inzwischen ein anderer Jägerbursche und ich benutzte bald darauf die Gelegenheit, um mich mit einem kurzen „Guten Tag" zu verabschieden. Ich strich auf der Haide umher, zündete eine Cigarre an, grübelte hin und her, wie ich wohl über die March kommen könne, und gelangte endlich zu dem Entschlusse, doch meinen anfänglichen Plan, auf der Eisenbahn nach Breslau zu fahren, auszuführen.

Ich warf mich an dem Abhange eines kleinen Hügels hin, und zog meinen Paß heraus. Je länger ich ihn ansah, um so auffallender stachen mir gerade jene Stellen in das Auge, die nicht auf mich paßten, und nach vollendeter Prüfung schien es mir, als ob jeder Schuljunge auf den ersten Blick die Mängel erkennen müßte. Ich beschmutzte den Paß und namentlich die verfänglichen Zeilen, um sie bestmöglichst vor dem prüfenden Blicke des Grenzcerberus zu verhüllen. Nachdem ich auch dieses Geschäft beendet und den Paß an seinen alten Platz gesteckt, setzte ich meine Wanderung fort. Die Zeit wollte gar nicht vergehen; je schneller ich sie vorüber wünschte, um so langsamer schien sie sich hinzudehnen. Endlich sank die Sonne hinab. Ich hatte einen weiten Weg zurück. Noch einen Blick warf ich auf den Kirchthurm hinüber —, und wandte um, mit der trüben Ahnung im Herzen, in wenig Stunden vielleicht schon der kurzgenossenen Freiheit wieder beraubt zu sein, und den kommenden Morgen wieder in Wien, aber in Ketten, zu begrüßen.

Als ich im Bahnhofe anlangte, war es bereits längst Nacht. Ich nahm mein Billet und legte mich im Wartesaale, der noch finster und leer war, auf eine Bank. Nach und nach kamen ein paar Fremde. Später rumorte ein Schwarm Offi-

hiere herein und lärmte, lachte und sang, als ob der Wartesaal eine Kneipe wäre. Endlich schlug es elf, aber noch eine gute halbe Stunde dauerte es, bis die Glocke schellte. Der Zug brauste heran; ich sprang hinein, den Mantel bis über die Ohren, drückte mich in die noch freie Ecke, es pfiff, und bald lag Lundenburg weit hinter mir. Die Eisenbahn ist eine gute Erfindung, zumal für einen Flüchtling, und ich war dem Freiherrn von Kübeck recht dankbar, daß er dieses Institut in Oesterreich in das Leben gerufen. Ich hatte zweite Klasse genommen, da in Oesterreich die Reisenden dritter Klasse wie das liebe Vieh behandelt werden, und die Strenge der Polizei und alle übrigen in den civilisirten Ländern üblichen Quälereien des Reisenden in der dritten Klasse zumeist fühlbar gemacht werden.

Mit mir in derselben Abtheilung saßen zwei tief in Pelz gehüllte Herren, die, wie sie einem neben mir sitzenden jungen Polen zu verstehen gaben, in höheren Aufträgen reisten. Ihr Reiseziel war Olmütz. Es muß doch etwas Herrliches, etwas Erhebendes sein um das Bewußtsein, in höheren Aufträgen zu reisen. Wenn ich das nicht schon früher geahnt hätte, so hätte ich es an den beiden durch ihre sibirischen Pelzhüllen durchfühlen müssen. Der Pole aber neben mir mußte ein verstockteres Gemüth besitzen, als ich, denn er schien nicht den geringsten Respekt vor den beiden und ihren Depeschen zu haben, und führte gegen das schwere Geschütz ihrer wohlgesetzten Sentenzen mit den leichten Geschossen des Witzes und der Satire einen ergötzlichen Guerillakrieg. Die beiden Loyalen stiegen bald aus und ich war mit dem Polen allein. „In einer Stunde sind wir an der Grenze," bemerkte er gähnend, und erinnerte mich damit an die mißliche Wirklichkeit, derzufolge ich noch nicht einmal aus dem Lande draußen, in das ich im Geiste bereits wieder zurückgezogen war. Die Grenze mit all ihren Schrecknissen stieg nun vor meinem geistigen Auge herauf, ich sah mich erkannt, verrathen — — ich zog meinen Paß heraus — lieber Himmel! wer stellt sich meinen Schrecken vor, — die verfängliche Stelle, die ich gestern mit Erde beschmutzt hatte, war über Nacht ganz grüngelb geworden, so daß sie einem Halbblinden in die Augen leuchten mußte. Ich rieb mir die Augen, ich sah und sah nochmals —, aber es wurde nicht anders —, ich legte ihn zusammen, steckte ihn wieder in die Tasche und warf einen trüben Blick auf meinen Nachbar. Er schlief; der Glückliche, er hatte wohl einen regelmäßigen Paß! Wie hätte er auch sonst, eine Stunde vor der Grenze, schlafen können. (Schluß folgt.)

Miscellen.

[Oesterreichische Flüchtlinge in Amerika.] Aus New-York, 25. Sept., wird berichtet: Gestern wurde Herr Dr. Adolf Wießner, österreichischer Abgeordneter zum weiland Frankfurter Parlamente, begraben. Wießner starb auf dem Wege in die Heimath. Er hatte sich nie in Amerika zurecht gefunden. Der Geier des Heimwehs fraß an seinem Herzen. Er war zuletzt als Redakteur eines republikanischen Blattes in Illinois thätig. Sobald er von bedingungsloser Amnestie hörte, beschloß er, nach Oesterreich zurückzukehren. Krank verließ er Chicago, und als Sterbender kam er in New-York an. Er war auch in Nordamerika für die gute Sache unermüdlich thätig. Während des Krieges hat er nie aufgehört, durch Rede und Schrift unter den Deutschen das Feuer des Patriotismus wach zu halten, und keine materiellen Rücksichten konnten ihn jemals bewegen, von der erkannten Pflicht abzuweichen. Sein Grab umstanden viele Freunde aus seiner alten und neuen Heimath, und Hans Kudlich hielt ihm die Graberde. Derselbe Korrespondent gibt über den österreichischen Flüchtling Füster Botschaft. Er schreibt: Auch Füster soll an die Heimkehr denken. Er ist sehr alt geworden und hängt an seinem lieben Oesterreich wie ein Kind an seiner Mutter. Sadowa war ein Schuß in sein Herz hinein, und als man ihm bemerkte, daß Sadowa ein Glück für Deutschland und auch Oesterreich, — ein österreichischer Sieg hätte ganz Deutschland mit den Folgen des Konkordats befruchtet, hatte er nur die Entgegnung: „Ja, Ihr mögt Recht haben; aber Blut ist dicker als Wasser. Ihr seid jung und könnt mein Gefühl nicht verstehen!"

Moderne Kriegskunst.

Eine schreckliche Morithat, so geschehen in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts.

Cajus schmiedet Riesenprojectile,
  Titus schweißt dem Schiff ein Panzerstück;
Cajus bombardirt die Panzerkiele
  Stracks mit Bomben, noch einmal so dick.
Doch, nicht träg, verstärkt in stillem Grolle
Titus seinen Panzer um sechs Zolle;
  Cajus aber setzt in guter Ruh'
  Seiner Bombe noch drei Centner zu.

Und so treiben sie's gemüthlich weiter:
  Immer dicker schwillt des Titus Kiel;
Doch auch Cajus ist kein lahmer Streiter,
  Und stets wucht'ger fliegt sein Projectil:
Bis beim gähen Stoß der Riesenböcke,
Bei dem donnernden Gekrach der Blöcke
  Taub wird in des Seekampfs heißer Stund
  Selbst das Fischlein auf des Meeres Grund.

Lucius ersinnt mit keckem Muthe
  Eine Nadel, zagem Schneider fremd —
Eine Nadel, die in der Minute
  Sieben Feinden näht das Leichenhemd.
Doch Sempronius — ihn wurmt die Finte —
Setzt sich hin, erfindet eine Flinte,
  Die mit todtverbreitender Gewalt
  Zwanzigmal in der Minute knallt.

Fünfzigmal aus neuer Büchse feuert
  Lucius nun; Sempronius, grausend, sieht's,
Ruht nicht, bis er ihm den Sieg verthenert,
  Und verhundertfacht den Todesblitz.
Schließlich, denk' ich, wird man Kugeln gießen,
Die man nicht erst braucht durch's Rohr zu schießen,
  Die man tödtlich wirft aus freier Hand,
  Wie Confettikörner und wie Sand.

Zwanzigtausend Söldner, kecklich hausend,
  Klopften einst entscheidend sich das Fell.
Jetzo stellen sechsmalhunderttausend
  Würger sich einander zum Duell.
Quintus hat sein halbes Volk in Waffen?
Gut, das können wir uns auch erraffen.
  Allgemeine Wehrpflicht — Landwehr — ha!
  Wartet nur, bald stehn wir tüchtig da!

Zu den Waffen, ihr Familienväter;
  Kommt, und wär's auch mit dem Hängebauch!
Kommt, ihr zartgebauten Pflastertreter!
  Als Reserve kommt, ihr Weiblein, auch!
Frau Bellona's Kasse, schwer erschüttert,
Die sonst Hunderttausend nur gefüttert,
  Füttert künftig eine Million,
  Und man nennt das Civilisation.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 84. Sonntag den 20. Oktober 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

In dem Arbeitskabinette des Fabrikanten brannte spät Abends noch Licht. Börner und Heßler hatten lange gearbeitet, sie saßen jetzt ruhend auf dem Ledersopha.

„Was ist das? was ist das?" murmelte der Chef, das sorgenvolle Haupt auf die Hand stützend. „Ich hatte ein ganz anderes Resultat erwartet. Nicht die Hälfte der Zahlungen kann ich leisten, die bevorstehen. Aus den Vorräthen ist Nichts zu ziehen, da Niemand kauft. . . Soll ich denn meinen Konkurs anmelden?"

„Es wird nicht nöthig sein, lieber Freund!"

„Die Schande würde mich tödten. Hätte ich nur den Bau der neuen Fabrik nicht begonnen, dann stünde mir ein schönes Kapital zu Gebote. . ."

„Die Krisis konnte Niemand voraussehen."

„Alle meine Berechnungen sind fehlgeschlagen. Mein Gott, ich kann den Vorschuß nicht zurückzahlen, den ich der Credit-Anstalt entnommen, deren Direktor ich bin. Das eben ist die Schande. . . Ich habe mir anvertraute Gelder verwendet. . . . Sie müssen es wissen, Heßler!"

Der Buchhalter starrte seinen Chef an.

„Wie?" lallte er.

„Die Bauwuth hat mich verblendet! Zwölftausend Thaler, so dachte ich, könnten mich nicht in Verlegenheit bringen. Die Generalversammlung steht bevor; man hat sie der Verhältnisse wegen beschleunigt . . . Heßler, Sie sind wohl überzeugt, daß ich nichts Böses im Sinne hatte. . ."

„Gewiß, o gewiß! Sie die Ehrlichkeit selbst!"

„Ich stehe nun auf dem Punkte, gebrandmarkt zu werden. Nun wissen Sie Alles, beurtheilen Sie meine Lage. Freund, ich habe lange mit mir selbst gekämpft, ich wollte Ihnen den unglückseligen Umstand verschweigen . . . Es war mir länger nicht möglich. Je näher die Entscheidung rückt, je mehr sinkt mein Muth. Heßler, ich komme mir wie ein Verbrecher vor, der zum Verhör geschleppt werden soll."

Börner ließ den Kopf tief auf die Brust herabsinken.

„Das also ist es!" dachte erschüttert der Buchhalter. „Nun erkläre ich mir den Gemüthszustand des armen Mannes; ich kann ihm allzugroßes Ehrgefühl nicht mehr zum Vorwurfe machen. Freund," sagte er laut, „ich habe treu im Glück zu Ihnen gestanden, ich werde es auch in den Tagen der Trübsal, die hoffentlich vorübergehen werden. Die Konkursanzeige muß nach dem, was ich jetzt gehört, unterbleiben; sie ist selbst zur Unmöglichkeit geworden. Wir dürfen nicht einmal Zweifel an Ihre Zahlungsfähigkeit aufkommen lassen."

„Was beginne ich?" fragte der Fabrikant.

„Ohne Kohler ist dem Unglück nicht vorzubeugen. Hermine muß Rettung schaffen und sie wird es, wenn sie die ganze Tiefe Ihrer Noth kennt. Der Amtmann kann sofort über große Summen verfügen . . . Ihre Kasse wird gefüllt sein, sobald Ihre Tochter dem Bewerber das Jawort gibt."

Börner legte die geballte Faust an die Stirn.

„O, über die gewaltige Schande!" rief er. „Ich soll meiner Tochter bekennen, daß ich eine Unredlichkeit verübt habe."

„Nennen Sie es nicht so, Freund! der unglückselige Krieg hat Ihren Calcul vereitelt."

„Ich werde mit meiner Tochter sprechen."

„Offen und frei; was Sie trifft, trifft auch Herminen.... Das Uebrige werde ich besorgen."

Hätte der Fabrikant auf den Corridor sehen können, so würde er bemerkt haben, daß er der Nothwendigkeit, sich seiner Tochter zu erklären, bereits überhoben war. An der durch einen grünen Vorhang verhüllten Glasthür stand die lauschende Hermine; sie hatte bei der Nachtstille jedes Wort verstehen können. Jetzt schlich sie zurück und verschwand auf der Treppe, die in das Erdgeschoß führte. Fünf Minuten später saß sie weinend auf ihrem Sopha.

„Die Ehre meines armen Vaters ist also wirklich gefährdet!" dachte sie schaudernd. „Es mußte wohl mehr sein als der verletzte Stolz des Kaufmanns, der ihn zu Boden drückte. Nun begreife ich, warum er Anstand nimmt, streng mit mir zu verfahren. Ach Gott, meine Noth wird immer größer! Und es gibt keine treue Seele, der ich mich anvertrauen, mit der ich berathen kann. Ob ich zu Friedrich's Mutter gehe? Die alte Dame ist mir immer gut gesinnt gewesen. . . Ach Gott, wäre sie nur nicht die Gattin des Feindes meines Vaters. Nein, ich darf es nicht wagen! Wüßte ich nur den Grund der Feindschaft zwischen den beiden Nachbarn. . . Was würde es nützen, der Oberförster besitzt kein Vermögen . . . mein Vater braucht so rasch als möglich zwölftausend Thaler . . . es ist eine große Summe, die nur Kohler beschaffen kann. Soll ich zu ihm gehen und an seine Großmuth appelliren? Aber wo ist Großmuth bei dem Amtmann zu finden; er wird je hartnäckiger bleiben, je tiefer er in unsere traurigen Verhältnisse blickt. Und kann ich zu ihm gehen, ohne ein Versprechen abzugeben? Ach, er hat sich ja schon dem Buchhalter gegenüber erklärt! der Herzlose zwingt den Vater, daß er mich ihm verkauft! Nein, ich muß den Weg unterlassen, wenn ich mich nicht opfern will.

Friedrich, dein Mädchen muß furchtbare Qualen erleiden!" rief sie händeringend.

In diesem Augenblicke ward leise an das Fenster geklopft.

Hermine erschrack.

Die Pendule schlug halb zehn Uhr.

„Ich habe mich wohl getäuscht!" flüsterte das junge Mädchen.

Jetzt klopfte es zum zweiten Male.

„Und doch, und doch!"

Sie trat zu dem Fenster.

Suschens Kopf zeigte sich hinter der hellen Scheibe.

„Bist du es?"

„Ja, ich bin es."

„So spät?"

„Ich muß dich sprechen, Hermine."

„Gehe zu der Veranda, ich öffne die Thüre des Salons."

Der Kopf am Fenster verschwand. Hermine nahm die Kerze und eilte in den Salon, wo sie die hohe Glasthür, die innen verriegelt war, öffnete.

Die junge Frau, athemlos vom raschen Gehen, trat ein.

„Kann ich dich allein sprechen?"

„Ja."

„Hier?"

„Nein, folge mir in das Zimmer."

„Wo ist dein Vater?"

„Er wird schon zu Bett gegangen sein, da er sich nicht wohl fühlt."

Suschen schöpfte tief Athem.

„Es ist gut, daß ich mich noch auf den Weg gemacht habe!" flüsterte sie.

„Bringst du denn eine Unglücksbotschaft?"

„Ach Gott, ich weiß es noch nicht."

„Wie du glühst vor Erregung . . . folge mir schnell!"

Beide hatten das Zimmer erreicht. Hermine zitterte vor Angst und Besorgniß.

„Nun sprich, Suschen!"

„Hier ist ein Brief."

„Vom Friedrich?"

„Von wem sonst? Er lag in dem meinigen. Arnold schreibt, daß sie in Böhmen eingerückt wären und daß eine Schlacht bevorstände. Ich sollte mich nur nicht ängstigen, wenn die Nachricht davon einträfe, denn die Landwehr-Regimenter kommen nicht gleich in's Feuer. So schreibt er zwar, aber ich weiß doch vor Angst nicht, was ich beginnen soll. Den Brief an dich sollte ich gleich abgeben. Da habe ich mich denn am späten Abende noch aufgemacht und bin nach der Fabrik gelaufen. Die Mutter ist zur Ruhe gegangen, mein Häuschen habe ich verschlossen . . . ach, ich hätte ja doch nicht schlafen können!"

Suschen trocknete die Schweißtropfen von der Stirn, aber auch die Thränen aus den Augen.

„Dein Brief muß wohl Wichtiges enthalten," fügte sie hinzu.

„Ruhe dort im Sopha, ich werde lesen."

Hermine nahm das Licht und ging zu ihrem Schreibtisch. Hier las sie den Brief. Friedrich schilderte in glühenden Farben seine Sehnsucht, seine Liebe und sprach zugleich die Ansicht aus, daß der Krieg nicht lange dauern werde. Die Zeilen der Geliebten, versicherte er, hätten seinem bekümmerten Herzen wohlgethan und ihn mit Muth erfüllt; trotzdem werde er sein Leben, das seiner zukünftigen Gattin gehöre, zu schonen suchen. „Ach, Hermine," schloß der Brief, „die Trennung von dir hat mich belehrt, was du mir bist: Alles, Alles auf dieser Welt. Könntest du mich verlassen, ich würde die Kugel segnen, die mir das Herz zerreißt, das für dich schlägt. Bleibe mir treu und bete für mich. Den Zwist unserer Väter fürchte ich nicht; bei meiner Heimkehr wird sich Manches ausgleichen, auch dieser Zwist. Die Kinder werden die Eltern versöhnen, die offenbar nur von Vorurtheilen geleitet werden. Das Friedensfest wird auch das Fest unsers Glückes sein. Bis dahin, meine Geliebte, laß die Dinge gehen, wie sie eben gehen."

Hermine verbarg seufzend den Brief.

„Hast du gute Nachrichten erhalten?" fragte Suschen.

„Ach ja; wären nur die Familienverhältnisse besser, mein liebes Suschen."

„Ist denn Neues vorgefallen?"

Die Tochter des Fabrikanten konnte sich der Thränen nicht erwehren.

„Ich bin unglücklich, grenzenlos unglücklich!" rief sie schluchzend.

Dann warf sie sich an die Brust der Freundin, laut weinend.

„Mein Gott, könnte ich doch helfen!" flüsterte Suschen, die mit der Freundin weinte.

„Es ist unmöglich!"

„Dein Vater sollte ein Einsehen haben und dich nicht elend machen. Sage ihm doch die Wahrheit rund heraus, damit der schreckliche Zustand nicht länger fortdaure. Du bist bleich und abgehärmt, man sieht es dir wohl an . . . kannst ja krank werden, arme Freundin!"

„Ich bin schon krank! Sorgen und Kummer lassen mir Tag und Nacht nicht Ruhe."

„Das Geld ist doch überall im Spiele."

„Ja, das leidige Geld!"

„Man möchte es verwünschen, wenn es nicht so nöthig zum Leben wäre. Nimm mir es nicht übel, Hermine . . . dein Vater ist ein habsüchtiger Mann. Mir kommt es vor, als ob er dich verkaufen will. Hu, der schreckliche Kohler! Und dieser Mensch geht auf den Handel ein! Wäre ich ein Mann, eine gekaufte Frau möchte ich nicht haben. Das muß eine schöne Ehe werden! Leute, die zusammenpassen, wie die Faust auf's Auge, sollen sich lieb haben . . . das ist viel verlangt!"

„Suschen, ich weiß nicht, was ich beginnen soll!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Falle heraus.

(Schluß.)

In Ermangelung des Himmels blickte ich zum Plafond des Wagens empor und seufzte. Mochte nun mein Seufzer ungebührlich laut gewesen oder mochte es die Macht der Sympathie sein, die in dem Sohne eines unglücklichen Volkes für einen Unglücklichen rege ward, genug, der Pole erwachte. Ich fragte: „Wie weit ist es wohl noch zur Grenze? Der Pole steckte den Kopf zum Fenster hinaus und antwortete: „Eine halbe Stunde." Eine halbe Stunde! ich sah hinaus. Die nahen Hügel waren wohl schon preußischer Boden. Dort lachte mir die Freiheit. Es war mir beiläufig zu Muthe, wie dem frommen Pilger, der nach Mühen und Gefahren bis an die Grenze des gelobten Landes gelangt, dort ermattet zusammensinkt und sterbend noch hinübersieht.

Meine Gedanken schweiften jedoch bald wieder von den Zinnen Jerusalems zu den österreichischen Grenzschranken zurück, und ich warf halb fragend die Bemerkung hin: „Nun an

der Grenze werden wir wohl einige Zeit verweilen müssen?" „Ja wohl, es wird nach den Pässen gefragt." „Das ist höchst langweilig." „Besonders wenn man, so wie ich, keinen Paß hat." „Was! Sie haben keinen Paß?!" schrie ich und wäre dem Leidensgefährten beinahe um den Hals gefallen; unterließ dies jedoch, und stellte statt dessen die Frage: „Wie können Sie es aber wagen, einem Fremden diese Mittheilung zu machen, der Sie ja leicht verrathen könnte?" „Nun, dessen bin ich sicher, daß Sie mich nicht verrathen." „Wie können Sie das so bestimmt voraussetzen?" „Weil wir Beide einer und derselben Partei angehören, ich und — Sie — — Herr Gritzner."

Ich erschrak vor meinem eigenen Namen, als ob mich eine Tarantel gestochen hätte, erinnerte mich jedoch bald, nachdem mir der Pole einiges in das Gedächtniß gerufen, daß ich ihn in den letzten Tagen des Oktobers auf der Barricade an der *** Linie gesehen und gesprochen hatte. Uebrigens war er durch einen geschickt geschnittenen Bart und Augengläser ziemlich unkenntlich. In Bezug auf unsere Paßschwierigkeiten schlossen wir ein Schutz- und Trutzbündniß.

Wir waren an der vorletzten Station angelangt. Ich stieg einen Moment aus, um meine Glieder etwas in Bewegung zu setzen. Im Waggon nebenan öffnete sich die Thüre und es steigt Jemand heraus, seine Augen treffen mich, er fixirt mich — alle Teufel! Dieses blasse Gesicht gehörte einem Wiener, aber ich konnte mich des Eigenthümers nicht deutlich entsinnen. Der Mann mit dem langen Schnurrbarte mußte mich erkannt haben, denn er sah mich ebenso unverwandt als überrascht an —, aber ein Freund konnte er nicht sein, sonst hätte er mir doch zugleich einen Wink gegeben. Ich blickte noch einmal zurück, bevor ich wieder einstieg —, das Gesicht war verschwunden, — — es war eine mißliche Sache.

Ich setzte mich und verwünschte mein thörichtes Aussteigen. Da war jedoch nichts mehr zu ändern und ich rief mir, je näher die Entscheidung meines Schicksals heranrückte, alles in das Gedächtniß, was ich in meinem Leben über philosophische Ergebung in das unabwendbare Verhängniß gedacht und gelesen hatte. Ich dachte an das Eitle der irdischen Freuden und an den weit höheren Zweck des Lebens, als den „zu leben" — und, wirklich, es gelang mir, mich in eine über alle Launen des Schicksals stolz erhabene philosophische Ruhe hinein zu studiren —, da tauchte in mir plötzlich mächtig die Erinnerung an die Meinen auf und das stolze Gebäude stürzte zusammen wie ein Kartenhaus —, in mein Auge trat eine Thräne. — Warum soll ich es leugnen? Ich schäme mich der Regungen des Gemüthes nicht, ich lasse sie gern walten. Erinnerungen flogen mir durch den Sinn bis weit zurück in die Zeit der Kinderjahre, ein wohlbekanntes Thal tauchte vor mir auf, die Gespielen um mich, laue Sommerluft streifte mir die Wange und Abendglockenklang zitterte an mein Ohr. Wie doch die Erinnerung Epochen, die zu erleben man Jahre brauchte, in wenigen Sekunden mit ihren tausenderlei Eindrücken am geistigen Auge vorüberzuführen im Stande ist! —

Die Glocke schallte, es war aber nicht die Abendglocke, sondern die des Bahnhofes, es war auch nicht das Gebirgsthal, sondern es war ringsherum weder Berg noch Hügel, wohl aber unmittelbar vor mir die verhängnißvolle Pforte mit der Ueberschrift „Paßbureau", und darüber der schwarzgelbe Adler Oesterreichs, der mich, wie mir schien, mit tückischer Schadenfreude angrinste. Als der dickste Schwarm von Reisenden sich an die Thüre drängte, stiegen wir beide Alliirten heraus und, da wir vernünftiger Weise Beide kein Gepäck mitführten, huschten wir an dem Bureau vorüber in das Restaurationslokal und setzten uns ganz breit zu einer Flasche Wein, als ob wir gerade hier und nirgends anders hin gehörten.

Der Saal füllte sich nach und nach, der lange Schnurrbart war nirgends zu sehen. Es läutete bereits wieder zum ersten Male; ich trank ein ganzes Glas. Es läutete zum zweiten Male; ich trank abermals ein ganzes Glas; wir bezahlten und ich setzte eben das letzte Glas an — Himmel! wer steht neben mir? — Der Schnurrbart —, er zwinkerte mit den Augen — ich schaue — schaue abermals — Holla! es ist ja Kollege S. Teutsch, den ich längst gestandrechtet geglaubt! Er eilte hinaus, ich nach, und lachend saß ich neben dem mir vor kurzem so Schrecklichen.

Es läutete, es pfiff, die Kondukteure trompeteten, die Lokomotive brauste — himmlische Sphärenmusik! links eine schwarzweiße Stange, rechts ein schwarz-weißer Schranken, dort eine schwarz-weiße Fahne —, und über alles das, zerspringe nicht, Herz! vor Wonne, königlich preußischer blauer Himmel! Heil Dir im Siegeskranz ꝛc. ꝛc.

Vortrag über Geographie für die Damen.

(Aus den Fl. Blättern.)

„Verehrteste Damen, geliebte Mitschwestern!

Da ich selbst die süße Bürde der Ehe getragen und die Freuden und Leiden des geweihten Standes genossen habe, erlaube man mir, hinsichtlich der Jungfrauen und jungen Frauen folgende Betrachtungen:

Alle Mädchen, sobald sie die Konfirmation hinter sich haben, fangen an für Amorbach und Rosenheim zu schwärmen, es sind dies die ersten Stationen auf der Reise nach Mannheim, welche liebliche Stadt ein jedes reine, sehnende Mädchenherz so bald erreichen möchte, wie die jungen Herren den schön gelegenen Frauenstein. Der Wege nach beiden Orten gibts nun viele. Die Mädchen aus Schönberg, deren Wangen in Rothenburg aufgeblüht, kommen in der Regel zuerst am Ziele an, besonders, wenn ihnen die Eltern oder einige alte Onkel in der goldenen Aue und in Silberberg ein hübsches Reisegeld mitgeben. Diese Mädchen, welche sehnlichst von jungen Männern in Pfarrkirchen und Bischofsheim erwartet werden, sind denn freilich vor vielen Andern zu beneiden, aber die Liebe ist blind, wie man sagt, und Friedberg ein Ort, den nicht alle dauernd bewohnen können. Da ereignet es sich denn wohl, daß sie Scheinfeld für Glückstadt halten, ja in späteren Tagen sich gar oft nach Frankfurt und Freiburg zurücksehnen und seufzen. Den Männern geht's ebenso und gar mancher preßt später die Hand vor die Stirn und ruft grollend: „Ich Schwab — ach!" besonders wenn sie statt in Reichenhall in Kupferberg anlangen. Darum rathe ich beiden Theilen, nie den Weg über Lauf und Eilenburg zu nehmen, sondern die Wartburg zu ersteigen, oder sich eine Zeitlang in Weilheim aufzuhalten und den Weg und das Wetter zu prüfen. Gar oft gibt's Feuchtwangen, wenn junge Mädchen sich mit Männern einlassen, die viel über Loben- und Reizenstein sprechen, denn die Letzteren sind meist aus Windsheim, meinen es ganz anders, als sie sich ausdrücken und wollen nur bis Erlangen. Ich rathe allen

Mädchen, sich vor denselben in Acht zu nehmen, warne sie aber ganz besonders, mit ihnen einen Ausflug nach Küßnacht zu machen oder in Holzkirchen einzukehren, da der Rückweg über Regensburg und Wassertrüdingen und Ammendorf führt, von wo die armen Betrogenen nach Reisselwang, Bleichenrode, Gramsdorf und Sorgenthal gelangen. Aber ebenso wenig rathe ich jungen Herzen allzu berechnend zu sein und halte es für ganz gerecht, wenn solche kalte Seelen ihr Leben in Ochsenfurt und Schweinfurt verbringen müssen, statt nach Wollstein zu gelangen, oder in Hammelburg und Geisenfeld Nichts erreichen, als Mühe und Arbeit. Nein, wenn Ihr gewählt, so müßt Ihr dem Erkorenen sagen können, daß Ihr aus Liebeswerda und Treuenbrietzen gekommen, dann werdet Ihr in Siegensburg einziehen und in Sonneberg fern von Dünkelsbühl Euren Wohnsitz aufschlagen. Mit freudigem Stolz könnt Ihr dann allen entgegentreten und ausrufen: „Hier ist Wertheim!" — Habt Ihr aber Euer Ziel erreicht und seid in Mansfeld und Ruhla angekommen, ist es Eure Pflicht, Euch als tüchtige Hausfrau zu zeigen, damit Euer Gatte das häusliche Leben nicht für Eisleben halte, sondern glaubt in Heilbronn zu sein. Befleißigt Euch besonders der Kochkunst, damit er nicht Speisen vorfinde, die in Salzwedel oder Wasserburg und Schweinheim zubereitet worden sind. Und kehrt Euer Eheherr später von seinen Geschäften zurück, als Ihr geglaubt und ist die Stunde, die Ihr zusammen in Essen verbringen wolltet, vorüber, dürft Ihr ihm doch nicht Speisen aus Kaltennordheim und Bitterfeld vorsetzen. Einfach aber aus Würzburg sei Eure Kost. Wie die Kost, muß auch die Kleidung sein. Nicht Reichstadt sei maßgebend, oder gar Schellenberg und Schaafstädt oder Schopfheim und Roßhaupten, wie die Mode so oft gebieterisch verlangt, sondern Blankenburg und Nettenheim. In Eurem Hause muß es aussehen, als ob man sich in Reinstadt und Lichtenau befinde, nicht wie in Wanzleben und Unruhstadt. Wo es nicht so gehalten wird, ist der Ehestand ein Leben in Streitberg und Kloppenburg. Der Mann geht dann gewöhnlich jeden Abend nach Bierstein oder Weinsberg und die Frau säße lieber in Nonnenwerth oder Nymphenburg, als in ihrem öden Hause. Solche Ehepaare begegnen sich gar oft in Querfurt und Herbzig oder verfügen sich gar nach Birkenfeld, Braunschweig und Stockholm, wenn die Frau nicht vorzieht, nach Bittburg zu wallfahrten. Um solchem traurigen Loose zu entgehen, lebt mit Eurem Gatten, als wäret Ihr aus Butterfelde, Milchenbach oder Honigfelde in Preußen und bliebet Ihr daselbst. Ich habe gesprochen."

Hoffmanns von Fallersleben Selbstbiographie.

Im Verlage von Rümpler in Hannover ist erschienen: „Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann von Fallersleben." Bis jetzt drei Bände. Die „Hess. Morg.-Ztg." sagt darüber: „Vorstehendes Buch anzuzeigen und dem Publikum zu empfehlen, ist eine angenehme Pflicht; denn es gibt in anziehendster Weise das Leben eines Mannes, der mit zu den ersten Begründern der neueren deutschen Sprachwissenschaft gehört und für sie großes geleistet hat, dessen Lieder von Alt und Jung (Kinderlieder) und allen Ständen gesungen werden, soweit diesseits und jenseits des Oceans die deutsche Zunge klingt, der sich als Patriot die namhaftesten Verdienste erworben hat, und als Mensch die Achtung aller genießt, die ihm nahe getreten sind. Es gibt eine helle Streiflichter auf das deutsche (preußische) Universitätswesen werfende Geschichte eines deutschen Gelehrten des 19. Jahrhunderts, dem sein Weg schwer genug gemacht wurde, der aber unter den Büchern und dem Staub der Bibliotheken, aus denen er die ältesten Denkmäler deutscher (Merigarto. ahd. Uebersetzung des Ero Matthaeus, Ludwigslied rc.) und niederländischer Sprache und Poesie hervorzog, nicht vertrocknete, sondern sich eine innige Liebe zur Natur, die nächst Walther von der Vogelweide kein deutscher Dichter in solchen und so mancherlei Tönen besungen hat, und eine warme, durch das Studium des Volksliedes vermittelte Theilnahme für alle Leiden und Freuden seines Volks bewahrte. Diese konnte unter den unleidlichsten amtlichen Verhältnissen, da Hoffmann Custos der Universitätsbibliothek und Professor zu Breslau war, nur wachsen, und da er ihr den rechten Ausdruck gab und die rechte Zeit gekommen war, fand er überall großen Anklang. So läßt sich behaupten, daß kaum einer von den jüngst verstorbenen und heute noch lebenden Zeitgenossen so sehr für die innere und die äußere Einigung Deutschlands gewirkt, keiner auch so viel dafür gelitten hat als Hoffmann von Fallersleben, der zugleich Verfolgte und Gefeierte, dessen Vaterlandslieder nicht Worte, sondern Thaten waren. Heute ist der Sang, den er namentlich seit 1840 (Unpolitische Lieder) anstimmte, sind die Gedanken, die er darin niederlegte, Gemeingut, und Niemand mehr wird deßhalb verfolgt. Freuen wir uns also, daß Hoffmann am Abend seines nun in dem fürstlichen Bau der alten Benediktinerabtei zu Corvey ruhiger dahinfließenden Lebens dieses selbst von seiner Kindheit an (geb. 2. April 1798) nicht etwa nach unklaren Erinnerungen, sondern meist nach Aufzeichnungen, Tagebüchern und Briefen dargestellt hat, uns einen Blick in die Werkstätte seines Schaffens und seine innere Entwicklung thun läßt, und uns so viele der im wissenschaftlichen und politischen Leben bedeutendsten Personen unserer Zeit lebendig vorführt. Das Buch ist nach Inhalt und Form ein solches, das nicht nur reizt, es einmal und in einem Zuge durchzulesen, sondern zu dem man auch gern öfters zurückkehrt; es wird hoffentlich viele Käufer finden, was um so mehr zu wünschen ist, als der Verfasser niemals Schätze an Geld und Gut zu sammeln gesucht, wohl aber für seine literarische und patriotische Thätigkeit die größten Opfer gebracht hat. Der dritte Band führt die Geschichte Hoffmanns bis 1842, wo seine Suspension vom Amt eintrat.

Zuversicht.

Treue, Liebe, festen Sinn — allein,
Geben uns Hoffnung und Muth.

J. B.

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 85. Mittwoch den 23. Oktober 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Wie, du kannst noch wählen?“ fragte erstaunt die junge Frau.

„Ach Gott, wüßtest du Alles ... ich bin so gut wie schon verkauft.“

„Ohne deine Einwilligung?“

„Die Verhältnisse drängen mich .. Kohler hat die Sache so geschickt eingeleitet .. . er benutzt die augenblickliche Verlegenheit meines Vaters ...“

„Hat er denn das Geld schon bezahlt?“

„Zwölftausend Thaler könnten mich retten.“

„Zwölftausend Thaler!“

„Es ist eine große Summe. Ach, was gäbe ich darum, wenn ich sie beschaffen könnte! Dann wäre ich frei und könnte ruhig die Rückkehr meines Friedrich erwarten.“

Hermine wollte mehr sagen; aber die Scham über des Vaters Vergehen schloß ihr die Lippen. Sie konnte nur noch weinen. Suschen vergaß ihr eigenes Herzeleid, denn sie begriff, daß Hermine schlimmer daran war, als sie selbst.

Sie leitete das Gespräch auf die bevorstehende Schlacht zurück und beklagte sich bitter über die Einrichtung, daß der Mann von der Frau, der Bräutigam von der Braut gerissen würde, um sich todtschießen zu lassen. Die Freundin hörte kaum noch diese Worte; sie starrte düster sinnend vor sich nieder und spielte mechanisch mit dem Ringe des fernen Geliebten. Eine peinliche Pause war eingetreten. Da ließen sich langsame Schritte auf dem Corridor vernehmen. Hermine kannte diese Schritte.

„Mein Vater kommt!“ rief sie erschreckt.

Suschen sprang auf.

„Ich kann hier nicht bleiben, ich fürchte mich vor deinem Vater!“

„Verbirg dich in meinem Schlafgemache!“

Hermine öffnete rasch die Thür; Suschen verschwand.

Einen Augenblick später trat der Fabrikant ein; er war so verstört, daß er einem Sinnverwirrten glich. Die Tochter stieß einen leichten Schrei aus und eilte ihm entgegen.

„Du bist krank, Vater!“

„Ich bin es,“ murmelte der alte Mann.

„Lassen wir den Arzt holen!“

„Du bist mein Arzt, Hermine, du! Von Keinem in der Welt hoffe ich Genesung als von dir. Unruhe und Angst treiben mich zu dir. . . Ich muß Gewißheit haben, wenn mich die gräßliche Pein nicht aufreiben soll. O, die Nacht, die endlose Nacht! Hermine, Freund Heßler hat bereits mit dir gesprochen . .“

„Ich weiß Alles, lieber Vater.“

„Nein, du kennst nur den geringsten Theil meines Jammers! Gott im Himmel weiß, daß mir dein Glück am Herzen liegt. . . Wenn ich rastlos gearbeitet und kühn spekulirt habe, so dachte ich nur an dich, mein einziges Kind!“

„Dafür danke ich dir!“ rief die gute Tochter mit bebender Stimme.

Börner schloß sie gerührt in die Arme und küßte ihr mit zuckenden Lippen die weiße Stirn.

„Ich kenne ja meine Hermine! Gib mir die beruhigende Gewißheit, daß du meinen Wunsch erfüllst. Morgen werde ich den Amtmann einladen, . .“

„Morgen schon?“

„Die Zeit drängt.“

„Vater, schiebe es noch hinaus.“

„Habe Mitleid mit meinem Jammer!“

„Vater, es findet sich wohl ein Ausweg . . . gönne mir Zeit!“ bat Hermine flehentlich.

Der Fabrikant sah sie mit furchtbaren Blicken an.

„Die Verzweiflung streckt ihre Hand nach mir aus, und du willst Zeit haben zum Ueberlegen? Hermine, ich erkenne, daß du mich nicht liebst! Du hast kein Herz für den Jammer deines Vaters. Muß ich noch eine Nacht verbringen, wie die verflossene war, so ist es um mich geschehen. Mein Kind, es steigen schreckliche Gedanken in mir auf. . “

„Um Gottes willen, Vater, fasse dich!“

Hermine erschrack vor dem starren Blicke des Vaters.

„Weißt du,“ fragte er zitternd, „was meiner harrt?“

Die Tochter erinnerte sich Suschens.

„Sprich nicht weiter!“ unterbrach sie ihn hastig.

„Das Gefängniß!“ fuhr Börner keuchend fort. „Es fehlen zwölftausend Thaler.“

„Genug, genug!“

„Und dann bist du die Tochter eines Betrügers!“ fügte Börner sich vergessend hinzu. „Nun kennst du meine Lage... richte dich danach. Hermine, richte dich danach! Du weißt Alles, Alles!“

Die zitternde Hand ausgestreckt verließ er schwankend das Zimmer.

Die Tochter brach zusammen; sie stützte das Haupt auf den Sessel, welchen sie erreichen konnte. So lag sie still wie eine Ohnmächtige. Nach einigen Minuten öffnete

sich leise die Thür des Schlafgemaches und Suschens Kopf ward sichtbar.

„Großer Gott!" rief sie leise und stürzte herbei, die Freundin emporzuziehen.

„Suschen!" stammelte diese bestürzt. „Du hast Alles gehört . . . mein Vater ist seiner Sinne nicht mächtig!"

„Beruhige dich, arme Hermine; ob ich die Worte deines Vaters gehört habe oder nicht . . . keine Silbe kommt über meine Lippen, nicht einmal Arnold soll darum wissen. Ich bin deine treue Freundin und beklage nur, daß ich so arm bin, sonst würde ich dir auf der Stelle helfen."

„O, laß mich weinen an deiner Brust, Suschen; mein Loos ist zu schrecklich! Gott möge mir Kraft verleihen, daß ich es trage!"

Die Unglückliche brach in lautes Schluchzen aus und umschlang den Hals der Freundin, die nach Kräften tröstete und beruhigte. Bald raffte sich Hermine empor.

„Die Sache ist zu ernst," sagte sie mit fester Stimme: „schwöre mir ewige Verschwiegenheit."

„Ich schwöre bei Gott, der uns sieht und hört!" sagte feierlich die junge Frau, indem sie die Hand emporhob. „Der liebe Gott wird auch helfen aus dieser Noth. Verliere nur den Kopf nicht, denke an Friedrich und handle mit Besonnenheit."

„Wen soll ich aufgeben: den Geliebten oder den Vater?" fragte die bleiche Hermine.

„Keinen wirst du aufgeben. Suche Zeit zu gewinnen und es wird sich schon ein Ausweg finden. Mein Vertrauen auf Gott steht felsenfest, er nimmt sich der Bedrängten stets an, wenn die Gefahr am größten. Dies habe ich schon mehr als einmal erlebt und darum lasse ich mir den Glauben an eine weise und gerechte Vorsehung nicht rauben. Der Herr Pfarrer, bei dem ich so lange war, hat mich dies gelehrt. Ach, lebte doch der gute Mann noch, wir könnten ihn getrost zu Rathe ziehen."

Nach einer Viertelstunde nahm Suschen Abschied; sie mußte der Freundin versprechen, täglich einen Besuch abzustatten, und die junge Frau versprach es gern. Hermine war allein; ihre Gemüthsverfassung läßt sich eher denken, als beschreiben. Daß solche Ereignisse eintreten würden, hatte sie nicht für möglich gehalten. Der arme Vater war trostlos, der Verzweiflung nahe . . . er hatte von Gefängniß gesprochen. . .

„Und ich bin die Tochter eines Verbrechers!" flüsterte die Sinnende vor sich hin. „Die Leute werden sich von uns zurückziehen, werden den stolzen Fabrikanten, den sie für reich und ehrlich gehalten, verhöhnen . . . Vater, wie hast du dich so weit vergessen können? Zwölftausend Thaler fehlen der ihm anvertrauten Kasse. . . O, wüßte ich einen Menschen, der sie mir liehe, ich würde ihn auf den Knieen anflehen . . . o, wäre Friedrich in der Heimath! Nein, ich kann ihn nicht aufgeben, mein Herz zittert schon bei dem Gedanken an die Möglichkeit . . . aber mein Vater, mein armer Vater. . ."

Sie kam zu keinem Entschlusse. Traurig ging sie zu Bett, nachdem sie inbrünstig zu Gott um Erleuchtung gebetet hatte. Geistig und körperlich erschöpft, versank sie in einen unruhigen Schlummer. Am nächsten Morgen fühlte sie sich unwohl, sie mußte das Zimmer hüten. Heßler kam zu ihr.

„Wie geht es meinem Vater?" fragte sie traurig.

„Er sucht sich durch Arbeit zu zerstreuen und das ist ein Glück."

„Wachen Sie über ihn, lieber Heßler; lassen Sie ihn nicht einen Augenblick außer Acht. O, versprechen Sie es mir, sonst sterbe ich vor Angst und Pein."

„Ich werde meine Schuldigkeit nicht versäumen," versicherte der Greis, „aber denken auch Sie an Ihre Kindespflicht, die zu erfüllen Ihnen nicht schwer werden kann. Soll ich an Kohler schreiben? Er erwartet eine Einladung. . ."

Hermine zuckte heftig zusammen; schon der Name des Amtmannes, welcher so abscheuliche Mittel zu seinem Zwecke benutzte, durchschnitt ihr das Herz. Sie fühlte, daß sie zusammenbrechen würde, wenn sie ihn erblickte, wenn sie zu ihm sprechen mußte. Mit gewaltsam angeeigneter Fassung fragte sie:

„Heßler, wann muß das Geld in der Kasse der Kreditanstalt sein?"

„Wann?"

„Sie kennen die traurige Angelegenheit; ich weiß es, der Vater hat sich Ihnen entdeckt."

„Vier Wochen können noch vergehen."

„O, treiben Sie mich nicht! Tritt die äußerste Nothwendigkeit ein. . ."

„Sie ist schon eingetreten, mein liebes Kind! Ihr Vater wird nur dann erst der Sorge ledig sein, die seine Gesundheit untergräbt, wenn das fehlende Geld beschafft ist."

„Und Sie sind außer Stande. . ."

„Ach, vermöchte ich Rath zu schaffen, es wäre schon längst geschehen! Ich muß Ihnen tausendmal wiederholen: es gibt keinen Kredit mehr bei diesen Zeiten und die Grundstücke sind im Preise gesunken. Wäre der Krieg nicht vor der Thür, so ließe sich manipuliren . . . nach Lage der Dinge läßt sich nur Hilfe von befreundeter Hand erwarten, auf geschäftlichem Wege ist nichts zu machen. Urtheilen Sie mit ruhigem Verstande und Sie werden finden, daß sich Ihnen eine schöne Zukunft eröffnet. Sie werden über ein kolossales Vermögen gebieten, denn Kohler ist der reichste Privatmann in unserer Provinz . . . er betet Sie an, seine Leidenschaft für Sie kennt keine Grenzen."

Hermine mußte unwillkürlich weinen.

„Friedrich, Friedrich!" dachte sie in unnennbarem Schmerze. „Auch du liebst mich und ich habe dir ewige Treue geschworen, weil ich dich innig wieder liebe! Soll ich denn meineidig werden? Kann ich es?"

Sie verhüllte das Gesicht.

Der Buchhalter betrachtete sie mitleidig.

„Hermine, ich gehe zu dem Vater und werde ihn beruhigen. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß Sie Rettung bringen müssen und Sie werden bald die Vorurtheile besiegen, die Sie hindern, einen Entschluß festzustellen. Ihnen bleibt noch einige Tage Zeit, ich sorge dafür. Sie müssen gefaßt sein, um den Bräutigam zu empfangen, der unser Retter aus tiefer Noth ist."

Der alte Buchhalter verließ das Zimmer.

„Gott sei Dank," flüsterte er vor sich hin, „sie weiß Alles, nun wird sie sich wohl entscheiden!"

Hermine stand auf und setzte sich an den Schreibtisch; sie wollte einen Brief an Friedrich entwerfen. Die Feder zitterte in ihrer Hand, sie mußte sie niederlegen und nach Fassung ringen.

(Fortsetzung folgt.)

Meine ersten militärischen Studien.

(Skizze aus dem österr. Soldatenleben.)

Verdiente jemals ein Cadet täglich eingesperrt zu werden, so war ich dieser Cadet; denn ich verhielt mich zum Reglement, wie der Tag zur Nacht.

Ich war eigentlich nur Soldat geworden, weil mir der weiße Rock besser gefiel, als der schwarze, und weil Friedrich Schiller sang: „Der Soldat allein ist der freie Mann!“ — was ihm Gott vergeben möge!

Meine Vorstellungen von dem Berufe des Soldaten waren nicht sehr complicirt: 1. Spazierengehen im Rocke des Kaisers; 2. Eroberung feindlicher Länder und freundlicher Mädchen, und 3. gelegentlicher Heldentod auf dem Schlachtfelde oder im — Spitale.

Von Vorgesetzten hatte ich nur sehr unbestimmte Begriffe.

Der Hauptmann schien mir geschaffen, um Papa zur Deckung meines allmonatlichen Deficits zu bewegen und mir Erlaubnißkarten über den Zapfenstreich auszustellen. Seine sonstigen Rechte und Pflichten interessirten mich nicht. Am „manipulirenden“ Feldwebel aber interessirte und empörte mich Alles. Ich schätzte ihn schon am ersten Tage gering, da ich ihn eine große Rechnung über längstgegessenes Commisbrod verfertigen sah, und ich verachtete ihn gründlich, als ich ihm dabei helfen mußte.

Es war noch ein Cadet bei der Compagnie, ein kleiner, dicker Mensch, dessen Nase über dem ewig offenen Munde hing, wie ein Sprungbrett über einer Schwimmschule.

Es lag in dieser Nase etwas unbeschreiblich Herausfordernde, etwas Natur- und Menschheitverhöhnendes; daher war auch meine erste Frage bei unserer ersten Begegnung: was er denn mit dieser Nase eigentlich meine? Darauf öffnete er die Schwimmschule bis zum Ohre und behauptete: seine Nase sei seine Nase.

Was blieb mir da übrig, als mich mit dem Kerl zu — prügeln?

So eröffneten wir dann unsere Bekanntschaft, als seien wir schon seit Jahren die vertrautesten Freunde.

Als wir uns satt geprügelt hatten, erzählten wir einander unsere Lebensgeschichte, und da erfuhr ich denn mit Genugthuung, daß mein neuer Freund seine Nase nicht absichtlich besitze, daß sie vielmehr eine Gabe Gottes sei, die er füglich nicht habe zurückweisen können. Darauf erklärte ich feierlich, daß ich alle die Fausthiebe zurückzöge, die ich vorhin „aus Mißverständniß“ auf das Sprungbrett gesetzt, und deutete sogar an, daß ich selbst nicht einmal absichtlich auf die Welt gekommen, sondern ebenfalls eine Art Gottesgabe sei, von welcher ich nur nicht recht wisse, wer sich eigentlich dafür — bedanken soll.

Während ich so sprach, klappte der Kleine die Schwimmschule zu, daß ihm das Wasser in die Augen stieg, und gestand mir, daß er Heimweh habe. Zu Hause habe er Zwetschgenknödel gehabt und Ostereier, Aepfelstrudel und Angehörige; hier aber gebe es nur Hauptleute, Feldwebels, Rindfleisch und Commisbrod Auch sei er ein friedlicher Mensch und dürfte nicht nach Feldherrnruhm; — er ziehe das Lagerbier vor, habe aber zu wenig Zulage vom Hause, um dieser Geschmacksrichtung hinlänglich folgen zu können.

Ich habe dieser Selbstbiographie meines Freundes nur noch beizufügen, daß er Mathias hieß und fast so dumm war wie ein leerer Tornister. Doch verdanke ich ihm insoferne einen Theil meiner Ausbildung, als er mir, so oft ich im Arrest saß (und ich saß dort sehr oft), die nöthige Lektüre aus der Leihbibliothek besorgte.

Beim manipulirenden Feldwebel stand er in hoher Gunst, denn seine Schrift war „wie gestochen“; des Feldwebels Grundsatz aber war: „Wie die Schrift, so der Mensch.“ Darnach war Mathias ein „gestochener“ Mensch und ich ein „geschmierter.“

Ich war nun im Punkte der Handschrift von jeher allen Ehrgeizes baar, und wenn ich für den „Manipulanten“ arbeiten mußte, ging es daher immer — „wie geschmiert.“

Dann folgte der alte Böhme wohl oft grimmigen Blickes den verwegenen Sprüngen meiner Feder bis zum nächsten Klexe und sprach: „Na ja! ich seh's schon, Sie haben keine Ambition, kein Streben, keinen Sinn für Höheres... Sie schmieren!... 's ist mir leid um Sie; aber mit Ihrer Schrift müssen's zu Grunde gehen... wenn ich Sie nicht gar — heut' noch zum Profoßen schick'.“

Ließ ich dann kaltblütig eine Maß Wein holen, räumte er mir wohl ein, daß ich doch „einige Talente“ besitze und überging mein „Schmieren“ aus mancherlei Gründen mit Stillschweigen.

So gewöhnte ich mich allmälig, den Zorn dieses Vorgesetzten mit dem landesüblichen Hohlmaße zu messen. Einfache Entrüstung taxirte ich auf eine „Halbe“; Erbitterung mit Hausarrest im Hintergrunde schien mir schon eine „Maß“ bis fünf Seitel werth, und gegen den schrecklichen Befehl: „Cadet, Sie gehen jetzt zum Profoßen und morgen zum Rapport“, gab es kaum ein anderes Mittel als zwei „Maß“ und einige bessere Cigarren.

Hiermit sei jedoch nicht gesagt, daß ich den Manipulanten nicht zuweilen in eine Gemüthsstimmung versetzte, welche aller Hohlmaße spottete. Auch traf mich sein Zorn gar oft bei leerer Kasse, und in solchen Fällen mußte ich „hinunter“, denn der Profoß wohnte parterre.

Der „gestochene“ Mathias, der weder mit der Feder noch mit dem Hohlmaße „schmierte“, hatte von aller Feldwebelsgunst nichts als Arbeit — mitunter sogar unbillige Arbeit, wie nachstehender, nicht vereinzelter Fall beweisen mag.

Eines Nachmittags, als ich vergnüglich in der Cantine saß, kam Mathias athemlos hereingestürzt und rief: „Du... du sollst augenblicklich hinaufkommen; der Feldwebel sucht die Löhnungszettel, die du schreiben solltest!“

„O je, dicker Hierfel, da kann er suchen bis zum ewigen Zapfenstreich!“

„Wie so?“ fragte er und schnüffelte mit dem Sprungbrette nach der kühlen Fluth in meinem Glase.

„Wie so?“ ... fragte ich verwundert zurück, „hast du mich vielleicht einen Löhnungszettel schmieren gesehen?“

„Ich? .. nein.“

„Nun, ich auch nicht.“

„Aber, Richard, das ist ja schrecklich! Der Feldwebel glaubt, die Zettel seien nur verlegt.“ ..

„Freund, was Feldwebel glauben, ist freien Männern gleichgiltig .. Geh' du ruhig hinauf und sage: es befinde sich hier ein „Sechziger“, wie ihn der Feldwebel noch niemals getrunken; — ich lasse ihn bitten, sich davon zu überzeugen.“ ..

„Und die Löhnungszettel?“

„Nichts davon! sprich nur vom „Sechziger.“

Kopfschüttelnd eilte der treue Freund hinauf und rapportirte wörtlich.

„Ah, das ist stark!“ schrie der Feldwebel, „da muß ich

schon selber nachschauen! . . Sie Mathias, schreiben's unterdessen diese vers! . . Zettel . . Ich sag' Ihnen, Sie werden's zu was bringen, aber der Schmierer, der Richard . . na, der soll Jesum Christum und seinen Feldwebel kennen lernen! . . Na, wart', ich werd' dir „Sechziger" geben!" Und in höchster Eile stürmte er davon, während Mathias sich mit tiefgesenktem Sprungbrette an die Löhnungszettel machte.

Ich hatte die Wuth des Manipulirenden in Anbetracht seines langen Suchens nach den Zetteln auf vorläufig eine „Maß" geschätzt und diese stand schon golden lächelnd auf dem Tische, als er hereintobte: „Sie, Cadet, das werd' ich mir verbitten." . .

„Heut' zum erstenmal ausgeschänkt, Herr Feldwebel", sprach ich, die Gläser füllend.

„Was, ausgeschänkt! . . Ob sie die Zettel geschrieben haben, frag' ich!" rumorte er, sich niederlassend.

„Ihr Wohlsein, Herr Feldwebel!"

„Glauben Sie, ich lass' mich tractiren?" fragte er (wie immer bei solchen Anlässen) und hielt das Glas gegen das Licht.

„Bewahre, Herr Feldwebel! Jeder übernimmt die Hälfte und das Ganze — zahl' ich . . . Auf Glück und Gesundheit!"

„Dank' schön . . ebenfalls!" lächelte er nun huldvoll, trank und schnalzte mit der Zunge, trank wieder, drückte die Augen zu, schnalzte zweimal und verschluckte den Rest.

„Ach, sagten Sie vorhin nicht etwas von den Löhnungszetteln, Herr Feldwebel?" fragte ich einschränkend.

„Zettel? . . Ah, ja so, die Löhnungszettel! . . Na, die schreibt jetzt g'rad der Mathias . . 's ist so keine Arbeit für Sie . . Sie haben was gelernt, haben Talente . . Sie werden auch ohne die Zettel vorwärts kommen . . eher wie der Mathias mitsammt seiner „schönen Hand" . . . das sag' ich Ihnen."

Um die günstige Meinung wenigstens für heute festzuhalten, offerirte ich eine Cabannos und erfuhr nun „im Vertrauen", daß er, der alte Böhme, auf meine Beförderung zum Gefreiten hinarbeite. — Acht Tage später — als meine Zulage zu Ende war — beförderte er mich zum — Profoßen und weissagte mir ein „höchst miserables Ende." Die Löhnungszettel hatte aber doch der arme Mathias schreiben müssen.

Wartburgfestlied.

Von Friedrich Hoffmann.

(Weise: Sind wir vereint zur guten Stunde.)

Dich grüßen wir, der Weihe Boden,
Des deutschen Geistes Hochaltar,
Auf dem des Dankes Feuer lohten,
So oft gesiegt der deutsche Aar.
Seit du als deutschen Geistes Warte
In Deutschlands Herzen stehst geweiht,
Ward jedes deutschen Siegs Standarte
An deiner Ehren Kranz gereiht.

Und als aus fremder Knechtschaft Ketten,
Der deutschen Zwietracht Schuld und Lohn,
Das arme Vaterland zu retten,
Zur Wehre Vater griff und Sohn —
Und als der Erzfeind lag erschlagen,
Da ward im Siegesjubel hier
Von Burschenhand zu Berg getragen
Der deutschen Einheit Kampfpanier.

Sei hoch gegrüßet, Wartburgfahne,
Wie der Geschichte Mund dich preist!
Du mahntest Tausend' einst, o mahne
Auch fürder an den deutschen Geist!
Seit deine treuen Farben wallen,
War Eines nur dein Ziel allein
Und bleib' es Allen, Allen, Allen:
„Das ganze Deutschland soll es sein!"

(Alle — ohne die Jubilare.)

Gegrüßet seid, Ihr tapfern Alten,
Ihr Rosenherzen unterm Schnee!
Die Liebe hat Euch jung erhalten,
Und nur das Haupt gebleicht manch Weh';
O laßt die treue Hand Euch drücken,
Die stattlich aufgebaut das Haus,
Und wie Ihr einzogt mit Entzücken,
Zieht Ihr mit Ehren einst hinaus.

(Die Jubilare allein.)

Was wir gewollt, was wir gesonnen,
Scheut nicht des Tages Angesicht;
Was wir erstrebt, was wir begonnen,
Es ging den Pfad aus Nacht zum Licht.
Wir können einst vor Gott bestehen,
Es spricht uns das Gewissen frei:
Uns hieß das Herz des Weges gehen,
Und Treu und Glauben war dabei.

(Alle.)

Euch hieß das Herz des Weges gehen,
Und Treu und Glauben war dabei.

Was aufrecht hielt ein langes Leben
Trotz allen Wandels dieser Zeit,
Was uns erhoben Thun und Streben
Und uns veredelt selbst den Streit —
Das ist ein Licht nicht bloß zum Spiele,
Das ist ein Stern in Gottes Hand!
O führe Du zum rechten Ziele
Das liebe deutsche Vaterland!

(Alle.)

O führe Du zum rechten Ziele
Das liebe deutsche Vaterland!

(Alle.)

So sei der Bund aufs Neu' beschworen
Hier unter Gottes Himmelszelt,
Und der den Stern für uns erkoren,
Der ist's, der unsre Fahne hält!
Und wenn nach aber fünfzig Jahren
Der Tag der Enkel Augen lacht,
Erschall' es: „Heil der Väter Schaaren!
Was sie erstrebt, nun ist's vollbracht!"

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 86. Sonntag den 27. Oktober 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Ich kann es nicht, ich kann es nicht!“ schluchzte sie. „Mir fehlen die Worte, das Schreckliche auszudrücken. Er wird sich in den wildesten Kampf stürzen, um zu sterben, die Verzweiflung treibt ihn in den Tod. Und soll ich ihn belügen? Soll ich Hoffnungen in ihm nähren, welche schon zerstört sind, während er sie liest? Ich liebe ja doch nur ihn, ihn allein auf dieser weiten Erde! Mein Gott, mein Gott, laß mich sterben, dann beweint er doch seine treue Braut!“

Sie ließ das Haupt auf den Tisch sinken.

Plötzlich schreckte sie ein Lärm vom Hofe auf.

Wirre Stimmen ließen sich vernehmen, die zu toben schienen, Hermine eilte zu dem Fenster. Eine Gruppe von vielleicht zwanzig Arbeitern stand vor der Thür, die zum Comptoir führte. Der größte Theil dieser Leute schien von geistigen Getränken erregt zu sein. Sie forderten mit Ungestüm die Fortsetzung der Arbeit, die ohne genügenden Grund unterbrochen sei. Der Rädelsführer, ein starker baumlanger Kerl, schrie zu dem Fenster hinauf:

„Gebt her von den Kapitalien, die wir erworben haben! es ist eine Schande, daß man fleißige Arbeiter hungern läßt. Wir tragen die Schuld nicht, daß Krieg geworden; wir wollen Arbeit und ihr seid sie uns schuldig. So sind die Fabrikanten alle!“

„Der Buchhalter soll kommen!“ rief eine heisere Stimme.

„Er wird sich hüten!“ antwortete der Lange.

„So stecken wir die Fabrik in Brand. Wir können nicht umkommen vor Hunger.“

„Gehen wir alle in das Comptoir.“

Ein alter Arbeiter, der noch Beschäftigung hatte, trat dem erregten Haufen entgegen.

„Ihr seid toll!“ rief er. „Wollt ihr euch für das ganze Leben unglücklich machen? Da habt ihr die ganze Nacht im Wirthshause gesessen und wißt nicht, was ihr thut.“

„Der hat gut reden!“ riefen einige aus dem Haufen.

„Du, Kaspar, hast die Drohung ausgestoßen, die Fabrik in Brand zu stecken; ich habe es gehört und kann es bezeugen.“

„Wie,“ rief Kaspar, ein wüster Geselle, „willst du mich anzeigen, Speichellecker?“

„Schlagt ihn todt!“

„Schlagt ihn todt!“ heulte die Menge, die auf den Arbeiter eindrang.

Hermine sah mit Entsetzen die Prügelei, die sich entspann, als dem Bedrängten andere Arbeiter zu Hülfe eilten. Es wurde selbst ein Schuß abgefeuert. Das Erscheinen des Buchhalters stellte die Ruhe her. Er vertheilte Geld an die Unzufriedenen und versprach die Fortsetzung der Arbeit, sobald das Geschäft sich zu regen beginne, das jetzt nicht einen Groschen abwürfe. Die Kapitale seines Herrn, der sich deßhalb nicht zeige, weil er krank sei, stäcken in den gefüllten Magazinen Aber mehr als die ermahnenden Worte wirkte das Geld. Kaspar erklärte, warten zu wollen und forderte die Kameraden zum Abzuge auf.

„Wir kommen wieder!“ hörte man Stimmen rufen. „Die Kleinigkeit, die man uns wie Bettlern zuwirft, wird bald aufgezehret sein.“

Dann ließ sich ein wüstes Singen vernehmen, das nach und nach in der Ferne verklang. Von nun an wurden die beiden großen Thore Tag und Nacht verschlossen gehalten. Hermine trat wie betäubt in ihr Zimmer zurück. Auch von Seite des rohen Pöbels, der die Lage des Fabrikherrn nicht kannte, drohte dem armen Vater Gefahr.

„Und ich kann ihn retten!“ dachte Hermine. „Wenn eine frevelhafte Hand die Fabrik anzündete . . . die Speicher sind angefüllt mit Vorräthen . . . Ach, Friedrich, wärst du hier, du könntest uns schützen! Der Vater hat stets nur Gutes gethan und jetzt, da ihm die Mittel fehlen, droht man ihm. Die undankbaren Menschen! Wenn sie Kohler gereizt hätte, um unsere Noth auf den höchsten Gipfel zu treiben . . . ich glaube es, o, ich glaube es! Dem Amtmanne traue ich alles zu. Wer das Unglück seines Nächsten zu eigennützigen Zwecken ausbeutet, hat ein schlechtes Herz. O, wie hasse ich diesen Kohler!“

Nun versuchte sie wiederholt zu schreiben; es gelang nicht. Traurig legte sie die Feder nieder und ging in den Garten, um in Gottes freier Natur ihren Schmerz zu bekämpfen und zu einem heilsamen Entschluß zu gelangen.

Schon nach einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht von einem blutigen Kampfe auf den Gefilden Böhmens, in dem das preußische Heer einen Sieg errungen.

Hermine las Nachts die Zeitungen, daß Niemand ihren Eifer gewahre, mit dem sie die Ereignisse verfolge. Sie hätte aufjauchzen mögen bei den Siegesberichten, denn auch Friedrich hätte ja diesen Sieg erkämpfen helfen, von dem man die Einheit und Größe Deutschlands erwartete. Die Tochter des Fabrikanten war eine gute Patriotin, ein echt deutsches Mäd-

chen! Ach hätte sie nur gewußt, ob Friedrich noch lebte! Zu dem Familienjammer kam noch die Ungewißheit über das Schicksal des Geliebten. Hermine wappnete sich mit wahrhaft männlichem Muthe; sie klagte nicht, wenn Suschen bei ihr war; sie sprach vielmehr mit Enthusiasmus von den preußischen Waffenthaten.

„Mir ist recht bange ums Herz", meinte die junge Frau; „ich werde nur dann erst ruhig werden, wenn ich den nächsten Brief meines Mannes habe.

Aber ein Tag verging um den andern und der sehnlichst erwartete Brief blieb aus. Demnach blieb Hermine auch ohne Nachricht von Friedrich. Die beiden Freundinnen saßen oft still und traurig beisammen, jede wollte stärker scheinen, als sie war.

„Der Soldat im Felde hat nicht immer Zeit und Gelegenheit zu schreiben", meinte Suschen.

„Auch sind die Feldposten nicht immer so exakt als die gewöhnlichen Posten", fügte Hermine hinzu. „Unser Buchhalter kennt das, ich habe ihn ausgeforscht."

Trotz diesen Beruhigungsgründen brachen beide in Thränen aus: dann umarmten und küßten sie sich, als wollten sie sagen: wir wollen gemeinschaftlich das herbe Leid erdulden, wollen treu zusammenhalten, bis es besser wird.

In einem Augenblicke dieser Art hatte Suschen den Muth zu fragen:

„Geht es deinem Vater besser?"

Hermine schüttelte das Haupt.

„Es hat sich in unseren Verhältnissen noch nichts geändert; wir leben wie auf einem Vulkan, der über Nacht sich öffnen und uns verschlingen kann. Mein armer Vater gleicht einem Schatten, er ist der Mann nicht mehr, der er vor kurzer Zeit war."

„Hoffe nur, hoffe nur!"

„Worauf soll ich hoffen?"

„In der höchsten Noth ist die Hilfe am nächsten."

„So hast du mir schon oft gesagt. Ich erblicke keinen Ausweg . . . Wenn sich nicht ein Wunder ereignet, sind wir verloren."

„Nun so wird sich ein Wunder ereignen."

„Ach, Suschen, wie beneide ich dich um dein felsenfestes Vertrauen."

„Vertraue auch du auf den Himmel, und du wirst nicht verloren sein."

Beim Abschiede übergab Hermine der Freundin eine kleine Summe Geldes.

„Behalte die eine Hälfte für dich", bat sie; „die andere schenke deiner armen Nachbarin. Wähne nicht, daß ich in Verlegenheit gerathe", fügte sie schmerzlich hinzu; „diese Kleinigkeit spielt bei uns keine Rolle . . . du weißt, daß es sich um Tausende handelt."

„Von dir nehme ich es an", antwortete Suschen gerührt, „denn ich brauche es für die alte Mutter."

Gegen Abend erreichte die junge Frau ihr Häuschen. Materielle Noth war ihr nun zwar mit Hilfe der Freundin fern geblieben, dafür aber war das Herz von Angst und Sorgen bedrückt. „Ich wollte lieber Hunger leiden", sagte sie zu der Mutter, „wenn Arnold bei mir wäre. Die Mahlzeit, die mein Mann nicht mit mir theilt, gilt mir nichts. Vielleicht hat er es als Soldat schlecht, während ich hier gut lebe."

„Das fürchte ich nicht", entgegnete die Mutter; „Arnold hat immer gesagt, der König sorge für seine Soldaten, wie für seine Kinder."

„Ach, daß ich die Nachbarin nicht vergesse!"

Sie eilte zur Frau Göpe, die wie gewöhnlich am Fenster saß. Die arme Frau dankte bewegt für die reiche Spende und sagte: „Das ist ja heute ein wahrer Festtag für mich."

„Wie so denn, Frau Nachbarin?"

„Ich habe einen Brief von meinem Mann erhalten."

„Heute?" fragte Suschen betreten.

„Diesen Nachmittag."

„Und was schreibt der Mann?"

„Daß er unverletzt in der Schlacht geblieben ist."

„Weiter Nichts?"

„Nein. Für mich ist das schon genug. Der liebe Gott wird mir meinen Mann wohl erhalten."

Suschen ging traurig zurück.

„Wie seltsam!" flüsterte sie vor sich hin. „Göpe steht mit Arnold bei einem Regimente; von ihm ist ein Brief angekommen, von meinem Manne nicht. Wenn das nur kein Unglück bedeutet!"

Es lag ihr wie Blei in den Gliedern; sie mußte sich auf die Bank setzen, die Arnold kurz vor seiner Abreise neben der Thür angebracht hatte. Der Nachbar hatte geschrieben und ihr Mann nicht. Vielleicht lag ein trauriger Grund vor; es könnte längst ein Brief angekommen sein.

„O, das ist eine schreckliche Zeit!" flüsterte sie weinend. „Ich muß ja leiden, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte. Keine ruhige Stunde kann ich mehr haben . . . Der König verlangt wahrlich viel von seinen Unterthanen . . . Ach Gott, der armen Hermine geht es ja noch schlimmer, sie hat nicht nur für sich und ihren Friedrich, sie hat auch für den Vater zu fürchten. Ich sollte mich eigentlich nicht beklagen! Der Brief wird schon ankommen."

Sie wollte in das Häuschen gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebendig begraben.

Wie unberechenbar die Umstände sind, unter denen ein Menschenleben sich zu fristen vermag, und wie wenig Haltbarkeit zumeist die Versicherung bietet, alle Rettungsmittel seien erschöpft, das wurde mir einmal wieder recht deutlich, als ich gestern eine vor nicht gar langer Zeit erschienene Broschüre*) über eine ähnliche Verschüttung, wie die kürzlich in Lugau, in die Hände bekam. Da sie nur wenig bekannt sein dürfte, und sie dennoch bekannt zu sein verdiente, so will ich ihrer warnenden Stimme hier zu einem größeren Hörerkreise verhelfen. Vielleicht, daß die Verbreitung dieser Geschichte dereinst einem Lebendig-Begrabenen zu Nutz und Frommen gereicht, indem sie den Eifer der ihm Nachsuchenden nicht zu rasch erkalten läßt.

Am 8. Dezember vor. Js. wurden zwei Brunnengräber, Traugott und Wilhelm Mutscher aus Ponikau in Sachsen, beim Brunnenbau im dortigen Pfarrhof verschüttet. Ein dritter Bruder, eben erst glücklich aus der Schlacht von Sadowa zurückgekehrt, ist der Erste, welcher helfend beispringt. Sofort beginnt man mit den Ausgrabungs-Arbeiten. Dieselben haben jedoch keinen förderlichen Erfolg, werden aufgegeben, nochmals aufgenommen, wieder eingestellt, noch einmal begonnen und endlich für nicht ausführbar erklärt.

*) „Der alte Gott lebt noch!" Ausführliche Beschreibung 2c. von O. T. Auerswald, Pfarrer in Ponikau.

Die Behörde ist dabei keineswegs unbenachrichtigt geblieben. Bereits am 11. Dezember — allerdings erst drei Tage nach dem Unfall — hat das königliche Gerichtsamt den Rathsmaurermeister aus Großenhain zur Untersuchung des Thatbestandes entsendet; der Brunnen ist besichtigt worden, das Unternehmen des Ausgrabens erklärt aber jener Beamte für „zu gefahrvoll, als daß er verantworten könne, seine Leute hineinzuschicken". Damit ist die Thätigkeit der Behörde beendigt. Nachdem die Versuche zweier Bergleute bald darauf ebenfalls keinen Erfolg zeigen, gelangt man in Ponikau zu dem unlängst in Lugau gefaßten Beschluß. Man gibt die Leute auf und rüstet sich zu einer Todtenfeier. Am 16. Dezember soll dieselbe stattfinden. Der Pfarrer setzt den „üblichen Lebenslauf" der beiden Verschollenen auf und verabredet, daß auf der Unglücksstätte ein Erinnerungs-Grabhügel errichtet werde. Während diese Vorbereitungen im Gange sind, stellt sich indessen ein Mann ein, dessen Name nicht vergessen werden sollte, so lange noch gute Handlungen genannt werden. Es ist der Maurermeister Böhmig aus Ortrand in Sachsen. Er konnte, sagt er, weder bei dem Ausspruch der Behörde, noch bei dem Todtenfeiern und Grabhügel-Aufwerfen Beruhigung fassen. Er stärkte sich zu seinem Vorhaben durch den Genuß des heiligen Abendmahls und nimmt darauf mit drei Brunnenarbeitern noch einmal die Ausgrabung in Angriff. Das geschieht am 15. Dezember. Vier Tage später gelangt man bis zu einem Brett hinab, welches noch ganz warm ist. Man verdoppelt die Anstrengungen und findet beide Verschüttete noch — am Leben.

Bis hieher hat die Sache nichts Ungewöhnliches. Daß in einem kleinen abgelegenen Dorfe nicht die Kosten und der Verstand aufzubringen sind, um zwei verunglückte Menschen zu retten, ist nichts so Unerhörtes. Daß die Behörde vielleicht einmal schlecht vertreten oder sonstwie lässig ist, darf man ihr, als einer blos menschlichen Einrichtung, nicht allzuschwer anrechnen. Das Merkwürdige beginnt erst mit dem Zustand der verschüttet Gewesenen. Sie sind dermaßen kräftig und in ihrer Gesundheit unerschüttert, daß es rein unmöglich ist, zu bestimmen, wie lange sie dort unten hätten ausdauern können. Sobald man ihrer ansichtig wird, stehen sie auch schon Rede. „Ach, Meister," so spricht der Eine seinen Retter an, „das war eine lange Nacht." Als man sie zu Bette bringt, ist die erste Antwort, welche der Andere auf die Frage, „er sei wohl todesmatt?" zurückgibt: „Mir fehlt nichts." Und damit richtet er sich wie ein Gesunder im Bette auf, ergreift die ihm dargebotene Tasse mit Milch und leert sie mit Behagen. Von Schonung und Schweigen wollen Beide nichts wissen, warum schweigen? sie hätten ja unten immer miteinander gesprochen. Nachts stehen Beide auf, um „den vom Mondschein erhellten Bau (des Brunnens) anzusehen". Am dritten Tag nach ihrer Wiederauffindung spazieren sie schon im Garten. Wenige Tage darauf nehmen sie ihr Bett auf sich und wandern heim in ihre eigene Häuslichkeit.

Welcher Art nun ist ihr Befinden unter der Erde gewesen? Wie haben sie sich ernährt? Wie haben sie geathmet? Ich gebe wohl am besten wörtlich, was der Pfarrer Auerswald darüber nach den Aussagen der beiden Brüder zu Papier brachte.

„In dem Augenblicke, wo der Zusammensturz erfolgte, riefen sie „Halt!" und dann „Hilfe, Hilfe!". Der erste Ruf wurde oben noch gehört. Sie fielen einander zugleich in die Arme und fühlten, daß sie bis über die Knie im Sande steckten, übrigens aber geborgen seien. Als sie sich gegenseitig aus dem Sande emporgezogen hatten, zündeten sie ein Streichhölzchen an. Sie erkennen nun, daß die zusammengestürzte Holzverschalung sie nach oben schützt und sie solchesart eine Art Hüttchen bewohnen, das allerdings durch hereinrieselnden Sand allmälig sehr verengt wird; bald können sie nur noch kauernd sitzen, der Eine zwischen den Knieen des Andern, und das Ablösen in dieser Stellung verursacht die größte Mühe. Dann heißt es weiter: Bei sich hatten sie gar keine Speise, nur wenige Schluck Branntwein, welche sie noch am selben Tage tranken; auch hat Jeder eine Pfeife geraucht, was aber später aus Mangel an Streichhölzchen unterbleiben mußte. Am 9., 10., 11. Dezember weder Hunger noch Durst. Am 12. furchtbaren Durst. Einmal trinken sie Urin, kauen auch Tabak. Beides vermehrt aber auch ihren Durst. Der Finger klebt an, wenn sie ihn an den Mund bringen. Da haben sie inbrünstig zu Gott gebetet, er möge sie erlösen oder ihnen einen Trunk Wasser geben — und bald darauf hören sie: tropf, tropf. Der anhaltende Regen, den wir oben für so hinderlich hielten, war ihre Rettung. Wie aber die Tropfen sammeln? Die Flasche war im Sande abhanden gekommen. Die ersten Tropfen fangen sie mit dem Munde auf, dann aber nehmen sie den Pfeifenkopf und fangen so das Wasser auf . . . Mit diesem Wasser haben sie sich bis zum letzten Tage erhalten; da tropfte es aber nur noch spärlich. — Sie wurden oft gefragt, ob sie nicht rechte Angst ausgestanden hätten, doch meinte Traugott, er habe fast immer bestimmt gehofft, Gott werde sie schon herausschaffen, . . . sie hätten das Werk ja mit Gott angefangen. Auch hätten sie mehrmals alte Kirchenlieder gesungen, unter anderen „Ach Gott, verlaß mich nicht in Nöthen und Gefahren!" — Als Jahne (einer der nach ihnen Grabenden) sie hatte singen hören, hatten sie gerade ein solches Lied gesungen. Sie wußten nämlich genau Tag und Stunde anzugeben, denn sie hatten jeden Tag die Uhr aufgezogen, und als ihre Streichhölzchen verbraucht waren, mit den Fingern an die Zeiger gefühlt, welche Zeit es wäre. Einmal war aber der Uhrschlüssel voll Sand geworden und das hatte ihnen große Noth gemacht.

Zuletzt war durch ein Stückchen Draht aus der Uhrkette Rath geschafft worden. Welche Freude, als der Schlüssel endlich wieder geschlossen hatte! Traugott hatte jeden Abend einige Bemerkungen mit Bleistift an ein Brett geschrieben, um, für den Fall sie doch nicht lebend herauskämen, Nachricht über ihr Ergehen zu hinterlassen. Eigentlich geschlafen hatten sie gar nicht, nur zuweilen eine Art Dusel, selbst mit Träumen, gehabt, jedoch ohne dabei das Bewußtsein zu verlieren. Heftigen Hunger hatten sie nicht empfunden; es habe sie früher bei der Arbeit oft mehr gehungert, als unten. Es sei ihnen sehr heiß gewesen. Als ihr Hüttchen mehr und mehr versandet, sei es ihnen manchmal gewesen, als müßten sie ersticken; aber wenn sie getrunken hätten, sei es besser geworden. Gerufen hätten sie oft, auch hätten sie deutlich gehört, wenn oben laut gesprochen worden wäre; doch haben sie die Worte zum Glück nicht verstanden. (Man berieth ja über die Zuschüttung des Brunnens und die den Todten zugedachte Aufhäufung eines Grabhügels.) Als die Bergleute mit der eisernen Stange gestochen, sei dieselbe einmal hinter ihnen hinabgeglitten, ein andermal sei Traugott beinahe an der Brust verletzt worden, aber er habe gemeint, ihre Rettung wäre nahe. Da haben sie gesungen: „Meine Seele lobsinget dem Herrn!" Gleich darauf habe jedoch das Arbeiten oben aufgehört, wie dies schon am 10. nach ihrem Singen der Fall gewesen. Wilhelm sagte daher: „Am Ende fürchten sie sich oben und denken,

es seien unsere Geister." Und so hätten sie seitdem nicht wieder gesungen. Als der Arbeiter Sonntag endlich ganz dicht über ihnen beim Lüften eines Brettes ruft: „Was ist denn das, das ist ja wie Brodem?" antwortete Traugott: „Ja, ja, wir leben noch," worauf dieser erstaunt zurückruft: „Was! ihr lebt noch?!" —

So weit der Bericht des Pfarrers. An einer anderen Stelle findet sich erwähnt, die Verdauungsfunktionen der Verschütteten hätten während der sämmtlichen elf Tage vollständig geruht. Also eine Art Zwischenzustand zwischen Schlaf und Wachen, ohne anderes Bedürfniß, als das einer spärlichen Lippenneßung, ohne nennenswerthe Beängstigungen und ohne Verschlimmerung durch die Dauer. — Es ist mir nicht bekannt, ob Fälle ähnlicher Art jemals beobachtet worden seien. Wenn es unter Umständen sehr wichtig sein kann, wissenschaftlich festzustellen, an welche geringfügigen Bedingungen die Fristung eines Menschenlebens geknüpft ist, so empfiehlt sich das nähere Studium jenes Verschüttungsfalles wohl von selbst. Möge, um mit einem Worte über Lugau zu schließen, wenn die dort Begrabenen denn doch nicht wieder an's Licht befördert werden können, für sie Alle wenigstens längst, ob auch in anderer Bedeutung, als auf Menschenhilfe bezüglich, das Trostlied jener beiden Brüder zur Wahrheit geworden sein.

Vor hundert Jahren.

Das Dresdener Hoftheater, das Hamburger Thaliatheater, das Stadttheater zu Graz und auch das Stadttheater zu Würzburg haben eines Ereignisses gedacht, welches vor hundert Jahren den ersten Schein der Morgenröthe auf die deutsche Bühne warf. Am 30. September 1767 kam „Minna von Barnhelm" am Nationaltheater zu Hamburg zur ersten Aufführung. War der Enthusiasmus der diesjährigen Jubelfeier an keinem der genannten Orte ganz der Bedeutung des Tages entsprechend, so ist er um so weniger mit dem Jubel, ja der Weihe zu vergleichen, welche das Stück bei seiner Geburt begrüßten.

Lessing war seit dem Frühjahr 1767 als Dramaturg jener ersten stehenden Bühne zugehörig, die auf des denkwürdigen Löwen's Antrieb von zwölf Kunstfreunden in Hamburg errichtet worden. Leider sollte dieselbe nach kurzem Bestehen ein Ende nehmen, das kläglich genug war, aber dem Schönen auf der Erde seit je als Verhängniß anhaftet. Das Unternehmen scheiterte an der Gleichgültigkeit, mehr aber noch an dem Hohn der damaligen Gesellschaft der Hafenstadt. Das Publikum von feinem Geschmack war noch zu schwach vertreten, ein Institut zu halten, welches nicht nur den Hanswurst und die Zote, sondern auch das Ballet von seinen Brettern verbannte. Die Börse hatte sich gegen das Unternehmen verschworen; stand doch ein Kaufmann Legler an der Spitze. Die Dandy's gar am Jungfernstieg verspotteten jene zwölf Apostel der Aesthetik als die „Kenner".

In dieser ganzen trostlosen Nationaltheater-Vegetation, der keine Sonne schien, kam Lessings „Minna" wie ein belebendes Lüftchen, das aber bald verwehen sollte. Der Jubel, welchen das Erscheinen des Stückes hervorrief, war allerdings beispiellos. Man fühlte in den eingefrornen Herzen etwas wie Thauwetter; jede Figur des Stückes, wenn auch das liebe Fränzchen etwas an die französische Zofe erinnern konnte, oder besser wohl mußte, war aus dem deutschen Leben mit überraschender Wahrheit auf die bis dahin nur von Carricaturen belebte Bühne gezaubert. Der rühmlichst bekannte Borchers, den Kasting für seinen Tellheim sogar dem großen Ekhof vorzog, Frau Ackermann als Minna und ihr Gemahl als Paul Werner wußten, daß jedes Wort ihrer Rollen ein Baustein war zum künftigen Tempel der deutschen Kunst, und gaben das beste Stück ihres Herzens mit in den Kauf. Der Letztere namentlich verstand es, sich des Publikums zu bemeistern und eines Tages loderte der Enthusiasmus in hellen Flammen auf, als ein biederer Kapitän vom Balkon mit dem vollen Glase in der Hand dem wackeren Soldaten zurief: „Ihr Wohlsein, Herr Wachtmeister, Bravo! Bravissimo!! Bravissivissimo!!!" Doch nur fünf Mal sollte Minna ihre treuherzigen Augen dem Lampenlichte öffnen. Als ob der zerlumpte Riccaut de la Marlinière sich rächen wollte, kam auf Veranlassung einiger Neider plötzlich eine französische Truppe nach Hamburg, dem kaum aufkeimenden Unternehmen vollends den Garaus zu machen. Zur Schadenfreude der Börsenmatadore, welche den überspannten Kennern ihre Verluste bis auf den „verschimmelten" Schilling nachrechneten, mußte das Nationaltheater wegen Theilnahmlosigkeit des Publikums das „Gewölbe" schließen, um alsbald nach Hannover auf Reisen geschickt zu werden.

Nicht minder bezeichnend, wenn auch fast komisch, ist das Ende der „Minna von Barnhelm" in Berlin. Zur Annahme des Lustspieles konnte man sich erst 1768 entschließen. Endlich setzte Direktor Döbbelin, ein früheres Mitglied des Nationaltheaters, das Stück durch und mit nie gesehenem Erfolge. Zehnmal hinter einander vor vollem Hause wurde es gegeben und täglich einstimmig wiedergefordert. Da beim zehnten Mal muß es der König wagen, diesem übelbeleumundeten Lustspiel ins Auge zu schauen; das Publikum ist ob der königlichen Anwesenheit verlegen, und der Beifall — wie viel mehr noch das Wiederfordern ist beklommen und verscheucht. Erst im Jahre 1771, unter Schuch's Direktion, wurde das Stück wieder hervorgesucht, beschnitten und abermals mit Jubel empfangen. Das war vor hundert Jahren. Die diesjährigen Jubelaufführungen geben uns ein mattes Bild von der Empfindung jener Zeit, und doch sind wir noch nicht so erhaben über dieselbe.

Miscellen.

[Wer ist der treueste und letzte Freund des Mannes?] fragt eine amerikanische Zeitung. Seine Frau kann sterben, seine Familie kann ihn verlassen, seine Kinder ihn verleugnen, seine Verwandten und innigsten Bekannten ihm, wenn das Unglück kommt, aus dem Wege gehen! Aber Einer bleibt ihm treu, selbst über das Grab hinaus, und das ist der Steuer-Einnehmer! Er folgt ihm eben so treu, wie sein eigener Schatten, nur dieser Schatten geht hinter ihm, der Steuer-Einnehmer in ihn hinein! Wenn er geboren wird, holt er Taufsteuer, wenn er sich trauen läßt, Trausteuer, um sein Andenken zu erhalten, alle Augenblick eine andere Steuer, und wenn der Mensch stirbt, und Niemand folgt ihm zum Grabe — der Steuer-Einnehmer kommt gewiß hinterher gelaufen, um sich die Steuer für's Kirchenläuten zu holen, wovon kein Mensch etwas gehört hat.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 87. Mittwoch den 30. Oktober 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von N. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Da trat der Oberförster Graßberg um die Ecke des Zaunes, der den zum Hause gehörigen Garten einfriedigte. Er grüßte mild und freundlich die junge Frau, die vor Schreck kaum zu danken vermochte. Graßberg stand bei den Bauern in hohem Ansehen nicht nur seines Ranges, sondern auch seines Charakters wegen. Die Waldfrevler fürchteten, die ordentlichen Leute ehrten ihn.

„Bleiben Sie doch, liebe Frau!"

„Gern, Herr Oberförster."

Suschen zitterte am ganzen Körper, sie sprach heute zum ersten Male mit dem Vater des Försters, von dem sie Heil für die Zukunft erwartete.

„Ich habe heute einen Brief meines Sohnes erhalten", fuhr Graßberg fort, die Hand der jungen Frau sanft erfassend.

„Das ist ein Glück! stammelte Suschen. „Auch Nachbar Eòpe hat an seine Frau geschrieben; ich aber warte vergebens ... Herr Oberförster, Sie sehen mich so traurig an .... Sie drücken mir die Hand .... Herr Gott im Himmel ... der Herr Förster und mein Mann sind Gefährten..."

„Fassen Sie sich doch, liebe Frau!"

„Warum hat Arnold nicht geschrieben?"

„Weil er nicht konnte."

Suschen ward leichenblaß.

„Er konnte nicht?"

„Der Soldat ist nicht immer Herr seines Willens; er muß gehorchen, muß dorthin gehen, wohin das Commando ihn treibt.... Offiziere und Gemeine dürfen den Gehorsam nicht versagen ..... darum trifft sie gleiches Loos in der Schlacht. .."

Suschen stand regungslos wie eine Bildsäule; alles Blut war aus ihrem hübschen Gesichtchen gewichen. Ihr Auge starrte den Mann an, der, sie hatte es längst begriffen, sie behutsam auf eine Schreckensnachricht vorbereiten wollte.

„Es ist eine große Ehre, dem Vaterlande zu dienen und sich ihm zu opfern; selbst Generale geizen darnach. Unsere Armee hat einen ziemlich großen Sieg erkämpft ... sie steht erhaben, einzig da, und dies verdanken wir Ihrem tapfern Mann mit, der an der Seite meines Sohnes wie ein Held gefochten. Wäre mein Friedrich gefallen, ich würde ihn beweinen, würde mich aber zugleich mit dem stolzen Bewußtsein trösten: dein Sohn ist den Heldentod für das Vaterland gestorben, er ist seiner Pflicht treu geblieben als Mann von Ehre und Muth. Die Nachwelt wird ihn rühmen und ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren. So würde ich denken und auch Sie werden es, liebe Frau, wenn man ihnen anzeigen wird, daß Arnold Peters aus dem Feldzuge nicht heimkehrt, der für unser großes Vaterland unternommen ist. Fassen Sie sich, schonen Sie die arme alte Mutter ... der Staat sorgt für Sie. .."

Suschen brach lautaufschreiend zusammen.

Die Mutter kam athemlos aus dem Häuschen. Als sie die ohnmächtige Schwiegertochter in den Armen des Oberförsters erblickte, brach sie in ein heftiges Schluchzen aus; hätte sie auch nicht schon die Schreckenskunde von dem Fenster aus gehört, sie würde jetzt Alles errathen haben. Der Oberförster trug mitleidig die Ohnmächtige in das Stübchen und legte sie sanft auf den Lehnstuhl, den die alte Mutter zu benutzen pflegte. Die Abendsonne schien durch das Fenster und beleuchtete mild die leichenblasse Frau.

„Sie wird sich erholen!" tröstete Graßberg, „und auch Sie, Mütterchen, werden sich christlich in die Fügung Gottes ergeben. .."

„Bereiten Sie mich nicht vor; ich habe Alles gehört," stammelte Frau Peters.

Sie schwankte hinaus und brachte frisches Wasser, mit dem sie der Schwiegertochter die Schläfe benetzte. Graßberg stand ihr nach Kräften bei. Schon nach einigen Minuten kam Suschen zu sich. Wie aus einem schweren Traum erwachend starrte sie durch das Stübchen. Als sie den Oberförster erblickte, zuckte sie heftig zusammen.

„Es ist doch wahr!" flüsterte sie. „Arnold ist in der Schlacht erschossen ... o, die schreckliche Angst, die mich Tag und Nacht folterte, hat es vorausverkündet! Arnold, du bist todt! Man hat dich von mir gerissen, um dich in den Tod zu jagen!"

Ihr Schmerz machte sich nun durch Thränen Luft.

„Aber ist es denn auch wahr?" fuhr sie plötzlich auf.

„Mein Sohn hat ihn fallen gesehen, er hat sich seiner auch annehmen wollen; aber eine feindliche Kolonne rückte heran und diese mußte zurückgeschlagen werden. Der erneuerte Angriff trennte meinen Sohn von dem Freunde, der mit Hunderten seiner tapferen Kameraden auf dem Platze blieb. Er steht auch in der Liste der Gefallenen. Friedrich würde mich wahrlich nicht beauftragt haben, Ihnen die Trauerkunde zu überbringen, wenn er sie nicht bestätigt gefunden hätte. Ich weiß, daß Arnold Peters sein ergebener Freund war; verzagen Sie nicht, wir werden für Sie sorgen."

Graßberg ließ einige Thaler an baarem Gelde zurück und entfernte sich.

Es war recht still in dem Stübchen des Holzfällers, das der letzte Schimmer des Abendroths matt beleuchtete. Die Mutter saß auf einem Schemel, ihre Thränen trocknend; die Schwiegertochter, in dem Lehnstuhle ruhend, stützte das heiße Köpfchen mit beiden Händen und betrachtete die Linde vor dem Hause, deren Zweige leicht vom Abendwind bewegt wurden. Von dem Nachbarhause herüber hörte man fröhliches Lärmen; die Kinder Espes, eine stattliche Schaar, tummelten sich noch auf dem Rasen vor der Thür. Die Mutter hatte ihnen das Nachtessen aus dem Fenster gereicht. Dort herrschte lauter Jubel, hier schmetterte der Schmerz die Gemüther nieder.

„Mutter!" flüsterte Suschen.

„Was denn, mein liebes Kind?"

„Wirst du wohl ein Stündchen allein bleiben können?"

„Ach ja; ich werde an meinen Sohn denken."

„Und ich will Herminen die Trauerbotschaft bringen, daß ich mein Herz ein wenig erleichtere. Es ist doch zu schrecklich . . . Arnold stirbt so weit von mir . . . ich habe ihm nicht beistehen, ihm nicht die Augen zudrücken können, die treuen Augen!"

„Gehe mit Gott, mein Kind! Bleibe nicht zu lange, daß mich nicht neue Befürchtungen deinetwegen erfassen. Wir müssen nun gemeinschaftlich das schwere Leben und den Schmerz ertragen. . ."

„Ach, wäre ich todt!" schluchzte Suschen. „Ich habe an Nichts mehr Freude. . ."

„Was sollte wohl aus mir werden?" fragte traurig die Alte. „Soll ich auch dich verlieren, nachdem ich den Sohn verloren habe?"

Suschen schloß die Mutter in die Arme und küßte sie.

„Nach einer Stunde werde ich wieder bei dir sein. Ich muß zu Herminen, muß ihr meinen Schmerz mittheilen."

Suschen nahm den Mantel und eilte fort. Bald erreichte sie die Fabrik. Es war schon dunkel. Die wenigen Arbeiter, die noch Beschäftigung hatten, gingen heim. Sonst herrschte hier reges Leben zur Feierabendszeit, jetzt war es still und einsam. Suschen hatte den Schlüssel zur Gartenpforte; sie gelangte unbemerkt in das Haus und in das Zimmer der Freundin. Hermine fuhr erschreckt auf.

„Suschen!"

Die junge Frau sank zu den Füßen Herminens nieder und legte das heiße Gesicht in ihren Schooß. Sie war athemlos und konnte nicht sprechen.

„Was ist dir?" rief die Freundin. „Was ist dir? Gott im Himmel, was ist denn geschehen?"

Suschen wandte das von Thränen überfluthete Gesicht der Tochter des Fabrikanten zu.

„Er ist todt!" stammelte sie.

„Wer?"

„Man hat ihn erschossen."

„Wen, wen denn?"

„Meinen Arnold!"

Hermine starrte entsetzt die junge Frau an.

„Wer brachte die Nachricht?"

„Der Oberförster selbst."

„Mein Gott!"

„Friedrich hat ihn beauftragt . . . Dein Friedrich lebt . . . Arnold ist an seiner Seite gefallen . . . Auf dem Felde der Ehre, wie sie sagen . . . Hermine, ich bin elend, mein ganzes Leben ist hin!"

Krampfhaft zitternd faßte sie die Hände der Freundin und preßte sie heftig zusammen.

„Was habe ich denn gethan, daß mir so ein Leid widerfährt?" fragte sie tonlos. „Warum denn muß mich dieser Jammer treffen?"

„Ruhig, ruhig!" hauchte Hermine, die ihre Erregung kaum beherrschen konnte. „Es waltet wohl ein Irrthum ob . . . In einer Schlacht gibt es Versprengte, die Tage lang vermißt werden . . . ich habe es gelesen . . ."

„Nein, suche mich durch trügerische Hoffnungen nicht hinzuhalten, Arnold ist todt . . . Mein Gott, welch' ein furchtbares Wort! Hermine, ich muß fort!"

„Wohin willst du?"

„Nach Böhmen auf das Schlachtfeld."

„Du wirst bleiben."

„Ich suche die Leiche meines Mannes und trage sie in die Heimath . . . Mein Mann soll auf unserm Kirchhof ruhen, nicht in fremder Erde. Ich muß zu seinem Grabe gehen können, um dort zu beten . . . ein schöner Stein soll das Grab schmücken . . . und Blumen will ich darauf pflanzen . . . die schönsten im ganzen Dorfe . . . das will ich und Nichts soll mich hindern . . ."

Die junge Frau drückte ihr Gesicht auf die Kniee der Freundin.

(Fortsetzung folgt.)

Von Geistern und Wundern u. dgl.

Man erinnert sich vielleicht, daß vor etlicher Zeit in Wien ein Clubb von sich reden machte, der aus Spiritisten bestand, von dem nur Weniges in die Oeffentlichkeit drang, was aber davon bekannt wurde, klang so mysteriös, daß das große Publikum daraus nicht klug werden konnte.

Nun erfahren wir, daß auch in Frankreich eine solche Spiritisten-Versammlung existire, die an Geister glaubt und mit Todten conversirt. Offenbar leben diese Leute in einem guten Glauben. Sie halten sich nämlich für befähigt, die Geister der Verstorbenen citiren zu können, die sodann durch eine sprechende Tafel Rede und Antwort stehen. Sie rufen Voltaire an und Condorcet, Molière und Fénelon; ebenso war einmal bei einer Soirée bei Mad. Hermance Dufaux angekündigt: „Das Leben der Johanna d'Arc, von ihr selbst erzählt."

Allein man kultivirt im Jahre 1867 das „Uebernatürliche" nicht blos als eine müssige Zerstreuung im Salon, ja es existiren Journale, welche diese Geister-Doktrinen enthalten und in gewissen Kreisen zu verbreiten suchen.

Es scheint, daß die Theorien der Spiritisten auf etwas Anderem beruhen, als die Thaten des Zuaven Jakob, dessen Wunderkuren den guten Parisern den Kopf verdrehten.

Jakob kurirte und behauptete von sich, daß er nicht wisse, wie das so komme, während die spiritualistische Wissenschaft eine ganze imaginäre Welt hervorzaubert und Todte und Lebende auf einmal reden macht.

Allerdings gibt es heutzutage nur noch wenige Auserkorene, die an die Wunder des Spiritualismus glauben. Wäre es überhaupt möglich, die Meinung der Todten zu hören, so hätte die Justiz gewiß schon längst davon Gebrauch gemacht — im Interesse der Lebenden.

Bei dieser Gelegenheit fällt uns eine Geschichte ein, welche im Jahre 1842 in Odessa passirte, und die von dem Erzähler einem Engländer, als wahr verbürgt wird.

Im Jahre 1842 existirte in Odessa ein alter Blinder, Namens Michel, der von Almosen lebte, die er in einem Kübel sammelte. Ohne ein Wort zu verlieren, saß er ruhig auf einem Balken bei der Schiffswerfte.

Nie sprach er von der Ursache seiner Blindheit, und alle Welt glaubte, daß er dieselbe einer Verwundung im Kriege zu verdanken habe.

Eines Abends begegnete ihm ein kleines Mädchen von 10 Jahren, Namens Polewska. Sie war eine arme Waise, ohne Freunde oder Verwandte, und in einem Zustande, daß sie beinahe vor Hunger und Kälte gestorben wäre.

Der arme Blinde nahm das Kind zu sich, mit dessen Hilfe er nun durch die Straßen Odessa's von Haus zu Haus wandernd betteln konnte, anstatt daß er wie früher an einen Ort gebunden war.

Das dauerte etwa fünf Jahre.

Eines Tages wurde in dem Hause, wo der Alte mit dem Mädchen wohnte, ein Diebstahl verübt. Ungerechter Weise beschuldigte man das arme Mädchen des Verbrechens und arretirte es.

Anstatt daß nun der Alte, der sich nunmehr ohne Führer befand, wieder sein altes Plätzchen aufgesucht hätte, war er plötzlich verschwunden und kein Mensch wußte, wohin er gerathen sei. Uebrigens kümmerte sich auch Niemand um ihn, und nur die kleine Gefangene vergoß in ihrem Kerker Ströme von Thränen.

„Mein armer blinder Vater ist todt," rief sie aus, „ich sah, wie man ihn tödtete."

„Aber wie kannst du das gesehen haben?" meinte ein Gefängnißbeamter; „du sitzest ja hinter Riegel und Gitter."

„Und er wurde doch getödtet," erwiederte sie, „eine Stunde nach meiner Arretirung stieß man ihm ein Messer in den Leib. Ich habe es gesehen, das ist Alles, was ich sagen kann."

Man hielt sie für irrsinnig oder für simulirend, und man begann unter einer dieser Voraussetzungen mit ihr das Verhör wegen des Diebstahls.

„Bist du schuldig?" fragte sie der Richter.

„Oh, gewiß nicht."

„Man hat aber keinen Grund, deinen Worten zu glauben, ebenso wenig, wie an den Mord Michel's da man nirgends seinen Leichnam auffinden konnte."

„Er befindet sich in einem Kanale."

„Weißt du auch, wer ihn getödtet hat?"

„Ja, es war ein Weib. Als ich hier eingesperrt wurde, ging Michel allein in der Nacht aus. Freilich mußte er sehr langsam gehen. Da kam nun hinter ihm ein Weib, mit einem großen Küchenmesser in der Hand. Michel, der sie an sich herannahen hörte, wich ihr aus, aber sie warf ihm ein graues Tuch über den Kopf und versetzte ihm mit dem Messer viele Stiche in den Leib. Erst bei dem achten Stiche fiel er todt und über und über mit Blut bedeckt zu Boden. Das Weib zog die Leiche in einen Kanal, ohne das Tuch, das den Körper des Leichnams bedeckt, wieder mit sich zu nehmen."

„Woher weißt du denn dies Alles?"

„Das kann ich nicht sagen, aber ich habe es gesehen."

„Aber woher weißt du, wer Michel getödtet hat?"

„Das weiß ich nicht genau; aber es ist dasselbe Weib, welches ihm vor langen Jahren die Augen ausgestochen hat . : . möglich, daß er mir ihren Namen in der nächsten Nacht mittheilt, dann will ich ihn auch dem Gerichte verrathen."

„Wer soll dieser „Er" sein?"

„Wer anders, als Michel, er wird mir ihn gewiß sagen!"

Die folgende Nacht beobachtete man sie nun ohne ihr Wissen, und da sah man, daß sie die Nacht hindurch, ohne sich niederzulegen, auf ihrem Sitze verblieb, von einem lethargischen Schlafe befangen und ohne daß ihr Körper, einige nervöse Zuckungen ausgenommen, eine Bewegung von sich gab.

Den folgenden Tag wurde sie abermals in's Examen genommen.

„Hat dir Michel je gesagt," fragte sie der Beamte, „wie er um sein Augenlicht gekommen?"

„Nein, aber den Morgen vor meiner Arretirung versprach er mir es zu sagen und das war die Ursache seines Todes."

„Wie ist das vor sich gegangen, erzähle."

„Das war so. Hinter der Bank, im Freien, wo ich und Michel saßen, war ein Mann versteckt, der uns darüber reden hörte. Dieser Mann heißt Luk. Er begab sich von da in das dritte Haus zur Rechten einer breiten Straße, die zu dem Hafen führt."

„Wie heißt diese Straße?"

„Das weiß ich nicht, aber das Haus, in welches er sich begab, ist um einen Stock niedriger, als die Nachbarhäuser. Luk sagte, was er früher gehört hatte, einem Weibe, Namens Katherine, und diese machte ihm den Vorschlag, Michel zu ermorden, was Luk aber mit den Worten zurückwies, „es wäre genug, daß Michel bereits während des Schlafes sein Augenlicht verloren hätte." Katherine aber gab sich damit nicht zufrieden, sondern wartete ihm hinter der Wasserleitung auf, ihn zu tödten, ihn, der ihr Mann war. Sie hatte ihn nämlich vor langer Zeit verlassen, um sich in Odessa wieder verheirathen zu können."

Das war Alles, was die arme Gefangene zu erzählen wußte.

Auf diese Andeutungen hin, die sie im magnetischen Schlafe empfangen hatte, wurde Luk und dessen jetziges Weib, Katherine verhaftet. Und in der That fand man nach näherer Untersuchung alle Worte Polewska's bis in's kleinste Detail bestätigt. Katherine hatte ihrem Manne die Augen ausgestochen, damit er sie nicht wieder erkenne, und als er sie trotzdem bis nach Odessa (früher hatte sie in Khemsen in Rußland gelebt) verfolgt hatte, hatte sie ihn hier ermordet. Und dieses Verbrechen wurde, wie der englische Erzähler als wahr verbürgt, durch eine magnetische Vision der Justiz entdeckt.

Unter anderen Mittheilungen über Spiritualismus figurirt auch die interessante Anekdote von der „mysteriösen Hand". Sie wird von einem englischen Notar erzählt, als Beweis, daß die Geister der Verstorbenen noch diese Welt besuchen.

Derselbe war mit der Leitung der Geschäfte eines Sir Walter Lisburne de Drayton, eines sehr reichen Gutsbesitzers, betraut gewesen. Dieser hatte nach dem Tode seiner ersten Frau eine zweite von außerordentlicher Schönheit geheirathet, die ihn aber völlig beherrschte, und ihn dahin zu bringen wußte, daß er zu Gunsten ihres Sohnes Godfrey seinen Sohn erster Ehe enterbte.

Zur Verfassung des bezüglichen Instrumentes wurde eben jener Notar berufen, den man, um die Sache geheim zu halten, in dem Bibliothekszimmer einsperrte. Dort saß er nun und schrieb an dem Aktenstücke, aber in dem Momente, als er die Worte: „Godfrey Universalerbe" niederschrieb, verdunkelte sich das Licht sämmtlicher Kerzen, und auf dem Pergamente erblickte man in dem Dunkel den Schatten einer Hand.

Der Notar, der an überirdische Dinge zu glauben nicht gewohnt war, machte zwar eine kleine Pause, und da die Kerzen sich wieder erhellten, tauchte er die Feder ein, um weiter zu schreiben.

Aber kaum hatte er das Papier berührt, so verdüsterten sich die Kerzen abermals, und wieder erschien d.r Schatten einer Hand auf dem Pergamente. Der Notar stutzte; indeß schämte er sich als Freigeist, von einem bloßen Schatten sich foppen zu lassen, und versuchte zum dritten Male, den Namen Godfrey's zu Papier zu bringen. Aber jetzt wurde es vollständig dunkel im Saale und als der Notar den Kopf erhob, erblickte er vor der Lampe eine weiße Frauenhand von vollendeter Schönheit.

Nachdem der Notar lange Zeit diese Erscheinung beobachtet und sich überzeugt hatte, daß es keine Illusion sei, eilte er in das Zimmer Sir Walter Lisburne's, der unter großer Aufregung die Mittheilungen des Notars entgegennahm und sich entschloß, das ungerechte Testament nicht vollenden zu lassen. Der Notar hatte nämlich behauptet, es wäre die Hand der verstorbenen Frau Sir Walter's gewesen, die erschienen war, um ihren Sohn gegen die Ungerechtigkeit von dessen Stiefmutter zu schützen.

Aehnliche Fälle von Doppelgesichtern u. dgl. könnten wir unzählige anführen, wenn wir ältere Werke citiren wollten, die alle derartige Wunder unter dem Siegel der Wahrheit verbürgen. Andererseits müssen wir gestehen, daß es ärgerlich ist, an das Wiedererscheinen der Dahingegangenen nicht glauben zu können. Wir wären viel besser, viel vollkommener und sanfter, wenn jene, die uns verlassen haben, wiederkämen, um uns zu bekehren, aufzumuntern oder zu trösten. Der Schatten jener, die uns geliebt haben, hätte doch wahrlich nichts Schreckliches für uns. Aber — die Gott einmal zu sich gerufen, die erscheinen nie und nimmermehr in diesem Jammerthale!

Schließlich mag noch eines Kongresses der Spiritualisten Erwähnung geschehen. Da die Kongresse gegenwärtig an der Tagesordnung sind, so wollten auch die Spiritualisten einen Kongreß veranstalten. Wir ersehen aus den amerikanischen Blättern, daß der aufgeklärte Theil der Spiritualisten der Nordstaaten sich zu Cleveland in Ohio versammelt hat. Ueber die Verhandlungen ist jedoch nichts bekannt. Sind die Spiritualisten einig geworden oder geriethen sie sich in die Haare, wie die Friedensfreunde in Genf? Niemand weiß es, nur so viel verlautet, daß ein Herr William Potter, übrigens der hervorragendste Theilnehmer an dieser seltenen Versammlung, den größten Erfolg errungen hat. Auf welche Weise dieser große Mann zum Spiritualismus bekehrt wurde, erzählt das „Journal des Stats-Unis" folgendermaßen: „Vor einem Vierteljahre erschien ihm seine vor 15 Jahren verstorbene Tante und befahl ihm, den Weizen von der Spreu zu sondern. Herr Potter, der im Bette lag, glaubte an eine Sinnestäuschung, seine Tante versetzte ihm jedoch eine kräftige Ohrfeige, um ihn von der Wirklichkeit ihrer Erscheinung zu überzeugen und verschwand dann durch den Rauchfang. Von einem so schlagenden Beweise überzeugt, hat Herr Potter alsbald begonnen, die Ernte zu vermehren, indem er die Spreu von dem Weizen sonderte. Die Spreu sind Diejenigen, welche anders denken als Herr Potter, der Weizen besteht natürlich aus den ehrlichen Lemen, welche ihm niemals widersprechen."

Zwanzig Jahre hindurch gestorben.

Es dürfte den Lesern nicht uninteressant sein, etwas Näheres über die furchtbaren Leiden zu vernehmen, welche der am 10. Oktober d. Js. in Oldenburg verstorbene Dichter **Julius Mosen** auszuhalten gehabt. Wie Scarron, Voltaire und Heinrich Heine ist er reichlich 20 Jahre hindurch gestorben, denn so lange ist es her, daß eine fortschreitende Lähmung ihn an das Siechbett fesselte. In welchem Grade sich sein Zustand verschlimmerte, mögen nachstehende Mittheilungen ahnen lassen. Vor 10 Jahren etwa meldete das „Familien-Journal" von dem Poeten: „Er, der sonst so gern durch Feld und Flur, namentlich aber durch die Wälder schweifte, um sich dort seine herrlichsten Lieder in die Seele rauschen und wehen zu lassen, er hat seit lange das Gehen und Stehen, fast den Gebrauch seiner sämmtlichen Glieder verlernt. Aber damit ist es noch keineswegs genug. Seine Stimme, die einst mit Begeisterung seine eigenen und die Dramen anderer Dichter vorlas, ist dem Kranken beinahe völlig und so sehr erloschen, daß die ihn treu pflegende Gattin ihr Ohr ganz dicht an seine Lippen legen muß, um den leisen Hauch seiner Worte zu erlauschen." —

1863 schrieb ein Freund von ihm: „Ich war wohl eine Stunde im Krankenzimmer des unglücklichen Mosen. Die Schrecklichkeit des Eindrucks, den ich empfangen, bin ich außer Stande zu schildern. Denke man sich ein mit Haut überzogenes, schlotterndes menschliches Gerippe, das uns mit zwei tiefen, dunklen Augen anstarrt, sonst aber regungslos und mit weitgeöffnetem, röchelndem Munde vor uns liegt. Keiner Bewegung fähig, wird er wie ein Kind, nein, schlimmer, wie ein lebloser Gegenstand, wie eine Sache gehoben und getragen. Er nimmt Antheil an Allem, was in der Welt Großes und Schreckliches geschieht, kann es aber kaum durch ein Fingerzucken, durch irgend einen Laut beweisen. Seine edle Gattin gab mir die Versicherung, daß er mich vollkommen verstehe, ihm keines meiner Worte verloren gehe, und darin fand ich eine Aufmunterung, dem Unglücklichen mancherlei zu erzählen. Aber ich sprach gleichsam wie in die Gruft hinein. So mögen uns vielleicht die Todten verstehen, die uns aber nicht zu antworten vermögen." Im Anfange dieses Jahres lautet eine Nachricht so: „Mosens Lage ist grauenerregend. Von Stimme besitzt er keine Spur mehr; sein Unterkiefer ist ganz kraftlos, man möchte sagen: aus dem Scharnier; wenn sein Kopf in die Höhe gerichtet wird, fällt jener klaffend zurück und zeigt einen offenen Rachen mit großen Zähnen. Nahrung wird ihm künstlich und nothdürftig eingeflößt. Seine Seele wohnt eigentlich nur noch in seinen schönen, ausdrucksvollen Augen; der übrige Körper ist eine leere Ruine. Er mochte es noch immer gerne, wenn Freunde kamen und sich in seinem Zimmer unterhielten, ohne je eine Einmischung von ihm zu verlangen. Jetzt fangen sie an, wegzubleiben, weil sie den Anblick des Kranken nicht mehr ertragen können, der eigentlich nichts als eine Leiche ist, welche die seltsame Angewohnheit hat, sich täglich bis auf die Stiefeln an- und auskleiden zu lassen" — So lebte und litt Julius Mosen, der Dichter der Lieder „Andreas Hofer", „der Trompeter an der Katzbach", „die letzten Zehn vom vierten Regiment", „der Nußbaum" &c., der Epen „Ritter Wahn" und „Ahasver", der Tragödien „Kaiser Otto III.", „Cola Rienzi", „Wendelin und Helene", des Romans: „der Congreß von Verona" und der geistvollen Erzählungen „Bilder im Moose".

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann.— Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 88. Sonntag den 3. November 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Armes Suschen!" rief diese weinend. „Wenn die schreckliche Nachricht sich bestätigt, so hat dein braver Mann ausgelitten. Was ist denn das Leben auf dieser Erde? Eine Kette von Jammer und Elend!"

„Du kennst den Schmerz nicht, der mein Herz zerreißt, du weißt nicht, was es bedeutet, den Tod des geliebten Mannes beklagen . . . Ach, und er hat so gern für mich und die alte Mutter gearbeitet, er war so fleißig und brav!"

Sie legte die zitternden Hände in das aufgelöste Haar, dessen schwere Flechten bis auf die Schultern herabfielen.

„Mir will der Kopf zerspringen", flüsterte sie; „Arnold ist todt; ich werde ihn nie, nie wieder sehen! Warum habe ich ihn denn allein ziehen lassen? Ich hätte ihm zur Seite bleiben müssen . . . dann wäre ich mit ihm gestorben!"

Hermine küßte die Wange der Freundin.

„Höre mich an, Suschen! Dasselbe Schicksal, das Arnold betroffen, kann auch meinen Friedrich ereilen, denn der Krieg ist noch nicht aus. Hast du nicht selbst von Gottvertrauen gesprochen, um mich zu trösten? Hast du nicht selbst gesagt, es könne ein Wunder geschehen, das alle Dinge zum Besten wendet? So baue doch auf dieses Wunder, halte dein Gottvertrauen aufrecht und trage deinen Schmerz mit Geduld. Mich peinigt die Angst um den Vater und um den Geliebten. . . . Suschen, reise nicht, bleibe bei mir, wir wollen uns gegenseitig aussprechen und ausweinen. Ich theile deinen Schmerz, du theilst den meinigen. . . Findest du nicht Trost bei mir, die ich mit dir leide? Das Unglück hat uns zu Schwestern gemacht . . . Suschen, ich gehe einer trostlosen Zukunft entgegen. Dein Arnold ist als Ehrenmann gestorben, man wird seiner rühmend erwähnen und ihn unter die Zahl der Helden setzen.... Denke an meinen armen Vater. . . Die Schmach streckt ihren Arm nach ihm aus, und von mir erwartet er Rettung, ich soll ihm ein furchtbares Opfer bringen. Ist Friedrich nicht todt für mich, obgleich er noch lebt? Suschen, bedenke meine Lage. Dein Unglück befestigt meinen schwankenden Entschluß . . . ich betrachte Friedrich als gestorben und rette den Vater. So haben wir Beide das Liebste verloren und sind trauernde Wittwen. Aber du bist noch besser gestellt, als ich es bin . . . Suschen, ich muß die Frau eines Mannes werden, den ich hasse und verachte. Begreifst du auch ganz, wie elend ich bin? Suschen, begreifst du das? Ich habe nicht nur den Trennungsschmerz zu tragen, nein, ich muß auch die Liebkosungen Kohlers erdulden, denn er hat mich gekauft. Ach, Suschen, mein Unglück ist grenzenlos! Und ich muß mich bald entschließen, daß mein armer Vater nicht untergeht."

Sie sank schluchzend in das Sopha zurück und verhüllte das Gesicht mit dem weißen Battisttuche.

„Es ist wahr!" flüsterte die junge Frau mit tonloser Stimme. „Dein Elend ist noch größer als das meinige. . . Das habe ich nicht bedacht."

„Und du willst mich verlassen?"

„Ich bleibe bei dir!"

„Gott segne dich für diesen Entschluß."

„Er segne dich für den Trost, welchen du mir gespendet. Das ist wahrhaft ein Trost! Hermine, könnte ich dich retten!"

„Du kannst es nicht, liebe Freundin; aber erleichtere mir das Schreckliche der Lage durch deine Nähe . . . du wirst nicht verlassen sein, du ziehst mit mir auf das Rittergut."

„Hermine!"

„Versprich, Suschen, mir zu folgen."

„Ich bleibe dir treu bis in den Tod!"

Sie sanken sich einander in die Arme. Suschen fühlte sich wirklich erleichtert; sie sprach ihr Erstaunen aus über den Muth der Freundin.

„Friedrich," antwortete Hermine, „wird die Gründe meines Entschlusses ehren, denn ich will sie ihm unumwunden mittheilen. Das bin ich ihm schuldig. Du kannst bezeugen, daß ich einen furchtbaren Kampf gekämpft habe. . . Ach, du hast den geliebten Mann durch den Tod, ich habe ihn durch die Macht der Verhältnisse verloren!"

Sie plauderten noch eine Zeit lang. Da erinnerte sich Suschen der Mutter; sie sprang auf und wollte sich entfernen.

„Warte noch!" rief Hermine.

„Was willst du?"

„Morgen früh sehe ich dich wieder."

„Ich werde kommen."

„Du darfst nicht allein bleiben mit deinem Schmerze."

„Auch du darfst ja nicht allein sein, Hermine."

„Grüße die Mutter und sage ihr, daß ich sie besuchen wolle."

„Ach, wie gut du bist."

„Laß das, Suschen!"

„Ich kann mich nicht dankbar genug zeigen. Ohne dich wäre ich eine Beute der Verzweiflung geworden. Nun will ich dulden und an dich denken!"

Nach einer innigen Umarmung trennten sich die beiden Freundinnen.

„Vater," flüsterte Hermine, „du verdankst deine Rettung dieser armen Frau, deren Schicksal mich zu dem Opfer fähig macht, das zu bringen mir der Muth fehlte."

Suschen eilte durch den vom Monde erhellten Forst.

„Ich will in Geduld tragen," dachte sie, „was der liebe Gott mir aufgebürdet hat! Hermine gibt mir ein schönes Beispiel . . . das ist auch eine Fügung der Vorsehung!"

Als sie ihr Stübchen betrat, lag die Mutter in einem sanften Schlafe.

„Sie kann schlafen," flüsterte traurig die junge Frau. „Die Schwäche des Alters bekämpft den Schmerz. . . Das ist ein Glück für das Mutterherz. Ach, ich werde keine Ruhe finden, Gram und Sorgen verscheuchen den Schlaf!"

Noch lange saß sie am Fenster; ihr war, als ob sie an alles, was geschehen, nicht glauben dürfe. Sie dachte lebhaft an Herminen, deren Loos sie als ein schreckliches anerkennen mußte. Und Friedrich, der brave Förster, war nicht minder unglücklich als die Geliebte, die ihn aufzugeben gezwungen war. Wie edel, wie hochherzig war die Entsagung der Freundin! Die junge Wittwe schöpfte doch eine Art Trost aus dem Gedanken: Du bist nicht allein elend, es gibt der Dulderinnen noch mehr auf dieser Erde. Nach Mitternacht suchte sie ihr Bett auf; sie betete und versank in einen unruhigen Schlummer, aus dem sie früh schon erwachte. Die Rosen ihrer Wangen waren bleich geworden und ihr Auge glänzte nicht mehr. Still und ergeben suchte sie ein schwarzes Tüchlein in dem Schranke, das sie um ihren Hals schlang. Dann bereitete sie das Frühstück für die Mutter, der sie nun all ihre Sorgfalt zu widmen beschloß.

„Es ist traurig," sagte am nächsten Morgen der Oberförster, als er beim Frühstück saß, „es ist recht traurig. Die junge Wittwe thut mir leid, denn sie hat einen wirklich braven Mann verloren. Anton Peters hätte den Posten als Unteraufseher bekommen können, da der alte Fuchs zu hinfällig ist. Es geht nicht mehr mit dem alten Manne, ich muß eine kleine Pension für ihn erwirken."

„Nimm keine Veränderung mehr vor!" bat Frau Marie, die dem Gemahl heißen Kaffee in die Tasse goß. „Ueberlaß es dem Sohne, der nach beendetem Feldzuge dein Nachfolger wird. Ich hoffe zu Gott, daß Friedrich unversehrt zurückkehrt. Man hat ihn zum Hauptmann befördert, wie er schreibt. . ."

„Das ist mein Stolz! Auch ich war Hauptmann, als ich meinen Posten erhielt. Gut, mag Friedrich seine Untergebenen wählen . . . es wird noch manche Veränderung vor sich gehen müssen."

„Anton, die Wittwe Peters hat ihre Schwiegermutter zu ernähren . . ."

„Ich weiß es. Die alte Frau wird wohl nicht mehr lange leben."

„Bis zu ihrem Tode muß doch für sie gesorgt werden."

„Freilich, der Staat kann wenig für sie thun und die Gemeinde noch weniger . . . Auch ist die Wittwe zu jung, zu rüstig, als daß man sie bevorzugen könnte . . . Marie, schicke ihr Geld und was du sonst noch hast. . . Wir wollen die Noth nach Kräften lindern, unser Sohn hat es uns ja an's Herz gelegt. Ich überlasse es dir; was du thust, ist mir recht. Uebe das Amt der Wohlthäterin, meine gute Alte, und baue dir eine Stufe im Himmel."

Anton schmauchte behaglich sein Morgenpfeifchen. Das Avancement des Sohnes hatte ihn heiter gestimmt; er dachte lächelnd an die Orden, mit denen der neue Hauptmann zurückkehren würde. Wie schön mußten diese Zeichen der Tapferkeit dem Oberförster stehen, der sie auf grüner Uniform zu tragen das Recht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine geheimnißvolle Hinrichtung.

Zu Ende des Monats April des Jahres 1777 befand sich in der Stadt Colmar der Scharfrichter zufällig ganz allein in seiner Behausung. Frau und Gehilfen waren ausgegangen und er selbst benützte die Zeit, um die Werkzeuge seines Geschäftes in Ordnung zu bringen. Eben war er mit den Handschellen für die Delinquenten beschäftigt, als an seiner Thüre geklopft wurde. Er öffnete ohne Säumen, denn was hat ein Henker sich vor Besuchen zu fürchten; außer den Dienern des Gesetzes naht sich Niemand seinem fluchbedeckten Hause.

Er sieht nun drei Männer, dicht in Mäntel gehüllt; vor sich stehen, in einiger Entfernung bemerkt er einen Wagen, den ebenfalls mehrere Personen umgaben und welcher langsam näher fuhr.

„Ihr seid wohl der Vollstrecker der Gerechtigkeit?" sagte einer der Männer unter der Verhüllung hervor.

„Zu dienen, Herr, ich bin der Scharfrichter von Colmar."

„Wenn Ihr allein seid, wünschen wir mit Euch in einer höchst geheimen Angelegenheit zu sprechen."

„Es ist kein menschliches Wesen im Hause, tretet gefälligst ein."

Der Henker vermeinte die Abgeordneten eines benachbarten Gerichtes zu sehen und wollte ihnen eben an der Thüre Platz zum Eintritte machen, als sich die Männer blitzschnell auf ihn warfen, in seinen Mund einen Knebel steckten, seine Arme und Beine so fest banden, daß er keinerlei Bewegung machen konnte, und ihn zum Wagen schleppten, der nun dicht vor dem Hause hielt. Er wurde in denselben hineingehoben, die Männer stiegen ihm nach, worauf sich die Thüre schloß, die Leute der Eskorte auf bereitgehaltene Pferde sich schwangen und die ganze Kavalkade sammt dem Wagen sich in großem Galopp entfernte.

So lange es durch die Stadt ging, beobachteten Alle das tiefste Schweigen; als man aber außerhalb derselben hinfuhr und das Geräusch verstummt war, wurde der Arm des Scharfrichters von der Hand eines der Männer berührt.

„Höre, guter Mann," sagte der Unbekannte. „Du hast nichts zu befürchten, es soll dir nichts Uebles geschehen. Wir haben dich nur mit uns genommen, damit ein hoher Akt der Gerechtigkeit ausgeführt werden kann. Wir haften für dich, natürlich nur, wenn du keinen Fluchtversuch machst, oder wenn du nicht in das zu dringen suchst, was dir nicht bekannt werden darf. Frage um nichts, denn keine deiner Fragen würde beantwortet werden. Du wirst ferner Alles erhalten, was du brauchst. Nach Verrichtung deiner Arbeit, die du später kennen lernen wirst und die in dein Fach schlägt, wirst du zweihundert Louisd'or erhalten, welches dich dafür, daß wir dich deinem Geschäfte entrissen haben, reichlich entschädigen wird."

Meister Hämmerlein athmete hoch auf. Wenigstens wußte er, daß es ihm nicht an's Leben ging, wenngleich er noch in sehr unbehaglicher Stimmung war. Noch blieb ihm zu wün-

schen übrig, daß man ihn vom Knebel und seinen Banden befreien möge.

Kaum gedacht, geschah dies auch.

„Deine Bande und der Knebel sind nun entfernt," ertönte dieselbe Stimme, „man wird dir selbst während der Nacht die Binde wegnehmen, aber am Tage wirst du sie wieder umbekommen. Aber höre, du mußt allen unseren Befehlen gehorchen, du darfst kein Wort sprechen — beim ersten Laute bist du todt."

Zu gleicher Zeit fühlte er zwei Pistolenmündungen an seinem Kopf und einen Dolch auf seine Brust gerichtet, was ihm hinlänglich begreiflich machte, daß es hier nichts gäbe, als strengen Gehorsam.

„Ich will nichts," hob er an, „gegen Euern Willen thun, alle Eure Bedingungen annehmen und mich in das fügen, was Ihr fordert."

„Gut, dann wirst du nichts zu fürchten haben."

Von dem Augenblicke an wurde kein Wort mehr gesprochen, der Wagen fuhr sehr schnell in einem fort, es wurde oft umgespannt, wo jedesmal neue Pferde bereit waren und es kam dem Henker vor, als ob dies nur an unbewohnten Orten geschehe. Was den Wagen anbelangt, so war er mittelst Läden geschlossen, nichtsdestoweniger verband man bei Tagesanbruch abermals die Augen des Gefangenen — als solchen mußte er sich betrachten — und nochmals ertönten die furchtbarsten Drohungen, im Falle er die Binde entfernen würde.

Sonst wurde er sehr gut behandelt. Von den köstlichsten Speisen und Weinen, welche die Andern zu sich nahmen, bekam er seinen reichlichen Theil. Mußte abgestiegen werden, so geschah dies nirgends anders, als in einem Walde oder in einer einsamen Gegend, die er weder erkennen noch sich merken konnte; nur schien es ihm, als ob man den Rhein passirt habe, und daß er Berge hinauffahre.

Durch längere Zeit waren sie bergan gefahren — es war schon der Abend des zweiten Tages — da hielt man an einem Thore. Es knarrte ein Fallgitter, es rasselte eine Zugbrücke, das hellklingende Rädergeräusch verrieth, daß man über einen Graben von großer Tiefe fuhr. Trotzdem es bereits vollständig Nacht war, hatte man ihm doch die Binde umgelegt. Die Pferde trabten über einen weiten Hof, endlich hielten sie, der Schlag wurde geöffnet, zwei Männer unterstützten den Scharfrichter unter den Armen und ließen ihn mehrere Stufen emporsteigen, er hörte ringsumher Partisanen oder Kolben von Musketen niederfallen.

Er zögerte im Fortschreiten.

„Laß' dich führen!" drohte eine ihm bisher fremd gebliebene Stimme.

„Erinnere dich an dein Versprechen, wir werden die unsrigen alle halten," setzte sein Reisebegleiter hinzu.

Dem Scharfrichter schien nun, daß er einen großen Vorplatz betrete, dann mehrere Säle durchschritte, und endlich — hier wurde ihm die Binde abgenommen — befand er sich in einem ungeheuren Saal, der ganz schwarz ausgeschlagen und nothdürftig durch einige Fackeln erhellt war.

War das ein Gericht? — Es saßen mehrere Männer, welche wie Beamte gekleidet waren, im Kreise auf einer Art Stühlen umher, sie trugen keine Masken, jedoch waren sie so weit von dem Eintretenden entfernt und die Beleuchtung eine so schwache, daß er deren Züge nicht zu unterscheiden vermochte. Es begann ihm unheimlich zu werden.

Da wurde von der anderen Seite eine verschleierte Frau hereingeführt.

Sie trug eine Robe von violettem Sammt. Ihr Wuchs war groß und schlank, sie schien jung zu sein. Unbeweglich blieb die Dame in der Mitte des Kreises der Richter stehen, mit eingeschlagenen Armen und hochgetragenem Haupte.

Nun erhob sich der Präsident der Versammlung und wendete sich nach dem Scharfrichter, den er in deutscher Sprache anredete.

„Wir ließen dich kommen," sagte er, „um ein Urtheil zu vollstrecken, das gegen die hier befindliche Frau gefällt wurde. Die Strafe muß Allen unbekannt bleiben, wie das Verbrechen, dessen Lohn selbe werden muß. Du hast nun dein Amt zu verwalten und dieses Geschöpf zu enthaupten, welches von den menschlichen Gesetzen nicht erreicht werden konnte, und welches dennoch sich eines unverzeihlichen Verbrechens schuldig gemacht hat."

Der Scharfrichter von Colmar, ein Elsäßer, verstand vollkommen, was man ihm da sagte, wenngleich der deutsche Dialekt ein anderer war, als der seiner Heimath. Nebstbei war er ein ehrbarer Mann, der im Dienste der Richter von Colmar wohl jene Urtheile vollzog, die von ihnen unterzeichnet, in die Stadtregister eingetragen, von den Räthen des Königs bestätigt und mit dem großen Siegel der Stadt, sowie dem königlichen Siegel versehen waren, aber um einen Mord zu begehen, auf die Autorität von Leuten hin, deren Gesichter er nicht einmal erkennen konnte, einen Mord, den man sogar Meuchelmord nennen konnte, dazu war er nicht verthiert genug. So vereinigte er denn allen Muth des Gewissens und der Rechtlichkeit und antwortete festen Tones:

„Nein, meine Herren, dergleichen will ich nicht thun."

Es entstand nun ein Klirren von Degen, welches bewies, daß die friedlichen Gewänder der Richter auch scharfe Waffen verbargen. Der Scharfrichter blickte die Verurtheilte an, um aus ihren etwaigen Geberden Muth für deren Vertheidigung zu schöpfen, aber diese stand regungslos und that, als ginge sie die Verhandlung gar nichts an.

„Vergißt du," nahm der Entführer des Henkers das Wort, „daß du versprachst, uns zu gehorchen? Hast du dich nicht unserer Rache unterworfen, wenn du dein gegebenes Wort zurücknimmst?"

„Meine Herren, damals war ich der Meinung, es handle sich um eine geheime, aber gesetzmäßige Hinrichtung. Zeigt mir den Befehl irgend einer mir bekannten Gerichtsbarkeit und ich werde mein Amt gewissenhaft üben; aber Euern Befehl, Ihr Herren, mögt Ihr sein wer immer, den kann und darf ich nicht annehmen. Ich werde kein Haar auf dem Haupte dieser Frau berühren, am wenigsten, wo ich nicht einmal weiß, welchen Verbrechens sie sich schuldig machte, das so entsetzlichen Tod verdienen sollte."

Der Präsident befragte die Uebrigen mit einem Blicke, dann sprang er lebhaft vom Sitze auf und rief mit donnernder Stimme:

„Du fragst, was diese Frau gethan hat? — Das kann ich dir schon sagen, und hast du es einmal erfahren, so werden sich deine Haare vor Schauder auf dem Kopfe sträuben, dann wirst du kein Bedenken mehr tragen, das Werkzeug unserer Gerechtigkeit zu werden, dann wird —"

Da streckte die Frau ihren Arm aus und unterbrach die Rede des Präsidenten.

„Genug, genug!" rief sie. „Ihr könnt mich sterben lassen, aber das, was Eure Ohren gehört haben, könnt und dürft Ihr nicht enthüllen. Wenn ich schuldig bin, so straft mich, ich habe

Die Richter verharrten nun einige Zeit in feierlichem, eisigem Schweigen, welches nur von dem Pendelschlage einer großen, nicht sichtbaren Wanduhr unterbrochen wurde.

Da schlug es Mitternacht.

„Es ist keine Zeit zu verlieren", sagte nun der Präsident, „Scharfrichter, gehorcht unserem Gebote."

Dem Henker wurde nun ein breites, stark geschliffenes Schwert dargeboten, welches mit den Schwertern der Schweizer Scharfrichter große Aehnlichkeit hatte.

„Nein, nein!" rief er bebend. „Vollstreckt Eure Urtheilssprüche selbst, die Ihr ohne Rechtsgrund zu verdammen bereit seid, aber mich laßt aus dem Spiele!"

„Höre, Scharfrichter, du hängst wohl sehr am Leben?"

„Und warum sollt' ich nicht? Hab' ich doch ein Weib und ein kleines Töchterlein; diese Beiden hätten keine Stütze mehr auf der Welt, wenn ihnen Gatte und Vater fehlten."

„Du hast nun die Wahl. Sobald die Uhr ein Viertel geschlagen, und du hast diese Frau nicht enthauptet, so stirbst du von meiner Hand durch einen Pistolenschuß."

„Nun, Herr Präsident," sagte kaltblütig der Scharfrichter, wenn Ihr schon durchaus ein Mörder sein wollt, warum tödtet denn Ihr die Frau nicht?"

Sichtlich erbebte der Präsident unter seiner Robe.

„An dir ist es zu wählen, nicht an uns," sagte er endlich.

Nun ergriff den Scharfrichter selbst ein Bangen, welches durch die eintretende Todesstille ringsumher, durch die Unbeweglichkeit der Richter und des Schlachtopfers noch vermehrt wurde. Alle Heiligen des Himmels rief der arme Henker im Stillen an, und als ihm das monotone Picken der Uhr unerträglich wurde, rief er aus:

„Macht mit mir, was Ihr wollt. Ich will Euch nicht gehorchen."

Keine Antwort — dasselbe todtenähnliche Schweigen Aller — da — die Uhr schlug ein Viertel — das verurtheilte Weib erhob nicht einmal den Kopf dabei — da traten zwei untergeordnete Personen auf ihn zu und reichten ihm das Henkerschwert. Kopfschüttelnd, keines Lautes mächtig, stieß er es zurück. Der Vorsitzende spannte die Pistole — das Knacken des Hahnes erregte wieder seine Gedanken.

„Mein Gott," lauteten diese, „soll ich wirklich eine Wittwe und eine Waise zurücklassen!?" — „Haltet ein!" rief er dann laut. „Ich willige ein!"

Er nahm nun das Schwert und prüfte am Daumen dessen Schärfe, dann trat er vor — die Verurtheilte blieb aufrecht stehen, ohne niederzuknien.

Der Henker blieb stehen und fragte:

„Bekommt sie keinen Priester?"

„Kümmere dich nicht darum," war die Antwort, und vollziehe sogleich dein Geschäft."

„Ich kann nicht, erst muß die Frau gebunden werden."

„Mich binden?" rief das Opfer mit unsäglichem Stolze.

Da winkte der Präsident, zwei Diener traten vor, ergriffen sie und banden sie an einen Klotz, der herbeigebracht worden war. Der Schleier wurde an der Stelle des Halses erhoben — der Präsident hob mit drohendem Blick die Pistole gegen den Scharfrichter — diesen ergriff ein Schwindel — er erhob das Schwert und führte einen so gewaltsamen Hieb, daß das Haupt seines Opfers vollkommen vom Rumpfe getrennt wurde — dann ließ er die Waffe fallen und sank ohnmächtig in die Arme der Diener.

Als er zum Bewußtsein erwachte, fand er sich in demselben Wagen, der ihn hergebracht hatte, und in der nämlichen Weise auf der Rückreise begriffen.

„Hier dein Lohn," sagte der Unbekannte, „er wurde von uns verdoppelt."

Beim Nachhausekommen fand der Scharfrichter seine Frau sehr in Unruhe, die Behörden sehr erzürnt, und letztere setzten ihn in's Gefängniß, weil er sich ohne Urlaub entfernt hatte. Man staunte über seine Entschuldigung und die Justiz von Colmar stellte sofort die genauesten Nachforschungen an. Aber man erfuhr niemals etwas Näheres über den entsetzlichen Vorfall und bis heute ist derselbe unaufgeklärt geblieben.

M i s c e l l e n.

[Ein sonderbarer Kauz.] In Wien starb am vorigen Freitag in einem Alter von 87 Jahren der Private Ludwig Franz Gosier. Derselbe wurde als der Sohn eines Dieners des unglücklichen König Ludwig XVI. in Paris geboren. Kaum zehn Jahre alt brach die Revolution aus, sein Vater starb auf dem Schaffote, und seine Mutter flüchtete mit ihm nach Deutschland. Glücklicherweise hatte sie einiges Vermögen gerettet, daß sie ihren Sohn studiren lassen konnte. Dieser trat bald die Stelle eines Sekretärs an und veröffentlichte eine in französischer Sprache geschriebene „Geschichte der französischen Revolution," die jedoch schon lange vergessen ist. Sein Vermögen erlaubte ihm jedoch als Private zu leben. Er kaufte sich in Döbling ein kleines Haus, und hat dieß seit dem Jahre 1831 nicht wieder verlassen; nur zwei Freunde hatten Eintritt und diese erzählen seine Sonderbarkeiten. Das Haus hat 5 Gemächer, das größte benützte er zu Versuchen einer Verbesserung der Guillotine, es war ganz mit Balken, Stricken und Guillotinmessern gefüllt; so oft er das Mordinstrument nach seiner Idee umgeändert hatte, mußten ihm seine Freunde eine Anzahl Katzen und Hunde verschaffen, denen er dann mit der Maschine die Köpfe abschlug. Er zeigte hiebei eine solche Lust zum Morden, daß er einst einem der beiden Freunde, der eben zu einer solchen Exekution gekommen, ebenfalls den Kopf abschlagen wollte, und nur dem Umstande, daß dieser stärker war als G., hatte derselbe es zu danken, daß er mit dem Leben davongekommen ist. Er wälzte sich in dem Blute der Thiere, beschmierte sich damit das Gesicht, so daß er mehr einem Kannibalen, als einem zivilisirten Menschen ähnlich sah. Er lag stets im Bette, nur zwei Stunden täglich, von 3 bis 5 Uhr, verließ er dasselbe, um die eben erzählten Experimente zu machen. Schlug es 5 Uhr, so legte er sich wieder zu Bette, worin er schrieb, las nnd aß. Freitag war er wieder in seinem Experimentirsaal, als er sich plötzlich unwohl fühlte; er läutete der im Parterre wohnenden Haushälterin, als diese kam, fand sie ihren Herrn als Leiche unter dem schwebenden Messer des Schaffots liegen. Ein Schlaganfall hatte ihn getödtet.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Gabermann.— Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 89. Mittwoch den 6. November 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Siehst du, Frau," unterbrach er sein Sinnen, „es ist auch ein Vorzug unserer Zeit, daß der taugliche Mann vorwärts kommen und sich auszeichnen kann. Ich habe meine Jahre im Gamaschendienste verbracht . . . o, wie oft haben wir uns nach einem Kriege gesehnt! Es wurde nichts daraus, wenn es auch manchmal den Anschein hatte. Ich bin zufrieden mit dem Gange der politischen Dinge, wir müssen ein großes starkes Vaterland haben, damit wir nach Außen hin auftreten können. Börner ist freilich anderer Meinung; er hat sich Reichthümer unter dem alten Regime erworben, darum haßt er jede Neuerung. Der Kurzsichtige, es ist zum Lachen! ich hoffe, daß ihm die Augen schon aufgehen werden."

Die Gattin rückte ihm näher. Mit jener Schlauheit, die den Frauen eigen ist, beschloß sie, die gute Laune des Gemahls zu benutzen; er war lange nicht so heiter und so gesprächig gewesen.

„Also Börner theilt deine politischen Ansichten nicht?" fragte sie ganz gleichgiltig.

„Er ist ganz entgegengesetzter Meinung."

„Die Meinungsverschiedenheit wird auch wohl eure Freundschaft unterbrochen haben."

„Nun ja", murmelte Anton; „sie hat auch etwas dazu beigetragen, ich will es nicht leugnen."

„Ist denn noch mehr vorgefallen?" forschte so unbefangen als möglich die Gattin, die eifrig strickte.

„Gewiß, ich würde sonst nicht so erbittert sein."

„Laß doch den alten Groll fahren, lieber Mann; es ist nicht gut, daß Nachbarn in Feindschaft leben. Soll Friedrich mit dem neuen Posten auch die alte Feindschaft erben? Ich weiß, daß er das Zerwürfniß oft beklagt hat . . ."

Anton blies eine starke Rauchwolke zur Decke empor. Der feine Knaster verbreitete einen angenehmen Duft, den der Raucher einige Minuten einsog. Dann rief er:

„Marie, verdirb mir meine Laune nicht! Sprechen wir von erfreulichen Dingen; es kommt wohl die Zeit, daß wir die Köpfe hängen lassen. Börner ist mein Mann nicht mehr, und damit abgemacht!"

„Anton!"

„Marie!"

„Verzeihe mir, wenn ich nicht abbreche!"

„Du hast gewiß das Heirathsproject noch im Kopfe?"

„Nein, lieber Mann."

„Laß es fahren, ich willige nie ein! Friedrich wird schon eine Frau finden, die für ihn paßt. Das verzogene Mädchen will einen Banquier haben oder einen Rittergutsbesitzer. Vielleicht gar den reichen Kehler, dieser absonderliche Kauz wäre dem Fabrikanten schon willkommen. Geld, und immer Geld, das ist das Losungswort solcher Leute. Handelt es sich um Geld, so schwindet alle Rücksicht. Der Teufel hole die Rücksicht, die nicht fähig ist, ein Opfer zu bringen."

Anton stand auf und ging erregt aus einer Ecke in die andere. Um seine gute Laune war es geschehen. Frau Marie schüttelte den Kopf; so viel hatte sie also herausgebracht, daß es sich um Geld handelte. Wie aber war das möglich? Der Oberförster hatte nie Geld gebraucht; er besaß ein kleines Vermögen, dessen Zinsen mit dem Gehalte verbunden, ihm ein gutes Auskommen sicherten. Schulden waren nicht vorhanden . . . . und doch, so schien es, hatte Anton Geld gebraucht.

„Lieber Mann," begann Marie nach einer Pause, „hast du von Börner Geld leihen wollen?"

Er blieb stehen.

„Ich?" fragte er, die Augen weit öffnend.

„Du sprachst doch von Freundschaft, die kein Opfer bringen wollte."

„Nein, ich brauche kein Geld!"

„Was ist es denn?"

„Eine schmutzige Geschichte ist es!"

„Darf ich sie nicht wissen?"

„Nein!" rief rasch der Eheherr, der seinen Gang durch's Zimmer wieder antrat. „Meine Ehre wahre ich mir, und den vernichte ich, der sie anzutasten wagt."

„Hat denn Börner deine Ehre angegriffen?"

„Auf die empfindlichste Art."

„Ich begreife den sonst so ruhigen Mann nicht, der dir stets in Freundschaft zugethan war."

„Nun frage mich nicht mehr!"

Frau Marie blieb fest.

„Und doch, Anton; du hast versprochen, mir Aufklärung zu geben. . . ."

„Begnüge dich mit dem, was du weißt . . . Ich kann und will nichts mehr sagen. Ich muß fort in den Forst."

„Anton!"

„Vergiß die Wittwe Peters nicht! Dort ist rasche Hilfe nöthig. Außerdem schreibe einen Brief an unsern Sohn . . . Ah, da wartet das Pferd schon im Hofe . . . Guten Morgen, Marie!"

Während dieser Rede hatte er den Hirschfänger umgeschnallt und die Dienstmütze auf das graue Haupt gesetzt. Hastig reichte er der Gattin die Hand, eilte in den Hof, bestieg das Pferd und ritt aus dem Thore, das der Knecht geöffnet hatte.

„Es ist Nichts mit ihm anzufangen!" dachte die Hausfrau. „Auf offenem Wege gelange ich nicht zum Ziele, so mag denn die List mir helfen. Ich muß in's Klare kommen."

Nun schickte sie eine Magd ab, die Suschen rufen sollte. Die Magd kam mit der Nachricht zurück, daß die junge Frau, wie die Mutter gesagt habe, nach der Papierfabrik gegangen sei, aber gleich kommen solle, sobald sie zurückkehre.

„Sieh, sieh," dachte die Oberförsterin; „Frau Suschen geht also nach der Fabrik . . . möchte doch wissen, was sie dort zu thun hat."

Schon nach einer Stunde ließ sich Suschen anmelden. Bleich und abgehärmt trat sie in das Zimmer. Frau Graßberg sprach ihr innigstes Mitleiden und Bedauern aus, drückte der Trauernden beide Hände und führte sie liebreich zu einem Stuhle, auf dem sie sich niederlassen mußte.

„Ihr seliger Mann, liebe Frau, war mit meinem Sohne befreundet und Friedrich schreibt in seinem letzten Briefe, daß wir uns Ihrer annehmen sollen. Ich habe Sie nun zu mir bitten lassen, um zu erfahren, was Ihnen zunächst dienlich ist. Haben Sie ein Trauerkleid?"

Suschen verneinte es.

Frau Marie holte ein schwarzes Merinokleid aus der Kammer.

„Ich habe es nur wenig getragen," sagte sie zurückkehrend. „Der Stoff ist wie neu, Sie können sich ein Kleid daraus fertigen lassen. Hier ist auch eine Schürze und ein Seidentuch. Mein Gott, da fällt mir ein, daß auch die alte Mutter versorgt werden muß."

Sie eilte zum zweiten Male in die Kammer und kam zurück.

„Dies Seidenkleid ist zwar alt, aber die Mutter kann es noch eine Zeit lang tragen. Für die Wittwe eines Schulmeisters schickt es sich schon. O, ich kenne Frau Peters lange, sie war eine stattliche Frau. Trauern muß sie doch, das versteht sich von selbst."

„Ach, wie gut Sie sind, Frau Oberförsterin!" rief Suschen gerührt. „Sie beschenken mich so reich!"

„Es ist nur für den Augenblick, später soll schon mehr gethan werden. Mein Sohn hatte sich vorgenommen, Ihren Mann anzustellen . . . da hat nun der liebe Gott einen Strich durch die Rechnung gemacht. Nun, es soll Ihnen zu Gute kommen . . . hier ist noch einige Wäsche und einiges Geld."

Frau Marie packte die genannten Gegenstände in ein großes Tuch.

„Sprechen Sie kein Wort des Dankes!" fügte sie rasch hinzu. „Sie sind auf der Papierfabrik gewesen?"

„Ja!" antwortete Suschen verwundert.

„Wie steht es dort?"

„Die Arbeit ruht bei den schlechten Zeiten."

„Kann mir's denken; wen besuchen Sie dort?"

„Fräulein Hermine."

„Ach, es ist ja wahr! Hermine Börner ist Ihre Jugendfreundin."

„Auch sie nimmt sich meiner so liebevoll an . . . diese Theilnahme lindert wohl einigermaßen meinen Schmerz. . . ."

Die junge Frau weinte.

„Mir ist ebenfalls recht bange um's Herz," flüsterte die Oberförsterin bewegt. „Wenn meinen Sohn ein Unglück träfe, ich würde mit ihm in das Grab sinken. Und im Kriege steht der Soldat doch immer dem Tode gegenüber. . . Das Vaterland hat mein einziges Kind mir abgefordert, da half kein Weigern, ich mußte es hingeben. Friedrich ist Hauptmann geworden!"

Suschen horchte auf.

„Hauptmann!"

„Gleich nach der ersten Schlacht."

„Der Herr Förster verdient diese Auszeichnung, er ist brav und gut."

„Und die Oberförsterstelle ist ihm auch gewiß, mein Mann hat schon dafür gesorgt. Dann mag sich Friedrich verheirathen und den Lohn für seine Tapferkeit genießen. Gebe Gott, daß mein Plan in Erfüllung gehe. Grüßen Sie Fräulein Börner von mir und sagen Sie ihr, daß ich sie immer noch lieb habe."

Suschen versprach, den Auftrag auszurichten.

Frau Marie litt keine Dankesergießungen, sie gab der Wittwe das Packet unter den Arm, drückte ihr das Geld in die Hand und begleitete sie schwatzend bis auf die Hausflur, wo sie sich von ihr trennte.

(Fortsetzung folgt.)

Meine ersten militärischen Studien.

Skizze aus dem österr. Soldatenleben.

II.

Um manchen meiner damaligen Streiche gerecht beurtheilen zu können, muß man wissen, daß ich erst 16 Jahre zählte und aus meiner Heimath am grünen, rauschenden Rhein eine überaus heitere Lebensanschauung nach Oesterreich mitgebracht hatte. Ich glaubte damals noch, die Welt habe sich aus lauter Lachen über sich selbst so rund gekugelt, und ich gefiel mir besser in heiteren Purzelbäumen, als in ernsten Complimenten. Ich hatte die Welt bisher nur in rosenrothem Lichte gesehen und war nicht wenig erstaunt, sie nun „schwarzgelb" angestrichen zu finden. Als kunstsinniger Pinsel versuchte ich nun, diese düsteren Farben mit dem Rosa meines Humors zu übertünchen, und diese Kunstbestrebungen wurden für mich zur Quelle endloser Leiden. Meine Vorgesetzten liebten das Rosenrothe nicht und sperrten mich ein, bis ich „schwarz" wurde; sie selbst aber ärgerten sich „gelb" über mich, und so blieb die holde Reichsfarbe schließlich immer Siegerin.

Kein Wunder, daß ich da auch zuweilen recht ernst, ja, schier melancholisch dreinschaute. Oft, wenn ich Abends auf meinem Strohsacke lag, stieg in wunderbarem Reize die ferne Heimath vor mir auf; ich sah die Wälder, Wiesen und Auen, wo ich mich noch vor Kurzem so frei getummelt; ich sah das kleine, traute Städtchen mit der altersgrauen, geheimnißvoll herabwinkenden Burgruine und den freundlichen, flachshaarigen Mädchen, mit denen ich als kleines Bübchen oft „Verstecken" gespielt oder „Ringelreihen" getanzt; ich sah am Fuße des rebenumpflanzten Berges den heiligen Tempel meiner Kindheit, das traute, liebe Vaterhaus. In der gemüthlichen Wohnstube sah ich die Lieben beim Abendthee sitzen; die Eichengestalt des ernsten und doch aus tiefblauem Auge so milde blickenden Vaters, die schöne geschäftige Mutter mit der Welt voll Liebe im dunkelbraunen, glänzenden Auge, und die kleinen Schwester-

chen, das ältere mit nußbraunen Locken, das jüngere mit goldgelben Zöpfen und der Theetasse in beiden Händchen; Alle verklärt von dem mildsparsamen Scheine der bronzenen Moderateurlampe, die ich einst so gerne und so lange aufgedreht, bis der Cylinder sprang. Und die Mutter blickt wohl von der Arbeit auf und fragt: „Warum doch der Richard nicht schreibt?" Und der Vater bläst gewiß eine mächtige Wolke aus der langen Pfeife, aus der ich einst so gerne geraucht, wenn ich mich sicher wußte, und spricht: „Ich glaube, der Junge hat schon wieder — Schulden." Die Mutter verneint dies wohl kaum, denn es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Die braunlockige Adele aber läßt bedächtig den Strickstrumpf sinken und seufzt höchst ernsthaft: „Wenn nur der arme Richard nicht todtgeschossen wird!" Dafür interessirt sich auch das goldgelbe Aennchen; es hält mit einem Seufzer der Erschöpfung in der Theeconsumtion inne und fragt vergnüglich: „Ach, Papa, wann wird denn der Richard einmal todtgeschossen?"

Das herzige Ding scheint das Todtgeschossenwerden für ein ganz besonderes Beneficium des fernen Bruders zu halten; der Papa aber streicht lächelnd das blonde Köpfchen und meint wohl: „Das pressire nicht so sehr." Die alte Wanduhr pickt noch so melancholisch wie früher und schnurrt erst ein Weilchen, bevor sie sich entschließt, die Stunde zu schlagen, die kunstreich gemalten rothen und veilchenblauen Schäfchen und Ziegen auf den Theetassen fressen noch immer den meergrünen Klee und der „alte Fritze" dort über der Commode schaut noch immer so drohend aus dem breiten, schwarzen Rahmen hervor, als wollte er die stillen, friedlichen Bewohner dieser Räume fragen: „Ihr Canaillen, wollt Ihr denn ewig leben?" — —

Ach, daheim war Alles noch hübsch und traulich, wie früher, aber um mich herum wehte Commißluft und lagen die Schatten kalblederner Reglements! Oft nahm ich mir in solch' stillen Abendstunden ernstlich vor, schnurstracks heimzureisen; aber ich hatte niemals genug — Reisegeld! Da griff ich denn getrost hinein in das Füllhorn meines Humors und, was ich da herauszog, waren „schlimme Streiche".

Einer meiner ersten Streiche war die Anschaffung eines Hundes. Ein alljährlich wiederholter Regimentsbefehl besagte zwar ausdrücklich: „Hunde vom Feldwebel abwärts sind in der Kaserne verboten"; aber ich nahm es mit einem so miserabel stylisirten Befehle nicht genau. Auch die Hunde nahmen es damit nicht genau, denn es liefen deren bei Tag und Nacht ein gutes Dutzend im Kasernhofe umher, die weder Herren noch Rang besaßen — weder vom Feldwebel abwärts noch aufwärts.

Als ich eines Abends über den Kasernhof zu Hause ging, nahte sich mir ein großes Exemplar dieser mittelst Regimentsbefehl verbotenen Hundeexistenzen und wedelte mich so gehorsamst an, als sei es der Major Schleicherle und ich der alte Oberst. Generös, wie ich damals war, beschloß ich, meinem Feldwebel eine kleine Freude zu machen und nahm den großen Hund mit.

„Was bringen's denn da für ein „Viech"?" fragte der alte Böhme, als ich mit dem höchst anständig einherwandelnden Köter eintrat.

„Herr Feldwebel, dies ist ein echt englischer Fuchsfänger, den einer meiner Bekannten aus London mitbrachte."

„Gehn's, hörn's auf!" murrte der Alte mit einem mißtrauischen Blick auf den „Fuchsfänger", der mir bei Licht als ein Produkt der allerverwegensten Racenkreuzung erschien.

„Ein echter Fuchsfänger, Herr Feldwebel," erwiderte ich mit überzeugendem Ernste; „ich erlaube mir, Ihnen damit ein Geschenk zu machen."

Der Alte war ein gar schmutziger Patron; er calculirte rasch, daß er den Hund irgendwie verwerthen könne und meinte daher:

„Na, ich dank' Ihnen. Behalten kann ich den „Lackel" freilich nicht; aber ich will ihn einem Freund schenken, der eine Passion auf die Hund' hat."

Unterdessen hatte sich der „Lackel" höchst bequem auf das Bett des Feldwebels gelegt und schien da vergnüglich über den günstigen Wechsel seiner socialen Stellung nachzusinnen.

„Bst! bst! kusch!" rief der Alte. Der „Fuchsfänger" antwortete mit einem höflich, aber entschieden ablehnenden Knurren.

„Sie, wie heißt denn der Hundling?" fragte der Feldwebel.

„Amorl," entgegnete ich unbedenklich, obgleich ich überzeugt war, daß der unschöne Köter niemals einen Namen — geschweige denn einen solchen — besessen.

„Also, Amorl, Alles was recht ist; aber herunter mußt," sprach der Alte nähertretend. „Marsch, Amorl!" Abermaliges höfliches Bedauern von Seite des „Hundlings".

Ich hatte mich mittlerweile zu Bette begeben und beobachtete von dort aus mit vielem Behagen den Gang der Ausgleichsverhandlung. Diese trug anfangs einen durchwegs diplomatischen Charakter: gütliches Zureden auf der einen, mildes Knurren auf der anderen Seite. Allmälig aber mischten sich Drohungen in die Vorstellungen des Manipulanten und kurze Belltöne in die Repliken des „Fuchsfängers" und schließlich begann man zu rüsten. Der Alte zog ein klafterlanges Pfeifenrohr hervor, zeigte es dem Gegner von allen Seiten und erließ die lakonische Note: „Obst's gehst?" Dieses Ultimatum beantwortete das Kabinet „Hundling" durch ein heiseres Geheul und eine nicht zu mißdeutende Mobilisirung der Freßwerkzeuge. Beide Theile schienen von der Gerechtigkeit ihrer „heiligen Sache" durchdrungen und der Bruch schien um so unvermeidlicher, als ich, ein gründlicher Feind der Interventionstheorie, nicht einmal die leiseste Vermittlung versuchte.

Da erwachte der dicke Mathias, welcher schon seit zwei Stunden ebenso süß, als vernehmlich geschlummert, und behauptete mit der ganzen Frivolität verschlafener Menschen: der Hund sei toll.

Plötzliche Sistirung aller Rüstungen von Seite des Manipulanten, kurzes Triumphgeheul des „Hundlings". Allgemeines „gruselndes" Schweigen.

Wie oft der geringfügigste Zufall die größten, schrecklichsten Ereignisse veranlaßte, so genügte auch hier eine unschuldige Bewegung meines dicken Freundes, um das stille friedliche Feldwebelszimmer zum Tummelplatze bestialischer Leidenschaften zu machen.

Mathias hatte sich etwas aufgerichtet, um den ihm gegenüberliegenden „tollen" Hund genauer betrachten zu können. War es nun das Auftauchen einer bisher unbemerkten Größe überhaupt, was unsern „Fuchsfänger" reizte, oder stach ihm speziell Mathias' Nase in die Augen, — kurz, mit wüthendem Kriegsgeheule attaquirte er nun das Bett, wo Mathias sich hilferufend unter der dicken Wollendecke barg. Diesen Moment benützte der Feldwebel, um seinen Säbel zu ziehen und — auf den großen Schreibtisch zu klettern. Ich enthielt mich noch immer jeglicher Vermittlung, zumal Mathias unter seiner Wollendecke wohl geborgen war und die Angriffe des „Hundlings"

viel Ergötzliches hatten. Der Manipulant aber eröffnete jetzt von seinem Tische herab ein vernichtendes Feuer; Liniale, Papierscheeren, Streusandbüchsen und endlich sogar das riesige Befehlsprotokoll flogen dem kühnen Stürmer in die Flanke, und dazwischen erscholl der schreckliche Ruf des Alten: „Haut's ihn nieder! Stecht's ihn z'samm'!" Das wirkte; der „Hundling" ließ die Bettdecke fahren, warf sich mit wüthendem Geheule auf das dicke Protokoll und riß im Nu einige der gediegensten Befehle über das Anstreichen des Riemenzeuges und dergl. Grundelemente der Kriegskunst heraus, daß „die Fetzen umherflogen" Das brachte den Feldwebel aus Rand und Band. Von seiner „hohen Wart" herab predigte er mit gräßlicher Stimme die gänzliche Vertilgung des „elendigen Hundlings" und beschuldigte mich geradezu des gemeinsten Verrathes an Kaiser, Feldwebel, Vaterland und Compagnie-Manipulation. Begreiflicherweise lehnte ich jede Verantwortlichkeit ab und bewies unter meiner Bettdecke hervor, daß nach allen Gesetzen der Welt der Besitzer für die Conduite seiner Hausthiere haftbar sei. Durch rechtliche Schenkung aber sei er, der Feldwebel, Besitzer des Hundlings geworden und auf seine Rechnung werde soeben das Befehlsprotokoll gefressen Der dicke Mathias verhielt sich zu alldem mäuschenstill; er spielte offenbar den — Todten, um den „tollen Hund" zu täuschen, und mochte unter seinem hermetischen Wollenverschlusse nicht wenig schwitzen. Der entartete „Fuchsfänger" aber studirte unterdessen das Protokoll mit einer Fassungskraft, wie ich sie an Individuen seiner Gattung noch niemals bemerkt hatte. Er „faßte" die complicirtesten Belehrungen über Mantelrollung und Patrontaschenlackirung so leicht und zergliederte die tiefsinnigsten Dispositionen zu Feldübungen auf freiem oder coupirtem Terrain so rasch und sicher, daß ich keinen Augenblick zweifelte, er werde, wenn es darauf ankomme, die schönsten Schlachten ebensogut — verlieren können, wie ein „Fachmann".

Der alte Böhme aber wollte die Schlacht gewinnen, faßte den Säbel gleich einem Wurfspieße und schleuderte ihn mit solcher Gewalt, daß er zitternd in dem — Protokolle stecken blieb; während der „Fuchsfänger" zwar unversehrt, aber hocherschrocken im Zimmer umherraste und ein Geheul erhob, welches schließlich die ganze Kaserne allarmiren mußte.

Schlimm genug, daß es vor Allem unserm Zimmernachbar, den schlafsüchtigen und „kotzengroben" Oberlieutenant Mäusl allarmirte; denn dieser stand mit einem Male in Nachtgewand und Entrüstung unter der Thüre und schrie: „Der Teufel soll . . ." Mehr schrie er nicht, denn der geängstigte „Hundling" hatte rasch den einzigen Weg zur Flucht erkannt und war mit solch' rücksichtsloser Energie zwischen die Beine des Oberlieutenants gefahren, daß dieser mit einem wilden Schreie des Entsetzens vornüber in unseren verwüsteten Tempel stürzte. An seiner weiten Hose fehlte ein großes Stück; — das hatte „Amorl" en passant mitgenommen, um seinen Kameraden im Kasernhofe ein glaubwürdiges Beweisstück für das bestandene Abenteuer liefern zu können.

Des „tollen Hundes" waren wir nun allerdings ledig; aber wir hatten dafür einen wüthenden Vorgesetzten geerntet, der Voruntersuchung, Beweisverfahren und Urtheil in die wenigen Worte zusammenfaßte: „Alle miteinander zum Profoßen! . . . Augenblicklich Alle hinunter!"

Wie der Blitz stand ich „Habt Acht" neben meinem Bette und sah nun mit heiterem Beben, wie sich der dicke Mathias in trostloser Zerknirschung aus seinem Bettzeuge hervorschälte und wie der alte Manipulant schreckensbleich von der „hohen Wart" herabkletterte. Auf dem freien Raume zwischen uns Missethätern lagen in lieblicher Gruppirung alle die Projektile, welche dem verschwundenen „Hundling" gegolten und nun zu furchtbaren Beweisstücken gegen uns dienten.

Mit einem wilden Fluche wies der Oberlieutenant auf das verstümmelte Protokoll, in welchem noch das Schwert des Manipulanten zitterte und schrie: „Ist das ein Feldwebelzimmer? . . . Das ist ein „Schweinestall!" Und zu uns gewendet behauptete er: wir seien alle „bis zur Mündung" — vollgesoffen!

Vergebens versuchte der Alte „gehorsamst vorzustellen", daß die ganze Sache eigentlich durch mich und einen Hund „angestiftet" worden sei; vergebens versicherte ich meine sonnenklare Unschuld; — wir mußten „hinunter", und der dicke Mathias mußte als „Dreingabe" mit, bevor noch der Angstschweiß getrocknet war, den ihm der „tolle Hund" erpreßt.

Ich „saß" in jener Nacht recht leicht; das Bewußtsein, „unschuldig" zu leiden, und der Anblick des alten Manipulanten trösteten mich hinlänglich. Der Feldwebel aber sann die ganze Nacht stumm auf Rache gegen mich, und der dicke Mathias schlief weinend ein.

Miscellen.

[Wenn man den Teufel an die Wand malt.] Aus einem Landstädtchen, dessen Zustände noch höchst patriarchalisch sein müssen, liegt folgendes komische Geschichtchen vor: Dort lebte ein würdiges, israelitisches Pärchen, das mit Schmerz sah, wie die übrigen Gemeinde-Mitglieder jeden Augenblick ein stattliches „Zweckessen" feierten, während bei unsern guten Leutchen der Schornstein nie rauchte. Endlich sagte der Mann zur Frau: „Höre, meine Alte, das geht nicht an. Wir müssen auch einmal ein Zweckessen geben und Alle dazu einladen." — „Aber wie machen wirs — unsere silberne Hochzeit ist noch zehn Jahre hin und Kinder werden uns leider noch immer nicht beschert." — „Weißt du was," meinte der Gatte, „wir lassen uns scheiden und heirathen uns nach vier Wochen wieder. Das ist hinreichender Grund zu einem anständigen Festmahl." Gesagt, gethan. Die Scheidung erfolgte Gott weiß weßhalb und nach Verlauf der festgesetzten Frist kam die schon sehr ungeduldige weibliche Hälfte zur männlichen und sagte, es sei nun Zeit, wieder zu heirathen. „Weißt du, mein Herzchen," sagte der geschiedene Gatte sehr schlau lächelnd und legte den Finger an die lange Nase, „es kommt uns nicht immer so gut. Wie wär's, wenn ich eine Andere nähme und du auch einen Andern heirathest — dann haben wir zwei Festmahlzeiten statt einer!" — Es geht nichts über eine praktische Klugheit; pfiffiger hat es noch niemals ein Ehemann angestellt, um seine bessere Hälfte, die ihm zu schlimm war, loszuwerden.

[Berichtigung.] In der letzten Nummer der Mnemosyne sind auf Seite 359 Spalte 2 die zwei letzten Zeilen aus Versehen weggeblieben: „mich ja unterworfen, das ist mehr, als Ihr zu erwarten das Recht hattet."

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Richard Gabermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 90. Sonntag den 10. November 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Zurückgekehrt in das Zimmer, flüsterte sie lächelnd vor sich hin:

„Das ist der erste Schritt zur Annäherung! Suschen wird es Herminen schon wieder sagen. Später spreche ich mit der Tochter des Nachbars und lerne ich erst den Grund der Feindschaft, so werde ich die beiden Feinde schon zu versöhnen wissen. Suschen mag die Bötin sein."

Drei Tage später ward Suschen zu dem Schulzen beschieden.

„Was soll ich dort?" fragte sie den Gemeindediener.

„Ich weiß es nicht. Es sind noch zwei Frauen bestellt; vielleicht wird Geld ausgezahlt."

Suschen wäre lieber zu Hause geblieben; da sie aber amtlich bestellt war, mußte sie Folge leisten. Der Schulze empfing sie in seinem Zimmer und eröffnete ihr von Amtswegen, daß Arnold Peters in der Schlacht gefallen sei. Er las ihr salbungsvoll einen Brief des Landraths vor, der in geeigneten Phrasen abgefaßt war. Dann zahlte er ihr eine kleine Unterstützung. Die arme Wittwe schwankte ihrem Häuschen zu. Die Todesnachricht, die der Förster zuerst mitgetheilt, jetzt noch bezweifeln zu wollen, wäre Thorheit gewesen. Ach, das ganze Dorf war für sie ausgestorben. Die Bekannten, die sich ihr näherten und Worte des Bedauerns aussprachen, beachtete sie kaum. Es lag wie ein Flor vor ihren Augen, die schon längst keine Thränen mehr hatten. „Es ist wahr, Mutter!" Mit diesen Worten trat sie in das Stübchen. Die Mutter antwortete nicht; sie saß regungslos auf ihrem Lehnstuhle, die hageren Hände gefaltet, und starrte zu Boden. Suschen legte die kleine Summe, die der Schulze ihr gespendet, gleichgiltig auf den Tisch; das Geld hatte keinen Werth mehr für sie. Mechanisch griff sie zu dem Merinokleide der Oberförsterin, an dem sie schon einige Tage gearbeitet hatte, um es passend zu machen. Nach einer Stunde war das Werk vollendet. Die Wittwe legte das Kleid an, sie wollte, um den Todten zu ehren, völlig schwarz erscheinen. Die Trauertoilette verlieh ihr neuen Reiz. Eine Stadtdame konnte nicht lieblicher aussehen, als die Wittwe des Holzfällers. Die Mutter trug schon das schwarze Seidenkleid, das Friedrichs Mutter ihr gesendet; sie mußte es ja tragen, da sie keine Auswahl hatte. Und trauern um den einzigen Sohn wollte sie doch. So saßen nun beide Frauen in dem Stübchen. Der Mittag näherte sich, aber keine dachte daran, das Essen zu bereiten. Die amtliche Bestätigung der Todesnachricht hatte das Herz von Neuem bluten gemacht. Plötzlich ward die Thüre geöffnet und Hermine trat ein. Suschen eilte ihr laut aufschreiend entgegen. Beide hielten sich eine Minute fest umschlungen. Die junge Frau erzählte schluchzend, daß sie bei dem Schulzen gewesen sei. Hermine betrachtete sie schmerzlich.

„Ich hoffe nun nichts mehr!" flüsterte sie. „Wir sind Beide zu Jammer und Elend auserkoren; tragen wir unsere Bürde, so lange die Kräfte ausreichen. Hier ist es mir zu warm, komm' in den Garten!"

Beide gingen hinaus.

Es war schönes warmes Wetter. Auf den Beeten blüheten Blumen und der Flieder verbreitete einen starken Duft. In dem blauen Aether schwirrten die Lerchen. Die Bienen summten von Blume zu Blume und Käfer schwirrten von Blatt zu Blatt. Wie geordnet waren die kleinen Gemüsebeete, wie reinlich waren die schmalen Wege! Suschen hatte den Garten wohl gepflegt, Arnold sollte seine Freude daran haben, wenn er heimkehrte. Nun war er todt, er konnte die Früchte nicht genießen, zu denen er die Saat ausgestreuet.

„Suschen," begann die Freundin, „diesen Morgen ist Kohler bei uns gewesen! Ich habe mich mit dem Mann unterhalten müssen. Ach, er war um so schrecklicher, jemehr er sich Mühe gab, liebenswürdig zu erscheinen. Und ich durfte ihm kein sprödes Wort sagen, ich mußte selbst freundlich aussehen, um ihn nicht zu verscheuchen. Das kummervolle Gesicht des Vaters mahnte mich an meine Pflicht. . ."

„Hast du dich versprochen?"

„Nein; aber ich habe dem Amtmann zu erkennen gegeben, daß er hoffen dürfe. Suschen, du bist ja so unglücklich, soll ich denn nun glücklich sein?"

„Hermine, denke um des Himmels willen nicht so!" rief die junge Frau erschreckt. „Dein Elend mildert das meinige nicht . . . du bist gut und edel, willst mich trösten und beruhigen . . . Hermine, ich werde mich freuen, wenn du glücklich wirst. Nimm auf mich keine Rücksicht!"

„Vergiß nicht, daß ich den Vater retten muß!"

„Ach, es ist wahr!"

„Indem ich für ihn sorge, sorge ich auch für dich. Du sollst nicht Noth leiden, sollst mit mir die irdischen Güter theilen, die mir zufallen."

„Aber Friedrich!"

Hermine sandte einen unbeschreiblichen Blick zum Himmel empor.

„Er ist todt für mich wie dein Arnold für dich! Auch er mag mich zu den Gestorbenen zählen, denn ich bin in dem Kampfe für die Ehre und Wohlfahrt meines Vaters geblieben. Mir blutet das Herz, in meiner Brust nagt ein furchtbarer Schmerz. . . . Ach, Suschen, ich würde mich in den Fluß stürzen, wenn ich den Vater nicht retten müßte. Das Leben ist mir zur schweren Last geworden. . ."

Suschen fragte zitternd:

„Was soll ich denn thun, wenn du an solche Dinge denkst?"

„Du, liebe Freundin, kannst das Andenken deines Mannes ehren und treulich bewahren, ich muß die Frau Kohler's werden."

„Friedrich, Friedrich!" seufzte Suschen, „auch er soll ein Opfer bringen! Ist denn kein Ausweg vorhanden? Ist denn Niemand, der Hilfe bringt?"

Die Freundinnen gingen schweigend durch den Garten.

„Wüßte ich nur einen Ausweg!" rief die junge Wittwe.

„Ach, mein liebes Suschen, du kannst mir keine Rettung bringen; ich erwarte sie auch nicht von dir; ich wollte nur mein Herz erleichtern, wollte mich einmal aussprechen."

„Meiner innigsten Theilnahme darfst du gewiß sein; aber mit der Theilnahme allein ist es nicht abgemacht. . . . Ach, warum bin ich denn so arm und elend!"

„Der Krieg hat furchtbare Dinge angerichtet!"

„Soll ich einmal mit dem Amtmann sprechen?"

„Um's Himmels willen nicht!"

„O, ich werde ihm schon die Wahrheit sagen!" rief Suschen entschlossen.

„Ich glaube dir, liebe Freundin!"

„Und dann wird er auch dem bedrängten Nachbar helfen. Man muß ihm nur sagen, was er wissen muß."

„Du würdest dich vergebens bemühen, würdest mir nicht nützen, vielleicht nur schaden."

„Gehe du selbst zu ihm."

„Es ist ein schrecklicher Weg für mich."

„Dem Vater zu liebe kannst du ihn schon wagen."

„Es ist wahr!"

„Du, Hermine, wirst dir schon zu helfen wissen. Der Amtmann müßte ein Herz von Stein haben. . ."

„Auf Wiedersehen!" rief Hermine hastig.

„Wohin?"

„Nach Hause. Ich werde reiflich nachdenken. . . Du magst mich begleiten, wenn ich nach dem Gute gehen sollte."

„Ich begleite dich, wohin du immer gehen magst. Was habe ich denn noch auf dieser Erde, wenn du mir fehlst? Könnte ich dein Glück mit meinem Tode erkaufen, ich würde nicht einen Augenblick anstehen. . ."

„Du gute, du treue Seele!"

Beide umarmten sich.

„Warte, Hermine!"

„Was willst du noch?"

„Ich begleite dich."

„Man wird mir kein Leid anthun; bleibe nur bei deiner alten Mutter."

„Nein, du sollst nicht allein gehen, ich habe Zeit und kann abkommen."

Suschen eilte in das Haus und kehrte nach einigen Minuten zurück; sie trug ihren Strohhut und ihr Kattunmäntelchen. Beide schlugen den Weg nach der Fabrik ein; sie sprachen noch viel über den traurigen Gegenstand und je mehr sie sprachen, je deutlicher stellte sich heraus, daß eine Unterredung mit dem Amtmann der einzige Schritt sei, von dem vor der Hand sich ein Erfolg erwarten lasse.

„Ich bin nur eine schlichte Bäuerin," meinte Suschen, „aber ich begreife dich, daß Kohler ein Unmensch sein muß, wenn er auf deine Bitten nicht hört. Hat er doch versichert, daß er dich lieb habe . . . nun gut, mag er zeigen, daß es wirklich so ist. Versuchen kann man es auf jeden Fall. . . Ein gutes Wort findet eine gute Statt. . . Weigert er sich, so ist er ein herzloser Mensch, nein, er ist noch mehr: er ist ein Heuchler, ein Scheinheiliger, der gelogen und betrogen hat. Ach, ich wollte es ihm schon sagen! Jetzt mag er zeigen, daß er dich hochachtet. . . Und da du als Tochter kommst, die für den Vater bittet, so kann er sich nicht wundern. Freilich, deine Liebe zu Friedrich mußt du ihm verschweigen; erführe er diese, so würde er neidisch und zornig werden."

„Was aber beginnen wir, wenn Kohler nicht auf mich hörte?" fragte Hermine betrübt.

„Was wir dann beginnen?"

„Ich halte diesen Fall für fast gewiß."

„So weit denke ich noch gar nicht."

„Die Angelegenheiten drängen mit furchtbarer Gewalt."

„Ja freilich!" seufzte Suschen.

„Mir ist der Kopf so wüst, daß ich nicht weiß, wie ich die Sache angreifen soll."

„Thue vor der Hand, wie ich dir gesagt habe; das Uebrige wird sich finden. Es kann ja doch nicht Alles ein schlechtes Ende nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Junggesellenökonomie.

Anfangs Mai dieses Jahres war es, als früh um neun Uhr Jacques Olivier auf dem Lyoner Bahnhof von Besançon in Paris ankam.

Jacques' Geschichte ist bald erzählt. Sein Vater war Präfekturbeamter und hatte vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, von denen unser Jacques das älteste ist. Die Familie war nicht reich, aber das kleine Gemeinwesen ordentlich und rechtschaffen, einig und von mäßigem Auskommen, und der Vater sagte: „Wenn unser Aeltester gut geräth, so folgen die Andern seinem Beispiele." Er brachte Jacques auf das Collège als Externen und der Junge nützte seine Zeit. Nach vollendetem Gymnasialkurse kam er als Expedient zu einem Notar, verdiente sich im Laufe eines Monats die zu seinem juristischen Examen nöthige Geldsumme, bestand die Prüfung und wurde Baccalaureus.

Er war jetzt achtzehn Jahre alt. „Ich habe nichts zurücklegen können," sagte ihm der Vater; „wenn dich bei der Militärausshebung das Loos trifft, so mußt du dich aus deinen eigenen Ersparnissen loskaufen." Jacques trat hierauf als Corrector und Faktor in einer Buchdruckerei seiner Vaterstadt ein und erhielt ein monatliches Salair von hundert Franken.

Zwei Jahre darauf war der Zeitpunkt der Conscription gekommen. Jacques hatte blos achthundert Franken, d. h. kaum das Drittel der Summe bei Seite gelegt, welche ein Ersatzmann kostet. Seine Mutter brannte viele geweihte Kerzen an und sandte zahlreiche und heiße Gebete zum Himmel. Trotzdem zog Jacques die Nummer fünf, welche ihm das Recht verlieh, seinen Hut mit Bändern zu schmücken und sich als Vaterlandsvertheidiger zu betrachten. Das war indessen seine Sache nicht.

Jacques war ein hochgewachsener, blonder, junger Mann, fast bartlos, von zartem Aussehen, aber von nervöser und kräftiger Constitution. Während der dem ärztlichen Untersuchungsakte vorhergehenden Woche unterwarf er sich einer eigenthümlichen Diät, aß gerade nur so viel, daß er nicht verhungerte, trank täglich ein Quart Kaffee und schlief blos vier Stunden. Die Nacht vor dem verhängnißvollen Tage brachte er trotz des herabrieselnden Regens im Freien zu, unablässig am Ufer des Doubs auf- und abwandelnd. Andern Morgens sah er fahl aus wie eine Leiche, hohläugig, mit glanzlosem Blicke, abgemergelt wie ein Skelett, mit krankhaft klopfendem Herzen, dessen raschen Schläge die Angst noch bescheunigte. Er stellte sich unter das Maß. Beim ersten Blick machte der Arzt eine Geberde der Verachtung, auskultirte ihn, legte sein Ohr an Brust und Seiten des jungen Mannes, untersuchte ihn noch ein paar Augenblicke mit argwöhnischem Auge und erklärte ihn dann für absolut untauglich zum Dienst in Heer und Flotte. Inzwischen kleidete Jacques sich wieder an, stürzte voller Freude nach Hause, aß wie ein Wolf und schlief darauf achtzehn Stunden.

Nach einer kleinen Familienberathung ward nun beschlossen, daß er mit seinen achthundert Franken nach Paris gehen und hier sein Glück versuchen solle. Das war der Moment, wo wir ihn sammt seinem Baccalaureatsdiplome, seinem Militärfreischeine und einem Empfehlungsbriefe seitens der Druckerei, in der er gearbeitet hatte, auf dem Lyoner Bahnhofe in Empfang nahmen. Sein Vermögen bestand noch aus netto siebenhundertfünfzig Franken, nachdem er die Fahrt bezahlt und zuvor sich einen mächtigen Provinzialkoffer angeschafft hatte, welcher mit seinen Kleidern und einigen alten Scharteken, ferner mit einer Collektion neuer Hemden, Taschentücher und Strümpfe vollgepfropft war, die sammt und sonders seine Mutter genäht, gesäumt und gestrickt hatte. Natürlich vergoß die gute Frau am Tage vor seiner Abreise zahllose Thränen.

Jacques nahm einen Fiaker und ließ sich nach dem Hotel de la Harpe führen, wo ein Schulkamerad, Michel Fauverot, wohnte, ein Rechtsstudent im dritten Jahre, welchen er von seiner Ankunft benachrichtigt hatte. Die Droschke folgte eine Zeitlang den Boulevards, und wie ein Panorama entrollte sich vor dem staunenden Auge Jacques' die doppelte Reihe von Kaufläden, vor denen sich Fußgänger und Equipagen in dichtem Gewühle auf- und abbewegten.

Er fand Michel in einem Café des Sorbonneplatzes. Schnell hatten die beiden Freunde ihre alte Bekanntschaft erneuert, und nach einer Stunde heitern Plauderns sah sich Jacques von seinem Genossen, der ungefähr gleiche Ansprüche an das Leben machen durfte wie er, in die Hauptprincipien der häuslichen Oekonomie eingeweiht. Er berechnete, daß er ungefähr vier Monate vor sich habe, ehe die Noth an ihn herantrete, wenn er nicht, was höchst unwahrscheinlich, alsbald eine Zelle in dem großen Arbeitsbienenstocke fand.

Michel, in dieser brennenden und Lebensfrage zu Rathe gezogen, erging sich seiner Gewohnheit nach zunächst in einigen allgemeinen Betrachtungen und Paradoxen und sagte dann:

„Höre mich an, Jacques. Ich habe eine große meublirte Stube, zu dreißig Franken pro Monat. Wir lassen noch ein Bett hineinsetzen und theilen uns so in das Quartier."

„Mein bester Freund," fiel Jacques ein, „du bist . . ."

„Unterbrich mich nicht," versetzte der Andere. „Ich speise in einem Restaurant der Straße Monsieur-le-Prince. Das Mittagessen kostet fünfundzwanzig Sous, im Abonnement blos vierundzwanzig, mithin monatlich sechsunddreißig Franken. Ziehst du später etwa aus dem Quartier latin aus, so kannst du ebenso reichlich und ebenso billig in anderen Restaurationen essen, wie sie in sämmtlichen Pariser Bezirken zu finden sind. Was das Frühstück anlangt, so bleibe deiner Laune und Phantasie voller Spielraum; Alles hängt hier vom Appetite ab. Ich meinerseits nehme in der Regel im Café eine Tasse Chocolade, die mich fünfzehn Sous kostet. Zu demselben Preise kann man in einer Milcherei substantieller frühstücken; allein das Café ist für mich und alle, die weder Familie noch eigene Häuslichkeit haben, ein Luxus absoluter Nothwendigkeit und selbst seine große Ersparniß. Das klingt paradox und doch ist es höchst logisch. Wenn ich z. B. nach dem Diner zu Hause bleibe, muß ich Licht und im Winter auch Feuer haben, im Café dagegen werde ich, ohne deshalb mehr auszugeben, erhellt und gewärmt, habe Journale, Zeitungen, eine Feder, Tinte und Papier zu meiner Verfügung, habe Zündhölzchen, eine Tasse Kaffee, Zucker, eine Karaffe Wasser und Domestiken, welche mich bedienen. Da habe ich Dir also mit Ziffern belegt, daß meine Philosophie die richtige ist; trotzdem ist das Vorurtheil dagegen und mein Vater bleibt dabei, daß ich ein Bummler und Kneipcumpan bin. Hinsichtlich der Kleidung hast du den Temple, du findest aber in unserm Quartier gute Kleidungsstücke in Hülle und Fülle, welche die Studenten verkaufen, ohne sie jemals getragen zu haben."

„Wie viel brauchst du nun den Monat?" fragte Jacques.

„Ungefähr zweihundert Franken, ohne Schulden zu machen; indeß man kann mit hundertfünfzig Franken auch leben. Die Armuth verleiht dem Menschen zwar nicht Geist und Genie, aber sie macht ihn erfinderisch . . . Doch das Wetter ist prachtvoll; wir haben hier nichts weiter zu thun, laß uns denn auf die Imperiale eines Omnibus steigen."

„Wollen wir nicht lieber zu Fuß gehen?"

„Du hast noch Zeit genug, das Pariser Pflaster zu treten. Uebrigens bietet der Omnibus eine Ersparniß an Zeit und Geld; für drei Sous kannst du Paris von einem Ende zum andern durchfurchen, und diese Equipage des Armen hat schönere Pferde als die des Millionärs."

Sowie die beiden Freunde auf dem Dache des Omnibus installirt waren, nahm Michel den Cursus seines höheren Unterrichts wieder auf:

„Um eine summarische Uebersicht der Topographie von Paris zu gewinnen, so betrachte die Seine, über die wir fahren, die Rue Rivoli, die Straße St. Honoré und die Boulevards als Parallellinien. Die großen Pulsadern des Verkehrs werden rechtwinklig von andern wichtigen Straßen durchschnitten, von den Straßen de la Paix, Richelieu, Vivienne, Montmartre, St. Denis, Saint Martin u. a. m. Hast du dir dies einmal auf eine Seite deines Notizbuches gezeichnet und deinem Gedächtniß eingeprägt, so wirst du leicht deinen Weg finden, ganz abgesehen von den verschiedenen Monumenten, welche dir als Marksteine dienen. Noch Eins merke dir: die Hausnummern der der Seine parallel laufenden Straßen folgen dem Laufe des Flusses, d. h. beginnen auf der Seite des Hotel de Ville, die Hausnummern jener rechtwinklig schneidenden Straßen fangen an dem Ende an, welches der Seine am nächsten ist. Doch da ist die Börse; hier wollen wir absteigen."

„Ach!" rief Jacques, als er den Fuß auf die Erde setzte, „wir sind hier im Paris Balzac's; ich erkenne es."

„Ja wohl," bemerkte der Andere. „Die Straße hier ist die Rue Vivienne, die glänzendste und lebhafteste. Hier ist Paris mit seinen Wundern und seiner Fieberhast. Der topographische Mittelpunkt der Stadt ist die Place de Châtelet, das wahre Centrum hingegen ist hier. Jede Sekunde, welche die Uhr der

Börse markirt, zählt die Pulsschläge vom Herzen Europa's. Hier, in dem wirren Durcheinander von Stimmen, hallen die fernsten Echos zweier Welten wieder und zeigen sich die leisesten Schwankungen ihres Gleichgewichts. Hier an dem einen Ende Palais Royal, Louvre und Tuilerien, am andern der Boulevard. Wenn man von diesem Mittelpunkte aus einen Zirkel beschreibt, umspannt man zehn Theater: das Vaudeville, das Théâtre français, das Theater des Palais Royal, die Variétés, die italienische Oper, die große Oper, die Bouffes, die komische Oper und das Gymnase. Das Gebäude dort, dessen beide Façaden wir sehen, ist die berühmte Bibliothek, die in ihren Katalogen alle Literaturen umfaßt, wie der Louvre alle Malerschulen in sich begreift. Da," fuhr Michel fort, indem er den Arm ausstreckte, „hast du die ganze Welt unter deiner Hand. Hier athmest du die Wissenschaft in der Luft, hier trägt die Stimme der großen Stadt das Gesumme und Gesurr des socialen Lebens an dein Ohr. Jede Boutique, die deine Blicke auf sich lenkt, ist eine spezielle und gewählte Ausstellung. Hier Dampfmaschinen, Kunstgegenstände, Alterthum und Mode; dort Buchladen, Museum der Gastronomie, Blumenmagazin, Gemälde, Kupferstiche, Bronzen, Photographien aller möglichen Notabilitäten; in diesem Kiosk hundert Journale; vor dir Post und Telegraphen; da Hotels, Clubs, Cafés, Passagen. Mit dem Geld, welches wir nicht haben, kann man sich hier das Leben organisiren, und in dieser ungeheuren, Tag und Nacht arbeitenden Werkstatt kannst du, ruhig inmitten seiner Tausende von rastlosen Rädern, die Ordnung und Harmonie eines Bienenstockes beobachten."

Nach einer langen, bei jedem Schritte unterbrochenen Promenade traten Jacques und sein Cicerone in einem Restaurant des Palais Royal ein, wo sie, zu zwei Franken pro Kopf, wie Fürsten bei den Klängen der im Garten spielenden Musik dinirten.

„Du scheinst über den Luxus dieser immensen Etablissements erstaunt," nahm Michel wieder das Wort; „man muß dann und wann einmal hier speisen, aber diese Diners hier gleichen den sogenannten „geschmierten" Weinen, die angenehm auf die Zunge fallen, aber einen bittern Geschmack zurücklassen. Jetzt sollten wir noch eine Tasse Kaffee trinken, und da ein Mal noch keine Regel ist, gehen wir nach der Rotonde."

Sie zündeten sich eine Cigarre an und setzten sich in den Garten. Jacques betrachtete die großen Flügel des Palastes, welche ihn mit ihren Flammenlinien von vier Seiten einschlossen.

„Die Cigarren," sprach Michel, „bilden eine thörichte und verderbliche Ausgabe, abgesehen davon, daß eine gute Pfeife viel mehr werth ist. Das nächste Mal gehen wir in ein Café der Galerie Orleans, wo die kleine Tasse anstatt acht blos sieben Sous kostet. Diese Ersparniß scheint kindisch zu sein, wenn indeß die Tasse sieben Sous kostet, so gibt man einen Sous Trinkgeld, kostet sie acht, so muß man mindestens zwei Sous dem Kellner spenden, und zwei Sous täglich macht in unserm Budget sechsunddreißig Franken, d. h. eine ungeheure Summe, jährlich. Hier hast du das Programm der verschiedenen Theater; folge jetzt dem Zuge deines Herzens."

Jacques durchlief rasch die Liste der heutigen Theatervorstellungen und schlug, vom Titel des angekündigten Stücks gereizt, vor, nach dem Vaudeville zu gehen, wo „der Roman eines armen jungen Mannes" gegeben wurde.

Eine dichtgedrängte Menschenmenge machte vor den noch nicht geöffneten Schranken Queue. Michel schloß sich diesen Wartenden indeß nicht an, sondern führte seinen Freund nach einer Weinstube der Rue des Filles-St.-Thomas. Hier wandte er sich an einen in der Ecke sitzenden Mann. „Zwei Solitaires," sagte er. — „Zwei Franken fünfzig," antwortete kurz der Fremde. — „Es ist heute sehr warm." — „Zwei Franken," sprach der Andere. — „Ich klatsche auf meine Rechnung und Gefahr," versetzte Michel, „und wir sind ja alte Geschäftsfreunde." — „Nun, weil Sie es sind, ein Franken fünfzig und ein Glas Cognac." — „Da haben Sie zusammen fünfunddreißig Sous."

Zehn Minuten darauf befanden sie sich in einem finstern Corridor, der nach dem Zuschauerraume des Theaters führte; vor ihnen bewegte sich eine Reihe seltsamer Menschen wie eine disciplinirte Truppe, welche einem bestimmten Commando gehorcht.

„Was sind das für Leute?" frug Jacques.

„Poetisch gesprochen die Römer, in Prosa die Ritter vom Kronleuchter, mit dem technischen Ausdrucke die Claque, eine literarische Institution . . . Setzen wir uns hier links in die Ecke; wir haben da einen prächtigen Platz zum Sehen und Hören."

Das Haus war noch leer, die Lichter des Kronleuchters noch gedämpft. Das Gemurmel der im Parterre zusammengedrängten Menschen weckte allein das Echo des düstern Raumes.

„Die Claque", begann Michel wieder, „ist eine bezahlte und eine unbezahlte. Wir zwei z. B. sind Solitaires, d. h. einmal eingelassen, können wir thun und lassen, was wir wollen, ganz wie das Publikum, welches seinen Platz voll bezahlt hat, vorausgesetzt, daß wir überhaupt klatschen. Dafür, Freund, haben wir nicht zwei Stunden lang in den Schranken Queue machen müssen, haben uns die besten Plätze aussuchen können und nur fünfunddreißig Sous anstatt vier Franken bezahlt . . . . Ein ander Mal besuchen wir die große Oper — als Figuranten, costümiren uns als Bogenschütz oder Bandit und sehen die Welt der Coulissen und das innere Getriebe der Bühne."

„Ich bin dazu jeder Zeit bereit", sagte Jacques erfreut. „Du bist ein kostbarer Mensch!"

(Schluß folgt.)

Miscellen.

[Eine verbesserte Lesart.] Ein Schauspieler, welcher die Rolle des Baumgarten im Schauspiele: „Wilhelm Tell" übernahm, meinte, daß in seiner Erzählung, wo er zu sagen hat: „Und mit der Axt hab' ich ihm das Blutbad gesegnet", das Wort „gesegnet" kein passender Ausdruck für einen Mord wäre. Er dachte hin und her, ein anderes, besseres Wort zu finden; es wollte ihm aber jedoch keines einfallen. Als er zur Darstellung kam, und er noch im Zweifel war, wie er sich, seinem Vorsatze getreu, besser ausdrücken könnte, sagte er in der Verwirrung: „Und mit der Axt habe ich ihn im Bade erstochen!"

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Richard Gadermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 91. Mittwoch den 13. November 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

An der Brücke trennten sich die beiden Freundinnen. Hermine erreichte ihr Zimmer, wo sie erschöpft niedersank.

„Mein Gott," dachte sie, „wie wird meine Lage sein, wenn Kohler mich abweist; ich kenne die Bedingung, unter der er Hilfe gewähren will. . . Was soll ich ihm antworten, wenn er nach dem Grunde meiner Abneigung fragt? . . . Sage ich ihm die Wahrheit, so muß er erbittert werden, verschweige ich meine Liebe zu Friedrich, so täusche ich ihn und mache mich eines Betruges schuldig, der um so schmählicher sich gestalten muß, wenn der Amtmann sich durch meine Bitte erweichen läßt! Und dies ist ja möglich, wenn ich es auch nicht für wahrscheinlich halte. Aber ich will annehmen, daß er helfend eingreift, daß er meinem Vater die Ehre erhält, ihm die Ruhe wieder gibt . . . wie verächtlich habe ich mich dann benommen, wie schändlich vergelte ich einen so wichtigen Freundschaftsdienst. Ich weiß nicht, was ich thun, wozu ich mich entschließen soll. Gott im Himmel, du hast mich in eine schreckliche Lage versetzt! Zeige mir nun auch einen Ausweg, erleuchte mich, daß ich nicht strauchle!"

Sie mußte lange weinen. Aber die Thränen gewährten ihr keine Beruhigung und auf das Gebet, das sie zum Himmel sandte, gestaltete sich kein fester Entschluß in ihr. Sie ging aus einem Zimmer in das andere, versuchte zu lesen oder zu schreiben. . . . Alles blieb vergebens, Angst, Unruhe und Furcht wollten nicht weichen.

„Ich werde eine Krankheit davon tragen!" dachte sie entsetzt. „Ach, der Tod wäre mir willkommen, wenn der Vater und Friedrich nicht darunter zu leiden hätten! Friedrich, Friedrich! Ich habe dir Treue mit einem feierlichen Eide gelobt und jetzt treten Verhältnisse ein, die mich mit unwiderstehlicher Gewalt zum Eidbruch zwingen! Wohin das Auge sich wendet, es erblickt überall Grausen und Jammer!"

Denselben Abend noch hatte sie eine Unterredung mit dem Buchhalter. Heßler selbst war wie niedergeschmettert, als er das bleiche Mädchen sah, das wie eine Fieberkranke auf dem Sopha saß.

„Hermine!" sagte er theilnehmend, „unser Haus wird vom Schicksale schwer heimgesucht: die harten Schläge treffen nicht nur das Geschäft, auch die Familie. Weder das eine noch das andere hat es verschuldet; dies muß jeder eingestehen, der die Verhältnisse kennt. Wohl mag es manchem braven Manne wie Ihrem armen Vater ergehen . . . leider ist dies nur ein schwacher Trost, ein Trost, der keine Hilfe bringt. Die Dinge, wie sie sich gestaltet haben, sind zu unheilvoll complicirt... Ich habe Tag und Nacht gesonnen, Ihnen die Mitwirkung in der traurigen Katastrophe zu ersparen. . ."

„Heßler," fuhr die junge Dame auf, „wenn Sie dieses könnten!"

„Ihre Pein zerschneidet mir das Herz."

„Ich würde ewig Ihre dankbare Schuldnerin bleiben."

„Und ich würde einen reichen Lohn darin finden, Ihnen nützlich gewesen zu sein!"

„Mit dem Vater kann ich mich nicht berathen, ich kann ihm die Qual nicht schildern, die mein Herz zerreißt! Ach, meine Kindesliebe besteht einen harten Kampf, sie wappnet sich mit Allem, was das Herz ihr zuflüstert! Und dennoch kann sie nicht siegen, dennoch schwankt sie wie ein Rohr im Winde! Heßler," fügte sie laut schluchzend hinzu, „ich bin gränzenlos unglücklich! In diesem Augenblicke stehe ich auf einem Punkte..."

Sie konnte nicht weiter reden, eine krampfhafte Erregung erstickte ihre Stimme.

„Mein liebes, armes Kind!" murmelte bewegt der Buchhalter, indem er sich ihr zur Seite niederließ. „Wahrlich, es wird mir schwer, Ihnen Muth zuzusprechen und die Dinge in einem milden Lichte zu schildern. Aber leider muß ich es. Glauben Sie nicht, daß ich kalt und theilnahmslos bin. . . Ich hänge in gleicher Liebe an dem Vater und an Ihnen, ich möchte es Jedem gern recht machen. Hermine, Sie kennen mich lange, Sie wissen, daß kein Fünkchen Arges in mir lebt, daß ich meinem Chef und Freunde die Existenz danke, die ich so glücklich bin, bisher gehabt zu haben. . . Sie sind mir lieb wie das eigene Kind. . . Ihr Schmerz geht mir tief zu Herzen, ich möchte mit Ihnen weinen. . . Bin ich bei dem Vater, so möchte ich ihm helfen, möchte ihm zur Beruhigung sagen, daß Hermine kein großes Opfer zu bringen hat . . . und hier möchte ich versichern, daß das Anrathen der einzig erfolgreichen Maßregel mir wie ein Alp auf der Seele liegt. . . So bewege ich mich im Kreise und werde aus einer Gefühlssphäre in die andere geschleudert. Ach, ich will es nur gestehen, daß ich mich Ihnen gegenüber härter gezeigt habe, als ich bin. . . Aber mußte ich denn nicht? Mußte ich nicht den kalten Verstand sprechen lassen, wenn ich das Loos Ihres Vaters bedachte? Hermine, ich fürchte für Ihre Gesundheit! Wenn der Vater Sie so sähe, er würde seinen Ruin vorziehen. . ."

„Nein, nein!" rief sie erschreckt.

„Ihm bleibt ja keine Wahl!"

„Er darf nicht fallen."

„Arme Hermine!"

„Ach ja, wohl bin ich zu beklagen!"

„Fassen Sie sich doch, liebes Kind! Sie zittern wie eine Kranke. . . Mein Gott, was kann ich thun? Wozu soll ich rathen? Wie soll ich Ihnen Ruhe verschaffen?" fragte der alte Buchhalter, seine Thränen trocknend.

„Heßler, Sie kennen den ganzen Umfang meines Elends noch nicht!" rief Hermine hingerissen.

„O, ich lese in Ihrer Seele, wie der Vater in der seines Kindes."

„Und doch wissen Sie nicht Alles! O, verkennen Sie mich nicht! Sie würden mich noch tiefer beklagen. . . ."

Hermine verhüllte das Gesicht mit dem Tuche.

Der Buchhalter ergriff sanft ihre Hand.

„Mein liebes Kind, Sie bergen noch ein Geheimniß, das Ihren Seelenkampf peinlicher macht! O, ich errathe es wohl! Sie thun unrecht, mich von Ihrem Vertrauen auszuschließen.. Ich bin die Mittelsperson in allen diesen Drangsalen; ach, ich möchte nach allen Richtungen hin helfen . . . . aber dann muß ich auch Alles wissen! Bin ich doch Ihr väterlicher Freund. . ."

„Heßler, ja, Sie sollen Alles wissen! Doch zuvor schwören Sie mir mit Hand und Mund, mein Geheimniß zu bewahren. Ich kann die Last nicht länger allein tragen, ich muß mein Herz ausschütten, daß ich nicht erliege."

„Hier ist meine Hand, gutes Kind!" sagte treuherzig der Buchhalter. „Ich gelobe unter allen Umständen Schweigen.... Nur Eins gestatten Sie mir."

„Was?"

„Daß ich Ihre Mittheilung, wenn möglich, zu Gunsten meines Freundes verwende. Aber auch zu Ihren Gunsten."

„Ich bitte um Ihren Rath, um Ihre Hilfe!"

„Zählen Sie stets auf mich als auf Ihren bewährtesten Freund!"

„Heßler," flüsterte Hermine, „die Abneigung gegen Kohler würde ich besiegen können; ich würde mich dem mir gleichgiltigen Manne verbinden, um den Vater zu retten . . . aber ich liebe schon einen Andern . . ."

Sie stockte.

„Wen? Wen?" fragte der Buchhalter.

„Friedrich Graßberg!"

Hermine lehnte ihr Haupt an die Schulter des Greises.

„Friedrich Graßberg?" wiederholte er zitternd.

„Wir haben einander ewige Treue geschworen!"

„Das ist nicht gut! Das ist nicht gut!"

„Der Förster ist ein braver Mann!"

„Aber ist auch der Sohn des erbittertsten Feindes Ihres Vaters."

„Sollte ein Ausgleich unmöglich sein?"

„Ja! Ja!"

„Bieten Sie Alles auf, Heßler."

„Es wird Nichts nützen. O, Gott, diese Nachricht ist mir doppelt schmerzlich."

Der Buchhalter hatte sich erhoben.

„Auch Sie hegen Vorurtheile gegen den Oberförster!" rief Hermine. „Männer, die lange Zeit die intimsten Freunde waren, können nicht unversöhnlich sein."

Heßler war einigemal erregt auf- und abgegangen.

„Vorurtheil? Vorurtheil?" rief er schmerzlich lachend. „Wollte Gott, es wäre nur Vorurtheil! Ihr Vertrauen ist des meinigen werth . . ."

Er blieb stehen und stemmte die Hände in die Seite. „Wissen Sie", fragte er, „wer die Ehre Ihres armen Vaters gefährdet?"

„Nein."

„Wissen Sie, wer den größten Theil der Schuld daran trägt, daß wir binnen Kurzem zwölftausend Thaler beschaffen müssen?"

„Nein. O, so sprechen Sie doch, Heßler!"

„Der Vater dessen, den Sie lieben."

„Es ist unmöglich!" rief Hermine entsetzt.

„Die Kassenrevision ist das Werk des Oberförsters Graßberg."

„Er vermuthet wohl die Verlegenheit des Vaters nicht . . . ."

„O, er weiß mehr, als uns lieb ist! Stände die Revision nicht bevor, so könnten wir wohl noch bei sorgfältiger Einschränkung laviren, könnten die böse Zeit überstehen; aber die Ehre Ihres Vaters steht auf dem Spiele . . . und Graßberg hat die Partie eingeleitet, die wir schmählich verlieren müssen. Wie raffinirt, wie boshaft geht er zu Werke. Gerade in dieser Zeit trägt er auf Revision an . . . Das ist infam, das ist niederträchtig! O, jetzt kühlt er sein Müthchen, jetzt befriedigt er seine Rache wie ein vollendeter Bösewicht. Er will Ihren Vater gründlich vernichten, und es wird ihm diese Absicht wundervoll gelingen. Da haben Sie die Lösung des Räthsels. Hermine, fragen Sie sich nun selbst, ob ein Ausgleich möglich ist. Auch Graßberg kann den Lauf der Dinge nicht mehr aufhalten, selbst wenn er es wollte. Die Generalversammlung ist ausgeschrieben und wird abgehalten."

„Ach, wäre doch Friedrich hier!" schluchzte das junge Mädchen.

„Nichts kann uns retten als ein Kapital von zwölftausend Thalern. Sehen Sie, Hermine, sämmtliche Geschäftsleute unserer Provinz sind übereingekommen, die fälligen Wechsel in Anbetracht der Verhältnisse drei Monate ruhen zu lassen . . . diese trostreiche Nachricht erhielten wir heute. . . Wir wären also gerettet, wenn die Revision nicht bevorstände."

„Graßberg kann sie nicht beantragt haben!"

„Wollen Sie das Cirkular lesen? Von ihm geht der erste Anlaß aus! Sprechen wir nicht mehr darüber, mir zerspringt sonst der Kopf vor Zorn und Aerger. Die Drohungen, die der Oberförster früher ausgestoßen, läßt er jetzt in Erfüllung gehen. So handelt ein Schurke, kein rechtlicher Mann. Er müßte in die Erde sinken, sähe er jetzt Ihren zerschmetterten Vater, denselben Mann, den er „du" nennt, denselben Freund, dem er manchen Liebesdienst zu danken hat. Kohler mag immerhin eigennützig verfahren, ich gebe es zu; aber er ist nicht schlecht. Für seinen Schwiegervater würde er Alles hingeben, würde er sich aufopfern."

Die arme Hermine war wie betäubt in die Polster des Sophas zurückgesunken. Die Hoffnung, die feindlichen Väter zu versöhnen, war nun vernichtet. Heßler war ja ein zu braver und vorsichtiger Mann, als daß er grundlose Beschuldigungen aussprechen könnte. Außerdem kannte sie den milden, versöhnlichen Charakter ihres Vaters; es mußten wohl ernste Dinge vorliegen, die ihn von dem Umgange mit dem Revierförster zurückhielten.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Junggesellenökonomie.

(Schluß.)

„Mein Freund“, entgegnete Michel, „die Reichen machen es nicht anders als wir. Haben wir ein etwas gemeines Mittel gebraucht, um uns zu billigem Preise ein paar Theaterbillets zu verschaffen, so benutzen jene dagegen ihre Stellung, ihren Einfluß, ihre Connexionen, um auf die eine oder die andere Weise wohlfeile Logen zu erlangen. Es sind eben aristokratische Solitaires, das der ganze Unterschied. Die Millionäre von heute sind nicht mehr die Millionäre von ehedem; das Geld hat die Hälfte seines Werthes verloren und die Bedürfnisse haben sich verdoppelt. Vor dreißig Jahren noch konnte man mit einer Million Franken Vermögen Equipage halten und eine Loge in der großen Oper haben; heut zu Tage muß man zu solchem Aufwande hunderttausend Franken Rente und mehr besitzen Unsere Väter amusirten sich im Quartier latin mit jährlichen zwölfhundert Franken, wir müssen mindestens dreitausend haben und dürfen dabei noch nicht auch nur die geringste Extravaganz begehen. Ein Millionär, der Ende des Jahres sein Budget aufstellt, ist, wenn sonst alle Bedingungen gleich sind, schließlich mehr genirt als wir. Um seinen Haushalt auf dem gewohnten Fuße zu erhalten, muß er zu ähnlichen ökonomischen Kniffen und Combinationen seine Zuflucht nehmen wie wir. Er hat seinen Wagen, wir den Omnibus. Wir haben unsern warmen Winterpaletot, er hat zehn, aber er trägt nur einen auf einmal. Er muß ein Haus machen, die Toilette seiner Frau bezahlen, seine Töchter aussteuern, kurz, wenn man die Sache ein wenig von höherem Standpunkte betrachtet, hat er nichts vor uns voraus, sondern lebt ganz genau wie wir. Freilich sitzt er in seiner Prosceniumsloge, wir sitzen nur im Parterre, aber wir sehen das Stück besser als er, wir haben jedenfalls mit besserem Appetite gespeist und werden sonder Zweifel ruhiger schlafen. — Doch sieh, das Haus beginnt sich zu füllen.“

In wenigen Augenblicken war der Zuschauerraum besetzt vom Parterre bis zum Paradiese und in Licht gebadet. Die Musiker stimmten ihre Instrumente, die drei Glockenschläge ertönten und unter tiefem Schweigen der Zuschauer hob sich der Vorhang.

Während der Zwischenakte ging die Unterhaltung der beiden Freunde lebhaft fort, und als das Schauspiel aus war, frug Jacques, was nun vorzunehmen sei.

„Ich habe zwei Billets für die Closerie des Lilas, die ich diesen Morgen bekommen habe“, erwiderte Michel. „Dort werden wir meine Freunde treffen und du wirst Bekanntschaften anknüpfen können. Also auf und dahin; der Weg ist weit.“

„Wahrhaftig,“ sagte Jacques, während sie dem neuen Ziele zuwanderten, „ich hätte nimmermehr geglaubt, daß man sich in Paris das Amusement so leicht verschaffen könne.“

„O Paris“, rief Michel pathetisch aus, „o Paris! du großes Babylon, du heilige und freie Stadt, die du dem intelligenten Paria, der dir seinen Kopf entgegenbringt, um deinen Riesenofen zu nähren, nun und nimmermehr deine Gastfreundschaft versagst! Ja, Jacques, Paris absorbirt uns, aber wie inhaltreich sind seine Stunden! Morgen hast du ein ganzes gutes Provinzjahr gelebt. In Paris lebt man nicht Jahre, sondern Jahrhunderte und alle Saiten der menschlichen Claviatur schwingen harmonisch zusammen.“

„Ja wenn man seine Jugend nicht wie der blinde Gaul am Rade verbringt.“

„Still jetzt, hier öffnet sich dir das goldene Zeitalter; hier ist Bullier, hier wird getanzt.“

Gegen zwei Uhr Morgens kehrten sie in ihre gemeinschaftliche Wohnung heim, lustig wie zwei Soldaten im Felde. Trotz der späten Stunde verspürte Jacques, unter dem aufregenden Einflusse aller der neuen Eindrücke, noch keine Lust zum Schlafen. Er recapitulirte sich die Begebnisse seines ersten Pariser Tages und setzte sich dann an den Schreibtisch.

Am andern Morgen sah Michel, der zuerst aufgestanden war, die beschriebenen Blätter liegen und las mit einer gewissen Ueberraschung eine geistreiche und humoristische Kritik der gestrigen Vorstellung im Vaudevilletheater. Er begann die Lecture von Neuem, brachte hie und da ein vergessenes Komma an, setzte als Unterschrift: „Ein armer junger Mann“ darunter, steckte die Blätter in ein Couvert und adressirte dies franco an eines der verbreitetsten Journale.

Beim Frühstück frug Jacques nach seinem Manuskript, nach dem er im ganzen Zimmer vergeblich gesucht hatte.

„Entschuldige, Jacques,“ sagte Michel, „ich habe es zu mir gesteckt und will mir's als ein Andenken an unsern ersten Abend aufheben. Jetzt aber, mein lieber Freund, laß uns ernstlich besprechen, was geschehen muß, um dir, mit Jerome Paturot zu sprechen, eine „Stellung in der Gesellschaft“ zu verschaffen. In deinem Interesse habe ich schon die Petites affiches und andere Anzeigeblätter gelesen; an angebotenen Stellen ist kein Mangel, noch weniger aber an Stellesuchenden. Hast du dir schon irgend einen Plan gemacht? Hast du eine Idee, wie du dich in Paris situiren willst? Welche Carrière erstrebst du? Mit einem Worte, was kannst du leisten?“

„Als Gehülfe bei einem Notar fungiren.“

„Leider ist da kein Platz zu vergeben.“

„Ich kann Taglöhner sein.“

„Das ist keine erquickliche Beschäftigung.“

„Unterricht geben.“

„Du wirst keine Schüler finden.“

„Ich bin früher einmal Corrector in einer Buchdruckerei gewesen.“

„Land! Land!“ jubelte Michel.

Noch am selben Tage stellte sich Jacques in verschiedenen Druckereien der Hauptstadt vor. Man notirte sich seinen Namen und seine Adresse für den Fall einer etwa eintretenden Vacanz, vorläufig jedoch fand er keine Stelle.

Als sie ein paar Tage darauf wieder beim Frühstück saßen, reichte ihm Michel ein Journal und zeigte auf einen Artikel darin. Jacques begann zu lesen und wurde plötzlich leichenblaß, denn da stand ja gedruckt, was er vor einigen Tagen über den „Roman eines armen jungen Mannes“ flüchtig auf das Papier geworfen hatte; die Aufregung, welche man nur einmal im Leben empfindet, nur wenn man sich zum ersten Male gedruckt sieht, setzte ihn in wahre Fiebergluth.

Auf Michel's Rath präsentirte er sich darauf im Bureau der betreffenden Zeitschrift, ließ sich bei dem Redacteur en Chef melden und legitimirte sich als den Verfasser des Artikels. Jener sagte ihm ein paar schmeichelhafte Worte, so daß Jacques den Muth faßte, ihm kurz seine Lage darzulegen. Der Autokrat gab ihm darauf einen Brief an die Druckerei seines Blattes.

„Ich denke, das wird Sie nicht abhalten, weitere Artikel zu schreiben,“ setzte er lächelnd hinzu; „wenn Sie Talent haben, werden Sie Ihr Ziel schon erreichen.“

Wie im Traume verließ Jacques das Cabinet des Redakteurs. Im Augenblick, wo er sich entfernen wollte, rief ihn der Cassirer und überreichte ihm eine Quittung zur Unterschrift. „Vierzig Zeilen à 25 Centimes, zusammen also zehn Franken, die Sie hiermit in Empfang nehmen wollen," sagte er.

„Alles gut und schön", antwortete Michel, als ihm Jacques den Erfolg seines Besuchs beim Redakteur erzählte, „trotzdem müssen wir bald eine Correktorstelle finden. Die Literatur ist zwar keine undankbare Laufbahn, aber ehe du dir das Handwerk des Journalisten, des Novellisten oder Dramendichters ganz zu eigen gemacht und vor Allem, ehe du die festen und wohlvertheidigten Pforten der Redaktionen, der Herausgeber und Verleger dir erschlossen haben wirst, da wird noch viel Wasser unter dem Pont des Arts und den andern Brücken hinweg ins Meer laufen. Wohl hast du den Fuß im Steigbügel, allein wenn nicht ein merkwürdiger Glücksfall eintritt, auf den zu rechnen thöricht wäre, wirst du noch Jahre brauchen, ehe du sicher und elegant im Sattel sitzest."

„Ich mache mir auch keine Illusionen in dieser Beziehung", sagte Jacques bescheiden.

„Mittlerweile kannst du immer für die literarischen Blätter Artikel schreiben und als Berichterstatter für die Zeitungen fungiren, ich habe jedoch mehr als einmal gehört, daß die journalistische Thätigkeit die reichsten Talente zerstört; du magst mithin auf deiner Hut sein, wenn du in der Literatur einmal etwas Ordentliches leisten willst."

„Das will ich und ich werde tüchtig arbeiten und lernen; von heute an wende ich mein Vermögen auf den Ankauf einer kleinen Bibliothek," versicherte Jacques mit Nachdruck.

„Fängst du schon an unvernünftig zu werden?" eiferte Michel. „Nennst du das deine ökonomische Theorie? Die Benedictiner, und das waren gelehrte Häuser, hatten nur ein paar alte Scharteken, die auf einem Brette zu Häupten ihres Bettes standen. Heute hat man nicht einmal mehr so viel nöthig. Zwei Schritte hier von uns, in der Passage du Commerce, findest du ein Lesekabinet, aus dem du für ein Monatsabonnement von drei Franken zwei verschiedene Werke zugleich entlehnen kannst; es ist dies eine wohl versehene Bibliothek, welche sämmtliche der sechszig oder achtzig Autoren enthält, die jeder denkende Franzose im Kopfe haben muß. Alle neuen Werke von Werth und Bedeutung werden angeschafft, so daß du zu gleicher Zeit immer einen Classiker und einen modernen Schriftsteller auf deinem Tische haben kannst. Außer dieser Hülfsquelle hast du die Bibliothek der Rue Richelieu zu deiner Verfügung, ebenso die Bibliothek Sainte-Geneviève, die, wohl zu merken, auch Abends offen bleibt. Alles das verhindert übrigens nicht, daß du dir von Zeit zu Zeit eine unumgänglich nöthige Scharteke selbst anschaffen kannst, wenn sich dir in den Antiquarläden eine vortheilhafte Gelegenheit bietet, immer dürfen dies indeß nur Bücher sein, welche dir, wie das Werkzeug dem Handwerker, alle Tage dienen. Journale und Zeitungen hast du auf dem Café umsonst, die Vorlesungen der Sorbonne sind ebenfalls gratis und der Zugang zu den Museen und Sammlungen ist es desgleichen. Mit diesem Apparat kannst du dir Alles aneignen, was du zum Schriftsteller brauchst. Hinsichtlich der Theater mußt du wissen, daß im Jahre etwa zehn neue Stücke gegeben werden, die zu sehen sich der Mühe lohnt, und ungefähr dreißig classische Repertoirstücke im Théâtre français; dein Journal oder deine Collegen werden dir höchst wahrscheinlich die erforderlichen Billets geben; so siehst du denn, daß die Wissenschaft in Paris nicht eben theuer ist. Noch eine Arbeit empfehle ich dir als vielleicht nutzbringend. Wenn du die Werke der bedeutenden Autoren studirst, mache dir Excerpte, schreibe dir die schönsten Gedanken, Maximen, Reflexionen ab; sehr möglich, daß du einen Verleger findest, der eine solche Anthologie druckt, denn diese Blüthenlesen und „Lichtstrahlen", welche das Mark eines Autors in einen eleganten kleinen Band zusammendrängen, sind jetzt Mode und finden Absatz."

Jacques konnte nicht umhin, den klaren und praktischen Verstand seines Freundes zu bewundern, der durch die rauhe Schule des Lebens und den täglichen Umgang mit intelligenten jungen Männern, wie Professoren, Advocaten, Aerzten in spe eine vorzeitige Geistesreife erlangt hatte. Uebrigens liegt in Paris, wie er sagte, das Wissen in der Luft, man zieht es ein bei jedem Athemzuge und studirt, indem man in den Straßen flanirt.

Nach einer Reihe vergeblicher Versuche gelang es Jacques, eine Stelle in einer großen Buchdruckerei zu finden, welche ihn täglich etwa vier bis fünf Stunden beschäftigte und ihm monatlich seine hundertundfünfzig Franken einbrachte. Um zwei Uhr Nachmittags war er frei zu andern Arbeiten und zu seinen Lieblingsstudien. Er war ins Leben eingetreten durch die eiserne Pforte, aber er gehörte zu den energischen Naturen, die durch die goldene austreten, denn die Arbeit läßt nie im Stich, am allerwenigsten in Paris.

Jacques ist der Prototyp seiner Klasse; wie er haben viele junge Franzosen ohne Mittel, doch von Talent und Bildung ihren Weg gemacht, eine ganz ähnliche Lebensbahn hat ein großer Theil der französischen Notabilitäten in Kunst und Wissen durchlaufen. Darum hat die kleine Geschichte wohl auch für deutsche Leser ihr Interesse, wie sie zugleich für manchen deutschen Landsmann, welcher sich längere oder kürzere Zeit in Paris niederzulassen gedenkt, allerhand praktische Winke zur Einrichtung seiner häuslichen Oekonomie enthält.

Miscellen.

[Unerwarteter Tod.] In Holmfirth, England, ist ein junger Mann eines unerwarteten Todes gestorben. Vor etwa 2 Wochen amusirte derselbe sich damit, einen Penny in die Luft zu werfen und mit dem Munde aufzufangen. Hierbei gerieth das Geldstück in seine Kehle und trotz oder mit ärztlicher Hülfe, es herauszuziehen, wurde es schließlich hinabgezwängt. Seitdem hatte er das anscheinend unwichtige Ereigniß fast vergessen, als er vor einigen Tagen plötzlich über heftige Magenschmerzen klagte. Der Arzt konnte ihm nicht helfen, und am folgenden Morgen starb der Unglückliche unter großen Schmerzen. Ob das Kupferstück den Tod auf mechanische oder auf chemische Weise (durch Grünspanbildung) herbeiführte, ist noch nicht festgestellt; das letztere ist wohl das Wahrscheinlichere.

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 92. Sonntag den 17. November 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Ich muß nun fort!“ sagte Heßler, der am Fenster gestanden und in den Hof gesehen hatte. „Sie wissen nun Alles, Hermine; ziehen Sie sich selbst Ihre Schlüsse, bilden Sie sich selbst ein Urtheil.“

„Heßler!“ rief Hermine mit Anstrengung.

„Was wünschen Sie denn, mein liebes Kind?“

„Ich habe Ihnen, nur Ihnen allein, mein Geheimniß anvertraut.“

„Es ist wohlverwahrt!“

„Der kranke Vater darf nichts erfahren“ . . .

„Keine Silbe!“

„Ach, die Situation wird immer schrecklicher!“

„Wer trägt die Schuld? Der Oberförster, nur der Oberförster!“

Der Buchhalter hatte sich entfernt.

„Ich wage es!“ dachte Hermine. „Für diesmal befolge ich Suschens Rath. Morgen früh suche ich Kohler auf, vielleicht bleibt er meinen Bitten nicht taub. Friedrich kennt die traurige Angelegenheit nicht . . . Kann ich mir Frist schaffen bis zu seiner Rückkehr, so ist Alles gewonnen. Eine definitive Erklärung dem Amtmann gegenüber muß ich noch vermeiden.“

Sie trocknete ihre Thränen und ging in das Zimmer des Vaters.

Der Fabrikant saß traurig und niedergeschlagen in seinem Lehnstuhle an dem offenen Fenster, durch das die frische Abendluft einzog. Der sonst kräftige Alte sah heute recht bleich aus.

„Guten Abend, lieber Vater!“

Börner fragte erschreckt: „Bist du krank?“

„Ich fühle mich wohl, Vater!“

„Täusche mich doch nicht, Hermine. Die Blässe deines Gesichts spricht für meine Befürchtung.“

Die Tochter küßte dem Vater hastig die Stirn.

„Du bist meiner Gesundheit wegen besorgt“, rief sie, „und es lasten der Sorgen schon genug auf deinem Herzen! Vater, denke an deine eigene Gesundheit!“

Der Fabrikant lächelte schmerzlich vor sich hin.

„Gesundheit des Körpers“, murmelte er, „ist nichts, wenn die Ehre in Gefahr geräth!“

Zitternd erfaßte er mit beiden Händen die Lehnen seines Stuhles.

„Trösten Sie ihn!“ flüsterte der Buchhalter dem jungen Mädchen zu.

Hermine neigte sich dem Vater zu.

„Deine Ehre wird unangetastet bleiben!“ flüsterte sie. „Gehe zu Bett, Vater, und schlafe ruhig! Ich übernehme die Sorgen für Beseitigung der Gefahr!“

„Indem du dich opferst!“ rief erregt der Fabrikant. „Graßberg, Graßberg . . .“

Er unterbrach sich plötzlich. Indem er die Hand der Tochter ergriff, fragte er: „Bist du wirklich nicht krank, Hermine?“

„Nein, lieber Vater! Du kannst wohl ermessen, daß ich nicht gleichgiltig zusehe, wenn das Unglück von allen Seiten auf dich einstürmt. Dies zu deiner Beruhigung!“

Sie umarmte und küßte ihn.

„Habe Dank, Dank!“ rief er dann.

Hermine verließ, anscheinend völlig gefaßt, das Zimmer. Im Vorbeigehen flüsterte sie dem Buchhalter zu:

„Denken Sie an Ihr Versprechen!“

„Gewiß, mein Kind!“

„Ach, der Vater ist ernstlich krank!“

„Er wird genesen, sobald die Geldkrisis vorüber ist! Gemüthsruhe ist die einzige Medizin, welche seine Krankheit heilt. Soll ich den Amtmann einladen?“

„Nein, nein!“ flüsterte Hermine wie erschreckt.

„Wenn rettende Schritte geschehen sollen, müßten sie jetzt unternommen werden; in einigen Tagen ist es zu spät.“

„Ich selbst werde den Amtmann aufsuchen!“

„Wann?“

„Morgen früh.“

„Gut, recht gut; aber zögern Sie nicht!“

Hermine hatte sich entfernt. Der Buchhalter sprach noch lange mit seinem Chef, dann übergab er ihn dem Kammerdiener, der den Leidenden zur Ruhe brachte. Als Heßler sein Zimmer betrat, dachte er: „Meine Befürchtung war also gegründet! Daß Hermine liebte, habe ich längst bemerkt, und daß der Förster, der wirklich ein schöner Mann ist, der Geliebte sein mußte, war nicht schwer zu vermuthen, da es in der ganzen Gegend Keinen gibt, der dem gebildeten Mädchen Interesse abgewinnen könnte. Meine Erklärung hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Hermine mußte den Schurkenstreich des Oberförsters erfahren, und jetzt, da sie ihn weiß, wird sie sich darnach richten. An eine Ausgleichung zwischen den Vätern ist nie und nimmermehr zu denken. Graßbergs That ist einem Meuchelmorde gleich zu achten, denn er vernichtet die Ehre meines armen Herrn. Als Freund hätte er rettend eingreifen müssen,

denn ihm ist die böse Lage der Geschäftsleute wohl bekannt. Ich glaube, wir sind über alle Berge, Kollegen wird sich mit Herminen schon verständigen. Mir genügt es, daß zwischen Beiden eine Unterredung zu Stande kommt."

Der gute Mann philosophirte sich eine Ruhe herbei, die ihm gestattete, die ganze Nacht ohne Unterbrechung zu schlafen.

„Wie geht es dem Vater?" fragte Hermine am nächsten Morgen den Buchhalter.

„Leidlich gut, liebes Fräulein, der Schimmer von Hoffnung, der aufblickt, erwärmt und tröstet ihn. Schaffen Sie Hilfe, so sind wir gerettet. Herr Börner ist entschlossen, die Kasse abzugeben und aus dem Verein zu treten. O, wir werden ohne Zweifel einen glänzenden Triumph feiern und der boshafte Feind wird vor Aerger vergehen, daß sein Streich mißlungen ist. Liebes Kind, Sie wissen nun, was auf Sie ankommt. Treten Sie für den bedrängten Vater ein und schaffen Sie sich eine Stellung, um welche die Welt Sie beneidet."

„Heßler," sagte Hermine, „ich habe reiflich über die traurige Angelegenheit nachgedacht."

„Daran haben Sie wohlgethan; machen Sie sich nur recht vertraut mit den Verhältnissen, es ist immer gut, wenn man der Gefahr scharf in's Auge sieht."

„Sie theilten mir mit, daß Graßberg die Revision verlangt habe."

„Mit einem Dutzend der Vereinsmitglieder, ja. Von ihm ist die Anregung ausgegangen. Es wäre sonst keinem Menschen eingefallen, in jetziger Zeit solche Dinge hervorzusuchen."

„Nun drängt sich mir eine Frage auf."

„Was für eine, liebes Kind."

„Wie hat Graßberg wissen können, daß der Vater ihm anvertraute Gelder in seinem Geschäfte verwendet hat?"

„Da müßte ich Ihnen eine ganze Geschichte erzählen, wozu mir diesen Morgen die Zeit fehlt. Verlassen Sie sich darauf: Graßberg kennt die Verlegenheit Ihres Vaters. . ."

„Wüßte ich nur den Grund der Feindschaft!"

„Den Grund der Feindschaft?" wiederholte zögernd der Alte.

„Ja, lieber Heßler!"

„Die verwünschte Kasse ist es! O, hätte ich früher darum gewußt, ich würde vorgebeugt haben; leider hat Ihr Vater, der, wie verblendet, den Bau der neuen Fabrik betrieb, auf eigene Faust gehandelt; denn er wußte, daß ich dagegen war. Er nannte mich einen engherzigen Konservativen, dem jeder Fortschritt verhaßt ist, u. s. w. Ich wiederhole es, Graßberg ist ein arger Schurke, und wer mir das vor Jahren gesagt hätte, als die Freundschaft noch im Flor war, den würde ich mit Ohrfeigen traktirt haben. So kann man sich in einem Menschen täuschen!"

„Ich kenne immer den wahren Grund noch nicht," flüsterte Hermine.

„Der Vater selbst mag ihn Ihnen mittheilen, da ich mein Ehrenwort verpfändet habe und im Punkte der Ehre lasse ich nicht mit mir spaßen. Fräulein, mein liebes Kind, thun Sie Ihre Schuldigkeit. . ."

„Genug, ich werde sie thun!"

„Nehmen Sie doch den Wagen . . ."

„Ich werde den kurzen Weg zu Fuß zurücklegen."

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland in Newyork.

Das Deutschthum ist nachgerade zu einem wichtigen Elemente im Leben der nordamerikanischen Union geworden, zu einem bedeutsamen Faktor für die staatliche, für die materielle und geistige Entwicklung des Volkes, und sein Einfluß wächst von Jahr zu Jahr; ja es ist keine Illusion, wenn wir die Zeit nicht mehr fern glauben, wo ihm die maßgebende und leitende Rolle in der großen transatlantischen Republik zufallen wird, wie es in hervorragender Weise bereits zu der endlichen Entscheidung des letzten amerikanischen Krieges im freiheitlichen Sinne beigetragen hat. Auch die Amerikaner, selbst die eigentlichen Yankees Neu-Englands, können sich dieser Anschauung nicht mehr verschließen, so widerwillig dies auch geschieht; das Verständniß des deutschen Wesens und seiner kulturgeschichtlichen Mission beginnt ihnen allmälig aufzugehen, obschon sie noch immer gern den „Dutchman" zur Zielscheibe ihres Witzes wählen und bei Schilderung des Deutschen und seiner Eigenthümlichkeiten stereotyp an gewissen Unbehilflichkeiten und Sonderbarkeiten seiner äußeren Erscheinung, gewissen sogenannten „gemüthlichen" Lebensgewohnheiten haften, die wir unsererseits weder in Abrede stellen noch zu den Nationaltugenden stempeln wollen. Wenn der Amerikaner früher den Deutschen zeichnete, war es unfehlbar ein Zerrbild, welches er producirte, darauf berechnet, den Dutchman lächerlich zu machen; auch heute ist dies noch mehr oder weniger der Fall, auch heute karrikirt und höhnt er gern, wenn er von dem Deutschen spricht, immer mehr und mehr aber sehen wir in derlei Charakteristiken neben dem Spotte nicht bloß der Gerechtigkeit, sondern auch der Anerkennung und dem Lobe Raum verstattet, mit einem Worte, endlich eine sympathischere Auffassung sich an Griffelführung und Farbenmischung betheiligen. Als Beleg dafür diene uns u. A. ein Artikel, den wir im neuesten Hefte einer bekannten amerikanischen Monatsschrift lesen. Zwar leistet auch diese Skizze in mißgünstiger Entstellung, verzerrender Uebertreibung und im Allgemeinen der alten Behandlung von oben herab Erkleckliches, enthält indeß der interessanten Fakten und Einzelheiten so viele, gewährt uns namentlich einen so vielseitigen Einblick in das gesellige Leben der deutschen Bevölkerung der Weltstadt, daß dessen Mittheilung empfehlenswerth erscheint.

Unter den Zügen — beginnt der Artikel — welche New-York einen so kosmopolitischen Charakter ausdrücken, ist einer der am meisten in's Auge springenden das große deutsche Element, welches die Stadt, ihre Vorstädte und die Nachbarorte durchdringt. „Welches ist das deutsche Viertel New-Yorks?" so habe ich sehr oft Fremde fragen hören, wenn sie den entschieden teutonischen Anblick mancher ihnen auf den öffentlichen Straßen und Plätzen Begegnenden gewahrten. Die Antwort darauf ist keine leichte. In der Stadt selbst gibt es keine einzige Geschäftsstraße, in der sich das Deutschthum nicht durch die Namen auf den Kaufmannsschildern und an den Thürpfosten bemerklich machte. Ob man östlich oder westlich von Broadway wohnt, bleibt sich ziemlich gleich — in sechs Fällen von zehn ist der nächste Tabakhändler wie der nächste Schneider sicher ein Deutscher. Fragt man einen New Yorker, wo man diesen oder jenen Artikel kaufen kann, so wird er höchst wahrscheinlich erwiedern: „Ach, fast überall, der Dutchman im Spezereiladen dort an der nächsten Ecke führt ihn bestimmt."

Will man eine Hauptstraße New-York's als „deutsches Quartier" namhaft machen, so kann man nur die Bowery anführen. Ihr entlang befinden sich in kurzen Zwischenräumen von einander alle die hauptsächlichen deutschen Theater und

Lagerbiergärten, und um sie herum concentrirt sich das deutsche Leben, namentlich auch bei politischen Wahlen und Versammlungen. Die Zahl der Deutschen, welche durch Reichthum und Familienverbindungen eine hohe gesellschaftliche Stellung behaupten, ist in New-York verhältnißmäßig klein.

Der Durchschnittsdeutsche ist vielmehr meist Fabrikant, größerer oder kleiner, irgend welcher Waare, oder Handwerker, sehr häufig Spezereihändler oder Lagerbierbrauer. Manchmal ist er Lithograph oder Kartenzeichner oder sonst Künstler in diesem oder jenem Fache. Mit der Colorirung und Retouche von Photographien beschäftigt sich ein ansehnliches Häuflein Deutscher in New-York. Legionen derselben fungiren als Kellner in den verschiedenen Hotels und Restaurationen der Stadt. Sehr viele, und zwar meist hebräischer Race, sind Kleider- und Schnittwaarenhändler, Juweliere und Antiquare, während andere als Pfandleiher und dergleichen sich eine sehr einträgliche Existenz zu schaffen wissen. Die Gemüsemärkte New-Yorks sind ebenfalls eine Schöpfung der Deutschen, welche die ersten waren, die in den Vorstädten Handelsgärten anlegten und die Marktgärtnerei in der Nachbarschaft New-York's fast als Monopol betreiben. Steigen wir eine Stufe tiefer hinab auf der socialen Leiter, so sehen wir, daß viele der umherwandernden Glaser, welche in den Straßen New-York's ihre halbgesungenen, halbgeschrieenen, immer aber höchst melancholisch klingenden Ausrufe erschallen lassen, Deutsche sind, ebenso wie die Schaaren von Lumpensammlern, die um die Dachrinnen und Aschenhaufen ihr naturforschendes Wesen treiben. Die Deutschen, denen es gelingt, sich als Bankiers oder Wechselmäkler zu situiren, gehen bald im Elemente der „obersten Zehntausend" der New-Yorker Gesellschaft auf und überlassen die Sitten und Lebensgewohnheiten der alten Heimath ihren vom Geschick minder begünstigten Stammesbrüdern, den Kleinhändlern, Handwerkern und Gewerbsleuten.

Von den mittleren und ärmeren Klassen enthalten New-York und seine Vorstädte mehr als hundertundfünfzigtausend; und von ihnen und ihren Charakterzügen in socialer und politischer Hinsicht soll im Nachstehenden hauptsächlich die Rede sein.

Mitten im Herzen New-York's und zehn Meilen in die Runde zeigt sich allenthalben ein Stück von den Ufern des Rheins, von der Oder oder vom Main, das Deutsche hierher verpflanzten. Der wackere dicke Mann, der in Broadway eine Restauration, einen sogenannten Salon hält, ist vielleicht vor einem Dutzend Jahren aus dem Schwarzwald übergesiedelt und diesen hat er in seinem Herzen mit über den Ocean gebracht. In der Gartenwirthschaft, in der er alsbald dem Cultus von Würsten und Lagerbier einen Tempel errichtet, hat er den landschaftlichen Charakter seines Heimathlandes durch eine Reihe kleiner Tannenbäume nachzubilden gesucht, welche in Kübeln das teutonische Eldorado schmücken. Und wenn dies nicht hinreicht, die Erinnerungen seiner Knabenzeit wachzuhalten, dann ruft er einen Künstler herbei, der die Mauern seines Gartens — besser Hinterhofs — mit tannenreichen Bebuten voller phantastischer Wasserstürze in Indigo und Schneeweiß dekoriren muß. Gewöhnlich erscheint auf diesen Kunstwerken im Vordergrunde noch ein wilder Eber, welcher seinen Durst an den erwähnten Cascaden stillt, so der Scene Wahrheit und Charakter verleiht und zugleich den westphälischen Schinken und das schäumende Weißbier symbolisch andeutet, die beide in dem Etablissement zu haben sind. Eine finstere Burg thront von einer Felsenzinne über dem Allen, und um die Gartenwirthschaften des Vaterlandes noch lebendiger vor Augen zu führen, werden längs der Einfassungen des Lokales eine Reihe von irdenen Töpfen mit exotischen Schlingpflanzen aufgestellt oder in deren Ermangelung dergleichen Schmarotzergewächse an die Wände gemalt. Endlich werden kleine Tische über den also ausstaffirten Hofraum vertheilt, und wenn der Sommer kommt, finden sich Schaaren von Landsleuten ein, sich an Ragouts aus mysteriösen Ingredienzen zu laben und sie mit Kannen des röthlichen Malztrankes hinunterzuspülen.

Charakteristischer noch als die deutsche Restauration von Broadway sind die durch die ganze Stadt verstreuten kleineren deutschen Bier- und Weinstuben, wunderliche, unsaubere, mausfallenähnliche Speisehäuser, in welchen Familien teutonischen Stammes, Männer, Weiber und Kinder einen großen Theil ihrer Zeit zuzubringen scheinen. Eines dieser Etablissements mag uns die ganze Art kennzeichnen. Es ist ein kleines Holzhaus, eines der vielen ähnlichen Gebäude ringsum, dicht an einem der Hauptzugänge der Stadt. Die Straßenthür öffnet sich direkt in das Hauptzimmer des Baues, einen Raum, der durch das Werfen des Holzwerkes gewaltig aus der Perspektive gekommen ist. Der Fußboden ist mit frischen Sägespänen bedeckt. Auf den kleinen Nußbaumtischen zeichnen sich unzählige Ringe von Biergläsern und Bierflaschen und das ganze Gemach stinkt nach schlechtem Tabak. Auf dem Bar, dem Schenktisch, sind Lendenstücke und für den starken deutschen Magen zubereitete sonstige Fleischspeisen massenhaft aufgestapelt: ungeheure fette Schinken, nicht völlig durchgekocht, denn der Deutsche liebt sein Schwein halbroh; Klumpen kalten Rindfleisches in unmittelbarer Nachbarschaft mit kalten Kalbsfüßen und Kalbsnieren; Pyramiden von Würsten aller Gattungen und Größen und mancherlei verwandte Artikel von präparirtem Fleische des edlen Rüsselthiers, Körbe voll jener sonderbaren, geflochtenen, salzigen Kuchen, welche, wenn ich nicht irre, Bretzeln und Wunder heißen; Sardinenbüchsen, eine über die andere gebaut, wie der Pelion auf dem Ossa; umfängliche Glaskruken mit eingepökelten Austern, daneben irdene Gefäße mit Kaviar. Rohe Zwiebeln in endlosen Haufen geben dem Mixtum-Compositum von Gerüchen den Lokalton, den ab und zu mächtige Duftströme durchdringen, dem Schweizer- und Limburger Käse entspringend, ohne welche kein deutscher Restaurant sein Menu für vollständig halten würde.

Die Gesellschaft, welche Abends an diesen Orten verkehrt, ist eine sehr gemischte. Der Stand der deutschen Advokaten und Aerzte ist reichlich vertreten. Gewerbsleute und Handelsagenten niederen Schlages stellen sich mit Weibern und Kindern ein. Der stattliche hübsche Mann dort mit dem dichten blonden Schnurrbart und dem kurz geschornen Haare treibt ein ausgebreitetes Geschäft mit Vögeln und seltenen Thieren aller Art und soll sich bereits ein Erkleckliches verdient haben. Er unterhält seine Agenten in allen Theilen der Erde und überrechnet, während er im Dampfe seiner Meerschaumpfeife zeitweilig verschwindet, vielleicht schon den Gewinn, den ihm ein für einen Menageriebesitzer bestellter Gorilla oder eine Giraffe abwerfen soll. Der Herr da drüben, der mit seinem langen grünen, dicht mit Pelz gefütterten Kaftan einem russischen Bojaren gleicht, ist ein wohlbekannter, ja ein berühmter Componist und Dirigent von Monstreconcerten. Auch Musiker von minderer Distinction zählen zu den Stammgästen des Hauses. Hier das bleiche Männchen, das eine mit grünem Zeug umhüllte Klapptrompete an sein Herz drückt, soll jeden Tag im Jahre seine vierzig bis sechzig Glas Lagerbier zu sich nehmen, die Sonntage ausgenommen, — wo es mehr trinkt. Männer mit Violinkästen schwirren umher, und hier sitzt einer sammt

Kasten und Frau. Welch' n gesunden Appetit, einen Appetit en gros, die Dame entwickelt! Sie ruft nach Kaviar, und wenn der Kaviar kommt, bestreicht sie damit ein großes Stück roher Zwiebel, tränkt das Ganze mit einer reichlichen Dosis Citronensaft, bestreut es mit einer dicken Lage schwarzen Pfeffer, legt das schmackhafte Gericht auf fett gebuttertes Schwarzbrod und macht sich eifrig an seine Vertilgung. Ihr Gefährte hält sich an eine lange Wurst von vier Zoll Durchmesser, und „tief wie der Zuydersee" sind die Schlucke Lagerbier, an denen sich das wackere Paar erquickt. Bier ist indessen nicht das einzige Getränk, welches die Gäste bestellen. Manche Flasche Rheinwein kreist an den Tischen und nicht gering ist der Verbrauch von Kirschwasser, Kornschnapps, Arak und andern geistigen Flüssigkeiten, wie sie bei den Deutschen mehr oder weniger in Gebrauch sind.

In weit höherem Style als diese Bierhäuser sind die deutschen Vergnügungsorte organisirt, in denen neben den Labsalen für den Leib zugleich geistige Genüsse, musikalische Unterhaltungen geboten werden. Die größten dieser Hallen, von denen mehrere zwei bis dreitausend Menschen fassen können, liegen in der Bowery. Einige sind mit Glas gedeckt und mit festen Tischen ausgestattet, welche reihenweise von einem Ende des Saales zum anderen laufen. Anstatt der Stühle dienen gewöhnliche Holzbänke. Vom Nachmittag an bis tief in die Nacht tönt hier von einer hoch über den Köpfen der Anwesenden angebrachten Galerie die Musik. Gewöhnlich wird jeder Tisch unten im Saale von einer Familie eingenommen, und der kleinste Sprößling derselben verlangt seinen Antheil an dem Lagerbier, das man genießt. Die großen Gläser, die den Lampencylindern nicht unähnlich sind, enthalten Weißbier, ein leichtes und säuerliches Malzgetränk, welches für den reichlichen Schaum, den es entwickelt, ein hohes Gefäß bedarf. Kleine teutonische Mädchen, das blonde Haar mittelst halbrunder Kämme zu einem peinlichen Grade von Festigkeit angespannt, patrouilliren in den Gängen zwischen den Tischen auf und ab und bieten auf kleinen Kredenzbrettern Bonbons zum Kaufe aus. In den Seitengalerien werden die verschiedensten Spiele gespielt.

Früher machten theatralische Unterhaltungen ein wesentliches Element der meisten großen Biersalons aus; jetzt ist diese Ergötzlichkeit in den erwähnten Etablissements gesetzlich verboten worden. So voll diese Hallen Abends auch sind, sehr selten geschieht es, daß Lärm oder Exzesse darin vorkommen. Allerdings befinden sich immer zwei oder drei Polizisten in Civil zur Hand, allein ihre Dienste werden nicht oft in Anspruch genommen. Wohl hört man an einem und dem andern Tische lautes Sprechen, denn die Deutschen disputiren gern und das Lagerbier bleibt, was man hiergegen auch eingewandt hat, nicht ohne berauschende Wirkung; die dadurch erzeugte Aufregung scheint indeß von mildem und unschädlichem Charakter zu sein.

Miscellen.

[Theaterbrand.] Am 1. November ist in Twer (Rußland) das Theater ein Raub der Flammen geworden. Während gerade eine Scene aus dem Volksleben dargestellt wurde, stürzten einige Leute mit angstvoller Miene und dem Rufe „Feuer! Feuer! Wir brennen!" auf die Bühne. Viele hielten diese Leute für Schauspieler und schenkten dem natürlichen Spiel derselben lebhaften Beifall. Diese Illusion wurde aber bald zerstört, als sich Rauch zeigte und gleich darauf das Gas und selbst die Lichter auf den Pulten der Musiker ausgelöscht wurden. Kaum war das Publikum auf die Straße gelangt, als auch das Feuer schon durch das hölzerne Dach brach, und in wenigen Augenblicken stand die ganze obere hölzerne Etage des großen Hauses in Flammen.

[Mißwachs und Noth in Rußland.] Die „Moskauer Zeitung" meldet auf Grund des Berichtes der powenezer Kreis-Landversammlung, daß in dem Kreise Powenez (Gouv. Olonez) ein eben so fürchterlicher Nothstand herrsche, wie in Finnland. In den entfernteren Wolosten des Kreises ist fast jedes Jahr Mißwachs, und die Bauern nähren sich während der größeren Hälfte des Jahres mit einem Gebäck aus Fichtenrinde. Der Genuß dieser Speise ist aber schädlich für die Gesundheit und verursacht ein Anschwellen des Körpers, besonders der Füße. Nach den Anweisungen der freien ökonomischen Gesellschaft kann das isländische Moos, welches fast überall im Kreise Powenez wächst und eine gesunde und, richtig zubereitet, sogar schmackhafte Nahrung gibt, mit gutem Erfolge statt des Brodes gebraucht werden. Besser als das isländische Moos scheint noch das Erbsenstroh als Getreidesurrogat verwendet werden zu können. Wenigstens schreibt die „N. St. P. Z.", daß ein finnländischer Gutsbesitzer den Versuch damit gemacht habe und den Erfolg desselben als sehr günstig schildere. Er ließ 750 Pud trockenes Erbsenstroh mahlen und mit 225 Pud Mehl vermischen. Die 975 Pud Mehl, welche er auf diese Weise erhalten, enthielten eben so viel Nahrungsstoff als 923 Pud reines Roggenmehl. Da das Erbsenstroh gewöhnlich weggeworfen wird, ist diese Entdeckung entschieden von Wichtigkeit. — Aus Pinega (Gouv. Archangelsk) wird geschrieben, daß die ältesten Leute sich eines solchen Mißwachses, wie er in diesem Jahre gewesen, nicht erinnern können. Das Getreide und die Kartoffeln sind durch Fröste zu Grunde gerichtet, die Rettige von den Würmern aufgefressen, selbst Beeren und Pilze sind nicht gewachsen.

[Gelehrte Ochsen.] Auf der Neuen Sandstraße in Breslau hat sich kürzlich in den Abendstunden ein Kuriosum zugetragen. Eine Heerde Ochsen nämlich, die ungefesselt die Straße hinaufgetrieben wurde, legte einen hervorragenden Trieb nach Bildung an den Tag. Besagte Ochsen fanden das Portal der königlichen und Universitäts-Bibliothek geöffnet, und in Aussicht auf die frische Weide, welche ihnen der Rasenplatz innerhalb des Hofes darbot, zogen sie es vor, von der Straße abzuweichen und ihre Lagerstätte in diesem Staats-Institute aufzuschlagen, insbesondere Medizíner und Juristen beschämend, welche letztere in der Regel erst vor dem dritten Examen, um eine leidliche wissenschaftliche Arbeit zu Stande zu bringen, sich bei den Bewohnern genannter Straße schüchtern nach der Lage der k. Bibliothek erkundigen. Nur mit großer Mühe konnten die gelehrten Ochsen aus dem Gehöfte entfernt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 93. Mittwoch den 20. November 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Hermine vollendete rasch ihre Toilette, nahm den Sonnenschirm und ging.

„Glück, viel Glück!“ rief Heßler ihr nach.

Schon nach zwanzig Minuten stand die Tochter des Fabrikanten vor dem Häuschen des Holzfällers. Sie sah durch das offene Fenster in das Stübchen.

Die alte Mutter saß traurig sinnend in dem großen Stuhle neben dem Ofen.

„Wer ruft denn da?“ fragte sie erschreckt.

„Ich, Hermine.“

„Ach, Sie, liebes Fräulein!“

„Wo ist denn meine Freundin?“

„Haben Sie meine Schwiegertochter denn nicht getroffen, Fräulein?“

„Nein!“

„Sie wollte zur Fabrik, und ist schon seit einer halben Stunde fort.“

„Nicht möglich!“

„Suschen sagte, sie hätte sehr nothwendig mit Ihnen zu sprechen.“

„Ist vielleicht ein Brief angekommen?“

„Daß ich nicht wüßte. Es kann indeß wohl sein, da meine Schwiegertochter den ganzen Morgen draußen beschäftigt war und den Postboten gesprochen haben kann. Sie kam plötzlich herein und sagte, ich muß fort nach der Fabrik, muß nothwendig mit Fräulein Börner sprechen. Rasch nahm sie den Mantel und lief davon. Was es eigentlich ist, weiß ich nicht. Du lieber Gott, das gute Kind hängt ja mit Leib und Seele an Ihnen. Mich wundert, daß Sie sich einander verfehlt haben.“

„Ich bin den gewöhnlichen Fußweg gekommen.“

Hermine überlegte einen Augenblick. Die Alte hatte ihren Platz verlassen und war an das Fenster getreten.

„Wenn ihr nur kein Unglück begegnet ist!“ rief sie ängstlich.

„Das glaube ich nicht, Mütterchen.“

„Aber Sie müßten meine Tochter doch gesehen haben....“

„Ich selbst habe wohl in Gedanken einen andern Weg gewählt, im Birkenbusche gibt es ja zwei . . . Mütterchen, wollen Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen?“

„Zehn für eine!“

„Suschen wird zurückkommen, wenn sie mich nicht auf der Fabrik trifft. . .“

„Das hoffe ich.“

„Sagen Sie ihr, ich sei nach dem Rittergute gegangen, sie möchte mir auf dem Fußwege entgegenkommen.“

„Gern, gern!“

„Auf dem Fußwege also, daß wir uns nicht abermals verfehlen.“

„Werde es schön ausrichten, liebes Fräulein. Sie können sich auf mich verlassen. Suschen kommt Ihnen entgegen.“

Hermine entfernte sich.

„Ich will nicht länger säumen,“ dachte sie; „die Nachricht, die mir Suschen zu überbringen hat, kann an meinem Entschlusse, den die Nothwendigkeit festgestellt, nichts ändern. Diesen Morgen muß ich über Kohler Gewißheit haben, damit ich fernere Maßregeln darnach ergreife. Die Möglichkeit eines Arrangements ist ja nicht ausgeschlossen, zumal wenn Kohler Herz und Gemüth besitzt. Ich gehe einen schweren, ernsten Weg . . . . gebe Gott, daß er zu einem glücklichen Ziele führe.“

Unruhe und Besorgniß trieben Herminen zur Eile an. Der Pfad, den sie eingeschlagen, war schön und bequem; er zog sich an den äußeren Gärten des Dorfes hin und führte an dem großen Teiche vorbei, dessen Ufer ein Wald von hohem Schilfe bekränzte. Und wie köstlich war der Sommermorgen! Die Lerchen schwirrten hoch im blauen Aether, in den Zweigen der dichtbelaubten Bäume sangen die Waldvögel und auf den Rainen weideten friedliche Schafheerden. Hier entfaltete sich ein Bild des tiefsten Friedens. Die Saaten standen in üppigster Pracht, eine reiche Ernte verheißend . . . wo aber war ein großer Theil Derer, die mit fleißiger Hand den Samen der vorbereiteten Ernte übergeben hatten? Ob die kräftigsten Arbeiter sich des Lohnes erfreuen sollten? Ob sie überhaupt die Heimath wiedersehen würden?

Gedanken dieser Art beschäftigten die arme Hermine, die mit schwerem Herzen ihre Wanderung fortsetzte; sie mußte und wollte Gewißheit erlangen und deshalb zögerte sie nicht. Plötzlich blieb sie stehen, die Hand auf den Busen pressend, als ob sie einen heftigen Schmerz empfände. Rechts am Wege zeigte sich die freundlich gelegene Oberförsterei; die Behausung zweier Männer, deren Einen Hermine innig liebte, den Andern aber fürchtete. Und Friedrich hatte ihr in Aussicht gestellt, daß sie einst in diesem alten, aber freundlichen Hause als glückliche Frau schalten und walten würde? Welch riesengroße Hindernisse thürmten sich nun auf! Der Oberförster selbst hatte das Glück seines Sohnes untergraben.

Hermine konnte sich der Thränen nicht erwehren.

„O, daß ich vorüber muß!“ flüsterte sie. „Der Anblick dieses Hauses hemmt meinen Schritt, und doch auch treibt er mich fort, denn unter diesem Dache wohnt der Mann, der meinen guten Vater zu verderben gedenkt! Wie wäre es, wenn ich ihm offen und klar die Verhältnisse darlegte? Es wird mir dies nicht so schwer fallen, als den Amtmann zu bitten. . . . Nein, was kann denn Graßberg für den Vater noch thun? die Revision ist festgestellt, sie läßt sich nicht mehr rückgängig machen. Und soll ich, die Tochter, das Vergehen des Vaters bestätigen? Wer kann wissen, wie der Oberförster, der ein rachsüchtiger Mann zu sein scheint, mich aufnimmt? Vorwärts in Gottes Namen denn, ich versuche zunächst mein Heil bei Kohler! Was fordere ich denn von ihm? Ein Darlehen für den bedrängten Vater.“

Sie ging rasch weiter. Nach einer Viertelstunde schon stand sie an dem Thore des Rittergutes, das durch seine einfache Größe und Ordnung imponirte. Hier war die rege Geschäftsthätigkeit fortgesetzt; dem hohen Schornsteine der Brennerei entquoll eine dicke schwarze Rauchwolke, die säulenartig emporstieg und sich dann über den Feldern verdünnte. Schwer mit Heu und Futterkräutern beladene Wagen fuhren in den Hof. Knechte und Mägde gingen aus einem Wirthschaftsgebäude in das andere. Wagen, mit Fässern bepackt, fuhren aus einem Seitenthore. Nichts verrieth Stillstand oder Bedrängniß, man erkannte auf den ersten Blick, daß hier ein tüchtiger Geschäftsmann mit großen Kapitalien arbeitete. Der Krieg schien weder auf die Oekonomie noch auf die Fabriken Einfluß auszuüben.

Schüchtern betrat Hermine den weiten wohlgeordneten Hof.

„Ich muß, ich muß!“ flüsterte sie sich zu.

Sie stieg die Freitreppe zu dem Herrenhause hinauf. Auf der Flur mußte sie stehen bleiben, denn ihr Herz klopfte so rasch, daß sie kaum zu athmen vermochte. Um sich zu ermuthigen, dachte sie an den bleichen niedergeschmetterten Vater.

„Wohin?“ fragte ein Diener, welcher das junge Mädchen nicht kannte.

Hermine hatte eine einfache, fast bescheidene Toilette gemacht.

„Zu dem Herrn Amtmann. Er ist doch zu sprechen?“ fragte sie schüchtern.

„Ich glaube.“

„So melden Sie mich an.“

„Wen soll ich melden?“

Hermine gerieth in Verlegenheit. Rasch zog sie ihr Notizbuch hervor, nahm eine Karte heraus und überreichte diese dem Diener.

„Meine Karte!“

Der Domestik entfernte sich, nachdem er einen forschenden Blick auf die Fremde geworfen hatte.

„Ich dulde es!“ dachte Hermine, die sich verletzt fühlte. „Es ist doch viel besser, daß ich ihn aufsuche, als daß ich ihm eine Einladung zugeschickt. Vater, Vater, ich leide für dich! Aber auch für dich, mein Friedrich!“

In diesem Augenblicke kam der Diener zurück.

„Fräulein Börner ist sehr willkommen!“

Er führte die Dame in den Salon, dann entfernte er sich, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Kohler ließ lange auf sich warten. Wohl zehn Minuten waren verflossen, als er eintrat.

„Verzeihung,“ rief er schon in der Thür, „ich befand mich in einer Toilette, die mir nicht erlaubte, einen so werthen Gast zu empfangen . . . ich bin soeben aus dem Felde gekommen. . .“

Man sah es wohl, daß er sich rasch angekleidet hatte.

„Ich habe um Verzeihung zu bitten,“ entgegnete Hermine, der es gelungen war, sich Fassung anzueignen, „eine Störung, wie ich sie veranlasse . . .“

„Hätte ich ahnen können, daß Sie mich zu sprechen wünschen, ich würde mit Freuden ihnen einen Besuch abgestattet haben. Uebrigens bin ich stolz darauf, Sie in meinem Hause zu begrüßen.“

Er küßte ihr galant die Hand. Dann führte er sie zu der prachtvollen Ottomane, über der das lebensgroße Bild des Gutsherrn hing.

„Ihr Herr Vater hätte Sie begleiten sollen!“ rief er jovial.

„Er würde sicher gekommen sein, wenn er nicht krank wäre.“

„O, mein Gott!“

„Der arme Mann muß das Bett hüten!“ fügte sie bewegt hinzu. „Die Last der Geschäftssorgen hat ihn geistig und körperlich niedergedrückt. Ich fürchte, daß sein Zustand sich verschlimmert.“

„Das wäre ein Unglück!“

„Die schreckliche Geschäftskrisis, die so plötzlich hereingebrochen, hat großes Unheil angerichtet.“

„Ueberall, überall! Ich gehöre zu den Leuten, die ein großes, einiges Deutschland wünschen; wenn ich aber die Opfer bedenke, welche die Erreichung dieses großen Ziels fordert, möchte ich doch meine Ansicht ändern. Auch Sie leiden, Fräulein Hermine . . . natürlich, das Schicksal des Vaters kann Ihnen nicht gleichgiltig sein. . . . Ist das Ihrige mit dem Seinigen doch eng verknüpft. . . Mir scheint indeß, Freund Börner geht in seinen Befürchtungen zu weit.“

„Wie?“ fragte Hermine zu ihm emporblickend.

(Fortsetzung folgt.)

Meine ersten militärischen Studien.

Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben.

III.

Es kamen Tage, an denen ich weder Geld noch Kredit hatte und daher vor den Augen des durstigen Manipulanten ein Gräuel war. Dann zog ich wohl seufzend den großen Koffer unter dem Bette hervor und musterte den Inhalt mit versilberungslustigem Blicke. Da lagen, wohlverpackt von der Mutter Hand, schöne, gestickte Hemden „für besondere Gelegenheiten“, weiche, feinwollene Jäckchen für den Winter und theuere Foulards — mehr für das Auge als für die Nase bestimmt. Dazwischen lagen noch Reseda und andere duftende Kräuter ganz so, wie Mütterchen sie eingestreut; denn ich hatte von den Staatsstücken noch nichts angerührt; ich hatte nur pietätvoll daran gerochen, um mich zu stärken am süßen Hauche der Heimathluft und Muttersorge, der mir daraus so tröstend, so wiedersehenverheißend entgegenwehte. Und der theuere Sohn, den die wollenen Jäckchen im Winter recht warm halten sollten, der mit den Prachthemden und Foulards gelegentlich paradiren sollte, stand nun wie ein angehender Tempelräuber vor diesem Allerheiligsten seiner Cadettenequipirung und calculirte

finster, was wohl der — Jude dafür geben werde, der kalkreelle Mauschel, der ja doch nimmermehr die sanften, frommen Mutterlehren zu taxiren wußte, die für mich so untrennbar daran hafteten.

Zwar versuchte ich, kaltblütig zu räsonniren: „Was nützen mir eigentlich diese superfeinen Hemden? Für meine jetzige sociale Stellung sind sie entschieden zu üppig, und bis ich einmal Offizier bin, sind sie ja längst gelb oder gar von den Schaben aufgefressen. . . Und diese Wollenjäckchen; sind sie nicht geradezu Verweichlichungsmittel? . . . Und gar diese Foulards; sagte nicht unser Hausarzt oft genug: Die Seide reize die menschliche Nase, und Leinwand sei der gesündeste Putzstoff? Kann eine Mutter wollen, daß die Nase ihres Sohnes gereizt werde?" Da mir auf solche Fragen Niemand Antwort gab, glaubte ich oft schon gewonnen zu haben und nahm ein Hemd oder Jäckchen am Kragen. Aber dann athmeten die armen Dinger wieder so rührenden Heimathduft und starrten mich aus offenen Knopflöchern so vorwurfsvoll an, daß ich beschämt die Hand zurückzog und that, als hätte ich die theuren Schätze nur ein bischen — ordnen wollen. Ich schloß dann den Kasten mit einer gewissen Andacht wieder zu, setzte mich darauf und verpflichtete mich im ersten Reueanfalle: Vom nächsten „Ersten" an ein „guter Wirth" zu werden. Ja, ich glaube mich zu erinnern, daß ich einigemal an Ersparung meiner halben Monatzulage dachte — natürlich nur dann, wenn ich schon mit der ganzen fertig war.

War der alte Feldwebel in solchen Reuemomenten zugegen, so schien er meine innersten Gedanken zu errathen und betrachtete mich mit unbeschreiblicher Verachtung. Seine Ungnade hatte eigentlich für mich drei Grade: war meine Zulage zu Ende, so fing meine „Talentlosigkeit" an und dauerte so lange, bis ich irgendwo Kredit fand; war auch dieser erschöpft, so trat ich in das Stadium der „höchsten Unzuverlässigkeit"; konnte ich mich aber auch dann nicht zum Verkaufe meiner Luxuswäsche entschließen, so war ich „zu bedauern", was ungefähr soviel heißen sollte, als — „für den Profoßen geboren".

Ich glaube, wäre ich nicht so pietätvoll gegen Mutter und Heimath gewesen, ich hätte schon im ersten Monate dieser schauerlich-systematischen Pression nachgegeben und meine Hemden, Jacken und Schnupftücher in Gestalt alkoholischer Getränke durch die Gurgel des alten Manipulanten gejagt. Aber ich widerstand heroisch bezüglich aller jener Gegenstände, die ich von den Eltern erhalten. — Anders verhielt es sich freilich mit einem schwersilbernen Eßbestecke, das mir eine wackere Tante „zur steten Erinnerung" geschenkt. Dieses Besteck war mir schon lange ein Dorn im Auge und bei jedem neuen Mittagmahle handhabte ich es mit gesteigerter Rücksichtslosigkeit. Es erschien mir als höchst lächerlicher Hochmuth, die handfesten Menageknödel mit silbernen Spielereien zu umgaukeln, während alle meine Kameraden ihnen mit eisernem „Schanzzeuge" zu Leibe gingen. Und was die „stete Erinnerung" an die gute Tante betraf, glaubte ich dieselbe tief im Herzen tragen und nicht erst mit Löffel und Gabel — einnehmen zu müssen. Ich hatte keine Pietät für dieses Eßzeug. Der Feldwebel aber hatte ein Auge darauf, er gedachte es an sich zu bringen — am liebsten als Geschenk „zur steten Erinnerung" an mich.

„Cadet," sprach er zuweilen, „ein ordentlicher Soldat verkauft kein Silberzeug; denn man könnte glauben, er habe es — gestohlen, was einen üblen „Nimbus" verbreitet. Ein ordentlicher Soldat behält seine Pretiosen, oder verwendet sie zu Präsenten an gute Kameraden oder auch an — würdige Vorgesetzte."

Blickte ich bei solch sonderbarer Rede des alten Schwindlers verwundert auf, so nickte er mir höchst ernsthaft zu und sagte fast innig: „Glauben Sie mir, es gibt noch Vorgesetzte, welche die Talente ihrer Untergebenen zu schätzen wissen." In solchen Momenten verstand er unter meinen „Talenten" — mein Eßzeug.

Ich wurde dieser oftwiederholten deutlichen Winke schließlich überdrüssig und beschloß, mir durch gänzliche Abtretung des Besteckes einen dauerhaften Frieden zu sichern. Ich glaubte nämlich damals noch an Reste von Biederkeit in dem dreimal rekapitulirten Commißgemüthe des Alten. Ich schlug daher die „stete Erinnerung" an die brave Tante um etwa ein Fünftel des Werthes an den Feldwebel los, wobei dieser noch die Bedingung stellte, am Abende mit zwei Maß „Sechziger" tractirt zu werden. Dafür war ich aber eine ganze Woche lang der „talentirteste" Cadet der Armee und meine Beförderung zum Vicegefreiten schien so ziemlich gesichert.

Obgleich das Alles nur schnöder Manipulantenschwindel war, hatte die Abtretung des Besteckes doch ihr Gutes für mich, denn bei dem am Abende stattgefundenen Gelage entdeckte ich an dem Alten eine Schwäche, welche mir noch öfter zur furchtbarsten Waffe diente. Der Feldwebel rechnete sich zu den „Gebildeten", d. h. er sprach mit Vorliebe über Alles, was er nicht verstand, und war ein Freund gelehrter, fremdartiger Ausdrücke. Um die Bedeutung der letzteren kennen zu lernen, wandte er sich an Besserunterrichtete und holte sie so pfiffig aus, daß man glauben konnte, er prüfe sie nur. So geschah es auch an jenem Abende. Schon bei der ersten Maß sprach der Alte „gelehrt". Er nahm verschmitzt klinzelnd einen großen Schluck und sagte: „Sie, ich weiß, daß Sie eine schöne „Büldung" genossen haben; aber vielleicht wissen's doch nicht, was ein — pythagoräischer Lehrsatz ist?"

Voll Vertrauen auf die ärarische Intelligenz des Mannes entgegnete ich nach kurzem, ernsthaftem Besinnen: Pythagoras, ein altgriechischer Unteroffizier, sei in der Kriegsgeschichte berühmt durch seine vorzügliche Methode in der Abrichtung von Rekruten, wie in der Belehrung von Untergebenen überhaupt; daher man noch heutigen Tages gediegene militärische Belehrungen pythagoräische Lehrsätze nenne.

Der Alte hatte zu dieser Erklärung zuweilen schmunzelnd genickt, als wollte er sagen: „Schau, schau, er weiß es doch!" Mein ruhiger Ernst erweckte offenbar sein Vertrauen, und er frug mich um noch gar Manches, was ich Alles redlich nach obigem Muster beantwortete.

Acht Tage später ward ich von dem nun schon eingewöhnten Besitzer des Besteckes zum Rapport geschleppt, weil ich eine Rangsliste der Compagnie von hinten nach vorn verfaßt und behauptet hatte: ein vernünftiger Mensch könne von unten nach oben gerade so gut lesen, als von oben nach unten. Meine Schuld lag klar am Tage und der Feldwebel versicherte daher auch: „Daß Sie Ihre vierundzwanzig Stund' kriegen, geb' ich Ihnen schriftlich . . . Sie . . . Sie . . . Cadet, Sie!"

Der Rapport stand und die Reihe kam an mich, der ich schon darüber nachdachte, womit ich mich heute beim Profoßen amüsiren wolle. Schon vorher hatte der Feldwebel einige bedenkliche Fremdwörter angebracht, nun aber meldete er dem Hauptmanne in's Angesicht: ich sei ein erklärter Widerspruchsalkohol (geist), an dem kein pythagoräischer Lehrsatz etwas bessere.

Der Hauptmann machte einen kleinen Sprung in die Höhe, rieb sich die Augen, blickte den Manipulanten eine Weile starr an und sagte dann leise, aber deutlich: „Sie sind ein — E . . l."

Ich war von der Logik dieses Ausspruches so innig überzeugt, daß ich „Bravo!" rief, als säße ich auf dem „Juchhe" des ersten besten Theaters. Das änderte die ganze Scene. Der Hauptmann drehte sich blitzschnell um und eilte davon, nachdem er mit halberstickter Stimme gerufen: „Vierundzwanzig Stunden Hausarrest diesem vorlauten Rekruten!" Er war ein guter, gemüthlicher Mensch und seine größte Schwäche war, daß er das Lachen nur schwer verbeißen konnte.

Der alte Manipulant blieb zwei Tage lang melancholisch, denn er begriff es durchaus nicht, daß gerade er wegen seiner pythagoräischen Lehrsätze ein Esel sein solle.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 16. November.

„Es darf dir aber nicht unangenehm sein" pflegt der alte Waffenschmied in der gestern aufgeführten Lortzing'schen Oper dieses Namens zu sagen, wenn er Einem den Text tüchtig gelesen hat; er meint es aber nicht so schlimm, als es seinem Schelten und Poltern nach scheinen mag und hat im Grunde das Herz auf dem rechten Fleck. So möchten auch wir rufen, wenn wir Bühnenleistungen mit kritischer Sonde untersucht und eine heikle anbrüchige Stelle empfindlich getroffen haben; geschicht es doch nicht aus purer Sucht zum Tadeln, sondern lediglich im Interesse der Sache aus redlichem Bestreben, zur Läuterung und Klärung das Unsrige beizutragen und die Handhabe zur Erklimmung des schwierigen Pfades zur Vollkommenheit zu bieten.

Heute sind wir glücklicher Weise nicht in die unangenehme Lage versetzt, mit schwarzer Feder über die Leistungen herzufallen, denn im Allgemeinen ging es ziemlich befriedigend her. Hr. Strobel war ein prächtiger alter Poltron, der mit gutem Verständnisse seine Rolle durchspielte und nur zuweilen im Affekte zu gewaltsam auftrat und dann erschütternde Proben der Tüchtigkeit seiner Lunge und Stimmorgane ablegte, so daß er gegen das Ende nicht mehr nachhalten konnte und in dem bekannten schönen Liede: „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar" nicht ganz ausreichte; er fand es deßhalb für gut, die mittlere Strophe wegzulassen, und war nicht mehr disponirt, die durch den Text vorgezeichnete, im Gesange äußerst wirksame Steigerung zur Geltung zu bringen.

Sein Töchterlein, dessen Herz zwischen dem Grafen Liebenau und dem Schmiedgesellen Konrad hin- und herfibrirt und sich nach längerem Monolog über das Thema: „Reichthum thuts nicht allein auf Erden" erst für den Letzteren entscheidet, wurde von Frl. Kießling gut gegeben; doch hätten wir dem Bilde, welches sie uns vorführte, mehr Wärme und Innigkeit gewünscht; ihrer Darstellung ging die poetische romantische Seite so ziemlich ab; sie erinnerte zu sehr an die prosaische Wirklichkeit, an die zwischen zwei Verehrern abwägende moderne Dame. Wenn derlei Reflexionen in der Choristik der Rolle allerdings angedeutet sind, so dürfen sie doch nicht zu scharf hervorgehoben werden, wie es Frl. Kießling that. Im Gesange im Allgemeinen noch etwas schülerhaft, verräth sie doch die strebsame begabte Künstlerin, welche ihre schönen Mittel zur Anerkennung zu bringen weiß und bei andauerndem Fleiße noch etwas Tüchtiges daraus machen wird.

Hr. Lehmann besitzt nach seinen gestrigen Leistungen als Liebenau mehr Routine im Liede als im Recitative. Hr. Simon hat in dem ehrlichen, seinem Ritter nach alter Knappenart treu ergebenen Gesellen Georg allgemein gefallen, sich als brauchbaren Coupletsänger erwiesen und mit vielem Humor gespielt, der nur bei der Zumuthung, die männersüchtige Irmentraud zu freien, etwas über die Schnur haute. Diese alternde Jungfer wurde von Frau Koffary zwar mit grellen Farben durchgeführt, doch paßten sie in die derbkomische Färbung der Oper, weßhalb wir sie einer Uebertreibung nicht zeihen wollen. Hr. Ganzemüller gab sich anerkennenswerthe Mühe, den schwäbischen Ritter in seiner heimathlichen Zunge sprechen zu lassen, konnte aber doch mit dem schwäbischen Dialekte in seiner ganzen Naturwüchsigkeit nicht fertig werden.

Schließlich müssen wir noch als etwas höchst Mangelhaften des Sextettes im zweiten und des Septettes im dritten Akte gedenken; das war ein wirres Durcheinander, ein Conglomerat aller möglichen falschen Töne und Dissonanzen; dergleichen mehrstimmigen Nummern muß größere Sorgfalt zugewendet werden, denn, wenn sie nicht gut zusammengehen, bilden sie schwarze Flecken, welche selbst auf die besten Einzelleistungen störend reflektiren und ihren Glanz trüben. —c—

Miscellen.

[Sternschnuppen.] Es liegen aus England nähere Daten über die Sternschnuppen-Beobachtungen der Nacht des 13. zum 14. vor. Der wohlbekannte Astronom Hind hielt auf der Sternwarte von Twickenham die ganze Nacht Ausschau; doch als der kritische Zeitpunkt, 6 Uhr, nahte, überzog ein dichter Nebel den Himmel. Du Chaillu sah in der ganzen Nacht nur neun bis zehn vereinzelte Meteore, Dr. Balfour Stewart auf der Sternwarte von Kew gar keine. Warren de la Rue erblickte bei Hounslow, wo die Atmosphäre von 5 bis 6 Uhr neblig war und dann sich aufklärte, ganz deutlich den großen Bären, sowie den Löwen, aber keine Sternschnuppen. In Greenwich wurden bis Mitternacht deren etwa sechs gesehen; dann umwölkte sich der Himmel, um 4 Uhr sprang der Wind nach Norden um und brachte dichten Nebel; ein nochmaliger Windwechsel klärte die Luft wieder und zerriß die Wolken, und von 6 bis 7 Uhr wurden zehn Meteore gesehen. Aus diesen Beobachtungen, wenn sie auch einzeln genommen durch atmosphärische Ungunst unterbrochen und zerstückt waren, läßt sich doch der Zeit nach eine vollständige Kette herstellen; und in dieser liegt also der Beweis, daß sich eben gar keine außerordentliche Erscheinung gezeigt hat. Um so unglaubwürdiger wird daher die gestern erwähnte und bezweifelte Angabe, daß in Paris zwischen 1 und 3 Uhr „unzählige Aerolithen" beobachtet worden seien.

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Richard Gadermann.— Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 94. Sonntag den 24. November 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Ich weiß, daß es nur auf seine Tochter ankommt, sofort eine günstige Aenderung der Situation herbeizuführen."

Hermine blieb ruhig.

„So hat Ihnen der Buchhalter Heßler gesagt, der nach Zahlen rechnet und alle Angelegenheiten im Leben geschäftlich behandelt. Der gute Mann mag von seinem Gesichtspunkte aus Recht haben! Sie aber, Herr Kohler, werden wahrlich die Ansichten des Buchhalters nicht theilen. In dieser Voraussetzung habe ich es unternommen, den Freund meines bedrängten Vaters um Hülfe zu bitten. Nehmen Sie meinen heutigen Besuch als einen Beweis des Vertrauens, das ich in Sie setze ... mehr noch: als einen Beweis dafür, daß ich Sie für einen hochherzigen Mann halte, der sein Ohr den Klagen Unglücklicher nicht verschließt. Und ich bin doppelt unglücklich, fügte sie bebend hinzu. Indem ich mit dem Vater leide, erfüllt mich auch der Gedanke mit bitterm Schmerze, du kannst deine Hochachtung vor dem Manne, den du um Hülfe bittest, nicht in dem Grade bethätigen, wie du wohl es möchtest. Herr Amtmann, der Kampf in meiner Brust ist ein schrecklicher! Und dennoch ist es mir nicht schwer geworden, vor Sie zu treten ... Ich bitte Sie um Nachsicht mit der Schwachheit des Mädchens, aber auch um Hülfe für den Vater! Zähle ich nun auch auf eine Großmuth, die ich kaum verdiene, so baue ich doch zugleich auf die Freundschaft, die Sie stets für den Vater gehegt haben."

Sie war so erregt, daß sie das Tuch an die Lippen legen mußte, um den Ausbruch des Schluchzens zu verhindern.

Kohler blieb kalt. Sein kleines Auge warf glühende Blicke auf das reizende Mädchen, das den aufsteigenden Schmerz gewaltsam niederkämpfte.

„Hermine," begann er nach einer kurzen Pause, „gestatten Sie mir, daß ich vertraulich Sie so nenne, Sie haben Recht, wenn Sie annehmen, daß ich kein trockener Geschäftsmensch bin. Wäre ich es, ich hätte längst Ihrem Vater gegen hohe Zinsen geliehen .. das Geld spielt in meinen Augen eine untergeordnete Rolle, denn ich habe durch sie kennen gelernt, daß es noch Höheres im Leben gibt als den Mammon, dem die Menschen mit Hast und Gier nachjagen. Glauben Sie denn, daß der Reichthum mich glücklich macht? Auch in meiner Brust tobt ein Kampf, der mir das Leben auf die herbste Weise verbittert. Ich bin vielleicht noch elender als Sie es sind ... Vor einiger Zeit suchte ich Hülfe bei Ihnen ... mein Zustand war unerträglich geworden ... Sie wiesen mich unter den gewöhnlichen Höflichkeitsformen ab, unbekümmert um die Zukunft, die sich mir eröffnete. Diese Sorglosigkeit schrieb ich Ihrer Jugend zu ... ach ja, die Jugend ist romantisch gesinnt, sie prüft das Reale nicht, sie verwirft es, weil sie das Leben noch nicht kennt. Jetzt sind Sie nicht nur älter geworden, Sie haben auch das Leben in der ernstesten Gestalt kennen gelernt ... Hermine, ich darf wohl schließen, daß Ihre Ansichten sich geändert haben ... Gestatten Sie mir, daß ich heute meine Bitte wiederhole: werden Sie die Gebieterin dieses ausgebreiteten Gutes, schalten und walten Sie mit meinem Vermögen nach Belieben ... reichen Sie dem Manne Ihre Hand, der ohne Sie das traurigste Leben führt!"

Kohler wollte sich vor ihr auf ein Knie niederlassen.

Hermine verhinderte es, indem sie rasch aufstand.

„Sie tödten mich! Sie tödten mich!" rief sie schmerzlich und erschreckt zugleich.

Der Amtmann trat zurück; er schien sich seiner Leidenschaftlichkeit zu schämen.

„Ich bin Ihnen entgegen gekommen," murmelte er verlegen, „ein kurzes „Ja" von Ihren Lippen hätte zwei Männer glücklich gemacht ... Ihren Vater und mich! Sie achteten dieses Glückes nicht, das Sie leicht hätten herbei führen können... Von mir fordern Sie ein Opfer, aber Sie verschmähen es... mein Gott, wie soll ich mich denn noch ausdrücken?"

„Herr Amtmann," sagte Hermine zitternd, „ich habe mich an Ihre Großmuth gewendet."

Sie schrack zusammen vor den stechenden Blicken Kohlers; es waren wahre Basiliskenblicke, die aus seinen kleinen Augen schossen.

„Wollen Sie auf mich nicht Rücksicht nehmen, Fräulein Börner, so denken Sie an den Vater, dessen schreckliches Loos in wenigen Tagen entschieden sein wird."

„Was soll das heißen?" fragte bestürzt das junge Mädchen.

„Ich weiß Alles! Die obwaltenden Verhältnisse können in gewissen Kreisen kein Geheimniß bleiben ... Ihr Besuch bestätigt die Vermuthungen, die ich habe aussprechen gehört. Wahrlich, ich muß in Ihren Augen eine widerwärtige Erscheinung sein, da Sie lieber den völligen Ruin des Vaters eintreten lassen, als daß Sie meinen ehrenvollen Antrag annehmen. Damit Sie ganz klar sehen, füge ich hinzu, hoffen Sie nicht, daß Ihnen Hülfe von einer andern Seite werde, die Kapitale sind wie aus der Welt verschwunden, und schon ist der Credit Ihres Vaters tief erschüttert. Klopfen Sie an, wo Sie wollen,

man wird Ihnen nicht öffnen. Vielleicht ist der Krieg nach einigen Wochen beendet, es werden die Geschäfte neu aufblühen, dann aber ist es zu spät . . . die Firma Gotthelf Börner existirt nicht mehr."

Hermine mußte die Hand auf die Lehne des Stuhles legen, um sich zu stützen. Es war ihr, als ob der Boden unter ihren Füßen wanke, als ob das helle Tageslicht sich in Dämmerung verwandelt hätte. Sie wagte dennoch die Frage:

„Wodurch ist der Credit meines Vaters erschüttert?"

Kohler zuckte mit den Achseln.

„Ich habe mich um die Einzelnheiten nicht gekümmert, habe nur, ohne es zu wollen, Gerüchte gehört, die eben nicht vertrauenerweckend sind. Mögen diese Gerüchte immer übertrieben sein . . . es bleibt doch verhängnißvoll, daß sie überhaupt existiren."

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Eindrücke
eines Süddeutschen in den ehemaligen Sklaven-Staaten Nord-Amerika's.

Herr Max Eyth aus Stuttgart veröffentlicht im „Schw. Merk." Schilderungen aus New-Orleans, St. Louis und Chicago, die so frisch empfunden und so geeignet sind, die amerikanischen Zustände in ganz anderem Lichte zu zeigen, als in dem man sie gewöhnlich zu sehen pflegt, daß wir unsern Lesern mit auszugsweiser Mittheilung derselben einen Gefallen zu thun glauben.

Der Name von New-Orleans ist fast immer verbunden mit dem Gedanken an ein mörderisches Klima, ungeheuere Reichthümer und gräßliche Barbarei gegen die schwarze Race. Was das Klima betrifft, so bestätigt sich eine häufige Erfahrung auch hier in merkwürdiger Weise. Der Ruf eines schlechten Klima's ist immer ein übertriebener und manchmal ein ganz unverdienter. Woher dies kommt, ist vielleicht so erklärlich: „Der Tod ist der Sünde Sold" und krank werden die Leute überall. Es ist aber sehr bequem und schmeichelt der Eitelkeit, Krankheiten, die in der eigenen Natur, oder noch öfter in der unvernünftigen Lebensweise liegen, auf das Klima zu schieben. Sodann verbreitet sich die Nachricht, daß fünf Leute an Cholera oder gelbem Fieber gestorben, zehnmal weiter und nachdrücklicher, als daß 500 Gesunde die 5 Gestorbenen zu Grabe getragen. Leute, Deutsche, die 20, 30, 40 Jahre hier gelebt, sagen mir täglich, daß es namentlich seit 15 Jahren, seit die steigende Kultur Louisiana trockner gelegt, kaum eine gesundere Stadt gebe, als New-Orleans. Ein Bayer, der in der Nähe des Fairgrounds (Ausstellungsplatz für landwirthschaftliche Zwecke) eine Wirthschaft hält und seit 21 Jahren hier lebt, erzählte mir: „Es habe ihm noch nie etwas gefehlt, mit Ausnahme eines Nasenbeinbruchs. Der Doktor, der ihm die Nase eingerichtet, habe ihm gesagt: er habe auch entschieden gelbes Fieber. Den (fügte er hinzu) — den hob' ich aber die Trepp' nunterg'joogt!"

Ist aber das Klima nicht schlecht, so ist es doch die Umgebung. Die Gegend bietet fast gar nichts. Alles ist flach wie ein Pfannkuchen, in den Swamps ein wüstes Gewirre von vertrockneten Pflanzen, Dornen und Disteln. Das einzig Eigenthümliche sind die Sykomoren, die mit Guirlanden eines seltsamen, dunkelgrünen Mooses behangen sind, das dem stattlichen Baume etwas malerisch Wehmüthiges gibt. Nur ein Ausflug nach dem Pont Chartrin hat etwas Wohlthuendes, wenn man nach all' dem Sorgen, Jagen und Treiben der Stadt wieder einmal ein Stück Natur, so flach es sein mag, mit Ruhe genießen darf. Ein Spaziergang am Mississippiufer hinauf, wenn der kolossale Strom die klare, goldne Abendröthe in allen Farben wiederspiegelt und die stattlichen Flußdampfer, diese „Archen Noah's" des 19. Jahrhunderts, majestätisch farbige Ringe und Streifen durch das Gold ziehen, selbst im Januar und Februar, — das ist immerhin besser und gesunder, als im Schneewasser stampfen und sich Katarrhe holen.

Der Reichthum des Südens ist vorläufig dahin. Hier erst bekommt man eine Idee davon, was die Folgen eines ernsten, mit Erbitterung geführten Krieges für ein besiegtes Land sind. Unser 14tägiger Kampf gegen die „Tyrannei Preußens," unsere Occupation und Unterdrückung durch ein paar höfliche, anständige Soldaten von den 55ern war unleugbar leichterer Art. Hier nahm der Krieg dem Kaufmann den letzten Heller, ließ dem Pflanzer nicht den Pflug, nicht Knecht noch Esel, um sein Land wieder zu bestellen, und die vernarbten Gesichter, die inhaltlosen, schlotternden Aermel, die Stelzfüße, Stöcke und Krücken der Soldaten einer geschlagenen Armee begegnen dir an jeder Straßenecke, in Droschke und Omnibus, im Ballsaale und in der Kneipe. Wäre es damit vorbei, es wäre vielleicht noch zu ertragen. Aber das bittere Gefühl der Besiegten, der Mangel an jeder Spur von Großmuth auf Seiten der Sieger machen die Verhältnisse hoffnungslos traurig. Meine hiesige Stellung läßt mich etwas tiefer in die Sache hineinblicken.

Die Leute, mit denen ich in direktester Geschäftsverbindung stehe, sind vor Allem Messrs. Longstreet, Owen und Comp. General Longstreet (eigentlich Langstraß, aus Württemberg stammend) ist ein einhändiger, alter Soldat der konföderirten Armee, ein einfacher, ehrlicher, wackerer Biedermann. Seine zwei Associé's sind junge Leute, die als Major oder Capitain den ganzen vierjährigen Krieg mitgemacht. Heute sind sie wieder Bankiers und Baumwollenhändler und bilden eines der respektabelsten Häuser der Stadt. Mein nächster schätzenswerther Bekannter ist der gleichfalls oft genannte General Taylor, der liebenswürdigste Mann von New-Orleans, der eine der bedeutendsten Rollen in der Rebellion gespielt hat und im Augenblick einen Kanal verwaltet, welcher die Stadt mit dem mexikanischen Golf verbindet. Ueberhaupt bin ich so ziemlich in die Hände der alten Rebellen- und Sklaven-Aristokratie gefallen, die aber, namentlich in ihrem gegenwärtigen Zustande der Unterdrückung und der heroischen Resignation etwas unbeschreiblich Anziehendes hat. Eine Ausnahme von jener Klasse macht nur Mr. Forstall, ein reicher Pflanzer und Quäcker, der zu der diametral entgegengesetzten Seite gehört und schon vor dem Kriege für freie Arbeit gefochten hat, natürlich ohne Pulver.

Ich bekenne mich selbstverständlich zu keiner Partei. Die Alles berührende Sklavenfrage ist ohnedies die schwierigste der Welt, so einfach sie dem scheint, der nicht in der Mitte der Verhältnisse steht. Die Sklaverei der schwarzen Race ist im Prinzip jedenfalls verwerflich, aber die plötzliche Befreiung der Neger ruinirt nicht blos die Weißen, sondern mit Riesenschritten auch die Neger selbst. Im Kampf auf gleichen Fuß mit den Weißen gestellt, muß der Schwarze unfehlbar untergehen, wie der Indianer oder der Australier. Nirgend auf der Welt waren die Neger besser daran, das Innerste von Afrika nicht ausgenommen, als in den Südstaaten der Union. Natürlich

mit Ausnahmen. Aber der Mißbrauch einer Institution verdammt dieselbe nicht geradezu. So wird es auch jetzt Ausnahmen geben, und die intelligenteren Neger werden nicht mit dieser Generation verschwinden. Aber die vollständige plötzliche Gleichberechtigung der Racen, wie sie vom Norden, der sie selbst thatsächlich in der Gesellschaft nicht anerkennt, dem Süden zugemuthet wird, ist ein Wahnsinn und nur berechnet, die verzweifelte Erbitterung des Südens auf die letzte, ohnmächtige Spitze zu treiben.

Der Feind — und ein tapferer Feind war es — liegt zu ihren Füßen; es macht den Herren im Congreß ein besonderes Vergnügen, denselben zu treten. Wie in Allem, so ist die Nation auch hierin in ihren Flegeljahren. Nur sollte der Junge gesünder sein und etwas mehr Herz haben, und etwas mehr Kopf. Mit den „freien Negern" habe auch ich meine liebe Noth. Ihre gegenwärtige Stellung gibt ihnen das Schlimmste im menschlichen Charakter: die Arroganz der Bornirtheit, während ihnen ihre frühere Lage zum größten Theil die Intelligenz und Energie benahm, die zu einer freien Existenz durchaus erforderlich sind. Ich war nicht im Stande, mit ihnen meine Maschinen vor 9 Uhr Morgens in Gang zu bringen. Zum Mittagessen mußten anderthalb bis zwei Stunden vertändelt werden, und nur Abends arbeiten die Kerls wie weiße Leute, weil die Trägheit selbst sie verhindert aufzuhören, wenn sie einmal im Zuge sind. Mein Blut begann zu kochen, wenn ich manchmal an die europäische Negersentimentalität à la „Onkel Toms Hütte" dachte. Welche Ideenverwirrung doch solche Bücher anstiften! und unsere guten Deutschen in Europa wie in Amerika nehmen das Alles für baare Münze, schenken, stricken und fechten für die unterdrückte Race und haben es glücklich dahin gebracht, daß in dem einst reichsten Distrikte der Welt die Weißen sammt den Schwarzen am Verhungern sind.

Was das Leben in New-Orleans überhaupt betrifft, so kann ein Deutscher hier zu Hause sein, ohne sich je zu Hause zu fühlen. Die Südstaatlichen sind um ein Gutes feiner und höflicher als die ächten Yankees, aber man findet doch nicht leicht einen Menschen, an den man sich vollständig gerne anschließen möchte. Der Ton in den großen Hotels ist, wie im Norden, eiskalt und zum Erdrücken langweilig, wenn er nicht alle paar Wochen durch einen Revolverschuß unterbrochen wird. Den Tag nach meinem Auszug aus St. Charles Hotel, dem ersten der Stadt, in ein Privatlogis, erschoß einer der Stammgäste, dazu ein „Richter" aus Texas, seinen Bekannten, ebenfalls seit Wochen im Hotel logirend, nachdem er von demselben drei Dolchstiche erhalten, Mittags um 4 Uhr in dem Salon, worin ich gewöhnlich meine Zeitungen lese. Ein sonst ganz artiger Geschäftsfreund erklärte mir dieses rasche richterliche „Verfahren als doch nicht so ganz abgeschmackt". Es veranlasse die Gesellschaft, einen höflichen Ton im gegenseitigen Umgang aufrecht zu erhalten! Also Glacéhandschuhe und Revolver! der meine ist vorderhand noch im Koffer.

Aber wir verlassen New-Orleans und erreichen St. Louis, die Hafenstadt von Missouri, in 60 Stunden ohne weiteren Unfall. Doch versank in der Nähe von Columbus (Kentucky) die Bahn eine Zeitlang buchstäblich im Wasser. Die Schienen waren zolltief unter dem Spiegel und oft auf der einen Seite dermaßen gesunken, daß man im Wagen kaum noch stehen konnte, ohne sich zu halten. Dieser, wenn auch ungewöhnliche Zustand war durch verschiedene Dammbrüche und den hohen Stand des Mississippi veranlaßt; es bleibt trotzdem ein unangenehmes Gefühl. Aber fort geht's, durch Sümpfe und Wälder, meilenweit im Wasser und dann allmälig auf das große Plateau der Prairien von Illinois empor.

In Odin, dem Kreuzungspunkte der Haupt-Eisenbahn-Adern des Staates, gibt es den ersten und einzigen legitimen Aufenthalt von einigen Stunden. Ein seltsames Ding um solch' eine nagelneue Prairiestadt, die, ehe das erste Haus gebaut ist, damit beginnt, Quadratmeilen mit künftigen Straßen auszulegen und zu benamsen! Alles neu, Alles für die Zukunft, kein Hintergrund, räumlich und zeitlich! Die gute deutsche Vergangenheitsduselei fühlt sich namenlos unglücklich in einer solchen Welt. Doch unterhielt mich ein New-Yorker Advokat ausgezeichnet mit Bank- und Aktienschwindel-Geschichten neuesten Datums, Dinge, die einem europäischen Ohr fast so unglaublich klingen, als die Thatsache, daß die Stadt, in der wir uns befinden, vor fünf Jahren noch aus fünf Häusern bestand. Wir kamen in St. Louis Nachts 1 Uhr an. Das Hotel, in dem wir unser Quartier aufschlagen wollten, das Lindellhouse, eines der größten der Welt, stand in lichten Flammen. Ein kolossaler Anblick, einen Palast mit einer Front von etlichen 150 Fenstern zum Himmel emporprasseln und dann zusammenstürzen zu sehen. St. Louis ist eine sehr hübsche Stadt, auf hügelförmigem Grund am Fluß entlang gebaut und mit geschmackvollen Villen und Landhäusern tief gegen Westen hinein sich erstreckend.

Die ursprünglichen deutschen Einwohner bilden den Stock und die Mehrzahl der Bevölkerung, weshalb man auch mehr schlechtes Englisch und weniger Deutsch hier zu hören bekommt, als anderswo. Doch bilden unsere Landsleute durch den ganzen Westen ein anerkanntes Element, auf daß wir stolz sein dürfen und haben dem Charakter der westlichen Amerikaner ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt, das ihn von dem der Yankees bis in die Bartform hinaus auffallend unterscheidet. Den Deutschen erkennt man freilich in dieser Modifikation nur noch tief unter der Oberfläche, wo sich im Farmer und Kaufmann etwas von dem alten Pedanten, vom Festhalten durch Dick und Dünn an einer vorgefaßten Idee, aber auch vom stetigen, vorsichtigen Vorangehen nach einem bestimmten Ziele findet. Hart arbeiten ist ihre Lust und viel mißbraucht sein ihr Loos fast in der ganzen Union.

Und nun nach Chicago! Aber ich fühle eine merkwürdige Abneigung, von Chicago zu erzählen. Die Sache ist die: wenn man einem enragirten Reiselustigen seinen Drang erfolgreich austreiben will, so setze man ihn in einen amerikanischen Eisenbahnwagen und lasse ihn die Union in diversen Richtungen sechsmal durchkreuzen. Wenn das nicht hilft, stecke man ihn in ein Narrenhaus. Eine Stadt genau wie die andere, ein Hotel wie das andere, dieselben Speisekarten, dieselben Bergrücken, d. h. gewöhnlich gar keine, dieselben Ebenen, Wälder, Flüsse und Bäche, man mag hingehen, wohin man will. Ueberall Neues, Unfertiges, möglicherweise eine aufkeimende Kultur, aber jedenfalls eine zerstörte Natur. Die Prairien? Ich habe den Prairienstaat von Ende zu Ende gesehen und bin seiner unbeschreiblichen Trostlosigkeit in wenigen Tagen fast erlegen. Chicago ist eine Stadt voll des merkwürdigsten Lebens; das ist ein Wogen und Treiben, Drängen und Wachsen, wie es in der alten Welt rein unbegreiflich erscheint; aber es ist so Alles, Alles nur Materie, nur Stoffwechsel! der Geist in dem Riesenjungen will so gar nicht Schritt halten mit der strotzenden Entwicklung seiner Glieder! Und die äußere Natur selbst, die in der alten Welt mitten im ernst geschäftigen Treiben der Menge an ihrer träumerisch poetischen Tradition festhält und den Frühling begrüßt und mit dem Herbste trauert, scheint hier

den Kampf gegen den trockensten Realismus vorweg aufgegeben zu haben, und sieht vom Golf von Mexiko bis an den Erie, von den Alleghanis bis an die Felsenberge so verzweifelt geschäftsmäßig langweilig, Welschkorn und Bohnen producirend aus, daß man es dem Geschlecht, das auf diesem Grund und Boden aufwächst, kaum verargen kann, wenn Geborenwerden, Geldmachen und Sterben ihre ganze Geschichte bildet.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 22. November.

Das Benefice des Hrn. Lehmann hat das Repertoire der Oper um ein großartiges Tonwerk bereichert; Marschner's „Templer und Jüdin" ist nach mehrjähriger Unterbrechung gestern wieder gegeben worden. Eine Uebertragung des berühmten Romanes Ivanhoe von Walter Scott auf das musikalische Gebiet und ganz im Geiste dieser anziehenden Dichtung komponirt, ist die Oper mit sicherer kunstgeübter Hand angelegt und ihr Bau in großartigen Zügen von den gewaltigen Grundlagen an bis zu den kleinsten Details mustergültig ausgearbeitet. Der überreiche Stoff bot dem durch seine Vielseitigkeit als Virtuos auf dem Piano und Komponist gleichbekannten Meister schöne Gelegenheit dar, die reichen Schätze seines Talentes zu eröffnen und in einem bleibenden Denkmal der Nachwelt zu überliefern. Ueberall tritt uns Originalität mit hoher Genialität gepaart entgegen; prächtige Ensembles und reiche, gefällige Chöre, welche dem gefeierten Componisten so vieler populären Männerquartette ganz besonders gelangen, sind Glanzpunkte in der Oper, welche durch deutliche, äußerst ansprechend gehaltene Solopartheien zu einem imponirenden Ganzen verbunden sind, das sich jedenfalls öfterer Aufführung zu erfreuen haben würde, wenn nicht die meisten Nummern auf Massenwirkung berechnet wären, in Folge dessen die Oper auf große Theater verwiesen ist, wo zahlreich besetzte Chöre mit einem imponirenden Orchester zur Disposition stehen.

Obgleich nun die Kräfte, welche die hiesige Oper in's Feld führen kann, sehr bescheiden sind, hat man sich doch durch die Schwierigkeiten, welche sich der Aufführung entgegenstellen, nicht zurückschrecken lassen und sich mit frischem Muthe an's Werk gemacht. So sehr wir diesen guten Willen anerkennen, so müssen wir leider auch bekennen, daß der Erfolg nur ein äußerst mittelmäßiger war; die ganze Aufführung trug das Gepräge des Mangelhaften und Unzulänglichen; wo blieb die imposante Wirkung der Chöre, wo ihre Schwungkraft und die Begeisterung, welche aus jedem Satze hervorsprühen sollte? Wohl ist es wahr, die Besetzung ist eine viel zu schwache, allein sie hätte bei kräftigem frischen Zusammenwirken nach unserer Ansicht weit mehr leisten müssen und keine so klägliche Gestaltung annehmen können, wie es gestern z. B. in dem großartigen Kriegerchor der Fall war. Im Orchester fehlte es nicht minder wie bei den Sängern an Geläufigkeit und Sicherheit; überall stieß man auf Spuren mangelhafter Vorbereitung; die Oper war zur Aufführung noch nicht reif und hätte wohl noch mehrere Proben durchlaufen dürfen. Doch waren auch manche verdienstvolle Leistungen vorhanden, welche uns einigermaßen entschädigten und zu der Auffassung des Narren Wamba bekehrten: „es wird besser gehen" u. s. w.

In der Hoffnung, daß wir uns hierin nicht getäuscht haben, wozu allerdings eine gute Portion Optimismus gehört, wenden wir uns an die Einzelleistungen, um dem Herrn Benefizianten für seinen Fleiß die wohlverdiente Anerkennung auszusprechen; er hätte die schwierige Partie des Templers wohl noch glücklicher gesungen, wenn seine Stimme nicht merklich belegt gewesen wäre. Den ersten Preis des Abends errang sich Frau Hain-Schnaidtinger in der Rolle der Jüdin; ihr Glanzpunkt war die Gefängnißszene, wo sie mit vollendeter dramatischer Kunst und ergreifender Wahrheit gesungen und Alles zum Beifalle hingerissen hat.

Im Uebrigen heben wir als recht gelungen den Einsiedler des Herrn Strobel und als so ziemlich verunglückt den Wildfried des Herrn Schleich hervor; er war nicht ganz sattelfest und hätte in dem bekannten Liede: „Wer ist der Ritter hochgeehrt" fast umgeworfen.

Einen im letzten Referate über den „Waffenschmied" eingeschlichenen Druckfehler Choristik statt Charakteristik hat sich der Leser wohl selbst aufgeklärt. —ß—

Miscellen.

[Kampf mit Wildschützen.] Man schreibt aus dem oberen Mürzthale, 10. November: Am 25. v. Mts. begab sich ein im k. k. Jagdreviere bediensteter Jägerbursche vom Forsthause gegen die Tonion-Höhe, wo er in Entfernung von einigen hundert Schritten fünf mit Gewehren versehene Männer gewahrte, die sich unter einem Baume gelagert hatten. Er eilte wieder allein zurück, um die übrigen Revierjäger aufzusuchen und vereint mit denselben die Verfolgung der Wildschützen aufzunehmen. Die Jäger, sechs an der Zahl, machten sich, mit Gewehren bewaffnet, sogleich auf den Weg, fanden jedoch, als sie zu dem Baume gelangten, unter welchem die Wildschützen gelagert hatten, den Platz bereits verlassen. Um die Spur zu verfolgen, theilten sich die Verfolger in drei Parthien und durchstreiften so das Revier. Der Jägerbursche, der zuerst die Wilddiebe lagernd gesehen hatte, trennte sich, um den Einblick in einen Graben zu gewinnen, von seinem Gefährten, erstieg eine höher gelegene Kante, und wie er dieselbe erklommen, erblickte er auch schon die Raubschützen in einer Entfernung von beiläufig hundert Schritten. Allein zugleich wurden auch die Raubschützen des Jägers ansichtig, und bevor derselbe sich zum Angriffe fassen konnte, knallte ein Schuß, durch den er an beiden Armen mit Schrotblei verwundet und zu Boden geschleudert wurde. Rasch zog nun aber auch der Jäger sein Gewehr, und streckte mit einem wohlgezielten Schusse den drohenden Gegner, der nach Aussage des Jägers in Hals oder Brust getroffen worden sein dürfte, zu Boden. Kaum lag der sicher sehr schwer verwundete Raubschütze am Boden, so ergriffen ihn auch sogleich seine Cameraden und schleppten ihn thalab der Mariazeller Seite zu, so schnell es eben ging, davon. Der Jägerbursche suchte inzwischen, da er selbst verwundet und allein, die Verfolgung nicht aufzunehmen wagte, den ihm beigesellten zweiten Jäger auf, und vielleicht nach Verlauf einer halben Stunde, in der sich beide trafen, verfolgten sie vereint die Spur der Raubschützen, ohne selbe jedoch auffinden zu können. Merkwürdig ist es, daß seit jenem Tage ein angesehener und begüterter Geschäftsmann eines in der Nähe des Jagdreviers gelegenen größeren Orts spurlos verschwand.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Badermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 95. Mittwoch den 27. November 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Die junge Dame hätte vor Scham vergehen mögen.

„Verweigern Sie, Herr Amtmann, meinem Vater die Unterstützung, um die ich Sie so flehentlich gebeten habe?"

„Ich wiederhole, was ich dem Buchhalter Heßler gesagt: meiner Gattin steht mein ganzes Vermögen zu Gebote; der Dame, die mich verschmäht, kann ich nicht dienen. In Ihrer Hand liegt Alles! Hermine, ich werde Ihr Sklave sein, werde jeden Ihrer Wünsche befriedigen, ehe Sie ihn aussprechen . . . aber endigen Sie die Pein, die mir das Leben verbittert. Sie werden es mir danken, daß ich Sie zwinge, den Vater zu retten."

Sie nickte mit dem Haupte.

„So habe ich mich denn getäuscht, Herr Amtmann! das Mädchen, das Sie zu lieben und hochzuschätzen vorgaben, entlassen Sie wie eine Bettlerin. . ."

„O, ich bin der Bettler!"

„Sie sind der kalte Geldmann."

„Ich bettle um Ihre Liebe, Hermine! Gewähren Sie mir diese als ein Almosen, und ich werde Sie dafür auf den Händen tragen, werde ewig Ihr dankbarer Schuldner sein. Versuchen Sie es nur mit mir . . . ich will nicht anmaßend sein, will nicht eine schwärmerische Zuneigung von Ihnen fordern; aber achten sollen Sie mich, Werthschätzung werde ich Ihnen abtrotzen, und wenn mir dieß gelingt, werde ich der glücklichste Mann unter der Sonne sein."

„Gönnen Sie mir Frist!" bat sie zitternd.

„Fragen Sie bei dem Vater an, er wird Ihnen den Termin bezeichnen. Mich finden Sie stets geneigt. . ."

Hermine verneigte sich und schwankte der Thür zu. Kohler wollte ihr folgen.

„Lassen Sie mich, Herr Amtmann; ich werde, wenn mein Vater befiehlt, zurückkehren!"

Sie verließ den Saal und schloß die Thür hinter sich.

Kohler trat an das Fenster, um dem jungen Mädchen nachzusehen.

„Ich bleibe fest, ich bleibe fest!" murmelte er. „Wie trotzig sie ist, wie sie die Entscheidung bis zu dem letzten Punkte hinausschiebt! das Gewitter, das sich über dem Haupte deines Vaters zusammengezogen, ist dem Ausbruche nahe . . . mir soll es Ruhe und Glück bringen! O, ich bleibe fest! die zwölftausend Thaler, die der Kasse fehlen, werden dich gefügig machen wie ein Lamm! Es fällt mir schwer, streng und unbeugsam zu erscheinen . . . aber soll ich denn die Gelegenheit unbenutzt lassen, die mir eine reizende Frau bringt? Später werde ich mich erklären, werde der Gattin meinen Seelenkampf schildern. Das Höchste, das durch Geld zu erlangen ist, soll mir werden: ein reizendes Weib! die Ungeduld verzehrt mich, aber ich werde ruhig warten und durch keine Miene verrathen, daß die schrecklichsten Befürchtungen mich Tag und Nacht peinigen. Nein, Hermine liebt noch nicht, sie würde sonst ihre Rückkehr nicht in Aussicht gestellt haben. Das ist ein schöner Trost, eine Beruhigung, die mir wohl thut."

Dringende Geschäfte nahmen nun die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Amtmanns in Anspruch.

Hermine hatte das Gut verlassen; sie eilte durch die Allee, als ob sie fürchtete, von Kohler verfolgt zu werden. Der Mann war ihr jetzt entsetzlicher als je; hätte sie auch nicht den Förster geliebt, es würde ihr unmöglich gewesen sein, diesem Kohler die Hand zu reichen, der ihr mehr als Abneigung, der ihr Abscheu einflößte. Sie erreichte eine Weidengruppe, die mitten im Felde stand; hier mußte sie ruhen. Sinnend lehnte sie an einem alten knorrigen Baume, dessen Zweige vor dem Strahle der Sonne schützten. Ueber ihr sangen munter die Vögel, als ob sie des Leidens der Bedrängten spotteten.

„Hermine!" rief eine Stimme.

Suschen kam vom Dorfe her; sie wollte der Freundin entgegengehen. Laufend erreichte sie den Baum.

„Du weinst," stammelte sie. „Du weinst?"

„Meine Bitte war vergebens; Kohler zeigte sich, wie ich befürchtet habe."

„Hart und grausam?"

„Nur dann will er helfen, wenn ich seine Frau werde."

„Der gräßliche Mensch!"

„Wohl ist er gräßlich, Suschen, mir graute es in seiner Nähe! Trotzdem habe ich ihm meine Bitte ausgesprochen."

„Du hast als Tochter deine Schuldigkeit gethan."

„Was soll nun aber werden?" fragte Hermine weinend. „Die Bedrängniß meines Vaters steigt mit jedem Tage und wenn ich nicht Hülfe schaffe, ist eine Aussicht dazu weiter nicht vorhanden. Ach der Krieg, der furchtbare Krieg!"

Suschen trocknete mit der Schürze ihre Augen.

„Ja, der Krieg!" schluchzte sie, „das Unheil, das er anrichtet, läßt sich nie wieder gut machen."

„Du wolltest mir eine Nachricht bringen?" fragte Hermine nach einer Pause.

„Es ist Nichts, gar Nichts! antwortete die junge Frau. „Und doch bist du nach der Fabrik gegangen . . ."

„Die Sehnsucht trieb mich zu dir."

„Armes Kind! Wie kann ich dich trösten, die ich selbst bis zum Tode betrübt bin!"

„Mich überfällt zuweilen eine Wehmuth, ein Schmerz, daß ich laut aufschreien möchte. Nur bei dir find' ich dann Ruhe, die du auch unglücklich bist. Wir haben uns in dem Birkenwalde verfehlt . . . Als ich zurück kam, theilte mir die Mutter deinen Auftrag mit . . . Ach Hermine, nun erkläre ich mir die Angst, die mich so plötzlich befiel."

„Suschen, ich bin grenzenlos elend!"

„Verzage doch nicht gleich!"

„Wozu soll ich mich entschließen? Was soll ich thun? Ich muß entweder den Vater aufgeben oder Friedrich. Und Kohler ist ein so hassenswerther Mensch . . . Wie oft habe ich den Himmel angefleht, er möge mich erleuchten; es fällt kein Lichtstrahl in meine finstere Nacht, meine Gedanken drehen sich im Kreise und wohin mein Auge blickt, zeigen sich unübersteigliche Hindernisse. Mein Gott, bin ich denn eine Verbrecherin, daß ich so leiden muß? Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken: wäre ich doch todt!"

Suschen stieß einen leisen Schrei aus

„Setze dir so etwas nicht in den Kopf, Hermine! Du lieber Gott, wie siehst du denn aus? Leichenblaß, geröthete Augen und Zittern am ganzen Körper."

Hermine warf sich an die Brust der Freundin.

„Ich bin eine Verzweifelnde, Suschen! Machte ich Friedrich nicht so grenzenlos elend, ich würde den Vater doch retten um den geforderten Preis. Ich würde den Kohler heirathen und dann . . ."

Sie verhüllte das Gesicht in dem Busentuche Suschens.

„Soweit ist es mit dir gekommen?" flüsterte die junge Bäuerin.

„Du kennst meine Lage und mußt meinen Schmerz begreiflich finden. Ich weiß nicht, was ich dem Vater antworten soll . . . Er selbst will ja nicht, daß ich für das ganze Leben unglücklich werde, indem ich an einen Mann gekettet werde, der mir nicht nur verhaßt ist, den ich auch nach der heutigen Unterredung verachten muß. Und Friedrich, immer wieder tritt mir Friedrich entgegen, der mich treu wähnt bis zum Tode! Ach, ich lade auch einen Meineid auf mein Gewissen."

„Komm, komm, wir können hier nicht bleiben! In meinem Stübchen wollen wir berathen . . . Kohler soll seinen Willen nicht durchsetzen und der Förster darf nicht elend werden . . ."

„Du vergißt meinen armen Vater, liebes Suschen! Es gibt ja keinen Weg mehr, der nicht ein Hinderniß bietet."

Beide kehrten schweigend nach dem Dorfe zurück. Unterwegs beobachtete Suschen die Freundin . . . Hermine ging schweigend und tief in sich gekehrt. So hatte sie die Tochter des Fabrikanten nie gesehen. Alle Kraft, alle Hoffnung mußte ihr entschwunden sein.

„Du hast es ja im Voraus gewußt," sagte Suschen; „nur um Alles gethan zu haben, bist du noch einmal zu dem Amtmann gegangen."

„Es ist wahr!" flüsterte sie tonlos. „Ich muß indeß gestehen, daß ich doch einige Hoffnung gehabt habe. Was soll nun werden? Kann ich denn unthätig zusehen, wie mein Vater zu Grunde geht?"

„Verliere nur den Kopf nicht, liebe Freundin! Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe in der Regel am nächsten. Guter Rath kommt über Nacht . . . vielleicht sieht es morgen anders aus. Nun aber rathe ich dir, du gehst gleich nach Hause, damit der Vater sich wegen deines Ausbleibens nicht sorge. Ich begleite dich."

Sie kamen an dem Forsthause und an dem Dorfe vorbei. Hermine bemerkte es nicht, sie ließ sich willenlos führen. An dem Stege, der über den Fluß führte, blieb sie stehen. Starren Blicks sah sie in die tosende Fluth hinab.

„Dort unten findet der müde Mensch Ruhe!" flüsterte sie. „Der Tod endet sofort jede Herzenspein."

„Hermine," rief das erschreckte Suschen, „ist es denn möglich, daß du an solche Dinge denken kannst? das ist unchristlich, nein, es ist unmenschlich! Ach Gott, wie viel Sorgen machst du mir, die ich ohnehin schon genug zu tragen habe. Ich kann nun nicht von dir gehen, ohne die schrecklichsten Befürchtungen mit mir zu nehmen. Und bleiben kann ich auch nicht . . ."

„Verzeihe mir, liebe Freundin, ich bin noch so verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich thue und spreche. Ich will dir nicht wehe thun, will die Last deines eigenen Jammers nicht vermehren."

Die Bäuerin rief vorwurfsvoll, fast ärgerlich:

„Nun sieh' einmal, wie du bist, Hermine! Als ich in Klagen ausbrach, da hattest du den besten Rath bei der Hand; da sprachst du wie ein Buch . . . Und jetzt, nachdem dir der Amtmann gesagt, was du längst wußtest, hast du den Kopf verloren und fällst auf allerlei unchristliche Dinge. Hermine, wenn du mir versprichst, ruhig auszuharren, so will ich dir jetzt schon sagen, was ich dir eigentlich morgen erst gestehen wollte."

„Ich verspreche es dir, gutes Suschen!"

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Bettler.

I.

Wie die Menschen überhaupt, sind auch die Bettler im Wesentlichen überall die nämlichen. Wenn wir eine Schilderung des Bettlerwesens in Paris lesen, werden wir in der Hauptsache dasselbe finden, was wir, besonders in größeren Städten, allenthalben sehen können; der Unterschied besteht nur in Aeußerlichkeiten und kleinen Eigenthümlichkeiten, die auf dem Volkscharakter und auf der Lokalität beruhen. Im Uebrigen gilt auch hier das vielgebrauchte Wort, „Alles wie bei uns"; ebenso gilt aber auch, was das Sprichwort von den Dieben sagt, in der ganzen Welt von den Bettlern: nur die Kleinen verfolgt man, die großen läßt man gewähren; ja, die letzteren dürfen sich sogar eine Ehre aus ihrem Gewerbe machen und es kann gefährlich sein, sie anzugreifen, wie es im Allgemeinen gefährlich ist, die großen Verbrecher anzugreifen. Die eigentlich sogenannten Bettler, die kleinen, von denen allein hier die Rede sein soll, theilen sich wieder in zwei große Klassen; solche, die einfach und ohne Beschönigung betteln, und solche, die sich den Anschein zu geben suchen, als leisteten sie etwas für's Geld.

Das Betteln (sagt J. Rodenberg in seinem Buche: Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht) ist in dem Departement der Seine verboten, aber die Bettler existiren trotzdem; sie finden tausend Mittel, um zu üben, was sie ihre Industrie nennen. Man muß sie am 15. August, dem Napoleonstage, oder am 1. Januar sehen, wo das Gesetz sie duldet, und wo sie sich auf den Boulevards mit Instrumenten aller Art in den ver-

schiedensten Künsten und „Gebrechen“ producirten; da erst kann man von ihrer Anzahl eine Vorstellung bekommen.

Die **Bettler** machen größtentheils gute Geschäfte und verachten die **Armen**. Unter ihnen gibt es eine Aristokratie von Krüppeln, die unter ihren Standesgenossen die höchsten Vorzüge genießt. Je mehr ein Bettler mißgestaltet oder garstig ist, desto gesuchter wird er von den Damen seiner Kaste. Wir entnehmen dem Buche eines ausgezeichneten Beobachters, des Herrn Victor Tournel, die Erzählung einer Bettlerhochzeit, welche eine Idee von ihren seltsamen Sitten geben wird. Er erzählt:

Ich verfehlte nicht, an dem Tage der Einladung, von einem Freunde begleitet, in die Kirche St. Eustache zu gehen, die schon sehr besucht war, und in welcher ich nur wenige mir bekannte Gesichter antraf. Glücklicherweise wurde ich plötzlich von einem braven Mann angeredet, dem ich schon früher einige Mal begegnet war und der mir jetzt als Cicerone mitten in dieser seltsamen Versammlung diente. Er war ein Dekorationsmaler, der sich bei einem unglücklichen Fall von dem Gerüst im Louvre den Arm gebrochen und hierauf eine Medaille als Orgelspieler erhalten hatte. Er stellte mich nach den ersten Begrüßungen der Braut vor. Ich sah eine kleine, sehr pockennarbige Frau, die halb blind war und — im schlimmsten Falle — es ganz sein konnte. Nachdem ich ihr meinen Namen genannt und hinzugefügt hatte, welches Interesse ich für die schätzenswerthe Klasse hege, von welcher sie ein so schönes Exemplar war, lächelte sie huldreichst und machte mir eine graziöse Verbeugung. Man zeigte mir von fern den Bräutigam, der mit gekreuzten Beinen auf einem hohen Stuhl saß, in welchem er ganz verschwand. Er sah mich aufmerksam an, und da meine Blicke auf ihn gerichtet waren, stand er auf, mich zu begrüßen. Wahrlich, diese Bettler wissen sich zu benehmen! Er war eine Art Zwerg, lahm und buckelig, in jeder Art mißgestaltet, ein Quasimodo, wie Victor Hugo ihn geschildert. Nachdem ich den Bräutigam gesehen, warf ich die Vermuthung hin, daß es eine Convenienzheirath sein müsse. „Ganz recht“, sagte mein Führer, „Sie sehen hier die Sprößlinge der beiden berühmtesten Bettlerdynastien von Paris, welche von ihren Vorfahren her die einträglichsten Stellen der Hauptstadt ererbt haben und sich des Restes durch ihre Verbindung zu bemächtigen drohen.“

Bei Gelegenheit dieser diplomatischen Heirath, wo alle Rechte und Rivalitäten der beiden großen Häuser in einander verschmelzen, hatte man das ganze Aufgebot der Bettleraristokratie zusammenberufen. Dort waren Clarinette-, Harmonica- und Drehorgelspieler, Bajazzos, Seiltänzer von hohem Rang, Pfefferkuchen-, Gerstenzucker- und Coco- (Getränk aus Süßholz bereitet) Verkäufer, alle Blinden, Lahmen und Buckeligen, kurz die ganze Elite der Krüppel von Paris.

Die guten Leute waren sehr lebhaft in ihrer Unterhaltung; sie lachten, sie fluchten, sie schworen, — ich hörte Ausdrücke von ganz besonderer Kraft, sowie nicht minder abwechselnd Worte des Entzückens und des Neides.

„Die Leute haben immer Glück gehabt!“ sagte neben mir ein Familienvater mit unverhohlenem Aerger. „Alles ist nur für sie!“ „O mein Gott“, raunte eine brave Frau ihrer Nachbarin in's Ohr (ich erkannte sie, ich hatte ihr Almosen vor der Thür von St. Sulpice gegeben), „wenn ich doch nur eine so schöne Partie für meine Tochter fände! Es hat vor noch nicht acht Tagen einer um sie angehalten, aber“, fügte sie mit dem Ausdrucke unsäglicher Verachtung hinzu, „es war nur ein Einäugiger!“

„Wissen sie die Neuigkeit“, rief ein Dritter, „der ohne Beine von der Austerlitzbrücke hat die dicke Blinde vom Concordienplatz geheirathet.“ „Man sagt, daß eine neue Stelle auf dem Platz La Roche eingerichtet werden soll. Die alte Durian ist außer sich über die Concurrenz; wie es scheint, intriguirt sie nach allen Seiten hin.“ „Nun, ist die arme Flöte vom Pont-des-Arts also doch aus dem Leime gegangen? **Das** erlaubte sich, politische Meinungen zu haben!“ „Ganz recht! Man ersetzt sie durch eine Harmonika.“

In diesem Tone wurde das Gespräch fortgesetzt, bis man den gemessenen Schritt des Kirchendieners hörte. Die religiöse Ceremonie begann mit großem Pomp unter Orgelklang, während die Tochter einer berühmten Pfefferkuchenverkäuferin „für die Armen“ sammelte, wobei sie in galanter Weise von ihrem Verlobten geführt ward, einem jungen Possenreißer, dessen Grimassen und schlechte Witze sich schon auf den öffentlichen Plätzen Bahn gebrochen hatten. Alle diese Leute waren sehr fein und nach der letzten Mode gekleidet; namentlich trug die Braut ein Costüm, aus dem ihre monumentale Häßlichkeit noch glänzender hervortrat. Mein Gefährte und ich hatten Kleider vom vorjährigen Schnitt, so daß wir unter ihnen eine sehr untergeordnete Rolle spielten. Als ich mich gegen meinen Cicerone über diesen Luxus verwundert aussprach, erwiederte er mir sehr erstaunt in gutmüthigem Tone: „Aber, mein Herr, hier sind nicht Arme, hier sind nur Bettler.“

Nach der Messe bestieg man die Fiacres, die vor der Kirche gewartet hatten und fuhr nach dem Elysee-Montmartre, wo ein reiches Mahl unser wartete. Jeder setzte sich geräuschvoll, die einen, wo sie wollten, die anderen, wo sie konnten. Bei den ersten Gängen waren die Gäste ziemlich anständig. Ich spreche nicht von ihrem Appetit; jeder aß nicht im besten Styl, aber mit der größten Energie, ohne sich und die anderen durch Reden viel zu unterbrechen. Man bediente sich nach Belieben, man nahm einander die Schüsseln aus den Händen, tauchte die Finger in die Sauce, hob die Teller bis zum Mund und benutzte Messer und Gabeln so wenig als möglich.

Doch während des zweiten Ganges, nachdem der erste Hunger gestillt war und der Wein die Geister belebt hatte, wurde das Mahl ungeregelter und es dauerte nicht lange, so artete es in eine Orgie aus. Man schrie, man beglückwünschte die Neuvermählten, die jeden der Gäste mit Händedruck begrüßten; man rühmte die Großartigkeit des Festes, schlug mit den Messern auf den Tisch, zerbrach Gläser oder vergoß Saucen und erzählte laut skandalöse Geschichten, über welche diese Damen nicht einmal zu erröthen versuchten. Ein Bajazzo karrikirte Lafferiere und Theresa unter dem stürmischen Beifallklatschen der Blinden und Buckeligen, welche das „charmant“ fanden.

Endlich verlangte man nach dem Orchester und der Ball begann. Das junge Paar eröffnete den Reigen mit einem Charaktertanz; man hätte sie für zwei Hampelmänner halten können. Bald war der Wirrwarr so groß, das Chaos von Buckeln, schiefen Beinen und Armen in der Binde, die Verschlingung von verkrüppelten Körpern, die konvulsivisch in einander griffen, so undurchdringlich, daß ich mit meinem Begleiter die Flucht ergriff, entsetzt über diesen Todtentanz, der mich verfolgte wie ein schreckliches Traumbild, in welchem alle Fratzen und Teufel phantastisch durcheinander wirbelten. Wann das Fest endete, weiß ich nicht; aber am nächsten Nachmittage fand ich die beiden Gatten bereits auf Posten. Sie saßen zusammengehockt, in elenden Lumpen auf ihren Schemeln und verzehrten die ihnen von ihrer Mutter eben gebrachte Suppe.

Welch' ein Fall aus den Himmeln des gestrigen Festes und dennoch — welch eine Philosophie! —

Dem Ronge nach am nächsten stehen den Bettlern die Lumpensammler von Paris, zwischen beiden gibt es aber auch eine ganze Reihe kleiner „Metiers," deren Charakter etwas unbestimmt zwischen den beiden Classen schwankt, bald mehr der einen, bald mehr der anderen verwandt. Dem Bettler am nächsten steht der sogenannte „Schutzengel," der sich überall in der Nähe der großen Wein- und Liqueurschenken von Paris aufhält und dessen Profession darin besteht, für ein Douceur die Betrunkenen nach Hause zu führen.

Die Bettelmusikanten spielen natürlich eine Hauptrolle. Ein Berichterstatter*) theilt dieselben in verschämte, nichtverschämte und unverschämte Strich- und Zugvögel ein. Zu den Strichvögeln, sagt er, rechnen wir diejenigen „Künstler," welche sich permanent in dem nämlichen Stadttheile produciren, zu den Zugvögeln alle die, welche auf ihren Kreuz- und Querzügen durch Paris sich nicht an ein bestimmtes Quartier binden.

In den Höfen, wo die Ausübung solcher Kunst überhaupt zur Geltung kommen darf — in manchen ist sie streng verpönt — tritt sie dann auch in der mannigfachsten Gestalt und in den buntesten Farben und Nuancen auf. Ziemlich regelmäßig jedoch gehen auf diesem Schauplatze in jeder Woche die nämlichen Bilder in Scene, Bilder, die, wenn sie selten dem Ohre, dem Auge fast nie etwas Angenehmes bieten, dafür eine Masse des lehrreichsten und unterhaltendsten Stoffes liefern könnten. Unser Fenster geht nach einem solchen Hofe in einem der belebtesten Stadttheile von Paris.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 21. November.**)

Unseren dramatischen Kirchweihgenuß hat das Stadttheater mit dem „Glöckner von Notre-Dame" eröffnet, mit „Mönch und Soldat" fortgesetzt und mit Schillers „Tell" geschlossen. Du lieber Gott! was sich nicht alles in einem Athemzuge zusammenstoppeln läßt. Vater Schiller, Tante Birchpfeiffer und Onkel Kaiser, frisch nach einander, hilf, was helfen kann! Wenn übrigens der unglückliche „Glöckner von Notre-Dame" (Notterdam sagt mein Freund Müller) überhaupt noch die Berechtigung haben darf, sein trauriges Wechselbalgleben auf der Bühne zu fristen, so ist wohl der Kirchweihsonntag der geeignetste, ihn wieder einmal in Freiheit vorzuführen. Kindsraub und Wahnsinn, tugendhafte Zigeuner und verworfene Standespersonen, der Engel Esmeralda und der unglückliche Quasimodo, der mit all' den Gebrechen und Gebresten, die ihm vorgeschrieben, lebhaft an die Musterzeichnung vom fehlerhaften Pferde erinnert, sind zu einem romantischen Brei zusammengequirlt, über den schließlich noch „Priester, Söldner, Magistratspersonen, Studenten, Zigeuner, Bettler, Gauner, Volk" als pikante Sauce hergeschüttet werden. Wünsche wohl zu speisen! — Von der Aufführung läßt sich im Ganzen nichts Besonderes zu ihren Gunsten sagen; welcher Darsteller macht sich auch gern an solch' verzerrte Charaktere. Fräul. Sperner fand sich mit der Rolle der Esmeralda leidlich ab, nur steigerte sie unter anderem in der Kerkerszene ihre Stimme zu früh, so daß sie zuletzt aus den gewaltsamen Quetschtönen nicht mehr herauskam; deßgleichen scheint die Nonchalance, welche das Fräulein bei der Handhabung des Artikels schon seit jeher beobachtet, eher im Zu- als im Abnehmen zu sein. Herr Heinemann war als Quasimodo, trotzdem er verschiedene der vorschriftsmäßigen Leibesfehler gar nicht zum Austrage brachte, scheußlich genug, verstand es jedoch, durch charakteristisches Spiel dem Ausgelachtwerden zu entgehen; das Degoutante konnte er freilich der ganzen Figur ebenso wenig nehmen wie andere. Herr Simon (Trouillfou) zeigte sich zwar als famoser Straßenbettler, aber als recht nüchterner Gaunerkönig.

Im Vergleiche zum „Glöckner" ist „Mönch und Soldat" von Kaiser schon sehr gesunde Kost, ein Volksstück, nicht im schlechtesten Sinne des Wortes. Neben einer zahmen Polemik gegen unwürdige Diener des Herrn geht eine forcirte Verehrung des Soldatenstandes durch's Ganze, die zu einer Zeit, wo Jeder durch die allgemeine Wehrpflicht dazu kommt, sich sein Urtheil aus eigener Erfahrung zu bilden, entschieden etwas antiquirt ist. Doch weiß ein so gewandter Dramenfabrikant wie Kaiser sehr genau, daß ewiges Tendenzreiten nicht gut ist und wirft, sowie der Ernst ernst werden will, die übliche Possenkomik dazwischen. Der Hauptträger derselben, Hieronymus, ist zwar dem Namen nach ein Bauernbursche, im Grunde aber ein rechtes Wiener Früchtl, dessen Reden man es anmerkt, daß er seine verbummelte Jugend entschieden mit dem Lesen nichtsnutziger Leihbibliothekenbücher und dem fleißigen Besuche kleiner Vorstadttheater hingebracht haben muß. Herr Simon, welchem diese Rolle zugefallen, verstand es trefflich, alle Licht- und Schattenseiten des feigen, boshaften Burschen zur Geltung zu bringen und erwarb entschieden den Löwenantheil des Abends. Von den übrigen Mitspielenden entsprachen der gute und der schlimme Priester (Hr. Burggraf und Hr. Heinemann) sowie die bigotte Bäuerin (Fräul. Kossari) allen billigen Anforderungen.

Leider läßt sich Letzteres bei der Aufführung des Schiller'schen „Tell" den Wenigsten nachrühmen. Wenn wir neben der anerkannt trefflichen Darstellung des Tell durch Herrn Hahn noch den Walter Tell der Frln. Staub hervorheben, so sind wir mit den wirklich guten Leistungen ziemlich am Ende. Von den drei Häuptern des Rütlibündnisses gelang es blos Hrn. Eichheim, seinen Part (Arnold von Melchthal) in annähernd genügender Weise durchzuführen. Herr Burggraf (Werner Stauffacher) ließ es an gestaltender Kraft und entsprechender Deklamation, Hr. Rosenow (Walter Fürst) an Allem fehlen. Auch Hr. Heinemann entsprach nicht den Anforderungen, die man an den Darsteller des Geßler stellen darf; sein Landvogt war ein mürrischer Alter, der wenig von der Tücke und Härte des tyrannischen Ritters zur Schau trug. Nichts kommt aber der Harmlosigkeit gleich, mit welcher Frln. Hofer (Bertha) die Schiller'schen Verse verarbeitete, sie haspelte planlos in denselben herum wie (bitte um Entschuldigung) ein kleines Hündlein im hochhalmigen Getreidefeld. Uebrigens haben wir noch nie einen bekannten Text solchen Verletzungen ausgesetzt gesehen wie diesmal, so z. B. Armgart (Frln. Kossari): „rolle deine Stirne" oder Hedwig (Frln. Sperner) „zu schiffen in dem wüth'gen See! Das heißt nicht Gott versuchen! Das heißt Gott vertrauen!" 2c. Ein gedächtnißstarker Freund wußte ihrer noch mehrere; wir wollen unsere Leser nicht damit belästigen.

*) Pariser Leben. Federzeichnungen und Plaudereien von F. C. Petersen. München, Merhoff.

**) Unlieb verspätet. D. R.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Gabermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 96. Sonntag den 1. Dezember 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Sie umarmte die Bäuerin und küßte ihr stürmisch die Wange.

„Ach,“ rief sie dann, „wenn ich dich nicht hätte, wäre ich längst ein Raub der Verzweiflung geworden! Es ist wahr, ich will mir ein Muster an deiner christlichen Ergebung nehmen, und mein Schicksal in Geduld ertragen, wie es sich auch noch gestalten möge. Das will ich und muß ich.“

„Hermine,“ fragte Suschen leise, „wie viel Geld braucht dein Vater für den Augenblick?“

„Zwölftausend Thaler! Früher wäre es eine Kleinigkeit gewesen . . . da aber der Krieg alle Geschäfte zerstört hat und das Geld wie aus der Welt verschwunden scheint —“

„Ach, der Krieg, der furchtbare Krieg!“ rief Suschen weinend.

„Mir hat er das ganze Leben vernichtet, ich werde elend sein bis zu meinem letzten Athemzuge. Du kannst noch glücklich werden, Hermine . . . “

„Ich?“ fragte sie traurig.

„Dein Friedrich lebt ja noch.“

„Er lebt, und doch bleibt er mir unerreichbar.“

Aus Suschens Auge blitzte ein heller Strahl.

„Hermine, ich muß etwas von dir wissen.“

„Was denn?“

„Ist dein Vater gerettet, wenn du zwölftausend Thaler bekommst?“

„Er wird gerettet sein.“

„Und du brauchst den Amtmann nicht mehr?“

„In diesem Falle nicht. Ach Gott, das Geld ist ja so schnell gar nicht zu beschaffen. Morgen muß es entschieden sein . . . Alles drängt zum Abschlusse, bereitet mein Elend vor . . . Wie soll denn das werden? Der hartherzige Kohler kennt die schrecklichen Verhältnisse, er beutet sie zu seinem Vortheile aus und lauert auf sein Opfer, das ihm werden muß, wenn nicht ein Wunder geschieht. Suschen, ich kann gar nicht mehr denken, ich wage gar nicht mehr einen Entschluß zu fassen. Jetzt erst weiß ich, wie lieb und theuer mir Friedrich ist . . . Aber ich habe auch den Amtmann kennen gelernt, den ich aus tiefster Seele verachten und hassen muß. Ich kann ihm nicht angehören, ich kann nicht einmal ohne Schaudern an ihn denken. Und wenn ich nun meinen armen Vater betrachte.“

Das arme Mädchen brach fast zusammen.

„Still, still,“ rief Suschen; „Kohler soll seinen Zweck nicht erreichen und du wirst deinem Friedrich erhalten bleiben.“

Die Tochter des Fabrikanten schüttelte ihr bleiches Haupt.

„Ach, es ist ja nicht möglich! Die Menschen sind zu eigennützig, es ist ein Jeder auf seinen Vortheil bedacht. Du wirst für mich bitten, wirst irgend ein Herz erweichen wollen....“

„Ich schaffe das Geld!“ rief Suschen bestimmt. „Du wirst sehen, daß es noch gute Leute gibt. . . Das wollte ich dir sagen. Nun versprich mir aber auch, keinen bösen Gedanken mehr zu fassen und mit Vertrauen auf Gott ruhig auszuharren. Wenn nicht heute, so komme ich morgen und bringe Hilfe . . . Dem Amtmann gib kein gutes Wort mehr, der soll vor Aerger und Groll bersten.“

„Ach Suschen, du meinst es so gut mit mir, willst mir Ruhe schaffen; aber wie kann es dir möglich werden, was uns unmöglich ist?“

Die junge Bäuerin zitterte am ganzen Körper.

„Frage nicht und vertraue deiner Freundin, die bis zum Tode dir treu bleibt. Ich bringe dir das Geld, die arme Wittwe, die du so großmüthig unterstützt hast. Du scheinst immer noch zu zweifeln . . . Um des Himmels willen, Hermine, glaube mir doch! Das, was ich dir verheiße, klingt wohl wunderbar; aber es wird in Erfüllung gehen, so wahr, als ich vor dir stehe. Jetzt gehe nach Hause, verhalte dich ruhig und bete zu dem lieben Gott, daß er dir den Bräutigam erhalte. Dies ist die Hauptsache.“

„Wie bist du denn, Suschen? So hastig, so aufgeregt...“

„Du gehst nicht mehr zu Kohler; verdirb nicht was ich gut mache; denke nicht an den schrecklichen Mann! Denke vielmehr an Friedrich, an das frohe Wiedersehen, an die glückliche Zeit, die kommt . . .“

Die junge Frau hing an dem Halse der Freundin; Thränen überflutheten ihr Gesicht und ihr ganzer Körper erbebte unter heftigem Schluchzen.

„Hermine,“ fuhr sie fort, „thust du dir in der Verzweiflung ein Leid an, so bleibe auch ich nicht am Leben! Ich stürze mich in den Fluß . . .“

„Nein, nein!“ schrie Hermine auf.

„Wenn ich dich verliere, bleibt mir ja gar keine Stütze mehr auf der Welt!“

Suschen zog die Freundin über den Steg und führte sie bis an die Pforte des Gartens.

„Erwarte mich Hermine!“

„Ich will es ja.“

„Siehst du mich diesen Abend nicht, so komme ich morgen früh.“

„Du findest mich immer!“

„Beruhige nur den Vater, die Hülfe bleibt nicht aus.“

„Aber sei auch du ruhig, mein liebes Suschen, deine Aufregung flößt mir Besorgniß ein.“

„Meinetwegen verbanne die Sorgen.“

„Was gedenkst du denn zu thun?“

„Das kann ich dir in diesem Augenblicke nicht sagen.“

„Unternimm keine unüberlegten Schritte.“

„O nein!“

„Du wirst in deiner Liebe zu mir zu weit gehen.“

„Ich weiß, was ich thue, Hermine!“

„Und erhalte dich mir!“

Sie sanken sich noch einmal in die Arme.

„Nun geh!“ flüsterte Suschen, die sich zuerst losriß.

„Du hast doch den Schlüssel zum Garten?“

„Ja!“

Suschen wollte fort.

„Warte noch!“

„Was willst du?“

„Suschen, du mußt auf jeden Fall kommen“

„Gewiß, o gewiß!“

„Bleibst du aus, so komme ich zu dir.“

„Du wirst im Hause deines Vaters warten, das du nicht verlassen darfst. Ich bringe Hülfe; sage es nur getrost, du wirst nicht zur Lügnerin werden.“

Im Fluge drückte sie einen Kuß auf die Wange der Freundin, dann eilte sie nach der Brücke zurück und verschwand hinter den Gesträuchen. Hermine schloß die Thür, dann ging sie langsam durch den duftenden Garten.

„Die gute Frau!“ dachte sie. „Wie besorgt sie um mein Leben ist! Sie verspricht Hülfe in der Noth, nur um mich zu trösten und zu beruhigen. Auf welche Weise sollte die arme Frau wohl die große Summe beschaffen! Es wäre Thorheit, wollte ich darauf rechnen . . . die Arme weiß nicht, was sie verspricht. Ach Gott, meine Lage ist noch immer dieselbe, und mit jeder Stunde rückt die Entscheidung näher. Vielleicht geht Suschen zu dem Oberförster . . . das wäre mir lieb; der Mann mag immerhin erfahren, wie es bei uns steht, dann sieht er, was er angerichtet hat.“

Heute verließ der Fabrikant sein Zimmer nicht; er nahm weder Speise noch Trank zu sich und saß still brütend in seinem Lehnstuhle. Hermine beobachtete ihn durch die Thür, die sie leise geöffnet hatte.

„O, mein Gott!“ dachte sie. „Der Jammer reibt ihn auf, vernichtet ihn geistig und körperlich. Mir fehlt der Muth, vor ihn zu treten. Was soll ich denn sagen? Ich habe ja immer noch keinen Entschluß gefaßt . . . Nein, ich kann mit dem Vater heute noch nicht sprechen … Ausweichend will ich ihm nicht antworten und eine Zusicherung kann ich noch nicht geben! Kohlers Benehmen hat mich auf's Neue wanken gemacht.“

Nachdem sie einige Augenblicke den kranken Vater beobachtet hatte, zog sie sich zurück und suchte ihr Zimmer auf. Bald darauf erschien der Buchhalter, der das Comptoir geschlossen hatte.

„Wie steht's?“ fragte er gespannt. „Sind Sie denn zu Fuß gekommen?“

„Ja.“

„Hat Kohler Ihnen nicht einen Wagen angeboten?“

„Er mag es wohl vergessen haben,“ flüsterte Hermine.

„Das ist kein gutes Zeichen.“

„Heßler, der Amtmann ist herzlos. Mit einer Ruhe hat er seine Erklärung abgegeben, als ob es sich um ein einfaches Geschäft handelte. Nur gegen Auslieferung meiner Person zahlt er das Geld.“

Der Buchhalter schüttelte sein graues Haupt.

„Ich habe mir es gedacht, daß Sie zuvor noch einen Ausweg einzuschlagen versuchen würden. Kohler ist ein fester Charakter, der sein Ziel mit Energie verfolgt. Dieß muß man an ihm achten, mein liebes Kind. Unerschütterlich, wie er jetzt ist, wird er sich später als Ihr Gemahl zeigen; sein Wort ist ihm heilig. Kohler ist kein Leichtfuß, der sich von jedem Windhauche hin- und herschleudern läßt. Meine Frau, so hat er versprochen, verfügt über mein ganzes Vermögen, und dabei bleibt es. Ich kenne den Amtmann, er weicht nicht einen Finger breit von dem Pfade ab, den er für gut erkennt.“

Hermine, die still vor sich hin geweint hatte, sah jetzt auf.

„Heßler,“ sagte sie mit fester Stimme, „Sie mühen sich vergebens ab, den Amtmann in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Heute habe ich erkannt, daß eine Heirath mit ihm ein großes Unglück ist; sie wird mein Tod sein.“

Der Alte erschrack.

„Haben Sie denn völlig mit ihm gebrochen?“

„Nein!“

„So entschließen Sie sich rasch.“

„Ist denn ohne mich keine Rettung möglich?“

„Wäre es, würde ich Ihnen nicht zureden. Uebermorgen soll die Generalversammlung abgehalten werden; Kohler und der Oberförster sind zu Kassenrevisoren ernannt. . . .“

Hermine schauderte zusammen.

„Auch Kohler?“ fragte sie mit tonloser Stimme.

„Die Wahl ist auf ihn gefallen, da er als ein streng rechtlicher Mann bekannt ist; alle Welt setzt unbedingtes Vertrauen in ihn . . .“

„Dann ist mein Vater verloren!“ seufzte erschreckt das junge Mädchen.

„Was soll das heißen?“

„Kohler weiß, daß die Vereinskasse angegriffen ist.“

„Das weiß Kohler?“

„Er hat es mir deutlich genug zu erkennen gegeben.“

Der Alte stand starr wie eine Bildsäule; selbst sein großes Auge bewegte sich nicht. Erst nach einigen Secunden rief er:

„Kohler kennt das Unglück?“

„Ja!“

„O, dieser Oberförster ist ein . . .“

Er ballte krampfhaft beide Hände und streckte sie zum Himmel empor.

„Was kann der Oberförster dafür?“ wagte das junge Mädchen zu fragen.

„Was er dafür kann? Was er dafür kann? Er allein wußte bis jetzt um die Verirrung meines armen Herrn, und nur er kann der Verräther gewesen sein! Graßberg ist ein Schurke und jedes Haar an ihm sei verdammt! Aus Rache übt er eine Verrätherei, die ihn zu dem erbärmlichsten, verächtlichsten Menschen auf Gottes Erdboden stempelt. Nein, ich habe den Oberförster für schwach gehalten; jetzt sehe ich ein, daß er grundschlecht ist! Herr Gott, kannst du es denn dulden, daß solche Subjecte auf deiner Erde wandeln? Und dieser Schurke ist ein Beamter, er erfreut sich der allgemeinen Achtung. . . . Pfui, und tausendmal pfui! Mir schwindelt der Kopf, ich kann es noch immer nicht glauben!“

Heßler legte die Hände an die Stirn und rannte durch das Zimmer. Plötzlich blieb er vor dem weinenden Mädchen stehen.

„Hermine, haben Sie denn auch recht gehört?"

Sie nickte mit dem Haupte, da sie vor Schluchzen nicht zu sprechen vermochte.

„Kohler weiß also . . ."

„Daß die Ehre meines Vaters auf dem Spiele steht?"

„Es ist richtig, o, es ist nur zu richtig! der Oberförster will Ihren Vater gründlich zerschmettern und jetzt wird er es dahin bringen! Das thut ein Nachbar, ein Freund! Der Mensch verdiente, daß er . . . doch nein, ich will ihm nichts Böses wünschen, er mag sich mit seinem Gewissen abfinden, wenn er noch ein Gewissen in der Brust hat! Die gerechte Strafe ereilt den Bösewicht, auch ohne daß ich sie ihm wünsche. Also bis dahin erstreckt sich seine Rachsucht!"

„Kohler muß aus einer anderen Quelle geschöpft haben!"

„Nein, es gibt keine andere"

„Der Oberförster ist brav und gut . . ."

„Er ist der schlechteste von allen Menschen, die mir in meinem ganzen Leben vorgekommen sind. An Aussöhnung ist nun nicht mehr zu denken, dieser Streich ist himmelschreiend. Wenn wir nun das Geld nicht schaffen, ist das Unglück voll. Hermine, sagen Sie es dem Vater nicht . . . erführe er diesen Umstand, er würde sich das Leben nehmen."

„Heßler, was geschieht, wenn das Geld in der Kasse fehlt?"

„Was geschieht?"

„Ja!"

„Das Gräßlichste, was einem Menschen widerfahren kann! Ich vermag den Gedanken nicht zu fassen . . . Man wird meinen armen Herrn in das Gefängniß werfen und ihm den Criminalproceß machen, der mit Verurtheilung zum Zuchthause endet. Das geschieht, das wird geschehen, weil es der Herr Oberförster will."

Hermine lag wimmernd am Boden; ihr Haupt ruhte auf dem Polster des Sophas.

„Jetzt hilft kein Weinen und Klagen mehr," rief der Buchhalter; „jetzt muß Geld besorgt werden und sollen wir es aus dem Erdboden stampfen. Hermine, verständigen Sie sich mit Kohler . . . Schreiben Sie ihm, laden Sie ihn ein, er wird kommen und Kasse mitbringen . . . er braucht ja nur in seinen Schrank zu greifen! Haben Sie den Vater gesehen? Er ist jetzt an Körper und Geist gebrochen . . . Wie wird es werden, wenn er die Schmach erfährt, die der Mann, der früher sein bester Freund war, über ihn verfügt? Da Kohler das schreckliche Geheimniß kennt, müssen wir ihn für immer an uns fesseln . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 28. November.

Die Wiederholung von Marschners „Templer und Jüdin" am vorigen Sonntage hat uns ebenso wenig elektrisirt als die jüngste Beneficevorstellung; wir haben zum Lobe derselben nicht mehr Worte als bei der letzten Besprechung; übrigens wollen wir es den Sängern nicht hoch anrechnen, wenn sie nicht durchschlugen, weil der Komponist bei allen sonstigen Vorzügen die Solopartien nicht sanglich behandelt und in der Begleitung durchweg eine so starke Instrumentation beliebt hat, daß es selbst für wohl ausgestattete, naturwüchsige Kehlen eine Aufgabe ist, der Fluth von Tönen, welche den Gesang trägt, Herr zu werden; daß unter solchen Umständen die Deutlichkeit in der Aussprache Schiffbruch leidet, ist begreiflich; übrigens hängt hievon das Verständniß Seitens der Zuhörer nicht allein ab, denn der ursprüngliche Stoff ist ein so umfangreicher, daß sich der Verfertiger des Operntextes schon im Vorhinein zu großartigen Abstrichen genöthigt sah, und es dem Interesse der Zuhörer überlassen mußte, sich den Zusammenhang aus dem Scott'schen Romane „Ivanhoe" zu erholen; wir müssen deshalb Jeden, der sich in Marschners Oper zu orientiren wünscht, auf jenes Werk verweisen, weil erst hiedurch die innere Verbindung der einzelnen Scenen klar und verständlich wird.

Ein Gegenstück in Bezug auf Stoff wurde am Montag in der Oper „Joseph und seine Brüder" von Mehul aufgeführt. Wenn man einem modernen Komponisten die Aufgabe stellen wollte, aus dem einfachen Sujete dieser Oper ein dreiaktiges Werk zu schreiben, er würde sich bankerott erklären; es gibt kaum einen einfacheren Stoff als diesen der biblischen Geschichte entlehnten. Der von seinen Brüdern verkaufte und in der Gefangenschaft zu hohen Würden emporgestiegene Joseph erkennt unter den durch eine Hungersnoth zur Auswanderung genöthigten Israeliten seine Brüder mit ihrem Vater Jakob und versöhnt sich mit ihnen, nachdem er Zeuge ihrer bitteren Reue geworden. Auf dieser Grundlage eine Oper aufzubauen, ist für unsere an Effekt und Reizmittel gewöhnte, durch Spektakelstücke aller Art blasirte Zeit eine Aufgabe der Unmöglichkeit und selbst ein Meister wie Mehul, obgleich ein Günstling der Musen, würde sich verrechnen, wenn er mit den Faktoren des jetzigen Zeitgeistes in Konkurrenz treten wollte.

Wer möchte es heutzutage wagen, eine Oper ohne Liebesgeschichte nur mit männlichen Rollen auf die Bühne zu bringen? Mehul hat diese schwierige Aufgabe gelöst und mit sehr geringen Mitteln einen Erfolg erzielt, der seinem Namen einen hervorragenden Platz unter den musikalischen Größen gesichert hat. Heute noch ist sein Jakob in seiner patriarchalischen Einfachheit trotz seines theilweise veralteten Gewandes ein Kunstwerk von anerkannter Bedeutung, ein Edelstein in antiker Fassung, dessen Gehalt und Feuer dem Kennerauge nicht lange verborgen bleibt. Mag die Form manchmal alterthümlich sein, der Inhalt ist echte gute Musik, erhaben durch edle Einfachheit, ergreifend durch Tiefe und Wärme des Gefühls, frei von aller Künstelei und dem zum Uebermaße angewendeten Raffinement der Neuzeit. Die ganze Komposition ist durchweg würdig und rein gehalten und bekundet in allen Nummern den geläuterten Kunstsinn, welcher die Werke Mehuls durchgängig ziert und in dem prachtvollen Finale des letzten Aktes obiger Oper den schönsten Abschluß findet.

Die Hauptrolle lag in den Händen des Hrn. Schleich; er hat auf den Joseph großen Fleiß verwendet und dafür auch Anerkennung gefunden; doch hatte er die reichen poetischen Farben für dieses edle, im schönsten Lichte gezeichnete Bild nicht gefunden; sein Gesang hätte inniger, der Ausdruck der Vater- und Bruderliebe wärmer und natürlicher sein dürfen. Die Introduktions-Arie: „Ach, mir lächelt umsonst huldvoll des Königs Blick" wird erst dann voll wirksam, wenn sie in rein elegischer Stimmung gehalten ist; der weiche klagende Ton, welcher sich wie ein Flor über die glanzvolle Lage des Vicekönigs und die Jugenderinnerungen Josephs zieht und in der bekannten Romanze: „Ich war Jüngling noch an Jahren" so rührend hervortritt, hätte schärfer hervorgehoben werden sollen. In dieser Beziehung bleibt Hrn. Schleich noch Manches zu thun übrig, während seine Deklamation, seine Aussprache und sein Spiel vollständig befriedigten. Von den übrigen Personen

verdient Hr. Lehmann als Simeon für die glückliche dramatische Lösung dieser schwierigen Rolle besondere Anerkennung. Die fugenartigen Männerchöre waren schwach, die Figuren verworren und undeutlich und der Israelitenchor „Gott Israels" so entfernt von der Bühne placirt, daß ihn nur ein geübtes Ohr verstehen konnte; das Orchester kam uns wie ein Kranker vor, dessen Pulsschlag matt und unregelmäßig geht; während die Blasinstrumente das piano nicht leiden mögen und sogar im pianissimo mit angeborner Derbheit dreinsprechen, haben die Streichinstrumente am forte keine Freude und folgen öfter ihrem eignen Kopfe als dem Taktstabe des Dirigenten und den Zeichen der Partitur.

Dieses Gehenlassen ad libitum hat sich auch in der am Mittwoch aufgeführten „Weißen Dame" fühlbar gemacht. Diese reizende Oper Boieldieus muß durchweg leicht und graziös gehalten werden, wenn die duftigen, effektvollen Melodieen in ihrer originellen, belebenden Frische hervortreten sollen; das Orchester konnte sich zu der zierlichen Leichtigkeit französischer Musik nicht hinaufschwingen und blieb nach guter alter Gewohnheit schwerfällig und unbehilflich; „es war immer so" heißt es im Refrain eines bekannten Liedes! freilich ein schlechter Trost. Die Hauptrolle war wiederum Hrn. Schleich zugefallen, welcher mit frischem Muthe dran ging und als Georg Braun durch seine bühnengerechte Erscheinung, sein gewandtes Spiel und seine ausdrucksvolle, verständliche Deklamation öfters verdienten Beifall ärndete. Wir schließen uns dieser Anerkennung an, können aber nicht umhin, bezüglich seiner Leistungen im Gesange noch manche frommen Wünsche auszusprechen. Wir vermißten vor Allem in seinem Vortrage Gefälligkeit, Leichtigkeit und Eleganz, Eigenschaften, welche von dem leichtlebigen, heißblütigen Cavalier und Königslieutenant unzertrennlich sind. Ferner wünschen wir seinem Gesange mehr Innigkeit und Zartheit; seine Stimme hat noch nicht die nöthige Abrundung und ließ die reichen Effekte dieser Rolle größtentheils verloren gehen. Wie reizend ist, um nur eines zu erwähnen, die Cavatine: „Komm holde Dame," wenn sie mit zartem, feinem Colorite gesungen wird; Hr. Schleich scheint sie nicht recht aufgefaßt zu haben; statt mezza voce, hielt er diese Cavatine zu kräftig und voll und fiel mitunter ganz in's forte. Von seinen Coloraturen wollen wir heute nicht sprechen und uns bemühen, das Andenken an das Duett im ersten Akte mit Jenny zu vergessen. Die weiße Dame wurde in vollendeter Weise von Frau Hain-Schnaibtinger durchgeführt; ihre prächtige Stimme entzückte nicht nur in den Solis, sondern war auch eine Zierde in den Ensemblestellen. Rühmende Erwähnung verdient auch Hr. Gangemüller als Gaveston; Erscheinung und Haltung, Spiel und Gesang waren lobenswerth; er machte aus dieser undankbaren Rolle, was ein Sänger von guter Anlage und Ausbildung nur immer daraus machen kann. Hr. Simon und Frl. Holm endlich gaben das Pächterehepaar Dickson mit Frau mit glücklichem Humor in natürlicher lebensfrischer Gestaltung. —d—

Würzburg, 29. November.

Das Schauspiel von St. Gätschenberger: „Die beiden Fugger" gelangte am vorigen Dienstag, nachdem es vor ungefähr einem Lustrum zum ersten Male auf hiesiger Bühne vor die Lampen getreten, wieder zur Aufführung, und ermangelte nicht, von gutem Spiel und geschmackvoller Toilette getragen, eines gewissen Erfolges. Wir sind im Ganzen so wenig verwöhnt, daß ein ordentlich memorirtes Stück im Grunde hier als rara avis zu betrachten ist, und deßwegen von Hause aus durch eine rosenfarbene Brille angeschaut wird, und müssen uns daher um so mehr freuen, daß die Direktion sich Zeit und Gelegenheit nahm, ein Stück, das zunächst nur auf die hiesige Bühne und den Erfolg auf derselben angewiesen ist, nach Kräften herauszustaffiren. Fassen wir das Drama selbst näher in's Auge, so läßt sich's nicht übersehen, daß schon die Anlage des Ganzen seine Entwickelung zu einem zugfähigen Repertoirstück vereitelt. Der positive Inhalt der Fabel ist ein unendlich geringer. Raymund Fugger, der ältere Bruder, mehr Kunstenthusiast als Industrieller, schon längst auf den wachsenden Einfluß seines Bruders Anton im Geschäft eifersüchtig, vernimmt, daß letzterer in den Reichsgrafenstand erhoben werden soll, und beschließt, nach Frankreich auszuwandern; da zeigt ihm Kaiser Karl das Diplom, welches auch ihn in den Grafenstand erhebt und er bleibt. Das ist der Faden; daneben spinnt sich noch ein Herzenshandel zwischen dem Grafen Stolzenfels und Raimund's Tochter, der nie selbständig und ein langathmiger historisch-politischer Excurs zwischen Kaiser Karl und Fürsten, der gar nicht in die Handlung eingreift. Ja letzterer steht völlig isolirt, ohne irgend einen inneren oder auch nur äußeren Zusammenhang zwischen den anderen Aufzügen da, und füllt einen ganzen Akt für sich selbst aus. Bei so wenig lebensfähiger Handlung ist der Zuschauer mehr auf die einzelnen Charaktere und auf das gesprochene Wort angewiesen und fährt dabei im Ganzen auch viel besser. Zwar sind Raymund und Anton gute Leute, so daß man an einem nur den Pantoffelhelden, am andern gar nichts wahrnimmt und sich mit Hörensagen begnügen muß, doch entbehren die Frauengestalten der Regina und Katharina Fugger keineswegs eines charakteristischen Gepräges und fester Individualisirung; ebenso die Nebenfiguren des Franzosen de Bellay und des Kapitain Ehrfried. Kaiser Karl und seine Fürsten excelliren dagegen nur mit Reden, Reden, die mit bekannter Bühnenprophetie die vergangene Zukunft voraussagen und den Mantel eines gewissen biedermännischen Liberalismus in treuherzigen Falten um die Schulter werfen. Die Sprache bewegt sich durchaus in den Grenzen des Anstandes; der Jambus nicht immer fünffüßig, ist doch im Ganzen rein, nur in seinen Wendungen mitunter schleppend. Die Diktion erhebt sich hie und da zu vollerem Gepräge, doch hat sie zu wenig Eigenthümlichkeit und Gedankenfracht, um dem Werke, als dramatisches Gedicht betrachtet, einen Leserkreis zu verschaffen.

Die Aufführung war eine fast durchweg gute, besonders hervorragend die Leistung der Frau Hahn als Regina Fugger; edle Erscheinung, würdevolles Spiel, treffliche Toilette verbanden sich in der Haupteffektscene des Stückes, als deren Quintessenz Herr Gätschenberger die allerdings nicht mehr ganz neue Idee der Androhung des Mutterfluches zugleich mit dem Vorhang herunterhageln läßt, zu einem fesselnden Ensemble. Frl. Sperner repräsentirte die herrschsüchtige, familienstolze Katharina zwar in etwas kleinlichen Zügen, war aber auch sehr schön angezogen. Kaiser Karl (Hr. Burggraf) und seine Fürsten trugen sich mit vorschriftsmäßigem Anstand und die Gebrüder Fugger hielten sich wie Ehrenmänner (weiter hatten sie nicht viel zu thun); bewundernswerth war die Seelenruhe, mit welcher sie die Schuldscheine über zwei Millionen zum Besten des Reichs herunterbrannten.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 97. Mittwoch den 4. Dezember 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Der alte Comptoirdiener trat ein.

„Herr Buchhalter!"

„Was gibt es?"

„Herr Börner möchte Sie sprechen."

„Gleich!"

„Er hat Eile."

„Ich komme, sagen Sie das dem Herrn."

Der Comptoirdiener entfernte sich traurig.

„Handeln Sie," rief Heßler, „handeln Sie! Lassen Sie alle Nebenrücksichten schwinden, die Ehre Ihres Vaters ist das Hauptziel, nach dem wir streben müssen. O, mein liebes Kind, nun gibt es keine Wahl mehr! Bis morgen früh muß Alles entschieden sein, sonst fürchte ich das Schlimmste."

Er hob die Knieende empor und ließ sie sanft auf dem Sopha nieder.

„Hermine," fragte er zitternd, „darf ich den Vater trösten? darf ich ihm sichere Rettung in Aussicht stellen?"

„Ich glaube es," seufzte sie kaum vernehmbar.

„Sprechen Sie nicht von Glauben, mein liebes Kind, jetzt muß das Schwanken aufhören und Gewißheit eintreten."

„Ja! ja!" rief verzweiflungsvoll das arme Mädchen, indem es beide Hände krampfhaft ausstreckte. „Ich will als Opfer der Verhältnisse fallen."

„Gott segne Sie für diesen hochherzigen Entschluß! Aber wanken Sie nun auch nicht wieder, führen Sie ihn auf der Stelle aus. Sie müssen nun wohl begreifen, daß das Geld eine gewaltige Macht ist! vor Ihnen liegt eine Million, strecken Sie die Hand aus, greifen Sie zu und Sie werden eine allmächtige Gebieterin sein. Wer Capital besitzt, führt ein unabhängiges Leben . . . Sie werden sich und Andere glücklich machen. Kohler ist Ihr Sklave, da er Sie leidenschaftlich liebt."

Heßler drückte die Hände des weinenden Mädchens und entfernte sich. Hermine verblieb regungslos an ihrem Platze.

* * *

Wir begleiten Suschen auf dem Wege nach dem Dorfe. Laufend erreichte sie das Birkenwäldchen, in dem Schatten und Kühle herrschte. Es mochte wohl nicht Erschöpfung sein, die sie veranlaßte, ein Ruheplätzchen zu suchen, denn sie spähte nach allen Seiten um sich, als ob sie Jemand erwartete. Ihre Wangen glühten, an ihrer Stirn perlte der Schweiß, sie mußte den kurzen Kattunmantel ablegen.

„Er hat es doch versprochen!" flüsterte sie. „Ich habe ihn hieher bestellt, zuvor jedoch wollte ich wissen, was Hermine bei dem Amtmann ausgerichtet . . . Nun weiß ich es und werde danach handeln. Guter Gott, was ist denn mein Leben noch, da Arnold todt ist? Nichts als Elend und Jammer; ich gebe es gern hin, aber es soll auch noch nützen, Hermine und Friedrich müssen glücklich werden! dann will ich gern sterben."

Sie sann lange vor sich hin: still, die Hände in den Schooß gelegt, saß sie an dem weißen Stamm der Birke, deren schlanke Zweige wie die einer Thränenweide über sie herabhingen. Tiefe Ruhe herrschte in dem Wäldchen, auch die Vögel, die sonst so munter sangen, feierten den Mittag. Kein Luftzug regte sich; nur hie und dort summte ein Käfer auf oder flatterte ein Schmetterling, der den Kelch einer Waldblume suchte.

„Ach Gott," seufzte Suschen, „wie seltsam ändern sich doch die Dinge! Denselben Mann, den ich sonst so ängstlich floh, erwarte ich jetzt mit einer wahren Sehnsucht! Es wäre mir schrecklich, wenn er ausbliebe . . . dann müßte ich ihn aufsuchen. Aber er wird schon kommen, ich hoffe es wenigstens. Ach, mir ist das Herz so schwer, als ob ich ein Verbrechen begehen wollte. Ich kann mir Herminens Zustand wohl denken . . . mit mir ist es anders; ich habe Nichts zu verlieren, bin gleichgültig geworden gegen Alles, was mir noch begegnen kann. Ob die Last auch ein wenig größer werde oder nicht . . . kann ich sie nicht mehr tragen, so werfe ich sie ab . . . Hermine muß sich dem heimkehrenden Landwehrmann erhalten . . . für mich kehrt keiner heim."

Sie zog ihr Tuch hervor und weinte bitterlich.

Ein Rascheln in dem Grase schreckte sie auf. Im nächsten Augenblicke schon stand Dietrich Starke, der Sohn des Dorfschulzen, vor ihr.

„Da bin ich, Suschen!" rief er freudestrahlend. „Schon glaubte ich, du würdest nicht kommen . . . ich treibe mich schon seit einer Stunde im Birkenwalde herum."

Suschen hatte sich rasch erhoben.

„Wenn ich einmal ein Versprechen gebe, so halte ich es auch; auf die Minute konnte ich leider nicht kommen, ich hatte noch mancherlei zu besorgen . . ."

„O, ich hätte gerne den ganzen Tag gewartet; für dich ist mir nichts zu schwer! Nur Eins ertrage ich nicht . . ."

„Was?“ fragte die junge Frau, die sich Augen und Wangen getrocknet hatte und so unbefangen als nur immer möglich zu scheinen suchte.

„Daß du dich gleichgiltig von mir abwendest, daß du mich nicht leiden magst.“

„Wäre ich denn sonst wohl gekommen? Hätte ich denn diesen Morgen, als wir uns zufällig begegneten, dich angeredet und hierher bestellt?“

„Es ist wahr!“

„Schließe also daraus, wie ich von dir denke!“

Die junge Wittwe preßte beide Hände auf den wogenden Busen; ihr war, als ob eine schwere Last das Herz beklemmte, als ob das Blut in den Adern stockte. Durch den Gedanken an Herminen ermuthigte sie sich und die Freundschaft, die sie für die Tochter des bedrängten Fabrikanten empfand, machte sie zu dem fähig, was sie ausführen wollte. Sie konnte selbst ein freundliches Gesicht zeigen, konnte lächeln.

„Nun ist es vorüber!“ flüsterte sie. „Ich bin rasch gegangen und da kommt so etwas wohl vor.“

„Hast du denn nicht auf mich gewartet?“

„Freilich, aber ich hätte mich nicht in das kühle Gras setzen sollen; aber ich war zu müde.“

Dietrich starrte die Frau an, die er bis zur Verblendung liebte.

„Herr Gott,“ stammelte er, „wenn du dir eine Krankheit zugezogen hättest.“

„Fürchte das nicht!“

„Du siehst wirklich bleich aus, und doch steht dir der Schweiß an der Stirne .... Suschen, wenn du krank würdest!“

Die Angst, die der Rothkopf verrieth, war wirklich nicht erkünstelt; zitternd ergriff er die Hand der Geliebten.

„Ich gäbe mein ganzes Vermögen hin,“ stammelte er, „wenn es nöthig wäre, dich vor Krankheit zu hüten.“

„Dietrich, ist das auch wahr?“

„Wahrhaftig!“ versicherte er.

„Die Männer sprechen viel, und wenn sie einmal beweisen sollen, daß sie es wirklich aufrichtig meinen, da sind sie nicht zu Hause ... da gibt es eine Menge Ausflüchte und Vorwände ...“

„Suschen,“ rief der Bauer auffahrend, „du kennst mich nicht! Was ich sage, setze ich durch und wenn es Kopf und Leben kostet. Du magst von mir fordern, was du willst .. ich thue Alles!“

„Dietrich!“

„Zweifle nicht! Hättest du mich nicht angeredet, ich würde nicht mit dir gesprochen haben, weil ich es mir vorgenommen und dir angelobt hatte. Es kostete eine schwere Ueberwindung ... Wenn ich dich von Weitem sah, zog es mich hin zu dir, aber ich drückte die Augen zu und ging den entgegengesetzten Weg. Da war mir denn manchmal, als ob ich zusammenbrechen sollte; ich mußte schon nach kurzer Zeit ausruhen. Das ist mehr, als ob ich dir einen ganzen Sack voll Geld brächte. Und was ist denn eigentlich das Geld, wenn man sonst unglücklich ist? Da liegt es zu Hause in dem Schranke meines Vaters, es gehört ebenso gut mir als ihm .... Hätte ich dich dafür kaufen können? Nein! Und du bist mir doch nöthig, daß ich einmal ruhig schlafen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Bettler.

II.

Es ist an einem Dienstagmorgen früh. In dem von vier siebenstöckigen Mauern ziemlich eng umringten Hofe ist außer einigen lustigen Kellerratten keine lebendige Seele zu sehen. Plötzlich dröhnen schwere Tritte in dem auf die Straße führenden Hausgang. Eine gebückte Gestalt in Blouse und Holzschuhen tritt in den Hof. Vor dem Fenster in der Portierloge bleibt sie einen Augenblick wie fragend stehen, dann rückt sie weiter in den Hof vor. Cerberus (Beiname, den der Pariser scherzweise dem Portier gibt) hat ihr den Eintritt gewährt. Was will der Mann? Er nestelt einen Augenblick an seiner Blouse, dann nimmt er ein Instrument darunter hervor, eine Geige, sieht mit einem prüfenden Blicke zu den vielen Fenstern in der siebenstöckigen Mauer hinauf und setzt ein. Im Anfang geht's ganz leidlich, trotz des Getrampels, womit der Mensch seine Hopser und Vettermichelweisen begleitet; als aber nach Verlauf von zwei Minuten kein fallendes Geldstück ihn für seine Kratzerei belohnt, vielmehr knarrend drei, vier Fenster in's Schleß fallen, faßt er krankhaft den Fiedelbogen mit der vollen Faust und rasselt ein solches Chaos von falschen Tönen herunter, daß Einem das Trommelfell klingt und aus drei, vier Fenstern zugleich, wie Kugeln, dicke Zweisousstücke auf ihn herabregnen, deren Zweck kein anderer sein kann, als den Unhold zum Weichen zu bringen, einen von der schlimmsten Sorte, einen jener fürchterlichen Musikanten, die, der Schrecken der Pariser Hosanwahner, durch den Zwang ihr Ziel zu erreichen streben, und zu denen auch die „Stöhner“ und „Brüller“ gehören, die mit ihrem Stimmorgan so entsetzliche und widerliche Wehlaute erzeugen, daß man geneigt wäre, die Geschöpfe für vernunftlose Wesen sind zu halten. Die meisten von ihnen „unverschämte Zugvögel“; alle stehen sich im Allgemeinen besser als ihre „verschämten“ und „nichtverschämten“ Kameraden, indem sie in Folge ihres „passiven“ Auftretens schon eher gezwungen sind, in ihrem Lebenswandel sich nicht ganz von der Ordnung loszusagen, da es denn doch auch Leute gibt, deren Trommelfelle die abscheulichste Höllenmusik nichts anhaben kann, geschweige denn das Brüllen oder Dudeln eines vereinzelten Barmherzigkeitsspekulanten.

Weniger gut stehen sich die, von denen wir jetzt ein Specimen in den Hof treten sehen. Der da gehört zu den „nichtverschämten Strichvögeln“. Er ist ein großer, schlankgewachsener Mann mit jüdischen Zügen und dem Anstande eines Schauspielers. Als Zeichen seiner Strichvogel-Eigenschaft trägt er eine Guitarre am Bande, welches letztere er mit Würde um den Hals legt, um sich in die dem Vortrag angemessene Verfassung zu bringen. Einige rasche Griffe in die Saiten des Instruments bilden das Präludium; unmittelbar darauf beginnt der Gesang. Es ist eine Romanze oder vielmehr eine Barcarole, von der Tenorstimme des Sängers mit einem Gefühl vorgetragen, das uns in Erstaunen setzt. Leise knarrend öffnen sich in der hinteren Hausfront fünf bis sechs Fenster, ebenso viele Frauen- und Männerköpfe herauslassend. Sogar die Frau des Cerberus, eine korpulente, folglich gute Alte wird gerührt und öffnet den Logenschlag. Kurz, allgemeines Lauschen, das am Ende in einem wahren Münzenregen seine Unterbrechung findet.

Der Sänger hat noch ein Lied gesungen, als plötzlich im vierten Stock eine jugendliche Mädchenstimme ruft: „Das Dichterlied, wenn's gefälliz ist!“ Sofort stimmt der Mann sein Instrument wieder, und kaum durchschallt den Hof die

ernste Männerstimme, als, anfangs leise, dann lauter, verschiedene männliche und weibliche Stimmen mit einfallen und das Lied bis zu Ende begleiten.

Ein Gewächs derselben Gattung, nur anderer Art betritt jetzt in jenem Manne mit dem umfangreichen Haupte den Hof. Sein Hauptwirken liegt weniger im Gesange — er spricht sehr unklar aus — als in den gedruckten Liedern, die er nach Beendigung seines Gesanges den Hofbewohnern anpreist, und die auch in der Regel guten Absatz finden.

Auch das wirkliche „verschämte“ Elend klopft an diese Pforte und nicht immer verbirgt es sich unter dem Schleier des vergangenen Wohlstandes; frei und offen auch spricht es in herzzerreißenden Tönen zum Gemüthe des Philanthropen.

Aber wer stolpert da in den Hof? Des gebückt einherwankenden Menschen Glieder schlottern und zittern wie von Fieberfrost; die Wangenmuskeln hängen schlaff über die Kinnbacken; das Gesicht hat jede Spur von charakteristischem Ausdrucke verloren; den Unglücklichen muß eine furchtbare Krankheit heimgesucht haben. Mit Mühe öffnet er den Mund, um ein Dutzend häßlicher Gutturaltöne auszustoßen. Gewiß eine partielle Lähmung. Da fällt ein Soustück, wieder eines, noch eines. Sonderbar! wir sind versucht zu glauben, ein Sack voll solcher Münzen würde ihn radikal von seinem Uebel heilen; denn so oft ihm ein Sou winkt, greift er so sicher zu, als ob ihm nichts fehlte. Doch wohl Täuschung! Eines möchten wir aber doch wissen: wie bahnt sich das hilflose Geschöpf einen Weg durch die sich drängende und stoßende Menge auf der Straße? Geschwind, er geht: wir sehen ihm nach; an's andere Fenster! Der Gichtbrüchige überschreitet gerade die Schwelle der Hausthür. Aber seht doch! zehn Schritt weiter unten; welche Metamorphose! Ist die Gestalt mit der kerzengeraden Haltung wirklich der schlotternde Sansculotte aus dem Hofe? Und jenes Dämchen mit der seidenen Mantille, das ihm jetzt den Arm gibt? Ein entsetzlich ehrlicher „Zugvogel,“ auf keinen Fall ein „verschämter!“ Und doch treiben es hundert andere in eben derselben Weise! —

„Türlütütü, Türlütütü!“ Ist das nicht die Pfeife von Mozarts Vogelfänger? — Seht die dralle, gesetzte Gestalt in der blauen Blouse, mit dem kugelrunden Antlitze und der Pickelflöte, eine seltene Erscheinung in einem Pariser Hofe! Wenn der hier Geschäfte zu machen glaubt, irrt er sich auch. — So? — Ja, wenn es mit dem Pfeifen abgethan wäre! Aber in dem Burschen steckt ein ganzer Hühnerhof mit dem, was drinnen und drüber fliegt an Tauben und Enten, an Raben und Krähen u. s. w.; ein completer Thierpark mit dem, was drum und drän hängt an Pferden und Ziegen, Eseln und Schweinen, an Ochsen und Schafen, Hunden und Katzen. Ihr zuckt ungläubig die Achseln? — „Krrrak-gack-gack!“ Hört ihr die Henne? Der Hühnerhof ist schon im Anzug. „Kikeriki!“ läßt sich der sultanische Hahn vernehmen. Dazwischen bellt der heisere Kettenhund sein kurzes „Wuff, wuff!“ „Miauh!“ erwiedert in langgezogenen Tönen die verliebte Katze. Jetzt schnattert die spießbürgerliche Ente, da unterbricht sie der kollernde Puter. Nun setzt die rucksende Taube ein; flugs unterbricht sie der krächzende Rabe. So geht's weiter: der wiehernde Hengst und die brüllende Kuh, der yahende Esel und das blöckende Schaf, die meckernde Ziege, alle diese häuslichen Begleiter des Menschen bilden mit ihrer Ausdrucksweise im Munde Papageno's ein Potpourri, das ein kurzer Anlauf auf der Pickelflöte schnakisch genug beschließt. Mittlerweile ist auf das Hofpflaster, dicken Regentropfen gleich, manches Zweisousstück niedergefallen. Papageno rafft sie wie eine Henne gackernd auf und entfernt sich, gewiß innerlich erfreut und mit dem Vorsatze, sich vom „Zugvogel“ allgemach zum „Strichvirtuosen“ heranzubilden. Im Hofe aber wird's lauter und lauter; männlich und weiblich in den jüngeren Jahren übt sich im Nachahmen der gehörten ungewohnten Töne, bis ein neuer Auftritt diesen nachhaltigen Eindruck zum Schwinden bringt.

Vier Mann hoch rückt ein ganzes Corps in den Hof ein: Geige und Guitarre, Flöte und Harfe; lauter „Staatskerle“, um es auf gut Deutsch zu sagen, mit Vatermördern und Seidenhut, theilweise im fashionablen Frack sogar, alle wohlgemästet und ausgestattet mit verschmitztem Gesicht und schmunzelnd lächelnder Miene. Sie stellen sich im Kreise auf, stimmen ihre Instrumente, legen den Kopf in den Nacken, um forschende Blicke in die Höhe zu senden, und „legen los“. Walzer von Strauß — hei! das geht! Aber oben rauscht's auch fast schon in demselben Moment wie schwebender Rundschritt auf gebohntem Parkett. Die Pariser Studentinnen haben so leichtes Blut! Dazwischen prasseln die schweren Billonmünzen in den Hof — es geht doch nichts über das Handwerk eines Pariser Stadtmusikanten! Schaut hin, selbst die korpulente Meisterin des Hauses sammt dem riesigen „Höllenhund“ werden von den Tönen bezaubert. Beide verlassen ihre Wartburg und walzen auf gut Glück — trotz Rheumatismus und Asperitäten den ganzen Hof durch, zum großen Gaudium des nicht tanzenden Auditoriums. Nachher läßt das ambulirende Corps den Tänzern Zeit zum Verschnaufen, führt Solo's, Duette mit entsprechender Begleitung aus, bis zuletzt die Quelle der Spenden versiegt und die Freude am Spiel erliegt. Das waren Stadt- und Quartiervirtuosen („Zug- und Strichvögel“ zugleich); diese sind überall willkommen, in den näheren Stadttheilen den dienstbaren Geistern, in den Arbeitervierteln den Grisetten, im Studentenviertel den Loretten und Studentinnen. Daher auch ihr nobles Ansehen.

Doch knapp zugemessen ist uns die Zeit. Werfen wir noch einen kurzen Blick auf jenen alten Lautenschläger, der seinem Instrument so lustige Weisen entlockt; auf den Mann mit zwei Blasinstrumenten, der bald auf der Clarinette Polka's und Schottisch in die Welt hinausschickt, bald auf der Posaune Jagdstückchen und Fanfaren zum Besten gibt; auf den Greis mit dem regellos wuchernden Haarwuchs, der die Trommel auf dem Rücken trägt, und ein paar Becken nebst türkischem Halbmond und Klingelklangel dazu, der mit Hilfe seiner Trommbene allein ein ganzes Orchester repräsentirt, und beschließen wir den Tag. Morgen ist ja ein anderer.

Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Sonnabend wiederholen sich ungefähr dieselben Auftritte. Am Sonntag sind die Bilder im Ganzen viel seltener und düsterer. Dann finden sich die in der Woche Abgehaltenen ein, meist invalide oder blinde Arbeiter, geleitet von ihren Frauen, auch wohl Taglöhner, denen der Wochenlohn nicht genügt, und die mit ihrer Kehle ergänzen, was Arme und Hände zu wenig errungen haben. Die mehr oder weniger professionellen Kräfte der Woche lassen sich jedoch nicht blicken, und wer am Sonntagmorgen einzelne Splitter derselben zu Gesicht bekommen wollte, der dürfte dies am Ende nur am Eingange eines Sparkassen-Bureau's verwirklichen können; denn es ist in Paris nichts Seltenes, Leute, die in der Woche den Hofmusikanten spielen, am Sonntag eine größere oder geringere Summe auf der Sparkasse deponiren zu sehen. Ja, es kommen Fälle vor, daß derartige Industrielle mit einemmale als Gutsbesitzer dastehen.

Montag ist der einzige Tag in der Woche, an dem es in den Höfen still bleibt. Der Montag ist für die Pariser

Hofvirtuosen ein Rasttag. Den Montag verlebt der lustigere, leichtfertigere Theil des Völkleins an der Barriere bei Becher- und Saitenklang ganz romantisch. Oder es werden in ihren Hotels (sie wohnen wie die Lumpensammler gern nach Zigeunerart beisammen) Picknicks veranstaltet, die von Samstag Abends bis Dienstag Mittags dauern, und wobei die errungenen und ersungenen Schätze natürlich bis auf den letzten Deut wieder verschwinden.

Die eigentlichen Gassenvirtuosen lassen sich eintheilen in wandernde und ständige. Zu den wandernden gehören Blinde, welche sich, den Hut oder die Mütze in der Hand von einem Kinde oder Hunde über die Straße leiten lassen; alte invalide Soldaten, die, mit einem riesigen Messingschilde auf der Brust, eine jener bisweilen von einem Klepper gezogenen mächtigen Orgeln drehen, deren Repertoire, charakteristisch genug, meist der „weißen Dame" oder „Wilhelm Tell" entnommen ist; ferner ein ganzes Regiment Abarten mit tragbaren Drehorgeln in allen Dimensionen und Größen, die auch zu Zeiten Abstecher in einen Hof hinein machen, hier aber durchgehends verpönt sind; endlich jene herumziehenden Savoyardenfamilien, die auf öffentlichen Plätzen u. s. w. in ihrer Nationaltracht ihre nichts weniger als graziösen Tänze ausführen und die Bewunderung der Pariser Gaffer erregen.

Die Rubrik der ständigen Gassenvirtuosen schließt ein sehr wichtiges Element in sich das, der Chansons- und Chansonnetensänger nämlich. Diese haben ihren stetigen Standpunkt an einem bestimmten Platz, an der Fleischhalle, an der alten Tuchhalle, auf dem Bastillenplatz und an dergleichen Orten mehr. Zu Zweien stellen sie sich schon am frühen Morgen dort auf. Einer hat die Aufgabe, die Orgel zu drehen, der Andere singt neu aufgetauchte Volkslieder und bietet die gedruckten Chansons dem Publikum zum Kaufe an. Es ist dies die wahre Pflanzschule des französischen Volksliedes. Bricht sich ein Lied Bahn durch alle Schichten der Bevölkerung von Paris, so kann man dreist annehmen, daß es aus dieser Quelle stammt.

Das Privilegium, auf einer Pariser Brücke Musik machen zu dürfen, besitzen nur einige Dutzend Persönlichkeiten, die sich mehr oder minder durch ein Gebrechen, in der Mehrzahl aber durch ein Instrument und einen Vortrag auszeichnen, die auf den Vorübergehenden eine haarsträubende Wirkung hervorbringen. Hier quickt eine in den letzten Zuckungen liegende Orgel, dort eine verblasene Clarinette; hier Schwindsucht in forte, dort Schwindsucht in piano; kurz, das prachtvollste Einverständniß zwischen dem Künstler und seinem Instrument.

Nur ein einziger Fall macht eine Ausnahme. Der Held desselben, ein noch junger Blinder, hat seinen Sitz auf dem Pont-des-Arts. Gegen Sonnenschein und Regen schützt denselben ein über ihn gespannter Schirm, gegen den Westwind eine am Parapet hinter ihm angebrachte spanische Wand. Sein Instrument ist eine Ziehharmonika, die er mit Meisterschaft spielt. Der ihn umstehende Zuhörerkreis ist stets compact und hinsichtlich der Zusammensetzung nicht mit jenen Kreisen zu vergleichen, welche den Volksliedersänger umgeben. Reichlich fließen in die vor dem blinden Virtuosen aufgepflanzte Büchse die Spenden der Reichen, die sich manchmal bis zum Golde versteigen. Hin und wieder löst sich auch wohl von der zuhörenden Menge ein vornehm Gekleideter ab, unterhält sich zwei Secunden lang mit dem Blinden und ladet ihn ein, in den Kreis seiner Familie oder zu irgend einem obscuren Feste. Blinde Musikanten sind ja die discretesten von allen.

So wohl wird es freilich dem verschuldeten oder unverschuldeten Elend nicht, das dicht verhüllt an kalten Winterabenden im Schatten der Brückenlaternen leise unser Mitleid anwimmert.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 2. Dezember.

In der gestrigen Wiederholung „Oberons" war es Frau Hain-Schnaidtinger allein, welche sich gerechten Anspruch auf Anerkennung erworben hat; ihre Rezia ward trefflich gesungen, nur in Bezug auf Deklamation blieb manches zu wünschen übrig; das ist ihre so ziemlich einzige verwundbare Stelle, für welche es kaum einen heilenden Balsam geben dürfte, da Organ und Dialekt unübersteigliche Hindernisse zu bieten scheinen. Neben dieser, in gesanglicher Hinsicht trefflichen Rezia war der Huon des Hrn. Schleich ein nicht sehr glückliches Experiment. Mehr als jemals stellte sich sein Mangel an Schule an's Licht. Wie ungenügend war die große Arie im 1. Akte, wie korrupt die Koloraturen dieser Nummer! Mit Schwierigkeiten, wie sie sich hier vorfinden, kann nur ein routinirter, geschulter Sänger fertig werden und es war ein Wagniß für Hrn. Schleich, sich an solch schwere Partieen zu machen. Fleißige Uebung wird über diese Klippen hinweg helfen, doch darf sich dieselbe nicht allein auf die rein technische Seite, sondern muß sich auch auf den Vortrag erstrecken, denn auch in dieser Beziehung fehlt's manchmal, wie uns z. B. gestern wieder das Gebet Huons bewies, welches viel zarter und inniger hätte gesungen werden sollen.

Die Fatime der Fräulein Holm wurde nicht mit ihrer sonstigen neckischen Liebenswürdigkeit und Lebendigkeit gesungen; sie schien von einem gewissen Phlegma beherrscht zu sein, welches sich nur bei den Liebesbeweisen Scherasmins momentan zu verlieren schien. Hr. Lehmann war als Knappe nicht in seinem Elemente; komische Rollen sind nicht für ihn gemacht; sein Scherz hatte etwas Gezwungenes und er vermochte mit dem besten Willen der Rolle des Scherasmin nicht die rechte Gestaltung zu geben.

Die Feenchöre waren nichts weniger als leicht beschwingte Reigen und erinnerten nur zu oft an ihre irdische Abstammung, und den beiden Genien, welche den schlafenden Huon der Erde entrücken sollen, gefiel es so gut auf den Brettern, daß sie noch lange dortselbst zu verweilen geruhten, nachdem Huon schon längst entschwunden war.

Das Orchester hielt sich dagegen, was wir mit Vergnügen konstatiren, im Ganzen recht brav und zeigte im aufmerksamen hingebenden Spiele eine edle Pietät gegen die klassische Komposition Karl Maria von Webers. —δ—

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 98. Sonntag den 8. Dezember 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Der Schulzensohn fuhr mit dem Aermel über die Stirne.

„Ich könnte auch für dich den ganzen Tag arbeiten," fügte er hinzu, „wenn es sein müßte! Suschen, wärst du doch meine Frau, daß ich es zeigen könnte."

„Warte, Dietrich," unterbrach sie ihn.

„Was willst du denn?"

„Ich möchte dich wohl einmal auf die Probe stellen."

„Thue das!"

„Wenn wir verheirathet sind, könnte es zu spät sein."

Dietrich zitterte am ganzen Körper, als er den letzten Satz gehört hatte.

„Verheirathet!" lallte er kaum hörbar und sein Gesicht verklärte sich. „Ich werde gewiß ein guter Ehemann sein; du sollst deine Freude an mir haben. Eine neue Kutsche werde ich kaufen, um mit dir zur Stadt zu fahren. Alles, was mein ist, ist auch dein. Du kannst machen, was du willst. . . Und ich kann dir geben, was du verlangst. Da liegen über zwanzigtausend Thaler in dem Geldschranke und der Vater legt alle Jahre noch mehr hinein. . ."

„Noch mehr?"

„Das will ich meinen!"

„Nein, es ist nicht möglich!" rief Suschen zerstreut.

„Ich bin der einzige Sohn . . ."

„Das weiß ich."

„Und darum gehört Alles mir, und was mir gehört, ist auch das Eigenthum meiner Frau. Suschen, du wirst reich sein, wie keine im Dorfe und in der ganzen Gegend. . . Ich könnte dir auch den Werth unserer Grundstücke nennen . . ."

„Das ist nicht nöthig; ich wundere mich nur, daß dein Vater so viel Geld aufbewahrt."

Der Bauer warf sich stolz in die Brust.

„Ja, Suschen, man spricht nicht gern über solche Dinge; aber dir gegenüber mache ich eine Ausnahme, dir will ich ohne zu prahlen gestehen, daß wir steinreich sind und daß der Vater eine Menge Gold, Silber und Papiere aufbewahrt. Es soll es Niemand wissen, weil die Leute sonst leihen wollen, und der Vater ist zu mißtrauisch, er ist schon ein paarmal derb betrogen . . . da verschließt er lieber das Geld und zieht lieber das Sichere dem Unsichern vor. Bald solls anders werden, ich lege das Geld auf Zinsen an. . . Der Vater ist noch nach altem Schrot und Korn, er kennt die Welt nicht, weiß mit den Kapitalien nicht zu wirthschaften . . . meinetwegen, ich habe ohnehin genug, kanns schon noch mit ansehen. . . Wenn du nur erst meine Frau bist . . ."

„Wird dein Vater die Heirath zugeben?"

„Der thut, was ich will! O, er wird froh sein, wenn ich mir endlich eine Frau nehme. Du weißt, warum ich noch ledig bin, und wahrhaftig, ich werde immer ledig bleiben, wenn ich dich nicht kriegen kann."

Suschen senkte die Augen und flüsterte:

„Sollst mich haben, Dietrich!"

Er stand regungslos, wie ein Baum; sein Gesicht war abwechselnd blaß und roth.

„Suschen, das ist ein Wort . . . mir ist, als ob ich nicht recht gehört hätte."

„Du hast ganz recht gehört."

„Darf ich es meinen Eltern sagen?"

„Jetzt noch nicht! rief sie hastig.

„Warum denn nicht, die Eltern könnten doch wissen. . ."

„Ich habe ja noch Trauer."

„Das ist wahr!"

„Die Leute würden übel von mir reden, wenn ich jetzt schon ans Heirathen dächte . . . Du siehst das wohl ein, Dietrich."

„Freilich sehe ich das ein."

„Aber um dich zu beruhigen, sage ich es dir jetzt schon."

„Wirst du dich denn auch nicht anders besinnen?"

„Nein, gewiß nicht, der liebe Gott hat mir meinen ersten Mann genommen und da ich doch nicht allein bleiben kann, so habe ich mir überlegt . . . ich werde deine Frau!"

„Suschen, nun verlange Alles von mir, ich gebe es dir jetzt schon!"

Suschen sah ernst zu ihm auf.

„Ja, ich habe auch etwas zu verlangen!"

„Was denn?"

„Dir ist also nichts zu theuer auf dieser Erde. . ."

„Nichts, gar Nichts!"

„Beweise es, denn ich muß wissen, daß du es ernstlich mit mir meinst."

Dietrich ward ungeduldig.

„So fordere doch endlich! Du treibst mich ja bis zur Raserei."

„Leihe mir Geld, Dietrich."

„Gern, soviel du haben magst."

„Ich zahle es dir an unserm Hochzeitstage zurück."

„Und wann soll die Hochzeit sein?"

„Im nächsten Frühjahr, zu Pfingsten, wenn meine Trauer vorüber ist. Dein Geld ist gut aufbewahrt . . . ich stehe dafür, daß du es bei Heller und Pfennig zurückerhältst. Willst du einen Schuldschein haben, so werde ich ihn ausstellen.“

„Nein, Suschen, ich bin nicht mißtrauisch, der Braut gebe ich mein ganzes Vermögen. . . . Nicht wahr, du bist doch meine verlobte Braut?“

„Wenn du meinen Wunsch erfüllst, so verspreche ich dir heilig und wahr, daß du und kein Anderer mein zweiter Mann wirst.“

Er nahm hastig ihre Hände.

„Ach, Suschen, ich möchte gleich vor dir niederknien, möchte laut ausrufen, daß ich ein glücklicher Mensch bin! Jetzt lebe ich auf, jetzt begreife ich erst, warum ich lebe. Suschen wird also doch meine Frau . . .: Wieviel Geld brauchst du?“

Jetzt war für die arme Frau ein kritischer Moment gekommen; so klüglich sie auch vorher überlegt hatte, sie mußte doch nach Ruhe und Fassung ringen, um sich auszusprechen. Der Gedanke an Herminen befähigte sie dazu.

„Dietrich, ich stelle dich auf eine harte Probe!“ sagte sie lächelnd.

„Nur zu! nur zu!“

„Zeige jetzt, daß du nicht geprahlt hast, denn die Leute halten dich für einen Prahler . . . zeige aber auch, daß du eine gute Meinung von mir hast und daß es dein Ernst ist, mich zu heirathen.“

„Nimm mein ganzes Vermögen!“ rief der vor Aufregung glühende Bauer.

„Nein, so viel brauche ich nicht; aber ich muß zwölftausend Thaler haben.“

„Zwölftausend Thaler?“ wiederholte er.

„Da haben wir's!“ rief Suschen. „Entweder hast du, was deinen Reichthum anbetrifft, gelogen, um mich zu fangen, oder wenn du wirklich zwanzigtausend Thaler baares Geld im Schranke hast, so willst du mir einen Theil davon nicht geben, weil du mich für falsch und ehrlos hältst.“

„Oho! Ich hätte gelogen, hätte kein Vermögen? Da soll mir Einer kommen. . . . Ich weiß, was im Schranke liegt.“

„Na, dann traust du mir nicht! Und ich kann dir auch nicht trauen!“ fügte sie entschlossen hinzu. „Wäre ich reich, ich würde meinem Bräutigam Alles in die Hände geben, was ich besäße. Leider habe ich nur meine Ehre, die ich als Pfand einsetzen kann.“

„O, Suschen, so ist das nicht gemeint! Ich wundere mich nur, daß du so viel Geld brauchst. Wozu? Wozu? Es könnte dir gestohlen werden, wenn du es aufbewahren willst. . .“

„Ich lege es an einem ganz sichern Ort nieder und an unserm Hochzeitstage zahle ich es zurück, so wahr ich hoffe, selig zu werden. Da habe ich einen hohen Schwur ausgesprochen; genügt er dir nicht, so nehme ich mein Wort zurück und heirathe einen Mann, der mich zu schätzen weiß. Da stehst du nun wie ein Zaunpfahl. . . Ich habe es mir gleich gedacht, daß von deinen Worten nur das zehnte zu glauben ist.“

„Element, das wollen wir doch sehen! Ich hätte kein Geld und wollte dich mit Worten hintergehen?“

„So scheint es!“ antwortete kurz die junge Frau.

„Um welche Zeit willst du zwölftausend Thaler haben?“

„Diesen Abend acht Uhr.“

„Ich bringe sie dir, so wahr ich Dietrich Starke heiße; das kann Keiner im Dorfe und in der Umgegend, außer dem Amtmann Kohler, der in der Wolle sitzt. Aber, Suschen, wenn [illegible] . . .“

Sie legte ihm die Hand auf den Mund.

„Sprich nicht weiter, Dietrich; ich habe einen Eid geschworen und den halte ich. Frage mich nicht, was ich mit dem Gelde will . . . ich zahle es ehrlich zurück.“

„Suschen, nun sollst du erfahren, wer ich bin und was ich kann! Aber einen Kuß mußt du mir geben . . .“

„Jetzt?“

„Nun stehst du wie ein Zaunpfahl!“

„Ich habe ja noch Trauer.“

„Von meiner Braut kann ich das fordern. . . Beweise, daß du meine Braut bist!“

„Sobald du mir das Geld bringst, gestatte ich dir, mich als deine Braut zu betrachten und gebe dir den Kuß. Gehe jetzt durch den Busch nach dem Dorfe, ich bleibe auf dem Fußwege.“

Sie reichte ihm die Hand und entfernte sich. Dietrich Starke sah ihr so lange nach, bis der nächste Strauch sie seinen Blicken entzog.

„Ich merke schon,“ murmelte er, „sie will mich auf die Probe stellen, die kluge Frau! Meinetwegen — dann ist die Verlobung fertig, und Wort hält sie, davon bin ich überzeugt. Da ich einmal so viel gethan habe, um das hübsche Suschen zu kriegen, kann ich auch noch mehr thun. Wetter, auf halbem Wege darf ich nun nicht stehen bleiben. . . Zum Teufel mit dem verdammten Gelde. . . O, ich verliere es ja nicht, ich leihe es nur, ich gebe es gewissermaßen als Caution hin. . . Suschen will gesichert sein, und daß sie es will, ist ein Beweis von ihrer Aufrichtigkeit. Im Grunde kann ich es ihr nicht verdenken; ob sie mich lieb hat oder nicht, kümmert mich wenig, wenn sie nur meine Frau wird. Das Uebrige findet sich im Ehestande, da lernt man sich schon lieben. Suschen, du sollst nicht lange auf mich warten!“

Er zündete die Pfeife an und ging durch den Busch nach dem Dorfe. Am Eingange stand die Mutter Fink, die Frau des Steinbrechers; sie stützte sich auf den braunen Dornstock, den sie auf Wanderungen zu tragen pflegte und wartete, bis der Sohn des Schulzen näher kam.

„Wohin, Mutter Fink?“ fragte er schon von Weitem.

Die Alte schlug den Kragen des Kattunmantels zurück, der den Kopf bedeckte. Nun ward das mumienartige Gesicht und der Kopf mit den greisen Haaren sichtbar.

„Zu Euch, Herr Starke.“

„Zu mir?“

„Jawohl!“ antwortete seufzend das Weib.

„Und was wollt Ihr denn?“

„Wollte Euch nur sagen, daß mein Mann diesen Morgen gestorben ist.“

„Gott habe ihn selig, er hat viel gelitten, das weiß ich wie Keiner. Er hätte ja doch nicht wieder arbeiten können. Ihr seid eine große Last los. Werde mit zu Grabe gehen, weil Franz mein Freund ist, der hoffentlich bald zurückkommt.“

„Wartet noch, Herr Starke! Da ist auch ein Brief von Franz angekommen, den Ihr mir vorlesen müßt.“

Sie zog ein beschmutztes Papier hervor, das sie dem Rothkopf reichte.

„Ihr wißt doch, daß ich nicht lesen kann.“

Dietrich hatte die Zeilen gelesen.

„Ich soll Euch Geld zahlen, Mutter Fink. . . Da habt Ihr einen Thaler."

Die Alte betrachtete das Silberstück, das sie empfangen hatte.

„Soll ich davon meinen Mann begraben lassen?" fragte sie, den Bauer mit stechenden Blicken ansehend.

„Ich habe nicht mehr bei mir; kommt morgen wieder, sollt noch Einiges haben, da gerade Euer Mann gestorben ist."

„Steht nichts weiter in dem Briefe?"

„Euerem Sohne geht es gut, er läßt Euch grüßen und freut sich auf baldige Heimkehr. Den Tod des Vaters werde ich ihm schreiben, heute noch . . . . A er, Mutter Fink, Eins muß ich Euch sagen: solltet Ihr wieder einen Brief von Franz bekommen, so laßt ihn Euch nur von mir vorlesen: versteht Ihr? zeigt ihn keinem Andern, wenn Euch das Wohl des Sohnes am Herzen liegt. Auch Franz will Geld haben, er schreibt wunderliche Dinge, um recht viel von mir zu erpressen. . . . Es mag unter uns Freunden bleiben. Ich komme morgen nach dem Steinbruche. Lebt wohl und schwatzt nicht! Wenn mein Vater nur ein Wort hörte, so ist die Geschichte aus!"

(Fortsetzung folgt.)

Meine erste Wache.

Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben.

Es war zu Wien auf der nunmehr mit dem übrigen Befestigungsgerümpel dahingegangenen Kärntnerthorwache, wo ich die erste Probe meiner Wachsamkeit für das allgemeine Wohl ablegte; — noch heute wird mir weh, wenn ich gedenke, wie sie ausgefallen.

Unter den Posten einer Wache ist der „Schnarrposten" *) gewissermaßen der Ehrenplatz; und wenn sich unter der Wachmannschaft ein Cadet befindet, so wird er dahingestellt.

Ich hegte den tiefsten Abscheu gegen diesen Ehrenplatz, auf welchem man jeden Augenblick „in Arm" nehmen, „präsentiren" oder „G'wehr 'raus!" schreien mußte, aber dem Oberlieutenant Mäusl war das gleichgiltig; er schnarrte mit einem kalten Blicke auf mich: „Dem Cadetten erstes Numero Schnarrposten." Eine Minute später stand ich starr und steif vor dem Schranken und kam mir vor, wie ein im weiten Meere Ausgesetzter. Der Lärm des Straßenlebens schlug betäubend, wie die Brandung, an mein Ohr; kleine Schusterjungen grinsten mich tückisch an, hübsche Mädchen betrachteten mich halb mitleidig, halb schnippisch und — Vorgesetzte wimmelten von allen Seiten heran. Dabei hatte ich das unheimliche Gefühl, daß hinter mir an der Thüre seines Wachtzimmers der Oberlieutenant Mäusl saß und jede meiner Bewegungen belauerte. Mir war erbärmlich zu Muthe; schon der bloße Gedanke an das „G'wehr 'raus"-Rufen erfüllte mich mit Grauen. Wie sollte ich mich unterstehen, zwanzig Schießprügel h e r a u s zu rufen, die ja bereits alle wohlgeordnet draußen am Schranken standen?! Wie sollt ich überhaupt so jämmerlich schreien, da ja doch ein kleiner, freundlicher Wink genügte, um die ganze Wache vom Herannahen des Hochwürdigsten oder einer Hofkutsche zu verständigen?!

Ich hatte bereits einigemale mit ziemlicher Fassung „präsentirt" und „in Arm" genommen — freilich meist erst hinter dem Rücken der so Beehrten; da fiel es einem von rückwärts kommenden Offizier ein, drei Schritte hinter mir stehen zu bleiben. Ich wartete ein wenig, ob er denn nicht vorübergehen wolle, vergebens. Ich schielte nun zurück, ob er wohl vermöge der Distanz in die Ehrenbezeigungsgebühr getreten sei; — ja, er war es, und blickte mich noch obendrein an, als verlange er seine Portion „Präsentirt". Jetzt erlaubte mir mein Schicklichkeitsgefühl nicht länger, dem Vorgesetzten den Rücken zu kehren; ich machte ein promptes „Kehrt Euch" und präsentirte mit schönster Resonanz.

Wer die geheiligten Pflichten eines „Schnarrpostens" kennt, der weiß, wie sehr ich mit meiner Umdrehung dagegen verstieß. Kein Wunder daher, daß der von mir so reglementswidrig begrüßte Offizier einen Seitensprung des Entsetzens machte und dabei seine Cigarre fallen ließ, die ich rasch aufhob und mit einer höflichen Verbeugung überreichte, wobei mir leider die kleine Fatalität passirte, daß ich — mein Gewehr fallen ließ.

Ich weiß nicht, wer von uns Dreien in diesem Augenblicke verblüffter schien, der begrüßte Offizier, Oberlieutenant Mäusl oder ich; ich erinnere mich nur, daß ich einen Augenblick lang geneigt war, den Schießprügel liegen zu lassen und einfach davonzulaufen, denn ich schämte mich außerordentlich. Doch besann ich mich glücklicherweise eines Besseren, nahm das Gewehr auf und machte in demselben Augenblick „Kehrt Euch", in welchem mir der brave, aber grobe Mäusl eine Million „Kruzifuxe" wünschte. Ich kam gerade noch recht, um die ehrfurchtverlangenden Blicke eines dicken Stabsfeldwebels aufzufangen, der unterdessen hinter mir vorübergekommen. Um auch ihm gerecht zu werden, nahm ich rasch „in Arm" und schaute ihm solange ehrerbietigst nach, bis — rechts ein General und links ein Major unbegrüßt dahingegangen waren.

Nun wurde mir immer unheimlicher zu Muthe; mit einem verlegenen Rückblick traf ich das drohende Auge des Wachtkommandanten und las darin . . . doch nein, ich hatte dazu nicht Zeit, denn in diesem Moment schrie der Oberlieutenant: „Rufen Sie! rufen Sie!" Schwindelnd flog mein Kopf herum; — richtig, da rasselte ein geschlossener Hofwagen heran; aber, o Gott, ich konnte ja nicht sehen, wer darin saß, konnte nicht wissen, ob ich zur „allerhöchsten" Ehre d r e i m a l oder zur „höchsten" z w e i m a l in's Gewehr rufen sollte!

„Rufen Sie!" donnerte Mäusl nochmals. Da riß ich denn verzweifelt die Kinnlade auf und krähte ein erschütterndes: „G'weh . . . . ."

Es muß mir damals irgend eine dicke Fliege in den Hals geflogen sein, denn ich kam über das „G'weh . . . . ." nicht hinaus und sah mit Entsetzen die ergreifende Wirkung, welche mein kriegerisches Geheul auf das umherwogende Civil gemacht hatte. Ich war trostlos. Hätte ich doch nur ein wenig mehr Hände, Augen und Gewehre gehabt, ich würde meine Ehrenbezeigungsschulden gewiß nach allen Seiten hin pünktlichst ausgezahlt haben! Wahrlich mir kam damals der wilde Gedanke, ob ich nicht am sichersten thue, mit präsentirtem Gewehre und beständigem „G'wehr 'raus"-Schreien auf dem Absatze herumzuwirbeln!

Du Himmelstrost in schweren Schnarrpoststunden! Da kam mein schönes, liebes Mariechen die Straße herunter und schaute mich so süß, so herzlich an, als ob es sagen wollte: „Geduld, mein Freund, morgen ziehst du zu m i r auf Wache; dann nimmst du statt des Schießprügels deine Marie „in Arm" und vergissest bei kleinen, zärtlichen Scherzen deine heutige — große Blamage."

---

*) Das ist der Posten vor dem Gewehrschranken.

Wie sehr ermuthigten mich diese holden, blauen Augen, wie freundlich nickte mir das reizend blonde Köpfchen zu, und wie freudig grüßte ich wieder mit Hand und Haupt in — seliger Reglementsvergessenheit! Aber selbst diese Freude sollte mir getrübt werden. Ein borstiger Lieutenant rasselte daher und blickte meinem sittsam vorüberwandelnden Schätzchen so üblich frech in's hübsche Gesicht, daß es erröthend entfloh. Der Lieutenant schritt lachend weiter und schien auf mein „Präsentirt" zu warten, um herablassend zu danken. Ich aber bezeigte dem borstigen Kerl nicht die mindeste Ehre, denn ich haßte ihn, weil er seine grauen, schielenden Sterne auf meinen Himmel gerichtet. Er ging noch einmal klirrend vorüber und sein zorniger Blick kommandirte: „Präsentirt!" aber ich wandte mich kalt zur Seite und marschirte vor dem Schranken auf und nieder. Da eilte er schnurstracks in's Wachzimmer und denuncirte mich dem groben Mäusl.

Als ich bald darauf abgelöst wurde, erhielt ich vom Commandanten einen jener „Verrisse," welche das beliebte Schmieröl für zweibeinige Kriegsmaschinen sind und zu denen das landesübliche Rezept in einem Drittel vergrößerten Thatbestandes und zwei Dritteln „Teufel holen" . . „Einsperren" . . „Krummschließen" . . „Knochen krachen" — destillirt durch wüthendes Augenrollen — besteht.

Als ich zerknirscht in's Wachzimmer trat, machte mich der Corporal sofort mit dem „Pritschenwaschen" bekannt, welches dem bürgerlichen „Gurgelwaschen" so rührend gleicht. Man trank auf meine Kosten sehr viel Bier und der Corporal meinte: das sei einer der schönsten „simpelbolischen" Kriegsgebräuche.

Die Pritsche war gewaschen, ich selbst bedeutend „gestärkt" — da erschallte draußen ein gellendes „G'wehr 'raus!"

In wilder Eile klapperten und rumpelten wir hinaus und kamen Alle glücklich unter's Gewehr.

Man trug das „Hochwürdige" vorüber; wir knieten nieder und es hieß: „Czako ab!" Eiligst griff ich nach meinem Kopfe — fand aber leider keinen Czako darauf; — der stand drinnen zwischen den Biergläsern!

O, wie beneidete ich jetzt meine Nebenmänner um die schweren, garstigen Commißdeckel, die sie so feierlich auf ihren Knieen hielten! Ich hatte ja dort nur die krampfhaft geballte Faust liegen! „Czako auf!" erschallte es, und gesegnet wäre mir der Engel gewesen, der mir jetzt vom hohen Himmel herab einen Czako auf den Kopf geworfen hätte! Aber da oben blieb Alles stille; nicht einmal eine „Holzmütze" flog herab, und die Gelegenheit zu einem Wunder war doch so schön!

„Abtreten!" kommandirte Mäusl. Mit einem Satze war ich im Wachtzimmer und hoffte schon, daß die Blöße unbemerkt geblieben, die sich mein unglückliches Haupt soeben gegeben; da schnitt der Ruf des Corporals in meine Seele: „Cadet, zum Herrn Oberlieutenant!"

Diesmal nahm ich den Czako mit und that wohl daran; denn ich konnte ihn gleich aufbehalten, um als Abgelöster in die Caserne und dort in — Arrest zu marschiren.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 6. Dezember.

Herr Kapellmeister Weißheimer, dessen vielseitige Verdienste um die Oper noch vom vorigen Jahre her in gutem Andenken stehen, hat durch die Wahl der Mozart'schen Oper „Idomeneus" zu seinem Benefice den Freunden guter Musik einen wesentlichen Dienst geleistet und sich dadurch ein Anrecht auf Anerkennung erworben, welche ihm auch in reichlichem Maße zu Theil wurde, indem sein Pult mit Blumenkränzen geschmückt und das Haus ungewöhnlich stark besetzt war. Gerne flechten auch wir ein Reis in den Kranz, welchen ihm seine Freunde gewunden und gratuliren zu dem glänzenden Erfolg seines Benefices.

Es war ein seit Jahren stille gehegter Wunsch eines kleinen Kreises von Verehrern klassischer Musik, den Idomeneus auf der Bühne zu sehen, doch zweifelte Jeder an der Realisirung dieses Wunsches, da diese Oper auf dem Repertoire selbst großer Bühnen äußerst selten geworden ist und kleineren Bühnen wegen verschiedenartiger Hindernisse ganz unzugänglich schien. Der Energie des Hrn. Kapellmeisters Weißheimer ist es gelungen, diese Hindernisse zu beseitigen und so glückte es, den Idomeneus, jenes wunderbar großartige Meisterwerk Mozarts, zur Aufführung zu bringen. Es war in der That ein seltener Genuß, als dieses Kunstwerk mit seinen grandiosen Fundamenten und dem ganzen herrlichen Ausbau, seinen herrlichen Solopartieen und Chören sich vor uns aufbaute. Der große Genius des unsterblichen Meisters strahlt aus dieser seiner ersten Oper, welche er noch in sehr jugendlichem Alter schrieb, schon in voller Klarheit und Reinheit und gießt über den Zuhörer einen eigenthümlichen süßen Zauber aus. Welche Kraft und hohe Begeisterung liegt in dieser Oper, welche herrliche Instrumentirung, welche reiche Akkordation blendet den Zuhörer! Ueberall tritt uns die geniale Meisterhand entgegen und erfüllt uns mit immer neuer Achtung vor dem eminenten Talente Mozarts.

Wohl war, was die Aufführung anlangt, in Bezug auf Arrangement und Orchesterbesetzung noch manche Lücke fühlbar und trat die Unzulänglichkeit der hier zur Disposition stehenden Mittel oft in grellem Lichte hervor, doch wurde wenigstens das Mögliche angestrebt und mitunter mehr erreicht, als wir zu erwarten wagten; besonders haben die Träger der Hauptrollen ihre Aufgabe richtig erfaßt und in schönem Wetteifer durchgeführt; der Geist des großen Meisters deutscher Tonkunst hatte der Aufführung seine Weihe gegeben und weckte bei den Zuhörern ein edles Interesse an seiner so großartigen Schöpfung. Auch über das Orchester hatte derselbe seine Schwingen entfaltet und es war der künstlerischen Auffassung und talentvollen Leitung des Hrn. Weißheimer gelungen, dasselbe für das große Tonwerk zu erwärmen, so daß dessen reiche Schätze erschlossen und selbst dem Laien zum Verständnisse gebracht werden konnten.

Ganz von dieser edlen Inspiration eingenommen, haben wir fürs erste Mal gerne die Bleigewichte vergessen, die sich der Phantasie auf den Flügel legen wollten und versparen, um uns den Genuß nicht zu trüben, die kritische Thätigkeit unserer Feder für die nächste Besprechung.

Zum Schlusse wollen wir nur noch erwähnen, daß der von dem gesammten Opernpersonale zum Andenken an den Todestag Mozarts vorgetragene Choral seine wunderbare Wirkung deßhalb etwas verlor, weil die rechte Stätte für ihn nicht die Bühne, sondern die Kirche oder etwa der Konzertsaal ist.

—δ—

Verantwortlicher Redakteur: Richard Gabermann.— Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 99. Mittwoch den 12. Dezember 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Dietrich verschwand in der Dorfgasse. Die Alte ging zu dem Tischler, der neben dem Teiche wohnte, und bestellte den Sarg für den Mann, dessen Tod ihr wenig Kummer zu machen schien, da sie auf dem Rückwege in der Schenke vorsprach, um sich eine ziemlich große Flasche mit Branntwein füllen zu lassen. Unterwegs brachte sie die Flasche oft an die Lippen; als sie das Häuschen erreichte, taumelte sie über die Schwelle in das Stübchen und sank auf dem Strohlager nieder, das sich neben dem Todtenbette befand. Die Alte schlief einen schweren Rausch aus.

Dietrich Starke saß gegen Abend in dem Wohnzimmer seiner Eltern; er rauchte aus seiner kurzen Pfeife und trommelte dabei mit den knochigen Fingern auf dem Tische. Eine dichte Rauchwolke hüllte seinen Kopf ein.

„Willst du mit?“ fragte der Vater, der aus der Kammer trat.

„Wohin?“

„Will mir den Acker ansehen, der morgen in der Schenke verkauft werden soll.“

„Ich kenne den Boden schon, er ist nichts werth.“

„Wird wohl sehr billig fortgehen, da er Schulden halber losgeschlagen wird.“

„Meinetwegen, ich habe keine Lust zu kaufen; wir haben ja soviel Boden, daß wir noch einen Knecht annehmen müßten. Gehe immerhin, Vater, und sieh ihn dir an, das Besehen kostet Nichts; ich werde später die alte Fink besuchen, der der Mann gestorben ist . . . du bist doch einverstanden, wenn ich das Weib mit einer Kleinigkeit unterstütze?“

„O, freilich bin ich das, mein Sohn! Es freut mich, daß du ein gutes Herz hast . . . von den andern Bauern im Dorfe wird sich keiner um die Wittwe kümmern, auch wohl der reiche Börner nicht, dem der Verstorbene so lange gedient hat. Es ist gut, recht gut, bleibe dabei . . . Wohlthun bringt Segen und ein Paar Thaler machen uns nicht arm. Magst es aber der Mutter verschweigen, die sich sehr schwer vom Gelde trennt.“

„Wo ist denn die Mutter?“ fragte Dietrich, ohne aufzublicken.

„Na, wo wird sie denn sein; doch bei der Nachbarin, die immer viel Neuigkeiten zu erzählen hat. Ich komme eher aus dem Felde zurück, als die Mutter aus der Nachbarschaft.“

Der Schulze nahm Hut und Stock und ging.

„Da wäre ich allein!“ murmelte Dietrich. „Besser kann es sich nicht treffen, nun will ich auch gleich ans Werk gehen. Possen, was thue ich denn? Ob das Geld im Schranke liegt oder bei Suschen . . . das kommt auf Eins heraus. Ich stehle es nicht, ich verleihe es nur, und wenn ich es stehle, wem füge ich Schaden zu? Mir selbst, denn ich erbe den ganzen Bettel. Der Vater kommt nur selten an den Schrank und wenn es ja geschieht, zählt er das Papiergeld nicht ab . . . er betastet nur das Paquet und mit dem begnügt er sich. Possen und nochmals Possen! Suschen muß ich haben und sollte ich den ganzen Hof in Brand stecken. Bah, ich lege das Geld gut an, es trägt mir eine schöne Frau ein. Was nützt mir der Reichthum ohne Suschen; ich habe A gesagt, nun will ich auch B sagen. Brauche nur die Hand auszustrecken und ich bin glücklich verheirathet . . . Heraus mit der Lumperei!“

Dietrich stand auf, steckte den Kopf aus dem Fenster, um sich zu überzeugen, daß die Mutter nicht in der Nähe sei, schloß das Fenster wieder und ging in die Kammer. Hier stand zwischen zwei Betten ein schwerer Holzschrank, dessen Thür kreuzweis mit Eisenstäben beschlagen war. Das alte Möbel mußte schon lange gedient haben, denn es sah schwarz aus. Dietrich holte einen Haken aus der Tasche, den er selbst gefertigt und schon oft gebraucht hatte, um Kleinigkeiten an Geld zu entwenden, wenn das ihm Zugetheilte nicht ausreichte . . . ein sicherer Griff brachte einen leichten Knall hervor . . . die Thür drehte sich in den schweren Angeln . . . das Innere des Schrankes lag offen vor dem Diebe, der rasch ein Paket ergriff, den starken Bindfaden desselben löste und zwölf Banknoten, das Stück zu tausend Thaler, abzählte. Um das Paket nicht kleiner erscheinen zu lassen, legte er einige Bogen Papier hinein, die er aus der Tasche zog. Das Band war bald wieder zugeknotet . . . das Paket lag an seinem Platze. In einem Korbe befand sich Silbergeld. Dietrich griff hinein und versenkte eine Anzahl Thaler in seiner Tasche. „Es ist ein Thun,“ murmelte er dabei; „brauche nun sobald nicht wieder in die Kammer zu gehen. Die geizige Mutter mag den Schlüssel immerhin am Halse tragen. Teufel auch, man zwingt mich dazu, ich bin ja kein Knabe mehr!

Die That war vollbracht, der Dieb besaß die Summe, deren er zur Erwerbung einer hübschen Frau bedurfte. Er empfand keine Gewissensbisse, da er die Meinung hegte, das Gut des Vaters sei auch das seine. Geiz kannte Dietrich nicht, er hielt wie alle Verschwender das Geld für ein Mittel, sich das Leben angenehm zu machen. Wir wissen, daß er nach seiner Art zu leben verstand.

Suschen hatte einen qualvollen Nachmittag verbracht; die Summe, deren sie zur Rettung ihrer Freundin bedurfte, erschien ihr unerschwinglich. Hatte sie auch stets den Schmidt für einen reichen Mann gehalten, so zweifelte sie dennoch, daß er sofort über Tausende verfügen könne. Dietrich war ein Großsprecher, ein leichtsinniger Patron, der schon oft mit Dingen geprahlt hatte, die ihm völlig fremd waren. „Ach," dachte die arme Wittwe, „hätte ich es doch mit einem zuverlässigen Mann zu thun, dem man so recht sein Herz ausschütten könnte, um ihn für den Plan zu gewinnen. Ich opfere mich gerne für Herminen auf, denn mein Leben ist hin, es hat keinen Zweck mehr. Bringt Dietrich das Geld nicht, so entsteht ein gräßliches Unglück, das begreife ich wohl. Je näher die Entscheidungsstunde rückt, je ängstlicher wird mir ums Herz! Das Vertrauen zu Dietrich schwindet immer mehr. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es ist so!" Sie unterhielt sich mit dem alten Mütterchen und arbeitete im Garten, daß die Zeit vergehen sollte. Eine namenlose Angst peinigte die junge Frau; sie gedachte Herminens, malte sich die Qualen des armen Mädchens aus und fürchtete, daß die Freundin, von der Verzweiflung getrieben, einen unheilvollen Schritt ausführen könne.

„Wäre nur Friedrich Graßberg nicht," flüsterte sie vor sich hin, „dann könnte sie schon den Amtmann heirathen; aber daß auch er elend werden soll, der es mit meinem verstorbenen Mann stets so gut gemeint hat, das kann ich nicht über das Herz bringen. Und die Frau Oberförsterin ist so mitleidig, auch der Herr Oberförster . . . ich muß den braven Leuten ihren Sohn erhalten. . . O, wäre Dietrich ein zuverlässiger Mensch, brächte er mir das Geld, ich würde ihn aus Dankbarkeit heirathen!"

Gegen Abend konnte sich Suschen vor Unruhe nicht mehr bergen; sie trat vor die Mutter hin, die traurig in dem Lehnstuhle saß.

„Ich will nach der Fabrik gehen, Mütterchen."

„Was willst du dort?"

„Hermine erwartet mich, ich habe ihr versprochen, zu kommen."

„So gehe mit Gott, mein liebes Kind!"

„Die Arbeit im Garten ist gethan, das Nachtessen steht im Schranke . . . so kümmere dich nicht, gutes Mütterchen, du weißt ja, daß ich bei Herminen gut aufgehoben bin."

„Mir thut Niemand ein Leid an, magst immerhin gehen; ich fürchte mich nicht."

Mutter Peter liebte es, ihrer Trauer im einsamen Stübchen nachzuhangen; sie dachte an den verstorbenen Sohn, betete für ihn und hoffte auf ein Wiedersehen in jener Welt, wo der schreckliche Krieg sie von dem einzigen Kinde nicht wieder trennen konnte.

Suschen nahm Strohhut und Mantel und eilte nach der Fabrik, die sie bald erreichte.

Wir wissen, daß sie den Schlüssel zu der Gartenpforte besaß. Unbemerkt trat sie in den reizenden Park, der wie ein Eden blühte und duftete. Ach, wie glücklich hätten die Menschen sein können, wenn es ihnen vergönnt gewesen wäre, hier sonder Harm zu leben. Das war ein köstliches Stück Erde, ganz geschaffen, das Gemüth mit Freude und Lust zu erfüllen. Suschen mußte weinen, indem sie dachte, „man wird Herrn Körner von hier forttreiben mit Schmach und Schande beladen! Und die arme Hermine, hat sie denn auch ein so gräßliches Loos verdient? Ach, die Menschen sind doch recht grausam, sie quälen einander als ob sie nicht nur keine Christen, sondern wilde Thiere wären. Meinen Arnold haben sie fortgeholt, daß er sich hat müssen niederschießen lassen, der brave und fleißige Arbeiter. Und ich bin so unglücklich geworden, daß ich am Leben keinen Gefallen mehr finde. Bin ich denn eine Verbrecherin, die so harte Strafe verdient? Auf Weib und Kind wird keine Rücksicht genommen . . ."

In diesem Augenblicke sah sie eine weiße Gestalt, die langsam quer über den Hauptweg schwebte. Es war die Tochter des Fabrikanten. Hermine trug weder Hut noch Mantel, sie hatte das Zimmer verlassen, ohne an ihre Toilette zu denken.

„Wohin sie gehen mag?" dachte die Wittwe. „Gott im Himmel, der Weg, den sie einschlägt, führt nach dem Teiche . . . da bin ich zur rechten Zeit gekommen, um vielleicht ein Unglück zu verhüten."

Sie eilte der jungen Dame nach. Hermine war zwischen den Gesträuchen verschwunden, die in dieser Gegend eine Art kleines Wäldchen bildeten. Schmale Pfade wanden sich zwischen den blühenden Akazien hin. Welchen dieser Pfade hatte Hermine betreten? Das angsterfüllende Suschen schlug den ersten besten ein; nach drei Minuten schon stand sie an dem grünen Ufer des Teichs, dessen klares Wasser den goldigen Abendhimmel zurückspiegelte. Hinter ihr lag das Wäldchen, aus dem drei Wege ausmündeten.

„Nun kann ich sie nicht verfehlen!" flüsterte die Athemlose. „Wenn sie kommt, empfange ich sie! Ich möchte aber doch wissen, in welcher Absicht sie nach diesem Theile des Gartens geht . . . ist meine Befürchtung grundlos, um so besser!"

Suschen verbarg sich hinter einem Erlenstrauche, der dicht am Wasser stand; von hier aus konnte sie den vor sich liegenden Theil des Gartens übersehen. Hinter ihr erhob sich der Pavillon, dessen Thür und Fenster verschlossen waren. Früher hatte der kleine Raum an schönen Sommerabenden eine fröhliche Gesellschaft in sich aufgenommen; jetzt beachtete man ihn nicht, er glich einer verlassenen Wohnstätte.

Zehn Minuten verflossen, ein langer Zeitraum für die ängstlich harrende Wittwe. Sie hätte gern das Wäldchen durchsucht, aber die Furcht, einen falschen Weg zu wählen und Herminen nicht zu treffen, fesselte sie an das Versteck; sie zog das Gewisse dem Ungewissen vor.

Endlich trat Hermine aus dem Wäldchen.

„Ich bin da!" dachte die Freundin. „Ein Unglück soll nicht geschehen. Der liebe Gott hat mich hierher geführt!"

Sie bog die Blätter zurück und beobachtete.

Hermine ging langsam vorüber; sie schien ruhig zu sein, aber wie bleich und abgehärmt sah sie aus! Sonst bewegte sie sich rasch, mit jugendlicher Elasticität . . . Heute schlich sie wie eine Kranke dem Pavillon zu, öffnete mit matter Hand die Thüre und verschwand.

Suschen folgte ihr.

Als sie eintrat, saß die Freundin regungslos auf dem Sopha. Das Licht, das durch die offene Thüre fiel, beschien das bleiche Gesicht der Leidenden, die beim Erblicken der jungen Frau einen leisen Schrei ausstieß.

„Was willst du, Suschen?"

„Komme ich etwa ungelegen?"

Die Tochter des Fabrikanten lächelte schmerzlich.

„O, meine einzige, beste Freundin!"

„Ich begreife die Frage nicht. . ."

„Mir war, als ob du einen Brief bringen müßtest."

„Einen Brief?"

„Ja."

„Von wem?"

„Von Friedrich, der lange nicht geschrieben hat. Vielleicht ist er auch todt . . ."

„Nein, nein!"

„Dann könnte ich meinen armen Vater retten, ohne den Geliebten zu betrüben."

„Hermine, wie können dir solche Gedanken kommen?" rief erschüttert die Bäuerin. „Fasse doch Muth, verbanne alle Befürchtungen . . . dein Friedrich lebt und wird bald zurückkehren."

„Um mich in einer Lage zu finden."

Sie verhüllte das Gesicht und weinte.

Suschen sank vor ihr nieder und zog die Hände der Freundin an die Lippen.

„Hermine, Hermine," rief sie schluchzend.

„Ach, ich bin sehr unglücklich!"

„Es ist eine Aussicht noch vorhanden."

„Suschen, du erweckst Hoffnungen, die nicht in Erfüllung gehen."

„Und doch! Du wirst schon sehen, fasse dich . . . Es geschehen Wunder, wie du selbst glaubst. Vielleicht diesen Abend noch bringe ich das Geld, zwölftausend Thaler!"

„Du, mein liebes Suschen?"

„Ich, sei ruhig, sei ruhig."

„Wenn der heutige Tag vorüber ist und keine Rettung kommt . . . ach, ich soll diesen Abend noch zu Kohler gehen."

„Du wartest bis neun Uhr . . ."

Hermine schüttelte traurig das Haupt.

„Wie kannst du vollbringen, was meinem Vater und dem Buchhalter unmöglich ist! An deinem guten Willen zweifle ich nicht . . . Ach, rathe mir, liebe Freundin, was soll ich thun?"

„Du wirst nicht zu Kohler gehen, du wirst warten, bis ich um neun Uhr zurückkomme, dann sprechen wir mehr. Hermine, um des Himmels willen, sieh' mich nicht so starr an. Bin ich auch eine arme Bäuerin, die nur ein Häuschen und einen kleinen Garten besitzt, so kann der liebe Gott mich doch ausersehen haben, dir Hülfe zu verschaffen. Meine Worte sind nicht aus der Luft gegriffen, ich weiß, was ich spreche."

„Erkläre mir den Zusammenhang, Suschen."

„Jetzt nicht; aber später sollst du Alles erfahren, dann wirst du den Zusammenhang sehr natürlich finden. Nimm die Versicherung, daß ich die beste Aussicht habe, zwölftausend Thaler zu erhalten. Ich bringe sie dir, du gibst sie dem Vater und die Sache ist abgethan. Kohler mag auf seinem Rittergute sich ärgern, während du ruhig auf die Heimkehr deines Friedrich wartest. Das ist mein Plan und er wird, so Gott will, in Ausführung kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Krähwinkel-Revolution.

Drei Jahre vor der Jubelfeier der Göttinger Hochschule fand in der friedlichen und etwas aristokratischen Musenstadt eine Revolution statt. Eigentlich war es mehr ein Studentenwitz. Bruder Studio wollte im Jahre 1830 auch seinen Spaß haben und rebellirte unter der Anführung einiger Privatdocenten und Bürger, denen es allerdings Ernst war. Die Sache ist längst vergessen. Die Theilnehmer sind gestorben oder ehrbar geworden und auch ihr Besieger, General Busch-Hubanski, ruht nicht mehr auf den Lorbeern, die er sich durch die Ueberrsteigung der Hule erworben hat, sondern im Grabe. Unsere Erinnerung an die Göttinger Revolution wird jetzt durch ein Werk aufgefrischt, das unter dem Titel: Lebensbilder, geschichtliche und kulturgeschichtliche (Hannover, Karl Meyer) erschienen ist. Es enthält Aufzeichnungen aus der Mappe eines Greises, die theils Bilder aus dem Kleinleben, theils historische Gemälde aus der großen Welt auf das Papier werfen. Wir kennen Memoiren, die wir unter diese anspruchslosen Erinnerungen stellen.

Die Göttinger Revolution ging am 7. Januar 1831 los. Männer mit Schleppsäbeln und Pistolen zeigten sich auf den Straßen. Doktor von Rauschenplatt, der an der Spitze stand, hatte einen Demagogenhut aufgesetzt und seine Beine in lange Kürassierstiefeln gesteckt. Er sah aus, wie Bramarbas selber, und als wollte er gleich Alles mit Haut und Haaren auffressen. Die Herren sammelten sich auf der Rathhaustreppe ganz still. Der unter den Studenten wohlbekannte Schneidermeister Warnstedt hatte einen Hirschfänger an der Seite, zog ihn blank und machte ihn scharf an der steinernen Brüstung der Treppe; es sah komisch aus und gar nicht fürchterlich. Studenten kamen herzugelaufen, hörten, daß Revolution sein sollte, liefen nach Haus und kamen mit Säbeln, Schlägern, Rappieren und anderen Waffen wieder. Einer hatte seinen Säbel in der Eile mit einem Stricke um den Leib gebunden, er hatte offenbar Lust, gleich drein zu schlagen, gleichviel, wen er treffen würde. Niemand schien zu wissen, was eigentlich vorging, große Haufen umstanden das Rathhaus, hielten die breite Treppe besetzt, und ein lautes Geschrei ward zuweilen vernommen, dann wieder entstand ein allgemeines Gelächter.

Unterdessen waren die Führer, eben jene Privatdocenten und einige Advokaten, in das Berathungszimmer des eben versammelten Magistrats getreten, hatten diesem erklärt, daß er seine Sitzungen zu unterbrechen habe, sich als Gemeinderath konstituirt und den verehrlichen Magistrat zur Thür hinauskomplimentirt.

An der Spitze des Magistrats stand damals ein ganz altersschwacher Greis, von dem keinerlei Thatkraft zu erwarten war, er zog sich einfach zurück in sein Haus; der Polizeikommissär, welcher sich sonst gern breit machte und sich gern hören und sehen ließ, mochte wohl wissen, daß er wenig Gunst hatte, er war sofort verschwunden und mit der Lupe nicht wiederzufinden.

An der Spitze des akademischen Senats stand der Prorector, damals Professor Lücke. Dieser hatte sofort den Kopf verloren, und war völlig muthlos, so sehr, daß er zitterte.

Ein Jägerbataillon, welches in Göttingen stand, war in einer wahrhaft verzweifelten Lage, es waren überall nur einige Compagnien anwesend, die anderen beurlaubt. Es war das recht übel, denn fünfzig Soldaten wären am ersten Tage mehr als hinreichend gewesen, Alles im Keime zu ersticken. Da aber der Commandeur keine Aufforderung erhielt, so blieb den anwesenden Offizieren Nichts übrig, als sich auf der Kaserne zu sammeln, und diese mit den vorhandenen Soldaten nöthigenfalls zu vertheidigen; denn es war da sämmtliche Munition hinterlegt und etwa tausend Gewehre.

Als ich nach Tisch wieder auf den Marktplatz kam, sah die Sache schon etwas anders aus. Feurige Reden wurden von der Brüstung des Rathhauses gehalten, Proklamationen wurden vertheilt; es wurden zwei Legionen gebildet, eine akademische und eine bürgerliche Jeder Bürger ward aufgefordert, entweder in Person zu erscheinen oder durch einen erwachsenen Sohn sich vertreten zu lassen. Keiner durfte ohne Waffen

kommen. Es wurden zwei Hauptwachen errichtet, und für die Studenten hatte es etwas Verlockendes, daß ihre Hauptwache auf der Bierkneipe etablirt ward, die nahe am Rathhause lag.

Dies Alles war in wenigen Stunden organisirt, und gegen Abend waren schon sämmtliche Thore geschlossen und die Thorwachen besetzt. Da sah man denn ganz gemüthlich einen Bürger, einen Studenten und auch einen Soldaten auf- und abmarschiren. Man lernte von den Soldaten die Ablösung und sonstige militärische Formen. Alle drei Posten gingen gemüthlich neben einander auf und ab. In welcher Unschuld man überhaupt noch lebte, geht aus der Aufforderung des Doktor v. Rauschenplatt, als des vorläufigen Befehlshabers der bewaffneten Schaaren, hervor, die er an den Bataillons-Commandeur erließ: er möge ihm doch die überzähligen Flinten von der Kaserne überlassen, manchen seiner Leute fehlten noch Gewehre. Der Obristlieutenant ließ ihm erwiedern: Herr v. Rauschenplatt schiene keinen Begriff von militärischer Ehre und Schuldigkeit zu haben. Die Gewehre würde er nicht eher bekommen, als bis er die Caserne erstürmt habe, und er wolle ihm versichern, daß ihm dies nicht eher gelingen sollte, bis Offiziere und Soldaten Leichen wären, aber auch dann würde er die Gewehre in einem Zustande erhalten, daß er schwerlich noch einen Gebrauch davon zu machen verlange. Er hatte nämlich die sämmtlichen Hähne von den Flinten schrauben lassen und diese auf ein Gerüst gelegt, das über der Leine schwebte, welche neben der damaligen Caserne herfloß. Im Falle gewaltsamer Erstürmung der Caserne sollten sie sämmtlich in die Leine geworfen werden.

Dies Rencontre hatte die Gemüther ein wenig abgekühlt. Aber die Revolution ging ihren Gang, es wurden Feuer auf dem Markte angezündet, die Stadtmusik war bestellt zu munteren Weisen, die verschiedenen Corps wurden gehörig organisirt und einexerzirt. Die Studenten waren höchst lustig, und ein vormaliger Lieutenant spielte auf einmal eine Hauptrolle, er verstand das Einexerziren am besten. Niemand wußte, was man so recht eigentlich wollte, die Proklamation sagte: Man wolle dem König einige Bitten vortragen, und damit die Bitte etwas mehr Nachdruck bekäme, so habe man sich bewaffnet, das sei auch nöthig; denn der Pöbel wollte sofort am ersten Abend das Haus eines Kornhändlers demoliren, weil er das Korn vertheuere. Die Studenten sperrten sofort oben und unten die Straße und so unterblieb dieser Blödsinn. Es herrschte überall unter den Studenten ein nobler Sinn und sie haben wirklich gute Dienste geleistet, nachdem Alles, was wie eine Behörde aussah, verschwunden war. Kein Schnurre, so hießen die Universitätsjäger, und kein Pudel, so nannte man die Pedellen, ließ sich sehen. Die armen Soldaten saßen und standen mittlerweile Tag und Nacht auf dem Casernenhofe und die alten Offiziere, sämmtlich aus den Napoleonischen Kriegen stammend, mitten zwischen ihnen, doch waren Sonnabend Abend spät die Militärposten von den Thorwachen eingezogen. Die Tollheit war doch zu groß, daß der geschulte Soldat mit den zwei Revolutionären denselben Posten theilte.

Noch am Sonnabend hatte ein Student vorgeschlagen, den Hofrath Langenbeck, der durch sein etwas burschikoses Wesen und seine mannhafte Persönlichkeit eine große Popularität besonders bei den Medizinern [illegible] zum Generalissimus der Studentenlegion zu erwählen. [illegible] erfreute sich des allgemeinen Beifalls, und als [illegible], und ein stiller Schneefall die Straßen deckte, zog eine Deputation in Begleitung der gesammten Studentenschaar zur Wohnung des Hofraths. In Reih und Glied stellten sich die Schaaren vor dem Hause auf und die Deputation ging die Treppe hinauf. Es war an diesem Abend gerade die medizinische Fakultät versammelt, um einen Doctorandus zu examiniren. Die Herren waren etwas betroffen geworden über die Anmeldung der Deputation, beriethen sich und wußten nicht, was zu antworten sein möchte. Die Schaaren wurden ungeduldig, als nach einem Vivat über dem andern weder die Deputation, noch der Hofrath erschien. Endlich öffnete sich das Fenster, einer der Deputirten rief herab: „Freiheit!" „Hurrah!" hallte es wieder. „Gleichheit!" „Hurrah!" „Brüderlichkeit!" „Hurrah!" Es war ein schlaues Manöver, denn nun waren die harrenden Schaaren vorläufig beruhigt. Endlich kam die Antwort: „Der Hofrath wolle diesen Abend um sieben Uhr in dem Rohn'schen Saale erscheinen und da Antwort geben." Alles zog ab und um sieben Uhr war der betreffende Saal ganz zum Ersticken voll.

Der Hofrath stieg auf die Tribüne; er war offenbar etwas beklommen und seine Rede lautete anders, als man erwartet hatte. „Wenn man sich bewaffnen wolle, so müsse man vor allen Dingen wissen wozu? Er wisse noch nicht, wozu die bewaffneten Schaaren dienen sollten u. s. w." Kurz, er machte einige bedenkliche Einwendungen. Auf einmal schallte es mitten in seine Rede: „Herunter mit dem Kerl, den können wir nicht brauchen" u. s. w. Sofort wurde er verdrängt. Feurige Reden wurden von Seiten der Anstifter gehalten, gewisse revolutionäre Schlagwörter fanden den gehörigen Wiederhall, der Hofrath war verschwunden. Man sang:

Rauschenplatt geh Du voran,
Du hast die großen Stiefel an ꝛc.

und so löste sich Alles in wildem Jubel auf.

Mittlerweile waren sämmtliche Thore verrammelt, und nur das Albanithor hatte eine praktikable Barrikade, damit die Post und andere Wagen hinein- und herausgelassen werden könnten. Die Fußpassage war aber an allen Thoren möglich, wenn der die Thüre schließende Posten es erlaubte; doch war es Niemandem gestattet, die Stadt ohne besondere Erlaubniß des Gemeinderathes zu verlassen, auch durften die Wälle ohne Erlaubniß nicht betreten werden, damit Niemand entfliehen könnte. Man wollte die sämmtlichen hohen Beamten und Professoren gewissermaßen als Geißeln festhalten und die Studenten sollten Kriegsdienste thun.

Doch habe ich auch einmal gesehen, daß es den aufgestellten Posten nicht immer gelang, die Wälle rein zu halten. Irgend ein Gevatter Schneider oder Handschuhmacher bedeutete einem in Göttingen studirenden Nordamerikaner, sich nicht zu unterstehen, den Wall zu betreten. Der Amerikaner zog ruhig ein Pistol aus der Brusttasche, spannte den Hahn und forderte den Posten auf, sofort drei Schritt zurückzutreten, widrigenfalls er ihn auf der Stelle über den Haufen schießen werde. Der Posten erbleichte, als er die Mündung der Pistole sich gegenüber sah, wich zurück und ließ den Amerikaner gehen, sprach aber noch ganz erschrocken hinter ihm her: „Das ist ja ein sonderbarer Kerl, ist ja ein ganz vermaledeiter Kerl." Einer der Umstehenden sagte: „Sie hätten ihn müssen todtschießen." „Ja, das hätte ich wohl gethan," entgegnete der Philister, „aber ich habe kein Pulver auf der Pfanne und keine Kugel in der Flinte, er komme mir aber mal wieder."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: [illegible] — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 100. Sonntag den 15. Dezember 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

Die junge Wittwe hatte so rasch und eifrig gesprochen, daß ihr fast der Athem ausging; sie wollte eindringlich trösten und stellte deßhalb die Hoffnung auf sichern Grund, obgleich sie selbst Zweifel hegte. Um neun Uhr, dieß war ihre Absicht, wollte sie wieder auf der Fabrik sein, gleichviel mit oder ohne Geld, wollte dann die Freundin nicht mehr verlassen, um ihr in der schwersten Zeit des Lebens zur Seite zu stehen. Das Verhängnißvolle der Situation hatte sie wohl begriffen und da sie Herminens Charakterstärke unterschätzte, zitterte sie für das Leben der armen Bedrängten.

„Warum bist du jetzt zu dem Pavillon gegangen?“ fragte sie leise.

„Hier habe ich von Friedrich Abschied genommen, hier sind die Schwüre gewechselt, die uns für alle Zeit binden, hier habe ich zum letzten Male an seiner Brust geruht ... mir ist, als ob ich ihm näher sei, wenn ich mich in diesem Pavillon befinde ... zuweilen glaube ich, seine Stimme zu hören, sein Antlitz zu sehen ... ich wiege mich gern ein in lebhafte Träumerei. ... Da drüben peinigt mich eine furchtbare Angst, ich habe in dem Hause keine Ruhe und bin ich fort, so zieht es mich zurück ... die Sorge um den Vater schnürt mir das Herz zusammen, ich fürchte das Schlimmste.“

„Was fürchtest du denn?“

„Laß doch! laß doch! Das Bild ist zu entsetzlich! Der Buchhalter hat noch einen Schritt unternommen, er ist nach der Stadt gefahren ... wir erwarten ihn ... bis dahin hat auch der Vater noch Hoffnung ... bringt Heßler kein Geld ...“

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des armen Mädchens.

„Und wenn Heßler kein Geld bringt?“ fragte Suschen.

„So fahre ich nach dem Rittergute; ich habe es versprochen! Der heutige Abend muß Entscheidung bringen.“

„Und er wird sie bringen. Jetzt gehe in dein Zimmer zurück, dort erwartest du mich.“

Hermine ließ sich führen. Jenseits des Wäldchens sagte die Wittwe:

„Mit dem Schlage neun Uhr siehst du mich, vielleicht auch früher ... fahre nicht nach dem Rittergute, ohne mich zuvor gesprochen zu haben. Versprich mir bei deiner Liebe zu Friedrich, daß du meinen Rath befolgst.“

„Ich verspreche es dir! Aber komme nicht später, mein armer Vater vergeht vor Angst und Sorgen.“

„Du kennst meine Pünktlichkeit.“

Suschen sah der Freundin so lange nach, bis diese die Veranda vor dem Hause betrat.

„Nun fort!“ flüsterte sie. „Das Geld muß geschafft werden und sollte ich den Rothkopf auf der Stelle heirathen. So großen Jammer kann ich länger nicht mit ansehen. Mein Leben hat keinen Zweck mehr, da Arnold todt ist ... durch die Heirath nütze ich Herminen und der alten Mutter ... ich selbst will gern leiden.“

Sie verließ durch die Pforte den Garten, lief über die Brücke und verfolgte laufend den Fußpfad, der nach dem Birkenbusche führte. Die Uhr schlug drei Viertel auf acht.

„Ich komme zur rechten Zeit an!“ dachte Suschen.

Da der Mantel das rasche Fortkommen hinderte, nahm sie ihn über den Arm.

Hermine saß indeß trüb sinnend am Fenster; sie wartete auf den Buchhalter, der nach der Stadt gefahren war, um einen letzten Versuch zu wagen. Auf Suschens Verheißungen gab sie wenig; wie konnte die arme Bäuerin eine so große Summe beschaffen und zwar im Dorfe, dessen Bewohner Capitale nicht liegen halten. Dem alten treuen Heßler jedoch konnte es möglich gewesen sein, eine Anleihe zu machen. Plötzlich fuhr der Wagen in den Hof, der Buchhalter stieg aus. Als er das junge Mädchen am Fenster sah, winkte er ... zwei Minuten später trat er in das Zimmer; er sah recht traurig aus.

„Heßler!“ rief die ihm entgegeneilende Hermine.

Er schüttelte das graue Haupt.

„Nichts hat verfangen wollen!“

„Um Gottes willen!“

„Ich habe nicht einmal ein Darlehen auf unsere Vorräthe erhalten können.“

„Warum nicht?“

„Geld und Vertrauen fehlen. Man macht Anstalten, Vorschüsse zu gewähren; aber ehe in der Residenz diese Angelegenheit geordnet ist, wird noch ein Monat vergehen ... und morgen, morgen ...“

Des Buchhalters Stimme zitterte, in seinen Augen standen Thränen.

„Eine Vereinigung von Widerwärtigkeiten und Hindernissen, wie sie sich hier gestaltet, ist mir in meiner langjährigen Geschäftspraxis noch nicht vorgekommen. Scheint es doch, als ob unser Untergang dort oben bestimmt ist. Je mehr ich mich um

Geld bemühe, jemehr Argwohn errege ich. Nun ist Alles gethan, ich weiß keinen Ausweg mehr."

Hermine, bleich und zitternd, stand in der Mitte des Zimmers und sah zum Himmel empor.

„Ich wage es nicht," murmelte der Buchhalter, „Ihrem Vater die vernichtende Nachricht zu bringen; sie schmettert ihn völlig zu Boden. Die Saat, die der Oberförster ausgestreut, trägt schreckliche Früchte. Wäre die Generalversammlung nicht anberaumt und die damit verbundene Kassenrevision, wir würden uns halten können . . . Mein Gott, welche Scenen wird es morgen geben! Die Rechnungsbücher sind vollständig geordnet; aber es fehlen zwölftausend Thaler. Was wäre diese Summe in ruhigen Zeiten? Eine Kleinigkeit, ein Nichts! Hermine, ich muß einen Boten nach dem Rittergute senden . . ."

Sie preßte die Hände auf den Busen, ohne zu antworten.

„Entschließen Sie sich für den Vater," fuhr Heßler dringend fort; „Sie müssen es, Sie können ja nicht anders, Sie sind eine viel zu gute Tochter! Beauftragen Sie mich . . . noch ist der Wagen angespannt . . . ich werde selbst mit Kohler verhandeln, um sogleich das Geld in Empfang zu nehmen . . . ich kann, ohne Hilfe zu bringen, Ihren Vater nicht sehen . . . Hermine, im Namen Gottes, das Glück, die Ehre, das Leben Ihres Vaters sind gefährdet! Sie können, Sie dürfen nicht zögern, das Gräßliche abzuwenden. Vernichten Sie das Schurkenwerk unserer Feinde . . . Sie können es durch ein einziges Wort!"

„Warten Sie noch!" bat zitternd das arme Mädchen. „Nur ein Stündchen noch."

„Es ist unmöglich. Wenn diesen Abend nicht das Geld beschafft wird . . . worauf hoffen Sie noch?"

Hermine konnte es nicht über die Lippen bringen, daß sie auf Suschen wartete; es erschien ihr dieß den Anstrengungen des Buchhalters gegenüber fast kindisch.

„Lassen Sie mich kurze Zeit!" flüsterte sie. „Ich rette den Vater, der Ihre Rückkehr noch nicht zu erfahren braucht!"

Der Buchhalter sah nach der Uhr.

„Halb neun!" murmelte er. „Der Tag ist bald vorüber."

„Nur ein halbes Stündchen noch, Heßler!"

„Ich kann nicht dringend genug ermahnen . . ."

„O, ich kenne nicht nur meine Pflicht, ich weiß auch, daß die Verhältnisse Eile erfordern."

„Und doch zögern Sie . . ."

Heßler sah das bleiche Mädchen forschend an.

„Hermine, urtheilen Sie mit kaltem Verstande . . . mein Gott, ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll . . . wie oft habe ich Ihnen die Dinge dargelegt . . ."

„Verlieren Sie kein Wort mehr, lieber Heßler, Sie können ja doch nur wiederholen, was ich so oft von Ihnen gehört habe."

„Wie verändert sind Sie jetzt! Schaffen Sie nicht neue Noth, neues Elend! Des Vaters einzige Stütze darf nicht schwanken, sonst stürzt mit einem Schlage das Gebäude zusammen, das wir mühsam aufrecht erhalten."

„Nur eine halbe Stunde noch lassen Sie mich allein; ich muß abschließen mit der Vergangenheit, mit mir selbst. Diese kleine Bitte wird man mir doch erfüllen."

Der Buchhalter ging und gab Befehl, daß der Wagen zur Abfahrt bereit bleibe.

„Ich habe es Suschen versprochen," dachte Hermine, „und darum werde ich Wort halten. Die kurze Zeit, die ich fordere, ändert Nichts in der Hauptsache. Wohlan, ich bewirke die Rettung des Vaters, aber dann, dann . . . Gott wird mir verzeihen, ich kann nicht anders!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Krähwinkel-Revolution.

(Fortsetzung.)

Ein lustiges Leben ward auf der Studenten-Hauptwache geführt; es war eine Fülle von Victualien, Wein und Bier vorhanden, welche von allen Seiten geschickt wurden, und wenn es irgend woran fehlte, so wurden Bons ausgegeben, die allenthalben respektirt wurden. Es ist zu beklagen, daß ein damals auf der Hauptwache angelegtes Manual, worin von verschiedenen Studenten alle Vorkommnisse des Tages niedergeschrieben und illustrirt wurden, am Abend vor dem Einzuge der Truppen verbrannt wurde. Es waren ergötzliche Scenen darin verzeichnet und beschrieben, wie denn überhaupt die ganze Revolution von Seiten der Studenten lediglich als ein „großer Ulk" betrachtet wurde, dem jeder Ernst und jede Bitterkeit fehlte. Unter Hunderten fragten nicht zwei danach, was man denn eigentlich bezwecke, und die Mehrzahl freute sich der fröhlichen Tage bei Sang und Becherklang, während doch auch allseitig von Seiten der Professoren und Bürgerschaft anerkannt wurde, daß sie mit großer Gewissenhaftigkeit Recht und Gerechtigkeit handhabten, jeden pöbelhaften Exceß niederhielten und zur Bewahrung der Ordnung und Sicherheit sehr wesentlich beitrugen, während sie unparteiisch nach allen Seiten ihre Herrschaft gleichmäßig walten, und vor allen Dingen Niemand aus dem Thore ließen. Eine der ängstlichen Seelen war der alte Hofrath Tychsen, er hätte Vieles darum gegeben, wenn er mit seiner Familie aus der Stadt hätte kommen können, und nahm zur List seine Zuflucht. Er sandte nämlich nach der Thorwache am Albanithore 24 Flaschen Wein, Körbe voll Kaffee, Thee, Weißbrod &c. und ließ dabei fragen, ob ihm die Studenten wohl erlauben wollten, daß er mit seiner Frau einmal eine kleine Spazierfahrt machen dürfte, und ob er nach etwa einer Stunde auch sicher wieder in das Thor kommen könnte. Man dankte dem Herrn Hofrath und auch der Frau Hofräthin recht sehr, wollte auch auf deren Gesundheit ein Glas trinken, bedauerte aber, die Spazierfahrt nur innerhalb der Stadt erlauben zu dürfen.

Landleute kamen von allen Seiten zur Stadt, wollten sehen, was es gäbe, stellten sich um die Feuer am Markte, wurden daselbst haranguirt und instruirt, mit Proclamationen reichlich versehen und angewiesen, mit Sensen und Forken zur Stadt zu kommen, sobald Sturm geläutet würde, zu welchem Behuf die sämmtlichen Kirchthürme mit Wachtposten besetzt waren.

Unterdessen waren die Soldaten abmarschirt und hatten es nicht an Aeußerungen fehlen lassen, daß sie nächstens mit Artillerie wiederkommen würden. Nach wenigen Tagen rückten die Truppen wirklich der Stadt näher, ja von den Wällen sah man, wie sie von allen Seiten umzingelt wurde; Kanonen fuhren am Heimberge hin. Es verbreitete sich das Gerücht, mit dem ersten Schuß sollte die Bibliothek in Brand gesteckt werden, und es ward unheimlich in der Stadt, etliche Bürger gingen mit Briefen umher, worin sie benachrichtigt wurden, daß man die ganze Stadt in Asche legen werde. Der Wirth zur Stadt London redete, mit einem solchen Briefe in der Hand, jeden Studenten an, und bat ihn mit Thränen, die Waffen niederzulegen und die Stadt nicht unglücklich zu machen. Es wirkte das; der Muth der Revolutionsmänner fing

an zu wanken. Der studirende Lieutenant, der sich so gewaltig hervorgethan, ging zur Hauptwache und forderte laut, daß sein Name gestrichen würde, er habe zur Erhaltung der Ordnung beitragen, aber sich nicht dem Militär widersetzen wollen; es war Donnerstag Nachmittag. Ihm folgten Viele, die etwas klüger waren. Es bildete sich eine besondere Schaar lediglich zur Bewachung der Bibliothek und der öffentlichen Gebäude, welche Nichts mit der Revolution zu thun haben wollte; der Gemeinderath war schon zu schwach, um das zu verhindern, der Prorector athmete sichtlich etwas leichter. Ich habe diesen Herrn in jener Zeit drei Mal gesehen in drei verschiedenen Phasen der Revolution, welche sich sehr deutlich auf seinem Angesichte abspiegelten. Zuerst am Montag früh, als Sonnabend vorher die Revolution ausgebrochen, das Militär eben zur Stadt hinausmarschirt, und die Omnipotenz des revolutionären Gemeinderaths nach gehöriger Organisation der bürgerlichen und akademischen Legion in ihrer vollen Blüthe stand. Es traten mit mir einige Herren auf sein Zimmer, um zu hören, ob und welche Maßregeln von Seiten des akademischen Senats möchten ergriffen oder zu ergreifen sein. Er saß völlig deprimirt, todtesbleich, ein Bild der lebendigen Angst und völligen Rathlosigkeit, auf seinem Zimmer, dankte uns, daß wir zu ihm gekommen in so schweren Zeitläufen, vielleicht werde er doch im Gespräche mit uns ein wenig zerstreut, und wir fänden gemeinsam Mittel und Auswege. Niemals habe ich einen so tiefen Ernst und eine so völlige Zaghaftigkeit auf einem Gesichte abgedrückt gesehen.

Aber kaum hatten wir unsere Gespräche begonnen, als die Treppe hinauf ein Gerassel von Säbeln erschallte, und ein sehr vernehmliches Pochen an seiner Thür sich hören ließ. Es ward eine mündliche Empfehlung an den Herrn Prorector abseiten des Gemeinderaths bestellt, und derselbe gebeten, einen Erlaß für das schwarze Brett zu ertheilen, worin sämmtlichen akademischen Docenten aufgegeben würde, sofort und bis auf Weiteres alle Collegia zu schließen. Auch würde er weiter gebeten, diesen Erlaß allen Docenten persönlich zukommen zu lassen, wo möglich noch vor Beginn der Collegien, auch seine Bereitwilligkeit zur Ausführung dieser Anordnungen dem Gemeinderathe schriftlich zu bezeugen.

„Nun," sagte er zu uns, „da muß ich die Herren bitten, mich entschuldigen zu wollen, denn solchen Aufforderungen muß doch wohl nachgekommen werden." Er fertigte sofort Alles aus und versank in ein tiefes Brüten.

Zum zweiten Male sah ich ihn Freitag, da die revolutionären Wetter anfingen, sich zu verziehen, und es sich darum handelte, eine Schutzmannschaft für die Bibliothek zu bilden gegen etwaige Mordbrennerei. Er war wieder sehr lebendig geworden, ordnete Alles mit großer Bereitwilligkeit an und lebte sichtlich auf.

Zum dritten Male sah ich ihn, als 7000 Mann Soldaten in die Stadt und Umgegend quartiert waren. Er saß im großen Kreise auf dem Concilienhause im weich gepolsterten Ehrensessel des Prorectors, neben ihm der commandirende General. Fremde, welche in Göttingen bleiben wollten, hatten sich dort zu melden und einige Fragen zu beantworten, worauf sie eine Aufenthaltskarte erhielten, wenn die Fragen genügend beantwortet werden konnten. O, wie fühlte er sich so getrost und sicher, und welcher Ausdruck des Behagens lag auf seinem blühenden Angesichte!

(Schluß folgt.)

Ein unterfränkischer Landsmann als Gartendirektor des Sultans.

Unstreitig mag es als eine seltene Erscheinung gelten, den Beherrscher des türkischen Reichs die Grenzen seines Gebiets in friedlicher Gesinnung überschreiten und mitten unter den Ungläubigen verweilen zu sehen, wie wir solches in den jüngsten Tagen wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Der alte Haß der Türken gegenüber dem christlichen Elemente scheint daher sich gemindert zu haben, was uns um so mehr zu dieser Annahme berechtigt, wenn wir so manche jetzigen Sitten und Gebräuche an dem türkischen Hofe im Vergleich zu früheren bringen. Freilich ist noch Vieles zu beseitigen: allein es ist eine schwierige und große Aufgabe, welcher sich immer wieder der Starrsinn der trägen Türken entgegenstellt.

Abdul Aziz, das jetzige Haupt der Gläubigen, sowie seine Vorgänger Mahmud II. und Abdul Medschid verdienen in dieser Beziehung alles Lob. Es mag daher nicht Wunder nehmen, wenn wir mitten unter den Gläubigen einen Christen am türkischen Hofe finden, der von Seite des Sultans ein Vertrauen besaß, dessen sich kein Christgläubiger je rühmen konnte.

Dieser Mann war Christian Sester.

Es mag ungefähr ein Jahr sein, als man in der „Allgemeinen Zeitung" die Todesanzeige des zu Konstantinopel verlebten Christian Sester, großherrlichen Gartendirektors, Inhabers des großherrlich-türkischen Nischan-Iftihar- und des Medjidie-Ordens lesen konnte.

Einiges Nähere von diesem in seiner Kunst so hervorragenden und vom Glücke nicht weniger begünstigten Manne zu erfahren, mag vielleicht manchem seiner unter uns lebenden Freunde sehr interessant sein, um so mehr, da wir in ihm einen Deutschen, und zwar von Geburt einen Bayern erkennen.

Christian Sester wurde im Jahre 1801 im Schönbusch bei Aschaffenburg geboren, woselbst sein Vater als Aufseher über das Gartenpersonal des Fürsten-Primas fungirte, nachdem seine Voreltern aus dem Elsaß eingewandert waren. Die erste Stufe seiner Bildung erlangte er an der lateinischen Schule zu Aschaffenburg. Allein der Keim, der in ihm schlummerte, erwachte bald, um sich zu einer Blüthe zu entfalten, die, ich möchte sagen, als einzig in ihrer Art prangte. So wandte er sich bald der edlen Gartenkunst zu, welche zu erlernen sich ihm die beste Gelegenheit bei dem damaligen fürstlichen Hofgärtner Bode im Schönbusch darbot. Hier begann er seine künstlerische Laufbahn und legte jene Grundlage, die ihm als Gärtner überhaupt, und insbesondere als Landschaftsgärtner einen hehren Ruf sicherte. Bald trieb ihn sein Wissensdrang nach München, wo er seine weitere Ausbildung im botanischen Garten erhielt. Nach längerem Verweilen daselbst begab er sich wieder zurück und begleitete im Schönbusch und später in Bessungen bei Darmstadt die Stelle als Obergehilfe. Doch auch hier war sein Aufenthalt nicht von Dauer und wir finden ihn alsbald auf den Graf Dalberg'schen Gütern in Böhmen, später in Frauendorf, dem Sitze der praktischen Gartenbaugesellschaft, als Obergärtner und schließlich bei Fürst Dietrichstein in Wien, und da war es, wo sich sein Schicksal wendete. Fürst Dietrichstein empfahl ihn nämlich dem Sultan Mahmud II. in Konstantinopel, auf welche Empfehlung hin Sester in Wien seine Ernennung als großherrlicher Gartendirektor erhielt und im Jahre 1835 dieser Ernennung Folge leistete. Hier nun hatte Sester eine Aufgabe zu lösen, die manchem Andern für un-

ausführbar geschienen hätte. Freilich ist nicht zu leugnen, daß das südliche Klima ihm eine große Stütze darbot, etwas Großartiges zu schaffen. Daher vermochte er den Auftrag des Sultans, den Garten bei der neuen Residenz in Dolmabagdsche am Bosporus einzurichten, zur vollen Zufriedenheit seines Herrn auszuführen.

Wo aber auch möchte man ein Werk finden, das sich mit dem messen könnte, welches Sester hier unter einer weit ausgedehnten Säulenhalle, welche dem Palaste zur Seite liegt, in's Leben treten ließ. Reich an Wasserfällen, Lauben, dunklen Gängen u. s. w. empfindet man hier nicht die drückende Hitze des südlichen Klima's; erquickende Frische labt den ermatteten Körper. Aber auch die kahle Natur der rauheren Jahreszeit gestaltete sich unter Sester's Hand zum bezaubernden Feengarten. Die herrlichsten Gruppen von Araucarien, Eucalypten, Azaleen, Rhododendren, Dryandren ꝛc. prangen hier in voller Blüthe, spottend den eisigen Winden, wie sie nicht selten der Pontus entsendet. „Ich will keine Orangenbäume, ich will Etwas, was Andere nicht haben," war der Ausspruch des Sultans. Und Sester führte den Willen seines Gebieters in glänzender Weise aus.

Unter seiner Hand erhob sich ein phantasiereiches Kunstwerk, dessen Gemälde uns nur in Tausend und Einer Nacht entgegentritt. Allein nicht jetzt erst und durch dieses Kunstwerk hatte Sester die Gunst des Sultans gewonnen, sondern schon lange vorher hatte er sich dessen vollstes Vertrauen erworben. Er sollte nämlich über einen Voranschlag eines Gartenhauses seine Meinung äußern und erklärte hier zum großen Verdrusse der kaiserlichen Architekten, man könne an den festgesetzten Baukosten die Hälfte sparen und dennoch das Nämliche erreichen. „Gut, so baue du," erwiderte der Sultan. Und wirklich brachte es Sester zu Stande. Als nun später das hiezu nöthige, laufende Wasser mangelte und man sich genöthigt sah, dasselbe weit herzuleiten, sagte der Sultan zu ihm: „Du mußt nähere Quellen auffinden." Sester ließ dem Sultan durch den Dolmetscher kurz erwidern: „Herr, ein Moses bin ich nicht." Eine solche Antwort hätte wohl Jedem in der Türkei das Leben gekostet, was auch die Umgebung des Sultans erkannte und durch ihr Erblassen zu verstehen gab. Auch der Dolmetscher weigerte sich einige Zeit, die kühne Antwort zu übersetzen. Ganz bestimmt aber befahl der Großherr, solle ihm die Antwort Sester's wortgetreu mitgetheilt werden. Da erfolgte für alle Anwesenden ein qualvoller Augenblick. Allein mit großem Wohlgefallen hörte der Sultan die Antwort und mit den Worten: „Du bist ein ehrlicher Mann", war Sester des vollsten Vertrauens seines Herrn versichert, eine Gunst, die ihm später leider böse Folgen brachte. Unter Sester's Leitung standen auch die Gärten von Großflamour, jene im alten Serail, am goldenen Horn, die Anlagen an den süßen Gewässern von Europa sowohl, als die von Asien ꝛc. und alle trugen die Spuren des genialen Meisters an sich, der es zuerst unternahm, den geläuterten europäischen Geschmack in der Gartenkunst auch bei den Türken einzuführen. Ebenso wurde die große Anlage von Ortaköi von ihm hervorgerufen. Durch große Anstrengung und bedeutende Kosten vermochte Sester an früher öden Stellen die Ideen von malerischen Gartenscenen zu verwirklichen und die Bilder der Natur getreu nachzuahmen. Hügel mußten abgetragen, Felsen gesprengt und Gründe ausgefüllt werden, um hinlänglich Terrain für Anpflanzungen zu gewinnen. Während der Ausführung dieser Kunstwerke wurde der Sultan oft veranlaßt, sich mit Sester, der inzwischen der türkischen Sprache mächtig geworden, zu unterhalten, bei welcher Gelegenheit Letzterer nicht verfehlte, auf die Entfernung einer Moschee aufmerksam zu machen, welche zwischen Ortaköi und dem Bosporus lag, weil sie der Aussicht auf denselben hindernd im Wege stand. Die Folge dieser Neuerungen, welche tief in den Moslemismus eingriffen, war unbegränzter Neid und tödtlicher Haß der großherrlichen Umgebung und selbst im Munde des Volks hieß es: „Das hat der ungläubige Christenhund gethan." So war Sester, der mit seinem geraden Charakter als Liebling des Sultans eben nicht besonders um die Gunst der anderen Großen zu buhlen hatte, die Zielscheibe jenes verschmitzten Hasses, wie ihn der Südländer gegen Franken mit aller Rachgierde einer tückischen Seele jahrelang im Busen herumträgt, bis es ihm gelingt, sein Opfer mit einem Male zu vernichten.

Eine ihm bei dem Besuche eines Armeniers als Ehrenbezeigung gereichte türkische Tabakspfeife war zuerst bestimmt, ihn zu vernichten. Sester erkannte aus verschiedenen Anzeichen die Gefahr und ließ die Pfeife erlöschen. Allein er sollte seinem Schicksale dennoch nicht entgehen; eine Tasse Caffee und später der Genuß jener Süßigkeit, welche die Griechen Glyko nennen, erreichten ihren Zweck hinlänglich, indem ihm Arsenik in einer solchen Menge beigebracht wurde, daß hiedurch trotz aller ärztlichen Hilfe und des Gebrauches verschiedener europäischer Bäder Lähmung in den unteren Extremitäten bleibend eintrat und er deshalb genöthigt war, sich auf seinen Wanderungen durch die großherrlichen Gärten eines kleinen Pferdes zu bedienen.

Diese aus Neid erfolgte Schandthat blieb auch dem Großherrn nicht verborgen und wir wissen aus Sester's eigenem Munde, daß der Sultan einen hochgestellten Beamten, welchen man wegen der Vergiftung allgemein in Verdacht hatte, rufen ließ und ihn im Beisein Sester's seiner Würden, Aemter und Orden verlustig erklärte.

Als Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen ließ der Sultan ihm auf der Höhe von Ortaköi ein prachtvolles Wohnhaus erbauen mit einer Aussicht auf Konstantinopel, den Bosporus mit dem schwarzen Meere, wie sie selbst der Sultan in seinem Feenschloß Dolmabagdsche nicht hat.

Sester hatte eine Armenierin zur Frau, welche ihm drei gesunde Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, gebar, lebte mit dieser seiner Familie in den glücklichsten Verhältnissen, was er seinen ihn besuchenden Freunden öfters mit den Worten bestätigte: „Das ist mein Reich, hier bin ich glücklich."

Sein Gartenpersonal, meistens aus Deutschen bestehend, verehrte ihn sehr und schon sind Einige von ihnen in Konstantinopel als Kunst- und Handelsgärtner etablirt und werden dafür sorgen, daß der gute Geschmack in der Gartenkunst, die Sester einführte, auch nach seinem Tode dort erhalten bleibt.

So sehen wir aus dem Angeführten, daß Sester durch die in seinem Fache bewiesene Tüchtigkeit selbst in dem Lande, wo trotz des guten Willens des Herrschers durch die Apathie der Untergebenen alle Neuerungen mit so vieler Schwierigkeit zu kämpfen haben, so glänzende Resultate erzielte, wie sie selten einem Christen und Europäer gelangen, und ihm als unserem Landsmann zum ehrenden Andenken gereichen. A. W.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann.— Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 101. Mittwoch den 18. Dezember 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

In kalter Ruhe ging sie auf und ab. Es mochte ein Entschluß in ihr zur Reife gediehen sein, der sie zu Allem befähigte, was man von ihr forderte. Sie schien nicht mehr zu denken, sie schien nur zu warten. Von Zeit zu Zeit trat sie an das offene Fenster und sah in den Hof hinaus. Vor dem Stalle stand der angespannte Wagen: der Kutscher fütterte die Pferde, die mit Decken behangen waren. Man brauchte nur diese Decken abzunehmen und die Fahrt nach dem Rittergute konnte beginnen.

„Da steht der Wagen!“ flüsterte Hermine bitter lächelnd. „Wie Alles drängt und treibt . . . Angeschirrte Pferde warten, mich in das Elend zu fahren! Sie bringen mich in Elend und Tod! Friedrich, warum hast du fortziehen müssen? Vielleicht lebst du nicht mehr . . . die Schlachten sollen furchtbar gewesen sein . . . Tausende von Leichen sollen die Felder bedecken . . . dort bluten die kräftigen Söhne und hier weinen die Töchter; in der Heimath zerstört der Krieg glückliche Familien. Ach, ich muß diesem Dämon schreckliche Opfer bringen, ich, das arme Mädchen, das Nichts verbrochen hat! Von meinem Worte hängt die Umgestaltung aller Dinge ab . . . die Pferde fliegen davon und kehren nach einer Stunde mit Geld zurück Dann athmet der Vater auf, er umarmt mich, nennt mich seine Retterin und die Trauer verwandelt sich in Freude Was aber wird aus mir? Ich bin die Verlobte, vielleicht die Gattin Kobters, wenn Friedrich mit Ruhm bedeckt zurückkehrt. Sein Mädchen ist untreu geworden . . . man hat es zur Untreue gezwungen . . . Ach, kann er sich mit diesem Gedanken trösten? Und ich muß an der Seite eines Mannes leben, der mich gekauft hat! Hinweg, hinweg mit diesen Bildern, sie machen mich wahnsinnig.“

Weinend sank sie auf die Kniee nieder und betete.

„Ich muß den Vater sehen!“ fuhr sie plötzlich auf. „Das Erblicken des gebeugten Mannes wird mich stärken, wenigstens so lange, als ich unentbehrlich bin.“

Sie hüllte sich in ein Tuch und verließ das Zimmer. Schwankend stieg sie die Treppe hinan. Der Corridor war schon mit Dämmerung erfüllt; durch das Fenster sah man das letzte Abendroth, das glühend an den Spitzen der Bergkette hing. Sonst ließ sich das Rauschen der Wasserräder und die Thätigkeit der Fabrik vernehmen; jetzt war es traurig und still in dem Etablissement, dessen völliger Untergang auf den folgenden Morgen bevorstand.

„Das herrliche Abendroth!“ flüsterte Hermine, indem sie stehen blieb. „Es beleuchtet auch mit seinem Scheine das Rittergut, dessen Besitzer unser Peiniger ist. Wie es wohl morgen Abend bei uns steht, wenn wiederum der Himmel dort sich röthet? In der Natur bringt der Krieg keine Veränderung hervor, sie folgt ihren ewigen Gesetzen und kümmert sich um den Jammer der Menschen nicht. . . Morgen Abend wird der Himmel sich wiederum röthen, es wird dieselbe feierliche Stille in unserem Thale herrschen, das Wasser wälzt sich fort wie immer. . . Aber die Menschen, die hier wohnen! . . . Ach, die gräßliche Angst, die mich foltert, die mich kaum athmen läßt. . . Ich darf ja nicht mehr nachdenken, mir ist der Weg vorgeschrieben, den ich wandeln muß.“

Sie ging weiter.

An der zweiten Thüre blieb sie stehen.

„Hier duldet der Vater!“ flüsterte sie. „Die Hoffnung, die er in mich setzt, hält ihn noch aufrecht. Mein Untergang ist gewiß . . . er soll dem guten Vater Rettung bringen. Hat er doch für mich gearbeitet und gewagt. . .“

Sie öffnete leise die Thür.

Das Zimmer war von einer Kerze beleuchtet; diese Kerze stand auf dem glänzenden Schreibtische. Wo aber befand sich der Fabrikant? Dort stand der große Lehnstuhl, in dem er zu sitzen pflegte . . . . er war leer. Vielleicht hatte der leidende Mann schon das Bett aufgesucht, ohne die Rückkehr seines Buchhalters abzuwarten. Warum aber brannte die Kerze?

Hermine überschritt rasch die Schwelle; sie öffnete die Thüre des Schlafgemachs . . . es war dunkel, der Vorhang verhüllte das Fenster.

„Gott im Himmel!“ seufzte die Tochter.

Sie stürzte zu dem Schreibtische und holte die Kerze, mit der sie durch das Schlafgemach leuchtete. Das Bett stand unberührt; nirgends zeigte sich der Bewohner.

„Vater, Vater!“ rief Hermine mit bebender Stimme.

Es erfolgte keine Antwort

Sie eilte in das Wohnzimmer zurück. Jetzt sah sie auf dem Schreibtische einen Brief. Das leicht zusammengelegte Papier trug die Ueberschrift: „An meine Tochter“.

„Großer Gott! hauchte Hermine vor sich hin.

Kaum hatte sie so viel Kraft, um folgende Zeilen zu lesen.

„Mein liebes Kind!

„Das Opfer, das die Verhältnisse von dir fordern, ist zu groß, dein Seelenkampf ist zu schwer, als daß ich unthätig

bleiben und dir die Noth nicht lindern sollte. Dein junges Leben soll nicht zertreten werden, ich habe lange genug gewandelt auf dieser Erde . . . trage ich selbst doch einen großen Theil der Schuld an dem Unglück, das mich betroffen. So will ich denn abtreten von dem Schauplatze meiner Thaten, daß dir und mir die Schande einer Untersuchung erspart werde, die zweifellos zu meinem Nachtheile ausfällt. Gehe nicht zu Kohler, ich aber gehe aus Liebe zu meiner Tochter in den Tod.

Gotthelf Börner."

Hermine mußte sich an der Lehne des Sessels halten, sie fühlte, daß die Besinnung ihr schwand. Alle Kraft zusammenraffend schwankte sie der Thüre zu. Da trat ihr der Buchhalter entgegen.

„Hülfe, Hülfe!" schrie sie mit erstickter Stimme.

„Was ist geschehen?"

„Der Vater hat sich den Tod gegeben."

„Nein, nein! dessen ist der brave Mann nicht fähig."

„Lesen Sie . . . nein, helfen Sie; der Vater selbst hat hier seine Absicht kund gegeben. Verlieren wir keine Zeit, vielleicht ist noch Hülfe möglich."

Sie stürzte hinaus auf den Corridor. Der Buchhalter folgte ihr. Beide eilten die Treppe hinab. Auf der Hausflur stand der Bediente.

„Wo ist mein Vater?"

„In seinem Zimmer."

„Elender," rief Heßler, „warum hast du deinen Herrn verlassen?"

„Er hat mich fortgeschickt, da er ruhen zu wollen vorgab."

„Durchsuche den Garten, alle Lauben, alle Gebüsche. Herr Börner ist sehr krank, er könnte verunglücken."

Der Bediente eilte hinaus.

„Gehen Sie in den Hof!" bat Hermine.

„Und Sie?"

„Ich werde bei der Brücke nachsehen."

„Haben Sie auch die Zimmer durchsucht?"

„Alles, Alles! Der arme Vater ist oben nicht zu finden."

Der Buchhalter betrat den Hof und eilte nach dem halb vollendeten Fabrikgebäude, das Börner stets als seinen Ruin bezeichnet hatte. Er fragte einzelne Arbeiter, denen er begegnete; keiner von ihnen hatte den Herrn gesehen.

Wir folgen Herminen, die durch den Garten lief. Die Pforte, durch die Suschen einzutreten pflegte, war geöffnet.

„Meine Ahnung, meine Ahnung!" rief die unglückliche Tochter.

Sie stürzte hinaus.

Nach zwei Minuten war sie an dem Flusse, der seine Wasser rauschend fortwälzte. Das Getöse durchschnitt ihr Mark und Bein. Mit übermenschlicher Anstrengung lief sie am Ufer hin, die forschenden Blicke auf das Wasser gerichtet. Noch war es hell genug, daß die einzelnen Gegenstände sich deutlich unterscheiden ließen. Eine unbeschreibliche Angst schnürte der Suchenden die Brust zusammen.

„Wenn der arme Vater todt ist, mag ich auch nicht leben!" rief sie wie sinnenverwirrt aus. „Gott im Himmel, so viel Jammer sendest du auf einmal!"

Sie blieb stehen.

Dort unten am Weidenbusch zeigte sich ein dunkler Gegenstand, der von den Wellen hin und her geschleudert ward. Er glich dem Körper eines Menschen. Hermine ward starr vor Entsetzen, das Blut gerann in ihren Adern; sie konnte nicht mehr Luft schöpfen.

„Vater! Vater!"

Dieser Ruf entrang sich gewaltsam der athemlosen Brust. Die Sehkraft verdoppelnd neigte sich Hermine über das Ufer... sie glaubte immer noch einen sich bewegenden Körper zu erblicken. Dieser Körper lag am jenseitigen Ufer. Fünfzehn bis zwanzig Schritte weiter befand sich die Brücke, die hinüberführte. Hermine säumte nicht, sie stürzte fort, um zu retten. Die erregte Phantasie schuf schon grauenvolle Bilder. An der Brücke brach die unglückliche Tochter zusammen; hätte das Geländer nicht Schutz gewährt, die Ohnmächtige wäre in den Fluß hinabgesunken. Die Kraft der Jugend hatte den gewaltigen Schlägen nicht länger widerstehen können . . . da lag die Braut des Landwehrmanns, regungslos wie eine Leiche. Das bleiche Antlitz hing über den Rand der Brücke hinab, das aufgelöste Haar flatterte im Luftzuge, der leise die Blätter des Ufergebüsches bewegte. Das Abendroth war verschwunden; hell und klar flimmerten die Sterne am tiefblauen Himmel, der sich friedlich über der herrlichen Landschaft ausspannte.

Um diese Zeit zeigten sich am jenseitigen Ufer zwei Gestalten, die sich anschickten, die Brücke zu betreten. Es waren ein Mann und eine Frau.

„Ich lasse Ihren Arm nicht los, Herr Börner," sagte entschieden die Frau; „Sie sind krank und können kaum gehen . . . Stützen Sie sich auf mich, ich kann schon etwas aushalten. Hier ist die Brücke . . . so, heben Sie den Fuß hoch . . . Wanken Sie . . . hier ist mein Mantel . . . der Wind geht kühl . . . ach, wie Sie zittern! Nehmen Sie doch den Mantel, in der Dunkelheit sieht Sie Niemand!"

„Hermine! Hermine!" stöhnte der Fabrikant.

„Warten Sie nur, ich bringe Sie schon zu ihr."

„Wer bist du?"

„Ich bin die Freundin ihrer Tochter."

„Wer? Wer?"

„Suschen Peters . . ."

„Laß mir den Arm frei!"

„Nein, nein! Sobald wir in Ihrem Garten sind."

„Nein, nein!"

„Gehen Sie doch rasch, die Zugluft schadet Ihnen."

„Warum drängst du dich mir auf?"

„Weil es meine Pflicht ist, den Kranken zu unterstützen."

„Ach ja, ich bin schwer krank!"

Auf der Mitte der Brücke blieben Beide stehen.

„Nur fort!" stöhnte der Kranke.

„Ruhen Sie nur einige Augenblicke, lieber Herr Börner."

„Ich muß ein Papier vernichten, das auf meinem Schreibtische liegt."

„Wir werden bald dort sein."

„Gebe Gott, daß Hermine den Brief nicht gelesen hat."

„Hermine sitzt ruhig in ihrem Zimmer; sie erwartet mich."

Der Greis, von Suschen gestützt, wankte weiter.

„Mein Gott!" rief erschreckt die junge Wittwe.

„Was ist's?"

„Hier liegt ein Mensch."

„Wo?"

„Auf der Brücke."

„Wer ist's? Wer ist's?"

Suschen schob den Greis an das Ufer.

In diesem Augenblicke kam Heßler an.

„Freund, lieber Freund!" rief der Athemlose.

„Sie, Heßler?"

„Ich bin's!"

„Gott sei Dank!"

Der Buchhalter schloß seinen Chef in die Arme.

„Wachen Sie über ihn!" flüsterte Suschen.

Nun trat sie zu der Brücke:

„Hermine! Hermine!"

Sie hob die Ohnmächtige empor und trug sie auf den Rasen, der sich neben der Brücke ausbreitete. Den beiden Männern sollte der Zustand der Unglücklichen nicht bekannt werden, darum riß Suschen hastig feuchtes Gras aus dem Boden und rieb damit die Schläfe der Ohnmächtigen, die sich nach einigen Augenblicken erholte und mit matter Stimme fragte:

„Ist mein Vater todt?"

„Er denkt nicht ans Sterben," tröstete die junge Frau.

„Wo ist er denn?"

„Dort steht er bei Herrn Heßler; du aber sollst dich erheben, damit er deinetwegen nicht besorgt werde. Was treibst du denn? Es ist kein Grund mehr vorhanden, zu klagen und zu jammern."

Hermine richtete sich empor.

„O, wenn das wahr wäre!" flüsterte sie.

Suschen schloß die Freundin in die Arme.

„Das Geld ist da, Hermine; nun verbanne den Gram, du bist gerettet . . . und der Vater mit dir!"

„Wer brachte das Geld?"

„Ich trage das Geld in der Tasche."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Krähwinkel-Revolution.

(Schluß.)

Doch wir sind noch nicht so weit. Am Freitag Nachmittag beobachtete ich den Universitäts-Tanzmeister Hölzke, der mit einem Bürger am Jacobikirchthurm auf Posten gestellt war, um nöthigenfalls zu stürmen. Es hatte geschneit, und dann war Thauwetter eingetreten. Die beiden Kriegsleute gingen schweigend in der angenehmen Schneesuppe am Thurme hin und her. Auf einmal sah ich, daß der Tanzmeister ohne Weiteres auf und davon ging. So stand der Bürger allein, ging auf und ab mit seiner Pike, als er plötzlich von der Straße aus in plattdeutschem Dialekt angeredet wurde: „Steihst Du da noch?" „Ja". „Ah watt wutt Du da stehen, gah weg." Er ging noch einige Mal auf und ab und trollte dann nach Haus. Als die Ablösung kam, fand man Niemand mehr, und hielt es unter diesen Umständen für das Beste, den Posten nicht wieder zu besetzen. In der Straße, welche zum botanischen Garten führt, stand ein einziger Mann neben einigen leeren Tonnen. Er brach die Pflastersteine los und warf sie in die Tonnen, woraus eine Barrikade errichtet werden sollte, wenn die Truppen etwa durch den botanischen Garten vordringen würden. Er arbeitete ganz allein an seiner Barrikade und sehr langsam. Endlich ward es ihm zu langweilig; er ließ seine Tonnen stehen, und zog mit seinem Brecheisen ab. So legten sich die hochgehenden Wellen immer mehr, und den Führern mochte angst werden. Der General Louis Busch, der die 7000 Mann Truppen commandirte, hätte Freitag ohne Weiteres in die Stadt rücken können; nicht Einer würde sich ihm widersetzt haben.

Allein er kam nicht, war offenbar übel unterrichtet. Noch am Sonnabend ließ er den Befehl ausgehen, an welcher Stelle jedes einzelne Regiment mit den vertheilten Sturmleitern den Wall Sonntag früh zehn Minuten vor fünf Uhr erstürmen sollte, und Sonnabend Nachmittag rückten die Göttinger Jäger von Weende am Heimberge her nach Geismar. Der Commandeur hatte den Befehl, am Geismarthor zu stürmen, und die Mannschaft war Morgens um drei Uhr bei wieder eingetretener bitterer Kälte ausgerückt, und erhielt erst eine halbe Stunde vor dem intendirten Beginn des Sturmes den Befehl, nach dem Weender Thore abzurücken. In der Stadt war schon Sonnabend kein Mensch mehr bewaffnet, die Führer waren verschwunden, compromittirende Papiere wurden vernichtet, nur hie und da sah man noch revolutionäre Farben und Binden. Freilich fand ich Sonnabend Abend um zehn Uhr das Weender Thor noch vollständig verrammelt, die Barrikade war so hoch als das Thor selbst. Als ich aber Sonntag bei schon hellem Tage aufwachte und aus dem Fenster sah, fiel mein erster Blick auf einen Universitätsjäger in Uniform, welche doch seit acht Tagen wie verschwunden waren. Aber ich sollte bald noch andere Zeichen der Wandlung sehen. Ein kleiner Trupp Husaren sprengte mit gezogenen Pistolen durch die Stadt, offenbar um zu sehen, ob die Luft rein war. Darauf marschirte eine Compagnie Rothröcke nach der anderen, jedoch in Zwischenräumen und still, an meinem Fenster vorüber, die verschiedenen Thorwachen zu besetzen.

Als ich um neun Uhr zum Weender Thore ging, war die Barrikade spurlos verschwunden, in der Nacht waren die Behörden wieder in Kraft getreten, ein bärtiger Capitän, dem die Eiszapfen an der Lippe hingen, hielt das Thor besetzt und wehrte Jedem den Ausgang, man hoffte, erst die Führer gefangen nehmen zu können. Die unterschlagene Proclamation war nun publicirt, der academische Senat machte bekannt, daß die Universität vorläufig geschlossen sei, und die Studirenden die Stadt zu verlassen hätten. Als nun etliche Studenten es für rathsamer hielten, schon jetzt diesem Befehle nachzukommen, ward es ihnen am Thore gewehrt, kurz, kräftig, es wehte ein anderer Wind. Endlich waren die Thore besetzt, die unübersehbare Truppenmasse, der Artilleriepark, und was sonst dazu gehörte, mochte auf der Chaussee nach Weende zu geordnet sein, eine helle Wintersonne schien herab, als sich die Fanfaren der Trompeter hören ließen. Ein stattliches Husarenregiment bildete den Vortrab, mit gezogenen Pistolen in der Hand rückten sie heran, der commandirende General mit seinem glänzenden Stabe folgte, ein Regiment reihte sich mit seiner Musik an das andere, und die Artillerie rasselte durch die Straßen, es war ein schönes militärisches Schauspiel. Einen Studenten, der in meiner Nähe stand, ergötzte es so sehr, daß er fortwährend ausrief: „Die haben wir erst einmal Alle auf die Beine gebracht, wenn wir auch weiter Nichts erreicht haben, dies ist schon gut genug; seht mal, welche Kanonen und Bomben haben sie mitgebracht, dies ist schon gut genug." Der vormalige Lieutenant stand im Hintergrunde des Zimmers, er war blaß und stumm, es war, als wenn ihm der triumphirende Einzug seiner alten Kameraden die Kehle zugeschnürt hätte, er mochte auch einige Aengste haben, wie er denn wirklich nachher gefänglich eingezogen wurde, ohne daß man ihm indessen hätte an den Kragen kommen können. Es war ein klinger Geselle.

Als endlich die Vordersten schon wieder zum Groner Thore hinaus, die Artillerie aber nach verschiedenen Plätzen abgerückt war und die Letzten immer noch in das Weender Thor hineinmarschirten, ward endlich Halt gemacht. Die Truppen stellten sich in Front auf, Adjutanten sprengten an den Reihen auf und ab, und als Alles geordnet war, brachte man dem

König Wilhelm IV. ein laut schallendes, drei Mal in kleinen Pausen wiederholtes Vivat, die Officiere schwenkten ihre Säbel und die Musik spielte das hannoversche vaterländische Lied: „Heil unserm König, Heil." In den Pausen zwischen den Vivats hörte man aus irgend einem geöffneten Fenster nicht fern von mir ein zwar ohnmächtiges, aber sehr lautes Hohngelächter. Man sah hin, aber wo war es, und wer war es? Es war verhallt.

Das war das vorläufige Ende der großen Komödie, welche man die Göttinger Revolution nennt. Kein Tropfen Blut war geflossen, Niemandem ein Finger gekrümmt, aber es war doch ein schlechter Spaß, und der tolle Rausch machte einem jämmerlichen Katzenjammer Raum. Noch standen 7000 Mann auf der Straße, mußten auch sogar noch einige Stunden da stehen, ehe sie ihre Quartierbillets erhalten konnten, aber die Göttinger Philister machten schon recht lange Gesichter, und waren nicht wenig erschrocken, als etwa um ein Uhr Mittags zehn und zwanzig Mann, je nach der Größe des Hauses, einrückten, und sich nun nach so bösen Strapazen und kalten Nächten pflegen lassen wollten.

Die Hauptführer waren zwar geflohen bis Straßburg und in die Fremdenlegion zu Algier. Sie sind sehr unglücklich geworden; aber es ward doch noch eine nicht ganz kleine Schaar gefänglich eingezogen, vor ein dazu berufenes Gericht nach Celle transportirt, dort zu vieljähriger Strafe verurtheilt, und die Universität hat sich niemals von dem Schlage erholt. Es war das nahe Ende ihrer so langen und herrlichen Blüthezeit. Denn hatte sowohl sie selbst als die Stadt durch diese erste Revolution schon schweren Schaden erlitten, so wurden Beide noch viel schmerzlicher und bis in das Herz hinein verwundet, als sieben Jahre später unter Ernst August's Regiment die bekannten sieben Professoren gewaltsam von dort ausgewiesen wurden. Zu meiner Zeit, in der Mitte der zwanziger Jahre, belief sich die Anzahl der Studirenden auf 1400 und darüber, jetzt sank sie bis auf etwa 600 herunter. Eine Blume läßt sich leicht knicken, aber sie ist schwer und nur sehr langsam wieder zu ziehen, wenn es überhaupt gelingt.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 16. Dezember.

Mit frischem belebenden Hauche zogen gestern die beliebten, zum Gemeingut aller Musikfreunde gewordenen Melodieen Meyerbeer's in seinem „Robert" über die Bühne; es ist in der That herrliche, farbenreiche Musik, welche der große Meister in diesem Lieblingskinde seiner fruchtbaren Muse bietet, eine Schöpfung, welche jedem Repertoire zur Zierde gereicht und einen der ersten Plätze in der Opernwelt einnehmen würde, wenn ihre Geschwister den Namen Meyerbeer auch nicht mit unverlöschbarem Glanze in das goldene Buch der Unsterblichkeit eingezeichnet haben würden. Wir begrüßen deshalb den „Robert" immer wieder gerne auf der Bühne, wenngleich wir ihn schon oft gehört haben und jede seiner Nummern fast auswendig kennen.

Auch für den Sänger und das Orchester hat die Oper durch den Impuls, den die fortwährende Steigerung hervorbringt, einen eigenen Reiz und gewährt in der Lieblichkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit der Melodieen eine immer frisch sprudelnde Quelle von Interesse, welcher das Publikum nicht ferne steht, wie solches der zahlreiche Besuch bewiesen hat, dessen sich die Oper gestern zu erfreuen hatte.

Von den Sängern verlangt dieselbe sehr viel, ohne deshalb die Grenzen der Möglichkeit zu überschreiten, weshalb sie einen Probestein zur Beurtheilung der Leistungsfähigkeit nach allen Seiten hin abgibt.

Werfen wir von diesem Standpunkte aus einen Blick auf die Aufführung, so müssen wir den ersten Preis der Frau Hain-Schnaidtinger zuerkennen; sie wußte in der schwierigen Parthie der Isabella ihr bekanntes Gesangstalent sowie ihre dramatische Begabung zur vollen Anerkennung zu bringen; ihr Vortrag in den großen Coloratur-Arieen des zweiten Aktes und in der Gnaden-Arie war hinreißend schön und der lebhafte ihr gespendete Beifall in der That ein wohlverdienter. Den zweiten Platz müssen wir Fräulein Holm einräumen, wenn gleich zwischen diesen beiden Leistungen noch eine sehr weite Kluft liegt. Fräulein Holm ist allerdings noch eine Anfängerin auf der Bahn, auf welcher Frau Hain-Schnaidtinger vorausgeeilt ist, und ihre Alice trug noch durchweg die Spuren der Unreifheit und der mangelnden Beherrschung dieses umfangreichen Stoffes an sich, demungeachtet waren die Keime höherer Begabung nicht zu verkennen und ist Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß sich bei sorgfältiger Pflege derselben eine schöne Blüthe entwickeln werde.

Was die Rolle des Robert selbst anbelangt, so war Hr. Schleich derselben nicht gewachsen und schien dieses recht gut zu fühlen, denn sein Spiel war auffallend unruhig, seine Haltung unsicher und sein ganzes Auftreten planlos und gezwungen. Zweimaliges zu frühes Einsetzen verrieth auch Lücken im Einstudiren und die Steifheit der Coloraturen Mangel an Routine im Gesange; er hatte sich die Rolle nicht so eigen gemacht, wie es erforderlich gewesen wäre und machte ganz den Eindruck, als ob er nur mit Widerstreben die drückende Bürde des Herzogs von der Normandie auf sich genommen. Sein Freund Bertram wurde von Hrn. Ganzemüller, der sich durch eine ganz entsprechende Maske auszeichnete, recht brav gespielt und diese Partie in den mittleren Lagen auch gut gesungen; in der Tiefe aber fehlte ihm die nöthige Kraft und Ausdauer; sein Baß besitzt überhaupt nicht die charakteristische Fülle des Tones, er hat nicht Metall genug und ist bei Scenen, wo es auf die imposante Stimmwirkung ankommt, wie z. B. in der Beschwörungsscene der Geister, unzureichend und ohnmächtig; am erfolgreichsten war Hr. Ganzemüller in dem Terzette im letzten Akte, wenngleich auch hier noch etwas mehr Leidenschaftlichkeit zu wünschen gewesen wäre. Der Raimbaud des Hrn. Oppitz war ziemlich mittelmäßig; seine Stimme bedarf noch sehr der Kultur namentlich in den höheren Lagen, wo einige unschöne Töne in der Romanze des 1. Aktes sehr störend waren. Die Scene, die das Ballet vertreten soll, war armseliger als jemals, das Orchester dagegen, abgesehen von einer gewaltigen Detonirung des Althorns im Solo des 1. Aktes, ziemlich befriedigend. —δ—

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 102. Sonntag den 22. Dezember 1867.

Abenteuer in der Südsee.

Dem Briten sind zwei der Haupteigenschaften seiner angelsächsischen und normannischen Ahnen noch immer im Blute geblieben: die Abenteuerlust und der Wandertrieb, und diesen beiden verdankt England zu einem wesentlichen Theile seine derzeitige Größe und Macht. Noch heute fehlt es in Großbritannien nicht an kühnen und energischen Männern, die jeden Augenblick, ohne ihr Leben und was ihnen sonst lieb und theuer ist, ängstlich zu bedenken, bereit sind, auf die gefahrvollsten Unternehmungen nach den fernsten Ländern und Gegenden auszuziehen. Ob es die Entdeckung einer Durchfahrt nach dem Polarmeere oder der Nilquellen gilt, ob es sich um die Geheimnisse von Mekka, um die unbekannte Welt des inneren Africas oder um die Trümmer von Ninive handelt — ein Franklin, Baker, Burton, Livingstone, Bayard sind zur Hand, und unterstützt von einer geographischen oder anderen Gesellschaft, zum Aufbruche gerüstet, und groß die Resultate ihrer Reisen für die Wissenschaft. Außer diesen Männern aber hat es jeder Zeit noch eine Menge von, um uns so auszudrücken, Privatabenteurern gegeben, die durch Zufall, zu ihrem eigenen Vergnügen und ohne auf Nationaldank Anspruch zu machen, nach derselben Richtung hin schließlich wichtige Dienste geleistet haben, — Männer, deren Erlebnisse kaum minder interessant und seltsam sind, als die ewig fesselnden Schicksale Robinson Crusoe's.

Zu den Erzählungen dieser Kategorie gehört das Buch, in welchem ein gewisser E. H. Lamont Bericht erstattet von dem, was ihm auf den Inseln der Südsee begegnet ist. Es ist dies ein Roman des wirklichen Lebens, spannender, als die reichste Phantasie zu erfinden vermöchte, und auf das plastischste erzählt. Schiffbrüchig und gefangen, wird er nach und nach der Freund und Häuptling der Eingebornen, zu welchen ihn das Schicksal verschlägt. Ohne große Hoffnung zu entkommen, befolgt er die alte Maxime: „Mit den Wölfen muß man heulen" und so heirathet er nach und nach, um nicht die „Herrn Eltern" zu beleidigen, was ihm jedenfalls sehr übel bekommen sein dürfte, verschiedene junge Damen. Die Verbindung mit einer Königin aber schlägt er aus, zum höchsten Leidwesen des königlichen Gemahls, der sich dadurch gekränkt fühlt. Im Allgemeinen bestätigt er, was schon andere Reisende erzählt haben, daß es gutherzigere Menschen als die Bewohner der Südseeinseln nirgends gibt. Naturkinder, wie sie sind, beschämen sie „Europa's übertünchte Höflichkeit" gewaltig, und unsere christlichen Missionäre haben trotz der ungeheueren Summen, welche dieselben verschlungen, ihnen mehr geschadet als genützt.

Als Kaufmann in Californien etablirt, kam Lamont mit seinem Associé überein, daß sie während der Wintermonate, wo das Geschäft flau zu gehen pflegte eine mercantilische Reise nach den Südseeinseln unternehmen wollten. Nach seiner Berechnung sollte die Tour etwa ein Vierteljahr in Anspruch nehmen, so daß sie rechtzeitig für das Frühjahrsgeschäft wieder an Ort und Stelle sein würden. Den Beiden schloß sich ein Californier an, welcher die Inseln durch und durch zu kennen glaubte, und alle Drei rüsteten für die Expedition eine kleine schnellsegelnde Clipperbrigg, die Chatham, von etwa dreihundert Tonnen Last aus. Die Mannschaft bestand aus dem Capitän, einem alten Wallfischfänger, Namens George Snow, einem Steuermanne, des Capitäns Bruder, dem Koch und vier Matrosen von verschiedenen Nationalitäten. Leider erfuhr man erst zu spät, welchen schweren Mißgriff man mit der Wahl dieser Leute begangen hatte; der Capitän erwies sich als unverbesserlicher Trunkenbold und die Mannschaft als völlig unzuverlässig.

Am 14. Oktober stach die Chatham in See und lief, nach einem kurzen Besuch der französischen Niederlassung auf den Marquesasinseln, ohne Unfall und Abenteuer in der Bai von Hana-Ti-Tapa ein. „Diese Bai," sagt unser Autor, „ist klein und außer von Westen, woher der Wind nur selten bläst, von allen Seiten geschützt. Noch hatten wir nicht Anker geworfen, als wir sahen, daß sich die ganze Küste mit Eingebornen bedeckte, unter denen, nach den vielen weißen Gewändern zu schließen, das schöne Geschlecht in ziemlicher Anzahl vertreten zu sein schien. Mehrere Canoes ruderten alsbald auf uns zu; in einem der ersten von diesen Fahrzeugen befand sich eine in lichten Scharlach gekleidete Gestalt, welche, wie uns der Dolmetscher zu wissen gab, der König war, und im nächsten Augenblicke sahen wir ihn und seine eingebornen Höflinge bei uns am Bord."

Es gibt zahllose Könige und Königinnen auf allen diesen Inseln und die nachstehende Beschreibung paßt so ziemlich auf sämmtliche dieser gekrönten Häupter:

„Die Gewänder Seiner Majestät bestanden aus einer kleinen scharlachrothen Decke, die mittels eines hölzernen Spießes um den Hals befestigt war, und aus einem Schurz um die Lenden. Die Königin, welche ebenfalls zu uns an Bord kam, war in den üblichen weißen Mantel gekleidet, der, den rechten Arm frei lassend, über die linke Schulter geworfen wird und den ganzen Körper bis an die Knöchel der Füße vollkommen einhüllt. Ihr Haar war rund um den Kopf steif in die Höhe gekämmt, auf der einen Seite aber zu einer Art von Gipfel arrangirt, der mit einer Rolle sehr feinen Muslins umwickelt

war. Die Ohren waren durchlöchert und mit wundersam geschnittenen Knochen oder Elfenbeinstücken verziert, und um den Hals trug sie Ketten von wohlriechenden Nüssen und Blumenguirlanden. Ihre Füße schienen mit überaus künstvoll gearbeiteten blauen Strümpfen bekleidet zu sein und als ich mich niederbog, diese Chaussure näher zu bewundern, setzte Ihre Majestät, die sich durch meine Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlte, mein Anstandsgefühl einigermaßen in Schrecken, indem sie plötzlich, zum lauten Jubel ihres gesammten Hofstaates, ihr Gewand so weit aufhob, daß ich sehen konnte, wie sich das nämliche zarte Gewebe bis über das Knie hinauf erstreckte. Meine Bewunderung von Ihrer Majestät Strümpfen hatte dieser selbst offenbar außerordentlich gefallen, denn ihre Artigkeiten wurden so unzweideutiger Art, daß ich mich eilig und schleunig aus der Cajüte entfernen mußte."

Der nächste Punkt, den unsere Gesellschaft besuchte, war das vielgenannte und vielgeschilderte Tahiti. Die Bewohner dieses schönen Eilands haben fast alle das Christenthum angenommen, die Tahitischen Nymphen, von zierlicher Gestalt und anmuthigen Manieren wie alle Südseeinsulanerinnen, zeichnen sich indeß keineswegs durch exemplarische Sittenstrenge aus. Natürlich wurde nicht versäumt, der Königin Pomare die schuldige Aufwartung zu machen.

„Am zweiten Tage nach unserer Ankunft," erzählt Lamont, „stattete ich in Gesellschaft eines auf Tahiti ansässigen Freundes der Königin meinen Besuch ab. Durch eine Allee, vor der eine Schildwache postirt war, gelangten wir zu dem Palaste, einem cottageähnlichen geräumigen Hause, das am Ende eines, mit Buschwerk und Bäumen geschmückten Rasenplatzes sehr freundlich liegt. Ohne weitere Ceremonie traten wir aus dem Vorgemach sofort in ein großes Zimmer, das dürftig in europäischer Weise meublirt, aber anstatt der Teppiche mit einem Ueberfluß von Matten belegt war, worauf einige Weiber kauerten und nähten. Ein hübsches junges Mädchen, wahrscheinlich eine königliche Prinzessin, wedelte mit einem Fächer einem schlafenden Kinde, dem jüngsten Zuwachs der königl. Familie, der auf einigen hellfarbigen Kissen auf dem Erdboden lag, die zudringlichen Fliegen aus dem Gesicht. Die Königin selbst saß auf einem Sopha, erhob sich jedoch bei unserem Eintritt und schritt meinem Freunde entgegen, um ihm herzlich die Hand zu schütteln, wie sie es denn auch mit mir machte, sobald ich vorgestellt war. Sie schien mir eine anständige, matronenhafte Dame von noch nicht fünfzig Jahren zu sein mit dem Ausdruck von Sorge im Gesicht, das keineswegs hübsch war und nichts von der Sanftheit zeigte, die in der Regel den Tahitierinnen charakteristisch ist.

„Ihr Anzug war bei dieser Gelegenheit von weißer Seide und durchaus nach der landesüblichen losen, wallenden Mode gemacht. Schmuck trug sie nicht an sich, auch weder Schuhe noch Strümpfe. An der Wand bemerkte ich ein großes Oelgemälde in prachtvollem, schimmerndem Rahmen, welches sie selbst in reicher europäischer Kleidung darstellte, in der ich sie nachmals sehen sollte, indeß, wie ich bekenne, nichts weniger als zu ihrem Vortheile, denn sie erschien darin sehr unbehaglich und fremdartig. Später traf ich bei einem Diner bei meinem Landsmann auch den König-Gemahl, Pomare Tanin. Er ist ein großer, hübscher, vornehm aussehender Mann, entschieden lebenslustigen Sinnes, denn seine Hauptleistung scheint die Würdigung aller guten Dinge dieser Welt zu sein, besonders was Essen und Trinken betrifft. Ihre Kinder (vielmehr die Kinder der Königin) waren fast alle wohlgestaltet und hübsch; einer der Knaben, ein etwa zwölf- bis vierzehnjähriger Bursche, hatte ein merkwürdig intelligentes und männliches Gesicht, und nahm sich in seiner blauen Jacke und seinen weißen Beinkleidern ganz stattlich aus. Als ich den König-Gemahl kennen lernte, trug er blos ein schwarzseidenes Hemd und weite Beinkleider, nachher aber sah ich ihn in Generalsuniform von himmelblauem Tuche, welche über und über mit Gold bestickt war, mit großen Epauletten auf den Achseln. In dem dreieckigen Hut und den langen Stiefeln, mit denen er ebenfalls angethan war, schien ihm gar nicht wohl zu Muthe zu sein."

Von Tahiti ging die Expedition nach der Gruppe der Harvey-Inseln, die aus zehn kleinen Eilanden von reicher landschaftlicher Schönheit bestehen; bis auf drei sind sämmtliche Inseln bewohnt. Die Besuche bei den verschiedenen Königen dieser Inseln — ganz Polynesien wimmelt von gekrönten Häuptern beiderlei Geschlechts — bieten kein besonderes Interesse, dagegen folgen wir Lamont zu dem in Onorua, der Hauptstadt der Insel Manpaia, residirenden allmächtigen Rikenore oder Missionär, einem Mr. Gill.

„Die Gewalt, welche der Missionär auf den Harveys ausübt, ist so groß, daß er Hoherpriester, Gesetzgeber und faktisch, wenn auch nicht nominell, absoluter Herrscher zugleich ist und je nach seiner Individualität viel des Segens, aber auch viel des Unheils stiften kann. Ueberall auf den Südseeinseln hat der Missionär ein stattliches und umfängliches Haus, mit dem sich die bescheidenen Wohnungen unseres niederen Klerus daheim nicht im Entferntesten vergleichen lassen, und lebt dazu im gesündesten und angenehmsten Klima der Welt. Zu seiner Bedienung verfügt er über einen ganzen Schwarm von Menschen, deren Leistungen ihn nichts oder doch sehr wenig kosten, während das gesammte Volk zu ihm wie zu einem höheren Wesen abergläubisch und ehrfurchtsvoll aufblickt. An einem sehr ansehnlichen Gehalt, der mit jedem Kind, welches ihm geboren wird, sich erhöht, fehlt es dem Missionär außerdem nicht. Die Früchte der Erde fallen ihm fast mühelos zu und alle anderen Nothwendigkeiten oder Ueberflüssigkeiten des Lebens bringt ihm das sogenannte Missionsschiff, das halbjährlich einläuft. Viele dieser Glaubensboten treiben einen ausgebreiteten Handel mit den Eingeborenen, und da sie selbst frei von der Steuer sind, welche sie anderen fremden Ansiedlern auferlegt haben — eine so hohe Steuer, daß sie Anderen die Niederlassung so gut wie unmöglich macht — so ist ihr pecuniärer Gewinn geradezu enorm. Die religiösen Gebräuche werden von den Bewohnern der Inseln mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit beobachtet, allein die Moralität und Herzensreinheit stehen vielleicht auf niedrigerer Stufe, als vor dem Erscheinen der Missionäre; so sind wahrhaft tugendhafte Frauen jetzt die seltensten Ausnahmen in Polynesien. Auch möchten wir bezweifeln, ob die äußere Metamorphose der Insulaner in moderne Europäer eine wünschenswerthe Wandlung zum Bessern sei. Die Kohlenschütterhüte, das kurzgestutzte Haar und der frömmelnde Blick sind ein armseliger Ersatz für die feurigen Augen, die glücklichen Mienen und fröhlichen Geberden, wie sie diesen Naturkindern ehedem eigenthümlich waren.

Aitutaki, auch eine Insel der Harvey-Gruppe, sollte zuletzt noch besucht und dann, mit Produkten mannigfachster Art beladen, die Heimfahrt nach Californien angetreten werden, da, in einer finstern stürmischen Januarnacht, wurde durch die verkehrten Befehle des Capitäns, der alter Gewohnheit nach sinnlos betrunken war, und durch die Ungeschicklichkeit der Matrosen, welche polyglottisch sich unter einander nur schwer verstanden, das Schiff zum totalen Wrack und seine Bemannung an

eine in Nebel gehüllte Küste gespült, die sich nachher als zu einer der auf jeder guten Karte verzeichneten Penrhyn-Inseln gehörig herausstellte. Hier beginnen die wunderbaren Schicksale Lamont's und seiner Gefährten auf den Südseeinseln.

Kaum an's Land getreten, wurden die Fremdlinge von den Eingeborenen umschwärmt, die sie zwar als ihre Gefangenen erklärten, aber ihnen von Anfang an freundlich entgegenkamen und bald ganz zutraulich und herzlich wurden. Namentlich hatte sich Lamont selbst in kurzer Zeit zum allgemeinen Liebling zu machen gewußt. Wohl spähte er sehnsüchtig aus nach einem rettenden Segel, wohl suchte er sich der Aufmerksamkeit seiner eingeborenen Umgebung zu entziehen, allein alle seine und seiner Leidensgenossen Anstrengungen blieben vergeblich, und so half es nichts, man mußte dem bösen Spiel ein heiteres Gesicht zeigen und sich, so gut es ging, unter den neuen Verhältnissen häuslich einrichten. Lamont ward hierbei vom Schicksal ganz merkwürdig begünstigt; einer der Häuptlinge fand so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn in aller Form als Sohn adoptirte. Mit diesem seinem neuen Vater und seiner zahlreichen wilden Verwandtschaft besucht unser Californier nach und nach sämmtliche Inseln der Gruppe, unterstützt seine neuen Freunde bei ihren Kriegen und Zwistigkeiten, weiß sich aber auch im gehörigen Respekt zu erhalten, indem er sie bei passender Gelegenheit seine geistige Ueberlegenheit fühlen läßt.

„Eines Tages," schreibt er, „hatte ich kaum meine Hütte verlassen, als Turna (ein junger Häuptling) auf mich zugesprungen kam und mit seinem gewinnenden Lächeln mich aufforderte, ihn zu begleiten. Mit Vergnügen willfahrte ich ihm, und er führte mich darauf einen Weg, den ich bis jetzt noch nicht kannte, mitten durch die Insel. Wir kamen an dichtem Walde vorbei, auf den ich meine Begleiter mit besonderem Wohlgefallen aufmerksam machte, da alle Bäume unter der Last ihrer Früchte fast brachen. Die Bäume standen so eng neben einander, daß der Anblick des Himmels uns völlig entzogen war und erst, als wir ganz nahe herankamen, bemerkte ich auf einem sorgfältig mit Kies belegten freien Platze ein Haus, zu welchem unser Pfad führte. Ein kleines Mädchen war emsig dabei, einen landesüblichen Ofen zu beschicken, und eine junge Frau kniete vor dem Hause, um Früchte aufzulesen. Keine der Beiden ward uns eher gewahr, als bis wir vor ihnen standen. Als uns das junge Weib erblickte, das, wie ich nachher erfuhr, Oeura, meines Geleiters, des jungen Häuptlings, Frau war, ließ sie das Obst fallen, das sie gesammelt hatte, klatschte in die Hände und kam uns schüchtern entgegen. Sie begrüßte mich, dann lief sie in's Haus und breitete Matten aus, auf denen wir uns niederlassen sollten.

Oeura war eine der reichsten Erbinnen in Omuca, als Tochter eines der ersten Häuptlinge, welcher nicht blos hier, sondern auch in Matunga gebot. Der ganze Besitz stammte von ihr, denn Turna als jüngerer Sohn hatte so viel wie nichts. Sie war äußerst ehrgeizig und stachelte ihren Gatten unablässig an, einen hervorragenderen Antheil an den Angelegenheiten der Nation zu nehmen, als ihm seine angeborne Schüchternheit bisher erlaubt hatte.

Bald verkündete das kleine Mädchen, daß das Aberdbrod uns erwarte. Wie ein Affe kletterte Turna auf einen der nächststehenden Bäume, und kaum ein paar Fuß über den Boden erhoben, warf er eine Menge „Muer Muers" herab, die die Kleine eiligst aufhob und in's Haus trug. Diese jungen Nüsse lassen sich sehr leicht schälen und geben, wenn der obere Theil abgenommen ist, ein köstliches Getränk, das die Natur fix und fertig präparirt; etwas Erfrischenderes und Erquicklicheres als das Fleisch der jungen Cocosnüsse mit ihrem sorbetartigen Fruchtgeschmack kann man sich nicht denken. In einer großen Seemuschel brachte Oeura nun zunächst heißes, dampfendes Wasser hereingetragen; sowie sich dasselbe einigermaßen abgekühlt hatte, goß sie es sich auf ihre wunderschönen kleinen Hände und wusch sich damit. Hierauf holte sie einen aus feinen Matten gefertigten kleinen Beutel herbei und wählte aus einer Anzahl von Perl-Tues oder Penrhynischen Löffeln einen auf allen Seiten glänzend polirten, doch mit roher Gravirung verunstalteten für mich aus. Ein paar gekochter Ubos (Aepfel der sich entwickelnden Nuß) waren zu meinem speziellen Genusse bereitet und reservirt und in der That ein sehr wohlschmeckendes Gericht. Nachdem ich ein Stückchen davon gekostet, klatschte ich, nach der Sitte des Landes, in die Hände, legte einen Finger über den Mund und rief aus: Ka oaja, su more (Gott im Himmel, wie delikat!), worauf Turna in ein lautes Lachen ausbrach, Oeura aber, in ihrem Entzücken, vor mir niederfiel und mir die Füße küßte."

In Tokerau wurde unserm Berichterstatter ein dralles, munteres Mädchen von etwa zwanzig Jahren, Namens Roberan Sche, zum Weibe angetragen; und er hatte große Noth, dies Schicksal von sich abzuwenden. Bei einer andern Gelegenheit aber konnte er nicht mehr entkommen, und so heirathete er endlich „Haka Moe Kokaan" oder „die süße Schläferin", die er folgendermaßen schildert: „Sie hatte dunkle, von dem ausdrucksvollsten Blick belebte Augen; ihre Nase war klein und gerade und wenn sie ihre vollen frischen Lippen öffnete, zeigte sie ausgezeichnete kleine weiße Zähne, während ihr langes rabenschwarzes Haar, sobald seine Flechten gelöst waren, ihre ganze anmuthige Gestalt einhüllte."

Die Art, wie sich auf den Penrhyn-Inseln Freunde und Bekannte grüßen, ist höchst eigenthümlich; man reibt gegenseitig die Nasen aneinander. Lamont's Nase, der sich, wie gesagt, bei Jung und Alt beliebt zu machen verstanden hatte, muß unter diesem Gruße beträchtlich gelitten haben. Einmal zu einer Frau gelangt, fand er sich bald im Besitz einer zweiten und dritten, welche letztere, Haka Pu'a geheißen, ihm zu einer wahrhaft treuen und ergebenen Gefährtin wurde.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 20. Dezember.

[Gastspiel des Herrn Emanuel Carrion.] Es war im Oktober 1863, als Signor Carrion auf hiesiger Bühne mit außergewöhnlichem Erfolge debutirte und die Aufmerksamkeit aller Kunstkenner auf sich lenkte; einen Tenor von solchem Umfange und solch glänzender Begabung hatte man lange nicht gehört und war über seine wirklich eminenten Leistungen in Erstaunen versetzt, um so mehr, als Hr. Carrion seine glänzendste Epoche offenbar schon hinter sich hatte und in ein Lebensalter getreten war, in welchem pensionsberechtigte Hofbühnensänger schon längst auf ihren Lorbeeren auszuruhen pflegen. Vier Jahre sind seit jenem Gastspiele verflossen und wieder erscheint Hr. Carrion auf unserer Bühne und fesselt das Interesse der Zuhörer aufs Neue durch seine wunderbare Stimme; noch besitzt sie dasselbe Metall, dieselbe Ausgiebigkeit, dieselbe Höhe und Stärke und scheint in dieser Beziehung der Herrschaft der

Zeit nicht tributär zu sein. Hr. Carrion muß ein Geheimmittel in der Conservirung der Stimme besitzen; im Baryton und Basse hält sich wohl die Stimme lange Jahre, im Tenor aber ist eine solche Ausdauer die größte Seltenheit. Eine derartige Stabilität hat man Hrn. Carrion nicht zugetraut und deßhalb sich zu seinem neuerlichen Debute nicht gedrängt; sogar das gewöhnliche Kontingent der Theaterbesucher war nur schwach vertreten und das Haus bei der vorgestrigen Aufführung der „Lucia“ mit allenfallsiger Ausnahme des Parterres sehr leer. Wohl mögen dazu bei der gegenwärtigen Weihnachtszeit auch finanzielle Bedenken wegen der hohen Eintrittspreise beigetragen haben, der Hauptgrund des mangelhaften Besuches war aber jedenfalls die Befürchtung, in die peinliche Lage versetzt zu werden, eine gesunkene Größe mit den entschwundenen Spuren früheren Glanzes buhlen und kokettiren zu sehen. Derartige Befürchtungen sind aber bei Hrn. Carrion ganz umsonst, wir können mit gutem Gewissen versichern, daß er, ein seltenes Phänomen, noch ebenso excellirt wie früher und noch heute auf der früheren Höhe steht. Er ist der Typus eines südlichen Opernsängers, voll Leben, Beweglichkeit, Feuer und Leidenschaftlichkeit; er vereinigt alle seine Vorzüge und Eigenthümlichkeiten; er singt mit der brennenden und blendenden Farbenpracht des Südens, sein Vortrag ist beredt und glühend und sein Recitativ im höchsten Grade bewunderungswerth. In der Behandlung des Recitatives ist er ein wahrer Virtuose und steht hier im glücklichen Gegensatze zu den italienischen Opernsängern, welche ihre Force gewöhnlich in die großen Arien verlegen und das Recitativ gleich der großen Mehrzahl ihrer deutschen Kollegen als eine reine Nebensache behandeln.

Seine Stimme hatte eine erstaunliche Höhe; er bedarf der Fisteltöne nicht, denn er steigt mit der Bruststimme bis zum hohen c und hat noch in den höchsten Registern ein prächtiges forte; im piano dagegen finden wir ihn nicht in demselben Grade vorzüglich und hier scheint uns auch die Achillesferse zu sein, wo der Zahn der Zeiten nicht so ganz wirkungslos gewesen sein mag; in dieser einen Beziehung ist nach unserem Dafürhalten ein Nachlaß gegen früher eingetreten; eine Stimme, wenn sie auch noch so metallreich ist, vermag in späteren Jahren den Schmelz der Jugend nicht zu ersetzen, und das tritt zunächst im piano hervor, welches härter und markanter wird und die vormalige Klangfarbe sich nicht mehr geben kann. Das ist, wie gesagt, die einzige Spur eines Nachlasses in der Stimme des Hrn. Carrion; doch ist solche noch weniger fühlbar und vermag den Nimbus, welcher seinen Namen ziert, noch keineswegs zu beeinträchtigen. Die Leidenschaftlichkeit des Südländers läßt überhaupt kein piano, wie es dem deutschen Gesange eigenthümlich ist, aufkommen, deßwegen wird derselbe sich auch im lyrischen Gebiete nicht gut zurechtfinden, während er in dem Fache des heroischen Gesanges zu Hause ist.

In diesem Sinne ist Hr. Carrion geartet, ein trefflicher Heldentenor, für den wir aber im lyrischen Fache keine Verwendung finden würden. So haben wir ihn denn auch nur in Rollen der ersteren Gattung gehört, aber in diesen leistete er auch Vorzügliches; sein Manrico in dem „Troubadour“ und sein Edgar in „Lucia“ waren im Gesange wie im Spiele mit gleicher Virtuosität ausgeführt und wurden mit dem lebhaftesten Beifalle gekrönt. Störend ist nur der Umstand, daß derselbe den italienischen Text singt, während ihm seine Umgebung deutsch antwortet, wodurch man an die babylonische Sprachenverwirrung erinnert wird und sich oft in den ernstesten Stellen eines Lächelns nicht erwehren kann.

Die zur Mitwirkung berufenen Opernmitglieder gaben sich anerkennungswerthe Mühe, und leisteten, gehoben von dem mächtigen Vorbilde des Gastes, mehr als man bei der Kürze der zum Einstudiren gegönnten Zeit erwarten durfte. Besondere Beachtung verdienen Frau Hain-Schnaidtinger und Herr Lehmann, die Hrn. Carrion würdig zur Seite standen; insbesondere war die Erstere in Lucia ganz vorzüglich und stand in dieser schwierigen Rolle vollkommen ebenbürtig neben dem Gaste da. Im Uebrigen trug die Aufführung des Troubadours, mehr aber noch jene der Lucia in Ensemble, Chor und Orchester die Spuren mangelhafter Vorbereitung in unangenehmer Weise zur Schau, was Angesichts eines so meisterhaften Gastspieles nur um so unangenehmer berühren mußte. —δ—

Winterlied.

Frei nach dem Englischen des Kirk White.

Laßt die Reisigbrände knattern
Im Kamin! Mag draußen flattern
Des Dezembers Rauschegesind,
Polterwetter, Guß und Wind.

Laßt die Cither froh erklingen,
Laßt uns süße Becher schwingen!
Sorge fort und Angst und Zweifel,
Fort Kobolde, blaue Teufel!

Horch! die Nacht, sie pfeift und gellt,
Daß erschreckt der Hofhund bellt;
Hexen reiten ohne Bügel,
Und der Tod auf Sturmes Flügel.

Häuft die Reisigbündel höher,
Rückt mit euren Stühlen näher —
Halt! für böser Geister Chor,
Ein Hufeisen erst ans Thor!

Nun noch einmal die Geschichte,
Die das Haar sträubt, von dem Wichte,
Den man dort am Waldessaum
Todt fand unterm Elbenbaum.

Nachbar Thom hat ihn gesehen
Nachts um zwölf am Kreuzweg stehen:
O, sein blutig Stöhnen, oh!
Wer 's gehört, wird nimmer froh.

Gnade Gott der armen Seele!
Mit der querdurchschnittnen Kehle
Heute noch im Holze geht er —
Schaut euch nur nicht um — dort steht er!

Wird euch dann recht grau und grus'lig,
Halber furchtsam, halber dus'lig
Schleicht ihr euch in euer Bette,
Schnarcht bald Alle um die Wette.

J. Roth.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Gadermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 103. Mittwoch den 25. Dezember 1867.

Christnacht.

Heil'ge Nacht, auf Engelschwingen
Nahst Du leise Dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen
Und die Fenster sind erhellt.
Selbst die Hütte trieft von Segen,
Und der Kindlein froher Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,
Und ihr Stammeln wird Gesang.

Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz von Thal und Höh'n,
Heil'ge Nacht, so kehrst Du wieder,
Wie die Welt Dich einst geseh'n.
Da die Palmen lauter rauschten,
Und versenkt in Dämmerung
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung;

Da mit Purpur übergossen,
Aufgethan von Gotteshand,
Alle Himmel sich erschlossen,
Glänzend über Meer und Land;
Da, den Frieden zu verkünden,
Sich der Engel niederschwang,
Auf den Höhen, in den Gründen
Die Verheißung wiederklang;

Da, der Jungfrau Sohn zu dienen,
Fürsten aus dem Morgenland
In der Hirten Kreis erschienen,
Gold und Myrrhen in der Hand;
Da mit seeligem Entzücken
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindleins Blicken
Nie gefühlte Freude sog.

Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf:
O so geh' in unseren Herzen,
Stern des Lebens, geh' uns auf!
Schau', im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenschein:
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein.

R. Prutz.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Fortsetzung.)

„Du? du? Täusche mich nicht, Suschen ... du glaubst, ich habe Böses vorgehabt und willst mich nun beruhigen ..."

„Ich gebe kein Versprechen ab, das ich nicht halten kann. Komm in dein Zimmer und ich zähle dir zwölftausend Thaler auf den Tisch. Ach, Hermine, wie glücklich bin ich, daß ich dir helfen kann! Gehe zu dem Vater, er ruft dich ... sage ihm, das Geld, dessen er bedarf, sei da ... glaube mir doch ... so wahr ich eine ehrliche Frau bin, hier in meiner Tasche befindet sich das Geld. Ich habe kein Wort davon gesagt ... geh zu dem Vater!"

Der Buchhalter hatte seinen Chef zu einem Baumstamme geführt, der neben der Brücke lag. Von Fieberfrost geschüttelt saß der arme Mann da, Suschens Mantel hüllte seinen Oberkörper ein.

„Komm, Vater, komm!" rief die Tochter. „Hier ist es kühl, der Wind zieht über den Fluß ... im Hause theile ich dir eine frohe Nachricht mit ... fort, fort!"

Körner, von Herminen und Heßler gestützt, ließ sich führen; er schien nicht zu wissen, was mit ihm vorging. Suschen eilte voran und öffnete die Thüre des Gartens. Von den übrigen Bewohnern des Hauses hatte Niemand das Geschehene bemerkt; man brachte den Fabrikanten zu Bett. Die beiden Freundinnen betraten das Zimmer im Erdgeschosse. Suschen zündete rasch die Kerze an. Dann zog sie die erschöpfte Hermine auf das Sopha.

„Hier ist das Geld!“ rief sie triumphirend.

Sie zählte zwölf Banknoten auf den Tisch.

Hermine starrte das Geld an.

„Ein Traum berückt mich!“ rief sie.

„Sieh' um dich, du wachst ja.“

„Dann täuscht mich ein Blendwerk!“

„Es sind gute Staatsbanknoten, die einen Werth von zwölftausend Thaler haben.“

„Und wie bist du zu den zwölftausend Thalern gekommen?“

„Frage nicht, liebe Hermine, frage nicht!“

„Du hast mit Kohler gesprochen . . . bekenne es, Niemand als Kohler hat so viel Geld. . .“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ rief Suschen aufspringend. „Mit einem so schlechten Manne, wie Kohler ist, spreche ich nicht. Da gibt es noch andere Leute, die helfen . . . oder fürchtest du, ich habe das Geld auf unrechte Weise an mich gebracht?“

„Ach, du bist ja viel zu brav! Aber so erkläre mir doch, Suschen. . .“

„Ich kann und darf jetzt noch Nichts sagen; die Freundschaft sendet dir diese Summe, nun sei dankbar und verwende sie zu deiner Rettung. Du brauchst nicht zu Kohler zu gehen, kannst deinem Friedrich treu bleiben.“

Wie eine Träumende betastete Hermine die Banknoten, die sämmtlich das unverkennbare Gepräge der Echtheit trugen. Und es waren deren zwölf, die ganze große Summe lag da, deren Beschaffung man für unmöglich gehalten. Hermine bemerkte ihren Schwächezustand nicht; der Gedanke, von dem gefürchteten Kohler unabhängig geworden zu sein und doch die Rettung des Vaters bewirkt zu haben, elektrisirte sie. Schluchzend drückte sie die Freundin an sich und bedeckte ihr das Gesicht mit Küssen und Thränen.

„Ich frage nicht, Suschen, nein, ich frage nicht! Das Geld liegt vor mir, du hast es gebracht und damit begnüge ich mich. Wir halten später Abrechnung . . . ich nehme es nur als Darlehen.“

„Wie du willst, aber beruhige den Vater, der seiner Sinne kaum noch mächtig ist.“

Beide überlegten den Schritt, der zunächst zu thun war.

Da trat der Buchhalter ein.

„Heßler,“ rief Hermine, „haben Sie dem Vater schon das Resultat Ihrer Reise mitgetheilt?“

„Nein,“ antwortete traurig der Alte. „Sein Zustand ist der Art, daß er mir bedenklich erscheint. . .“

„Sagen Sie ihm, das Geld sei da.“

„Hermine!“

„Nehmen Sie doch jene zwölftausend Thaler.“

Der Alte warf einen Blick auf die Banknoten.

„Was ist das?“

„Die Summe, die uns retten kann.“

„Wer hat sie beschafft?“

„Fragen Sie doch nicht, gehen Sie zu dem Vater.“

Sie umarmte ihn, laut weinend.

„Heßler, sagen Sie, was Sie wollen, aber lassen Sie mich endlich in Ruhe, ich kann Ihnen heute nicht mehr Rede stehen, meine Kraft ist erschöpft. Das Geld ist auf ehrliche Weise erworben, mehr brauchen Sie nicht zu wissen. Gehen Sie, gehen Sie doch!“

Der Buchhalter prüfte die Banknoten, die er sofort als gut erkannte. Nachdem er sie gezählt hatte, sah er das Mädchen fragend an.

„Sie werden Alles erfahren“, antwortete Hermine, „sobald die Gefahr abgeschlagen ist.“

Nun schob sie ihn der Thür zu. Heßler war verschwunden.

Die beiden Freundinnen saßen still auf dem Sopha; Suschen hielt Herminens Hand fest in der ihrigen und sah sie mit freudigen Blicken an.

„Warte nun auf Friedrichs Heimkehr“, flüsterte sie nach langer Pause. „Der tückische Amtmann, der auf sein Geld trotzt, soll das Ziel nicht erreichen, er mag bersten vor Zorn und Aerger. Wir brauchen ihn nicht, er mag auf seinem Rittergute bleiben und ein alter Junggeselle werden.“

„Suschen, wie ist es dir möglich gewesen?“

„Da bist du schon wieder mit der lästigen Frage! Sprichst du sie noch einmal aus, so gehe ich auf der Stelle und komme nie wieder . . . Das hast du davon.“

„Verlaß mich nur jetzt nicht!“

„So schweige und glaube mir, daß es noch Leute gibt, die das Herz auf dem rechten Flecke haben.“

Hermine konnte Nichts erfahren; sie beruhigte sich endlich, zumal da sie felsenfestes Vertrauen in die Ehrlichkeit der Wittwe setzte. Suschen mußte nun erzählen, wie sie den Fabrikanten angetroffen hatte.

„Ja, es war die höchste Zeit, daß ich ankam!“ rief sie aus. Kurz vor der Brücke sah ich einen Menschen, der am Boden kauerte. Von Angst getrieben, sprang ich über den Rasen und erkannte deinen Vater, der am Boden kniete und zu beten schien. Da ich die Verhältnisse kannte, fürchtete ich das Schlimmste. Ich redete dem armen Manne zu, hob ihn empor und führte ihn der Brücke zu. Mit zitternder Stimme rief er den Namen seiner Tochter; wahrlich, ich hielt den armen Mann für geisteskrank. Um einen Sprung von der Brücke zu verhindern, ging ich dicht neben dem Kranken, stets wiederholend, daß keine Gefahr vorhanden sei. Auf meine Frage, ob er mich kenne, antwortete er durch unverständliche Reden. Uebrigens machte er weiter keinen Versuch, sich das Leben zu nehmen, er wollte nur einen Brief vernichten, den er in seinem Zimmer hinterlassen hatte. So kamen wir glücklich über die Brücke . . . da fand ich dich ohnmächtig am Geländer liegend. Das Uebrige weißt du.“

„O, Dank, liebes Suschen, tausendmal Dank!“ rief Hermine schluchzend. „Du hast mir nicht nur den Vater erhalten, der in der Verzweiflung sich das Leben nehmen wollte, du hast mich auch vor dem größten Unglücke bewahrt, das mich treffen konnte . . . ich darf mich noch die Braut meines Friedrich nennen. Wie viel Elend hast du abgewendet, wie viel Glück herbeigeführt! Der Jammer, der uns ohne dich betroffen hätte, läßt sich nicht ermessen!“

„Sprich nicht davon, Hermine!“

„Mein überwallendes Gefühl gestattet mir nicht, daß ich schweige, ich muß dir danken, muß dich umarmen und küssen . . . dies Alles hast du gethan, die du selbst so elend bist!“

Suschen hatte Mühe, die Freundin dahin zu bringen, daß sie sich ruhig verhielt; Hermine mußte sich fügen, da sie zu abgemattet war und die Folgen der übergroßen Erregung sich einstellten. Nach einer Viertelstunde kam Heßler zurück; er brachte tröstliche Nachrichten.

„Ihr Vater ist beruhigt,“ sagte er; „nun fassen auch Sie sich und gehen Sie später zu dem Kranken, der Sie zu sehen wünscht. Die Gefahr ist abgeschlagen, es wird nun Alles gut werden.“

„Ist der Vater schwer krank?“

„Ich glaube nicht; sein Gemüth ist tief erschüttert und da jetzt eine erfreuliche Wendung der Dinge eingetreten, wird ihm die volle Gesundheit bald zurückkehren. Seine Besorgniß ist auf die Tochter gerichtet . . . gehen Sie bald zu ihm. Uebrigens habe ich ihm gesagt, daß es mir gelungen sei, ein Darlehen zu erheben . . . Sie haben es so gewollt . . .“

„Recht so!“ rief Hermine. „Das Weitere findet sich.“

Bald kam auch der Arzt, den man hatte holen lassen; er erklärte, der Zustand des Fabrikanten sei bis jetzt nicht gefährlich, verordnete einige Hausmittel und entfernte sich, nachdem er die größte Ruhe empfohlen hatte.

„Es geht Alles gut,“ meinte Suschen; „nun kann ich die Nacht bei meinem Mütterchen verbringen. Mit dem frühen Morgen siehst du mich wieder, und dann bleibe ich den ganzen Tag bei dir.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Hermine wollte die Freundin nicht allein nach dem Dorfe gehen lassen.

„Was fürchtest du denn?“ fragte Suschen. Mich wird Niemand anfallen, und sollte es geschehen, so weiß ich mich zu wehren. Nach einem Viertelstündchen bin ich in meiner Hütte, der Weg ist kurz . . . Also gute Nacht, schlafe wohl!“

Sie nahm Hut und Mantel, küßte die Freundin und eilte davon. Wir fügen hinzu, daß sie unangefallen das Ziel erreichte und ihr Mütterchen im Bette liegend vorfand. Sie betete und überließ sich dem Schlafe, der nach den anstrengenden Erregungen, die der Tag gebracht, bald die sanfte Hand nach ihr ausstreckte.

Heßler und Hermine besprachen die Geldangelegenheit noch einmal. Der vorsichtige Buchhalter, der nun völlig in das Geheimniß eingeweiht wurde, unterdrückte aus Rücksicht für die leidende Hermine seine Bedenken; er pflichtete der Ansicht bei, daß Suschen eine ehrliche Frau sei, die selbst aus Freundschaft nicht schlecht handeln könne. Wo auch sollte sie sich einer so großen Summe bemächtigt haben, die kein Bauer wenn er sie besitze, einem Diebe leicht zugänglich liegen lasse.

„Kohler wird wohl geholfen haben,“ meinte der Alte. „Er ist ein wunderlicher Mensch und hat diesen seltsamen Weg gewählt, um sich später in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. So wird es sein. Suschen darf nicht sprechen, so gern sie auch möchte. Ich wüßte keine andere Quelle, aus der ihr das Geld zufließen könnte. Es wird sich bald aufklären. Nehmen wir die Hülfe an, da wir sie nicht zurückweisen können.“

Der Buchhalter führte nun Hermine zu dem Vater; derselbe lag im Bett, aber schlief noch nicht.

„Mein Kind,“ rief er, beide Hände ausstreckend.

Hermine neigte sich und küßte ihn.

„Vater! Vater!“

„Heßler hat Hülfe gebracht, wir können den ersten Angriff abschlagen und siegreich aus der Krisis hervorgehen. Vergessen wir dies dem braven Mann nie! Du brauchst nun kein Opfer zu bringen, Hermine . . . dieser Gedanke macht mich unaussprechlich glücklich. O, mein Kind, mein liebes Kind!“

„Bist du nun ganz beruhigt, Vater?

„Meine Ehre ist nicht mehr gefährdet, darum blicke ich ohne Zagen dem nächsten Tage entgegen, der mir furchtbar war. Ich hatte den Kopf, ich hatte Alles verloren! Ach, wäre Heßler eine Stunde früher gekommen, es wäre dir der gräßliche Schreck erspart, den mein in der Verzweiflung geschriebener Brief dir bereitet hat.“

„Der Brief ist vernichtet, Vater!“

„Und wie fühlst du dich?“

„Da ich deinetwegen Nichts mehr zu fürchten habe, werde ich gesund bleiben. Dem Himmel sei Dank, Vater, der uns in dem letzten Augenblicke von dem Abgrunde zurückgeführt hat!“

„Ihm sei Dank in alle Ewigkeit!“ rief der Greis. „Aber dem schrecklichen Feinde, der mich verderben wollte . . .“

Hermine unterbrach den Erregten.

„Verzeihe ihm, er wird beschämt dastehen und bereuen!“

„Nie, nie! Die Qualen, die ich in der letzten Zeit durch Grasbergs Schuld erduldet, kann keine Macht der Erde ausgleichen. Und du hast nicht minder gelitten als dein unglücklicher Vater! O, mein Kind, der böse Mensch hat viel auf seinem Gewissen! Wie bleich du aussiehst, wie du zitterst . .“

„Es ist Nichts, ich fühle mich vollkommen wohl!“ flüsterte Hermine, obgleich ein leichter Fieberfrost ihren Körper durchschauerte.

Heßler trennte Vater und Tochter unter dem Vorwande, daß noch einige Geschäftssachen zu berathen seien.

„Sie haben nun den Patienten gesehen“, flüsterte er dem jungen Mädchen zu, „gehen Sie ohne Sorgen zu Bett. Freund Börner wird die Generalversammlung nicht besuchen; ich werde ihn vertreten.“

(Schluß folgt.)

Abenteuer in der Südsee.

(Schluß.)

Zu dieser dritten Vermählung wurde unser Autor vom gesammten Stamme der Insulaner gezwungen; die junge Dame hatte sich sterblich in ihn verliebt und ihre Landsleute mochten die Arme nicht vergeblich schmachten lassen.

„Ich bedauerte das Mädchen sehr,“ berichtet Lamont, „allein ich war unerbittlich hartherzig und sagte ihr, ich würde noch den Abend abreisen. Um jeden Preis suchte ich mich von ihr loszumachen; sie warf sich indeß mit den Zeichen des tiefsten Schmerzes auf die Erde, hing sich an mich und schrie unaufhörlich: „Cary coi abana!“ (du darfst nicht gehen). Dann rief sie um Hülfe, und zwar nicht umsonst, denn ein Dutzend Weiber, darunter ihre eigene Mutter, kamen, von ihrem Jammer herbeigelockt, zu ihrer Unterstützung angezogen. Da überlegte ich mir die Sache noch einmal und, alle Gründe erwogen, warum sollte ich mich nicht der Leidenden erbarmen und mir eine weitere Frau zulegen? Zwei hatte ich bereits, ich brauchte mir mithin auch wegen einer dritten keine Skrupel zu machen. Nachdem ich zu diesem Entschlusse gekommen, hob ich meine noch immer zu meinen Füßen wimmernde dunkelfarbige Schönheit auf, klopfte ihr auf den Kopf, nannte sie in Gegenwart des versammelten Publikums meine Frau und versprach ihr, sie mit mir nach Malunga zu nehmen, worauf sie, im Ueberschwang ihres Entzückens, gar kein Ende finden konnte, meine Nase zu reiben, was mehr schmeichelhaft als angenehm war. Mit jedem Schritt wuchs das Gefolge, das uns begleitete, bis schließlich so ziemlich das ganze Dorf uns umringte und seiner Freude über das glückliche Ereigniß in endlosem Spektakel Ausdruck gab.

Das kleine Mädchen selbst zeigte sich über alles Maß hinaus vergnügt; sie tanzte vor der Gesellschaft her und vollführte die tollsten Possen zu meinem Ergötzen. Dann wurden nach allen Himmelsgegenden hin Eilboten entsandt, um die ge-

sammte Vetter- und Basenschaft und alle möglichen Bekannten der Braut herbeizucitiren. Das Hochzeitsfrühstück fand zwar in der königlichen Familie statt, aber nichts weniger als splendid, auch nahm die Neuvermählte selbst, dem Nationalgebrauche gemäß, an dem Schmause nicht Theil, sondern mußte sich in die innersten Gemächer zurückziehen. Nach dem Festessen sammelten sich verschiedene Gruppen um das Zelt des Häuptlings, worin der Bräutigam und seine Freunde bereits Platz genommen hatten. Darauf formirten sich die Männer in eine Reihe für das Pehu (die feierliche Procession) und die Frauen setzten sich nieder, um den Gesang anzustimmen. Die Braut war mittlerweile immer noch nicht erschienen; Alles rief jetzt eifrig nach ihr, da tauchten aus einem geschlossenen Zelte verschiedene junge Mädchen hervor mit einem großen Bündel Matten in ihrer Mitte. Dies Bündel war indeß nichts anderes als die Neuvermählte selbst, die sich plötzlich von ihrer Umhüllung befreite und auf das Zelt zueilte, in welchem ich saß, um alsbald wieder sich umzuwenden, von Neuem in Matten wickeln zu lassen und in den entferntesten Winkel des Hauses zu flüchten. Während mehrerer Tage bleibt sie wenigstens zum Theil in diese Matten eingeschnürt; erst dann zeigt sie sich in dem Titsché, dem weiten weißen Gewande, das nun ihre tägliche Kleidung bildet. Inzwischen nimmt die Ceremonie des Pehu ihren Anfang, ein wirres Geschrei und schließlich blutiges Handgemenge, welches das glückliche Begebniß zu einer sehr melancholischen Geschichte macht. Nachher wird die junge Frau den ältesten Verwandten und Freunden, die bei dem Feste anwesend sind, überliefert, um noch einige andere Förmlichkeiten zu bestehen; alsdann erst darf sich das junge Paar in seine Behausung zurückziehen."

Haka Puta war eine treffliche Hausfrau und hing an Lamont mit wirklich unbeschreiblicher Liebe; das Alles aber konnte in ihm und seinen Gefährten nicht den heißen Wunsch unterdrücken, nach civilisirteren Gestaden heimzukehren, wie es ihn nicht abhielt, allerhand Rettungsversuche in selbstfabricirten Canoes anzustellen.

„Die ganze Zeit über," sagte er, schaute ich unablässig nach dem Schiffe aus, das niemals kam. Die Jahreszeit nahte heran, wo die Wallfischfänger aus dem Norden häufig noch eine Fahrt nach südlicheren Breiten unternehmen, um auch hier nach Thran und Walrath zu jagen, da hörte ich eines Tages, als ich eben unter einer Last von Brettern und Planken keuchte, mit denen mein Haus ausgebessert werden sollte, in einiger Entfernung die so lange schmerzlich ersehnten Worte: „Ti Orka nué" (das große Schiff). Das klang mir wie Sphärengesang. Die Heimath, die verlorenen Freunde, die alten Scenen — das Alles wirbelte mir im Kopfe, als sollte ich den Verstand verlieren. Hurtig warf ich meine Bretter von der Schulter und lief ins Dorf, wo die Eingebornen in fast ebenso großer Aufregung, wie sie mich ergriffen hatte, umherrennen und sich rüsten sah, um auf alle Fälle bereit zu sein. Man erzählte mir, daß ein großes Schiff erblickt worden sei, wie es eben an der Insel Tapuka vorübergesegelt. Inständig beschwor ich meine Umgebung, ein Canoe ins Meer zu lassen, allein nicht eine einzige Hand zeigte sich willig, das Boot aus der Lagune, wo die Fahrzeuge in der Regel vor Anker lagen, nach der See zu schaffen. Ich sei ihr Gefangener, gaben sie mir zur Antwort. Plötzlich fiel mir ein, daß ich kürzlich ein großes Canoe an einer Stelle im Süden der Insel gesehen hatte, das ich mir getraute flott zu machen. Halb wahnsinnig vor Erwartung stürzte ich über die spitzen Kiesel, Korallen und Muschelschalen des Strandes dahin, und dort angekommen, erspähte ich richtig ein Schiff, das längs der Küste steuerte. Der Anblick gab mir Riesenkraft, — es gelang mir, das plumpe Boot ins offne Wasser zu bringen. Aber, o, Schmerz! das Canoe war leck, und da das Schiff bereits fern nach Süden segelte, so schienen alle meine Anstrengungen fruchtlos gewesen zu sein.

In diesem Augenblicke näherten sich einige Insulaner; auf meine Bitte zündeten sie aus Haufen verwelkter Pandanenblätter ein stattliches Feuer an, welches bald in hellen Flammen empor schlug und vielleicht die Aufmerksamkeit des fernen Schiffes nach unserm Strande lenkte. Darauf eilte ich nach den Klippen am äußersten Ende der Insel, band mein Hemd an einen Spieß und wehte unermüdlich mit dieser primitiven Fahne; vielleicht daß doch Jemand an Bord von diesen Veranstaltungen Notiz nahm. Wirklich, das Schiff kam der Selle, wo ich stand, näher und näher! Jetzt schrie ich, so viel mir meine Lunge hergeben wollte; doch das Gebrüll der Brandung überdonnerte jeden andern Laut. Von Neuem sank mir der Muth und schon schwand alle Hoffnung, denn das Schiff entfernte sich wieder. Da kam mir ein neuer Gedanke! Möglich daß schon Jemand von meinen Leidensgefährten, einer von den in Tapuka wohnenden, sich auf dem Fahrzeuge befand und dieses zu meiner Erlösung nach Manzerongaro herum dirigirte. Der Wind war dazu günstig, und obschon das Schiff weit schneller dahin strich, als ich laufen konnte, so suchte ich ihm doch mit der vollen Angst der Verzweiflung zu folgen.

Inzwischen war die Sonne bereits untergegangen, aber die dunkle Gestalt des Schiffes zeichnete sich noch deutlich am purpurnen Himmel ab, als ich halb todt vor Anstrengung, das Dorf Manzerongaro erreichte. Allmählich verschwand das Licht an der Windvierung des Fahrzeugs, das mir seither als Leitstern über die Wogen hergeschimmert hatte. Erschöpft an Körper und Geist, warf ich mich, dem bittersten Kummer preisgegeben, am Strande nieder. Ein Ertrinkender greift indeß, sich zu retten, nach einem Strohhalm; in der Besorgniß, das Schiff könne die Höhe der Insel verlieren, hielt ich die ganze Küste mit Pandanen- und Palmblättern in Flammen. Endlich erschien der bang ersehnte Morgen, — doch kein Schiff! Der Tag brach an und verstrich; der Abend kam heran und immer war noch nichts vom Schiffe zu erblicken. Da es während der Nacht vielleicht etwas mehr von der Richtung abgekommen war, als es beim Tage wieder einbringen konnte, so entzündete ich zum zweiten Male meine hochlodernden Signalfeuer, umsonst — das Schiff war unwiederbringlich fort. Die Enttäuschung übermannte mich vollständig, und ich gerieth in eine solche Wuth, daß die Eingebornen mir nicht zu nahen getrauten. Wenn ich schlief, schlichen sie sich verstohlen zu meiner Hütte, brachten mir Speise und Trank und warteten, in einiger Entfernung von mir sich niederkauernd, bis ich von ihren Gaben genommen hatte."

Schließlich ist das Glück Lamont doch noch hold: ein Walfischfahrer, der John Appleton, nimmt ihn und seine Gefährten an Bord und trägt sie der Heimath zu, aber nur erst nach einem ernstlichen Kampf mit den Insulanern, die ihren geliebten Gefangenen nicht ziehen lassen wollten.

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Richard Habermann. — Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 104. Sonntag den 29. Dezember 1867.

Der Landwehrmann.

Novelle von A. v. W.

(Aus dem illustrirten Familien-Journal.)

(Schluß.)

Schon früh am nächsten Morgen war der Buchhalter thätig; er packte Bücher, Papiere und Geld in einen Koffer, ließ diesen in den sichern Wagen schaffen und fuhr nach dem eine Stunde entfernten Gasthause, in welchem die Versammlung abgehalten werden sollte. Hier legte er mit der ihm eigenen Pünktlichkeit Rechnung ab, erklärte den Austritt seines Chefs, den er durch die wachsende Kränklichkeit desselben motivirte und übergab Bücher, Papiere und Kasse an Kohler, den man einstimmig zum Kassirer gewählt hatte. Die Liquidation des Vereins, die einige Mitglieder beantragt hatten, ward verworfen. Die Verhandlungen nahmen einen ruhigen Verlauf. Der Oberförster Graßberg sprach dem scheidenden Kassirer Worte des Dankes und der Anerkennung aus.

„Dieser Schurke!" dachte Heßler, der den Ausbruch seines Unmuthes kaum verhindern konnte. „Man sollte denken er sei der beste Freund Börners, während er doch der tückischste Feind ist."

Heßler bestieg seinen Wagen und fuhr nach der Fabrik zurück, die er bald erreichte. Der Fabrikant saß in seinem Lehnstuhle, als der Buchhalter in das Zimmer trat.

„Wie steht es?" rief er dem Freunde entgegen.

„Gut, recht gut! Der Verein besteht fort, Kohler ist Kassirer geworden. Unsere Rechnungsablage stimmte auf ein Haar, Alles ist in Ordnung."

Die näheren Berichte des Buchhalters beruhigten den Fabrikanten nicht nur, sie stimmten ihn selbst heiter. Daß Heßler alle jene Dinge verschwieg, die Bedenken erregen konnten, bedarf wohl der Erwähnung nicht; es handelte sich vor Allem darum, Börners Gemüthsruhe wiederherzustellen und die erschütterte Gesundheit desselben zu kräftigen. Denselben Abend kam Suschen athemlos bei Herminen an; sie brachte einen Brief von Friedrich, der an sie adressirt gewesen. Der Hauptmann schrieb von seinem Avancement, schilderte die Heftigkeit der letzten Schlacht, die Todesverachtung und den Muth der preußischen Soldaten, versicherte, daß er unversehrt geblieben, und stellte baldige Heimkehr in nahe Aussicht.

Dieselbe erfolgte auch wider Erwarten schnell, nachdem der Krieg rasch beendigt war, und mit einem Orden dekorirt kehrte Friedrich in die Arme seiner theuren Eltern und der sehnsüchtig harrenden schwergeprüften Hermine zurück. Die Freude des Wiedersehens zu schildern, möge uns der Leser erlassen. Friedrichs Abschied vom Heere und Ernennung zum Oberförster ließ nicht lange auf sich warten und nachdem sich herausgestellt, daß die Feindseligkeiten zwischen Börner und dem Vater Friedrichs nur durch den Amtmann Kohler zur Erreichung eigennütziger Zwecke herbeigeführt und geschürt worden waren, versöhnten sich die alten Freunde wieder und Hermine wurde des jungen Oberförsters glückliche Gattin.

Dietrich Starke wurde von dem verdienten Schicksale bald erreicht; nachdem der Diebstahl der zwölftausend Thaler entdeckt worden, war Dietrich genöthigt, Suschen um Rückgabe dieser Summe zu drängen, da aber Suschen von Hermine dieselbe nicht sogleich herbeischaffen konnte, wurde sie von Dietrich in seiner höchsten Angst bedroht, als Diebin dieser Banknoten zur Anzeige gebracht zu werden. Heßler schaffte nun in wenigen Tagen das Geld aus der Stadt, was ihm nun leichter geworden, indem nach beendigtem Kriege der Kredit sich wieder gehoben hatte und die Fabrik Börners reichlich mit Aufträgen versehen worden, so daß sie wieder alle ihre Arbeiter beschäftigen konnte. Inzwischen kehrte unter den entlassenen Kriegern auch der Steinbrecher Franz Fink zurück. Seine linke Hand war verstümmelt und der Arm steif geworden, so daß er seiner frühern Beschäftigung als Steinbrecher nicht mehr nachkommen konnte. Von seinem Freunde Dietrich Starke suchte er nun Geld zu erpressen, was ihm auch unter den beständigen Drohungen, „ein gräßliches Geheimniß zu entdecken," gelang. Fink hatte nämlich, durch Starke's Geldversprechungen verlockt, seinen Kameraden Arnold während eines Kampfes mit dem Feinde rücklings erschossen; von Gewissensbissen geplagt, ergab er sich dem Trunke. Um sich nun des lästigen, ihm gefährlich gewordenen Steinbrechers zu entledigen, paßte Dietrich demselben eines Abends am Saume des Waldes auf und tödtete ihn durch einen Schuß. Ein Zufall hatte gerade den Oberförster in die Nähe geführt, der aus dem Munde des Sterbenden noch die letzten Worte vernahm: „das war Dietrich Starke." Vom Gerichte verfolgt und nachdem auch der todtgeglaubte, jedoch nur schwer verwundete, in einem böhmischen entlegenen Orte gepflegte Arnold in Suschens Arme zurückgekehrt war, ertrug er nicht länger mehr die gräßliche Pein und stürzte sich in die Fluthen des benachbarten Stromes und ertrank. Den reichen Schulzen traf das traurige Loos, seinen Sohn als Selbstmörder neben Franz Fink beerdigt zu sehen.

Arnold wurde, da er als Jäger gedient hatte und Forstkenntnisse besaß, auf Verwendung seines Vorgesetzten zum Unterförster ernannt, Graßberg und Frau Marie wohnten bei ihren Kindern und bildeten eine Familie; Börner vollendete den Bau seiner Fabrik und arbeitete mit neuen Maschinen; er wollte

für seine Kinder ein Vermögen erwerben und dann das Etablissement verkaufen; Hermine und Suschen liebten sich wie Schwestern. Erst im Winter erfuhr Börner, wie die junge Frau das Geld zu seiner Rettung beschafft hatte; er übersandte ihr als Weihnachtsgeschenk eine Tausendthalernote, die sie zugleich als Zinsen für das geliehene Kapital betrachten möge.

Ein genialer Cadet.

(Skizze aus dem österreichischen Soldatenleben.)

Cadet Moritz war so schwachköpfig, daß man jeden Augenblick erwarten mußte, er werde zu den höchsten Stellen avanciren; doch hatte er es vorläufig nur zum Corporal gebracht. Als solchen traf ich ihn in der Regiments-Cadetenschule und studirte ihn eifriger als meine Reglements. Er war der fleißigste Schüler der Welt, lernte von früh bis Abends, und am Abende wußte er nichts. Der Schulcommandant, Hauptmann A., ein leberkranker, leidenschaftlicher Mann, sagte ihm bei jeder Prüfung: „Cadet Moritz, es gibt eine Grenze menschlicher Schwachheit; darüber hinaus wird die Dummheit zur Bosheit, — und ich glaube, Sie sind aus reiner Bosheit so beleidigend dumm! Ich bitte Sie ums Himmelswillen, ziehen Sie den weißen Rock aus und werden Sie Schuster oder — Diplomat!“

Hierauf erwiederte Moritz nie etwas anderes, als: „Herr Hauptmann, ich bitt' . . .“ Der Hauptmann aber schloß zähneknirschend: „Sie sind der Nagel zu meinem Sarge; an Ihrer Dummheit sterbe ich noch!“ Da war Moritz stets tief gerührt, vergoß zwei gewaltige Thränen, aber wurde um kein Haar gescheidter.

Für den alten Obersten war Moritz „ein warnendes Beispiel, wie der Mensch nicht auf die Welt kommen dürfe“, eine „Pflanze in Menschengestalt“, eine „vegetabilische Abnormität“. Diese Meinung hatte Strengau bei der letzten Prüfung gefaßt. Er war damals in bester Laune in die Cadetenschule gekommen und hatte die Prüfung mit folgendem „kurzen, kleinen Worte in Güte“ eröffnet (Sehr höflich): „Meine Herren! Sie haben hier Gelegenheit, sich jene Kenntnisse zu erwerben, deren Sie bedürfen, um heute oder morgen Offiziere zu werden. Ich vertraue auf Ihren Eifer und erwarte daher die günstigsten Resultate. (Minder höflich) Ich weiß übrigens, daß Einzelne unter Ihnen nicht entsprechen und werde ein scharfes Auge auf sie haben. (Mit steigender Stimme) Ich weiß auch, daß es unter Ihnen viele Faulpelze und Streichmacher giebt; (ingrimmig) ja, ich möchte sagen: Es wimmelt hier von nichtsnutzigen Schlingeln jeder Gattung; (mit furchtbarer Stimme) aber ich glaube, Ihnen verbürgen zu können, daß ich Sie dressiren lassen werde! . . . Ich will Sie pariren lehren, Sie, fabelhafte, immens liederliche Cadetengesellschaft!“

Hierauf kehrte sich der Alte jählings zu dem Cadeten Alexis, dem größten Streichmacher der Schule, und fragte: „Welche sind die Tugenden des Soldaten?“ Tiefes Schweigen; Alexis wußte keine einzige Tugend und wandte nun ein schon lange vorher einstudirtes Rettungsmittel an; — er warf sich künstlich in Ohnmacht und wurde unter allgemeiner Theilnahme hinausgetragen. Leider war das rasch geschehen, und der schreckliche Alte setzte die Prüfung unerbittlich fort. Eines der nächsten Opfer war der dicke Mathias. Er wurde nach dem „Geiste des Soldaten“ gefragt,] und da er selbst keinen hatte, fiel ihm die Antwort schwer. Doch glaubte er das Richtige gefunden zu haben, als er stammelte: Der Soldat dürfe nicht an „Geister“ glauben.

Die Augenbrauen des Alten machten einen Satz, als wollten sie über die Kopfhaare hinausspringen, und unheimlich gröhlte er: „Hm! wie? was sagte dieses dicke Gespenst? . . . Hm! wollen Sie wohl augenblicklich Ihre Mündung zuklappen, Sie ewigklaffendes Unwesen?“

Entsetzt schlug Mathias die Kinnladen zusammen, und nun kam die Reihe an Moritz. Um diesen interessirte sich der Oberst ganz besonders; denn er hatte schon Erstaunliches von ihm gehört. „Was war Alexander der Große?“ fragte er. Moritz kannte diesen Mann nicht. „Wer war Hannibal?“ In Moritz' Gehirn dämmerten jetzt historische Erinnerungen, angeregt durch den soeben gehörten Namen „Alexander“, und fast triumphirend entgegnete er: „Hannibal war der Sohn des Alexander und des Bucephalus.“

„Donner!“ schrie der Alte fast erschrocken und wich einen Schritt zurück; „Mensch, warum nannten Sie nicht wenigstens irgend eine weibliche Bestie?“

Auf jede weitere Frage folgte nun eine überraschend unsinnige Antwort; u. A. fragte der Alte: „Welches Mittel wenden Cavallerieplänkler an, um die Sicherheit des feindlichen Feuers zu schwächen?“

Wie sollte Moritz, der nicht einmal wußte, wie er sich selbst helfen sollte, die Kriegskniffe der Cavallerie kennen?! Ein mitleidiger Kamerad flüsterte ihm die richtige Antwort zu: „Sie reiten Volte.“ Aber Moritz faßte nur den Klang, nicht den Sinn und sprach: „Sie thun, als ob sie reiten wollten!“

Der leberkranke Hauptmann riß sich hinter dem Rücken des Obersten ein paar Haare aus und seine Augen sprühten wie „Speiteufel“; der Alte aber schien hocherbaut und schrie: „Ohohoho! diese Schelme! sie sitzen im Sattel . . . mitten drinn im Sattel und thun doch nur so, als ob sie reiten wollten!“

Das Examen fand seinen würdigen Abschluß, als Moritz in seiner Todesangst bei Aufzählung der österreichischen Streitkräfte zwei — Marine-Kürassierregimenter vorführte. Der Alte wandte sich so plötzlich ab, daß wir glaubten, er habe Nasenbluten, und noch unter der Thür hörten wir ihn gröhlen: „Marinekürassiere! . . . Heiliger Himmel! . . . Meerreiter mit Segelstangen hinter den Ohren! . . . Seepferde mit Steuerruder statt der Schwänze! . . . Scheußlich!“

Seit diesem Tage stand Moritz vor den Augen des Obersten kaum noch auf der Stufe der Farrenkräuter. Der leberkranke Hauptmann aber apostrophirte ihn folgendermaßen: „Cadet Moritz, Sie haben mich, die Schule, das Regiment, die Armee, die ganze Welt blamirt! . . . Ich sollte Sie einsperren, krummschließen und fasten lassen; aber ich will das nicht . . . ich . . . ich bedauere Sie!“

Moritz schluchzte sein gewöhnliches: „Herr Hauptmann, ich bitt' . . .“ und die Sache war für diesmal abgethan.

Eine Woche später wollte Hauptmann A. einen zur Cadetenschule gehörigen Oberlieutenant besuchen und erkundigte sich bei uns nach der Wohnung desselben. Niemand wußte Bescheid; nur Moritz, den der Hauptmann gerade scharf fixirte, gestand bebend, er wisse es.

„Gut; nehmen Sie Säbel und Czako und führen Sie mich hin“, befahl der Hauptmann, sichtlich erfreut über diese Spur von Wissen. Vor dem Casernthore fragte A.: „Ist's

weit?" „O nein, Herr Hauptmann!" antwortete Moritz und warf einen irren Blick in die Luft. Man ging eine starke Viertelstunde durch Gassen und Gäßchen, bald links und bald rechts. „Element!" keuchte der Hauptmann, „sind Sie denn auch sicher? . . . Kennen Sie Gasse und Haus genau?" „O ja, Herr Hauptmann!" stöhnte Moritz und bog rasch in eine finstere Seitengasse. Er wußte gar nichts!

Schon waren zwei Vorstädte durchwandert, der Hauptmann troff vor Schweiß und seine Galle stieg höher und höher. „Donnerwetter!" schrie er plötzlich, „in dieser Gasse waren wir ja schon vor einer halben Stunde! . . . Wollen Sie mich foppen?" „Ich bitt', Herr Hauptmann", ächzte Moritz, „ich find' die rechte Gasse nicht." „So fragen Sie doch irgend Jemanden!" Moritz fragte einen Vorübergehenden. Er mußte sonderbar — gefragt haben; denn der Vorübergehende lachte krampfhaft.

„Nun?" forschte A., als der unglückselige Cadet mit dem Angstschweiße auf der Stirne zurückkam. „Das . . . . das ist die — gefehlte Vorstadt, Herr Hauptmann," stotterte Moritz.

„Was?" schrie der Leberkranke wüthend, „so schleppen Sie mich seit zwei Stunden an der Nase herum, ohne auch nur die Vorstadt zu finden? . . . . Sie sind ein Monstrum! . . . Wissen Sie denn wenigstens jetzt Bescheid?"

„O ja, Herr Hauptmann!" entgegnete der Unglückliche mit der Bestimmtheit der Verzweiflung „Nun denn in Gottes Namen vorwärts! Aber ich rathe Ihnen, die Augen aufzumachen!" Wieder ging es kreuz und quer dreiviertel Stunden lange fort, bis endlich der Hauptmann bebend vor Wuth stehen blieb und rief: „Nein! es hat Alles seine Grenzen! . . . . Augenblicklich finden Sie diese schändliche Gasse oder ich . . . ich vernichte Sie!" Moritz fühlte seine Sinne schwinden; der Moment der Entscheidung war gekommen und nirgends ein Rettungsmittel. Verzweifelt führte er den Wüthenden in die nächste Gasse und sagte: „Ich bitt', Herr Hauptmann, die ist's."

„Na, endlich!" brummte A. ein wenig versöhnt. Die Gasse war der Länge nach durchschritten; Moritz kehrte wieder um. „Was gehen Sie denn wieder zurück? . . . Da waren wir ja schon!" rief der Hauptmann.

„Ja, ich bitt' . . . ich find' die Hausnummer nicht!" winselte Moritz.

„Welche Nummer ist's denn?"

Moritz schwieg und zitterte.

„Nun? welche Nummer?" donnerte der Leberkranke.

„Ich bitt' . . . ich . . . weiß es nicht," lautete die hochüberraschende Antwort.

Sprachlos stand der Hauptmann eine Weile vor diesem außerordentlichen Schwachkopf; dann stieß er eine Art Rachegeheul aus und rannte so schnell als möglich davon.

Als Moritz zu Hause kam, wartete seiner schon der alte Aufsichts-Feldwebel und führte ihn auf dem nächsten Wege nach einer Nummer, welche kein Cadet jemals vergißt.

Zur Erinnerung an Dr. J. Sighart.

Der rührigen Thätigkeit dieses Mannes ist es hauptsächlich zu danken, daß das Bayerland in das Gebiet der Kunstgeschichte eingeführt wurde. Sein Lebensabriß ist kurz und einfach. Geboren am 16. Jan. 1824 in der Nähe zu Altötting, wo sein Vater Aufschläger und Gutsbesitzer war, kam der talentvolle Knabe bald zu den Studien nach Neuburg und München. Hier auf der Hochschule löste Sighart eine Preisaufgabe und promovirte als Doctor philosophiae, wendete sich dann aber dem Fachstudium der Theologie zu, wurde 1846 Priester und, nach kurzem Aufenthalt in der Seelsorge zu Trostberg, bereits 1847 Professor der Philosophie zu Freysing. Daneben warf er sich mit begeisterter Energie auf das Studium der Kunst, und gewann an den jungen Theologen einen weittragenden Wirkungskreis. Als Erstlingsfrucht seiner Bestrebungen erschien 1851 ein Programm über den Dom zu Freysing, welches sich alsbald zu einem eigenen Buch vergrößerte. (Landshut 1852. X. und 103 S. 8⁰ mit artistischen Beilagen.) Daran reihte sich die Geschichte der Frauenkirche zu München (Landshut 1853. X. und 142 S. 8⁰ mit 6 Kunstbeilagen), und das liebliche Büchlein über Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freysing. (Freysing 1855. 256 S. 8⁰.) Das Beispiel Lübke's schwebte ihm vor, und der sehnliche Wunsch, dasselbe für sein geliebtes engeres Bayerland zu leisten, was dieser damals schon gefeierte Kunsthistoriker für Westfalen gethan hatte. Leider standen unserem Sighart keine Mittel zu Gebot, und selbst die dazu erforderliche Zeit war knapp gemessen.

Zusammenhängend mit Sigharts Vorliebe für altdeutsche Kunst und Literatur, erschien 1857 das schöne Buch über „Albertus Magnus, sein Leben und seine Wissenschaft" (Regensburg, XVI und 386 S.), unseres Wissens die einzige Arbeit neuerer Zeit über den sagenumsponnenen Wundermann. Der Verfasser löste mit kundiger Hand sorgfältig den Epheu der Mythe und Märe von dem mächtigen Bild, und brachte auch dessen Porträtkopf in der ruhigen Mittagbeleuchtung besonnener Kritik zur weiteren Betrachtung. Um diese Zeit überraschte unsern Autor plötzlich die Gnade des Königs Maximilian mit dem ehrenvollen Auftrag, eine ausführliche „Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern" auszuarbeiten. Ergiebige Mittel wurden für den Zeitraum von vier Jahren gewährt. Sigharts Thätigkeit steigerte sich nun ins unglaubliche; der höchste Wunsch seines Herzens war erfüllt. Ohne seiner Lehrthätigkeit wesentlich Abbruch zu thun, durchzog Sighart das durch den königlichen Auftrag begränzte Terrain, pilgerte durch alle Städte, Märkte und Dörfer, suchte vom höchsten Bergkirchlein bis zur letzten Klosterruine alle noch irgend interessanten Ueberreste der Kunst auf, begleitet von einem Zeichner, welcher alle noch unbekannten Werke in stilgetreuen Skizzen copirte. Dazu suchte er in den Bibliotheken, durchmusterte die Schätze der Miniaturen und Handzeichnungen, und stöberte in Archiven nach kostbaren Rechnungen, Aufschreibungen und gleichzeitigen Documenten. Die so gewonnene Ausbeute ordnete er dann mit musterhafter Schönheit des Vortrags und übersichtlicher Klarheit. So entstand das obengenannte zweibändige Werk, welches 1863 (im Verlag der Literarisch-artistischen Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung in München, 798 S. gr. 8.) erschien, ausgestattet mit vielen trefflichen Illustrationen in Holzschnitt und mit einer staunenswerthen Fülle von bisher unbekannten Künstlernamen, welche mit und neben ihren meist glänzend geschilderten Werken der Vergessenheit entstiegen. Das Register der Steinmetzen, Maler und Metallarbeiter allein ist gegen den früheren Bestand wohl um ein Drittel vermehrt. Damit zusammenhängend bearbeitete er auch für die „Bavaria" die betreffenden

Abschnitte über Kunst. Schon früher hatte Sighart durch weitere Reisen sein feinfühliges Auge gebildet und seinen Gesichtskreis erweitert; inzwischen führten ihn seine Studien neuerdings nach Wien, Berlin, Paris und Rom. Während er nicht müde wurde, die Liebenswürdigkeit zu rühmen, mit welcher er in der vielverlästerten Metropole Preußens aufgenommen wurde, gestalteten sich seine Erinnerungen an Italien zu einem zur Kunstgeschichte und Volkskunde höchst interessanten Reisebericht, den er unter dem leicht mißdeuteten Titel „Reliquien aus Rom" (Augsburg 1865, 211 S. gr. 8) zur Oeffentlichkeit brachte. Darin sind besonders die kunsthistorischen Erhebungen über das Grab des Kaisers Otto II. in der ehemaligen Peterskirche von anziehendem Belang.

Im Jahr 1865 wurde Sighart außerordentliches Mitglied der Akademie, und beinahe gleichzeitig in das Domcapitel in München berufen. Als er seine Lehrthätigkeit zu Freysing verließ, wo er Hunderte von Jünglingen für die heilige Kunst begeistert hatte, schenkte er dem von ihm begründeten Museum alle seine reichen Sammlungen an Handzeichnungen, Rissen, Skizzen, Kupferstichen u. s. w., kurz, den ganzen kostbaren Apparat, welchen er in einem Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren mühselig und kostspielig erworben hatte. In München entstand noch aus Anlaß der durch Rießen copirten und in Bruckmanns Verlag photographirten Apostelköpfe eine kurze Skizze über „Leonardo da Vinci und sein letztes Abendmahl" (München bei Bruckmann, 1867, 23 S. gr. 4.); ferner ein Lebensbild von „Peter Cornelius" (München 1867, 84 S. gr. 8.). Das war Sigharts letzte Arbeit. Während er noch zum Behuf einer zweiten Auflage die bessernde Hand anlegte, erreichte ihn am 20 d. M. der Tod, welcher ihn im Laufe des Jahres schon zweimal mit einem schweren Herzleiden bedroht hatte. Sighart war im eigentlichen Sinn eine anima candida, ein Priester ohne Arg und Falsch, ein Gelehrter ohne Neid und Dünkel, ein liebenswürdiger Mensch, der wohl keinen Feind oder Gegner kannte, und in echt evangelischer Milde Wohlthaten spendete, ohne daß die Linke wußte, was die Rechte that. Ihm ist die Erde leicht!

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 26. Dezember.

Das Gastspiel des Hrn. Carrion, welches sich in den Opern „Die Stumme" und „Norma" fortgesetzt hat, nimmt das Interesse der Kunstverständigen immer noch lebhaft in Anspruch, während das große Publikum demselben ziemlich ferne steht und sich zu größeren Opfern, wie sie die erhöhten Preise erheischen, nicht verstehen will; erst in der im Abonnement gegebenen „Norma" war eine größere Betheiligung ersichtlich, während die „Stumme" bei aufgehobenem Abonnement vor größtentheils leeren Bänken spielte. Trotz der Virtuosität, mit welcher Hr. Carrion den Masaniello gesungen, hätten auch wir es vorgezogen, der Aufführung dieser Oper uns zu entschlagen, wenn wir gewußt hätten, mit welcher Oberflächlichkeit dieselbe durchgenommen worden war; von Einstudiren kann keine Rede sein, wenigstens machte die Aufführung den Eindruck, daß solche nur nothdürftig zusammengerafft war. Wenn man zuverlässige Kräfte vor sich hätte, dann könnte man wohl eine geläufige leichtere Oper obenhin durchgehen und des Erfolges gesichert sein; allein mit einem Personalstande, wie er hier zu Gebote steht, eine Oper, wie die „Stumme", ohne genügende Vorbereitung zu riskiren, ist ein höchst zweifelhaftes Experiment, welches man selbst dann nicht wagen kann, wenn man den Masaniello in den besten Händen weiß; auch die Fenella und der Pietro, die Elvira und der Alfonso sind Rollen von hoher Bedeutung, die ein gründliches Studium verlangen und routinirten Kräften schon mißlungen sind; überdies sind dem Chorpersonale und dem Orchester Aufgaben zugefallen, welche selbst bestdisziplinirten musikalischen Kerntruppen zu schaffen machen.

Unter solchen Umständen konnte die „Stumme" uns sehr wenig Anziehendes bieten und selbst der vortreffliche Masaniello des Hrn. Carrion, welcher sich ebenso eigenthümlich gegen die übrigen Leistungen abhob, wie ein von Meisterhand gemalter Kopf auf einem Hintergrunde aus dem Pinsel eines Stümpers, uns nicht ganz mit der Aufführung versöhnen.

Auch bei der „Norma" hatte man sich die Mühe genügender Einstudirung nicht genommen, was sich namentlich im Orchester zeigte, welches öfter eine sehr schwankende Haltung annahm und mit der gallischen Oberpriesterin in fortwährendem Konflikt lag, weil sie, von der Leidenschaft ihrer Arieen hingerissen, den Takt, obgleich solcher von dem Dirigenten zur Genüge beschleunigt wird, immer noch mehr zu forciren strebte.

Hr. Carrion leistete als Sever Vorzügliches; seine Stimme, obwohl des Schmelzes der Jugend baar, besitzt eine Geschmeidigkeit und Modulationsfähigkeit, eine Kraft und Ausdauer, daß wir unter Berücksichtigung seines eleganten, fein nuancirten Vortrages alsbald vergessen, daß der Sänger die Reife des Mannesalters längst beschritten hat. Indem wir seinem Verdienste wohlverdiente Anerkennung zollen, können wir nicht umhin, auch der Trägerin der Hauptrolle, Frau Hain-Schnaidtinger, gerecht zu werden und ihre Leistungen als vollkommen ebenbürtige hervorzuheben. Sie hatte sich in der ihrem Naturell und ihren Anlagen so entsprechenden Rolle gehen lassen und war ganz der Inspiration der Kunst gefolgt. In steter Steigerung von einer Nummer zur anderen erreichte sie den Kulminationspunkt dramatischer Schönheit in dem wundervollen Duette: „Nun bist du in meinen Händen". Ein Sever und eine Norma wie neulich wird sich wohl selten zusammenfinden und schwerlich wird in diesen Rollen Besseres geboten werden können. So wurden denn die Zuhörer zu einem Applause hingerissen, wie er selten so einmüthig und mächtig sich erhoben hat.

Was die übrigen Darsteller anlangt, so wurde der Orovist von Hrn. Ganzemüller brav gesungen und würdevoll gespielt, während sich Frl. Holm, welche die ihrer Individualität nicht entsprechende Rolle der Adalgisa übernommen hatte, nicht ganz darin zurecht gefunden hat; desto größeren Beifall fand sie in dem „Pariser Leben", einer Komposition aus der bekannten Operettenfabrik von J. Offenbach mit dürftiger Musik und noch dürftigerer Moral, auf welche wir demnächst ausführlicher zurückkommen werden, da uns für diesmal Zeit und Raum gebricht.

—δ—

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Richard Gabermann.— Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- u. Kunsthandlung in Würzburg.